

Die Gesellschaft



Die Gesellschaft

Halbmonatschrift

für

Litteratur, Kunst und Sozialpolitik.

Herausgegeben
von
M. G. Conrad und L. Jacobowski.

Jahrgang 1898.
Erstes Quartal.

Leipzig.
Verlag der „Gesellschaft"
Hermann Haacke.

Inhaltsverzeichnis.

Inhaltsverzeichnis.

Porträts:



Wilhelm von Polenz.

1898

Heft 1.

Die deutsche Jugend und die Reichspolitik.

Von Michael Georg Conrad.

(München-Berlin.)

Einmal ist — einmal, dachte ich und empfand weiter kein Verschulden gegen meine demokratische Grundgesinnung und Parteiverpflichtung, als ich mich wohlgemut auf den Weg machte, der Eröffnung des Reichstags im Kaiserschlosse an der Spree beizuwohnen. Geht man auf schauspielerische Eindrücke aus, dann ist Vollständigkeit künstlerische Gewissenssache. So begann ich programmgemäß mit dem Gottesdienst in der Schloßkapelle. Ich bin geborener Protestant. Dies, selbstverständlich, mit der modernen Beschränkung und — Erweiterung des Begriffs.

Daß ich's gleich sage: ich danke dem Kaiser die interessantesten Eindrücke meines parlamentarischen Jahres. Der Mittag in der Schloßkapelle und im weißen Saale ist mir ein erlesener Genuß gewesen. In so lauten Tönen und vollen Farben Gottesdienst und Kaiserherrlichkeit auf frischer That symphonisch in die Sinne aufzufangen, dazu kann noch der begabteste verwöhnteste Feinschmecker mit der Zunge schnalzen. Ich sage mit Bedacht: der Feinschmecker und nicht: der Kritiker — denn der Kritiker steht überall und von Anfang an, selbst im Gala-Anzug (Frack und Zylinder, Hurrah!) unter dem Strafgesetz und ist ein verdächtiger Mann, dem keiner die freie Ehre gönnt. Ich erkläre mich als Feinschmecker und meine Kritik als feinschmeckerische Funktion in allen Straffälligkeiten der Reichspolitik und ihrer Kultur. Ich liebe den Staat, er dient wie ein Krösus meiner Feinschmeckerei. Es ist das Kennzeichen des ästhetischen Menschen, daß er den Staat liebt. Das macht mir den Kaiser so sympathisch. Ohne Gewissensbisse. Fast wie ein Immoralist von Nietzsches Gnaden.

Nie hörte ich die Marseillaise der Reformation, den Lutherchoral „Ein' feste Burg ist unser Gott" so kriegerisch-erhaben, mit so viel Trompeten und Posaunen und Paukenschlägen und Trommelwirbeln. Und so aus der schwindelnden Höhe einer Kuppel herab, wie direkt aus feurig beschienenen Wetterwolken des Himmels. Vielleicht hätte man noch einige Kanonensalven dazu donnern lassen können, ohne durch Übermaß zu sündigen. Der Kaiser in seiner hellen Kürassier-Uniform saß in schräger Linie keine zehn Schritte rechts vor mir, monumental, den Blick geradeaus gerichtet auf den nackten, toten Gott am Kreuze über dem Marmor-Altar. Er sang den Choral nicht laut mit. Seine Lippen bewegten sich nicht. Auch die Staatswürdenträger und die Generalität und die Hofchargen machten keine Sängermiene. Bloß einige wenige Abgeordnete, wie der Pastor Schall gaben Töne von sich und mühten sich mit der Gemeine des Domchors fromm in Fühlung und im Takte zu bleiben. Ich selbst ließ mich nur bei dem Verse „Das Wort sie sollen lassen stahn" zu einem lauten Protest sangesbrüderlich hinreißen. Ich fand aber, daß meine Stimme nicht sehr gut klang und daß das Mitsingen den Genuß schmälerte. Ach, die schönen Zeiten der Jugend und des Sturmes in der Brust, als ich in der Klosterkirche zu Monte Cassino bei Rom einmal sämtliche Strophen des Lutherliedes herausschmetterte und die Orgel mit vollen Registern eigenhändig dazu schlug! Jugend, wo bist du? Jugendstürme, wo braust ihr? Reichspolitik, was hast du am Ausgange des Jahrhunderts aus ihnen gemacht?

Vor dem Altare standen drei Hofpastoren mit blitzenden Ordenszeichen auf dem schwarzen Predigerrock. Die teilten sich in die Gebete, Liturgien und die Predigt. Der die Predigt besorgte, trug ein großes Metallkreuz auf der Brust, einen schönen Vollbart und eine goldene Brille. Und er predigte über einen seltsamen Text aus dem alten Testament, zweites Buch der Könige, Kapitel 10, Vers 15:

„Und da er von dannen zog, fand er Jonadab, den Sohn Rechab, der ihm begegnete, und grüßete ihn und sprach zu ihm: Ist dein Herz richtig, wie mein Herz mit deinem Herzen? Jonadab sprach: Ja. Ist's also, so gieb mir deine Hand. Und er gab ihm seine Hand. Und er ließ ihn zu sich auf den Wagen sitzen."

Über die Predigt ist nicht viel zu sagen. Der Mann verrichtete gewiß ein saures Stück Arbeit vor diesem — andächtigen Publikum, und that mit Eifer seine Schuldigkeit vor seinem kaiserlichen Herrn. Es war ein Schauspiel im Schauspiel — ohne jede Spur und Möglichkeit einer praktischen Wirkung auf den Gang der Weltgeschichte oder auch nur auf die Geschäfte des Reichstags. Fast drollig war's anzuhören, wie der Mann Gottes allerlei Wege und Formeln und Exhortationen heranzog, um mit

seinem alten jüdischen Text den paar anwesenden Reichstagsleuten, die's nötig hatten, unter den Brustlatz zu kommen und das Herz — wenn es Gottes Wille ist! — für die kaiserlichen Flottenpläne zu erwärmen. Was hat das Herz bei der Marinepolitik zu thun? Nein, diese Predigt mit ihren ausstudiert naiven Klügeleien und symbolistischen Nutzanwendungen wirkte wie alles Übrige nur als ästhetische Nummer im höfischen Programm der kaiserlichen Reichstags-Eröffnung, und als eine halbe Stunde später der Kaiser selbst durch ein Spalier von Pagen in Weiß und Rosa auf die Estrade zu seinem vergoldeten Throne hinschritt und die lange Eröffnungsrede verlas und zum Schlusse noch eine lebhafte Improvisation von persönlichster Färbung anfügte, wirkte auch diese allerhöchste Verlautbarung nicht viel anders als die Predigt des Hofpastors. Die Welt gehört der Macht und den Händlern und den Kaufleuten — und es ist nur eine ästhetische Figur von fragwürdigem Geschmack, wenn Gott in dieses Spiel der politischen Kräfte hereingezogen wird. Gott!

Aber als Schaustück war dies alles vorzüglich inszeniert und eingeübt, und in keinem Punkte versagte der momentane Effekt, der künstlerische Eindruck auf die Sinne. Kein Theater der Welt kann solche Szenen besser spielen. Nur frage ich immer wieder: Hat es heute noch einen Sinn und hat es jemals einen Sinn gehabt, mit theatralischen Vorführungen in der Politik zu experimentieren? Die berühmtesten Theatraliker auf dem Throne haben mehr oder weniger bös geendet — zuletzt die von uns Deutschen niedergeschlagenen Napoleoniden, und die Wonne- oder Weheschauer ihrer pompösen Machtschauspiele hatten außer ihrem ästhetischen Nervenreiz nicht die Kraft, auch nur ein einziges der ehernen historischen Gesetze zu alterieren, welche die Entwicklung der Menschheit im Großen und die Gestaltung des Völkerlebens im Kleinen regieren.

Die Reichspolitik ist nach dem Ideale des Kaisers auf die Organisierung einer Weltmacht gestellt, auf die Schaffung eines Großdeutschlands mit Grenzen, die frei über alle Meere und Erdteile laufen. Gewiß ein Zukunftsbild, die Feuerköpfe der Jugend zu entflammen. Jedoch was sieht diese Jugend auf den Schulbänken und im Hause und in den Kasernen und in den Gerichtsstuben und in den Parlamenten? Drill und Bedrückung und Journalismus und Kleinigkeitsgeist und Polizeiüberhebung und mittelalterliche Zunft- und feudale Reaktionsgelüste überall. Nirgends weht der schöpferische Odem der Freiheit, der allein imstande, alle schlummernden Kräfte eines mündig gewordenen großen Volkes zu entbinden und nach dem Prinzipe mannhafter Selbstbestimmung und Selbstverwaltung zu organisieren. In dieser letzten Tagung der Reichsvertretung, was für ein Schauspiel haben wir erlebt? Der Reichskanzler verspricht feierlich eine Verbesserung

des unheimlich schlimmen Vereinsgesetzes — und als Einlösung seines Versprechens erfolgt in Preußen die Vorlage der berüchtigten lex Recke. Der Reichskanzler verspricht feierlich eine Reform der Militärstrafgerichtsordnung auf moderner Grundlage — und als Einlösung seines Versprechens erfolgt eine Vorlage, die mit der einen Hand wieder nimmt, was sie mit der andern gegeben, ein gesetzgeberisches Machwerk bedenklichster Sorte. In der Denkschrift zur Marinevorlage wird dem Welthandel und dem Industrialismus der Deutschen ein Loblied in den höchsten Tönen gesungen — und danebenher werden im Reichstage Knebelgesetze durchgedrückt, welche Handel und Verkehr der Reichsbürger zu Gunsten bestimmter Klassenvorteile rücksichtslos einschränken. Für die Sühne der Ermordung zweier deutscher Missionare in China wird ein Geschwader flott gemacht, und in der Heimat besteht ein Ausnahmegesetz gegen religiöse Orden lustig fort. In einer transatlantischen Negerrepublik wird der Schutz des Reiches für einen eingekerkerten Deutschen angerufen und eine große diplomatische und militärische Aktion für die Interessen eines Einzelnen inszeniert, und vor der Hausthür des Reiches wird ein ganzer deutscher Volksstamm aufs Schmählichste drangsaliert und brutal zur Ausrottung der deutschen Kultur geschritten, ohne daß von Reichswegen ein Finger gerührt wird, denn das Unrecht vollzieht sich in einem verbündeten Staat!

Und so weiter mit Grazie.

Bei diesem Geiste und dieser Praxis der Reichspolitik kann es wahrlich nichts Verlockendes für die deutsche Jugend haben, sich zu der Gewalt „auf den Wagen zu setzen". Denn das Herz der Jugend ist so richtig, wie es nur ein Bibelkönig sich wünschen kann. Und je größer die Not und der Sturm der Zeit und je schicksalsträchtiger die sich ankündigende politische Weltwende, desto ursprünglicher und impulsiver arbeitet das Herz der Jugend. Kein Wunder, daß die Reichspolitik in ihrer jammervollen Inkonsequenz, in ihrer launischen Willkür und in ihren absolutistischen Velleitäten sich das Herz der Jugend entfremdet. Mehr noch: die Gesetzgebung des Reiches arbeitet darauf hin, die Jugend von sich wegzutreiben und ihr statt des nährenden Brotes politischer Aufklärung und freier Bethätigung am nationalen Leben den harten Stein polizeilicher Einschränkung und autoritärer Verödung zu bieten. Die Junkerpartei, die den Kaiserhof umlagert, macht kein Hehl daraus, daß sie das Reichswahlgesetz bei erster Gelegenheit im reaktionärsten Sinne zu revidieren willens sei und das wählbare Alter höher hinauf rücken und mit allerlei Kunstgriffen noch mehr einschränken würde.

Wenn nach genialer Auffassung des Daseins die Entwicklung des freien Menschen die Freude aller Freuden ist, dann darf es uns nicht über-

raschen, daß wir so wenig freudiger Jugendlichkeit im Reiche begegnen. Denn gerade die lautersten Quellen dazu, die im Geiste und Gemüte, im „richtigen Herzen" liegen, werden durch das widerspruchsvolle, gewaltthätige Regiment verschüttet. So wird es in diesen drangvollen Tagen die vornehmste Pflicht des Volksfreundes sein, den konsequenten, energischen Wahrheitssinn der Jugend zum Kampfe aufzurufen und dem reaktionären Schlamme zu wehren, daß er mit seinen Fluten und Miasmen nicht das „richtige Herz" ersticke. Aus der Welt der politischen Komödie führt kein anderer Weg ins Land der wahren Schönheit und der Freude, als die Freiheit. Sie aber fällt nicht vom Himmel. Sie ist kein Gnadengeschenk. Nur im Kampf kann sie gewonnen werden. Der Gruß an die Jugend ist ein Kampfruf — und er gilt bei allen Völkern.

Zur Flottenfrage.

Von Heinrich Rippler.

(Berlin.)

Ein hervorragend politisch begabtes Volk sind wir Deutsche wohl nie gewesen; aber die dermalige Ära der Parteien- und Parteichenpolitik scheint selbst die mageren politischen Instinkte, deren wir uns bisher rühmen durften, abgestumpft und verdorben zu haben. Sonst wäre die Behandlung der Flottenfrage, wie sie in Deutschland zum Gaudium des Auslandes seit Jahren gang und gäbe, schlechtweg unerklärlich.

Jahrelang war der Marineetat im Reichstage der Tummelplatz alles parlamentarischen Zwischenhandels und aller politischen Jahrmarktsgaukelei. Jene, die heute noch, 26 Jahre nach Gründung des geeinigten, auf dem allgemeinen Wahlrecht und dem Bundesrate fußenden Deutschen Reiches, der frommen Tradition von 1848 leben, daß die Regierung eine organisierte Räubergesellschaft zur planmäßigen Ausbeutung des Volkes sei, durften bei diesem Etat in „Volksbeschützung" förmlich schwelgen; denn so viele Schiffe konnte die Regierung gar nicht verlangen, als sie ihr abzustreichen bereit und Willens waren. Das Centrum konnte hier seine Handelsgeschicklichkeit glänzend entfalten, und selbst die bravsten Konservativen und Nationalliberalen fanden bei diesem Etat Gelegenheit, vor ihren Wählern zu zeigen, daß sie keineswegs die Jasager und Allesbewilliger seien, als welche sie von der demokratischen Presse jahraus, jahrein verschrieen wurden; sondern recht

wohl auch mal nein sagen und drohende Steuern von ihren p. p. Wählern fernzuhalten verständen. Die Regierung ergab sich de- und wehmütig in diesen leidigen Sachverhalt. Sie forderte stets mit Vorgabe. Wenn dann nach schiffemordender, vieltägiger Debatte die meisten Kreuzer in den Grund gebohrt und die Schlachtschiffe fast alle als „völlig unnötig" abgethan waren, strich sie mit einem weinenden und einem lachenden Auge die Reste ihrer Lieben, d. h. die spärlich bewilligten Forderungen ein und meinte dann: „Na, viel ist es nicht und ausreichend auch nicht; aber es hätte noch schlimmer kommen können. Dem Reichstage sei Dank."

Unter solchen angenehmen Handelsbeziehungen sind wir denn glücklich in maritimer Hinsicht so weit gekommen, wie wir jetzt sind, nämlich ins Hintertreffen der Flotten so ziemlich aller seefahrender Nationen. Während die übrigen Völker der Steigerung der weltwirtschaftlichen Entwickelung Rechnung getragen und ihre maritimen Kräfte in einem geradezu fieberhaften Wettstreite erweitert und ausgebaut haben, sind die deutschen Schiffsbestände seit Mitte der achtziger Jahre ständig gesunken, während gleichzeitig unser Seehandel sich zum zweitgrößten der Welt erhob und unser Gebiet durch die Erwerbung der Kolonieen sich um das Fünffache des Heimatlandes vergrößerte. In der Zeit, da England, Frankreich, Italien, Rußland, Spanien, Japan, Skandinavien, die Vereinigten Staaten, ja selbst die exotischen Länder ihre Seemacht planmäßig stärkten, ließ Deutschland seine Kriegsflotte, welche Mitte der achtziger Jahre noch die drittgrößte der Welt war, veralten, verkümmern und verkommen und auf eine der untersten Rangstufen unter den Völkern hinabgleiten.

Die deutschen Reichsboten und ihre Wähler schierte dieses doch etwas bedenklich stimmende Ergebnis nicht viel; denn sie hatten gegen alle Anfechtungen einen Schild, an dem alle Bitten und Beschwörungen der Marineleute und der „Flottenphantasten" wirkungslos abprallten: Deutschland ist eine Landmacht, hat das beste Landheer der Welt und kann nicht noch nebenbei eine Flotte erhalten, deren es als Binnenstaat auch gar nicht bedarf. Die Flotte sei, sagten die Weisesten, eine Art Dekorationsstück des Staates, ein Anhängsel unseres Landheeres, die auch in logischer Konsequenz lange Zeit von einem General des Landheeres verwaltet worden sei, und je weniger Geld man für diesen Appendix ausgäbe, desto besser. Es bildete sich zwischen Volksvertretung und Flotte allmählich jenes Verhältnis, das zwischen dem Bauer und seinem Esel bestand. Der Bauer suchte dem Grautier sinnig und schlau das Fressen so ganz allmählich abzugewöhnen, und die Volksvertretung schraubte die Flottenansprüche allmählich so zurück, daß auch die Flottenfreunde zu der Einsicht kamen: Besser keine Flotte, als eine so mangelhafte, ungenügende; denn die ist das Geld nicht wert,

das für sie ausgegeben wird. Die Übereinstimmung der realen Verhältnisse bestand nämlich in dem verglichenen Falle auch darin, daß, wie das durch die rationelle Hungermethode des Bäuerleins entkräftete Grautier nichts mehr leistete und schließlich die Viere von sich streckte, so auch eine Flotte, der weder die Mittel zur Seebehauptung, noch zum Küstenschutze zugebilligt wurden, thatsächlich zu einer verfehlten Existenz verurteilt war, von der es mehr als fraglich wurde, ob sie im Ernstfalle ihren Zweck erfüllen könnte und also das Geld wert war, das für sie ausgegeben wurde.

Nun hatte die Regierung endlich den Mut, dieser Schachermachei, bei der die Flotte rückwärts ging und das Verständnis für die Flotte im Volke verwirrt wurde, ein Ende zu machen und dem Reichstage einen Flottenplan für sieben Jahre mit gegenseitiger Bindung vorzulegen, der das Notwendigste für die Instandsetzung unserer Seemacht umfaßte und das Verlangte eingehendst und bescheidentlichst begründete. Von uferlosen Flottenplänen, mit denen dem deutschen Volke so lange graulich gemacht worden war, konnte nunmehr beim besten Willen keine Rede mehr sein und selbst die Höhe der Forderungen kann nur bescheiden genannt werden von allen denen, die der deutschen Flotte überhaupt ein Existenzrecht zubilligen. Wer natürlich, wie die Sozialdemokraten, auf dem Standpunkt steht, daß dieser Gesellschaft überhaupt keine Machtmittel in die Hände gegeben werden dürfen, für den war auch dieser Flottenplan von vornherein unannehmbar und ebenso für Herrn Eugen Richter, den „Fortschrittler", für den das „Gesetz der Entwickelung", sobald Deutschland in Frage kommt, aufgehoben ist und in dessen Gesichtswinkel ein anderes Deutschland, als das binnenstaatliche, möglichst parlamentarisch regierte, möglichst wenig Geld verlangende und möglichst viel Händlerfreiheit gewährende, nicht existiert. Für die anderen Parteien aber — die grundsätzlich verneinenden Polen und Elsässer natürlich ausgeschlossen — konnte nur die Bindung auf sieben Jahre den Stein des Anstoßes bilden; aber für solche etatsrechtliche Fragen dürfte im Volke weniger Verständnis vorhanden sein, als bei den Parteiführern, und so ist kaum anzunehmen, daß man diese Schwierigkeit die Parole einer künftigen Wahlschlacht werden lassen wird. Freilich hängt das Schicksal der Vorlage noch von vielen anderen Faktoren ab, die mit der Flotte gar nichts zu thun haben, z. B. von den Handelsgeschäften des Centrums. Das ist ja die Grundursache unseres deutschen Flottenelends, daß man bei uns die Flottenfrage noch immer als eine reine Parteifrage behandelt, statt sie einfach als das zu nehmen, was sie in erster Linie ist, als eine wirtschaftliche Frage von einschneidendster Bedeutung, bei der neben der Wärme des nationalen Gefühls die nüchterne Erwägung über die Nützlichkeit der zu machenden Ausgaben, die Berechnung, ob die Nation mit ihrer Kapitalsanlage

in Flottenwerten ein gutes Geschäft macht oder nicht, die Entscheidung geben muß.

Das deutsche Volk ist das ausdehnungsfähigste der Welt. Unsere Nation wächst seit 1885 alljährlich um eine halbe Million Menschen und mehr. Diese stets wachsende Bevölkerung auf dem engen Territorium zu erhalten oder ihr geeignete Abzugskanäle zu verschaffen, das ist die deutsche Frage der Zukunft, die nicht bloß deutschen Volkswirten, sondern auch unseren Nachbarvölkern erhebliches Kopfzerbrechen verursacht; denn daß sich ein gesundes Volk, wie es das deutsche ist, nicht in Hungerkämpfen um den zu engen Futterplatz verzehren wird, ist ebenso klar, als wie, daß diese Frage nicht durch die gelegentliche Abgabe von „Völkerdünger" zu lösen ist. Die Lösung dieser deutschen Frage, die den größten Teil der sozialen in sich schließt, ist nicht möglich, ohne das größere Deutschland, ohne überseeische oder Weltmachtpolitik. Diese aber ist, wie die ganze Weltgeschichte lehrt, ohne starke Flotte nicht möglich; denn Seemacht entscheidet Völkergeschicke. Wir sind auf die See angewiesen, und wenn sich die Masse des deutschen Volkes auch noch so sträubt, die Ereignisse sind stärker: entweder das deutsche Volk reißt sich aus seiner Enge los und holt draußen auf der See Luft, Licht, Nahrung, oder es verkümmert politisch und wirtschaftlich. Wir können uns nicht mehr nähren vom Brot, das aus deutschem Korn gebacken; wir brauchen schon jetzt eine jährliche Zufuhr, die ein Viertel der Produktion ausmacht. Und da wir Brot einkaufen müssen, so müssen wir auch verkaufen. „Das Deutschland von heute muß entweder über See verkaufen oder untergehen," sagt der Franzose Marcel Dubois sehr richtig. Unser Verkehr hat denn auch eine Entwickelung, unser Handel eine Ausdehnung erfahren, wie der keines anderen Volkes. Während England seit Beginn der achtziger Jahre bei dem Handelsumsatz von 14 Milliarden stehen blieb, hat Deutschland sich von 6 auf $8^1/_4$ Milliarden gehoben.

Dieser Handel und der immer mehr sich ausdehnende Auslandsverkehr bedürfen des Schutzes einer Seemacht. Das alte Wort „Deutschland ist eine Landmacht" ist eine jener Wahrheiten, die in ihrem Schlagwortgebrauche immer auf dem Wege sind, Unheil anzurichten. Gewiß, Deutschland ist eine Landmacht; denn es liegt inmitten von Europa und inmitten von Völkern, die recht gern über den unbequemen, aufstrebenden Nachbar herfallen würden, wenn nicht die besagte Respekt heischende Landmacht vorhanden wäre; aber auch unsere glänzende Armee, die erste Europas, hätte z. B. von den Haitinegern nicht die rasche Genugthuung erhalten, wie sie die paar deutschen Schiffe, die vor Port au Prince erschienen sind, ohne Schwierigkeiten erreicht haben.

Wir können keine Flotte ersten, ja selbst keine zweiten Ranges schaffen,

wie sie England und Frankreich besitzen, aber wir können doch eine Flotte bauen, die nach dem gewissenhaften Urteile unserer Fachleute imstande ist, unsere Küsten zu schützen und unsere Interessen zu vertreten. Nach dem Urteile der Fachleute — denn dieses wird in einer solchen Frage doch wohl gehört werden müssen, wenn bei uns in Deutschland auch jeder Laie das Recht für sich in Anspruch nimmt, in Sachen der Kreuzer oder Schlachtschiffe, des Bedarfs und Umfangs der Küstenverteidigung u. s. w. höchst maßgeblich zu entscheiden. In anderen Parlamenten ist man so klug, in solchen Fällen nicht klug zu sein und den Fachleuten ein entscheidendes Wort zu gönnen, wenn man sich nur erst über die Grundfragen einig geworden ist. Bei uns werden diese technischen Fragen von denselben Leuten, die auch über Reiterangriffe und Rechtsfragen, Kolonialverwaltung und Philosophie, sowie über sechs Dutzend anderer Dinge sachkundig zu sprechen wissen, mit einer Breite und einer Anmaßung behandelt, die nicht anders als wüsteste Kopffechterei genannt werden kann.

Aber haben wir auch das Geld, um die größere Flotte zu bezahlen, wir, das „arme Deutschland"? Zunächst sind wir nicht mehr das arme Deutschland, sondern ein sehr wohlhabendes Deutschland, und zwar, wie der Abg. Schönlank im Reichstage zugab, infolge des Krieges von 1870/71. Wir haben etwa 100 Milliarden Vermögensbesitz, etwa 2000 Mk. auf den Kopf der Bevölkerung, wir verbrauchen etwa 2500 Millionen Mk. jährlich für geistige Getränke, etwa 95 Millionen Mk. für Tabak und Cigarren, 4 Millionen Mk. für ausländischen Caviar. Sollte da die Grenze der Steuerfähigkeit erreicht sein, oder sind die bisherigen Steuern vielleicht nur nicht alle auf die richtigen Schultern geladen? Doch selbst abgesehen davon, die Frage kann doch nur die sein, hat Deutschland die Flotte nötig und will es sie schaffen. Ist die Not und der Wille vorhanden, so findet sich auch der Weg. Durch Ausgaben für Verteidigungszwecke ist noch kein Volk verarmt, wohl aber durch Unterlassung und Saumseligkeit in seinen Mehrausgaben. Ist Preußen durch die großen Heereslasten, die es sechzig Jahre und mehr trug, verarmt oder erstarkt? Und was würde uns der eine Tag kosten, da eine feindliche Flotte unsere Häfen blockieren könnte oder unsere Handelsschiffe kapern würde? Ein Volk, das für das eigene Heer und die eigene Flotte nichts aufzubringen vermag, sammelt seine Schätze für fremde Völker.

Deutschland steht vor einem Wendepunkte seiner Geschichte, an dem es eine schicksalsschwere Entscheidung trifft. Entweder es entwickelt sich naturgemäß zur Weltmacht, wie sich aus dem kleinen Brandenburg Preußen, aus Preußen das neue deutsche Reich entwickelt hat, oder es sinkt herab zur Bedeutungslosigkeit und Abhängigkeit von fremden Nationen. Staat ist

Macht und ein kraftloses Reich hat mit dem politischen Verfall den wirtschaftlichen im unweigerlichen Geleite. Eine andauernde Ausdehnung deutschen Handels und Ausbreitung deutschen Einflusses kann England nach allen seinen Traditionen nicht auf die Länge mitansehen; vielleicht ist ein Zusammenstoß näher, als man glaubt. Dann wird es sich um Deutschlands Bündnisfähigkeit handeln. Die ist aber nur gegeben, wenn Deutschland eine achtbare Flotte aufzuweisen hat. Kurz, ob man die Flottenfrage aus politischen oder wirtschaftlichen Gesichtspunkten betrachtet, überall ergiebt sich der Satz: Eine den deutschen Machtverhältnissen angemessene Flotte ist eine Lebensnotwendigkeit für die deutsche Nation. Wenn die Marinevorlage heute abgelehnt werden sollte, dann käme sie in den nächsten Jahren wieder; denn die Zeit fordert die deutsche Seemacht. Welchen Gedanken einmal die Zeit erkoren, der feiert trotz allen Begrabenwerdens doch immer wieder sein fröhlich Auferstehen. Möchte nur nicht, wie schon so oft, der richtige, jetzt gegebene Zeitpunkt verpaßt werden, damit nicht auf das deutsche Volk in Zukunft der unleugbar wahre Ausspruch unseres großen Friedrich List Anwendung findet: „Wer an der See keinen Teil hat, der ist ausgeschlossen von den guten Dingen und Ehren der Welt, der ist unseres lieben Herrgotts Stiefkind.“

Auf der Suche nach dem Volk.

Bekenntnisse aus dem Leben eines „modernen“ Künstlers.

Von James Grun.

(London.)

I.

Wie kommt es wohl, daß ein hervorragender Dichter gleich Tolstoy durchaus den Drang empfindet, nebenbei auch das Gewerbe eines Flickschusters zu betreiben?*) — Woher stammt der Eifer, mit dem Björnson zur ländlichen Mistgabel greift, der Fleiß, mit welchem er noch dazu den politischen Düngerhaufen durchwühlt?**) — Gehört es heutzutage zur natürlichen Thätigkeit eines gelehrten, geistreichen und sehr wohlhabenden Kunstschriftstellers, wie Ruskin, Thee (im winzigen Lädchen) zu ver-

*) Zu einer Periode Lieblingsbeschäftigung des Dichters.

**) Björnson ist ein gewiegter Landwirt und passionierter Politiker.

kaufen?*) — Und was veranlaßt überhaupt Männer, wie z. B. die bedeutenden und anerkannten Engländer Watts, Walter Crane und William Morris**), deren Lebensberuf doch im Ausüben der bildenden Künste besteht, auch die sozialpolitische Bewegung „mitzumachen"? — Sollten die Anlässe vielleicht dieselben sein, welche das originalste Genie des Jahrhunderts, Richard Wagner, bis in sein hohes Alter hinein***) zwangen, mit Sozialpolitik sich zu befassen?

Es sind dieses Fragen von der größten Tragweite und Bedeutsamkeit! Denn sie weisen offenkundig auf Umstände hin, die in das ganze ideale Kunstleben unseres Zeitalters charakteristisch und bestimmend greifen.

Nun kann es zwar nicht in der Absicht dieses Artikels liegen, auf obige Fragen erschöpfend einzugehen. Allein, insofern es sich hier um die Besprechung einer modernen Künstlerexistenz überhaupt handelt, muß doch — und wenn noch so flüchtig — vorerst jener charakteristischen Umstände im modernen Leben gedacht werden, von welchen jeder Künstler, er sei bedeutend oder unbedeutend, so auffällig beeinflußt, gestört, und eventuell auch vernichtet wird.

In erster Linie sei darum aufmerksam gemacht, daß heutzutage fast jeder schaffender Geist vom wirklichen Leben der Nation beinahe ganz abgeschnitten ist.

Hat das Volk, das Gros der Nation, etwa Gelegenheit, sich mit der Kunst näher zu befreunden? — Hat es die von Kindheit an dazu notwendige Muße? Nein! Oder besitzt es später die Mittel? Nein! Spielt mithin die Kunst irgendwelche Rolle in seinem Leben? Nein! Die lebendigen Interessen des Volkes sind rein wirtschaftliche und politische. Im übrigen nimmt es mit dem vorlieb, was ihm den ganzen Umständen nach erreichbar ist, d. h. mit der Bier- und Drehorgel-Musik, mit Zeitungsromanen und Gassenhauern.

Da steht nun der nationale Künstler! — Ein furchtbarer Abgrund (wirtschaftlicher Natur) trennt ihn von seinem eigentlichen Publikum, seiner „ergänzenden Hälfte". Und er sieht sich verdammt, wie das Volk, mit dem vorlieb zu nehmen, was ihm erreichbar ist, — mit einem Surrogat, welches unter dem Namen des „zahlenden Publikums" bekannt ist.

Dem Volke den Gassenhauer, — dem Künstler die „Gesellschaft"! — So geht es!

---

*) Eine „sozialistische" Liebhaberei Ruskins.

**) Kürzlich verstorben. Er im Verein mit Walter Crane und Burne Jones begründete die hervorragende Stellung Englands im Kunstgewerbe. Als Dichter ebenfalls von Bedeutung.

***) Siehe W.s gesammelte Schr., Band 10. „Was nützt die Erkenntnis?" „Erkenne dich selbst!"

Ganz abgesehen nun davon, daß das „zahlende Publikum" nur einen erbärmlich kleinen Prozentsatz von der Nation bildet, entspricht sein Fühlen und Denken keineswegs dem des Volkes. Daher die instinktiven, verzweifelten Anstrengungen der verschiedenartigsten Künstler, irgendwie, aus der Gesellschaft heraus, den Kontakt mit dem Volke herzustellen, es sei auf persönlichem oder auf künstlerischem Wege! — So kommt es denn, daß ein Tolstoy nicht nur viele seiner Werke dem Drucke „frei" überläßt, sondern überdies auch den Trieb zum Handwerk verspürt; daß ein Richard Wagner, mit aller Gewalt ein „unentgeltliches" Nationaltheater anbahnend, sich gezwungen fühlt, noch dazu aktiver Politiker und polemisierender Schriftsteller zu werden. So kommt es, daß ein Thoma zu jahrelangen, mühsamen Experimenten veranlaßt wird: aus dem heißen Bedürfnis, ganz billige und volkstümlich gehaltene Kunstblätter tausendfältig herstellen lassen zu können; — daß ein Ruskin Erbschaften im Betrage von 1000000 Mk. (£ 100000) zurückweist: „weil er vom Gewinn seiner Arbeit zu leben wünschte". — Und so kommt es auch, daß man noch ad infinitum die Beispiele mehren könnte, welche da zeugen von der elementaren Gewalt, mit der das Künstlervolk seine Wiedervereinigung mit der ganzen Nation anstrebt.

Ich sage: Wiedervereinigung! Denn es hat thatsächlich einmal ein Podium gegeben, von dem aus der Künstler das ganze Volk ansprechen konnte. — Zu einer Zeit war's das Nationaltheater der Griechen; zu einer anderen Zeit die Kirche Palestrinas, Raphaels, Dantes; dann wieder die Volksbühne Shakespeares, und zuletzt wohl die Kirche Johann Sebastian Bachs. Nun sind diese Institutionen alle längst hinweggeschwemmt! Und nichts ist gekommen, um ihre Stelle einzunehmen. — Ja, es ließe sich das heutige Verhältnis von Künstler und Volk zueinander sehr wohl durch die Worte jenes alten, wunderbaren Volksliedes charakterisieren, wo es heißt:

Es waren zwei Königskinder,
Die hatten einander so lieb.
Sie konnten zusammen nicht kommen:
Das Wasser war viel zu tief.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

II.

So weit nun die einleitenden, allgemeinen Bemerkungen! — Dieselben vorauszuschicken war durchaus notwendig, sollte das verständlich werden, was jetzt unmittelbar folgt: der Bericht nämlich von dem Versuch eines jungen Künstlers, aus der Gesellschaft heraus sich lebendige Fühlung mit dem ganzen, vollen nationalen Dasein zu erringen. Und insofern der Versuch ein ernster und ehrlicher war, und inhaltlich, wenn auch nicht

formell, als typisch gelten muß, hat er ein Recht auf das öffentliche Interesse*), selbst wenn die Person des betreffenden Künstlers durchaus indifferent und unbekannt ist.

Hiermit stellt sich also das fragliche „Versuchskaninchen" dem geehrten Publikum persönlich dar! Sein Name — wie man aus dem Titel sehen kann — ist James Grun; geboren wurde es anno 1868 in London.

Und jetzt zum Thema! — Fünfundzwanzig Jahre war ich alt, gesund, frei von pekuniären Sorgen und zufrieden mit den Resultaten meines künstlerischen Studiums und Schaffens, — da überholte mich dauernd eine seltsame, grauenhafte Beklemmung, die schon länger sozusagen im Hinterhalte gelauert hatte. — „Vernünftige" Gründe waren dafür nicht vorhanden. Ich brauchte mir nichts vorzuwerfen. Und von außen her kam des Glücks genug! In Frankfurt am Main, wo ich wohnte, hatte Meister Hans Thoma mir seine Freundschaft und sein Vertrauen geschenkt und meine Gedichtesammlung illustriert; die Dichtung zu einem „Musikdrama" — später in Mainz, Darmstadt und Frankfurt a. M. aufgeführt — war von Hans Pfitzner mehr wie zufriedenstellend komponiert worden; auch hatte Friedrich v. Bodenstedt seinerzeit meine lyrischen Erzeugnisse (auf Wunsch meiner Angehörigen) geprüft und mir daraufhin geraten, bei der Dichtkunst zu bleiben. Zudem durfte ich noch dem Schicksal besonders dankbar für meine Angehörigen sein, — selten edelmütige Menschen. — Ja, es war mir immer „gut gegangen!" Mit dem neunten Jahre kam ich der Gesundheit wegen nach Deutschland herüber und wurde dort, im Hause der Großeltern, von einem Hauslehrer erzogen. Mit dem vierzehnten Jahre ging die Fahrt wieder nach der heimatlichen Insel zurück, wo die aristokratische Hochschule zu Rugby den vielfach verwöhnten Bengel mit den nötigen Prügeln empfing und zurechtstutzte, — ein Spaß, der meinen Eltern allerdings gegen 6000 Mk. pro Jahr kosten mochte. Hernach beschäftigten den „hoffnungsvollen Sprößling" hauptsächlich der Ruder-, Segel-, Radfahr- und Boxersport, vom neunzehnten bis zum zwanzigsten Jahre hingegen sonderbarerweise die Naturwissenschaften. Erst mit dem zwanzigsten Jahre hatte mich der furchtbare Ernst des Lebens gepackt und aufgerüttelt. Durch einschneidende persönliche Erlebnisse und den Einfluß von Wagners „Lohengrin" und Goethes „Faust" wurde ich förmlich um-

*) Ich habe James Grun gegenüber dieses Recht auf das öffentliche Interesse energisch verfochten und ihn veranlaßt, aus der Bescheidenheit seiner stillen Existenz herauszutreten. Ich war der Meinung, daß die Erzählung dieses Stückchens Leben und Erleben nicht als Eitelkeit aufgefaßt werden kann. James Grun redet schlicht von sich, macht aber kein Gerede von sich. Und so hoffe ich, wird man ihn willkommen heißen. L. J—i.

gekrempelt. Nun siedelten meine Angehörigen mit mir von London nach Frankfurt a. M. über, wo ich fünf Jahre lang „pro forma“ am Hoch'schen Konservatorium Musik trieb, thatsächlich aber Litteratur und Philosophie studierte — und produzierte. Diese Studien- und Schaffenszeit war, wie schon erwähnt, in jeder Beziehung glücklich und fruchtbringend verlaufen. Und dennoch — kam mit entsetzenerregender Intensität der Alp, jenes fürchterliche Gefühl, welches jedem Künstler bekannt sein muß: als ob man nicht weiter könnte, als ob man von unsichtbaren Mauern, die einem jede freie Aussicht verwehren, hoffnungslos rings umschlossen wäre.

Diese dumpfe Qual, weit schlimmer wie der schärfste Schmerz, war mir (wie angedeutet) innig genug bekannt gewesen. Jedesmal hatte sie mich gepackt, wenn ich z. B. die Wunderwerke Meister Wagners von sogenannten „ersten Kräften“ unglaublich verballhornieren sah und hörte, und dann obendrein erleben mußte, daß das gesamte Publikum (die Kritik einbegriffen) mit den widerwärtigen Zerrbildern außerordentlich zufrieden war. Immer wieder kam jenes seltsame Gefühl des Erstickens in beengtem Raum, wann Menschen, denen ich willkürlich oder unwillkürlich etwas Intimes oder sonst Bedeutsames sagte, mit glotzendem Auge, billigem Lächeln oder leerer Phrase antworteten. Wohnte ich gar von Zeit zu Zeit einmal dem verknöcherten Ritus der Kirche bei (der englischen Staatskirche), so verfolgte mich der muffige, mittelalterliche Grabkellergeruch für Wochen.

Solche und ähnliche Momente hatten sich allmählich gehäuft. Die monumentale Dickfelligkeit des Publikums speziell einem Wagner'schen Werke gegenüber sah ich natürlich sich ebenso gegenüber anderen Kunstprodukten bewähren. Und so konnte dann der Zeitpunkt nicht ausbleiben, wo mir ein Licht darüber aufging, daß dieser als „gebildet“, „kunstsinnig“ und „aufgeklärt“ sich proklamierender Pöbel, der einen Schopenhauer und einen Thoma schmählich ignoriert, einem Wagner und einem Ibsen aber das ganze Leben verbittert hatte, — daß dieser Plebs überhaupt nur Eines will: „Amüsement“, und demgemäß selbst bei den höchsten Kunstwerken nur Zerstreuung sucht. — Die volle, vernichtende Erkenntnis vom Wesen des „zahlenden Publikums“ stürzte hiermit gerade in meinem fünfundzwanzigsten Jahre auf mich ein: noch bevor ich die Gelegenheit bekam, die bittere Wahrheit der gemachten Beobachtungen an eigener Haut zu erfahren.

Wie aber der Schatten das Licht bedingt, so bedingte jetzt meine Erkenntnis vom Wesen der „Gesellschaft“ auch die Erkenntnis vom Wesen des Volks. Dort — bestenfalls unfruchtbare, instinktlose Begriffs-Intelligenz! Hier — fruchtbare Unwissenheit, vom blinden Natur-Instinkt sicher geleitete Erkenntnis des Notwendigen und Wahren! Dort — impotentes, seichtes Formel-Wesen! Hier — titanenhafte Kraft und Unergründlichkeit!

Nun hieß es sich entscheiden! — Sollte ich mein Leben auf die „Gesellschaft“ und den künstlerischen Appell an dieselbe aufbauen und somit den lebendigen, persönlichen Konnex mit dem Volke fahren lassen? Oder sollte ich mein Leben um jeden Preis mit dem des Volkes identifizieren und es dann dem Zufall überlassen, das „gesellschaftliche Schicksal“ von meinen fertigen und etwa noch fertigzustellenden Kunstprodukten zu bestimmen? — Für mich gab es keine Wahl. Denn aus dem Volke schrieen tausend ernste Bedürfnisse nach Befriedigung mir entgegen. Aus der Gesellschaft heraus aber klang nur das typische Verlangen nach mehr Amüsement.

Jetzt stand mein Entschluß fest! Ich wollte nach London und das Leben von vorne anfangen. — Du gerechter Himmel, wie schämte ich mich in meinem Innern vor dem einfachsten Menschen! Nicht Verdienst, sondern Zufall hatten es gefügt, daß ich niemals, wie er, Hunger und Kälte gelitten hatte, daß mein Nacken ungebeugt geblieben war vom Joch fremder, oft erniedrigender Brotherrschaft, daß Körper und Geist bei mir zur vollen Reife gedeihen konnten. Diese Kluft zwischen mir und dem volksgeborenen Mann mußte und sollte ausgefüllt werden! Dann würde e r sich am Lichte meiner Erkenntnis, i c h mich an den elementaren Gluten seiner Kraft erfreuen können. . . .

III.

Also auf und nach London! — In größtmöglichster Eile wickelte ich meine Verbindlichkeiten und sonstige Angelegenheiten ab. Mein nächster Plan ging vorläufig dahin, am Reiseziel ohne einen Heller Geld anzulangen und dann, bei strenger Vermeidung jeder Hilfe von Freunden und Bekannten, aus eigener Kraft mich durchzuschlagen und mir eine Stellung zu erringen. An eigener Haut wollte ich erfahren, was das bedeutet: ein freundeloser, armer Mensch sein, der, wenn er keine Arbeit findet, entweder im Armenhaus unterkriechen oder verhungern oder sich ersaufen kann, ohne daß ein Hahn danach kräht.

Meine Angehörigen waren zwar von obigem Plan nicht besonders erbaut, aber da sie meine Anschauungen kannten und wußten, daß dieselben tief wurzelten, ließen sie mich im Guten ziehen, was mich von großem Wert dünkte.

Gleich unterwegs stellten sich Abenteuer ein. — Ich hatte die billigste Route von Frankfurt a. M. aus gewählt; sie ging über Koblenz den Rhein herunter, durch Holland über Harwich nach London; was von Koblenz ab bloß 18 Mk. kostete. In letzterer Stadt nun, wo ich noch einiges „abzuwickeln“ hatte, lernte ich eine hochinteressante Persönlichkeit kennen. Es

war Karl Kiesewetter, der Verfasser der „Geschichte des Okkultismus", eines historischen Werkes, das in seiner Art wohl einzig dastehen dürfte. Er besaß eine wundervolle Sammlung von mystischen, okkultistischen und spiritistischen Schriften, welche teilweise zu studieren ich die lebhafteste Neigung empfand, da ich sehr wenig bis dato von dieser Litteratur kannte und nun hörte, daß Theosophie und Spiritismus sich bedeutend in London eingebürgert hätten. — Wie aber sollte ich es anstellen, meiner Neigung zu fröhnen? Ich betrachtete mich als schon von der alten Existenz losgelöst und auf eigene Hilfe angewiesen. — Da kam ein sonderbarer Zufall mir zu statten. — Der Komponist meiner dramatischen Dichtung „Der arme Heinrich" hatte in Koblenz einen Verleger, der gerade von dort wegziehen wollte. Letzterer hatte mich sehr freundlich empfangen, und da er hörte, daß ich noch gerne geblieben wäre, schlug er vor: ich solle auf vier Wochen in sein Haus kommen und die Kinder in Obhut nehmen, während er und seine Frau die Geschäftsangelegenheiten in der neuen Übersiedelungsstätte erledigten. Mit Freuden sagte ich ja und trat meine Stelle als „Stütze der Hausfrau" sofort an. Hatte ich nicht mir soeben von meinen Schwestern vorsichtshalber das Kochen beibringen lassen? Jetzt konnte ich meine Kunst an den Mann bringen, oder vielmehr an fünf kräftige Kinder, die einen Appetit besaßen, wie die jungen Raben. — — Abends und nachts studierte ich fleißig. Tagüber wurden die häuslichen Sorgen mit dem ältesten Mädchen, einem intelligenten Kinde von 13 Jahren, geteilt. Wir beiden kauften ein, kochten, fegten, wuschen auf und sorgten, daß die „kleinen Krabben" zur Zeit in die Schule gingen und sich nicht Arme und Beine zerbrachen, wenn sie nach Hause kamen und alle Bäume bekletterten. Die Situation war immerhin originell; und wenn mir auch der Kopf zuweilen rauchte, trösteten mich meine Studien, die sehr interessant waren, — besonders da sie Streiflichter auf gewisse Erscheinungen warfen, die zu beobachten ich bei mir und meinen Schwestern öfter Gelegenheit hatte. Ich gedenke hier speziell der telepathischen Beeinflussungen und häufig wiederkehrenden Wahr-Träume.

Als die vier Wochen um waren und ich meine kleine, aber lungenkräftige Herde abgeliefert hatte, bestieg ich den verdächtigen alten Kasten, der „Rheindampfer" tituliert wurde. Früh um 4 Uhr ging's los, in naßkaltem Novemberwetter. Zu sehen gab es wenig genug. Das machte der Nebel. Wir dampften langsam drei Tage lang den Fluß herunter und warfen nachts den Anker aus. Als besondere Vergünstigung — ich war der einzige Passagier durch Holland — wurde mir vom Kapitän erlaubt, in der natürlich ungeheizten Kajüte zu schlafen. Die bärenmäßige Kälte und die Härte der Bank ließen aber keinen Schlaf zu.

Endlich liefen wir in Rotterdam ein. Hier machte ich, gegen Trinkgeld, die angenehme Entdeckung, daß der Harwich-Dampfer bereits vor einigen Stunden in See gestochen war und daß das nächste Boot erst nach 24 Stunden abging. Genug Geld zum Übernachten im Hotel besaß ich nicht mehr. Gegen weiteres Trinkgeld jedoch wurde mir mitgeteilt, ich könne noch immer meinen Dampfer erreichen, wenn ich per Eisenbahn nach dem Hook von Holland fahren wollte, wo er anlegte. Dazu reichten glücklich meine Mittel, — auch sogar zum Luxus einer Tasse Kaffee, welche ich in einer mittelalterlichen Schenke trank, aus der Wagners Walkürenmotiv mit furchtbarer Stimme gebrüllt worden war. Der Wirt behauptete, Hornist zu sein und unter Wagners eigener Leitung einmal gespielt zu haben.

Mittlerweile rückte die Zeit zur Fahrt nach dem Hook heran. Als ich aber das Billet dritter Klasse lösen wollte, stellte sich zu meinem Schrecken heraus, daß dieser letzte Zug nur zweite Klasse führte. Und nur drei Minuten noch hielt er auf dem Bahnhof. Um jeden Preis mußte ich fort. — Da fiel mein Auge auf einen in der Nähe stehenden holländischen Kutscher. „Billet! Hook von Holland!“ schrie ich den Erstaunten an, erst auf den Schalter, dann auf mich zeigend. „Hier!“ Und damit schob ich ihm den Schirm, ein seidenes Halstuch und eine feine Brieftasche in die Hand. Er begriff. Sorgsam wurde jeder Gegenstand gemustert. Jetzt war noch eine Minute Zeit. Da fügte er am Schalter meinem Gelde das Nötige zu, um ein Billet zweiter Klasse zu lösen. In der letzten Sekunde sprang ich in den Zug. Ach, war's da angenehm nach der Spannung der letzten Scene! — Ich atmete erleichtert auf.

Freilich sollte die Freude nicht allzulange dauern. Denn auf dem Schiff erwarteten mich weitere Nöten, die ich lieber unbeschrieben lassen will.

Am nächsten Morgen 10 Uhr lief der „Harwich Expreß“ in London ein. Es war gerade zufällig mein fünfundzwanzigster Geburtstag. Flaggen wehten von den Häusern und eine festliche Stimmung herrschte. Denn an diesem Tage hält stets der neuerwählte Bürgermeister von London in seiner goldenen Staatskarosse stattlichen Umzug durch die Straßen. Truppen ziehen vorbei mit klingendem Spiel, Glocken läuten und zu Hunderttausenden strömen die Menschen heran, um eine Prozession zu sehen, zu deren Reihen schon mehr wie einmal sogar die imponierenden Gestalten von Elefanten*) zugezogen worden sind.

Aber das war mir alles ganz einerlei. Ich war hungrig. Und einem

*) Weniger imponierend wirkt es, wenn die Elefanten auf ihre „Rückseiten“ in großen Buchstaben Pears Soap geschrieben bekommen, eine Reklame, die 10000 Mk. einbringt.

hungrigen Menschen kann nicht einmal ein Elefant oder ein Bürgermeister imponieren. Viel wichtiger noch wie Schopenhauer und die Königin von England und die lyrische Poesie alle zusammen gerechnet, dünkte mich mein knurrender Magen, — umsomehr, als bei mir der Entschluß feststand, lieber zu Grunde zu gehen, wie von den gefaßten Zielen abzuweichen.

Guter Rat war teuer! Meine Uhr ruhte bereits friedlich im Koblenzer Pfandhaus, und die Uhrkette hatte ich am Morgen dem Gepäckträger gegeben, damit er meinen Koffer in Aufbewahrung gab. Den Überzieher bei der Londoner Novemberwitterung zu versetzen, wäre gleichbedeutend gewesen mit sich die Schwindsucht holen. Doch halt! — Bedarf der Mensch denn einer Weste und eines Cylinders? — Rasch entschlossen, trug ich beide Artikel einem alttestamentarischen Menschen an, welcher dafür zwar 1 Mk. in barer Münze ausbezahlte, hernach aber mir wieder die Hälfte meines Vermögens für eine Mütze abnahm. Gottlob, nun brauchte ich vorderhand nicht im Freien zu übernachten, wie sogar im strengsten Winter hunderte und aberhunderte verlassener und schuldloser Männer, Frauen und Kinder es müssen. — Wenn mir jetzt nur noch gelänge, Arbeit zu bekommen! Denn von den 50 Pfg. durfte ich nicht, unter den Umständen, wagen, etwas für Essen auszugeben. — Ich marschierte nach einer freien Lesehalle und notierte mir aus den Anzeigen der dort aufliegenden Zeitungen, was hoffnungserregend schien. Aber hier erwies sich das Glück abhold. Einem Adressenbureau war meine Handschrift nicht recht, einem Ladenbesitzer mein Gesicht zu alt für einen Auslaufburschen. Zur Hilfe beim Verpacken von Waren galten meine Muskeln wieder nicht als zureichend. An den meisten Orten jedoch war mir einfach jemand zuvorgekommen. Die großen Entfernungen wollten abgestiefelt sein! —

Totmüde und durchfroren wanderte ich spät abends in eine Herberge (common lodging house), welche von 25 Pfg. an bis zu 1 Mk. pro Nacht Schlafgäste annahm und zwar nur männliche. — Unten das Gastzimmer war ein niedriger, gemauerter, aber nicht enger Raum: mit Tischen, Bänken, Stühlen und großem offenen Feuerherd. Wenigstens war es hier warm! Ein dichter blauer Tabaksqualm ließ das Gas nur trübe leuchten. Die Gäste standen und saßen zumeist in Gruppen plaudernd um das Feuer herum. Etwas abseits adressierten vier oder fünf Männer an den Tischen Haufen von Couverts mit großer Rapidität. Es war eine sehr gemischte Gesellschaft hier zusammengekommen. Ein Teil bestand natürlich aus Arbeitern. Die Mehrzahl der Männer trug jedoch Kleider, die, so abgenutzt und fadenscheinig sie auch sein mochten, dennoch einst von gutem Schnitt gewesen waren. Diese Leute hatten alle etwas eigentümlich Resigniertes und Müdes, — wie wenn sie sich damit abgefunden hatten, hoffnungslos

zu sein. Offenbar gehörten sie zu jener Klasse ausgesogener Schreiber und Buchhalter, die auf Hungerlohn arbeiten. Ihre geflickten und defekten Stiefel waren gut gewichst worden; die grünliche Gummiwäsche machte einen sauberen Eindruck. — Aus der Unterhaltung ging hervor, daß die meisten als Stammgäste miteinander bereits bekannt waren. — Um ein Uhr ging man allgemein schlafen. Nur die Couvertschreiber blieben und saßen noch mit rotentzündeten Augen um 7 Uhr morgens fest, als die Wohlhabenderen ihr Frühstück verzehrten. — Die Betten schienen mäßig sauber zu sein; in meinem Zimmer, einem ungeheizten Bodenraum, standen zwölf Stück sehr eng beieinander. Man legte sich splitternackt hinein.

Am Morgen wachte ich furchtbar hungrig auf, trank deshalb eine Menge Wasser und schnürte mir den Leib fest mit Taschentüchern zu. — Darauf wurde mir besser. — Dem Vorgang hatte ein alter, kahler Irländer interessiert und verständnisinnig vom Bett aus zugeschaut; er gab mir einige humoristisch aufmunternde Worte und etwas Kautabak.

Nun ging's wieder tagüber bis zum Abend auf die Suche nach Arbeit, — leider mit genau demselben Resultat wie am vorigen Tage. Nichts wie Enttäuschungen! Für jede Stelle, die frei wurde, Dutzende bis Hunderte von Bewerbern! — — Ich trank Wasser, bis mein Inneres bei jedem Schritt kluckste, wie eine halbgefüllte Flasche. Schließlich wurde mir aber doch schwach, so daß ich die Flüssigkeit nicht mehr zu mir nehmen, respektive nicht mehr bei mir behalten konnte.

Am Abend kehrte ich in die Herberge zurück, die mir ordentlich wie ein Heim vorkam. Nun fingen auch meine Augen an, hohl und trocken, meine Nase spitz zu werden. Ich kam mir schon jenen fadenscheinigen Resignierten mit den prähistorischen Cylinderhüten unheimlich verwandt vor. Zugleich aber hatte ich Respekt vor ihnen. Da war nicht Einer, der klagte oder gar sich selbst bemitleidete! Ein warmes, kameradschaftliches Gefühl wallte in mir auf und zog mich zu ihnen hin. — Beim Besitz von nur einer Mark wäre mir hier ganz glücklich zu Mute gewesen. Trotzdem muß ich wohl ziemlich schlecht ausgesehen haben; denn ein Mann fragte mich plötzlich rauh, ob ich hungrig wäre. Er aß gerade sein Abendbrot: Fisch und Brot. Als ich bejahte, schob er mir von beiden etwas hin. Ein heiseres Piepsen kam aus meiner Kehle; meine Lippen bewegten sich zwar zu Dankesworten, aber die Stimme versagte. — — Dieses mag wohl der schwerste und zugleich lehrreichste Tag aus der ersten Periode meiner Londoner Prüfungszeit gewesen sein. — — Nachts im Bett gab es noch viel zu denken. „Morgen würde der Überzieher verkauft werden müssen. — Und was dann? — Warum läuteten Glocken unaufhörlich in der Ferne? — Es war wirklich unangenehm, daß sich das Bett wie ein Kreisel

drehte! — Wo schliefen nur all' die Leute, die kein Obdach gefunden hatten? — Wie würde morgen das Wetter sein ....“ — Erst nach längerer Zeit gelang es mir, einzuschlafen.

Am nächsten Tage, beim Aufstehen, knickten meine Knie bedenklich zusammen. Das war eine sehr ernste Geschichte! Nun konnten ja die weiterabliegenden Gänge nicht mehr gemacht werden. — Langsam schlich ich nach den nächsten Zeitungsannoncentafeln, wo die Männer und Knaben bereits in hellen Haufen standen. In nächster Nähe wurde ein Ausschankgehilfe gesucht. — Irgendwie auf Erfolg hoffen ließ sich nicht: aber versucht mußte alles werden! Mechanisch, wie im Traum, machte ich mich auf den Weg. Da — — was war das!? Die Straße fing plötzlich an, sich wellenförmig zu bewegen! Ich torkelte hin und her und wurde unsanft gegen ein Haus geschleudert. Instinktmäßig klammerte ich mich an. Noch eine Weile schwankte und wogte die Welt, dann konnte ich wieder klar denken.

Nun hieß es aber vorsichtig sein! Wie leicht konnte die Polizei mich für betrunken halten und einsperren. Ein Mensch ohne Mittel und ständige Wohnung wäre in solchem Falle von vornherein rettungslos verurteilt! — Ich setzte mich auf eine Stufe und überlegte. Mit Arbeit suchen war es vor der Hand abgethan! Die Kräfte langten einfach nicht weiter. — Und lieber wollte ich verhungern, wie die entehrende Hilfe*) der Armenverwaltung anrufen! — So blieb denn nur noch die Heilsarmee als letzte Zuflucht übrig: die beschäftigte Arbeitslose in eigenen Fabriken und unterstützte prinzipiell nur gegen Arbeitsleistung. Da brauchte keiner der Unterstützten sich zu schämen. Ja, da wollte ich mich hinbegeben! — Gedacht, gethan! — Auf Befragen sagte mir ein Polizist die Adresse des Central-Unterstützungsbureaus der „Armee“, und unter Zuhilfenahme häufiger Ruhepausen gelangte ich in etwa zwei Stunden dorthin.

„Sozialer Flügel der Heilsarmee“ nannte sich das unscheinbare Gebäude in Whitechapel Road. — Von hier, dem „Social Wing“ aus, wird die Thätigkeit einer Unmasse von der Heilsarmee gehörigen industriellen Riesenunternehmungen überwacht und teilweise geleitet: z. B. von der großen Landkolonie mit ihren Ziegelbrennereien, von der Zündholz-Fabrik, der Bürsten-Fabrik, von den Holzhöfen, Dampfwäschereien und allen den Herbergen für Männer und für Frauen. Die Fäden nicht nur dieser, sondern auch noch sehr viel anderer insularer Unternehmungen kreuzen sich hier: um dann vereint nach dem Internationalen Hauptquartier in Queen Victoria-Straße hinüberzulaufen, wo sie mit den Fäden überseeischer Unternehmungen aus beinahe vierzig verschiedenen Ländern zusammentreffen, und,

*) Wer in England Unterstützung oder Unterkommen von der Armenverwaltung erhält, geht gewisser bürgerlicher Rechte verlustig.

zu einem einzigen Knoten mit diesen verschürzt, in die Hand des „Generals" Booth selbst gelangen.

Als ich nun vor den „Social Wing" trat, sah ich zwei Thüren; die erste führte nach den Bureaus, die zweite nach einer Wärme- und Speisehalle. Ich ging in das kleine Empfangsbureau hinein. Es war rot angestrichen, und an den Wänden hingen biblische Texte. Hinter einer Art von Ladentheke stand ein etwa vierzigjähriger Mann mit festen, etwas groben, aber nicht unfreundlichen Zügen, scharfblickenden Augen und breitem, gedrungenem Körperbau. Er war in Uniform gekleidet und wurde „Sergeant" genannt. Eben bekam ein ländlicher Arbeiter eine Strafpredigt von ihm ab. „Dich kennen wir, Freund!" schrie er zornig. „Vor sechs Monaten wurdest Du nach der Landkolonie geschickt, hast Dich aber am Reiseziel einfach dünne gemacht! Glaubst Du, wir lassen uns zum Narren halten? Marsch, hinaus!" Und dabei schaute er ganz grimmig drein. Der Arbeiter suchte erst zu leugnen; dann gestand er seine Sünden und bat, daß man nur einmal noch ihm eine Chance gönnen möchte. — Nach einer weiteren, sehr scharfen Standrede ließ sich denn auch der im Grunde herzensgute „Sergeant" erweichen. Trotzdem letzterem Tausende von „Fälle" allwöchentlich durch die Hände gingen, war er so wenig gegen das Elend abgestumpft, daß er des öfteren sein eigenes Mittagsmahl an Verhungerte abtrat. Das habe ich später selbst beobachten können.

Außer mir waren etwa ein Dutzend arbeitsloser Männer und Frauen gerade gegenwärtig. Sie trugen ihr Anliegen ruhig und objektiv vor. — Besonders die Frauen trugen schreckliche Leidensfalten um Stirne und Mund. Denjenigen Müttern, die verhungernde Kinder hatten, wurde bedeutet, daß sie dieselben zu einer Mahlzeit herbringen sollten. Von allen wurde Name und Wohnung gebucht, mit Anmerkungen, wie es mir schien.

Nun kam die Reihe an mich. Ich gab einfach an, arbeitslos, vollkommen mittellos und zu jeder mir physisch möglichen Arbeit sofort bereit zu sein. — Der Sergeant betrachtete mich argwöhnisch; etwas an mir schien ihm zu mißfallen oder wenigstens aufzufallen. Er befragte mich nicht um mein Gewerbe, sondern meldete mich zur näheren Prüfung bei seinem Vorgesetzten an: dem „Kapitän" Herrn Webster. Nach ein paar Minuten wurde ich die der Thüre gegenüberliegende schmale Treppe hinauf in ein sehr kleines, freundliches Zimmer geführt. Das Telephon und zwei Schreibtische stempelten es zum Geschäftsraum. Dort empfing mich der Kapitän, indem er mich freundlich zum Sitzen einlud. Er mochte wohl dreißig Jahre alt sein, trug eine Brille, hatte blaue, etwas träumerische Kinderaugen, eine breite Stirne und blondes, welliges Haar. Aus seinem ganzen Wesen sprach eine große Güte und eine auffallende Sensibilität. — Ich sah ihn

mir nochmals scharf an. Ja, diesem Menschen durfte ich schon wagen, die Wahrheit zu sagen. Er würde sie erkennen können, würde merken, daß ich nicht log! — Wie er mich also nach meinen Verhältnissen frug, sagte ich ihm klar heraus, daß der Ekel vor dem engherzigen, kurzsichtigen Treiben der „Gesellschaft", zusammen mit einem unwiderstehlichen Mitgefühl für das Volk mich hergezwungen hätte. Dann wies ich darauf hin, daß die oben angedeutete Weltanschauung aus einem wahrhaft religiösen Boden, wenn auch nicht aus dem orthodoxen, entsprossen wäre, und gab ihm kurz die Skizze meines äußeren Lebenslaufs. Zum Schluß legitimierte ich mich gewissermaßen durch die Mitteilung, daß der „General" Booth durch die gelegentliche energische Fürsprache meiner Mutter dazu gekommen wäre, den Kornkaffee als billige Volksnahrung in England einzuführen. —

Mein Urteil hatte mich nicht getäuscht. Während unserer Unterredung hatte Kapitän Webster ein lebhaftes Interesse an meinen Auseinandersetzungen gezeigt, und nebenbei bewiesen, daß er ein gebildeter Mann war, der z. B. seinen Tolstoy vorzüglich kannte. Zuletzt schüttelte er mir herzlich die Hand, versicherte mich seines Wohlwollens und daß ich mir keine Sorgen wegen dem Nötigsten zu machen brauche. Später könne ich es zurückzahlen oder abarbeiten! Dann gab er mir eine Anweisung auf Thee, Abendbrot, Nachtquartier und morgiges Frühstück, und lud mich ein, mit ihm den nächsten Tag privatim zu Mittag zu speisen, wann wir das weitere besprechen könnten.

Mit dem Gefühl eines auf dem Schaffot Begnadigten nahm ich Abschied. — — Nun konnte ich auch meinen Freunden und Angehörigen einige beruhigende Zeilen zukommen lassen! — Ich war gerettet, die erste, gefährlichste Feuerprobe glücklich überstanden!

Es war schwer, vor tiefer Dankbarkeit die Thränen zurückzudämmen. — Was hatte nicht alles auf dem Spiel gestanden! An meinem Leben lag mir nichts: — aber die ungeborenen Werke, die unvollendeten Pläne mußten geborgen werden! Und jetzt waren sie es. —

Ahnungsvoll dämmerte mir die Zeit auf, wo ich den gewaltigen Lebensstrom des Volkes durch meine Adern pulsieren fühlen würde gleich dem Strom des eigenen Blutes. — Und Frieden kam über mich, — wie er ein Kind überkommt, wenn es an der Mutter Brust liegt. — — — — — — — — — — Die weitere Historia von meinem vierjährigen Ringen (als Fabrikarbeiter, Journalist, Organisator und Redner), den Weg in die Mysterien der Volksseele zu finden und dauernd zu behaupten, sowie der Bericht von dem Wiedergewinnen meines künstlerischen Gleichgewichts auf dem neuen Lebensboden, muß für ein anderes Mal aufgespart bleiben.

Deutsche Lyrik.

Aus „Renaissance".*)

(Bd. XII des „Liedes der Menschheit".)

Freund! Bruder! Leonardo! . . Hier ist Land.
Hier läuft mein Schifflein auf den rechten Strand.
Hier in der goldnen Luft breit' ich die Flügel
Der Sonne zu. Hier winkt durch Thal und Hügel
Für alle Sinne mir ein Blumenhag,
Für jede Sehnsucht mir ein Erntetag.
Hier ruh' ich meine liebe Seele aus
Von all der Thorheit, all den Bitterkeiten,
Hier mag sie rankend um die Welt sich breiten,
Lichtfröhlich, zärtlich, wie der Wein ums Haus.
Freund! Bruder! Hab' ich endlich, endlich hier —
Was ich gesucht mit nimmersatter Gier?
Ich Irrender, ich krank von tausend Wunden,
Hab' ich die Heimat endlich hier gefunden?
Ich ein Verstoßner, in die Nacht verbannt
Der Fremde, eh' ich noch im Kampfe stand;
Ich, der ein Gast durch all' die Jahre war
Und oftmals ein Gefangner mehr als Gast,
An einen Ring gekettet mit Gefahr,
Bis in die Träume wund von harter Last.
Find' ich nun doch — hier an des Arno Bord,
In meiner Väter Stadt den Friedensport?

* * *

Und in den Lethe nun, was hinter mir!
Die Welt braucht neues Blut — jetzt kommen wir.
Von meiner Seele fällt, was krank und matt,
Ich bade mich im Licht der Sonnenstadt;
Wie einer Liebsten lieg' ich ihr im Schoß
Und küsse mich von allen Aengsten los;
In Brünsten preff' ich sie an meine Brust,
Mit Flammen überschauert mich die Lust . . .
Oh du umblüht, umglüht vom ewigen Lenz,
Du Stadt der Freude, schimmerndes Florenz!
Dein Lockruf klingt, wenn kaum der Tag erwacht,
Von Lautenspiel und Liedern rauscht die Nacht;
Und jedes Auge blitzt von Schelmerei,
Und wo am Markte sitzen zwei und drei,

---

*) Eingang eines Briefes des Messer Leon Battista Alberti. Bd. XII des Epos „Das Lied der Menschheit" erscheint anfangs 1898.

Lacht Mund zu Mund, das scherzt und jubiliert,
Das witzelt, kichert, klatscht und kokettiert!
Gott Bachus zieht bekränzt durch alle Gassen
Und Wunder wirkt sein Trank, auch ungeweiht,
Frau Venus lächelt huldvoll allezeit,
Und keine Ariadne bleibt verlassen.
Freund, hier ist Delos, Cyprus und Athen,
Noch wandeln Götter auf des Arno Höh'n.
Ein jeder Tag schmückt sich mit Festgewand,
Mit goldnem Schmuck und rosenfarbner Seide,
Und jede Nacht stürmt hin im Faschingskleide,
Mit Thyrsosstab und lohendem Fackelbrand . . .

* * *

Du aber, mi amice, nicht die Stirn
In Falten! Nenn' es Rausch, was mir das Hirn,
Das Blut durchwühlt. Ich will ein Trunkner sein.
Du sei es mit mir! Alles Mein ist Dein . . .
Was unsre Sehnsucht träumte im Gedicht —
Das neue Leben, schrankenlos und licht,
Hier pulst es schon in tausend frohen Thaten;
Lenzbrausend stürmt der neue Tag einher,
Die Nebel bergen flüchtig sich ins Meer,
Aufsprießen jubelhell die jungen Saaten . . . . .

Berlin-Charlottenburg. Heinrich Hart.

Märzenwelt.

Von fliegendem Sonnenschein
Ein Stündlein erhellt,
Regt sich Acker und Rain
Und es singt und klingelt das Märzenfeld.

Zart — zartgrüner Hauch,
Knospend Sproß und Gras
Quillt aus Erde und Strauch
Und die Zweige schimmern und flimmern
wie Glas.

Silbergrau behängt
Blüht die Weide am Bach,
Und aus Ulme und Pappel drängt
Eine Blüte grün der andern nach.

Schon ist von Ehrenpreis,
Maaßlieb und Schlüsselkraut
Goldengelb und weiß
Der Acker tropfend hier und dort betaut.

Herab auf den Stein
Goldammer sich schwingt,
„O, lieb mich allein,"
Lacht der Vogel und lacht und singt.

Geh von Sonnenduft
Blütenweiß erhellt
Über Grab und Gruft
Still und lächelnd durch die neue Welt.

Berlin-Wilmersdorf. Julius Hart.

An Arnold Böcklin.

Wie der göttliche Titane, doch mit ernstem Lygoskranze,
Stehst Du kämpfend und erschaffend, wie im eignen Feuerglanze;
Leuchtest mit der Glut, die Kühnheit nur den Himmeln kann entraffen,
Ueber lachend neuen Welten, die Du sel'gen Griffs geschaffen.
Von den Auserles'nen bist Du, die der wundervolle Dante
Einst mit königlichem Worte Meister des Jahrhunderts nannte.
Wenigen, wie Dir, Erlauchter, ist der stolze Gruß zu gönnen:
„Meister derer, die da wissen, Meister derer, die da können!"
Deine mächt'gen Wälder leben: ob sie im Perlmutterglanze
Zarter Lenzesfrühe stehen; ob in hingeriss'nem Tanze
Englein um beglänzte Stämme ihre hellen Glieder schwingen,
Oder aus dem Grase haschen einen Kranz von Sonnenringen —
Ob im Himmelslicht des Mittags Sommerblumen leuchtend flimmern,
Oder aus der Ferne Bäche hell wie Freudenthränen schimmern;
Ob in blauen Juninächten, unter frohem Sternenreigen,
Sich die blüh'nden Aeste dehnen, wie bedrängt vom heißen Schweigen;
Ob Du auf entrücktem Hügel, wie aus sommertollen Launen,
Spielen läßt erschrockne Elfen mit den wildgeschmückten Faunen;
Oder ob der Sturm entkettet rast durch scharfe Abendröten,
Und die Herbsteswolken tanzen, wie nach Pans gewalt'gen Flöten!

* * *

Wem sich jene Thore aufthun streng verschloss'ner Zaubergärten,
Zu dem Auserwählten treten leise ihres Wegs Gefährten:
Lust und Leiden, deren Blicke wie vom Lebensrätsel brennen,
Die ihn beid' erfassen müssen, soll er Kunst und Welt erkennen,
— Und da bist Du von dem einen, mit dem Mund, dem jubelfrohen,
Mit den Augen, die da locken, und wie von Entzücken lohen,
Fester wohl ergriffen worden, als von jenem blassen andern,
Der Dich leise nur berührte, um dann weinend mitzuwandern.
Der nur manchmal düstre Spuren läßt in Deinen heitren Reichen,
Wo von ragenden Standarten weht der Freude Königszeichen.

* * *

Wohl, es kennen Deine Welten auch den jähen Todesschauer,
Und es schleicht an blassen Küsten, wie ein Dämmerzug von Trauer.
Durch verlass'ne Meeresschlösser geht es wie ein leises Sterben,
Unter diesen Grabcypressen ging vielleicht ein Glück zu Scherben.
Wer das Inselland der Toten, starrend, fern entrückt im Meere,
Wo erbarmungslos die Lüfte lasten wie mit Gräberschwere,
Schaffen und erfassen konnte und mit tiefem Blick erschauen,
Den berührten Erdenleiden, und der kennt das leere Grauen.
Und wer jene grimmen Zweie schuf, die fürchterlichen Männer,
Den, der blicklos ist, und jenen auf dem zügellosen Renner,
Denen Feuer gierig zeichnet ihres bösen Weges Bahnen —
Wer Vernichtung also schaute, kennt der letzten Dinge Mahnen.

* * *

Aber rascher scheint Dein Pinsel, hingegebener zu wirken,
Wenn Du aus den Finsternissen eilst zu goldenen Bezirken,
Und dann scheinen Deine Farben, wie von Morgenrot entglommen,
Und das blaue Licht der Meere scheint aus Himmeln hergenommen,
Aus gar seltnen Muscheln schöpfen Deine heitren Fabelwesen,
Drinnen edle Perlen glimmen, die sie aus den Wogen lesen;
Und die flechten sie im Spiele Meeresmädchen in die Locken,
Welche vor den Tollen fliehen, fischgeschmeidig und erschrocken.
Jubelnd schallen auf den Wassern Hörnerrufe der Tritonen
Und auf ihrer heitren Stirne schwanken breite Schilfeskronen.
Sel'ge Lust schwimmt auf den Wellen, in den Blicken, auf den Lippen,
Während Deine blauen Meere lachend donnern an die Klippen —
Und Du weckst sie nicht, die schlummern drunten auf der Welt: die Sorgen,
Denn der Frohsinn fährt auf Wolken in den großen Lenzesmorgen.

Straßburg i. E. Alberta von Puttkamer.

Aus der Ferne.

Es ist, als suche etwas nach mir . .
irgend wo . . aus der Ferne . .
ich fühl's . .

und über einem See drüben sucht es . . weit weg . . zwischen jungen wehenden Birken, die vor einer Rotdornhecke stehen,

und in schneeblumenweißem Kleide geht es über grüne Wiesen mit nickenden Blumen und immer hastiger und hastiger

hang- und hügelauf durch rotes Heidekraut und über Steingeröll, immer höher, über Klippen und Grate, und steht und ruft meinen Namen ins Thal und in die Wolken . .

was willst du von mir?!

und plötzlich tritt es in mein Zimmer, immer in schneeblumenweißem Kleide, und starrt nach dem Platz, auf dem ich sitze . .

mit weitoffenen Augen . . doch wie ins Leere! oder . . als ob ein anderer da säße, den es nicht kenne . .

und geht durchs Nebenzimmer und setzt sich auf die Treppe draußen und weint und schluchzt . . .

was willst du? wer bist du?

. . . .

Und plötzlich wird es wieder totenstill und ich höre nur ein fernes Wehen, als brauten Nebel über einer Wiese.

Berlin. Cäsar Flaischlen.

Kleine Lieder.

I.

Ich hab' ein Volk —

Ich hab' ein Volk, wenn's mich auch wenig achtet;
Ich hab' ein Amt, wenn es auch herzlich klein.
Ich hab' von Berg und Dach die Welt betrachtet,
Nun will ich ruhig Mann bei Männern sein.
Was ich auf irrer Fahrt mir hart erstritten.
Das will ich wahren, das sei ewig mein!
Doch was ich, Brüder, bitteres erlitten —
Ein Federstrich! es soll vergessen sein!

II.

Da draußen —

Da draußen, wie war ich ein stolzer Sohn
Meiner Wälder und Berge!
Jetzt frohne ich da um Lumpenlohn
Im Gewimmel der Zwerge.
O mein fröhlicher Gang und du aufrecht Haupt
Dahinten im Maien!
Hier ist dem Knechte nichts mehr erlaubt
Als die Locken der Freien.

III.

Sehnsucht.

Waldhornschall
Hör' ich dahinten im Wasgenwalde! . . .
O sieh, der Fingerhut
Leuchtet von sonniger Halde!
Eidechsen huschen über'n Stein,
Ueppig duftet der Thymian-Rain,
Hummeln hängen im heißen Klee — —
O Wald, mein Wald!
Nach deinen Wonnen ist mir weh! . . .

Berlin. Fritz Lienhard.

Großstadt-Eremit.

Abseits der Großstadt liegt mein kleines Haus,
Drin geht die Morgensonne ein und aus:
Sie sieht mich schlafen, doch sie weckt mich nicht —
Erst wenn die Abendglut durchs Fenster bricht
Heb' ich die Glieder, geh der Großstadt zu:
Aus einer dunklen Kneipe winkt mir Ruh.

Abseits der Menschheit nehm ich meinen Weg,
Ich lieb' die Tiere, doch ich haß den Steg,
Drauf dieses Tier, das menschgewordne, wandelt,
Das jeden freien Ausblick dir verschandelt:
Von Gold- und Eigenliebe menscheit's rings
Und wo die Liebe blüht, wie balde stinkt's.

Abseits des Lebens grab' ich nun nach Gold —
O Gott, ich bin dem Leben selbst nicht hold:
Kaum daß die Vogelstimme mich ergötzt,
Wenn vorher Menschenlaut mein Ohr verletzt,
Vor meiner eignen Stimme bangt mir schier —
O Tod, mein Freund, komm' her und trink' mit mir.

Berlin. Ludwig Scharf.

Weltflucht.

Nicht ein Blättchen rührt sich auf den Feldern,
nicht ein Wölkchen will am Himmel ziehen:
Laß dem Staub der Städte uns entfliehen!
Ich erwarte dich in meinen Wäldern.

Draußen brütet Tod — doch hier ist Leben:
Hoch zu Roß laß uns den Wald durchstreifen;
wo die Aeste über uns sich greifen,
laß, Geliebte, dich vom Sattel heben.

Wonnig fühl' ich deine schlanken Glieder,
um die Wangen deines Atems Schwüle;
aber frischer Waidhauch weht uns Kühle —
und im Kusse sink' ich an dir nieder.

Minden i. W. Max Bruns.

Zwei Flammen.

Zwei Flammen sprühn in unsern Herzen
Und streben ohne Rast und Ruh
In bittrer Lust und süßen Schmerzen
Einander zu.

Es lodert wahnsinntoll in deinem
Die langverhüllte Leidenschaft,
Und heiße Sehnsucht brennt in meinem
Mit wilder Kraft.

Noch trennen Meilen all die Gluten
Verborgner Liebesraserei,
Doch wenn sie einst zusammenfluten,
Steh' Gott uns bei!

Strzebowitz. Marie Stona.

Wilhelm von Polenz.

Von Josef Ettlinger.

Einen jüngeren Autor in seinem Gesamtwerk zu betrachten, hat seinen Reiz und seine Gefahr. Reiz gewährt es, in seinem Schaffen den verbindenden Grundzug zu suchen, das Auf und Nieder der künstlerischen Entwickelung zu verfolgen und festzustellen, wo und wie die Macht einzelner Persönlichkeiten oder gewisser Zeitströmungen an diesem Werdegang ihren

Anteil gewonnen hat. Gefahr aber liegt darin, durch das allzu dichte Herantreten an die einzelne Erscheinung das Augenmaß für ihre relative Größe und die Sicherheit des Vergleichs zu verlieren, die allein vor Überschätzung bewahrt. Und was bedenklicher ist: man giebt in fertiger Form sein Urteil über einen noch nicht fertigen Gegenstand, man legt sich auf einen bestimmten Standpunkt fest, ohne zu bedenken, daß das frühere Werk eines Künstlers oft durch seine späteren eine völlig andere Beleuchtung und Bedeutung erfährt, gleichwie der Zeiger der Sonnenuhr mit seinem Schatten auf eine andere Ziffer weist, wenn er sein Licht zu anderer Stunde und unter anderem Winkel erhält.

Nur unter einer Voraussetzung läßt sich diese Gefahr vermeiden, kann man einigermaßen sicher sein, nicht über kurz oder lang sein eigenes Urteil wieder umstoßen oder doch als veraltet und unzureichend empfinden zu müssen: wenn die Zeichen dafür sprechen, daß die Entwickelung eines Autors auf einem Punkte angelangt ist, an dem sie ihr vorläufiges Ziel erreicht hat und von dem aus sie nun eine durchaus neue und veränderte Richtung einschlagen muß, wenn sie noch weiter und höher gelangen will. An einem solchen Wendepunkte sehe ich Wilhelm von Polenz gegenwärtig angekommen, und wenn es dafür eines Beweises bedarf, so ergiebt ihn eine Rückschau auf sein kurzes, aber inhaltreiches Lebenswerk von selbst. Selten hat sich ein Talent so planvoll und energisch, wie das seine, und dabei so völlig unabhängig entwickelt, daß man es frei von allen Seiten betrachten kann.

*

Verhältnismäßig spät erst hat Polenz den Weg in die Litteratur gefunden. Seine Heimat ist die sächsische Oberlausitz, wo er in Ober-Cunewalde als Sohn des Kammerherrn von Polenz am 14. Januar 1861 zur Welt kam. Seine Jugenderziehung lag hauptsächlich in den Händen evangelischer Theologen; von Quarta bis Prima besuchte er das gräflich Vitzthumsche Gymnasium in Dresden, wo er vornehmlich mit Standesgenossen in Berührung kam. Hier erhielt er auch durch den deutschen Unterricht des ausgezeichneten Professors Diestel die ersten starken litterarischen Anregungen. Bedeutsamer aber wurde ihm der Umstand, daß er seine einjährige Dienstpflicht bei den Dresdener Gardereitern in der Schwadron des damaligen Rittmeisters Moritz von Egidy ableistete, der auf die Bildung seines Charakters und seiner Lebensanschauung nachhaltigen Einfluß gewann. Wider seine Neigung studierte er in den folgenden Jahren zu Breslau, Berlin und Leipzig Juristerei, während sein eigentliches Interesse gleichzeitig der Geschichte, Theologie und Soziologie gehörte. Ein knapp bestandenes Examen brachte ihn als Gerichtsreferendar wiederum nach Dresden, wo er

in der Tochter einer befreundeten englischen Familie seine jetzige Frau kennen lernte und sich verlobte. Dann hing er das verhaßte römische Recht an den Nagel und verlebte eine Reihe von Wintern in Berlin, die ihn mit der jungen litterarischen Bewegung in nähere Fühlung brachten. Allmählich aber fühlte er sich von dem schellenlauten Treiben dieser Kreise und von dem Großstadtbrodem überhaupt abgestoßen und zog sich ganz auf seine Güter in Sachsen zurück, die er seitdem selbst bewirtschaftet und wo ihm mit der Zeit aus Kreis und Gemeinde allerhand Ehrenämter und Vertrauensposten übertragen worden sind.

In dieser Liebe zum Lande, die nach einem fast zwanzigjährigen Stadtleben schließlich doch wieder Gewalt über ihn erlangte, liegt das Bestimmende für Polenz' litterarische Persönlichkeit. Er gehört dem Lande mit dem Herzen, und man kann geradezu sagen, daß er das Land für die moderne deutsche Erzählungslitteratur überhaupt erst künstlerisch gewonnen hat: ein deutscher Tolstoi, wenn man den Vergleich auf diesen Punkt beschränkt. Das Meiste und das Wertvollste, was er geschaffen hat, gehört dem ländlichen Stoffkreis an. Aus der engen Berührung mit dem heimatlichen Erdreich zieht er seine beste Kraft. Wo er diesen Bannkreis verläßt, ist er noch immer der begabte Poet und scharfe Beobachter, aber ohne eigene Physiognomie. Novellen, wie „Versuchung“ und „Unschuld“, die zu seinen frühesten Arbeiten gehören, zeigen ihn noch ganz als Mitläufer der jungen Litteratur aus den letzten achtziger Jahren, die sich völlig in sexuellen Problemen verstrickte; nicht minder sein erster Roman „Sühne“ (2 Bde., 1890), der neben allem guten Willen auch alle Fehler des Anfängers aufweist. Aber schon in einzelnen Federzeichnungen des Bandes „Unschuld“, wie in den Skizzen „Kamerad und Genosse“, „Die Zielbewußten“, zeigt sich der feine Schwung eines eigenrichtigen Talentes, und in der kleinen Studie „Doktor Pflaume“, die mit ergreifendem Humor das Geschick eines kleinen kurzsichtigen Gymnasiallehrers vorträgt, lebt schon ein Teil der natürlichen Gemütswärme auf, die den späteren größeren Arbeiten Wilhelms von Polenz ihre Temperatur verleiht.

Gleichwohl war es ein weiter und entscheidender Schritt, den er nach diesen ersten, manches versprechenden Gaben mit dem dreibändigen Roman „Der Pfarrer von Breitendorf“ (1893) unternahm, bedeutsam schon durch die Sammlung dichterischer Kraft, die er voraussetzte, aber auch durch die feste Ergreifung eines ernsten sozialen Problems und durch die unbestechlich wahrhaftige Schilderung der ländlichen Verhältnisse im deutschen Osten. Der Roman ist Herrn von Egidy gewidmet. Und auch ohne diesen avis au lecteur würde man die innige Verwandtschaft zwischen der Gesinnung des Buches und den bekannten Anschauungen leicht gewahr, die

Herr von Egidy in Wort und Schrift seit Beginn dieses Jahrzehntes vertritt. Ein junger Geistlicher ganz im Egidy'schen Sinne ist dieser Pfarrer Gerland von Breitendorf, ein ernst und aufrecht veranlagter Mensch und von der heiligen Würde, die in seine Hand gegeben ist, in freudigem Eifer durchdrungen. Sein eigener Wille hat ihn aufs Land, in das entlegene Pfarrdorf geführt, wo er unter einfachen, schlichten Menschen und am Herzen von Gottes freier Natur das erträumte Ideal seines Wirkens zu finden hofft. Aber aus dieser Illusion reißt ihn die Wirklichkeit unsanft genug heraus. Statt der Herzenseinfalt und unverdorbenen Gottesfurcht findet er nur stumpfe Verschlagenheit, statt der bedürfnislosen Zufriedenheit nur Verrohung im Elend und glotzende Dummheit. Schmerzerfüllt nimmt er wahr, daß die Kirchlichkeit diesem vernachlässigten Volke nur eine eingebläute Gewohnheit ist, daß nicht Hunger nach Erkenntnis, nicht Heilsbedürfnis oder Drang nach innerer Erleuchtung sie zu ihm treibt. Seine Güte wird verkannt, sein heißer Wunsch, zu bessern und zu helfen, nicht verstanden. Schließlich muß er es erleben, daß seine eigene Herde wider ihn aufsässig wird, und sich von seinen gehässigen Feinden, einem entlassenen Kantor und der Witwe seines Vorgängers, die bei ihm vergeblich die Potipharrolle zu spielen versucht hat, gegen ihn aufhetzen läßt. Und nicht das allein rüttelt an den Grundpfeilern seiner Berufsfreudigkeit; auch die Berührung mit seinen Amtsbrüdern und Vorgesetzten legt immer tiefer Bresche in seinen zuversichtlichen Lebensvorsatz. Mit wachsendem Unbehagen gewahrt er, wie sich bei den meisten die Gedankenarmut und Gesinnungslosigkeit mit dem Mantel eines seichten, selbstgerechten Positivismus drapiert, der über das Ringen und Kämpfen des denkenden Zweiflers hochmütig sich erhaben dünkt. Statt des lebendigen, immer sich erneuernden Glaubens starrt ihm überall nur der Sinter kirchlicher Dogmatik und ein sattes Selbstgenügen entgegen. Mit tiefstem Widerwillen erlebt er es, daß der Selbstmord eines jungen Geistlichen, der ihn selbst vor dem Tode zum Vertrauten seiner unseligen Zweifel und Skrupel gemacht hat, von den kirchlichen Behörden mit Bewußtsein vertuscht und zur That eines Wahnsinnigen umgestempelt wird; nur damit der Skandal vermieden und die Glorie der Kirche unangetastet bleibe. Und wie er den klaffenden Abstand erkennt, der ihn, den geistig und sittlich Gebildeten, von der stumpfen, unüberwindbaren Roheit seiner Herde trennt, so empfindet er noch schärfer die völlige Fremdheit seines Wesens gegenüber der Verknöcherung und Verkirchlichung freier Glaubenswahrheit und dem öden Formalismus theologischer Schulsysteme. Dort der Unterschied der sittlichen Fundamente, hier der Gegensatz der Weltanschauungen, — alles dringt auf ihn ein, ihm diesen unheilvollen Zwiespalt tiefer ins Bewußtsein zu graben. So findet er schließlich den Weg, der allein ihm

die innere Freiheit wiedergiebt: er tritt aus der Kirche aus und mit seinem jungen, eben erst heimgeführten Weibe verläßt er die engere Heimat, um anderwärts als Lehrer seinen Priesterberuf in neuer Form wieder aufzunehmen.

Gerland ist aus dem Holze, aus dem unsere Zeit die Naumann, Göhre und andere „politische Pastoren" geschnitzt hat: ein Mensch mit stark entwickeltem sozialen Empfinden. Ein Zweifler ist er nicht; oder doch ein Mann, der seine Zweifel hinter sich geworfen hat. Seinem reinen und vollen Glauben hat die moderne Wissenschaft auf die Dauer nichts anthun können. Sein Bedürfnis ist es, Einkehr in sich selbst zu halten und von dem eigenen Denken unausgesetzt sich Rechenschaft zu geben. Aber von einem Kompromiß zwischen Gefühl und Verstand weiß er nichts. Keine seiner religiösen Überzeugungen ist beschädigt oder angefressen. Und so erlebt er im Verlaufe der Erzählung auch sich selbst gegenüber keine Veränderung; nur sein Verhältnis zu seiner Umgebung macht den entscheidenden Wandlungsprozeß in ihm durch. Die tiefe Disharmonie geht ihm auf, die zwischen dem Berufe, den er sich gewählt, und dem Amte besteht, in dessen Zirkel man ihn gestellt hat. Darum interessiert an ihm weniger das Persönliche, als das Typische; weniger er selbst, als das, was auf ihn einwirkt, oder um ein stark in Mißkredit gerathenes Wort zu gebrauchen: das Milieu. Auf der einen Seite die Bauern in ihrer unverstellten Rohnatur, auf der andern die Welt der „Amtsbrüder", und diese ganz besonders, weil sie noch nie mit so schonungsloser und doch tendenzfreier Wahrheit dargestellt worden ist. Man braucht selbst diese Kreise gar nicht zu kennen, um die Echtheit der Schilderung ohne weiteres herauszufühlen. Nirgends hat man die Empfindung, daß etwas übertrieben oder entstellt sein könnte. Jede Einseitigkeit ist der ruhigen, gerechten und überlegten Art, mit der Polenz den Dingen gegenüber steht, völlig fremd. Bei allem, was er sagt, hat man, wie bei manchem Zeugen vor Gericht, sofort den Eindruck unbedingter Glaubwürdigkeit. Aus der Gruppe der Pastoren, mit denen Gerland bei verschiedenen Anläßen zusammentrifft, treten ein paar vorzüglich beobachtete Typen besonders hervor: der greise Pfarrer Valentin, das Muster eines schlichten Seelenhirten, bei dem Glauben und Pflichten sich in schöner Übereinstimmung befinden; der elegante Modegeistliche Polani, dessen Suada ebenso entwickelt ist, wie sein diplomatisches Anpassungsvermögen; der plumpe, bäurische Dornig mit dem Stiernacken und den philisterhaft trivialen Reden und Anschauungen; der alte Superintendent, der so milde und kollegial mit seinen Ephoren verkehren und so unangenehm werden kann, wenn das Ansehen des Kirchenregiments nach irgend einer Seite in Gefahr steht; und endlich der kleine, blasse, unruhige Fröschel, Polanis Diakonus, dem die Kirche vorkommt „wie ein schadhafter Mehlsack, dem von allen Seiten das Mehl entweicht", und der schließlich

den wühlenden Zweifeln seiner Seele durch seinen freiwilligen Tod gewaltsam ein Ende macht.

Diese Fröschel-Episode, die für Gerlands äußeres Schicksal den eigentlichen Hebel darstellt, hat in dem Roman ohne Frage einen allzu breiten Raum erhalten. Sie ist eigentlich ein Roman für sich und in dem eigenartigen Verhältnis des jungen, von Zweifeln zerrissenen Geistlichen zu seiner ihn beherrschenden, streng orthodoxen Mutter steckt ein sehr aparter psychologischer Stoff. Aber gerade durch diese innere Bedeutung wird sie der Komposition des Buches gefährlich, gegen die auch noch sonst manches einzuwenden wäre. Mit Fröschels Begräbnis schließt der zweite Band des Romanes ab, und der dritte, der nur noch die Konsequenzen der beiden ersten weiter ausführt, gerät etwas ins Flache. Hier tritt der harmlose Liebesroman, der den Pastor mit der Tochter des Arztes Dr. Haußner, eines Sonderlings und kirchenfeindlichen Dissidenten, schließlich vor dem Altar zusammenführt, ziemlich stark in den Vordergrund; aber das junge Mädchen ist bei aller knospenhaften Lieblichkeit doch zu sehr als unreifer Backfisch gezeichnet, um Interesse zu erwecken und um es genügend begreiflich erscheinen zu lassen, daß ein so ernst veranlagter und so ernstes durchlebender Mann, wie Gerland, sich mit ihr in Schäkereien wie ein Sekundaner einlassen könnte. Das setzt ihn in den Augen des Lesers unvermerkt herab und stört die einheitliche Gesamtwirkung.

*

Aus der Provinzialhauptstadt, wo er zuerst sein geistliches Amt ausgeübt hat, läßt Polenz seinen Pastor hinaus aufs Land übersiedeln. So entsteht der verletzende Kontrast zwischen Gerlands Vorstellung von den ländlichen Verhältnissen und der trostlosen Wirklichkeit; so auch kann es zu der schweren Enttäuschung seiner besten Erwartungen kommen. Lösen sich wohl auch hier ein paar einzelne Gestalten aus der kompakten Masse der Dörfler ab, so bildet doch im ganzen diese bäuerliche Welt noch mehr den Hintergrund, als den Rahmen der Vorgänge. Von dem sozialen Elend der Landbevölkerung erhält man zwar ein allgemeines Bild in wenigen sicheren Strichen; die Ursachen dieses Elends aber und den ganzen tragischen Untergangsprozeß des ostdeutschen Bauerntums zur Erscheinung zu bringen, sollte erst die Aufgabe eines neuen Romanes sein. Im „Pfarrer von Breitendorf" hatte man die Zustände auf dem Lande nur im begrenzten Gesichtsfelde des Seelsorgers gesehen, gleichsam zur Vorbereitung auf das Kommende: jetzt sollte man dicht an sie heran und mitten in sie hinein geführt werden. „Dem deutschen Nährstande gewidmet", erschien im Frühjahr 1895 „Der Büttnerbauer".

Man hat diesen Roman mehrfach mit Freytags „Soll und Haben“ verglichen, weil er gleich diesem das deutsche Volk, nach Julian Schmidts bekanntem Wort, bei seiner Arbeit aufsucht. Das ist aber wohl auch das einzige, was jenen ersten großen Bürgerroman mit dem ersten großen Bauernroman innerlich verbindet: den Vergleich weiter treiben, hieße beiden Werken unrecht thun, weil sie beide nur aus ihrer Zeit heraus begriffen werden können und schon deshalb inkommensurabel sind. Ihr ästhetischer Wert ist grundverschieden, ihr Kulturwert ist derselbe, aber als menschliches Dokument muß uns Zeitgenossen das Polenz'sche Werk näher und höher stehen, als das Spiegelbild einer fast fünfzig Jahre älteren Periode. Rein stofflich erscheint es mit Freytags klassischem Roman verglichen karg und beinahe eintönig. Nur die Geschichte eines alten Bauern und seiner Familie spielt sich darin ab, des Großbauern Traugott Büttner in Halbenau, der zwei Söhne und zwei Töchter hat. Aber in dieser Geschichte steckt die ganze soziale Tragödie des Standes, der Jahrhunderte hindurch die stärkste Lebenswurzel unserer Volkskraft war: des deutschen Bauern. Der ganze Kreislauf historischer und volkswirtschaftlicher Ursachen, aus denen sich die langsam fortschreitende Agonie unserer ostdeutschen Bauernschaft herschreibt, wird hier in seiner unerbittlichen, unaufhaltsamen Folgerichtigkeit offengelegt. Und wenn der ungebeugte Sechziger, der zu Beginn des Romans den großen Büttnerhof sein eigen nennt, am Schlusse als heimatloser, von allen verlassener Bettler sich selbst den Strick um den Hals legt, so vollzieht sich dieser allmähliche Zusammenbruch mit einer mathematischen Genauigkeit, die einem Zweifel nirgends die geringste Lücke bietet.

Auch der Büttnerbauer ist ein typisches Wesen. Er hat durchaus keine besonderen Charaktereigenschaften, die gerade bei ihm den Ruin notwendig herausführen müßten, wie etwa bei seinem steirischen Unglücksgenossen, von dem Roseggers Roman „Jakob der Letzte“ erzählt. Er ist nicht dümmer und nicht schlauer, als der normale Durchschnittsbauer, nicht eigensinniger und nicht beschränkter. Er ist fleißig und nüchtern, streng gegen sich und die Seinen, zäh, sparsam und fast geizig. Aber das alles hilft ihm nichts: die neue Zeit geht über ihn hinweg und erdrückt ihn. Die unmittelbare Ursache seines Unglücks liegt in dem ländlichen Erbrecht, das den ältesten Sohn allein zum Hoferben bestimmt, während die anderen Geschwister ihr Pflichtteil ausbezahlt erhalten. Dadurch ist er genötigt, beim Tode seines Vaters, das Anwesen gleich von vornherein unter erschwerten Bedingungen zu übernehmen. Und weil er nicht versteht oder verstehen will, sein Gut durch eine rationelle Ausnutzung ertragreicher zu machen und so den sinkenden Getreidepreisen entgegenzuarbeiten, wächst ihm die Hypothekenschuld über den Kopf, ehe er es ahnt; sein Besitz kommt unter den Hammer, und

eines Tages braucht der alte Mann, der nicht weiß und nicht einsieht, weshalb ihn dieses Strafgericht getroffen hat, nur noch den Baum zu suchen, dessen Äste stark genug sind, sein Gewicht zu tragen.

Das alles geht nicht rasch und plötzlich vor sich, eine Folge löst immer sachte die andere ab; es ist kein Stürzen, nur ein Gleiten nach unanfechtbaren, sozialen Fallgesetzen, die kalte, mitleidlose Logik der Thatsachen, die etwas unheimliches, furchtbares hat. Erschütternd wahrlich ist dieses dumpf grollende „Warum?“ des alten Mannes, der sich am Ende seiner Tage ohne jede Ahnung seiner Schuld um allen Lohn eines Lebens voll sauren Schweißes und keuchender Arbeit betrogen sieht. Was versteht er von Volkswirtschaft und nationalökonomischen Theorien? Was weiß er von den Folgen der Bauernbefreiung zu Anfang des Jahrhunderts, die die Bauern aus der alten Erbunterthänigkeit, aber zugleich auch aus dem sicheren Schutze der Gutsherrschaft entließ? Oder von dem großen Kriege, der einst die Bauern zu Bettlern und Hörigen machte? Oder gar von dem römischen Rechte und seinen Spitzfindigkeiten, die dem freien germanischen Bauernrechte von ehedem den Todesstoß gaben und ein undeutsches, verwickeltes Grund- und Pfandrecht an seine Stelle brachten? . . . „Traugott Büttner hatte nur ein dumpfes Gefühl, eine dunkle Ahnung, daß ihm großes Unrecht widerfahre. Aber wer wußte denn zu sagen, wie und von wem? Wen sollte er anklagen? Das war ja gerade das Unheimliche, daß es eine Erklärung nicht gab. Das Verderben war gekommen über Nacht, er wußte nicht von wannen. Menschen hatten Rechte über ihn und sein Eigentum gewonnen, Fremde, die ihm vor zwei Jahren noch nicht einmal dem Namen nach bekannt waren. Er hatte diesen Leuten nichts böses angethan, nur ihre Hilfe, die sie ihm aufgenötigt hatten, in Anspruch genommen. Und daraus waren, durch Vorgänge und Wendungen, die er nicht verstand, Rechte erwachsen, durch die er diesen Menschen hilflos in die Hände gegeben war. Er mochte sich den Kopf zermartern, er konnte das Ganze nicht begreifen . . . Eines blieb als Untergrund aller seiner Gedanken und Gefühle: ein dumpfer schwelender Ingrimm. Ihm war unsagbares Unrecht geschehen. Sein Mund verstummte; hätte er ihn aufgethan, es wäre eine Klage erschollen, die kein Richter dieser Welt angenommen hätte.“ . . .

So aber klagt er nicht, sondern geht hin und erhängt sich. Wem sollte er auch klagen? Sein Weib ist tot, seine Kinder haben ihren eigenen Weg genommen, jedes auf seine Art. Toni, die älteste, hat sich als Amme in die Stadt verdingt und dann an einem lukrativeren, aber weniger moralischen Erwerb Gefallen gefunden. Einmal kommt sie zu Besuch nach Halbenau und drängt dem Vater ein paar Goldstücke auf; der Bauer aber läßt sie ihr durch seinen jüngeren Sohn zurückgeben, als er merkt, wie die

Dinge stehen. „Doas hoat se mer gegahn, de Toni. Jche mog's ne behalen, ich ne! Gieb's du's er zuricke! Jch mog sickes Gald ne!“ Das ist die ganze Rede, die der alte Mann an den Fall seines Kindes verschwendet. Die jüngere Tochter, Ernestine, hat sich besser gehalten; aber seitdem sie mit den Sachsengängern fortgewesen ist, hält sie's zu Hause nicht mehr und die niedrige Magdarbeit ist ihr zuwider. Eines Tages geht sie kurz entschlossen davon, zu ihrem „Bräutigam“, der in einer Fabrikstadt Arbeit gefunden hat und sie später heiraten will. Jhr älterer Bruder Karl, der bis zur Versteigerung des Hofs mit Weib und Kind beim Vater gehaust hat, muß nach auswärts in Pacht gehen; einmal, in der Betrunkenheit, wird er aus dem Krug auf die Straße geworfen und bleibt von den Folgen des Falls ein Kretin. Nur des Büttnerbauers Lieblingssohn, Gustav, hält so lange als es gehen will bei seinem Vater aus, von dem er doch trotz seines geweckten Kopfes das unaufhaltsame Schicksal nicht abwenden kann. Er war Soldat, hat draußen ein gut Teil der bäurischen Vorurteile abgestreift und versteht seine Zeit besser, als der steifnackige alte Mann. Jhn drängt es, seit er selbst Weib und Kind hat, aus dem entlegenen Weltwinkel fort, wo er nur Untergehendes sieht, und als sich ihm in der Stadt ein aussichtsreicher Posten bietet, versucht er es gemeinsam mit seiner jungen Frau, den alten Büttner zu bewegen, mit ihnen fortzuziehen. Das ist der einzige Moment, in dem es in des alten knorrigen Bauers Augen feucht wird; aber von der Stadt will er doch nichts wissen, und auf dem Erbe seiner Väter, auf dem er nur noch als „Einlieger“ geduldet wird, wie ein räudiger Hund, will er den letzten Atemzug thun. Darum bleibt er.

An dem Zusammenbruch des Hauses Büttner sind eine ganze Anzahl von Leuten direkt oder indirekt als nähere und fernere Zeugen beteiligt; am stärksten der reiche jüdische Händler Samuel Harassowitz, dessen „uneigennützige Hilfe“ den geschäftlich unerfahrenen Bauer von Haus und Hof zwingt. Gerade in dieser Nebenfigur vielleicht, die in jedem Zuge dem Leben abgenommen ist, zeigt sich am frappantesten das peinliche Streben nach Gerechtigkeit und Wahrheit, von dem Polenz sich unbeirrbar leiten läßt. Er unterstreicht nichts, er chargiert nichts, er übertreibt nichts an diesem Juden. Weder in der Erscheinung noch in der Sprache giebt er ihm die beliebten Eigentümlichkeiten seiner Rasse: er läßt ihm sogar eine Tünche von Bonhommie, die ihn u. a. abhält, den Büttnerbauer nach der Subhastation des Hofguts erbarmungslos vor die Thür zu setzen. Er zeigt ihn einfach als den abgebrühten Geschäftsmann, der nie im Leben etwas anderes gelernt und getrieben hat, als Profit und Überprofit zu machen. Der Jude ist für ihn nur ein einzelnes Agens in dem großen wirtschaft-

lichen Umbildungsprozeß, der den kleinen Bauer aufzehrt, nicht der Gegenstand einer zornigen Anklage; und in diesem Lichte vollster Objektivität wirkt die Gestalt des Händlers tausendmal drastischer und echter, als wenn sie ihre Farben aus dem antisemitischen Tuschkasten erhalten hätte.

*

Mit dem „Büttnerbauer“ ist eine der tiefstreichenden modernen Krisen unseres Volkstums, die agrarische, zum erstenmale künstlerisch angegriffen und bewältigt worden. Aber doch nur zu einem Teile; nur in ihrer unteren Schicht, wo die breiten Massen wohnen. Das Bild wäre unvollständig gewesen, hätte es nicht seine Ergänzung nach oben, nach jenen Regionen hin gefunden, die man je nach Geschmack und Parteibekenntnis bald unter der Bezeichnung Großgrundbesitzer oder Fideikommißherren, bald als Ostelbier, notleidende Agrarier oder schlankweg als Junker zu summieren pflegt. In diesem einen Schlagwort hat sich ja nachgerade alles angesammelt und verdichtet, was an Unzufriedenheit und Unmut insbesondere das liberale Bürgertum beseelt. Man hat Bücher und Broschüren über das preußische Junkertum und seine Geschichte geschrieben und den gemeinsamen Kampf wider diesen „kleinen, aber mächtigen“ Rest alter Feudalwirtschaft sogar als Wahlparole für die nächsten Reichstagswahlen aufgehißt, weil die große Menge nun einmal einen Popanz braucht, mit dem sie geschreckt werden kann. Da und dort ist der ostelbische Junker als Vertreter eines brutalen Egoismus auch in die Litteratur schon eingedrungen: als wassergestiefelter Kraftmensch in Sudermanns „Glück im Winkel“, als gewissenloser Heiratsspekulant in Wolzogens grobschlächtigem Roman „Ecce ego!“. Aber vernünftigerweise wird man zugestehen müssen, daß man aus all diesen mehr oder minder tendenziös bemalten Schilderungen von dem Junkertum, wie es wirklich ist, ein im Grundzug vielleicht ähnliches, doch jedenfalls nur einseitiges Bild gewinnen konnte, wenn man nicht zufällig Gelegenheit gehabt hat, die Dinge aus eigenem Augenschein kennen zu lernen. Dem Froschmäuseler des täglichen Parteikampfes mag solche Oberflächlichkeit vielleicht frommen; wem es aber mit der politischen Gentlemanpflicht einigermaßen ernst ist, auch dem Gegner Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, der mag den Junker und das Junkertum erst aus Polenz' jüngstem Roman „Der Grabenhäger“ genauer kennen und würdigen lernen, ehe er sich an der heraufziehenden Drohnenschlacht blindlings beteiligt.

Daß Polenz seinen eigenen Standesgenossen genau so objektiv und unvoreingenommen gegenübersteht, wie allen anderen Mitmenschen, hatte er schon in den voraufgegangenen Romanen unzweideutig erkennen lassen. Im „Pfarrer von Breitendorf“ vertritt der Patron von Gerlands Parochie,

Graf Mahdem, die aristokratische Kaste; ein junger, hochmütiger, äußerlich tadellos korrekter Magnat von beschränktem Gesichtskreis, der in schnarrenden Tönen der Verachtung von der modernen Zuchtlosigkeit und dem Schwinden des kirchlichen Sinnes spricht und den seiner Würde bewußten Geistlichen gelegentlich höchst ungnädig wegen seiner „freien Richtung" anranzt. Sympathischer berührt im „Büttnerbauer" die Person des Grafen von Saland, der als Rittmeister in Berlin lebt und auf das Drängen seines Gutsinspektors hin geneigt ist, den alten Bauer, seinen Gutsnachbar, mit ein paar tausend Mark aus der Umklammerung seiner Gläubiger zu retten, sich aber von einem zungenfertigen Abgesandten des Ehrenmannes Harrassowitz dahin beschwatzen läßt, die hilfsbereite Hand wieder zurückzuziehen. In beiden Fällen erscheinen die Träger altadliger Namen an der glorreichen Erfindung des Schießpulvers nicht unmittelbar beteiligt; im übrigen sind sie mehr von episodischer, als von repräsentativer Bedeutung. Erst der „Grabenhäger" schließt uns die exklusiven Kreise auf, denen die Mahdem und Saland entstammen, zeigt uns die Junker unter sich und bei sich zu Hause. Mit demselben hellen und gleichmäßigen Licht, das Polenz vorher über die Verhältnisse der niedrigen Landbevölkerung verbreitet hat, beleuchtet er hier die Zustände und Persönlichkeiten des ostelbischen Landadels: scharf, sicher, bestimmt, ohne die Spur eines Standesvorurteils und ohne je der Versuchung zu erliegen, da oder dort der rein belletristischen Wirkung zu Liebe die Farben stärker aufzutragen. Den starken Eindruck des „Büttnerbauer" kann das Werk allerdings nicht erreichen, weil sein Stoff zu einer Steigerung und Zuspitzung die Elemente gar nicht in sich trägt; aber als Kulturdokument und beredtes Zeitgemälde steht es hinter ihm nicht zurück.

Die Technik ist der des „Pfarrer von Breitendorf" ähnlich. Nicht wie die Dinge an sich sind, geht aus der Darstellung hervor, sondern wie sie auf einen aufmerksamen und empfänglichen Beobachter wirken müssen, der eben erst in seine neue Umgebung versetzt worden ist. Wie dort die idealistische Seele des jungen Geistlichen unseren Wahrnehmungen als Medium dient, so hat Polenz auch in diesem dritten Landroman den Gesichtskreis seines Titelhelden, des Gutsbesitzers Erich von Kriebow, als den Standpunkt gewählt, von dem aus er uns die Dinge und Menschen zu sehen giebt. Er läßt diesen bisherigen Offizier mit seiner jungen, liebenswerten Frau nach Grabenhagen übersiedeln, das bis dahin fremde Hände bewirtschaftet haben, und läßt nun ihn, den stadtgewohnten Neuling, allmählich alle die Eindrücke aus der ihn umgebenden Welt gewinnen, die der Leser selbst erhalten soll. Dabei geht mit Erich von Kriebow zugleich eine klärende Wandlung vor. Alte Standesvorurteile lernt er ablegen, er lernt die Arbeit lieben und den Arbeiter achten, im Kreise seiner Standesgenossen

lernt er die Spreu vom Weizen sondern und erkennen, wodurch und worin das Junkertum von heute faul und morsch geworden ist, wie weit es sich überlebt hat, und welcher Regeneration es bedarf, um ferner noch eine Mission erfüllen zu können.

Polenz steht dabei der Junkerfrage ungefähr ebenso gegenüber, wie ein kühl und vernünftig urteilender Mensch der Judenfrage gegenübersteht. So wenig man billigerweise von einer Nation, die Jahrhunderte lang geknechtet, verachtet und zum niedrigen Schacher verurteilt war, binnen weniger Jahrzehnte schon die Bethätigung aller freien Bürgertugenden verlangen kann, so wenig darf man umgekehrt sich wundern, wenn eine Kaste, die Jahrhunderte lang die allein privilegierte und mitregierende war, sich im Bewußtsein ihrer stolzen Vergangenheit dem modernen Nivellierungsprozeß widersetzt und sich nicht darein zu finden versteht, daß die Arbeit den Adel überwunden haben soll. Und darum ist Polenz geneigt, in dem wirtschaftlichen Notstand eine wohlthätige Krisis für das Junkertum zu sehen, in der die faulen Elemente zu Grunde gehen, während die lebensfähigen durch den Druck der Verhältnisse gezwungen werden, den alten Adam auszuziehen und mit dem Strom zu schwimmen. „Trotz all der unerhörten Verblendung und geradezu verbrecherischen Gleichgültigkeit," sagt ein Vertreter dieser Anschauung in Polenz' Roman, Herr von Klaven, „in der viele Standesgenossen dahinleben, kann ich die Hoffnung nicht aufgeben, daß wir Junker noch eine große Zukunft haben. Ja, ich glaube daran, wie an das Evangelium. Das Land ist ohne uns nun mal nicht zu denken! Zu tief sind wir in den Boden eingewurzelt, den wir seit Jahrhunderten kultiviert haben, als daß man uns so einfach herauswerfen und beiseite werfen könnte .... Wer etwas auf sich hält, muß sich zusammenraffen! Mit neuem Geist müssen wir uns erfüllen! Vieles ist gut zu machen. Eines aber thut vor allem anderen not: Wir müssen a r b e i t e n!" Und ein andermal wird das Bild etwas genauer und anschaulicher ausgeführt: . . . „Ich will Ihnen sagen, wie dieser Junker der Zukunft aussehen wird, so wie ich ihn träume. Er wird etwas weniger laut und hochfahrend auftreten, als er es jetzt oft zu thun beliebt, er wird seine Anlagen, Gaben und Kräfte nicht vergeuden in liederlichem Hasardieren, er wird sich nicht erniedrigen zur schmachvollen Jagd nach dem Mammon. Er wird kein Prahlhans sein und kein Streber, sondern ein schlichter Edelmann, der sich der Arbeit nicht scheut. So wird der Junker leben, nicht abgeschlossen, sondern mitten drin im Volke und darum nicht minder vornehm. So wird er seines Amtes walten, der Erste in der Gemeinde durch Tüchtigkeit. . . . Vielleicht ist das alles eine Utopie; aber ich glaube daran und mich tröstet solcher Glaube über vieles Traurige, das ich in der Gegenwart sehe."

Ob dieser goldene Optimismus in den bestehenden Verhältnissen seine Deckung findet, wird ja für manchen eine Frage sein. Aber einem so scharfen Beobachter und unerbittlichen Wahrheitsfreund, wie es Wilhelm von Polenz ist, darf man ein besonnenes Urteil in diesen Dingen, die einen Teil seines eigenen Lebenselementes bilden, wohl am ehesten zutrauen. Sein Junkerroman könnte vielen die Augen öffnen, hüben wie drüben, wenn er die richtigen Leser fände. Unterhaltungsfutter für die Leihbibliothekskliënten ist er freilich keins; aber doch auch ohne jeden Anstrich von didaktischer Trockenheit. Es steckt gerade so viel Handlung und Verwickelung in der Erzählung, daß sie fortweg im Fluß bleibt und nirgends in Reflexionen oder Erörterungen theoretischer Art versandet. Einige leicht skizzierte Vorgänge aus dem erlaubten und unerlaubten Familienleben des ländlichen Gutsadels setzen dem Gesamtbild die gesellschaftlichen Lichter auf und daneben findet sich Zeit, aus der jungen Ehe Erich von Kriebolds eine ganze Reihe feiner psychologischer Züge zu sammeln, aus denen allein ein anderer unserer Modernen einen ganzen Roman gesponnen hätte. Darin aber gerade ist Polenz fast allen unseren jüngeren Romanautoren, auch den rein poetisch begabteren, voraus, deren A und O die geschlechtlichen Fragen in alten und neuen Spielarten zu bilden pflegen: ihn hat Fausts Zaubermantel aus der kleinen in die große Welt getragen; er sucht nicht die Probleme und Konflikte, die den Einzelnen, sondern die das ganze Volk oder doch ganze Berufsklassen in Atem halten; er hat das Erbe des Zeitromans großen Stiles angetreten, wie es Gutzkow, Freytag und — mit seinen ersten Werken — Spielhagen hinterlassen haben und hat es fortgeführt, bereichert um die Fortschritte der modernen Prosatechnik und ohne den weitschichtigen Aufwand an Personen, Schauplätzen und Papier, wie ihn der ältere Roman ins Feld zu führen pflegt.

*

Als Intermezzi oder Paralipomena zu seinen großen Romanen hat Polenz in den Zwischenjahren 1894 und 1896 die Novellen- und Skizzenbücher „Karline" und „Reinheit" erscheinen lassen. Die besten von diesen kleinen Arbeiten spielen sämtlich auf dem Lande und zeigen ihren Verfasser von einer Seite, die in seinen ernsthaften Hauptwerken fast gar nicht zum Vorschein kommt: als Humoristen. Sein lebendiger Sinn für die Tragikomödie der Dummheit hat bei dem Studium der Landbevölkerung reiche Anregungen gefunden. Aber seinem Humor fehlt nirgends die tiefere sittliche Pointe, und seine Satire beschädigt niemals die Harmlosen, immer nur die Heuchler und Gesinnungsprotzen, die Mucker und Ducker, die poli-

tischen, religiösen oder moralischen Pharisäer. Wo er es freilich unternimmt, seine Hiebe in poetischer Form auszuteilen, muß meist der gute Wille den künstlerischen Gehalt ersetzen: aus der Serie von Gedichten, die der Band „Karline" neben den Prosaskizzen enthält, haben wenige mehr als Gelegenheitswert und ihre Originalität liegt hauptsächlich in den Widmungsadressen an die einzelnen Vertreter des „grünen Deutschland". Mehr Physiognomie scheint Polenz als Dramatiker zu besitzen, zu dem er selbst sich merkwürdigerweise für stärker berufen hält, als zum Epiker. Veröffentlicht hat er aber von seinen zahlreichen dramatischen Arbeiten bisher nur das vieraktige Trauerspiel „Heinrich von Kleist" (1891), das einen interessanten und in Einzelheiten vortrefflichen Versuch darstellt, das äußere und innere Erleben des Penthesilea-Dichters unmittelbar vor seinem Selbstmord mit Henriette Vogel poetisch zu durchleuchten, ohne doch damit die Qualitäten eines aufführbaren Stückes zu erreichen.

Ein bestimmendes Urteil über Polenz' dramatische Begabung läßt sich dieser einen Probe aus seiner dichterischen Frühzeit jedenfalls nicht abgewinnen; aber ich möchte es darum nicht für ausgeschlossen halten, daß auch ihm eine Epoche der Bühnenerfolge erst noch bevorsteht. Haben die letzten fünf Jahre sein reiches episches Talent zur schönsten Reife gebracht, so können die nächsten auch die schlummernden Gaben des Dramatikers entfalten helfen. Denn — wie ich es zu Eingang dieser kurzen Rückschau angedeutet habe — mit seinem bisherigen Schaffen scheint Polenz jetzt an einem Wendepunkte angelangt zu sein, von dem aus ihn nur eine neue Richtung weiter und höher führen kann. Weil die eigentlichen Helden seiner Romane nicht Personen, sondern ganze Berufsstände sind, konnte jeder seiner Romane, wie er sie angelegt hat, nur ein einzigesmal geschrieben werden. Auf den Roman des Pfarrers, zu dem ihn zunächst noch mehr religionspolitische und ethische Interessen führten, folgte der Roman des Bauern und auf diesen der Roman des Junkers: ein Triptychon von Zeitgemälden, das in seiner Gesamtheit die ganze große Agrarfrage künstlerisch illustriert und erschöpft. Auf diesem Gebiete also hat Polenz seine Mission erfüllt, und nun bleiben ihm zunächst zwei Wege in die Zukunft offen: er verläßt entweder die Gattung des Berufsromans und macht die einzelne Persönlichkeit und ihre Schicksalsläufe zum Gegenstande seines dichterischen Schaffens; oder er verläßt das Land, mit dem er sich bisher so fest verwachsen gezeigt hat, und setzt den Berufsroman auf außerländlichem Boden fort, etwa mit einer dem „Büttnerbauer" adäquaten Darstellung des niedergehenden Handwerks, was man sich von seiner Feder zunächst am liebsten wünschen möchte. Auf alle Fälle aber muß er die bisherige Bahn verändern, wenn er sich nicht teilweise selbst wiederholen oder Geringerwertiges geben will.

Diesen neuen Weg zu finden, darf man einem so starken und ganz auf sich selbst gestellten Talente, wie dem seinigen, das schon auf der Mittagshöhe des Lebens so reiche Ernte getragen hat, getrost selbst überlassen: die Anwartschaft auf einen führenden Namen in der Geschichte des deutschen Romans kann ihm nicht wieder verloren gehen.

Eine Lebenskomödie.*)

Novelle von François de Curel.

(Autorisierte Uebersetzung.)

I.

Als Charles von Vaulion seine Großjährigkeit erreicht hatte, übergab ihm sein Onkel und Vormund, der einzige seiner Verwandten, den der Tod verschont hatte, eine geradezu glänzende Abrechnung. Vier oder fünf Jahre hindurch führte der junge Mann in Paris ein ebenso beneidenswertes als beneidetes Dasein. Außer dem Vermögen besaß er Liebe zur Litteratur und Sinn für Frauen. Was konnte er anders werden als Lustspieldichter? Er ward es. Seine Diners, seine Zigarren, seine Naivitäten, die Leichtigkeit, mit der er einige Goldstücke einem Freunde in die Hand drückte und etliche Banknoten einem Direktor zur Verfügung stellte, brachten ihm ebenso viele Triumphe als Schlachten ein. Übrigens trieb er die Gewissenhaftigkeit so weit, daß er auch in seinen Stücken Geist verausgabte. Man verzieh ihm das; er war eben ein enfant gâté! Nach und nach trat eine Wandlung in seinen Neigungen ein; er hatte Liebe für die Frauen und Sinn für die Litteratur. Oft verrät sich eine kaum wahrnehmbare Veränderung der seelischen Veranlagung nach außen hin durch eine Revolution im Leben. Eines Tages vernichtete Charles von Vaulion seinen jungen Ruhm, ließ die hungrigen Mägen der Kritik, die leeren Geldkatzen der Direktoren treulos im Stich und verschwand von den gelben Affichen der Theater. Man erfuhr, daß er sehr zurückgezogen im Schlosse seiner Väter lebte und seine Zeit zwischen seiner Bibliothek und einer schönen Sünderin teilte. Zur selben Zeit wurde an die Kasse des Gymnase-Theaters eine bedeutende

*) Anm. d. Red.: François de Curel, der Verfasser von „L'invitée", „Les fossiles", „L'amour brode", „La Figurante" 2c., gilt für eine der stärksten Hoffnungen des jungen Frankreichs. Seine Stücke fanden im Théâtre libre lebhafte Anerkennung und nicht selten wurde er als Poet gefeiert, der Frankreich die „Neue Kunst" bringen sollte.

Konventionalstrafe gezahlt und Louise Vernaz verzichtete auf die Rolle, die sie im „Schmied von Nanterre“ kreieren sollte.

Es lag in den tiefsten Gründen des Juragebirges ein Flecken, dessen Schloß plötzlich eine festliche Miene annahm und deshalb einen jammervollen Ruf bekam. Ein großes Blumenbeet trat an die Stelle des ungleichen Pflasters im Ehrenhofe; Tapezierer aus Paris brachten goldgestickte Fauteuils und seidene Vorhänge; ein Koch, der so dick wie die dickste Eiche des Parkes war, erhellte das Erdgeschoß mit der blendenden Weiße seiner Jacke; jeden Morgen erschreckten feurige Pferde die aus der Schule kommenden Kinder. Aber auch Sonntags beklagte der Herr Pfarrer auf der Kanzel den Skandal, der das Kirchspiel betrübte; ein altes, edles Fräulein aus der Umgegend, das im Cölibat schimmlig geworden, sagte beständig, wenn man in ihrem Beisein von den Scheußlichkeiten Vaulions sprach: „Die Männer sind alle Ungeheuer!“ Was die Schloßherrinnen anbetraf, die heiratsfähige Töchter hatten, so waren sie mehr entrüstet als betrübt. Die anderen, welche fürchteten, man könnte sie für prüde halten, waren mehr betrübt als empört. Inmitten des allgemeinen Tadels kostete das geschmähte Pärchen die Genüsse einer Intimität aus, die den Monaten die Schnelligkeit eines Traumes verlieh. Die öffentliche Mißbilligung hatte diesem unreinen Glück ein unverletzliches Asyl verschafft.

Die Strenge, die mit dem Luxus lange schmollt, ist selten. Herr von Vaulion war Besitzer ungeheurer, an Ebern und Rehböcken reicher Waldungen, er besaß eine vorzügliche Meute, und abends, wenn die Trompeten der Piqueurs das Halali bliesen, war nicht ein Edelmann, der nicht auf seinem Edelsitze ein: „Laß dich hängen, braver Crillon, da haben sie einen Keiler aufgejagt und du saßest am Ofen!“ oder ein: „Mein armer Tantalus, sie haben eben drei Wölfe erlegt!“ vernommen hätte. Nach Verlauf des zweiten Jagdmonats galoppierten alle Junggesellen der Gegend hinter Louise Vernaz her; die verheirateten Männer brauchten einen Mond länger, bevor sie sich dazu entschlossen.

Der letzte, welcher kam, war der Graf von Rochebréau. Seine Frau war eine geborene La-Tour-Gréty. Die La-Tour-Gréty wären im Jura vornehme Tiere gewesen, wenn der Jura ebenso vornehme Tiere wie Lothringen hätte; in jedem Falle giebt keine Familie Frankreichs dieser an stolzer Haltung etwas nach. Es ging das Gerücht, der Kammerdiener hätte am Tage, nachdem der Graf zum ersten Male Vaulions Jagd mitgemacht, den Grafen von Rochebréau in seinem Junggesellenbett liegen sehen. Louise Vernaz war von dieser Erzählung, die sie für wahr hielt, tief gerührt; der Graf wurde Favorit, so daß er Charles von Vaulion etwas in den Schatten stellte.

Dieser war zwar Lustspieldichter, aber trotzdem geistreich, und doch machte er hier zum ersten Male in seinem Leben eine Dummheit. Er wollte seinen Gegner durch Lächerlichkeiten erdrücken und verabsäumte es, eine Lächerlichkeit zu wählen, die für Louise nicht eine kleine Schlappe ihrer Eigenliebe im Gefolge hatte.

„Der arme Rochebréau! Du, unsere Jagd scheint ihn in einen traurigen Zustand versetzt zu haben. . . .“

Louise erwiderte in recht trockenem Tone: „Welche Dummheit! Er hat die ganze Zeit neben mir galoppiert! Wenn Du gesehen hättest, wie er sein Pferd fortriß! . . Sei unbesorgt, der hat Muskeln von Stahl.“

Sie sprach mit der Überzeugung einer Provinzbraut, die ihrer Familie ihren Gatten rühmt, der eine Nuß zwischen den beiden Fingern zerbricht. Charles schwieg und ließ sich das gesagt sein.

II.

Louise saß in ihrem Boudoir und schrieb. Charles trat ein und schlug einen Spaziergang vor. „Sofort! Will nur den Brief beendigen. Hast Du nichts an Eugenie zu bestellen? . . . Du weißt doch, Eugenie Lange von den Variétés.“

Ob er wußte! . . . Eine Vision verjüngte ihn um zwei Jahre und versetzte ihn auf einen ganzen Frühlingsmonat nach Fontainebleau. Die Belohnung für einen Erfolg. . . . Jeden Tag brachte ein Schwarm Freunde die Fröhlichkeit der Boulevards nach den alten Eichen und man berauschte sich an frischer Luft, Sonne und Grün. Glückliche Zeit, nach deren Ablauf Charles fröhlichen Herzens in seine Junggesellenklause in der Rue Taitbout zurückkehrte, während Eugenie einem verliebten italienischen Prinzen nach Neapel folgte.

„Na, Du hast also besseres zu thun! . . . So! . . . ich schreibe ihr, Du küssest sie auf die Nasenspitze! . . . Zu alten Bekannten muß man 'n bißchen nett sein!“

„Das Mitleid ist ja wohl 'n Vergnügen für Götter, was?“ fragte der junge Mann lachend.

Während Louise ihre Post beendigte, hatte Charles an ihrer Seite Platz genommen und betrachtete auf dem Schreibtisch einen Stoß fertig frankierter und versiegelter Briefe. Er fing an, die Adressen zu lesen, keineswegs aus Mißtrauen, nur um die Zeit totzuschlagen.

Herrn Grafen von Rochebréau
Schloß La-Tour-Gréty.

Diese Worte standen in großer männlicher Schrift auf dem Couvert, und die Krähenfüße Louisens waren ganz merkwürdig dabei kopiert. Der

Schriftsteller, der mit den kleinen Manövern des Briefwechsels vertraut war, witterte eine Kriegslist, die bestimmt war, den Scharfsinn einer eifersüchtigen Gattin zu täuschen; der Geliebte wurde unruhig. Es war dem Schriftsteller ein Leichtes, dem Geliebten einen Vorwand zu verschaffen, die Briefe selbst zur Post zu bringen. Einen der Briefe ließ der Geliebte verschwinden; der Schriftsteller machte sich nicht die geringsten Skrupel, ihn zu öffnen. Und nun lasen beide folgende Zeilen: „Lieber Freund, morgen Mittag steigt Charles zu Pferd; es ist eine improvisierte Jagd, man will junge Hunde trainieren. Ich werde das Haus hüten. . . Ein gut gehütetes Haus! Versuchen Sie einzudringen."

Neunmal auf zehn werden die Dummheiten eines Schriftstellers von dem Wunsche eingegeben, Antithesen in Scene zu setzen, die auf andere frappierend wirken. Der Verrat Louisens war durchaus nicht erwiesen. Schließlich war es doch möglich, daß die Furcht, einen langen Nachmittag allein zuzubringen, sie veranlaßt hatte, sich eines Gesellschafters zu versichern. Die Sache verlangte wenigstens Überlegung. Doch Charles verlor keine Minute mit der Betrachtung der Möglichkeiten. Sein Verhalten war im Nu durch die einfache Phrase vorgezeichnet, die er zwischen den Zähnen murmelte:

„Ah, mein Freundchen, man schickt Dir eine liebenswürdige Aufforderung . . . . warte, ich werde eine etwas andern Genres hinzusetzen. . . . . Wir wollen sehen, welche Du wählst!"

Dann schrieb er unter Louisens Brief:

„In der That, mein Herr, steige ich morgen Mittag mit zwei Freunden zu Pferde. . . Der Treffpunkt ist die Lichtung des „Eisenkreuzes". . . Sie sehen, mein Haus ist nicht schlecht gehütet!"

Die Doppelbotschaft wurde ins Schloß La-Tour-Gréty geschickt. . . .

III.

Traurig hatte sich Louise an das Fenster gesetzt und betrachtete die fernen Hügel, die im Niedergange des Wintertages nach und nach ihren Blicken entschwanden. Eine Unruhe, der sich ein starker Ärger zugesellte, schnürte ihr das Herz ein. Warum war der Graf von Rochebréau ihrer Aufforderung nicht nachgekommen? Wenn er nicht frei war, weshalb hatte er ihr nicht eine Zeile geschickt? Gegen Mittag war Charles mit den Herren d'Elmont und d'Ally, die er zufällig am Morgen getroffen, nach dem Walde aufgebrochen. Sie wunderte sich, daß sie nicht die Trompeten vernahm, die die lärmende Rückkehr von der Jagd verkündeten. Die Nacht sank hernieder und die Fichten bildeten an dem schattenreichen Himmel kaum mehr einen sichtbaren Fleck.

Plötzlich wurde es hell im Salon, ein Diener brachte die Lampe und ein Mann in einer Blouse folgte ihm.

„Madame, das ist ein Feldhüter! . . Er sagt, der Herr ist verwundet!"

„Verwundet, hm, so is's, Madame! Ihr Herr is bei uns, na, Sie wissen ja, das Haus do auf d'r Waldlichtung. Ich hab' sein Pferd mitg'bracht, und Se möchten ihm doch den Wagen schicken!"

„Mein Gott, welch' ein Unglück! . . Justin, eilen Sie, lassen Sie die Pferde an den Landauer spannen, benachrichtigen Sie mich, wenn es so weit ist! . . . Charles verwundet! Weiß man, wie es um ihn steht?" . . .

„Hm, ja! Herr Petit, der Arzt aus 'm Flecken, na, Sie kennen ihn ja, sagt, der Degen wär' grad' an der richtigen Stelle durchgegangen! Der arme junge Mann! Sie hätten bloß sehen sollen, wie ihm das Blut aus 'm Mund 'rauskam! . . . 'n wahrer Springbrunnen!"

„Der Degen? . . . Ein Degenstoß! Charles hat sich geschlagen? . . Mit wem?"

„Ja, ich glaube . . . . na, ich meine . . . . na, kurz und gut, Schlag Mittag, als ich von meinem Rundgang nach Haus wollte, traf ich den Herrn Grafen von Rochebréau, der nach dem „Eisenkreuz" zuging; er hat mich sogar gefragt, ob ich Herrn Charles nicht gesehen hätte. . . ."

„Arme Madame! . . So etwas! . . . Ich bringe den Hut für Madame. Pelzmantel . . . Justin hat mir gesagt, Madame wollten hinfahren.". . . .

Es war ein Kammerkätzchen, die von der Garderobe der Schauspielerin in das Kabinett der Schloßherrin übergesiedelt war. Sie stellte sich ganz zerschmettert und trug einen Schmerz zur Schau, der ihr hübsches, kleines Gesicht schrecklich verzerrte.

Sehr ruhig und ernst wanderte der Blick Louisens von dem Kammermädchen zu dem Waldhüter. Endlich wandte sie sich an den letzteren:

„Ist Herr von Vaulion bei Bewußtsein?"

„Oh, das will ich meinen! Nur die Kraft fehlt, sonst hat sich nichts geändert. . . . Er spricht, daß es 'n wahres Vergnügen is!"

„Es ist gut, Charlotte, trage die Sachen wieder fort . . . . . . ich fahre nicht!"

Sie blieb allein und lauschte aufmerksam auf jedes von draußen kommende Geräusch. Der Regen hatte angefangen, fein und scharf herniederzuprasseln und hüllte das Schloß in ein dumpfes, schluchzenähnliches Geräusch, das der Wind, der sich jetzt erhob, mit langer sanfter Klage übertönte.

Endlich verkündete das Knirschen eines schweren Gitters und das Heulen der Meute die Ankunft des Kranken. Dann hörte Louise eilige

Schritte das Vestibul erfüllen. Sie erhob sich, während ihr das Herz zum Zerspringen klopfte, und trat bis in die Mitte des Zimmers, mit einer Empfindung, die sie auf der Bühne verspürt hatte, als sie zum ersten Mal dem furchtbaren Schweigen das Publikums entgegentrat. Die Thür öffnete sich, zeigte den Schatten einer beiseite tretenden Person und ließ zwei Männer, die sich über einer Last hin- und herbewegten, hindurch. Louise schloß einen Moment die Augen und öffnete sie wieder, um zu ihren Füßen auf einer Matratze den Verwundeten unbeweglich liegen zu sehen.

Dieser sprach mit schwacher, aber klarer und fröhlicher Stimme:

„Louise, ich habe gedacht, unser Zusammentreffen bei einer so .... blutigen Gelegenheit würde sehr pathetisch werden ... das Pathetische ist im Intimen rührend, aber vor der Welt ist es schrecklich theatralisch. ... Und den ganzen Tag habe ich Komödie gespielt. .. Daher habe ich die Herren gebeten, nachdem sie mir als Zeugen gedient, sich nicht zu der Rolle von Zuschauern herabzuwürdigen. ... Nicht übel die Bemerkung, was? .. He, he! .... was meinst Du dazu, für einen Sterbenden doch ganz nett, wie?"

Louise ließ sich mit gebeugter Stirn, in furchtsamer Bewegung auf die Kniee fallen, um Charles Hand zu ergreifen und murmelte:

„Verzeihung! Verzeihung!"

„Jetzt, meine liebe Freundin, sieh Dir hier alle diese Familienbilder an .. Tote, nichts als Tote .. mein Vater, meine Mutter, und dann die Ahnen, alte Vaulions, die kein Ende nehmen wollen. ... Und nun sieh mich an! Sehe ich nicht aus, wie eine Person mehr, die sich der Leichengalerie anschließen will... Ja, eine Leiche bin ich bald, aber sehr ruhig, sehr friedlich... Na, sei nur gut, ich bin nicht zurückgekommen, um Dich zu quälen .. und wenn das Dein Gewissen erleichtern kann, dann geniere Dich nicht, nimm meine Hand."...

Und als Louisens Hand in der seinen lag, zog er sie sacht an seine Brust.

„Siehst Du, mein Herz, hier ist der Degen eingedrungen, zwischen der dritten und vierten Rippe... Ach, ich vergaß .. der Graf ist wohl und munter ... nicht der kleinste Riß... Nein, laß mich's Dir sagen, das ist kein schlechter Witz .. ich finde es ganz natürlich, daß Du Dich für das Befinden des Grafen interessierst... Keine Eifersucht oder Groll mehr zwischen uns... Das ist alles tot!"

Je länger er sprach, desto schwächer wurde er. Hätte er einem der an der Wand hängenden Bilder seine letzte Krankheit erklärt, es hätte nicht mit größerer Ruhe geschehen können.

„Wenn es Dir recht ist, dann kannst Du mir bis zum Ende Gesell-

schaft leisten. . . . Zwei bis drei Tage. . . . Ein bißchen Geduld und dann . . ."

Ein Blutsturz machte dieser schönen Fühllosigkeit und Unerschütterlichkeit ein jähes Ende. Man trug ihn ohnmächtig in sein Zimmer.

IV.

Als er wieder die Augen öffnete, sah er seine Geliebte, die bei ihm wachte; ein Lächeln war ihr Lohn.

„Louise, meine Schöne, komm', setz' Dich an mein Bett, recht ins Licht. Das Vergnügen der Augen ist das einzige, das mir bleibt . . verschwende an mich Deine leuchtenden Strahlen. . . . Du bist reizend . . ein bißchen blaß . . . aber was hast Du auch für Aufregungen durchmachen müssen. . Weißt Du, daß ich mich sehr schlecht fühle, und dabei bleibt mir noch so viel zu thun! Beeile Dich, meine kleine Krankenniederlassung herzustellen! Geh' und eile, mein Kind, man muß schnell besorgen, was keine lange Dauer haben soll. . . Noch ein Kissen unter diesen armen Kopf. . . . So! jetzt ist's gut! . . Nein, wart' ein bißchen! . . Die Wünsche eines Menschen, der zur Unthätigkeit verdammt ist, sind endlos! Lege mein kleines Schreibpult, eine Feder, Papier und Tinte mir auf die Kniee . . wohlverstanden, Briefpapier. . . Na, was machst Du denn für ein erstauntes Gesicht! . . . Glaubst Du etwa, es handle sich um eine Rolle für Dich? . . . . Na, wer weiß? Vielleicht kann ich Dich mit einem Akt noch glücklich machen! . . . Aber darum handelt es sich nicht . . . gieb.". . .

Er sprach in einem Fieberanfall mit mühsamen Bewegungen. Louise suchte gar nicht erst zu antworten. Demütig wie eine Magd, sanft wie eine Schwester, gehorchte sie.

„Danke, ich fühle mich jetzt sehr wohl . . . Still jetzt! schwatze nicht mehr! Ans Werk! . . . Ein geheimnisvolles Werk. . . . Du errätst? . . . Nun denn, ja, meine Kleine, es ist mein Testament, ich hinterlasse Dir meine Manuskripte . . ein pikanter Zug von mir, der für Dich brillante Reklame machen wird. . . . Na, wart', es soll nicht lange dauern."

Dann nahm er ein weißes Blatt und schrieb: „Ich, Charles von Vaulion, sterbenden Körpers, aber gesunden Geistes, hinterlasse Louise Vernaz, die ein Jahr lang meine Lebensgefährtin gewesen, und der ich kein anderes Unrecht vorzuwerfen habe, als daß sie mir ein einziges Mal Argwohn eingeflößt hat, alle meine Manuskripte: Dramen, Vaudevilles, Komödien, Proverbes und Phantasien. Justin, der meinem Vater seit 20 Jahren und mir seit dessen Tode gedient hat, gebe ich während seines Lebens eine Wohnung in meinem Schlosse Vaulion, eine Rente von 1500 Franks und alle meine alten Kleider, mit der Verpflichtung, sie zur

Erinnerung an mich so oft wie möglich auszuklopfen. Was meine beweglichen und unbeweglichen Güter anbetrifft, so wird mein teurer Onkel und Vormund nichts dagegen haben, wenn ich die Rollen umkehre, und die Erbschaft seines ihn liebenden Neffen entgegennehmen.

Niedergeschrieben zu Vaulion, am 18. Januar 188..

Charles von Vaulion."

„So, Prinzeß ... Eigenhändig! ... Eine große Pflicht ist vollbracht... Man fühlt sich doch gleich ruhiger! .. Achtung, ich lege dieses kostbare Dokument in mein Schreibpult... Laß es Dir nicht fortnehmen. ... Laß mich jetzt allein. ... Ich möchte an mein Seelenheil denken .. Du lächelst, Du Heidin... Wenn Du wüßtest, wie heilsam die Unklarheiten des Glaubens für die irdischen Gewißheiten sind!"

Und der neue Heilige betrachtete mit freundlichem Blicke Louise, die das Zimmer verließ, verzweifelt und verwirrt.

Sobald in der Person der Schauspielerin die Gegenwart verschwunden war, richtete sich eine ganze Vergangenheit vor den Augen des jungen Mannes auf, eine Vergangenheit voll Fröhlichkeit, Phantasie und Sorglosigkeit ...

In diesem nämlichen Zimmer, in dem er im Sterben lag, gab ihm sein „Präceptor" seine Lektionen, als er noch Kind war, und er verspürte eine seltsame Empfindung, als er beim Lichte einer Nachtlampe, deren ersterbende Flamme ihm wie ein Symbol erschien, dieses Gemach sah, das ihm seine Erinnerungen vom Sonnenglanze überflutet, im Rausche der Jugend schilderten. Dort war das Fenster, wo er in den tausend kleinen Nüancen der Landschaft einen Ersatz für die langen Studien suchte. Bald verfolgten sich große Wolken am Himmel und ließen Lichtfluten auf den Erdboden gleiten, und diese Lichtfluten verglich er mit denen, die man auf dem Lichtschirm einer Laterna Magica bemerkt, wenn man das Glas wechselt. Oder ein Rabe setzte sich auf die Spitze einer vom Winde heftig hin- und hergeschüttelten Fichte, und es war ein Vergnügen zu sehen, was die Windmühle mit ihren Flügeln anstellte, um ihr Gleichgewicht zu bewahren. Außerdem waren noch die Kühe da, die davonliefen, nachdem sie aus dem Springbrunnen getrunken, der Hund, der ihnen nach den Beinen schnappte, und dort unten, mitten unter dem Schilfrohr des Sumpfes, ein Fischer in blauer Bluse. Glücklicher Sterblicher! er ahnte kaum, wie sehr ihn ein gewisser Junge beneidete, der sich pianissimo zu seinem Arbeitstisch zurückschlich, sich dort würdevoll niedersetzte und den Abriß aus der lateinischen Grammatik übersetzte oder in dem „Garten der griechischen Wurzeln" herumbummelte, dabei aber auf den blühenden Garten hinausschaute, in dem der Vater Chevalet, ein Buch in der Hand, mit langsamen Schritten einher

wandelte. Er hatte großes Vertrauen zu seinem Schüler, der würdige Mann! Nachdem er ihm seine Arbeit zuerteilt, ließ er ihn stundenlang allein, fest überzeugt, bei seiner Rückkehr die Aufgaben gemacht und die Lektionen gelernt zu finden.

Der Verwundete lächelte:

„Ja, aber eins beunruhigte ihn: ich hatte die anscheinend ganz unschuldige Manie, auf meinem Tische eine riesige Anzahl von Federhaltern und Bleistiften liegen zu haben. Was konnte ich nur mit dieser merkwürdigen Sammlung anfangen? .... Das war stets ein Geheimnis für Herrn Chevalet; ein scheinbar ungefährliches Geheimnis, denn er empfand keine Gewissensbisse, mich mit meinen zahlreichen Bleistiften und Federhaltern allein zu lassen. Ach, wenn er gewußt hätte, daß er das teure seiner Obhut anvertraute Lamm inmitten einer Truppe von Schauspielern und Schauspielerinnen, mitten im komischen Roman verließ! .... Mein Gott, ja, das war eben meine Manier, Puppenkomödie zu spielen! Jeder der kleinen, grünen, gelben oder roten Stifte bildete eine Person, die ich in Thätigkeit setzte, indem ich sie in der Mitte des Körpers anfaßte und auf meinem Tische springen ließ. Nie hatte ein Theaterdirektor eine lenksamere und geschmeidigere Truppe zur Verfügung, als die, mit der ich mich begnügte, um Operette und Drama mit gleichem Erfolge zu spielen. ... Und hat ein Autor jemals ein mitleidigeres und wohlwollenderes Publikum gefunden?“ ... fügte Charles hinzu und warf einen freundlichen Blick auf einen Glasschrank, in dem eine Sammlung von ausgestopften Kolibris im Schatten schlummerte, die ein Reiher und Bussard majestätisch überragten.

„Louise! Louise!“

Das junge Weib, die vom Nebenzimmer her durch die halbgeöffnete Thür die geringsten Bewegungen des Verwundeten beobachtete, kam auf diesen, mit fast erstickter Stimme ausgestoßenen Ruf herbeigelaufen.

„Louise, ich will Dir zeigen, wie man ein Theater gründet und eine Gesellschaft zusammenstellt.“

Sie sah ihn mit offenem Munde an, und er fuhr fort:

„Du siehst diesen Tisch. Dort unten ... in der Ecke. ... Ja ... öffne die Schublade... Was findest Du da?“

„Nichts besonderes.“

„Nun, was?“

„Ein Haufen alter Kram, kleine Holzstücke und ...“

„Und das nennst Du nichts besonderes? Schnell, bring' sie her!“

Louise legte eine Handvoll verstaubter Stifte auf das Bett, und Charles fuhr eifrig fort:

„Federhalter, nicht wahr? ... die ganze Ausstattung eines Sextaners.

. . . Ach, Du denkst. . . . Junge Närrin, lerne die Leute nicht nach ihrem Aussehen zu beurteilen! Du hältst das für ein angespitztes Stachelschwein, in dem eine Goldfeder steckt! das ist ein großer Priester mit seiner Tiara, dieser mit Rauschgold beklebte Federhalter: ein Krieger in seinem Küraß. . . . Willst Du Frauen? Welch' reiche Auswahl! Welche Nuancen! . . . Dieser so ausnehmend fein zugespitzte Bleistift ist eine Soubrette! Dieser andere mit abgeschabter Spitze erweckt das Bild einer schon ziemlich entschwundenen Jugend. Dieser Faber, der nie die Spitze des Messers gefühlt hat, wird für uns zu einem jungen Mädchen. . . . Und dieses Siegellack; hart in der Kälte, zart im Feuer; welch' hübscher Frauencharakter! Ha, ich habe eine Elitetruppe, jede Persönlichkeit erklärt mit bewundernswerter Naivetät, durch eine mehr oder weniger große Anzahl von Messerschnitten, ihre Situation! . . . Das ist die Aufrichtigkeit in der Kunst, die größte Schwierigkeit, an der die Geschicktesten zerschellen! Und weißt Du, wer diese Anstrengungen besiegt hat, ohne Phrasen? . . . Ein zehnjähriges Kind, das an jenem Tische saß! . . . Doch es hat ein schlechtes Ende mit ihm genommen!"

Louise wandte den Kopf fort, um eine Thräne zu trocknen; in demselben Augenblick ergriff Charles heftig ihre Hand.

„Höre," sagte er, „man klopft an ein Fenster in Deinem Zimmer." . .

„Das ist der Wind, der einen Fensterladen herangeweht hat; ich werde nachsehen." . . .

V.

Als Louise in ihr Zimmer trat, fand sie dort den Grafen von Rochebréau und war darüber gar nicht erstaunt. Die Wohnung, die auf dem Niveau des Gartens lag, hatte ein Fenster, dessen seit drei Monaten zerbrochener Riegel eine Reparatur erwartete, und zu Zeiten vollständiger Dunkelheit, wie in dieser Nacht, war das Einsteigen leicht. Louise warf sich dem Grafen in die Arme. Der Graf war ein Edelmann ohne Vorurteile; schon die Thatsache allein, daß er gekommen war, bewies es, und den vollständigen Beweis lieferte er dadurch, daß er diejenige mit Küssen bedeckte, die für den Besiegten nur noch eine Krankenpflegerin war. Trotzdem mußte man von dem sprechen, dessen Nachbarschaft ein mühsamer Husten verriet.

„Er wird sicher draufgehen," flüsterte Louise. „Er ist schon nicht mehr bei Verstand. Eben hat er mir ganz tolle Sachen erzählt, er hielt sich für einen Theaterdirektor und seine Bleistifte für „Sterne" . . . . . Morgen Mittag werde ich Dir ganz angehören!" fügte sie, den Grafen ans Herz drückend, hinzu.

In einer so delikaten Situation rettet die Leidenschaft alles, nur nicht den Schein, und was fragt man nach dem Schein, wenn keine Zeugen da sind. Der Graf küßte Louise lange mit all der Glut, deren er fähig war, endlich ward er wieder ein wenig ruhiger und gestand ihr, er wäre wahnsinnig vor Schmerz, doch er sähe sich genötigt, auf sie zu verzichten. Sein ganzes Vermögen komme ihm von seiner Frau, Madame de la Tour-Gréty. Sie waren unter dem „Dotalregime" verheiratet, und ein Bruch mit ihr ruinierte ihn. Die Gräfin, welche von Natur aus wenig vertrauensvoll war, schwärmte für die Einsamkeit zu zweien. Jetzt, da Louise das Schloß Vaulion verlassen würde, müßte man sich Lebewohl sagen .... Der Graf konnte ihr nicht nach Paris folgen .. und wenn die Liebe ihn zu dieser Tollheit trieb, so verbot sie ihm die Liebe auch wieder, denn es wäre zu egoistisch gewesen, von Louise zu verlangen, sie solle ihr Leben einem Manne ohne Vermögen widmen, während sie, schön und verführerisch, auf die glänzendste Existenz Anspruch erheben durfte.

Louise richtete sich mit flammenden Augen auf, deutete mit dem Finger auf das Zimmer des Sterbenden und rief:

„Es gilt, ein Vermögen zu erobern. Wenn es mir gelänge, würdest Du mir dann folgen?"

Rochebréau stürzte in erhabener Entrüstung auf sie zu. Die Elende! wofür hielt sie ihn? .. Wie konnte sie es wagen, ihn so zu beleidigen! .... Bei dieser mit lauter Stimme ausgesprochenen Apostrophe kannte die Wut des Grafen keine Grenzen mehr und die junge Frau schien zu Staub zerschmettert. Sie bat um Verzeihung; die Liebe verwirrte sie. Doch warum sie auch zum Verbrechen zwingen, da sie mit unendlichem Glück die Armut dessen teilen wollte, den sie unter allen gewählt? ... Das wurde mit so inniger Stimme gesprochen, daß der Graf sich gezwungen sah, einer Frau die Arme entgegenzustrecken, die es vermochte, ein ganzes Publikum zu elektrisieren und die jetzt ihr Fluidum auf einen einzigen Mann wirken ließ. . .

In seinem Zimmer spitzte Vaulion die Ohren und murmelte sanft mit seinem feinen Lächeln:

„Mein Gott, was für Anstrengungen sie machen, und ich bin doch so ruhig! ... Der Henker ist tiefer zu beklagen, als das Opfer ... Es wird doch immer nach der alten Schablone gearbeitet."

(Schluß folgt.)

Lyrik des Auslandes.

Rußland.

Tuetlschew.

Diese selt'nen grauen Dörfer:
Die Natur — die bettelarme, —
Land des guten Russenvolkes,
Land des Langmuts ewiglich!
Stolze Blicke aus der Fremde
Sehen nicht, wie viele Schätze

Deine Nacktheit, still und friedlich,
Seit Jahrhunderten verbirgt . . . .
Mit der Last des Menschheitkreuzes
Hat hier Christus einst gewandert
Und Er segnete dich leise
Mitleidsvoll und liebevoll!

Kiew. Aus dem Russischen von Sergei von Berdiajew.

In langen Jahren büßen wir . . .

Jens Peter Jacobsen.

In langen Jahren büßen wir
Für der Freude seligen Schimmer,
Man lächelt's in flüchtiger Stunde hin
Und ach! verweint es nimmer.
Die Sorge rinnt, der Kummer rinnt aus roten Rosen.

Dich wirbelt hinauf, und du merkst es kaum,
Des Glückes goldener Wagen,
Doch der Sorge knechtisch schwerer Last
Kann zuletzt sich keiner entschlagen.
Die Sorge rinnt, der Kummer rinnt aus roten Rosen.

Was ist die Lust? Ein halber Traum,
Doch traumlos ewig der Kummer.
Er stiert mit saugenden Augen dich an
Und weiß von keinem Schlummer.
Die Sorge rinnt, der Kummer rinnt aus roten Rosen.

Das Lächeln erlischt, eh' der Abend naht.
Kein Ziel ward dem Weinen geboten!
Denn das Lächeln ist nichts denn ein Abglanz des Seins,
Doch die Thräne der Schatten des Toten.
Die Sorge rinnt, der Kummer rinnt aus roten Rosen.

Aus dem Dänischen von Robert F. Arnold.

Gelbe Blüten.

Antonin Sova.

Todesacker gelb im Dunkel,
Trauernd d'rüber Sterngefunkel,
Eine Blüte ward gepflückt,
Fiebernd an den Mund gedrückt.

Alte an des Feldes Rain
Trinken, schlucken noch den Wein,
Auf dem Haar, dem welken Leibe
Glänzt das Licht der Mondenscheibe.

Noch ein Stündchen hier geweilt —
Blicke liebend ausgeteilt —
Auf dem Acker ist's so düster.
Gelber Blüten leis' Geflüster. —

Düster ist das Sterben. Düster.

Prag. Aus dem Tschechischen von Eugen Trager.

Das Falkenauge.

Ein Stimmungsbild von Adele von Ebner.

(Wien.)

Ein wundervoller Herbstmorgen war's. Ich saß auf unserer Veranda und schaute weit hinunter ins Thal, aus dem langsam duftig leichte Nebelschleier aufstiegen. Immer höher und höher krochen sie an den Berglehnen empor, unter sich die ganze, herrlich große Landschaft in durchsichtig klares Licht getaucht, um endlich über den Zacken und Spitzen, den Kuppen und Graten zu zerfließen, aufgelöst im tiefblauen, sonnigdurchwärmten Äther. Wolkenlos war der Tag, voll bezaubernder Schöne.

Kirchenstill, gesättigt mit Ruhe und Frieden war alles um mich herum; jene träumerische Stimmung, welche die Phantasie am liebsten hat, um ihre Gold- und Silberfäden zu spinnen.

Vom nahen Walde, dessen harzigen Duft ich wohlig einsog, ertönte das herbstliche Gezwitscher der Meisen, die emsig von Zweig zu Zweig hüpften; die Spechte hämmerten an den Fichtenstämmen, die Nußhäher saßen auf den Kirschbäumen und holten sich die spärlichen Reste eingetrockneter Früchte und in der Wiese spazierte mein Hühnerhof in drei getrennten Partieen — voran der stolze, selbstbewußte Gockel mit seinem Harem, dann die schneeweiße Bruthenne mit ihren Küchlein und zuletzt Gymnasium und Normalschule, — wie wir scherzend die ewig kämpfenden, sich zankenden Hähnchen nannten — und holte sich Würmer und Heuschrecken. — Plötzlich hörte man den langgezogenen, so eigen melancholisch klingenden Ruf eines Raubvogels, der hoch in den Lüften kreiste. Mit einem Schlag war das harmlose Idyll gestört: die Vögel verstummten, der Gockel verschwand, eiligst seinen Hennen vorantrippelnd, im Jungwald, die befiederte Mama lockte ihre Küchlein ebenfalls dahin, das Gymnasium entfloh mit den andern, nur zwei junge Hähne verblieben ruhig in imponierender Kampfesstellung unbeirrt durch die nahe Gefahr. Da krachte ein Schuß, ganz in meiner Nähe. Ein junger Schütze sprang gewandt über den Zaun; höflich grüßend bat er um Entschuldigung, weil er mich gewiß erschreckt habe, aber der Geier, welcher erst vor wenigen Tagen seiner Mutter eine Henne zerrissen, sei ihm zu verlockend in Schußlinie gekommen. „Dort liegt er, gnädige Frau!" rief der Nimrod triumphierend aus und wies mit der Hand gegen den Wald auf die Stelle, wo die Hühner kurz vorher sich gerauft hatten.

Ich sprang auf und zusammen eilten wir auf den geschossenen Vogel zu. Nie in meinem Leben werde ich den Eindruck vergessen können, der sich mir durch den Anblick des zu Tod verwundeten, flügellahmen Falken

— eines herrlichen Tieres — bot. Vergeblich versuchte er ins Gebüsch zu kriechen, um sich der weiteren Verfolgung zu entziehen. Als er uns kommen hörte, wendete er den Kopf. Welches Auge! welcher Blick! Und schnell entschlossen rief ich: „Überlassen Sie mir den Vogel, thun Sie ihm nichts mehr zu leide, ich bitte darum."

„Gewiß, gnädige Frau, wenn Sie es wünschen." Und in etwas verächtlichem Tone fügte der junge Held noch hinzu: „Umsomehr, da dieser Geier niemandem mehr wird Schaden zufügen können."

Dann empfahl sich der Schütze und ich blieb allein bei dem immer ruhiger und matter werdenden Tier, netzte mein Taschentuch in der knapp nebenan fließenden kleinen Rinne, kühlte seine Wunden und hob es schließlich behutsam in meinen Schoß.

Und da saß ich denn und schaute in sein Auge, in dieses wunderbar kluge, ausdrucksvoll=schmerzerfüllte Falkenauge.

Da überkam mich ein tiefes Verständnis dessen, was der Jammer bedeute, der aus diesen Augen zu sprechen schien . . .

Es war, als wenn es leise erzählte, daß es vor langen, . . . undenklich langen Zeiten auch einmal ein Mensch gewesen, der, erfüllt von unersättlicher Habgier, die Genüsse der Welt an sich gerissen und nur Elend und Not um sich verbreitet hatte. Eine Geisel seiner Gattung war er gewesen . . . Von Unzähligen bei Lebzeiten verflucht, war er auch nach seinem Tode verdammt worden, als das Wesen weiter dahin zu leben, was er bis dahin war: ein Raubtier, nur in anderer Gestalt . . .

Kein Entrinnen gab es mehr, kein Entfliehen durch Äonen! Der stetig wachsende Ekel vor sich selbst war nicht auszudenkende Pein. Nur eine Begünstigung war ihm geworden: stets einen warnenden Klageruf ausstoßen zu dürfen, bevor er seine Opfer wählen mußte. Und wenn er einmal einen Menschen fand, der ihm manches Wohlwollen zeigte, der Mitleid über ihn ergoß, obwohl er im Begriff war, diesem Menschen Böses zuzufügen, dann war dies ein Zeichen, daß er ausgelitten, daß er gesühnt hatte und eingehen durfte zu ewiger wunschloser Ruhe... eingehen als vollendet...

O Nirwana, wie ich nach dir verlange! . . .

Schweigend, wie geistesabwesend, blickte ich noch immer auf den königlichen Vogel, der in meinem Schoße ruhte. Sein Kampf war zu Ende gekämpft, sein Auge gebrochen.

Ich trug ihn hinein in den dunkeln Schatten der Tannen und grub ihm sein Grab.

Hochoben zwitscherten die Meisen wie früher, die Spechte hämmerten weiter und der Wald rauschte seine ewigen Melodien fort und fort.

Kritische Gänge.

Von Ludwig Jacobowski.

(Berlin.)

I.

Ferdinand Avenarius: „Stimmen und Bilder." Gedichte. Leipzig und Florenz, Eugen Diederichs. 1898. 8°. 170 S. 2 Mk.

Die Entwicklung des Berliner Litteraturlebens und seines bezwingenden Einflusses auf den deutschen Geschmack beginnt nach und nach in anderen großen Städten Deutschlands und in den Provinzcentren Gegenströmungen hervorzurufen, die von der stützenden Anschauung ausgehen, daß bisher noch nie eine große Litteratur im Lärm einer Hauptstadt, wohl aber im Gegensatz zu ihr entstanden ist. Gewiß verleiht der politische Einfluß Berlins auch seinem künstlerischen Treiben die reiche Fülle seiner glänzenden Mittel, wohl steht das geistige Leben der Reichshauptstadt scheinbar unter dem Blendlicht einer universellen großstädtischen Bildung, aber da Berlin nur ein Parvenü mit Parvenümanieren und unvornehmer Lebensart ist, kann man den überstarken Einfluß seiner Pseudopoesie und seines verfälschten Geschmacks nicht scharf genug bekämpfen.

Ferdinand Avenarius gehört zu der kleinen Gruppe einsichtsstarker Schriftsteller, die mit vertiefter Bildung und erhöhter Einsicht seit Jahren den Ehrgeiz eigner Meinung und die Rechtschaffenheit ehrlichen Urteils haben. Wohl ist er Berliner, wohl taucht hie und da der Berliner Tiergarten in seinen Gedichten auf, aber seine geistige Physiognomie hat provinzielle widerberlinische Züge. Er ist geistig Provinzler, nicht in dem Phäakensinne, der aus naivem Nationalgefühl nur seine Scholle liebt und lobt, wohl aber aus jener vornehmen Idee heraus, die in der provinzmäßigen Eigenheit den großen Zug Individualismus, Eigensinnen und Eigenfühlen erkennt, der sich gegen die demokratische Gleichmacherei der Großstadt empört. Und so hat er in seinem lobwürdigen „Kunstwart" als getreuer Kunstwart gewirkt, als eine Art Eckhart im Reiche deutscher Kunst, unbekümmert um die tägliche Laune des Volks, unbekümmert um die stündlich wechselnde Gunst höfischer Meinung. Dabei blieb er die vornehme Natur, die er war; er lehnte den Straßenbubenton ab, der sich frech einstellt, wo es gilt gegnerische Seelen zu vergiften; er vermied die jetzt so überaus beliebten halben Rüdigkeiten wider Kaiser und Fürsten, jene feigen Halbheiten, die straffrei ausgehen sollen und deshalb für mich ein Beweis von hoher Kraftlosigkeit sind, aber er hatte auch die schöne Unbefangenheit, dem unholden Geschmack unserer höfischen Kreise ernst zu sagen, daß schwarze Katzen wirklich schwarz sind.

So hat sich nach und nach Ferdinand Avenarius zu einer Persönlichkeit ausgewachsen. Er ist in Dresden ein Stückchen deutscher Kunstmeinung für sich geworden. Er hat sich einen bewundernden Kreis geschaffen, und gemütsfrohe wie urteilsfreudige ganze oder halbe Intelligenzen lehnen sich gern an ihn an. Er prüft mit klugen Augen die Tiefen des deutschen Kunstempfindens und mit oft mißbilligenden, oft nachsichtigen Blicken die krausen Ein- und Ausfälle allzu barocker Schwarmgeister. Wenn er urteilt, geschieht es anfangs zögernd, tastend, suchend, vorsichtig links und rechts den Weg absteckend. Er holt nie zum Schlage aus, ohne das Opfer durch lange akademische Erörterungen vorher schon halb getötet zu haben. Ein milder Henker aus Überzeugungstreue, aber auch ein Warner und Freund mit gleich ehrlichen „Staete."

Ferdinand Avenarius ist aber auch Dichter. Er hat eine Dichtung „Lebe" herausgegeben, ein Idyll „Die Kinder von Wohldorf" und eine Sammlung Gedichte „Wandern und Werden". Ihnen hat er jetzt eine neue Sammlung folgen lassen, „Stimmen und Bilder", zu der J. V. Cissarz-Dresden ein paar schöne Bildchen beigesteuert hat.

Wenn man von den vielen Dutzend lyrischen Sängern, die das ewig gesangsfreudige Deutschland liebenswürdig erträgt, zu Avenarius' Buche kommt, wird man ein hübsches Talent und eine gewisse Markigkeit im Ausdruck anerkennen. Kommt man aber von dem Herausgeber des „Kunstwarts" zum Dichter Avenarius, ist die Enttäuschung bitterlich groß.

Avenarius verlangt strengste Kritik, weil er sie selbst übt; er lehnt Schonung ab, weil er sie selbst nicht kennt; man kann nicht vor ihm die spanische Wand freundlichen Wohlwollens aufstellen, wie bei jugendlichen Poeten; er ist vierzig Jahre alt und auf der Höhe der Könnerschaft und der Kunsteinsicht. Der Mann in ihm ist reif genug, ein Wort gegen seine dichterische Reife ertragen zu können.

Gewiß, das Buch ist nicht schlecht. Es ist das Erzeugnis einer dichterischen Natur, oft eines Dichters, aber selten eines Voll-Lyrikers. Nie gelangt seine überlegende Kunst in das Allerheiligste der Poesie; nie entzündet bei ihm eine Zeile oder eine Strophe die Flamme tiefsten Nachschaffens; er überrascht nie und macht nirgends staunen. Man bewundert nichts, man beachtet viel und achtet alles, weil sein Verfasser eine liebenswürdige und lebenserfahrene Persönlichkeit ist.

Wie hübsch, wenn er aus dem Lerchensang des Himmels „liebe Stimmen" jubeln hört, die aus der Ewigkeit stammen (S. 14). Für fremdartige seltsame Empfindungen („Im Korn", S. 30 f.) hat er manchmal einen eigenen Ton. „Fürwitziges Seelchen, sei auf der Hut!" Und echt empfunden ist die Abneigung gegen das langsame Hinsterben der Natur. Er mag's nicht

belauschen und wünscht ihr mitleidig den Tod. Das Mitleid zieht überhaupt weiche Spuren in seine weiche Seele. Er preist den heimkehrenden getreuen Bräutigam, der seine pestkranke Liebste küßt und dadurch die Pest vertreibt. In bescheidener Frömmigkeit fleht er den Vater alles Segens an, sein Gefild mit Korn zu segnen; seine Pfade könnten erbarmungslos aufgerissen werden, wenn sich nur schwellendes Saatkorn in die Furchen senkt. Ein Wesen hat er, das rein über dem Staube befreiten Hauptes dahingeht: Sein Weib. Und mit ihm naht die Jugend, sein Junge mit roten Backen und mörderischem Gelärm. Neben diesen Idyllen deutscher Familienstille taucht der Gedanke ans Sterben oft auf, bestürzt und zum Weinen traurig machend. Eine Stelle im großen Kreis bleibt ewig stumm. „Das große Summen in seiner Fülle tönt weiter, du hörst die eine Stille." Und ein armer Bengel taucht vor seinen Augen auf, goldig das Gemüt und gütevoll noch im Sterben. Dann sein Vater, dessen müdes zerfallenes Gesicht im Sterben vornehm, treu und wahr erscheint. Und er sehnt sich, seinen matten Körper auszustrecken zwischen die sechs Bretter des Schreiners und seine Seele flüstert: „Komm, komm, o Tod!" Aber Avenarius ist nur in seltenen Augenblicken Kopfhänger; er genießt lieber das Leben und von der Fülle seiner Gaben gewinnt er dem Tage ein gut Teil für sich ab. Und dann stellt sich ihm auch der prachtvolle, fast Goethische Vers ein: „Meister tritt auf Meister, ein bei uns zu Rat, heute gute Geister, morgen gute That."

In diesem Dutzend Gedichten erzwang sich die schöne Menschlichkeit eines runden Charakters und das tiefe Leid inneren Erlebnisses schöne Form und meist glücklichen Ausdruck. Freilich nie eigenartigen. Und das ist das Befrembende an dieser Sammlung: sie interessiert mehr durch das menschliche Element, das seine Flammen durch die Gitter der Rhythmik wirft, als durch das künstlerische Können, das diese Gedichte verraten. Es ist weder universell der Breite nach, noch bedeutend der Tiefe nach. Die Charaktereigenschaften stellen den Autor in eine vordere Reihe, in den künstlerischen Qualitäten steht ein Dutzend Lyriker der jungen Generation vor ihm. Ein einzelnes Gedicht interessiert hie und da, die ganze Sammlung wirkt einförmig, obschon am Schlusse ein paar Balladen Achtung abnötigen.

Avenarius ist eben auf dem Wege zum Künstler stecken geblieben. Wenn er das „Frühlingsnahen" schildert (S. 10 f.), da reiht er Beobachtungen aneinander, die nie und nimmer ein einheitliches Bild ergeben und deshalb auch nicht den sanften Hauch wirklicher Frühlingsahnung erwecken: Im Drossellied, im Zwitschern im Ried, aus der Menschen Träumeraugen siehst du es schaun; „wo im Acker der Hase kauert (!), wo der Fuchs im Dickicht lauert (!), siehst du das Freie zum Dienen gebändigt!"

Hier ist die Poesie aus der frostigen Reflexion entstanden, weder in Anschauung umgesetzt, noch in Stimmung getaucht. Auch der bloße Reim (S. 44) schafft Gedichte, nicht das aus dem Innern heraus wiedergeborene wirkliche oder geträumte Erlebnis. Wenn der Hirsch röhrt, da „erwacht in allen den Dunkeln das Tote und rafft sich auf und fragt in die Nacht, und klagt und erschlafft". Das seltsame Leben des Waldes zur Nacht ist hier mit keinem Worte eingefangen; das wunderliche Schweigen inmitten tausend flüsternder Stimmen; das runendunkle Sprechen inmitten tiefster Stille, das weithinhallende Röhren des unsichtbaren Hirsches, der die Schrecknisse der Finsternis zu fieberhaftem Leben zu erwecken scheint ... von diesen Heimlichkeiten des Naturlebens spürt man weder Hauch noch Ton. Avenarius' dichterische Begabung ist nicht voll genug und meist im Banne ästhetisch zwar geschulter, aber immerhin schulmäßiger Kunstanschauung. Nicht Fülle, nicht Reichtum, nicht Prunk, nicht Lust, nicht Freiheit, nichts von tanzender Leichtigkeit ist in diesen Strophen zu fühlen. Auf der Erde lebt diese Poesie, aber aus der Erde kommt sie nicht; in die Wolken will sie und in die Wolken gelangt sie nicht. Der Verstand hält mit schwebenden Fesseln seine Phantasie gefangen.

Am schlimmsten sieht es mit dem Gedicht „Das Brauttuch" aus. In Tirol giebt es einen herrlichen Brauch. Die Braut erhält von der Mutter ein schön gesticktes Tuch, mit dem sie die bräutlichen Thränen trocknet; dann wird es aufgehoben, bis sie stirbt. Dann wird es hervorgeholt und der Schweiß der sterbenden Stirn netzt das bräutliche Tuch. Diesen poetischen Brauch hat Avenarius — in Verse umgesetzt. Nicht wie ein halbwegs gescheiter Poet verwebt er diesen Brauch in ein Gedicht und verwendet es zu irgend einer Handlung, sondern er giebt gereimte Volkskunde, die Volkskunde ist und gut gereimt, aber jämmerliche Poesie.

Nicht eine originelle Note erfindet Avenarius für Naturempfindung. Ein so geschmacksgebildeter Mann wie er vergleicht das Aufsteigen des Mondes, dieser kreisrunden Fläche, mit dem aus seiner Gruft steigenden Geist eines toten Königs (S. 27). Wieder naht des Schicksals „kalte Hand" (S. 25), die Vögel schmettern das schon recht zum Cliché gewordene „Danklied ins Blaue" (S. 37); wie „Sonne hinter Wolken" leuchtet eines Knaben Antlitz (S. 128) u. a. m. Direkt bis in die Niederungen des Dilettantismus steigt diese Poesie in einem Gedicht „Näh-Riekchen", das eine Charakteristik einer armen alten Näherin geben soll. Avenarius wagt es, folgendes für Poesie auszugeben — ich schreibe es absichtlich nicht in Gedichtform —: „Nun zur Seite dir, vom Kanapee — Nippt vom Glas ich oder von der Tasse, — Denn du thatest es nun mal nicht anders: — Chokolade gab es oder Bier. — Und ans Plaudern ging's — daran kam alles, — Mir am liebsten

stets dein Leben. — Kantor war dein Vater. Als er früh gestorben, — Zog im Dorf der Pfarrer dich herauf. — Ach, wie war's dort draußen wunderschön! Daß es anders werden mußte! — er auch Starb. Daß du dein Brot zu suchen, reisen. — Unter Fremde mußtest in die Stadt! u. s. f."

Ich schließe:

Ferdinand Avenarius hat als Leiter des „Kunstwarts" reiche Verdienste um die Hebung des deutschen Kunstgeschmacks; er ist einer der wenigen, die mit vornehmem Takt und sicherer Beherrschung der Mittel Berlins Übermacht entgegentreten. Dafür reiche ich ihm den Lorbeer mit grüßender Hand. Aber wer diesen Lorbeer benutzt, um auch seine dichterische Begabung damit zu krönen, der muß scharf zurückgewiesen werden. Avenarius ist ein kleiner Dichter, dessen Werke nicht zur Weltlitteratur zu rechnen sind, wie es eine unvorsichtige Anzeige des Verlegers thut und das freundliche Wohlwollen der Kunstwart-Gemeinde nachspricht. Er wird keine Spuren in der deutschen Lyrik hinterlassen.

Deutsches Kunstleben.

I.

München.

Im November vor. Jahres hatte bekanntlich das patentierte höchste deutsche Musikaugurenamt über die vom z. Z. sehr kunstsinnigen bayrischen Regenten ausgeschriebene Opernkonkurrenz entschieden. Des siebenköpfigen Augurenkollegiums letzter Weisheitsschluß lautete bekanntlich: Keine der 98 eingesandten Opern ist würdig mit den gestifteten 6000 Mk. beglückt zu werden. Aber die Verfasser der drei (sehr) relativ besten: Thuille, Zemlinsky und Könnemann dürfen sich drum raufen. Thuilles tüchtiger, aber trockener Wagnerepigone „Theuerdank" ist inzwischen sang- und klanglos zum Orkus hinabgestiegen, um dort pessimistische Betrachtungen über das typische Geschick aller Preisopern anzustellen und seine Leidensgefährtin, die edle Polin „Sarema" zu erwarten, die auch nicht lange auf sich warten ließ. Das Preisprodukt Nr. II des frühreifen Polenjünglings Zemlinsky (nach Gottschalls süßlicher „Rose vom Kaukasus") ist kleinkalibriger, weit unkomplizierter, nicht ohne einige Anläufe echten Empfindens „zusammengesetzt", aber man wird zweierlei unschöne Empfindungen nicht los: daß die Form unangenehm glatt, geschickt gehosselt, direkt konventionell ist und daß der der Wiener „musikalischen höheren Form-Reitschule" eben erst entronnene Preisträger mit 20 Jahren gar keinen chaotischen Sturm und Drang in sich verspürt, vielmehr seiner Töne Physiognomie sich gänzlich charakterlos, saft- und kraftlos, dabei dekadent wie eine der Altenberg'schen Karikaturen „Unsere jungen Leute" zeigt. Können und Wollen hält sich bei einer dramatischen Erstgeburt die Wage; ist dies der Fall, so ist der betreffende Künstler für mich gezeichnet als ein seniler Macher, ohne „feu

sacré", ohne über die Stränge schlagende Jugendkraft. Das einzige „Rassige" in Zemlinskys ganz nett instrumentierter Musik ist eine sentimentale echt polnische Elegie. Daß die Tageskritik und das Publikum das wohlfrisierte Opus eines so gesetzten, sich in schönsten ästhetischen Maßen bewegenden Jünglings mit offenen Armen aufnahm, ist wohl selbstverständlich. Zumal als der vom Beifallsdonner einer über die Leichtverdaulichkeit des vorgesetzten Ohrenschmauses sehr vergnügten Menge umbrauste Herr seine ritterliche Erziehung durch einen der Primadiva Ternina („Sarema") applizierten Handkuß bewies, nickten sich Vettern und Basen der Münchener Hoftheater-Crême gänzlich befriedigt zu. Half aber alles nichts! „Sarema" ging zum Rendezvous mit „Theuerdank" in den Orkus des Hoftheater-Archivs, um vielleicht durch den unberufenen Dritten im Bunde „den tollen Eberstein" gestört zu werden. Könnemanns Preisoper Nr. III wird nämlich jetzt einstudiert. Aber vielleicht kann der Mann wirklich etwas. Voilà tout in der Münchener Oper! Sonst herrscht eine ausgesprochene Stagnation. Von „Odysseus Heimkehr", von irgend einer „Bohème" oder gar von neugeistigen fortschrittlichen Werken der Jüngstdeutschen wie Hans Pfitzners „Armer Heinrich" oder Arnold Mendelssohns „Elsi, die seltsame Magd", von einem neuen lyrischen Drama der Franzosen etwa d'Indys „Fervaal" ist „gar ka Red' net". Der Münchener Bierphilister mit Musik hat ja noch genug zu thun, seinen Ärger über Schillings „Ingwelde" hinunterzuspülen! Aber im Ernst gesprochen: eine so traurige Opernsaison wie diese hat die Münchener Hofoper lange nicht zu verzeichnen gehabt, wenn man die lobenswerten Versuche — mit viermaligen „Ring"-Aufführungen den unverrückbaren Unterschied zwischen Bayreuth und einem Tagestheater zu konstatieren, abzieht. Beinahe so schlimm wie in Berlin am Cirkus Hülsen! Wartet man vielleicht mit dem Einstudieren neuer Werke auf unseres musikalischen Odysseus Heimkehr vom exotischen Lorbeerpflücken in Barcelona, Brüssel und gar Paris? — — —

Ich komme zur Kunst Polyhymniens im Konzertsaal. Hie Kaim-Orchester unter Ferd. Löwes und Weingartners abwechselnder Leitung; hie die Akademie im k. Odeon! Hie der Geist des Fortschritts, eine wohlthuende Berücksichtigung des jüngstdeutschen Tonschaffens: Bruckner, Weingartner, Mahler. Hie Stagnation und Reaktion, höchstens Auslandsspoussiererei: siehe die Ankündigung russischer, amerikanischer, tschechischer und ungarischer Werke auf den Programmen der Akademie. An der Spitze der „Konzertvereinigung der akademisch beamteten Musiker" steht in diesem Winter zum zweiten Male Prof. Erdmannsdörfer, der III. Capellmeister der Oper. Ich will hier ausdrücklich anerkennen, daß dieser talentvolle und kenntnisreiche Dirigent ein wenig mehr in die Bahnen des Fortschritts eingelenkt ist; daß es aber seinem ausgesprochenen Willen unmöglich war, Richard Strauß „Zarathustra" bei dem Hoforchester durchzudrücken, spricht genug von dem dumpfen Geist der Reaktion oder von kleinlicher Rachsucht bei dieser kompakten Majorität. Die würdigen Herren dudeln entweder aus Überzeugung lieber Spohr und Händel oder sie lassen durch konsequente Ignorierung (jetzt bereits das III. Jahr!) den Komponisten Strauß fühlen, daß er es als feuerköpfischer Theaterkapellmeister bei ihnen verschüttet. Die geistsprühenden, lebensvollen Tondichtungen „Macbeth" und „Zarathustra" haben sogar bei den Hidalgos Begeisterung erregt: in München, der Heimatstadt des Dichters, will man sie nicht! Im ersten Akademiekonzert hatte Erdmannsdörfer den Mut, als Novität eine symphonische Fantasie „Erotische Legende" eines, wenn auch gestorbenen, so doch von den Beckmessern immer noch bestgehaßten „Neudeutschen", von Alexander Ritter, überhaupt zum ersten Male aus dem Manuskript herauszubringen. Auch in dieser aus innerstem, persönlichstem Erleben heraus empfundenen Legende, die im lyrisch-

epischen Stil „eine Liebe“ erzählt und, da mit Herzblut geschrieben, in jedem tiefer fühlenden Menschen, der da hören will, verwandte Töne anschlagen muß, verleugnet sich der tiefgründige, abseitsgehende Individualist, der vornehme Ritter vom Geist und vom Ton in keiner Note. Da ist nichts vom hohlen oder reflektierten Pathos eines Brahms zu spüren. Geradezu blendend ist der Farbenreichtum der Ritter'schen Orchestersprache. Wie der Erfolg lehrte, ist das Herausbringen solcher ketzerischen Werke in den von klassischer Tradition durchwehten Räumen des Odeon immer noch sehr gewagt. Die Ohren und das Auffassungsvermögen des ehrwürdigen, aus den feinsten Gesellschaftskreisen zusammengesetzten Stammpublikums sind halt noch etwas rückständig und können den ja allerdings komplizierten Melismen, der intimen Seelensprache unserer konsequenten Ausdrucksmusiker vom Schlage der Ritter, Strauß, Schillings, Weingartner noch nicht folgen. „So formlos!“ kopfschüttelt der dicke Hofrat. „Aber na, aber na, solcherne Dissonanzen!“ stöhnt Madame Exzellenz. Das Publikum fiel aber bei der Ritter'schen Legende direkt durch. Kaum ein Achtungserfolg. Man hatte allerdings vorher seinen Enthusiasmus bei dem Virtuosen Sauer mit vollen Händen verausgabt. Da kam der ernste Künstler: eisiges Schweigen! Ist das auch „sozusagen Kulturästhetik“? Das Hoforchester spielte übrigens das immens schwierige Werk mit einer Hingabe, als wäre es von Brahmsen.

Auch die zweite Großthat Erdmannsdörfers, die vollendete Wiedergabe der Liszt'schen „Divina Comedia“-Sinfonie will ich mit einem Worte dankbar berühren. Den geistigen Kern der bald titanisch ringenden, bald seraphisch verklärten Tondichtung herauszuschälen, das gelang der großzügig gestalteten Kraft E.s viel besser als der etwas verschwommenen Weichheit Stavenhagens mit dem Kaim-Orchester im Frühling d. J. R. Wagner bezeichnet diesen Kern: „Die Befreiung von Dantes unaussprechlich tiefem Wollen aus der Hölle seiner Vorstellungen durch das reinigende Feuer der musikalischen Idealität in das Paradies selig selbstgewisser Empfindungen.“

„Daß Volk und Kunst, gleich blüh' und wachs', bestellt ihr so, mein ich, Hans Sachs,“ so dachte auch der sozialdemokratische Gewerkschaftsverein München, als er für die organisierte Arbeiterschaft im Kaimsaal regelmäßige „Volkskonzerte“ großen Stils mit vornehmem künstlerischem Programm arrangierte. Giebt es eine bessere Methode zur Veredlung der Volksunterhaltungen, als dem schlichten, naiven, aber aufnahmefreudigen Sinne der Volksgenossen die tönenden Weltanschauungen großer Meister des alten und neuen Stils in sorgfältig vorbereiteten Darbietungen vorzuführen? Zur Probe die Programmauszüge der ersten beiden dieswinterlichen Volkskonzerte: I. Egmont-Ouverture, Smetanas „Moldau“, Larghetto aus dem Klarinettenquintett von Mozart, Rienzi-Ouverture, Schlußsatz aus Tschaikowskis „Pathetischer Simfonie“; II. Ritters Ouverture zum „faulen Hans“, Gesang der Rheintöchter, Liszts Festklänge, der erste Satz aus Bruckners „Romantischer Simfonie“, Lohengrin-Vorspiel, Vortrag von acht Liedern des Münchener Komponisten Hans Richard durch Fräulein Sofie Schröter. Das sind doch Programme von einem Ernst, einer Vornehmheit, einem idealen Wollen, daß die seichten Freudenzettel eleganter Bourgeoiskonzerte vor Scham erröten müßten. Die Lyrik Hans Richards ist echt modern, feinfühlig, von einer zarten Feierlichkeit, auf aufdringliche Schlußeffekte, Bumdum-Pathos des Klavierparts &c. selbstgewiß verzichtend. Eine der tiefsten Interpretationen moderner Lyrik ist die Richard'sche Musik zu unseres Heinrich v. Reders ergreifendem „Schlummre Kind“ (aus dem Cyklus „Oliva“). Der Dichter war anwesend. Und das Publikum? Eine ca. 2500 köpfige Menge, von des Tages Arbeit ermüdet, ohne salon-ästhetische Vorbildung in das elegante Exterieur eines ihnen ungewohnten Sesselkonzerts ohne Bier

und Cigarren versetzt? An den begeisterten Mienen der Leute sieht man es, daß sie den Unterschied von Biergartenmusik und wahrer Kunst erkennen. Das ethische Moment, der Musik als gemütveredelndes Erziehungsmittel kommt hier eben frei zur Geltung.

* * *

Nach dem endlichen Zusammenbruch des „Deutschen Theaters" sammelte der letzte Direktor Emil Drach die besten Trümmer seiner mittelmäßigen Truppe und gründete in den Räumen des ehemaligen Tingel-Tangels Centralsäle unter dem Namen „Münchener Schauspielhaus" eine neue Bühne intimeren Charakters, damit den letzten Versuch wagend, dem immer noch verkannten modernen Drama ein Heim in Bierbajuvarien zu bereiten. Er eröffnete sein neues Theater unter nicht ungünstigen Auspicien mit „Rosmersholm"; es folgte „Sodoms Ende" und als drittes Stück eine „Urpremière", Wilhelm Weigands Münchener Kunstkomödie in 3 Akten „Der Dämon". Zunächst gebührt Drach aufrichtige Anerkennung dafür, daß er Weigand, den im Stillen schaffenden, außerhalb jeder auf Erfolg geimpften Litteratenclique stehenden Dichter von wirklichem geistigen Feingehalt und idealem Wollen zu Worte kommen ließ. Eine Ehrenpflicht, die Herr Possart zu erfüllen konsequent vergaß. Um es kurz zu machen: „Der Dämon" wurde in der brutalsten, gehässigsten Weise von einem zwar sogenannten „litterarischen", aber vom Anfang an voreingenommenen Premièrenpublikum abgelehnt. Da bei diesem offenkundigen Theaterskandal sehr zweideutige Unterströmungen im Hause bemerkbar wurden, sind wir verpflichtet, das unglaubliche Verhalten des Publikums rückhaltlos näher zu beleuchten. Zuvor einige Worte über das Stück. Der „Dämon", eine „Comédie" im höhern französischen Sinne des Wortes, behandelt mit feinkünstlerischem Humor, teilweise leise übermalt mit milder Ironie, teilweise allerdings mit aristophanischem Wahrheitsmut unbequeme Geißelhiebe auf diverse Zöpfe und Perrücken austeilend, das Sittenmilieu des modernen Atelierlebens. Der Dichter hat mit Ausnahme des eine große Fermate in der Handlung bildenden II. Aktes die Komödie mit großem technischen Können entwickelt und aufgebaut. Er verfällt nie in doktrinäre Gelehrtheiten und kunstphilosophische Abhandlungen, er will nie geistreich wirken — was die beeinflußte Kritik zu leugnen beliebte, — sondern behält stets den leichtflüssigen, echt lustspielmäßigen Dialogton bei. Da ist — der Träger des Hauptmotivs — der junge, etwas leichtfertige, eingebildete, sehr beliebte Maler Siebold, der in Phrasen von der reinen Schönheit schwärmt und dabei, trotz seines starken Talents, auf dem besten Wege ist, unter dem Einfluß eines gemeinen Weibes, mit dem er in wilder Ehe lebt, als oberflächlicher Kitschmaler zu versumpfen. Der rettende Wecker ist der alte kernige Meister Brandl (der unverkennbar Ähnlichkeitszüge von Leibl trägt). Er befreit ihn von seinem äußern Dämon, seiner Geliebten Yella, und entzündet den innern Funken des Genies in ihm. Yella, der gänzlich naturalistisch gezeichnete Typus einer durch Modell-Misèren bankerotten Frauenseele, hat den Schwachen umgarnt mit schwüler Sinnlichkeit, verkauft heimlich entwendete Skizzen Brandls, die sie mit dem gangbaren Namen „Siebold" fätschlich signierte, an den Kunsthändler Beckmann, eine trefflich persiflierte bekannte Münchener Kunsthändlerfigur. Siebold entdeckt endlich die Gemeinheiten Yellas. Sie geht mit ihrem früheren Galan, dem griechischen „Gedankenmaler" Papadopulos, per Orient-Expreß davon. Siebold folgt seinem alten Brandl in die Einsamkeit, um im Schaffen die heilige Last des Künstlerlebens zu tragen. — Es mag sein, daß zu viel episodisches Geranke den klaren Gang des Hauptthemas beengt, es mag sein, daß Weigand, freiwillig den lachhaften Instinkten des

Publikums Konzessionen machend, einigen possenhaften Figuren (wie dem schnupfenden und mit dem Maßkrug arbeitenden „Hausmeister Zapf") zu viel freien Spielraum gewährt hat. Aber was wollen diese leicht zu beseitigenden Schwächen gegenüber dem großen positiven Gehalt des Stückes sagen! Sie werden doch für jeden Unbefangenen reichlich aufgewogen durch den scharfen Blick und die mutige Wahrheitsliebe des Autors. Wie köstlich und geistreich verspottet er die Dekadenze der symbolistischen Pseudomodernen! Wie ernst und warm betont er die harte Notwendigkeit des Durchringens eines wahren siebenfach geläuterten Talents, schaffend in innerer und äußerer Einsamkeit, in der Seele vielleicht nichts als die trotzige Gewißheit seines Könnens! Woher nun das skandalöse Verhalten des größten Teils des Publikums? Einmal saßen im Parkett gewisse Vertreter des Typus „Papadopulos", schmachtäugige Nervenkünstler mit der großen Müdigkeit in ihren Seelchen, mit blutenden Nerven blaue Rosen malend. Sie sahen sich zu schonungslos auf den Brettern abgebildet und protestierten gegen diese ihnen unbequeme Wahrheitsliebe des Autors. Dann aber mußte Weigand seine vornehme Einsamkeit und den Mangel an Anschluß an eine gewisse Litteratenklique bitter büßen. Diese Herren fühlten ihre Stunde gekommen und ließen die Abschlachtung des ihnen unbequemen Kollegen durch eine gedungene Schar weiblicher und männlicher Zischer in einer Weise besorgen, daß der dritte Akt direkt unter den gröblichsten Ruhestörungen zu leiden hatte und die Schauspieler blassen Gesichtes den Schluß überhaupt fallen ließen. Zum Schluß die Bemerkung, daß zu allem noch eine teilweise direkt unwürdige Darstellung kam. Genial nur war Frl. Triesch als „Yella". — Das Traurige an der Sache ist nur, daß die journalistischen Fühlhörner der Klique weit nach Norden reichen gen Berlin, bis vor das Forum Brahms und Schlenthers und daß dadurch die Berliner Bühnen unserm Dichter sich wieder eine Weile später öffnen werden, zu denen man bekanntlich nur durch Konzessionen oder Fabrikation von zugkräftigem Schund gelangt. Wenn man den Glauben an die Gerechtigkeit in literis nicht ganz verloren hätte, müßte man ausrufen: Wilhelm Weigand kommt durch eigene Kraft durch auch ohne Klique. Aber so ist es fast „über die Kraft"!

Sonst ist vom Münchener Schauspiel wenig zu vermelden. Stagnation, Ziellosigkeit, Kassenrücksichten, brutales Ignorieren des ernsten modernen Dramas überall. Das Residenztheater ist von dem widerlichen Verhätscheln der Kompromißler Fulda, Sudermann, Philippi e tutti quanti etwas abgekommen und bekundet seinen vornehmen Gesinnungswechsel durch eine liebevolle Einstudierung — der „Relegierten Studenten"! Außerdem ließ man nach dem Heiterkeitserfolg der Carmen-Sylvade „Ullranda" die Mme. Réjane hier flirten (Parkett 12 Mk.). —

Die Ruine des „Gärtnertheaters" soll endlich einem innern und äußern Umbau unterzogen werden, nachdem diese weiland so tüchtige Volksbühne unter einer saumseligen und energielosen Direktion glücklich auf den Rang eines Winkel- und Possentheaters gesunken ist. Kommt übrigens ein Brackl mit Direktorial-Gewalt an die Spitze des kauflustigen Konsortiums, so zieht ein neuer Geist mit diesem Matador der karikierenden Muse sicherlich nicht in die Hallen des Gärtnertheaters.

Um meiner Chronistenpflicht zu genügen, erwähne ich noch, daß hier eine „Freie Bühne" in der Bildung begriffen ist. Der Gründung präsidieren, wie nach einem vorläufigen Aufruf zu schließen ist, die Herren Hirth, Holitscher, Bernstein, E. v. Wolzogen.

Wilhelm Mauke (München).

II.

Dresden.

Dresden ist in jüngster Zeit nicht erfolglos bestrebt gewesen, seinen alten Rang als tonangebende deutsche Kunststadt zurückzuerobern. Von Jahr zu Jahr wird unser Kunstleben freudiger und moderner. Als Musikstadt par excellence ist Dresden schon lange und weithin anerkannt — leider, möchte ich fast sagen. Denn infolge ihres überwiegenden Interesses für Oper und Konzert findet das wirklich vortreffliche königliche Schauspiel bei den Dresdnern selbst nicht genug Würdigung. Freilich müßten die tüchtigen Kräfte dieses Schauspielensembles mehr als bisher zur Hebung und Veredelung des noch sehr erziehungsbedürftigen Publikums verwendet werden; man sollte in Bezug auf Neuheiten vorsichtiger sein und bereits gewonnene Schätze — so die im Frühjahr einstudierten Hebbel'schen Nibelungen und Grillparzers Argonauten — nicht wieder in die Rumpelkammer wandern lassen.

Ein interessantes, obwohl mißlungenes Experiment war die Aufführung der Tragödie Agnes Bernauer von Otto Ludwig, d. h. nach den hinterlassenen Bruchstücken und Skizzen von seiner Tochter Cordelia („C. Fides") für die Bühne eingerichtet. In litterarischen Kreisen sah man dieser Aufführung wie einem Ereignisse entgegen. Und als der 21. Oktober zu Ende ging, war man um eine Enttäuschung reicher! Man fragte sich schmerzlich erstaunt, ob das der Otto Ludwig sein könne, welcher den „Erbförster" und die „Makkabäer" gedichtet? Gewiß war die allzu pietätvolle und dennoch ungeschickte Bearbeitung — die Tochter des großen Dichters hatte Fragmente aus den verschiedensten Schaffensperioden des stets wieder zu diesem Lieblingsstoffe Zurückgekehrten fast unvermittelt an einander geklebt und andererseits nicht gewagt, allzu Skizzenhaftes völlig auszugestalten — mit an dem Mißlingen schuld; mehr noch aber der Grundfehler Ludwigs, daß er den Anteil des Zuschauers an der Heldin von vornherein schmälert, ja fast vernichtet. Ludwig nahm „Partei für die schlechte Sache", indem er die schöne unglückliche Agnes als eine Betrügerin hinstellte. Bei einem Stücke, in dem es sich um einen Kampf zwischen Liebe und Konvention handelt, stellt sich der Zuschauer nach allgemein menschlichem Empfinden sofort auf die Seite der ersteren; Ludwig aber wollte nach seinem eigenen Geständnis jede Ähnlichkeit mit „Kabale und Liebe" meiden und opferte so einem rein stofflichen Bedenken die schönsten Wirkungen auf. Auch die Darstellung befand sich nicht ganz auf der Höhe, die man vom Dresdner Hoftheater bei solchen Gelegenheiten zu erwarten pflegt. Nach den üblichen drei Aufführungen verschwand der Engel von Augsburg wieder vom Spielplan. Lokalpatriotische Rücksichten waren wohl maßgebend für das Erwecken der Ludwig'schen Agnes; sonst hätte man wohl einen mächtigeren Geisterbeschwörer — am besten Friedrich Hebbel — herangerufen! Selbst des alten Törring Agnes-Tragödie ist noch einheitlicher, als dieser Ludwig'sche Torso.

Das „Residenztheater", eine merkwürdige Bühne, die bald Operetten und Possen, bald moderne Milieu-Dramen, bald Tragödien giebt und dabei immer etwas Erträgliches, oft sogar sehr Gutes leistet, machte fast den ganzen November hindurch mit Wildenbruchs Heinrichsdramen volle Häuser. Matkowsky als König Heinrich und später als Heinrich V., der Dresdner Hofschauspieler Gustav Starcke als Pabst Gregor und sodann als alter Kaiser Heinrich waren die stärksten Magnete; aber auch das Spiel der Übrigen war verhältnismäßig staunenswert. Die Ausstattung war brillant — glänzender und echter vielleicht, als sie an der Hofbühne, an der selbstverständlich so antikatholische Stücke nicht gespielt werden durften, gewesen wäre. Es

fehlte auch nicht an Demonstrationen des deutsch-protestantisch gesinnten Publikums. Nach meiner Ansicht ist der „Kaiser Heinrich“ besser als der „König“. Das mit Vorliebe von Wildenbruchs unbedingten Bewunderern gebrauchte Wort „shakespearisch“ erscheint manchen Szenen dieses Dramas gegenüber wirklich nicht mehr so völlig lächerlich. Wildenbruch hat die altdeutsche Gewaltsamkeit richtig erkannt und wiedergegeben. Unsere Altvordern waren ja nicht ein Geschlecht von sentimentalen Biedermeiern, sondern ganz furchtbar wilde und gewaltthätige Kerle! Und doch hat dieses Berserkervolk später auch Goethe und Schiller geboren; denn wo unbändige Kraft gewesen, da gedeiht am öftesten und besten die milde und volle Reife schöner Menschlichkeit. So ist wohl auch die Wandlung in Kaiser Heinrich zu deuten, der in seiner Jugend ein Tyrann und Cäsar, im Alter sein höchstes Ziel darin erblickt, „die deutschen Menschen glücklich zu sehen“.

Das Schauspielhaus rückte inzwischen, nach mehreren recht guten Neueinstudierungen Schiller'scher Dramen, mit Ludwig Fuldas „Jugendfreunden“ heraus. Das weniger als mittelmäßige Stück gefiel ausgezeichnet! Denn weil in Dresden die besten und kunstsinnigsten Elemente leider noch immer im Banne der Oper stehen, setzt sich das Publikum des Schauspiels zum großen Teile aus jenen zusammen, die am liebsten täglich Benedix oder Birch-Pfeiffer auf der Bühne begrüßen würden. Für diese waren nun die „Jugendfreunde“ ein gefundenes — Souper. Dazu kommt noch, daß gerade das „Salonlustspiel“, einer alten Dresdner Überlieferung gemäß, bei uns außerordentlich gepflegt und von den besten Kräften getragen wird. Die Herren Paul, Witt, Bauer und Gunz bildeten ein sehr ergötzliches Freundschaftsquartett, Frau Basté lieh der Stenographin Lenz ihren persönlichen Zauber, Frl. Tullinger wienerte nach Herzenslust. Jeder Katauer (und es giebt deren ganz entsetzliche in den „Jugendfreunden!“) wurde belacht, fast ehe er noch dem Munde des Betreffenden entfahren. Ja, bis zur vollendeten „Erziehung“ unsres Publikums ist der Weg noch ein sehr, sehr weiter. —

Ermete Zacconi trat im Dresdner Hoftheater auf der Altstadt in den „Disonesti“ und „Don Pietro Caruso“ vor beinahe leerem Hause auf, obwohl die Preise nicht, wie bei dem französischen Schneidergastspiel der Madame Réjane, bis zur Unerschwinglichkeit erhöht waren. Aber freilich, man mußte ja zeigen, daß man französisch versteht; das gehört zur Äußerlichkeitsbildung derer, die da „liegen und besitzen“. „Italienisch,“ heißt es „ist ja nicht so notwendig!“ Der Fall Zacconi hat gelehrt, daß die berüchtigte Dresdner „Fremdenseelerei“, die manchmal geradezu ekelhafte Blüten zu zeitigen pflegt, eben dort versagt, wo es sich um einen wirklichen Künstler von Gottes Gnaden handelt. Über dieses Thema ließe sich überhaupt noch viel sagen, aber ich fürchte, das Gallenfieber zu kriegen, wenn ich zu lange dabei verweile!

Eine nicht uninteressante Neuheit war das Schauspiel „Sturm“ von Friedrich Jacobsen. Es ist ein gutes Milieustück; Ort der Handlung ist eine Nordseehallig. Die Inselleute nun, besonders der alte Kapitän Brook und der Pastor, sind vortrefflich gezeichnet, fast ganz schlecht sind dagegen die weibliche Hauptperson, des Pastors Gattin, welche aus Hamburg stammt, und ihr früherer Liebhaber Harden, sowie sein Freund, der Rechtsanwalt, ausgefallen. Gespielt wurde den Rollen entsprechend; unsere berühmte Heroine Frl. Selbach war als Anna wirklich ganz furchtbar matt; die Herren Paul und Franz waren mittelmäßig, die Herren Wiene (Pastor) und Müller (Brook) dagegen ein wahres Labsal! Die Inszenierung war stimmungsecht, bis auf das Meer, das unmittelbar nach einem Sturme doch wohl niemals lasurblau aussieht. Die Aufnahme war verhältnismäßig lau, denn für die Reize des Milieus hat unser Schauspielpublikum noch kein rechtes Verständnis und die Handlung selbst ist allzu schleppend, um das Interesse wach zu erhalten. —

Die Litteratur verschwindet in Dresden bereits heute nicht mehr so gänzlich vor den anderen Künsten. Der Verein „Dresdner Presse" veranstaltet diesen Winter eine Reihe von deutschen Dichterabenden. Gegen die Wahl gerade dieser sechs oder acht Dichter, welche uns da im wundervollen großen Saale des „Vereinshauses" eigene Werke vorlasen oder noch vorlesen sollen, ließe sich allerdings mancherlei sagen. Aber erfreulich ist es jedenfalls, daß dieser Saal die beiden ersten Male wenigstens fast bis auf den letzten Platz gefüllt war! Daß Julius Stinde „zog", ist selbstverständlich; aber auch Emil Franzos begegnete einem freundlichen Interesse. Er las uns eine größere Novelle aus dem Buche „Stille Geschichten" vor. Er erwies sich darin als guter Erzähler der alten Schule; die Erzählung ist in ein Gespräch eingekleidet, die Ortsfarbe wird völlig ignoriert, aber trotz diesen uns Modernen so peinlichen Mängeln gehört die Novelle zu dem Besten, was Franzos geschrieben hat. Der angenehme ruhige und unaufdringliche Vortrag des liebenswürdigen Gastes litt sichtlich unter der Unruhe, welche zeitweilig im Zuschauerraume herrschte. Man scheint teilweise noch zu glauben, daß ein vortragender deutscher Litterat weniger Aufmerksamkeit verlangen kann, als eine diamantengeschmückte, kehlkräftige Sängerin. Erziehung, Erziehung! —

Einen intimeren Charakter haben die von der „Litterarischen Gesellschaft" veranstalteten Dresdner Autorenabende. Schon im Vorjahre wurde ein schüchterner Anfang gemacht; neuerdings findet das Unternehmen ganz unerwarteten Anklang. Neulich lasen drei hiesige Autoren, welche ich nicht namentlich anführe, da sich ein Bekannter von Ihnen darunter befindet, Gedichte und Novellen vor einem dichtgefüllten Hause, das ihnen reichlich Beifall spendete. So geschehen zu Dresden im Jahre des Heils 1897! Ja, man munkelt sogar von einem Theater nach Art der Leipziger litterarischen Gesellschaftsbühne. Wie dem auch sei, Dresden schläft nicht mehr so tief; bald wird man es nicht ignorieren dürfen, wenn von deutscher Litteratur die Rede ist. —

Die bildende Kunst, in den letzten Jahren bereits in mächtigem Aufschwung begriffen, hat durch die so erfolgreiche „Internationale Kunstausstellung" des vergangenen Sommers neue, starke Anregung und Belebung erfahren. Sie füllt hier, kaum daß jene große Ausstellung vorüber, eine ganze Reihe kleinerer Ausstellungen mit fortwährend wechselnden Produkten der Malerei und Plastik. Neben Ernst Arnolds Kunstsalon hat sich nun wieder sein alter Nebenbuhler, „Lichtenbergs Salon" im Viktoriahause unter neuem Namen als „Dresdner Kunstsalon" (Besitzer Hr. Arno Wolffram) aufgethan und beide wetteifern nun in dem Bestreben, einander durch packende Neuheiten und auch in der Pflege der heimischen Kunst zu überbieten. Ernst Arnold (A. Gutbier) hat das Verdienst, den eigenartigen Meißner Maler Oskar Zwintscher, der schon auf der „Internat. Ausstellung" Aufsehen erregte, mit seinen neuesten Schöpfungen dem Publikum vorgeführt zu haben. Zwintscher vereinigt moderne Koloristik mit einer fast dürerischen Knorrigkeit in der Darstellung. In Wolfframs Kunstsalon hatte Hermann Hendrich, der „Thüringische Böcklin", wie ihn seine Verehrer bereits nennen, seine deutsche-mythologischen Stimmungsbilder ausgestellt. Da ist z. B. seine schlafende Brunhilde. Nicht an Wagners Walküre wurde ich dabei erinnert. Man erzählt, daß der Künstler auf einer Reise durch Norwegen eine Bergkontur entdeckte, welche ihn lebhaft an die schlafende Brunhild gemahnte — und hinter diesen dunklen Umrissen flammte plötzlich als Feuerzauber die rote Lohe des Nordlichts auf. Sehen wir von aller Symbolik ab, so erblicken wir ein eisiges Alpenthal, in dessen Hintergrunde der Himmel feurig aufloht. Malerisch fein ist die Spiegelung des Lichtes im Bergflusse. Der „Sommertag am Meere" ist vielleicht das beste Bild der Sammlung; eine himmlische Heiterkeit liegt darüber; die blonden Meerfrauen — oder

sind es badende Menschentöchter? — auf der hellen Sandbank, das wunderblaue, in den Untiefen hellgrüne Wasser, alles wirkt einheitlich zu sonnigster Stimmung hin.

Der Sächsische Kunstverein hat seit Ende November nun auch wieder seine Pforten geöffnet. Die besseren Leistungen daselbst gehören fast sämtlich in das Gebiet der Landschaft, für welche in Dresden Maler und Käufer stets eine besondere Neigung zeigen. Ferner interessiert uns ein Zimmer mit Arbeiten von Richard Müller, einem hochbegabten Naturalisten und Tierzeichner von eigentümlich herber Kraft. Sein „Bogenschütze" beweist allerdings, daß er mehr kann als Tiere malen. Unter den jungen Dresdnern ist Müller der Tüchtigsten Einer.

Kennen Sie unsere königliche Gemäldegalerie, d. h. nicht bloß aus Büchern und Stichen? Ich setze das voraus und möchte Ihnen daher noch etwas von den neuen Erwerbungen erzählen, welche die Galerie aus dem Fonds ihrer „Pröll-Heuer-Stiftung" auf der „Internationalen Kunstausstellung" gemacht hat. Sie befinden sich im Oberstock, im rechten Flügel desselben (architektonisch genommen) im Zimmer 33—36 und im Makartzimmer; dort hängt jetzt neben Makarts „Sommer" der „Garten in Eden" von Rich. Riemerschmid, dessen Erwerbung der Gegenstand heftiger Debatten, wenn ich nicht irre sogar im Landtage, war. Es ist eine kühne Farbensymphonie, verunstaltet durch einen häßlichen Zirkel, der den Baum der Erkenntnis umgiebt. Was den Maler veranlaßt hat, diesen Kreis in sein Gemälde hineinzuzirkeln, das kann ich Ihnen wahrlich nicht sagen! Die meisten Bilder sind mit Geschick ihrer neuen Umgebung eingefügt worden. Ich erwähne nur den „Brückenkahn" des Belgiers Emil Claus, eine zarte Frühlingslandschaft von Wilh. Georg Ritter, ferner Paul Baum, Laerman, Müller-Breslau, den Worpsweder Heinrich Vogeler, Arthur Kampf, Hans Unger (mit seiner vielbelächelten, aber koloristisch höchst energischen „Muse"), Gari Melchers, Kalckreuth, Fritz Strobens, Meunier, Gotthard Kuehl, u. a. m. Sie sehen, es sind Dresdner neben Auswärtigen, Deutsche neben Fremden, Berühmtheiten neben weniger Berühmten; aber gerade darin zeigt sich wohl die Objektivität der Erwerber, welche zweifellos nach bestem Wissen und Gewissen ihre Entscheidungen trafen. Bodo Wildberg (Dresden).

Kritik.

Lyrik und Epos.

Emil Rittershaus: Neue Gedichte. 5. Auflage. Leipzig, Ernst Keil Nachfl. Geb. 6,50 Mk.

Seit dreiviertel Jahren liegt Emil Rittershaus in der Gruft. Ganz Rheinland und Westfalen trauerte, und seine engere Heimat Barmen plant ein Denkmal für ihn. Wenn es dem Mann gelten soll, der ein guter Bürger war, ein ehrlicher Kamerad, ein trinkfester Bruder, ein treuer Freund, ein sprechfroher Vereinsgenosse, ein braver Patriot, finde ich diese steinerne Huldigung zwar übertrieben, — denn wer guckt sich überhaupt Denkmäler an? — aber immerhin zu rechtfertigen. Freilich könnte dann unser geliebtes Reich so mit Denkmälern gespickt werden, wie ein Igel mit Stacheln, wenn jeder brave Kerl sein gutes Gesicht gleich für hundert Jahre und mehr der Nachwelt übermittelt. Wenn aber die Stadt Barmen dem Dichter Emil Rittershaus

ein Denkmal setzt, so muß ich nachdrücklich dagegen Protest erheben. Ein Denkmal soll erhalten, wer des Gedenkens wert ist. Das ist der Dichter Rittershaus niemals! Wenn man seine gereimten Leitartikel oder Moralitäten einzeln in Zeitschriften las, waren sie stets eines gewissen Erfolges sicher. Man spürte immer einen Mann von Ernst, Gutmütigkeit und Begeisterungsfähigkeit; man erwartete weder Tiefe noch echte Lyrik. Aber ein paar hundert dieser Reimereien in ein dickes Buch zu sperren, dazu lag kein Grund vor. Und es lesen zu müssen bedeutet schlimme Arbeit. Man geht unter in diesen Wasser- und Bettelsuppen; man bekommt einen Haß gegen den Biedermeier-Patriotismus, der für die feinsten und wortfeindlichsten Empfindungen Bergstürze voll Tiraden übrig hat, und wenn schließlich Rittershaus noch als moralischer Mentor auftritt, und die Stirn hat, Triviales zu raten, wie: „Willst du das höchste Ziel, so lern' entsagen" u. a. m., so wird man kopfscheu, angesichts der Thatsache, daß dieser unlyrischste aller zeitgenössischen Lyriker solchen Erfolg beim Publikum hat. „Mutters Lied und Vaters Augen" kann kein Peter Simpel der Poesie reizloser besingen. Alles Glück ist ein leerer Tand, „hast du gefunden nicht hienieden, der treuen Liebe Segenshand"... wenn die Liebste lacht, „hab ich ein Paradies erworben", ... „o schöne Welt, du falsche Welt, ich kann dich nimmerlassen",... in dieser Banalität sinken die paar Goldkörner Poesie unter, die Rittershaus hie und da gefunden hat. Aber auch sie lassen in ihm nur einen reimgewandten Dilettanten erkennen, der stehenden Fußes Dutzende von Versen improvisieren konnte, ohne daß je ein wirkliches Können seine Werke geadelt hätte. L. J—i.

B. J. Grosse, Albert. Eine moderne Tur-Jouanade in 30 Gesängen. Charlottenburg, Selbstverlag. 8. 245 S.

Wenn die moderne Bewegung erst unter unerhörten Schwierigkeiten den Sieg hat erringen können, so war die Heerschar von talentlosen oder anspruchsvollen Mitläufern nicht wenig daran schuld, welche Frivolität und Gemeinheit für Realismus und Wirklichkeitssinn und ihren Größenwahn für Genialität hielten. Es muß eine Hauptaufgabe einer führenden Zeitschrift wie die „Gesellschaft" sein, mit nachsichtsloser Strenge diese Mitläufer zurückzuweisen, um für die strebende junge, vielleicht noch unbekannte Generation neuer Talente Platz zu schaffen. B. J. Grosse ist solch ein Mitläufer schlimmster Sorte. „Es ist nun bald die Zeit gekommen eines neuen Klassizismus", so lautet das Motto dieses durch und durch zuchtlosen, liederlichen und talentlosen Machwerks. Daß der Verfasser Arzt ist, merkt man an der Darstellung von Entkleidungs- und Entbindungsscenen, in denen die Roheit der Darstellung nur von der Roheit der Gesinnung übertroffen wird. L. J.

Jens Peter Jacobsen, Gedichte. Aus dem Dän. von Robert F. Arnold. Leipzig, Georg Heinrich Meyer. 67 S. 8. 1,50 M.

Nachdem die beiden Romane „Frau Marie Grubbe" und „Niels Lyne", sowie fast alle Novellen Jacobsens durch die künstlerisch vornehme und poetisch weiche Art des großen dänischen Träumers im deutschen Reich auf reiches Verständnis und oft enthusiastische Seelen gestoßen waren, blieben von der gesamten dichterischen Thätigkeit Jacobsens nur die Gedichte unübersetzt. Diese hat nun Robert F. Arnold dem deutschen Publikum dargeboten und er darf des Dankes aller gewiß sein, die für die Psyche des dänischen Poeten hingebende Liebe und für seine Werke halbe oder ganze Bewunderung haben. Im Laufe von 15 Jahren entstanden diese Handvoll Gedichte, die eigentlich keine Gedichte sind, sondern lyrische Fragmente eines unendlich empfindlichen Organismus. Der Reiz dieser sinnschweren und flammenschwülen Verse entzieht sich förmlich jeder sprachlichen Bestimmung; sie tauchen den Leser in jene seltsame Stimmung, die

träumerisch macht, ein wenig niederdrückt und niemals erhebt. Unmerkliches zittert durch diese Strophen, unfaßbares rinnt durch diese Zeilen, und ganz in Farbe, Hauch und Luft flutet der unbeschreibliche Reiz dieser Rhythmen dahin. Für seltene Leser ein feiner und guter Becher eigener Lyrik! (S. das Gedicht: „In langen Jahren büßen wir . . .“ in dieser Nummer.)

L. J.

Romane und Novellen.

P. Stursberg: Freund Vorwärts. Roman. Erfurt, E. Moos.

Bruno Rüttenauer: Zwei Rassen. Roman. Berlin, S. Fischer.

J. K. Huysmans: Gegen den Strich. Autorisierte Uebersetzung von M. Capsius. Berlin, Schuster & Löffler.

Gabriel d'Annunzio: Lust. Roman. Berlin, S. Fischer.

Ludwig Jacobowski: Und Satan lachte. Novellen. Leipzig, G. H. Meyer.

Otto Julius Bierbaum: Studentenbeichten. Zweite Reihe. Berlin, Schuster & Löffler.

Das Rezensionsexemplar von „Freund Vorwärts“ ist mir aus Deauville sur Mer, Calvados, Frankreich, direkt vom Autor zugegangen, mit einer eigenhändigen Widmung. Der Gruß von dem fernen Strande, den ich einst selbst so liebgewonnen, entzückte mich. In fröhlicher Stimmung machte ich mich ans Lesen. Der Autor war mir völlig neu. Kaum daß ich mich erinnerte, jemals seinen Namen gehört zu haben. Desto besser: ich mache eine frische Bekanntschaft, ich wandle auf Entdeckerpfaden. Und ich las. Seite für Seite. Ach, die betrübsame Geschichte. Ach, dieser schreckliche Mensch, dieser verteufelte Freund Vorwärts, dieser Pechvogel. Und ich las immer weiter, Seite für Seite. Nein, diese elende Welt, diese ewige Jammersuppe zum Auslöffeln, Tag für Tag. Prost Mahlzeit! Ich mußte eine Pause machen. Dann packte mich's wieder. „Du, Erwin,“ sagte ich zu meinem Sohn, der gerade über Heimatkunde für seine vierte Elementarklasse schwitzte, „Du, das ist auch ein Kajakmann, dieser Freund Vorwärts, aber ein Niederdeutscher, den kannst Du aber noch nicht rezensieren.“ — „Warum nicht, Papa?“ — „Dem geht's zu elend, mein Sohn.“ — „Hat er keine Schiffe oder ist das Meer so schlimm?“ — „Nein er hat keine. Hülfe ihm auch nichs; dieser Mensch sitzt überall auf, dem blüht nirgends ein freies Glück.“ — „Warum beschäftigst Du Dich dann mit ihm, Papa, wenn ihm doch nicht zu helfen ist, he?“ — „Ach, mein lieber Junge, sein Elend ist so glänzend dargestellt, der Erzähler ist ein so großer Künstler in diesem traurigen Fach, da ist nicht loszukommen.“ Erwin schwieg und vertiefte sich in seine Heimatkunde. Und ich las bis zum Schluß, Seite 230. Mit innigster Befriedigung wollte ich das Buch weglegen — der Autor hätte gut noch einen zweiten oder dritten Band dazuschreiben können, denn die Geschichte ließe sich noch eine kleine Ewigkeit weiterspinnen und ich hätte wahrhaftig noch weiter lesen müssen, so fesselnd sind die unsäglich feinen, persönlichen Reize dieses Fabulierkünstlers. Aber da ist noch ein bibliographischer Anhang. Schau, schau: dieser außerordentliche Stursberg ist, wie ich aus einer Besprechung ersehe, eine wohlgeborene Stursbergin und hat bereits zwei löbliche Werke in die Welt gesetzt: „Jan de Ridder“ und „Seine Schuld“. Wo bleibt jetzt mein Entdeckerlohn?

Meinen Freund Benno Rüttenauer brauche ich nicht mit diesem angehaltenen Atem zu lesen. Er gestattet gerne, daß man ihn in Portionen und Zwischenräumen genießt. Er kapselt vielerlei Betrachtungen ein über den Künstler und den Philister, über den schweren Deutschen und den leichten Franzosen, über allerlei pikante Sittengeschichtlichkeiten u. s. w., das reizt zum Nachdenken und — Ausspannen. Die Geschichte seiner „Zwei Rassen“ ist ohnehin nicht so mörderisch

wichtig. Es ist eine ziemlich gewöhnliche Liebestragikomödie, die nur durch den hohen künstlerischen und sittlichen Ernst des Verfassers in eine bedeutungsvollere Sphäre gerückt wird. Zuweilen hatte ich sogar den Eindruck, daß er auserlesen seine Darstellungskunst an Nichtigkeiten verschwende, die kaum eines Feuilletons wert sind.

Huysmans hat sich da einen weitaus bedeutsameren Gegenstand für seinen durchdringenden Geist moderner Seelenanalyse gewählt. Aber das Original ist in allen litteraturfreundlichen Kreisen so bekannt und geschätzt, daß die vorliegende, recht gute Übersetzung keinen leichten Stand haben wird, daneben sich Geltung zu verschaffen. Für Bücherfreunde wird die entzückend geschmackvolle Ausstattung ein Übriges thun.

Anders steht's mit Gabriel d'Annunzio. Kein noch so sorgfältiges Übersetzungsdeutsch reicht an den Prunk und Glanz seines so überaus virtuos behandelten Italienisch heran. Und er variiert in seiner „Lust" ein Thema, das ewig die Gemüter der Menschen bewegen wird. Und mit welchem Reichtum von neuen, originellen Einfällen, mit welchen Leckerbissen von Beobachtungen variiert er sein Thema! Ueber ein halbes Tausend Seiten lang jagt er den Leser durch alle Möglichkeiten und Unmöglichkeiten des Generalbasses neuitalienischer Psychologie. Und man legt das dicke Buch totmüde aus der Hand. Es ist des Guten zu viel, das geht über den Spaß. Und schließlich hat der geduldige deutsche Leser doch nur mit Übersetzungskniffen sich abspeisen lassen müssen.

Da wird er mit doppeltem Vergnügen zu seinem einheimischen Jacobowski und Bierbaum greifen, sicher, auch hier ein volles Genügen für seine belletristische Feinschmeckerei zu finden. Man wird hoffentlich mein Lob nicht verdächtigen, weil Jacobowski mein Mitherausgeber der „Gesellschaft" und Bierbaum mein langjähriger Busenfreund ist und mir obendrein diese zweite Reihe seiner „Studentenbeichten" mit einer feierlichen Einzeichnung meines Namens auf die Widmungstafel zugeeignet hat. Oder wird man doch? So will ich bei erster Gelegenheit erst recht diese köstlichen Geschichten über den Schellenkönig loben, obwohl ich damit eigentlich ein Überflüssiges thue: Jacobowski und Bierbaum loben sich selbst genug. Ums Himmelswillen kein Mißverständnis: die Werke, die Werke allein! M. G. Conrad.

Faustulus. Roman von Friedrich Spielhagen. Leipzig, L. Staackmann. 1898. 8. 291 S. M. 3.

Es macht schon lange kein Vergnügen mehr, einen neuen Roman von Spielhagen zu besprechen. Man fühlt sich unbehaglich dabei, dem Träger eines einst mit Recht gefeierten litterarischen Namens jährlich ein- bis zweimal sagen zu müssen, daß er eigentlich geistig zum Erbarmen abgemagert und an Erfindung und Gestaltungskraft beinahe verarmt ist. Und doch ist man einem Manne von der jahrzehntelang unbestrittenen Bedeutung Spielhagens diese Offenheit schuldig; denn eben diese Bedeutung rechtfertigt es, wenn man sein Schaffen mit den höchsten kritischen Ansprüchen mißt und abschätzt. Über diesen jüngsten Roman kann man sich noch kürzer fassen, wie über die anderen der letzten Jahre, „Susi", „Selbstgerecht", „Zum Zeitvertreib". Er spielt nicht in Berlin; auch nicht in dem schon recht baufälligen Forsthause, das bereits so manche Spielhagen'sche Romanfamilie beherbergt hat; ein frei erfundenes „Uselin" an der pommerschen Wasserkant' ist sein Schauplatz. Dort praktiziert der junge Arzt Dr. Arno, der im Nebenamt auch ein faustisch grübelnder Dichter ist. Auf einer Berufsfahrt nach einer nahegelegenen Insel wird er von der nordischen Schönheit einer kleinen Lotsendirne, Stine Prebrow, lebhaft gefesselt und bringt die Kleine nach Uselin, erst in das Haus des Apothekers, mit dessen Gattin er bis dahin

ein ziemlich strapaziöses Verhältnis gehabt hat, dann als Pflegerin in das von ihm geleitete Krankenhaus der kleinen Stadt. Stine wird sein. Aber nur auf ganz kurze Zeit. Dann verlobt er sich, weil es sich gerade so macht, mit der Tochter eines Kommerzienrats und Millionärs. Stine grämt sich und geht ins Wasser. Arno aber wird von Stund' an von der Hallucination gefoltert, ihren blassen Leichnam im Schauspiel der Wellen und des Mondscheins vor sich zu sehen, und steht im Begriff, sich am Tage vor seiner Hochzeit den Tod zu geben, als das Messer eines jungen Lotsen, der Stine geliebt hat und in Arno den Anstifter ihres Todes ahnt, ihn dieser Mühe enthebt. Man fragt sich, nach welcher Seite sich dieser tragisch verdüsterten Geschichte wohl ein Interesse abgewinnen ließe, da der Stoff zweifellos nur ein Dutzendstoff mittlerer Sorte ist. Ihren Charakteren? Sie hat keine, außer dem des Doktors, dessen seltsame Widersprüche ungelöst bleiben. Ihren Stimmungsgehalt? Man sucht ihn vergeblich: kaum daß man einen Hauch des nahen Meeres verspürt. Ihrer Darstellung? Sie zeigt äußerlich die alte Spielhagen'sche Erzählungskunst, wenn man von der zunehmenden Vorliebe für fragmentarischen Satzbau und davon absieht, daß der Dialog viel zu sehr feuilletonistisch glitzert, um echt zu wirken. Aber sie hat technische Mängel, die sich nicht übersehen lassen; das bißchen Vorgeschichte erfährt man zu spät und hört andererseits Dinge, die für das Ganze vollkommen gleichgültig sind. Dazu kommt der Mangel an Zeitcharakter, der um so drastischer hervortritt, weil einmal irgendwo beiläufig gesagt wird, man schreibe 1854. In dem ganzen Roman findet sich sonst auch nicht der bescheidenste Anhaltspunkt für diese Zurückdatierung. Außer daß zweimal Eduard Devrient als Direktor des Karlsruher Hoftheaters erwähnt wird. Nicht der leiseste Hinweis läßt erraten, daß man erst ein Lustrum hinter der „Sturmflut" von 1848 steht. Alles könnte sich auf ein Haar ebenso auch im letzten Sommer begeben haben. Oder auch nicht begeben haben. Denn wenn ich auch in die Lebensmöglichkeit dieser Menschen, speciell dieses pommerschen Lorle, das hier Stine heißt, keinen Zweifel setzen und das Wort „truth is stranger than fiction" zu ihren Gunsten gelten lassen will: für die psychologische Verkettung und Entwicklung seiner Vorgänge darf mir der Dichter den Beweis nicht schuldig bleiben, und das thut er hier in recht auffallender Weise. Es klafft in dem Roman eine breite psychologische Lücke, und das gerade da, wo es einen ganzen Künstler erfordert hätte, die Zwiespältigkeit eines Seelenzustandes, die Krystallisierung fluktierender Empfindungen zu festen Entschlüssen glaubwürdig wiederzugeben. Eben erst hat Arno sich des jungen heißen Liebesglückes mit Stine, nach dem er geschmachtet hatte, versichert: da läßt er sich auch schon mit der Kommerzienratstochter verloben und giebt der todesblassen Kleinen ohne weitere Seelenpein den Abschied. Und dieser selbe, nüchterne realistisch denkende, kühle Egoist und Sinnenmensch verfällt unmittelbar darauf den Eumeniden seines Gewissens und wird von dem Bilde der seinetwegen in den Tod gegangenen Lotsendirne derart im Wachen und im Traume verfolgt, daß er noch an der Schwelle eines neuen, an Ehren und Gütern überreichen Lebens freiwillig den Tod sucht! Wie soll man dieses schicksalsschwere Ende mit dem Anfang, wie diese reflektorische Gewissensfolter mit der ganzen Anlage von Arnos brutaler Persönlichkeit in Einklang bringen? Der Einklang hätte sich wohl am Ende herstellen lassen; aber dann durfte die Stine-Episode nicht so unsäglich flüchtig behandelt, dann durfte die äußere Verknüpfung der Dinge nicht durch einen so plumpen Theatercoup herbeigeführt werden, wie es die Verlobung des jungen Arztes mit Alexa Moorbach ist! Arno selbst denkt überhaupt nicht daran, sich mit dem

klugen Mädchen zu verloben. Er erzählt ihr nur eines Abends in der Dämmerstunde seine Lebensgeschichte, klagt ihr seine innere Unbefriedigung, dankt ihr mit einem Handkuß, als sie erklärt, ihm künftig den „Schutz vor sich selbst" gewähren zu wollen und — als im selben Augenblick Alexas Mutter mit einer erstaunten Frage das Zimmer betritt, sagt die Tochter gelassen: „Wir haben uns eben verlobt, Mama." Diese weniger als improvisierte, beinahe unglaubliche Verlobungsscene führt den ganzen Wendepunkt der Erzählung herbei und muß einfach alles ersetzen, was uns der Dichter an psychologischen Argumenten schuldig bleibt. Seine Schuld ist es, wenn man sich über das innere Verhältnis Arnos zu Stine im Unklaren bleibt, seine Schuld, daß man der tragischen Schlußentwicklung völlig skeptisch gegenübersteht. Dieses Unvermögen, einen widerspruchsvollen Charakter ganz aus sich heraus wirken zu lassen, kennzeichnet am besten den Niedergang von Spielhagens Schaffenskraft. Problematischen Naturen ist er nicht mehr gewachsen. Seine Menschen sind Romanmenschen, die ihre vorbestimmte Rolle spielen müssen, damit das und das daraus entsteht. Einen größeren Vorwurf hat man schließlich der vielgeschmähten Marlitt auch nicht machen können, und ich muß es dieser Seligen zu ihrem Ruhme nachsagen, daß sie einen im Kern gehaltlosen Roman, wie diesen „Faustulus", niemals der Öffentlichkeit übergeben hat.

Berlin. Josef Ettlinger.

Karl Söhle, Musikantengeschichten. Eugen Diederichs, Florenz und Leipzig. 1896.

Ein kleines, mit ungewöhnlichem typographischen Geschmack ausgestattetes Bändchen mit fünf „Musikantengeschichten, deren besonderer Wert darin besteht, daß sie sichtlich von einem Kind der Lüneburger Heide geschrieben sind, dem anmutende Liebe zu dem urwüchsigen niedersächsischen Volkstum dabei die Feder geführt hat. Zwei davon geben sich als harmlose ländliche Idyllen ohne Dissonanz: „Die Orgelweihe", worin sich dem biedern Dorforganisten auf seine alten Tage endlich der Wunsch erfüllt, daß eine tüchtige, gute Orgel ins Kirchlein zu stehen kommt, und „Das neue Violoncell", das der Amtsgerichtsrat einem seiner Quartettgenossen stiftet, die er allsonnabendlich zur Übung der hohen und heiligen Kammermusik bei sich versammelt — dem wackern Harkort, der anno 66 als Horsheimer Kürassiertrompeter wider „die pommerschen Kartoffelsäcke" zur Attacke geblasen. Der Verfasser ist nämlich nicht nur Musikkundiger und Lüneburger Heidekind; er verleugnet auch den althannoverschen Partikularisten in seinen Geschichten nicht. Und das sei ihm um so weniger verübelt, als er selbst etwas von historischer Gerechtigkeit walten läßt: die alte gelbweiße Heertrommel ertrinkt samt ihrem Träger und Schläger beim Schützencorps elendiglich im Straßengraben, was in der Branntweinsäufergeschichte „Hannjochen" erzählt wird. Die an realistischen Dissonanzen reiche Skizze hat ihr Gegenstück im „Heldentenor", der bei einer Kriegerdenkmalsweihe à la Pollini in einem Bierzapfer entdeckt wird. Nachdem aber aus dem Willem Bolte ein William Boldini geworden ist, der gelernt hat, das zweigestrichene h des „Propheten" hinauszuschmettern und ein amerikanisches Englisch zu radebrechen, verleugnet er seine Landsleute, die eigens nach Hamburg gepilgert sind, um Zeugen seines Triumphes zu sein. Von noch einer Pilgerfahrt handelt die fünfte Erzählung. Ein Dorfschulmeister wird lässig und lässiger im Dienst, weil ihm nur die Musik im Kopfe steckt. Der Schulinspektor kanzelt ihn daher ab und höhnt ihn dazu, daß der Musiknarr ja noch niemals ordentliche Musik gehört habe. Da wandert der Lehrer fünf Stunden weit zu Fuß in die Stadt und fünf Stunden zu Fuß wieder zurück, um Hans von Bülow die Eroica dirigieren und das Beethovensche Es dur-

konzert spielen zu hören. Die Wucht des Eindrucks schmettert ihn zuerst nieder; am nächsten Tage aber ermannt er sich erst recht und wirft den Bakel beiseite, um sich, das Schicksal bei der Stirnlocke fassend, ganz der geliebten Musik zu widmen. Diese Erzählung hat zu den eingangs schon hervorgehobenen Vorzügen noch den besonderen einer feinen Stimmungsmalerei, die sich auf den seelischen Werdeprozeß des Helden und auf die Landschaft erstreckt, welche dieser erst bei prächtigem Sonnenschein und dann in unwirtlicher Regennacht durchwandert. Handelt es sich hier um ein Stück Autobiographie, was anzunehmen man versucht wird, so gebührt dem Verfasser ein doppelter Glückwunsch.

Potsdam. Karl Homann.

W. Wyl, Spaziergänge in Neapel, Sorrent, Pompeji, Capri, Amalfi, Pästum und im Museum Borbonico. 4. Auflage. Zürich, Caesar Schmidt.

W. Wyl, Aus Tizians Tagen. Venezianische Geschichten und Gestalten des 16. Jahrhunderts. 3. Auflage. Zürich, Caesar Schmidt.

De mortuis nil nisi bene — der alte Spruch ist immer noch ganz gut, und auch die Kritik möchte nichts Lieberes als von den neu aufgelegten Werken eines Abgeschiedenen nur Rühmens zu machen, wenn, ja wenn die Herren Verleger ebenso Pietät übten und sich's angelegen sein ließen, einen Abgeschiedenen nur in seinen guten Werken fortleben zu lassen. Wilhelm Wyl, eigentlich Wilhelm von Wynetal — wie sein Sohn, ohne zu übertreiben, von ihm sagen darf: Aristokrat von Geburt und in der Erscheinung, aber Demokrat in der Liebe zum echten, unverfälschten Menschentum, wie es sich im Volke offenbart — giebt seine ganze ursprüngliche und liebenswürdige Doppelseele, damit sein Bestes und Eigenstes in seinen süditalienischen Spaziergängen preis. Obwohl es bald 30 Jahre sein werden, daß er sie schrieb, lesen sie sich heute noch so frisch, wie der neueste Aufsatz in der Morgenzeitung, die auf dem Kaffeetische eines verehrlichen Lesers liegen mag. Unter der Legion von Reise- und Kunstbeschreibungen, die das sonnige Klima des Mittelmeeres in deutschen Schriftstellerhirnen ausgebrütet hat, angefangen bei denen des litterarischen All- und Altvaters Goethe, sind nur wenige, die sich einen bleibenden Platz in der deutschen Bücherei erobert haben; und zu den wenigen, die einen solchen Platz verdienen, gehören die Wylschen Spaziergänge. Obwohl vieles, was der scharfsichtige Beobachter erschaut und erlebt und mit scharfspitziger Feder wiedergegeben hat, sich unmittelbar auf die Sturm- und Drangperiode des jungen geeinten Italien der 70er Jahre bezieht, so ist doch nichts in diesen Schilderungen veraltet oder abgeblaßt; sie können heute noch als Musterfeuilletons gelten. Wyl sagt einmal irgendwo in seinem Buch, er wolle einen „Bädecker auf seine Art" schreiben. Nun — wenn wir den Briten belachen, der die Nase nicht aus seinem roten Buch herausbringt und für die holden Wirklichkeiten der Natur und Kunst kein Auge frei hat: wer die Nase in diesen Wylschen Bädecker steckt, kann, am Kamin im Schaukelstuhl sitzend, die prächtigste und billigste italienische Reise von der Welt machen. Darum ist es gut und gerecht, daß die Verlagshandlung das Werk nunmehr auch in einer Volksausgabe auf den Büchermarkt gebracht hat.

Mit dem Werke „Aus Tizians Tagen" freilich hat sie sich den gleichen Lobspruch nicht verdient. Zum Romancier und Novellisten ging Wyl das Zeug ab, und aller Reichtum, alle Gründlichkeit an kunst- und kulturgeschichtlicher Wissenschaft kann diesen Mangel nicht verdecken. Wie vieles an Einzelheiten so wahr, so richtig! Vielleicht auch manchem neu und nützlich zu hören! Und doch sitzt Tizian samt seinen Zeitgenossen — trotz aller Polychromie der Darstellung — steif vor uns da; eine reichbehängte Gesellschaft von

Gliederpuppen in gespenstischer Leblosigkeit. Für Wyls Nachruhm als Schriftsteller wird diese posthume dritte Auflage, — die, nebenbei gesagt, den peinlichen Irrtum des Verfassers aufrechterhält, daß Lavinia, die allbekannte, fort und fort als Cornelia auftritt — nichts zu wirken vermögen.

Potsdam. Karl Homann.

Dramen.

S. Sema, Moderne Mädchen, Drama in 4 Aufzügen. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. Mk. 1,50.

Ludwig Hirsch, Götzendienst, Schauspiel in 5 Akten. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. Mk. 1,50.

Zwei Autore, die von einem Problem ausgehen. Sema hat über Mädchenerziehung und Ehe nachgegrübelt, Hirsch über das Duell. S. Semas modernes Mädchen giebt sich als excentrisches Weib, das von sich selbst sagt: „Mein ganzes Sehnen gipfelt sich nur in einem Wunsche — ich kann nicht ruhen, verzehre mich in schlaflosen Nächten nach ihm, nach dem mein ganzes Ich lechzt; für mich ist Warten und Entsagen — Elend, mein Ruin!" Der unvermeidliche Klavierlehrer ist der bereitwillige Verführer. Lottes Angehörige haben nämlich nie etwas dagegen, daß sie „stundenlang" mit ihrem Liebsten einen „wüsten Lärm" vollführt. Im ersten Akte bekennt sich Lotte zur freien Liebe: „Man soll sich angehören dürfen, wenn der Moment, der zündende Funke das erheischt; das müßte bindend sein, nicht das Gesetz. — Die wahre Ehe liegt doch im Gefühl, in der Gemeinschaft zweier Menschen, nicht in dem äußeren Band . . .," nun, nachdem der „zündende Funke" durch den Klavierlehrer Verkörperung erfahren, läßt sie beim langsamen Fallen des Vorhanges mit einem „plötzlichen Aufleuchten der Vernunft": „Eine Dirne! Ha, dieses Wort, wie es brennt! Das frißt, das ist der Tod . . . ." Entweder jammert sie über ihr Los, dann muß sie eben als sittsames, vernünftiges Mädchen geschildert werden. Oder sie ist wirklich das wilde, frei denkende, mannstolle Weib, als das sie geschildert wird, dann wird sie sich nach der Katastrophe niemals selbst eine Dirne nennen.

Aber der Autor zeigt nicht nur durch diese Widersprüche, daß er seinen Stoff nicht beherrscht, er leistet auch in unfreiwilliger Komik ganz Hervorragendes. Der Leser weiß bereits, welch süßer Beschäftigung sich Lotte und ihr Klavierlehrer hingeben, und bekommt nun folgendes Gespräch vorgesetzt: „Frau Möller: Für ihre Nerven taugt das viele Klavierspiel nichts, sie ist allemal so aufgeregt nach den Stunden. Grete: Daran sind wahrscheinlich die Beethoven'schen Sonaten oder die vielen Fingerübungen schuld." Hm!

Das vorliegende Stück beweist, daß S. Sema von dem Wesen des Dramatischen keine Ahnung hat. Es kam ihm aber wohl auch nur auf die Tendenz an. Warum aber dann ein „Drama" schreiben, bei dem man sich am Schlusse fragen muß: ist der Autor nun eigentlich für oder gegen die freie Liebe?

Auch Ludwig Hirsch ist von der Tendenz ausgegangen.

Ein Freund des Rechtsanwalts Willmann ist im Duell gefallen. Diese Thatsache giebt den auftretenden Personen Veranlassung, ihre Ansicht über das Duell zu äußern. Am aufgeregtesten gebärdet sich Frau Gertrud, Willmanns junge Gattin. Am Schluß des ersten Aktes stürzt sie auf ihren Mann zu: „Ach Männchen, weißt Du, schon der Gedanke, Du könntest Dich duellieren, ist furchtbar. Hänschen, das wirst Du mir doch nicht anthun?" Der weitere Verlauf der Handlung ist leicht vorauszusehen. Willmann gerät mit einem Herrn, den er eben zum ersten Male in seinem Leben gesehen, in einen Streit, der die Veranlassung zu einem Duell wird, in dem Willmann fällt.

Diese einfache Handlung ist durchaus konventionell behandelt. Jeder Gegner des

Duells, der seine Ansicht in eine dramatische Form kleiden wollte, würde ungefähr dieselbe Fabel erfinnen. Hirsch hat es aber doch etwas verstanden, diese Handlung dramatisch zu gestalten und zu beleben.

Das erste Duell, das die Veranlassung zum zweiten wird, schildert er freilich ganz unwahrscheinlich: „Dr. Schmelzer: Ein Narr, wer sich für die Ehre einer Dirne schlägt! Willmann: Mein Herr, wer diesen Toten schmäht, der ist ein — Schurke! Schmelzer: Das ist zu viel! Willmann: Ich werde heute Nachmittag zu Hause sein.“ So naiv kommt keine schwerste Forderung zustande!

Berlin. Georg Fernandes.

Litteratur- und Kunstgeschichte.

Dr. Louis P. Betz: Heine in Frankreich. Eine litterarhistorische Untersuchung. Zürich, Albert Müller. 464 S. Preis M. 8,50.

Dr. Louis P. Betz: H. Heine und Alfred de Musset. Eine biographisch-litterarische Parallele. Zürich, Albert Müller. 117 S.

Heine und kein Ende? Nein, niemals. So lange es eine deutsche und eine französische Litteratur giebt, niemals — und wenn einmal die europäische Litteratur die mächtigen Geistesfluten der nationalen Ströme in einem gemeinsamen grandiosen Bette sammelt, erst recht nicht. Betz hat seinen Heine noch nicht in europäischem Sinne genommen. Er überführt uns mit schlagender Gründlichkeit, daß die nationale Forschungsarbeit noch nicht vollbracht ist. Daß das glänzende Gestirn Heines mächtig in die Kunst- und Dichterwerkstätten Frankreichs hineingestrahlt, wurde wohl schon in gelegentlichen Forschungen in engerem Rahmen nachgewiesen, aber mit dieser Findigkeit und Vollständigkeit, wie sie Betz eignet, hat sich noch keiner an das Heine-Problem gemacht: die moderne vergleichende Litteraturgeschichte feiert hier einen ihrer entzückendsten Triumphe. Und es ist nicht bloß eine Meisterthat des tiefbohrenden, scharfäugigen, unermüdlichen Gelehrten, es ist auch ein Denkmal feinster litterarischer Darstellungskunst eines eleganten Schriftstellers. Unsere Freude über diese Heine-Bücher wird noch reicher und übermütiger durch die Wahrnehmung, daß Betz den Franzosen wieder einmal ein Muster aufgestellt hat, wie ein moderner Geistesmensch eigentlich die französische Litteraturgeschichte zu fassen und zu durchdringen habe, um ihrer tiefsten Lebensquellen habhaft zu werden und von den Geheimnissen ihres Werdens ein umfassendes und klares Bild zu gestalten. Die stolzesten französischen Schriftgelehrten werden nicht umhin können, diesen Heine-Büchern des Züricher Doktors die Ehre einer außergewöhnlichen Beachtung zu schenken. M. G. Conrad.

Zeiten und Menschen. Erlebnisse und Meinungen von Rudolph Genée. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 8. 6 Mk.

Der 75jährige Rudolf Genée erbittet sich das Wort, um aus seinem wechselvollen Wanderleben Interessantes und weniger Bedeutendes zu erzählen. Die Schilderungen der Märztage in seiner Vaterstadt Berlin können wenig befriedigen, ungeachtet der Menge von Einzelheiten, die vorgeführt werden. Man steht unter dem Eindrucke, daß der Verfasser jene bewegte Zeit nicht mit vollem Verständnis durchlebt hat, so daß seine Reflexionen und Urteile keinen Vergleich aushalten mit manchen anderen Publikationen von Augenzeugen, wie z. B. mit der bekannten Schrift von Rudolf Gneist. Amüsant sind die Erfahrungen Genées während seiner Thätigkeit als Redakteur der offiziösen Koburger Zeitung. Wir lernen da den Herzog Ernst in einer ganz neuen Rolle kennen, nämlich als Inspirator und Obercensor des ihm gehörigen Blattes, wie er Anweisungen giebt und Verweise austeilt;

das Faksimile eines solchen „Waschzettels“ ist reproduziert. — Von der Stimmung der Dresdener und Münchener Bevölkerung in den denkwürdigen Jahren 1866 und 1870 entwirft Genée ein zutreffendes Bild. Daß er 1861 in der bayerischen Hauptstadt in öffentlicher Versammlung für die Schaffung einer deutschen Flotte eingetreten ist, interessiert gewiß heute, wo die Verstärkung der Flotte auf der Tagesordnung steht. Eine etwas reichere Ausbeute an Kleinigkeiten lieferten die Streifzüge in die Gebiete von Theater, Litteratur und Kunst. Über sein eigenes litterarisches Schaffen, namentlich über das Schicksal seiner dramatischen Arbeiten, denen nach seinem eigenen Geständnis wenig Glück geblüht hat, verbreitet sich Genée in allzu redseliger Weise. Seine Genugthuung über die Erfolge seiner Shakespeare-Vorträge mag noch hingehen. Interessantes weiß der Verfasser über eine ganze Reihe von Personen zu erzählen, mit denen er im persönlichen und brieflichen Verkehr gestanden hat. Manches ist nicht neu, manches aber wohl geeignet, das Bild dieser Personen in gewissen Zügen zu vervollständigen. Als richtiges Theaterkind hatte er mit Schauspielern und Schauspielerinnen viel zu thun, und so begegnet man in seiner Autobiographie Namen, wie Devrient, Dessoir, Davison, Charlotte v. Hagn, Friederike Großmann, Marie Seebach u. a. Ferner zählten zu den Bekannten und Freunden Genées die Väter und langjährigen Mitarbeiter des Kladderadatsch, Ernst Dohm und Scholz, Karl Frenzel, der Dichter Rückert, aus dessen schriftlichem Nachlaß er einige Gedichte mitteilt, und — last not least — Karl Gutzkow, von dem mehrere Briefe abgedruckt werden.

Das Buch ist ein sehr harmloser Beitrag zur deutschen Memoiren-Litteratur. Ihr fehlt das großzügige Erlebnis und das heiße persönliche Element. H. A.

Staats- und Volkswirtschaft.

Das bayerische oberste Militärgericht. Ein Gutachten von Dr. jur. v. Marck. Verlag von E. S. Mittler & Sohn, Berlin. 1897.

Wir einfachen Civilisten, die wir jedes militärischen Charakters entbehren, halten denjenigen, der sich seinem ordentlichen Richter entzieht, mindestens für einen Feigling. Wer aber eine Uniform trägt, begründet damit für sich, nach königlich preußischen Anschauungen, ein Reservatrecht. Das ist ein preußisches Specifikum. Wehe aber dem Reichsdeutschen, der deshalb unseren engeren Brüdern Sonderbündelei vorwirft! Dreimal wehe, wenn er Jurist ist. Herr v. Marck, Staatsanwalt und Hauptmann der Reserve, ist ein kluger Mann: Als Jurist scheint er die strittige Frage, ob die Sonderrechtsstellung Bayerns dessen Anspruch auf ein eigenes oberstes Gericht im deutschen Militärstrafprozeß begründet, mit der Erklärung entschieden sehen zu wollen, die der bayerische Kriegsminister Frhr. v. Asch Ende Oktober 1897 in der bayerischen Kammer der Abgeordneten abgab: „Die Regierung sehe die Aufrechterhaltung eines obersten bayerischen Militärgerichtshofes als ein Reservatrecht, beruhend auf den Versailler Verträgen, an.“ Herr v. Marck erkennt, was ja aus der Schlußbestimmung des Abschnitt XI, sowie aus Art. 78, Abs. 2 der Reichsverfassung ohnehin klar hervorgeht, ausdrücklich an: „Die deutsche Militärstrafgerichtsordnung darf das Heer Bayerns ohne dessen Zustimmung nicht einem gemeinsamen obersten Militärgericht unterwerfen“ — besinnt sich nun aber auf sein preußisches Gewissen und fügt sacht hinzu: „sofern Bayerns Reservatrecht den Anspruch auf eine bis in die höchste Spitze abgeteilte eigene Gerichtsbarkeit einschließt.“ Nun wird dieser „Sofern“-Satz hin und her gedreht (Bismarck ließ übrigens einmal erklären, „daß ein wirkliches, unbedingtes Reservatrecht Bayerns in dieser Sache besteht und nach Absicht der Unterzeichner des Versailler Vertrages bestehen sollte“) und der Effekt: Herr v. Marck kommt aus seinem „gesetzgeberischen Dilemma“, wie er es nennt, nicht heraus. Auf einen Notweg will er sich nicht wagen, und so muß als sein letztes Wort gelten: „Besteht ein Reservatrecht nicht oder ist es infolge verschiedener Auslegung streitig, so ist dieselbe Gesetzgebung, die über das Gesetz entscheidet, auch zur Entscheidung der Streitfrage berechtigt.“ Diese nackte Be-

hauptung kann als eine Lösung des Thema probandum nicht betrachtet werden. Herr v. Marck hat die nämliche Empfindung und entschuldigt sich mit der juristischen Schwierigkeit der ganzen Materie. Seiner Weisheit Schluß ist das Vertrauen auf die gute Gesinnung unserer Bundesbrüder, daß „allseitige Sachlichkeit und Bundesfreundlichkeit auch über diesen Berg hinweghelfen". Und dieser Jurist bereitet ein halbes Dutzend neue militärstrafrechtliche Schriften, sowie eine Zeitschrift für die gesamte Militärrechtswissenschaft vor, dieser Jurist, der ernsthaft die Hoffnung ausspricht, daß durch naive Bundesfreundlichkeit eine durch kostbares Blut zusammengeschweißte Verfassung sich brechen ließe! Μηδὲν ἄγαν — preußisch thun, darf nicht immer Trumpf sein. Unsere bayrischen Brüder werden sich hoffentlich nicht um ihr Recht kürzen lassen. Als Deutsche haben wir ihnen zuzurufen: „Jungs, holt fast!"

Berlin. Max Wittenberg.

Leo Tolstoi: Das Ende naht! Zürich. Karl Henckell u. Co. 17 S.

Das Ende naht, nämlich das Ende des Militarismus! (?) Der junge Holländer van der Veer weigert sich, seiner militärischen Einberufung Folge zu leisten und setzt die Gründe hierfür dem Kommandanten auseinander. Er handelt nach dem Gebot „du sollst nicht töten", nicht weil es ein christliches ist, sondern der Natur der Menschen und seiner Vernunft entspricht. Von diesem Geiste wünscht T. alle Menschen beseelt; er hofft und glaubt, daß v. d. V. bald zahlreiche Nachfolger haben werde. Wir bezweifeln es. J. C.

Karl Theodor Schulz-Dresden: Frühehe und Heiratskonsens. Eine neue Lösung der Übervölkerungsfrage. Kritik-Verlag. 1897. 18 S.

Man ist einigermaßen überrascht, auf 18 Seiten eine Lösung der Übervölkerungsfrage fix und fertig vorfinden zu sollen. Erfreulicherweise hält der Inhalt nicht, was der Titel verspricht. Der Verfasser hätte richtiger das Heftchen: Hinweis auf sein „künftiges Buch" „Neue Bahnen im Geschlechtsverkehr" nennen sollen. In gedrängter Kürze — freilich vielfach auf Kosten der Klarheit und Reinheit des Stils — beschäftigt sich der Autor mit den bisher aufgestellten Theorieen über „soziale Bevölkerungs-Präventivmaßnahmen". Er verwirft sie und kommt zu dem Resultat, daß ein teils individuell geartetes, teils soziales vorbeugendes Verfahren nur möglich ist „bei einem solchen weitverzweigten geschlechtsverkehrlichen Systeme, wie ich es im Sinne habe und des näheren später entwickeln will in meinem „künftigen Buche" „Neue Bahnen im Geschlechtsverkehre", das darin entwickelte System soll geeignet sein, „den etwa unter allen Umständen rege bleibenden Geschlechtstrieb in geregelte, ziemlich unschädliche Bahnen zu lenken".

Hiervon ausgehend stellt Schulz einige — für unsere moderne Anschauung — kühne Sätze auf. So will er z. B. neben der sexuellen die soziale Ehe. Die kannte schon das preußische Landrecht. Eine Einrichtung des Lebens ist indessen die „nur zu gegenseitiger Unterstützung" geschlossene Ehe nie gewesen. Vielleicht kann sie es nach des Verfassers „künftigem Buche" werden. Haben wir Geduld. J. C.

Vermischtes.

Häusliches und gesellschaftliches Leben im neunzehnten Jahrhundert von Dr. G. Steinhausen. Berlin, Siegfried Cronbach. 208 S. Preis 1,50 Mk.

Der Verfasser versäumt nicht, die wirtschaftlichen Vorgänge zu erörtern und klarzustellen, auf denen der Wandel des häuslichen und gesellschaftlichen Lebens der drei Generationen beruht, die er mit großem darstellerischen Talent an uns vorüberziehen läßt. Besonders reich an interessanten Schilderungen sind die Kapitel: „Das Leben in der Familie" und das „Leben auf dem Lande". An litterarischer Tüchtigkeit und wissenschaftlicher Treue wird das Buch wohl von keinem anderen übertroffen. Es behauptet sich ehrenvoll neben Freytags berühmten „Bildern aus der deutschen Vergangenheit". Neben der erstaunlichen Fülle deutschen Materials finden sich noch die feinsten kritischen Streiflichter auf das gleichzeitige Leben fremder Nationen.

M. G. C.

Meyers Konversations-Lexikon. Fünfte Auflage. Leipzig, Bibliogr. Institut.

Diese gänzlich neu bearb. Auflage, bis zum 16. Bande gediehen, ist in ihrer Art ein Unikum deutscher Wissenschaftlichkeit und Gründlichkeit, gepaart mit geschmackvollster Darstellung und Ausstattung. Nach vielen glücklichen Stichproben stießen wir doch auf eine merkwürdige Auslassung: Oskar Panizza fehlt, der Dichter des „Liebeskonzils" (das dem Verfasser ein Jahr Gefängnis eingebracht und in der Presse so viel Staub aufgewirbelt hat), der moderne Hutten, der die blutige Satire „die unbefleckte Empfängnis der Päpste" und die fulminante Fehdeschrift „der teutsche Michel und der römische Papst" in die Welt ge-

schleudert, anderer merkwürdiger Werke nicht zu gedenken. Dieser hochbegabte, kühne und fruchtbare moderne Schriftsteller, ein deutscher Charakterkopf ersten Ranges, fehlt, aber — der Dutzendakademiker und englisch-italienische Litterarhistoriker Antonio Panizzi ist da, mit einer guten halben Spalte sogar! Bei der sonstigen fleißigen Beachtung der modernen vaterländischen Litteratur, durch die sich der neue Meyer auszeichnet, nehmen wir an, daß nur ein bedauerliches Versehen vorliegt und erwarten bestimmt, daß in einem Nachtrags-Band Oskar Panizza zu seinem Rechte kommt. M. G. C.

Ärztliche Patrouillengänge von Dr. Oberdörffer. Godesberg. Verlag von Georg Schlosser. 1897.

Der Verfasser genannter Broschüre, Dr. Oberdörffer, ist dirigierender Arzt des Sanatoriums Godesberg a. Rh. Wir sehen aus ihr, daß er ein lebhafter Anhänger der Hydrotherapie ist, sagt er doch: „Unter allen Umständen hat sie die Feuerprobe bestanden, weil sie sicher hilft und niemals im Stiche läßt." Etwas ähnliches behauptete auch Pfarrer Kneipp und mußte dennoch sterben. — Außer der Wasserbehandlung scheint auch die Massage, die Elektrizität, der Vegetarismus u. s. w. in dem genannten Sanatorium in Anwendung zu kommen, lauter Mittel, die richtig gebraucht, gewissen reichen Patienten sicher nützen, für die Menge sind sie zu teuer.

Die Ausfälle gegen die Schulmedizin finde ich viel zu zahm.

Lausach. Dr. Kurt Mook.

Karl Strecker: Frühthau. Essais und Skizzen. Berlin, Th. Schoenfeldt. 144 S. Preis 2 Mk.

Der Verfasser ist durch seine epische Dichtung „Der Sang von Mönchgut" (2. Aufl.) und seinen realistischen Roman „Familie Knippe" längst aufs vorteilhafteste bekannt. Er ist einer der energischsten Charakterköpfe unter den Kämpfern für deutsche Art und Kunst. Seine frische und doch so vornehme Wesenheit spricht sich auch in seinen vorliegenden Essays und Skizzen fesselnd aus. Bei aller Entschiedenheit seines Standpunktes hält er sich allem Fanatischen fern, ohne an strenger Folgerichtigkeit einzubüßen. Aus dem Inhalt seines neuen Buches verdienen mit besonderer Auszeichnung folgende Stücke genannt zu werden: „Jesus im Abendlichte des Jahrhunderts" — „Was der Heilbronner Marktbrunnen rauschte" — „Humor". M. G. C.

Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert von Dr. Bruno Gebhardt. Berlin, Siegfried Cronbach. 161 S. Preis Mk. 1,50.

Beginnt mit der Wende des letzten Jahrhunderts und endet mit der achtundvierziger Revolution. Ohne der Selbständigkeit des Urteils zu entbehren, schließt sich die Darstellung an die Ergebnisse der Forschung im nationalen Sinne an. Ein zweites Bändchen wird die Erzählung, die im Tone echter Volkstümlichkeit gehalten, bis zur Gegenwart führen. Bewundernswert ist die Kunst, in knappster Form möglichst vollständig zu sein, ohne überladen oder nüchtern referierend zu wirken. M. G. C.

Englische Litteratur.

The Jessamy Bride. Von Frankfort Moore. Leipzig, Tauchnitz.

Eine der liebenswürdigsten Dichtergestalten der englischen Litteratur und jedenfalls die einzige wahrhaft liebenswürdige Erscheinung des 18. Jahrhunderts ist ohne Zweifel Oliver Goldsmith. Der Deutsche kennt ihn hauptsächlich als Verfasser des „Landpredigers von Wakefield", für den ja auch Goethe seinerzeit schwärmte. Freilich, die schrankenlose Begeisterung unserer Großväter für dieses immerhin etwas langweilige Buch können wir nicht mehr gut begreifen. Um so mehr wird jeden Kenner des Englischen die Dichtung „The deserted Village" entzücken müssen, welche inmitten der steifen, seelenlosen „Poesie" jener Periode wie ein blühendes Gärtlein in einer Steinwüste anmutet. Oliver Goldsmith war ein Poet unter Versdrechslern und Gelehrtenzöpfen, er war Natur zu einer Zeit, da überall Unnatur herrschte. Einen solchen Mann zum Helden eines Romans zu wählen, war gewiß ein glücklicher Einfall Frankfort Moores; leider aber besitzt dieser Autor nicht das richtige Talent für solche Aufgaben. Wir empfinden nirgends, daß wir ins 18. Jahrhundert geraten sind; wir atmen nicht die Luft des damaligen London, fühlen uns nicht als Zeitgenossen Reynolds, Garricks, des brutalen Johnson

und der jugendschönen Angelika Kauffmann. Alles wird im trockensten Chronikentone mitgeteilt; vieles als bekannt vorausgesetzt, was selbst hochgebildete Engländer nicht wissen dürften; endlich wirkt selbst der eigentliche „Roman", die uneigennützige Liebe des Dichters zu Mary Horneck, der „Jasminbraut" (warum sie so heißt, erfahren wir auch nicht!), nur gegen den Schluß hin ergreifend. Man braucht nur an Thackerays „Virginians" zu denken, um sich klar zu werden, wie wenig der Autor des vorliegenden Buches die Vergangenheit lebendig zu machen vermocht hat!

Dresden. Bodo Wildberg.

Old Mr. Tredgold. Von Mrs. Oliphant. Leipzig, Tauchnitz.

Das ist so ein Roman von der alten Art, der vom neuen nur die widerlichsten Ingredienzien übernommen hat, sonst aber im Geleise, bei leidlich gutem Stil und erträglicher Erzählungsweise, den alten Gang weitertrottet. Die Heldin nähert sich in bedenklicher Weise dem modernen englischen Ideal der anthrophoben Närrin. Sie läßt ihren Anbeter neun Jahre warten und wie er ihr nach endlich erfolgter Annahme gesteht, daß er inzwischen (in Indien) verheiratet gewesen, seine Gattin aber gestorben sei und ihm ein Kindchen zurückgelassen habe, erklärt sie ihm: nun müsse sie ihn verachten, denn er habe ihr „die Treue gebrochen"! — Der Vater dieser Katharina, der alte Tredgold selbst ist der reine Kolportageromans-Geldhund; aber schließlich muß man die Möglichkeit eines solchen Charakters wohl zugeben, besonders im heiligen Lande des Mammons.

H. L. v. D.

Auf der Mensur!

An Herrn Oskar Biehr, Mitglied des k. Hoforchesters, München.

München, Dez. 97.

Seit Jahren verfolge ich Ihre künstlerische Thätigkeit als Violin-Solospieler und Veranstalter von Kammer-Musikabenden mit gespanntem Interesse und hoher Befriedigung. Der Ernst Ihrer Bestrebungen, wie er aus Ihren Programmen und deren begeisterter Durcharbeitung so imponierend spricht, wurde nicht nur in meinen Konzertreferaten, sondern auch in den Kritiken und schriftlichen wie mündlichen Äußerungen anerkannter Künstler (Prof. Rheinberger, Max Schillings u. a.) rückhaltlos anerkannt. Nicht zu reden von dem herzlichen Beifall unseres kunstsinnigen Publikums, der Ihnen stets in reichstem Maße zu teil wurde. Nur eine Stimme klang mißtönend und kreischend im Preßkonzerte der Rezensenten: die des Herrn T. G. im Augsburger „Sammler". Jedes anständige Maß sachlicher Kritik überschreitend, war die hochfahrende, persönlich beleidigende Äußerung dieses Herrn über Ihr erstes Museums-Konzert in diesem Winter, das durch die Darbietung des ebenso gewaltigen wie schwierigen Doppelkonzerts für Violine und Cello von Brahms (op. 102) für die Münchener Kunstfreunde eine exceptionelle Bedeutung gewann, denn noch hatte sich keine Kammermusik-Vereinigung hier an dieses technisch merkwürdige, musikalisch ungemein interessante Werk gewagt. Sie, verehrter Herr Biehr, haben mit Ihren beiden tüchtigen jugendlichen Kollegen zum erstenmal diese phänomenale Komposition den Münchener Brahmsfreunden öffentlich vorgeführt. Und was schrieb Herr T. G. in seinem „Sammler" darüber, angesichts des einmütigen Beifalls, durch den eine ebenso zahlreiche wie kompetente Zuhörerschaft Ihre Darbietung auszeichnete? Wörtlich: „Es muß aber bei dieser Gelegenheit doch wieder einmal nachdrücklich gesagt werden, daß solche unzulängliche Produktionen, mögen sie aus noch so ehrlichem Streben hervorgegangen sein, in dem öffentlichen Konzertleben einer Musik-Großstadt schlechterdings keine Berechtigung haben!"

Damit schlägt Herr T. G. nicht nur Ihnen, verehrter Herr Biehr, und Ihren Kammermusik-Kollegen Eduard Seiling und Joseph Thoms ins Gesicht, sondern er maßt sich auch eine Censur über alle jene Kunstreferenten an, die sich in ihren Berichten anerkennend über Ihre Leistung ausgesprochen haben. Mehr noch! Herr T. G. spielt sich als eine Art Papst der „Musik-Großstadt" auf, vor dessen Stuhl die Künstler zu erscheinen und den Nachweis ihrer „Berechtigung" zu erbringen haben, bevor sie sich im öffentlichen Konzertleben hören lassen dürfen. Ja, er trumpft sich als Geschmacks-Diktator der „Musik-Großstadt" auf, der über die Zulänglichkeit oder Unzulänglichkeit einer künstlerischen Produktion unfehlbar entscheidet. Ich finde, daß diese Rolle des Herrn T. G. den Künstlern, Kunstreferenten und Kunstfreunden Münchens gegenüber „schlechterdings" ernster zu beurteilen ist, als eine beliebige Beckmesser-Anmaßung, und daß vor allen die ausübenden Künstler ein unanfechtbares Recht haben, diesen Musik-Großstadt-Papst und Geschmacks-Diktator zunächst auf seine eigene künstlerische und kritische Befähigung zu untersuchen. Und mag dieser Papst sich noch so unfehlbarkeitssicher wähnen und sich den Künstlern gegenüber auf ein ganzes Kardinals-Kollegium konkurrierender Hintermänner stützen, die Mitarbeiter ernsthafter Kunstblätter lassen sich dadurch nicht imponieren, ihnen sind diese höchstpersönlichen Machtsprüche des Herrn T. G. Schall und Rauch. Mit dieser Wertung vertrete ich nicht nur meine Privatmeinung, sondern auch die Auffassung der großen Zahl Münchener Kunstreferenten.

Hochachtungsvoll ergeben

M. G. Conrad.

Randglossen.

Ein Militär-Theater in Sicht! Berliner Geist hat mit der ihm eigenen Verbindung von Byzantinismus und Spekulation einen neuen hübschen Plan ausgeheckt. Ein Militärtheater soll erbaut werden, das allwöchentlich des Kaisers Lieblingsstücke (von Lauff, Wildenbruch rc.) der Berliner Garnison gratis verabreicht. Der Militärfiskus soll den Grund und Boden hergeben, Se. Majestät, so setzt der Berliner Geschäftsgeist mit anmutiger Spekulation voraus, würde dieses Theater besuchen und protegieren. Infolgedessen würde das gesamte vornehme Publikum diese Bühne an den garnisonfreien Tagen besuchen und sich an Balletts, Jongleuren, Reckturnern u. s. w. erbauen! O Geschäftsgeist!

*

Eine Art Anti-Begas-Liga befürwortet ein Unbekannter in den „Münch. Neuest. Nachr.". „Glauben Sie nicht, es wäre an der Zeit, daß die deutschen Bildhauer Stellung nähmen gegen das Monopol der Berliner Denkmälermanufaktur von Begas u. Komp.? Wenn sich alle namhaften deutschen Plastiker vereinigen und verpflichten würden, in keinem Wettbewerbe, der dieser Firma zugänglich ist, mehr zu konkurrieren, dann wäre der dem Empfinden aller künstlerisch Gebildeten Hohn sprechenden Alleinherrschaft des deutschen Michelangelo mit einem Schlage ein Ende gemacht." Die Bevorzugung, die Begas zu teil wird, mag den Bildhauern gewiß unerträglich er-

scheinen. Aber ist Reinhold Begas schuld daran? Die Angriffe haben sich an eine ganz andere Stelle in Berlin zu richten. Wenn das Bismarck-Komitee Herrn Begas den Auftrag giebt, das Bismarck-Denkmal zu Berlin auszuführen, sollte man nicht von Herrn Begas verlangen, daß er den Auftrag ablehnt. Wohl aber hat das deutsche Volk ein Recht zu verlangen, daß das Komitee künstlerische Interessen und nicht Hofrücksichten vertritt. Denn das Bismarckdenkmal ist doch wohl schließlich für das deutsche Volk da!

—ki.

Büchertisch.

Vom 1. Dez. 1897 bis 1. Jan. 1898 liefen bei der Redaktion nachstehende Bücher ein (Besprechung bleibt vorbehalten):

Alexander, Mrs., Biegen oder Brechen. Die Geschichte einer Ehe. Deutsch von Elisabeth Gottheiner. Leipzig, Paul List. 2 Bde. 8. 489 S. 8 Mk.

Aram, Kurt, Wetterleuchten. Charakterbild in 5 Akten. Leipzig, Hermann Haacke. 8. 151 S. 2 Mk.

Avenarius, Ferdinand, Stimmen und Bilder. Neue Gedichte. Buchschmuck von J. V. Cissarz. Florenz und Leipzig, Eugen Dieterichs. 8. 170 S. 2,50 Mk.

Bachmann, Georg, Gestalten und Töne. Gedichte. Berlin, Concordia. 1897. 8. 192 S. 3 Mk.

Bartels, Wanda, Aus dem Sonnenflimmern. Novellen. Leipzig, E. Avenarius. 8. 228 S. 4 Mk.

Bernfeld, Dr. S., Juden und Judentum im 19. Jahrhundert. Berlin, Siegfried Cronbach. 8. 167 S. 1,50 Mk.

Bierbaum, Otto Julius, Studentenbeichten. Zweite Reihe. 5 Novellen. Berlin, Schuster & Löffler. 8. 162 S. 1 Mk.

Brandt, M. v., Drei Jahre ostasiatischer Politik. Stuttgart, Strecker & Moser. 8. 263 S. 4 Mk.

Bredenbrücker, Richard, Drei Teufel. Eine Idylle von der Kehrseite. Berlin, F. Fontane & Co. 1897. 8. 214 S. 3 Mk.

Bülow, Frieda Freiin von, Kara. Roman. Stuttgart, J. G. Cotta. 1897. 8. 418 S. 4 Mk.

Danckelmann, Eberhard Freiherr v., Die Verratenen. 4 Novellen. Leipzig, Eduard Avenarius. kl. 8. 92 S. 1,50 Mk.

Dieter, Heinrich, Junge Liebe. 6. Aufl. Salzburg, H. Dieter. 1898. 8. 36 S. Geb. 1,80 Mk.

Derselbe, Von meinem Lebenswege. Lieder und Übersetzungen. 3. Aufl. Ebenda. 1897. 8. 193 S. 3,60 Mk.

Dietrich, Richard, Auf einsamer Straße. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1898. 8. 62 S. 1 Mk.

Drachmann, Holger, Die Leute am Strandweg. Schausp. in 3 Aufz. Dresden, E. Pierson. 8. 107 S. 1 Mk.

Driesmans, Heinrich, Judas. Das 5. Evangelium. Dramat. Dichtung. Dresden, E. Pierson. 1898. 8. 80 S. 1,50 Mk.

Duboc, Dr. Julius, Ein zeitgemäßes Vorwort zu meiner „Psychologie der Liebe“. Dresden, J. Henkler & Schirrmeister. 1898. 8. 18 S. 0,50 Mk.

Eck, Johann Ferdinand, Im Dienste der Wissenschaft und andere Geschichten. Straßburg i. Els., Schlesier & Schweikhardt. 1897. 8. 113 S. 1 Mk.

Eck, Johann Ferdin., Gedichte. Straßburg i. Els., Schlesier & Schweikhardt. 8. 95 S. 1,50 Mk.

El-Correi, Arme Suse. Roman. Leipzig, W. Friedrich. 1897. 8. 317 S. 4 Mk.

Ellis, Havelock, Affirmations. 5 Essays. London, Walter Scott. 1898. 248 S. 8. Geb. 6 Mk.

Erdmann, Karl Otto, Alltägliches und Neues. Ges. Essays. Florenz und Leipzig, Eugen Diederichs. 8. 319 S. 5 Mk.

Euler, Ferdinand, Die weibliche Diakonissin der Gegenwart und ihr Anteil an der Lösung der Frauenfrage. Stuttgart, Chr. Belser. 8. 47 S. 0,80 Mk.

Falke, Gustav, Neue Fahrt. Gedichte. Berlin, Schuster & Löffler. 8. 154 S. 2 Mk.

Farbstein, Dr. jur. David, Der Zionismus und die Judenfrage. Bern, Steiger & Cie. 29 S. 8. 0,50 Mk.

Friedl, Michael J., Übers Jahr. Schausp. Leipzig, Litter. Anstalt (August Schulze). 8. 42 S. 1 Mk.

Derselbe, Flaneurien. Gedichte und Gedanken. Ebendas. 8. 104 S. 1,50 Mk.

Geijerstam, Gustav af, Iwar Lyth, Autoris. Übersetzung v. G. Morgenstern. Berlin, Georg Bondi, und Stockholm, C. & E. Gemandt. 8. 182 S. 2 Mk.

Genée, Rudolph, Zeiten und Menschen, Erlebnisse und Meinungen, Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 360 S. 8. 6 Mk.

Gleiß, Karl, Künstlers Erdenwallen. 2. Teil. Op. 17. Berlin, M. Groscurth, 4. 59 S. 4 Mk. (Mit Noten.)

Greinz, Rudolf, Das Ei des Kolumbus. Erzähl. Leipzig, H. Haessel. 8. 201 S. 2 Mk.

Günther, Dr. Reinhold, Allgemeine Kulturgeschichte. Zürich u. Leipzig, Th. Schröter. 8. 280 S. 4 Mk.

Gürg, Kara, Abendglocken. Gedichte. Chicago, Koelling & Klappenbach. 8. 297 S. 1,50 Mk.

Haggard, H. Rider, Kleopatra. Hist. Erz. a. d. Jahrh. vor Chr. Geb. Aut. Übersetzung von Dr. A. Schilbach. Zweite Auflage. Stuttgart u. Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 320 S. 4 Mk.

Hart, Julius, Stimmen in der Nacht. Visionen. Mit Buchschmuck von B. Pankok. Leipzig, Eugen Diederichs. 8. 196 S. Eleg. geb. 4 Mk.

Derselbe, Triumph des Lebens. Gedichte. Mit Buchschmuck von Fidus. Ebendas. 8. 223 S. Eleg. geb. 4 Mk.

Hartmann, Eduard von, Der Spiritismus. 2. Auflage. Leipzig, Hermann Haacke. 8. 118 S. 3 Mk.

Hirsch, Ludwig, Götzendienst. Schauspiel in 5 A. Dresden, E. Pierson. 8. 120 S. 1,50 Mk.

Hübel, Felix, C-Moll. Eine Künstlerlaufbahn. Dresden, E. Pierson. 92 S. 8. 1,50 Mk.

Huysmans, J. K., Gegen den Strich. Autor. Übersetz. v. M. Capsius. Berlin, Schuster & Löffler. 1897. 8. 300 S. 3 Mk.

Jel-Hansen, Erna, Die Geschichte eines jungen Mädchens. Roman. Aus d. Dän. von E. Brausewetter. 2. Aufl. Stuttg. u. Lpz., Deutsche Verlagsanstalt. 1898. 8. 279 S. 2,50 Mk.

Khuenberg, Sophie von, Wahrheit. Volksschspl. in 3 A. Dresden, E. Pierson. 8. 119 S. 2 Mk.

Kielland, Alexander L., Arbeiter. A. d. Norweg. v. Dr. Leo Bloch. Zürich und Lpz., Karl Henckell & Co. 8. 212 S. 2 Mk.

Kohlrausch, Robert, Das Haus der Schatten. Roman. Stuttgart, Robert Lutz. 343 S. 8. 3 Mk.

Königsbrun-Schaup, Hundstagszauber. Ebenda. 8. 250 S. 3 Mk.

Lazarus, Nahida Ruth, (Nahida Remy), Ich suchte Dich. Biogr. Erzählung. Berlin, Siegfried Cronbach. 8. 223 S. 3 Mk.

Lich, Fred, Aus dem Diesseits. Gedichte. Dresden, E. Pierson. 8. 112 S. 1,50 Mk.

Lie, Jonas, Lindelin. Märchendrama in 4 Akten. Leipzig, G. J. Göschen. 1898. 8. 180 S. 2,40 Mk.

Linden, A. v. d., Das Heine-Grab auf dem Montmartre. Mit 2 Abb. Leipzig, H. Barsdorf. 8. 41 S. 0,40 Mk.

Loti, Pierre, Ramuntcho. Roman. Stuttg. u. Lpz. Deutsche Verlagsanstalt. 1898. 8. 277 S. 2,50 Mk.

Luhs, Maria de, Junges Grün. Gedichte. Dresden, E. Pierson. 8. 98 S. 1,50 Mk.

Mant, Richard, Die Grafen von der Glinze. Roman. Leipzig, W. Friedrich. 8. 242 S. 3 Mk.

Maupassant, Guy de. Illustrierte Romane u. Novellen. Deutsch von Hubert Freih. von Schorlemer. Vollständig in 50 Lfrgn. Leipzig, August Dieckmann. 1. Lfrg. 8. 56 S. 0,40 Mk.

Meerheimb, Henriette v., Allerseelen u. d. erste Patient. 2 Nov. Max Rüger, Leipzig u. Freienwalde a. O. 8. 124 S. 2 Mk.

Meier-Gräfe, J., Die Keuschen, II. Der Prinz. Roman. Berlin, Schuster & Löffler. 1897. 8. 266 S. 3 Mk.

Meinhold, Elfriede, Der Nordpolfahrer. Dr. in 3 Aufz. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 8. 42 S. 1 Mk.

Milbach, Carl, Moderne Gladiatoren. Leipzig, W. Friedrich. 8. 425 S. 5,50 Mk.

Morgenstern, Christian, Auf vielen Wegen. Gedichte. Berlin, Schuster & Löffler. 8. 136 S. 2 Mk.

Müllenbach, Ernst (E. Lenbach), Vom heißen Stein. Roman. Stuttgart, J. G. Cotta. 1897. 8. 310 S. 3 Mk.

Münchhausen, Börries v., Göttinger Musen-Almanach für 1898. Titelzeichnung von G. Lührigs. Göttingen, Lüder Horstmann. 1898. 8. 326 S. 4 Mk.

Nasson, J., Neue Heine-Funde. Leipzig, H. Barsdorf. 8. 111 S. 1,50 Mk.

Nusko, Marúsa, Aus der Seele zum Herzen. Gedichte. Freienwalde a. O. u. Leipzig, Max Rüge. 8. 128 S. 2 Mk.

Oberdörfer, Dr., Ärztliche Patrouillengänge. Godesberg, Georg Schlosser. 8. 28 S. 0,60 Mk.

Ompteda, Georg Freiherr, Der Ceremonienmeister. Roman. Berlin, Fontane & Co. 1898. 8. 307 S. 3,50 Mk.

Pappritz, A., Vorurteile. Zeitroman. 2. Aufl. Berlin, Max Rüger. 8. 468 S. 5 Mk.

Paschwitz, Th. v., Mechthildis. Histor. Roman a. d. 16. Jahrh. Berlin u. Leipzig, Max Rüger. 8. 130 S. 2 Mk.

Polenz, Wilhelm von, Der Grabenhäger. Roman in 2 Bdn. Berlin, F. Fontane & Co. 1898. 406 u. 344 S. 8. 10 Mk.

Riehl, W. H., Ein ganzer Mann. Roman. 2. Aufl. Stuttgart, J. G. Cotta Nfl. 413 S. 6 Mk.

Rüttenauer, Benno, Zwei Rassen. Roman. Berlin, S. Fischer. 1898. 340 S. 3 Mk.

Schlesinger, Maximilian, Geschichte des Breslauer Theaters. I. Band. Berlin, S. Fischer. 1898. 8. 230 S. 5 Mk.

Schulte vom Brühl, Gleich und Ungleich. Roman. Stuttgart, A. Bonz & Co. 8. 483 S. 5 Mk.

Schulz, Karl Theodor. Frühehe und Heiratskonsens. 4. Tausend. Berlin, Kritik-Verlag. 8. 18 S. 0,50 Mk.

Schur, Ernst, Seht es sind Schmerzen, an denen wir leiden. Gedichte. Berlin, Schuster & Löffler. 8. 260 S. 5 Mk.

Sema, S., Moderne Mädchen. Drama in 4 A. Dresden, E. Pierson. 8. 108 S. 1,50 Mk.

Sohnrey, Heinrich, Der Bruderhof. Eine bäuerliche Liebesgeschichte. Leipzig, Georg Heinrich Meyer. 1898. 186 S. Eleg. geb. 4 Mk.

Söhle, Karl, Musikantengeschichten. Florenz und Leipzig, Eugen Diederichs. 8. 150 S. 2,50 Mk.

Spielhagen, Friedrich. Neue Beiträge zur Theorie und Technik der Epik und Dramatik. Leipzig, L. Staackmann. 8. 359 S. 6 Mk.

Strachwitz, Martha, Gedichte. Breslau, G. P. Aderholz. 8. 176 S. Geb. 2,50 Mk.

Strindberg, August, Inferno. Autoris. Übersetz. v. G. Morgenstern. Berlin, Georg Bondi, Stockholm, und C. & E. Germandt. 8. 244 S. 2 Mk.

Tavaststjerna, Karl A., Der kleine Karl. Autoris. Übersetz. v. G. Morgenstern. Berlin, Georg Bondi, und Stockholm, C. & E. Germandt. 8. 237 S. 2 Mk.

Tolstoi, Leo, Das Ende naht. Zürich, Karl Henckell & Co. 3. Aufl. 17 S. 8. 0,25 Mk.

Tönnies, Prof. Dr. Ferdinand, Über die Grundthatsachen des sozialen Lebens. Bonn, Steiger & Cie. 1897. 8. 75 S. 1 Mk.

Uhlands Tagebuch, 1810—1820. Aus des Dichters handschr. Nachlaß her. von J. Hartmann. 2 Aufl. Stuttgart, J. G. Cotta Nfl. 8. 338 S. 3 Mk.

Voß, Richard, Der neue Gott. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 240 S. 4,50 Mk.

Wahrendorp, Dr. Emil, Katholizismus als Fortschrittspartei. 2. Aufl. Bamberg, Handelsdruckerei. 8. 96 S. 1 Mk.

Weingärtner, Felix, Die Symphonie nach Beethoven. Berlin, S. Fischer. 8. 103 S. 1,50 Mk.

Wenng, Gustav, Um ein Ideal. Schauspiel in 1 Akt. Berlin-Friedrichshagen, C. Teistler & Co. 8. 76 S. 1 Mk.

Derselbe, Morituri oder Schauspielerblut. Lustsp. in 2 Akten. Ebenda. 8. 97 S. 1,50 Mk.

Derselbe, Berg und Bolze, Satir. Charakterkomödie in 3 Akten. Ebenda. 8. 105 S. 2 Mk.

Wilhelm, Carl, In stiller Klause. Gedichte. Dresden, E. Pierson. 8. 60 S. 1 Mk.

Wolff, Gustav, Die Beichte des Mönches. Berlin, S. Fischer. 8. 76 S. 1,50 Mk.

Wolzogen, Ernst von, Geschichten von lieben süßen Mädeln. Berlin, F. Fontane & Co. 8. 167 S. 2 Mk.

Wyl, W., Venezianische Geschichten. Zürich, Caesar Schmidt. 3. Aufl. 8. 278 S. 4,50 Mk.

Wir bitten, sämtliche Manuskript-, Bücher- 2c. Sendungen ausschließlich an

Dr. Ludwig Jacobowski

Schriftleitung der „Gesellschaft“

Berlin S.W. 48, Wilhelmstr. 141

zu senden.

Schriftleitung und Verlag der „Gesellschaft“.

<u>Zur Beachtung</u>! Das am 15. Februar erscheinende Heft 4 der „Gesellschaft“ soll eine Art

Faschings-Nummer

werden. Geeignete Beiträge satirischer, komischer persiflierender 2c. Art — möglichst kurz und toll — erbitte ich bis zum 25. Januar. Bei genügender Beteiligung erscheint Heft 4 separat als „Faschings-Almanach für das Jahr 1898“.

Der Redakteur.

Verantwortlicher Leiter: Dr. Ludwig Jacobowski in Berlin.
Verlag von Hermann Haacke in Leipzig. — Druck von Carl Otto in Meerane.

Deutsche Erbfehler.

Von Michael Georg Conrad.

(München-Berlin.)

Herr von Mueller, Oberst a. D., hat sich an ein merkwürdiges Werk gemacht. Er hat die Weltgeschichte — was wir nun einmal gewohnt sind, eben „Weltgeschichte" zu nennen — vorgenommen, um die Erbfehler der Deutschen aufzustöbern und ihren Einfluß auf die Geschichte des deutschen Volkes darzulegen. Die Leitmotive dieses Unternehmens steigen aus den tiefsten Quellen der Empfindungen und Instinkte, des Charakters und der sozialen Verpflichtungen seines Berufes als Mann der Waffen, als Offizier.

Trotz der streng bindenden Gewalt der militärischen Standeseigenschaft, der auf die schärfste Spitze getriebenen Offiziersehre und des ungemein verästelten und komplizierten Korpsgeistes mit seiner rücksichtslosesten Inanspruchnahme des ganzen Menschen als berufliche Erscheinung, lebt im deutschen Offizier eine wogende Fülle schöpferischer Kraft, die nach freischaffender Bethätigung ringt. Man darf bei der idealen Kraftwertung des Mannes in der Offiziers-Uniform nicht an die wunderlichen Ausnahme-Erscheinungen in den vornehmen Salons, noch an die Karikatur in den Witzblättern denken. Oder, will man daran denken, muß man sie korrekt nehmen als das, was sie sind, als die Extravaganz der Regel, die ihren Überschuß an gebundener Kraft an die Phantasie der Regelwidrigkeit, an die Ausnahme abgiebt. Dies in Abzug gebracht, bleibt die Summe des typischen Berufswertes noch in so imposanter Höhe und Rundung bestehen, daß die ätzendste Kritik, wenn sie sich nicht über das unaustilgbar Menschliche und Allzumenschliche in närrischer Überhebung hinausschwingen und sich selbst in komplette Thorheit auflösen will, keine irgendwie bedeutungsvolle Wertminderung herbeizuführen mag.

Das Schlagwort, man solle das Volk bei seiner Arbeit aufsuchen, um die richtigen Grundlagen, Maßstäbe und Ausdrucksmittel für seine Schilderung zu finden, hat sich in Kunst und Dichtung als schöpferische Wahrheit bewährt. Warum soll man's aber bloß auf das werkthätige Volk im beschränkten Sinn von gewerblichem Handel und Wandel anwenden? Warum soll man nicht auch den Offiziersstand bei seiner Arbeit aufsuchen, bei der Auslebung der enormen Kulturkraft, der seine eigenartigen Ideale entblühen, die sich keineswegs mit dem Rauf- und Totschlags-Idealismus der Kriegsknechte roherer Jahrhunderte und barbarischerer Völker decken? Und so weit sie sich damit noch decken, doch ganz anders durch die verfeinerte moderne Kultur nüanciert sind?

Ich erinnere mich eines Frühstücksgesprächs im Hotel Lainfelder zu München mit einem der raffiniertesten Feinschmecker in Lebens- und Kunstangelegenheiten höchst entwickelter europäischer Kultur: mit Alfred Lichtwark, dem berühmten Hamburger Kunsthallen-Direktor. Wir hatten die vornehmsten Völker und ihr Verhalten zur modernen Kunstauffassung und Lebensgestaltung aus eigenpersönlichen Verkehrserinnerungen aphoristisch durchgesprochen. Und was war aller Beobachtungen und Erfahrungen letzter Schluß? Mit Lichtwarks eigenen Worten: „Für mich giebt es zwei Typen, die den verfeinertsten und angenehmsten modernen Rassenmenschen darstellen: den englischen Gentleman und den deutschen Offizier."

Und der Demokrat in mir sprang nicht bis an die Decke? Nein, ich leistete mir diese Kapriole — eines deutschen Erbfehlers nicht. Ich stimmte aus eigener Erfahrung und Beobachtung in Deutschland und England dem Hamburger Freunde vollständig zu.

Man muß sich den deutschen Offizier aber auch dann besehen, wenn die große Metamorphose mit ihm vorgegangen, wenn er den bunten Rock ausgezogen und den Degen mit einem freien Arbeitswerkzeug vertauscht hat, mit der Feder oder mit dem Pinsel oder mit dem Rechenstift. Wem fallen da nicht gleich die Gestalten ein, die als Zierden deutschen Geistes und deutscher Schöpferkraft mit in der Front der modernen Helden unserer Kunst und Dichtung und Philosophie stehen: Fritz v. Uhde, Detlev v. Liliencron, Heinrich v. Reber, Eduard v. Hartmann? Oder auf dem Gebiete der Novelle und des Romans: Georg v. Ompteda, Gerhard v. Amyntor, A. G. v. Suttner? Oder auf dem Gebiete der Seelenforschung Karl du Prel? Oder als religiöser Schriftsteller M. v. Egidy? Als sozialistischer Publizist und Parlamentarier hat sich Georg v. Vollmar einen ersten Platz in der Geschichte der Erhebung des Proletariats erkämpft. Und noch einer schwebt mir auf der Zunge, aber ich will seinen Namen nicht nennen, denn es hieße seine Bescheidenheit kränken, die nicht weniger echt und vornehm

ist, als sein rastlos heldenmütiger Eifer, Kunst und Dichtung im Stillen durch Zuwendung reicher Spenden zu fördern — meinen unvergleichlichen liebenswürdigen „Landedelmann aus dem Norden". Und an die Genannten und Nichtgenannten eine wie lange, ruhmreiche Liste erlauchter Geistesarbeiter, Forscher und Denker aus dem Offiziersstande ließe sich nicht anschließen, wenn wir das Jahrhundert durchgehen und auch die stammverwandten Völker, die Skandinaven und Engländer, berücksichtigen wollten? Denn es ist nun doch einmal so, daß sich mit dem Militärreich Preußen-Deutschland die germanische Herrlichkeit nicht erschöpft.

Daß diese lange, ruhmreiche Liste noch nicht aufgestellt wurde und so volkstümlich gemacht, wie Hoffs Malzextrakt, Richard Brandts Schweizerpillen und Wasmuths Hühneraugenringe in der Uhr — liegt das nicht auch an einem deutschen Erbfehler? Vielleicht dem schlimmsten von allen: Lärm und Spektakel zu dulden im Nichtigen und Vergänglichen und die Freude am Auserlesenen, Kostbaren still ins Herz zu verschließen, statt sie herauszujauchzen, daß sie das Getöse der Marktleute und Krämer und Reklamisten übertöne, wie ewige Musik?

Deutsche Erbfehler!

Wie heute der Wind geht, spricht man nicht ungestraft davon. Die Träger der Gewalt in allen offensichtigen Formen wollen dem großen Haufen mit unseren Tugendsamlichkeiten imponieren. Alles was herrscht und nach Herrschaftstiteln strebt bis zum Börsenjobber und Ritter von der Elle, dem der Kommerzienrat winkt, ist von Unfehlbarkeit durchtränkt und will den Glanz seines Normalpatriotentums nicht trüben lassen. Was ist heute nicht gleich alles Majestätsbeleidigung? Wo geht nicht überall der schreckliche **dolus eventualis** um und sucht, wen er verschlinge, gleich dem Teufel der Bibel, der „umhergehet wie ein brüllender Löwe"? Von deutschen Erbfehlern in unserer glorreichen Zeit der Kreuzzüge nach China zu reden, ist das nicht selbst eine gräßliche Verfehlung an den patentierten Hurrah-Sitten des Reichs? Starrend in eiserner Rüstung, gelehrter Bildung, wachsendem Besitz, in Paradedrill und paragraphierter Mannszucht — wer wagt da noch von Erbfehlern zu reden, wo die Erbtugenden auf allen Gassen blühen und in alle Himmel wachsen?

Der Herr Oberst v. Mueller wagt's. Wagt's in dicken Bänden. Und seine Standeslegitimation und die nationalkonservative Gesinnungs- und Erwerbstüchtigkeit seines Verlegers Friedrich Emil Perthes aus Gotha werden ihn davor schützen, daß er nicht als frevelnder Umstürzler ausgerufen wird. Ja, daß er auch von denen respektiert wird, die aus deutscher Gründlichkeit seine dicken Bände nicht kaufen und nicht studieren, sondern sich begnügen, nur das Titelblatt zu lesen. Und in dem bis jetzt

erschienenen ersten Bande 376 (große Oktavseiten) bewegt sich der forschende Herr Oberst in verhältnismäßig ungefährlichen Gegenden und Zeitläuften. Im ersten Abschnitte gelangt er bis zum Einbruche der Hunnen (200 vor bis 375 nach Christi Geburt) und im zweiten Abschnitte, mit dem der Band schließt, geht er, die wirren Schicksale der germanischen Kraftvölker, Vandalen, Gepiden, Franken, Ost- und Westgoten bis zur Zurückwerfung der Araber bei Poitiers 732, mit ruhiger Sicherheit durch. Das sind geschichtliche Verhältnisse, in denen selbst der von Byzantinismus blühende Hofhistoriograph modernsten Kunststils den kritischen Gefühlen seiner Mannesbrust die Zügel schießen lassen dürfte, ohne Großes zu riskieren. Bleibt abzuwarten, wie sich die folgenden Bände auswachsen, wenn die Herrschergeschlechter aufmarschieren, deren Nachkommen heute die germanischen Throne bevölkern und voll eifersüchtiger Mystik und mit allzeit schlagbereiten Handlangern darüber wachen, daß der heiligen Tradition keine Ungebühr widerfahre.

Der Geist, der dem Oberst v. Mueller die Feder führt, ist ein soldatisch strammer, mannhaft furchtloser. Er streicht nicht den Völkern summarisch an, was einzelne Exemplare ihrer Oberherren gesündigt. Er wägt mit gerechter Wage. So ist bestimmt zu erwarten, daß er in der Folge auch den Erbfehlern der späteren Deutschen im allgemeinen wie der Erbfürsten im besonderen zur rechten Beleuchtung verhelfen und, wo es notthut, vor einer radikalen Umwertung der landläufigen Fabelwerte nicht zurückweichen werde. Schon wie er mit einer unserer verhätschelten Erbtugenden, mit der viel besungenen „deutschen Treue", in den alten Zeiten abrechnet, läßt auf eine gründliche Fortführung seiner methodisch solid fundierten Arbeit hoffen.

Die Hocherwartungsvollen und Allzuvielverlangenden unter uns werden bereits gemerkt haben, daß ich ihnen mit der Erbfehler-Chronika des Herrn v. Mueller kein Ereignis im Zauberlande schönwissenschaftlicher Hypnose oder kritischer Enthüllungs-Dämonie ankündigen kann. Für die Ganzverwöhnten, die weder der grimmige Humor eines Johannes Scherr noch zu einem Lächeln verführen, noch die Paradoxien eines Max Nordau ein Gähnen ersparen könnten, ja, die nicht einmal mehr mit der Wimper zucken, wenn der Übermensch Nietzsche mit seinem wahnsinnigen Genie Blitzesfunken in die dunkelsten Geschichtsirrgänge schleudert, oder sein Doppelgänger Paul Mongré den mephistophelischen Scheinwerfer in der Landschaft Zarathustras über die menschlichen Erbthorheiten spielen läßt: für diese Unglücklich-Überglücklichen ist das Buch des braven Haudegen v. Mueller kein Ereignis.

Es ist überhaupt kein Ereignis.

Denn es fällt in die Zeit des Evangeliums, das Prinz Heinrich der Seefahrer predigt. Und es ist wohl der kolossalste Erbfehler der Deutschen, daß sie nur zwei Ohren haben und alle beide der Stimme ausliefern, die

den Machtdünkel und die Gier nach weltpolitischem Illusionismus am wuchtigsten kitzeln. Da ist kein Raum und keine Empfänglichkeit mehr für ein feines kritisches Wort, für ein scharfsinnig abgewogenes sachliches Urteil. Es ist eine helle Raserei in den reichsdeutschen Nerven, seit Kiaotschau als germanisches Annexionsland von der Hohenzollerndynastie am Ausgange dieses abenteuerlichen Jahrhunderts entdeckt werden mußte. In diesem evangelischen Augenblick, der alle Großthaten vergangener Zeiten überflügelt, die deutschen Erbfehler aufzurühren und ihrem Einflusse auf die Geschicke des deutschen Volkes nachzuspüren, welch' eine unrentable Spekulation! Heißt das nicht Zöpfe nach China tragen?

Nein, behalten wir lieber alles fein säuberlich beisammen, was im deutschen Reichskulturhaushalt wie ein Zopf aussieht, kein Haar davon soll ausfallen, kein einziges. Und wenn doch das Buch des Herrn v. Mueller besprochen und interpretiert werden soll, so wollen wir's besprechen und interpretieren als eine verkappte Agitationsschrift zu Gunsten der kaiserlichen Flottenpläne. In diesem Sinn und Zeichen werden wir siegen: Die deutschen Erbfehler, eine geschichtsphilosophische Begründung der Notwendigkeit einer ewigen deutschen Flottenvermehrung und der Errichtung eines Systems von Marinestationen an den fernsten Weltmeeren. Warum sollen wir nicht aus den deutschen Erbfehlern das zu züchten vermögen, was der einfältigste Chinese an jedem Baume zustande bringt, daß er auf der einen Seite Rosen, auf der anderen Birnen trägt? Und müssen es denn bei unserer Allgewalt nur Rosen und Birnen sein? Haben wir nicht Phantasie über alle Notdürfte hinaus?

In diesem Sinne und Zeichen erhebe ich die Feder: Die Erbfehler der Deutschen Hurrah, Hurrah, Hurrah —

Die Liebe der Zukunft.

Von Irma v. Troll-Borostyáni.

(Salzburg.)

Wie parador das klingt: die Liebe der Zukunft! Als ob der von der Liebe beschleunigte Rhythmus des Herzschlages nicht, trotz aller individuellen Verschiedenheit, generell in allen Zeiten, bei allen Völkern doch nach demselben Takte ginge, das Sehnsuchtsweh, die Besitzeswonne, der Entsagungsschmerz nicht so alt wären wie das Menschengeschlecht und so ewig neu wie der junge Tag, der dem dunklen Schoß der Nacht entspringt!

Wer dem frischen Quell der Volksseele, dem Volksliebe je gelauscht, dessen Jauchzen und Klagen, Stürmen und Scherzen unverfälschte Kunde giebt vom tiefinnersten Empfinden des von den Einflüssen kultureller Entwicklungsphasen noch unberührten Menschengemüts, der weiß, daß die Saiten der Seele, vom Frühlingswehen der erwachenden Liebe, vom Gewittersturm brausender Leidenschaft in Schwingung versetzt, überall, zu aller Zeit, in Nord und Süd, in den Stämmen aller Zungen in den gleichen Weisen erklingen.

Denn so vielgestaltig in individueller Differenzierung die Liebe auch erscheinen mag: im tiefsten Grunde ihres Seins und Wirkens ist sie doch immer die eine, die gleiche, wie der Lichtstrahl an sich selbst keine Änderung erfährt, wenn er sich auch vielfarbig im Prisma bricht. Auf die Liebe läßt sich die ursprünglich ägyptische, von Moses übernommene Definition von Gott anwenden: „Ich bin, der ich bin.“ Und wenn Millionen und Abermillionen das Wort Liebe aussprechen, so ist die begriffliche Vorstellung, die sie sich von dem mit diesem Worte bezeichneten Seelenzustand machen, übereinstimmend gleich.

Und doch, und dennoch — eine Liebe der Zukunft?

Sollen die Menschen die Liebe umlernen? Können sie es? Und wenn sie's könnten, wer sollte sie es lehren?

Die moderne Litteratur giebt Antwort. Sie ist unzufrieden mit der Rolle, die der pfeilsichere kleine Gott im Getümmel des Lebens spielt. Im Drama und in der Novellistik wird ihm von berufenen und unberufenen Federn sein Sündenregister aufgerollt. Die zum Übermaß abgeleierten Refrains: „Liebe — Triebe, Brust — Lust“ und tutti quanti sind von der litterarischen Tagesordnung abgesetzt, statt ihrer hört man aus der Dichtung unserer Zeit, wo sie die Liebe behandelt, die grollenden Reime klingen: „Tand — Schand', Qual — schal, öde — blöde“ u. dgl. m.

Wurde die Liebe von den früheren Dichtern als glückspendende, lebenverklärende Sonne besungen, so meinen dagegen die Musen-Söhne und -Töchter unserer Tage in ihr vielmehr ein Irrlicht, das über den Sümpfen schwebt, zu erblicken, oder den zündenden Wetterstrahl, der blindverheerend aus dunstschwangeren Wolken niederfährt.

Ein schweres Übel ist die Liebe und sie wirkt Verderben, so wird uns gelehrt. Ibsen läßt in „Klein-Eyolf“ die Liebesglut der Gattin den Tod des Kindes verschulden, und auch fast alle die anderen seiner Dramen sind aufgebaut auf dem verhängnisvollen Fluch der Liebe. Björnson läßt das Lilienbanner sittlicher Reinheit flattern, indem er an den Mann die Forderung stellt, der altgewohnten Freiheit in der Liebe zu entsagen. Dem russischen Dichterphilosophen Tolstoj ist die Liebe eine Unheil und Verderben ent-

sendende Pandorabüchse, vor deren bösen Gaben nur eine der gleißnerischen Lockungen des Naturverlangens widerstehende Askese zu entrinnen vermag.

Aber auch die Frauen melden sich zum Wort. Doch während einerseits greisenhafte Ermattung zu einer der gesunden Kraft und der natürlichen Bethätigung des Willens zum Leben entsagenden Askese ihre Zuflucht nimmt und andrerseits auf eine orientalische Behandlung des Weibes als auf ein Rettungsmittel hingewiesen wird, bemächtigen sich einzelne Repräsentantinnen der schriftstellernden Frauenwelt des Liebesproblems in ganz anderer Weise.

Als ein tückischer, heißer, unter unnennbaren Qualen geführter, von jähen Lichtblitzen thörichter Entzückungen unterbrochener Kampf der Geschlechter, in dem es sich um nichts Anderes handelt, als wer Hammer, wer Ambos sein soll, wird die Liebe von den Einen aufgefaßt. Des Weibes Recht auf Liebe, um das es stets betrogen wird, und gleiche Freiheit für Mann und Frau verfechten die Kühnsten. Während aber auf der einen Seite unter Aufstellung des Björnson'schen Postulates Beschränkung der Freiheit für den Mann verlangt wird, erklingt von der anderen Seite die Forderung der Erweiterung der Freiheit für die Frau. Die Einen wollen zum Manne herabsteigen, die Anderen behaupten, ihn zu sich emporheben zu wollen.

Empor — aber wohin empor? Wenn es auf der zu erklimmenden Höhe so aussieht, wie Frau George Egerton in ihrem weitbekannten Buche, in ihrer Novellensammlung „Keynotes" es schildert — „verblüffende Lebenswahrheit" ist es vor allem, die man ihren geistvollen Darstellungen nachrühmt — dann, wahrlich, wäre das Werk des Emporhebens von recht zweifelhaftem Werte. Denn das Bild von dem Innenleben der Frau aus den modernen gebildeten Klassen, das uns hier entgegentritt — also von dem Wesen der Frau, wie es sich unter dem Drucke der sie umklammernden Schranken entwickelte, die, wenn es nach jener Forderung ginge, auch dem Manne gezogen würden —, ist ein grausames Gemengsel psycho-physiologischer Gegensätze, eine Mischung von Frivolität, Raffiniertheit, Sinnlichkeit, Idealismus, Männerhaß und Erotomanie, in der wir eine unselige Verkrüppelung der Natur erkennen müssen, nicht aber ein Vorbild, das zur Nachahmung locken könnte.

Mit dem Dammbauen allein ist es nicht gethan. Gewässer, die in ihrer natürlichen Bewegung aufgehalten werden, stagnieren zu Sümpfen. Auch Gabriele Reuter zeichnet in ihrem viel gelesenen Buche „Aus guter Familie" das Schicksal so eines armen, in seinem naturgewollten Laufe aufgehaltenen Bächleins. Nur sind es hier zum Teil noch andere Schranken, die das Unheil anrichten. Die herkömmliche weibliche Erziehung, die kein

anderes Ziel vor Augen hat, als das, die jungen Mädchen ihre einzige Bestimmung in der Ehe erblicken zu lehren, die alle anderen nach freier Regung, Entwicklung und Bethätigung ringenden Triebe als höchst unweiblich erstickt, die das Verlangen nach Liebe, nach der Ehe und Mutterschaft mit allen Mitteln weckt, nährt und steigert, ohne doch die Macht zu haben, die armen Finger in den ersehnten Hafen zu lotsen: diese in gewissen Kreisen noch allgemein angewandte Erziehungsschablone wird hier in ihren unseligen Wirkungen dargestellt, indem deren Opfer, durch das Fehlschlagen all seiner Hoffnungen im tiefsten Lebensnerv getroffen, getäuscht und gedemütigt, dumpfer Verzweiflung anheimfällt, um schließlich in schwerer unheilbarer Geistesstörung dahinzusiechen.

Grant Allan plaidiert in ihrem Roman „The woman who did“ für die freie Verbindung von Mann und Frau, die sie als sittliche That höher stellt, als die legale Ehe, während viele andere Novellistinnen sich damit begnügen, in der auf freier Liebeswahl, auf der wirtschaftlichen und sozialen Unabhängigkeit der Frau aufgebauten Ehe den Idealtypus der Verbindung der Geschlechter kommender Zeiten zu zeichnen.

Dann giebt es welche, die auf die Rosenketten der Liebe so schlecht zu sprechen sind, daß sie als moderne Pendants zu unserm alten Goethe, der es als eine mißliche Sache bezeichnete, wenn geistig strebende Männer „sich mit Weibern schleppen“, das Weib keusch, frei und ungehemmt von den Banden der Liebe und Mutterschaft, in stolzem Adlerflug durch übersinnliche Sphären möchten dahinschweben lassen. Wogegen andere wieder die Weibnatur sich gar nicht losgelöst denken können vom Weben und Leben der Liebe. Ein umgekehrter Asra dünkt ihnen die Frau, vom Stamme derer, die sterben müssen, wenn sie nicht lieben. So kann Maria Janitschek in ihrem Buche „Vom Weibe“ sich gar nicht genug daran thun, die typische Natur der Frau als einen unlöschbaren Herzens- und Sinnenbrand darzustellen. Wie Nachtfalter auf das sengende Lampenlicht, stürzen sich ihre weiblichen Novellenfiguren lechzend in die Arme des in jäh auflodernder Laune erwählten Mannes. Ein heißer, wilder Schrei des Hungers nach Liebe geht durch ihre Dichtungen in Vers und Prosa, rücksichtslos die altehrwürdigen Grenzpfähle gewohnter Selbstbeschränkung überspringend. Man glaubt den Orgelton des röhrenden Brunsthirsches zu hören im tiefen, einsamen Schweigen dämmernder Urwaldsschatten . . .

Ja, ein mächtiges Pochen und Rütteln dröhnt an den alten Mauern starrer Überlieferungen. Es gährt und quillt, rauscht und brodelt im Schoße unserer Zeit. Unter all den politischen, kirchlichen, nationalen und sozialen Wirrnissen klingt, wenn auch nur dem schärferen Ohr vernehmbar, der Kampf des Weibes um eine Lösung des Liebesproblems, die sie als freie Persön-

lichkeit dem urewigen Naturverlangen alles Lebendigen Genüge thun läßt. Das Ringen des Weibes nach seiner rein menschlichen Vollberechtigung, das in der Frauenbewegung seinen Ausdruck findet, hat auch diesen Kampf geschaffen. Aus der modernen Litteratur schallt er uns entgegen durch die Reihen aller Dichter und Denker, die im Labyrinth der Liebesfrage nach einem Ausgang suchen, tönt die Klage, daß die Formen, welche die moderne Kulturentwickelung dem Walten und Wirken der Liebe gegeben hat, in keiner Weise den naturberechtigten Ansprüchen des Einzelnen, noch den sozialethischen Anforderungen der Gesamtheit zu entsprechen vermögen. Immer lauter erheben sich diese Stimmen, um auf das klägliche Fiasko hinzuweisen, das die am Gesellschaftsbau arbeitende Ingenieurkunst unserer Zivilisation erlitten hat, indem die Adern des gewaltigen Stromes nach so falschen Gesetzen reguliert wurden, daß er hier, sich stauend, die Dämme überspült und verheerend sich ergießt, dort aber zu giftausströmenden Morästen versumpft, statt das Erdreich fruchtbringend zu berieseln.

Nach neuen Formen, neuen Gesetzen wird gerufen. Aber seltsam widersprechend, in schroffen Gegensätzen giebt sich dieses Drängen kund. Und die Frage drängt sich einem auf, ob eines dieser vielen in sozialphilosophischen Abhandlungen, in ergreifenden Bühnendichtungen, in feinciselierten novellistischen Seelenanalysen verkündeten Heilmittel zur Anwendung gebracht, ob die moderne Kulturgesellschaft eine dieser ihr vorgezeichneten Entwickelungsbahnen einschlagen wird.

So viel ist sicher: unsere Zeit ringt nach neuen Ausdrucksmitteln für die Triebkräfte ihres schaffenden Lebens.

Die Frauenbewegung ist es vor allem, die den sexuellen Beziehungen eine neue Gestaltung geben wird. Ganz sachte und allmählich wird sich diese Neugestaltung mit jedem dem Ziele sozialer Gleichstellung von Mann und Frau sich nähernden Schritte von selbst vollziehen. Denn sobald die Frau in der Wahl ihres Berufes dieselbe Freiheit besitzen wird, wie der Mann sie hat, sobald ihr alle wissenschaftlichen, staatlichen und industriellen Laufbahnen geöffnet sein werden, die bisher nur dem Manne offen stehen, sobald sie nicht mehr dem Manne gesetzlich untergeordnet und von ihm abhängig sein und ohne Bevormundung, aber auch ohne den Schutz des Mannes, allein auf sich gestellt, gleiche Pflichten, gleiche Rechte und gleiche Freiheit haben wird, wie er: dann wird selbstverständlich auch der auf die Voraussetzung der Notwendigkeit rechtlicher und freiheitlicher Ungleichheit der beiden Geschlechter gebaute, die Basis unserer gegenwärtigen sexuellen Beziehungen bildende Glaubenssatz, daß es in geschlechtlich-sittlicher Hinsicht für Mann und Frau zweierlei Recht gebe, entwurzelt werden und es werden Grundsätze gleicher Freiheit und gleicher Verpflichtung zur Bezähmung

ungeordneter Neigungen und Leidenschaften an dessen Stelle treten. Die freie Stellung der Frauen in der Öffentlichkeit wird den auf Vernunft und Kenntnis der Naturgesetze beruhenden Grundsatz zur Geltung bringen: daß bei Mann und Frau nur derartige geschlechtliche Verbindungen, welche die allgemeine Wohlfahrt, die berechtigten Interessen anderer beeinträchtigen, als unmoralisch verurteilt werden müssen. Eine derartige prinzipielle Neugestaltung der moralischen Anschauungen wird eine Grundlage schaffen, aus welcher sich Formen der Liebesbeziehungen ergeben werden, die ebenso dem Naturverlangen wie den Forderungen einer hochentwickelten, auf Grundsätzen der Gerechtigkeit und der Rücksichtnahme auf das Allgemeinwohl basierenden Gesellschaftsordnung zu entsprechen vermögen.

Noch halten wir recht weit von diesem Ziele.

Mit den vielgestaltigen Wandlungen, welche die Völker auf dem Wege ihrer kulturellen Entwickelung durchmachten, haben sich nicht nur die Formen der Ehe vielfach geändert, sondern auch die Rolle, welche sie im Leben der Menschen spielt und mit diesen die Anschauungen über die wahre Bedeutung der Ehe und der Liebe. Lüftet sich aber zufällig ein Zipfelchen des Schleiers, der den Irrgarten unseres modernen sozialen Lebens mit all seinen Schlupfwinkelchen, Seitentreppchen und geheimen Ausgängen deckt, so nimmt man mit Staunen wahr, daß alle diese Wandlungen sich nur im äußeren S c h e i n vollzogen haben, während das wahre S e i n ganz dasselbe geblieben ist.

Bei den Kulturvölkern des Altertums betrachtete man die Ehe hauptsächlich vom staatlichen Gesichtspunkt als ein Mittel zur Erzeugung von Bürgern. Auch der christliche Mystizismus, der den jungfräulichen Stand als den edelsten Typus der Menschenwürde ansieht, faßt die Ehe nur als die verzeihlichste, weil zur Erhaltung des Menschengeschlechts notwendige Abweichung von der idealen Reinheit auf. Bei den barbarischen Völkern der Gegenwart gilt die Frau dem Manne teils als notwendiges Mittel zur Erzeugung von Nachkommenschaft, teils als Lasttier zur Aufbürdung von Arbeiten, die ihm selbst zu mühsam oder zu unbequem sind, teils als Werkzeug zur Befriedigung seiner Leidenschaften. Deshalb sehen wir auch, daß bei der Mehrzahl der nichtchristlichen Völker Polygamie herrscht.

Wir modernen Kulturvölker besitzen die monogamische Ehe, welche der Vielweiberei gegenüber mit Recht als ein großer Fortschritt in der Zivilisation angesehen wird. Die Ehe wird bei uns nicht bloß als ein Mittel zur Erzeugung von Staatsbürgern betrachtet, sie gilt uns — offiziell — als ein Liebesbund, als die herrschende Form des Geschlechtsverkehrs. Der Menschen- und Lebenskenner weiß jedoch, daß unser Eheinstitut dem Ideale der Monogamie keineswegs zu entsprechen geeignet ist, sondern nichts ist, als

eine konventionelle Formel, mit welcher einer den anderen, die Gesellschaft den einzelnen und der einzelne die Gesellschaft zu düpieren vermeint.

Demosthenes erklärte in seiner bekannten Rede, in welcher er von der Freiheit des Mannes in der Liebe als von einer selbstverständlichen Sache spricht: „Wir halten uns Geliebte zum Vergnügen, Konkubinen zu Aufwärterinnen und Frauen zum Gebären rechtmäßiger Kinder." Diese Darstellung klingt so modern, daß man sie den Söhnen unserer Zeit in den Mund legen könnte. Der einzige Unterschied zwischen jener und der gegenwärtigen Zeit scheint darin zu liegen, daß die Männer von damals sich zu „Aufwärterinnen" Nebenfrauen hielten, während sie heute den häuslichen Dienst ihren Ehefrauen übertragen und das Ehejoch als ein notwendiges Übel betrachten, das sich von dem Vorteil, als Ersatz für die entflohenen Genüsse der Jugend im freudlosen Alter eine bequeme Häuslichkeit zu haben, leider nicht trennen läßt.

In unserer Zeit, bei unseren hochzivilisierten Völkern, wo, obgleich nicht gesetzlich anerkannt und deshalb nicht unter diesen unschönen Namen, aber thatsächlich Polygamie, Polyandrie und Pantagamie ihren Sitz haben, die Monogamie als die herrschende Form des Geschlechtsverkehrs auszugeben, ist ein von großer Kühnheit oder verblüffender Heuchelei zeugendes Wagnis. Unser Eheinstitut selbst ist eine mangelhafte, alles eher als das Glück der Eheleute, auch nicht das Wohl der Kinder garantierende Einrichtung. Und wenn es trotzdem mitunter glückliche Ehen giebt, so ist dies nicht das Verdienst dieser Institution, sondern lediglich das der Kontrahenten.

Soll die Ehe nicht zu einem des Menschen unwürdigen, seine moralische Verschlechterung oder tiefe seelische Leiden zur Folge habenden Joche werden, so dürfen die der Schließung dieses Bündnisses zu Grunde liegenden Motive keine anderen sein, als gegenseitige Liebe und Hochachtung. Wäre es aber möglich, unter der großen Menge geschlossener Ehen eine Statistik darüber zu führen, wie groß die Zahl jener Ehen ist, welche aus diesem Beweggrunde eingegangen werden, so würde man zu der Entdeckung gelangen, daß gegenseitige Liebe und Achtung zu den allerseltensten Motiven der Ehebündnisse gehören. Die natürliche Folge hiervon sind die vielen unglücklichen Ehen. Denn muß ein Liebesbündnis ohne die Sanktion der Ehe als eine Übertretung der herrschenden Moralgesetze bezeichnet werden, so ist eine Ehe ohne die Sanktion der Liebe eine Sünde wider die Natur, die sich in ihren Folgen furchtbar rächt. Sie wird allmählich zu einer Sklaverei, die schmerzlicher zu ertragen und entwürdigender ist, als selbst die Leibeigenschaft.

Es wäre freilich unrichtig, behaupten zu wollen, daß jede aus Liebe eingegangene Ehe aus diesem Grunde unbedingt eine glückliche sein müsse.

Nicht jede auf Sympathie beruhende Neigung trägt die Garantie ewiger Dauer in sich. Es giebt eben auch eine Fata Morgana für das geistige, nicht bloß für das leibliche Auge, und manche Liebe beruht nur auf einer Illusion, die sich der Liebende vom geliebten Wesen geschaffen und die bei allmählicher Erkenntnis des wahren Seins zerfließt. Oder es kann vorkommen, daß gewisse, den seelischen Akkord der Liebenden störende Eigenschaften der individuellen Naturanlage, gleichsam wie latente Kräfte im Verborgenen ruhend, sich der Wahrnehmung entziehen. Ein ihrer Entwickelung günstiges Zusammentreffen äußerer Umstände kann sie plötzlich hervortreten und den betreffenden Charakter mit einemmal in einem den anderen abstoßenden, ja möglicherweise seine Liebe mit einem Schlage vernichtenden Lichte erscheinen lassen.

Jedenfalls aber ist die Möglichkeit, dauerndes Glück und Zufriedenheit zu gewähren, bei Verbindungen, die a priori der Grundlage der Liebe entbehren und aus Motiven eingegangen werden, die dem einzigen sittlich und natürlich berechtigten Beweggrunde: dem aus freier Neigung entsprießenden Wunsche, einer dauernden und ausschließlichen Vereinigung mit dem Erwählten, zuwiderlaufen, im voraus ausgeschlossen, und zahlloses Elend und Unglück, zahllose Fälle moralischer Verirrungen und Verkommenheit sind auf solche, auf Lüge aufgebaute Eheschließungen als auf ihre letzte Wurzel zurückzuführen.

Die weitaus größte Mehrzahl der Ehen wird aber in unserer zivilisierten Welt aus Beweggründen geschlossen, die mit dem eigentlichen Zweck der Ehe gar nichts zu thun haben.

Die durch Brauch und Satzung engbeschränkte Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts und die auf der Anschauung einer gegenüber dem Manne bestehenden Minderwertigkeit des Weibes begründete gesellschaftliche Zurücksetzung der unverheirateten Frau gegenüber der verheirateten sind schuld daran, daß in zahlreichen Fällen die Mädchen aus gar keinem anderen Grunde sich verheiraten, als um sich eine lebenslängliche Versorgung zu versichern, oder um nur überhaupt „unter die Haube“ zu kommen.

Die die Mehrzahl der Männer in ihrer Brautwahl leitenden Motive liegen im Vermögen oder in günstigen Familienbeziehungen der Frau, durch welche sich manche materielle Vorteile erwarten lassen, oder in dem Wunsche, eine tüchtige Hausfrau zu gewinnen, um durch Gründung eines eigenen Hausstandes den Unbequemlichkeiten des Garçonlebens überhoben zu werden, die mit dem reiferen Alter immer empfindlicher werden.

Wie sollte der Mann auch dazu kommen, sich bei Schließung eines Ehebundes die Erreichung anderer Ziele vorzustecken? Wie sollte er die Ehe von einem anderen als geschäftlichen Gesichtspunkt betrachten, da er

doch seit seinen flaumbärtigen Knabenjahren schon gelernt hat, die Liebe gewissermaßen als ein freies Jagdgebiet anzusehen, auf welchem es den Männern zusteht, nach Lust und Behagen umherzupürschen? Denn aller gesunden Logik zum Hohne, bildet die klassische Maxime: **Si duo faciunt idem, non est idem**, noch immer den von der Gesellschaft gehandhabten moralischen Maßstab, sowohl in vielen anderen Dingen, als ganz besonders in der Beurteilung der Beziehungen der Geschlechter in der Ehe und Liebe. Ein ganzes langes, in Ausschweifungen verschlemmtes Leben verzeiht man dem Manne leichter, als dem Weibe einen einzigen „Fehltritt". Sie trifft die volle Schwere sittlicher Entrüstung, während er in den Augen der Männer für schuldlos gilt, in den Augen vieler Frauen dadurch sogar noch interessanter wird.

Als Wirkung dieser das Rechtsgefühl und die Vernunft in gleicher Weise verletzenden moralischen Doktrinen, die auf dem in Rede stehenden Gebiete alle Opfer, welche die Interessen der Gesellschaft angeblich erheischen, nur dem einen Geschlechte auferlegen und ebenso jede von beiden Geschlechtern begangene Verletzung ihrer Gesetze nur an diesem einen Geschlechte und zwar sehr empfindlich bestrafen, während sie die Mitschuld des anderen ungeahndet lassen, ist die Ehe, statt ein Liebesbündnis zu sein, zu einem oftmals aus niedrigen Nebeninteressen eingegangenen Geschäftsunternehmen geworden. Eine Besserung dieser desolaten Zustände, eine günstige Umgestaltung der herrschenden Moralprinzipien, eine gesunde, gleicherweise dem Willen der Natur wie den Bedingungen des Allgemeinwohles entsprechende Reorganisation der sexuellen Beziehungen kann aber nur durch jenen Umschwung in der gesellschaftlichen Ordnung herbeigeführt werden, welcher die radikale soziale und wirtschaftliche Gleichstellung des weiblichen Geschlechtes mit dem männlichen zur Folge haben würde.

„Die Gesellschaft" — sagt Julius Fröbel („System der sozialen Politik") sehr richtig — „hat an dem geschlechtlichen Leben der Einzelnen folgende Interessen: 1) daß die Gattung fortgepflanzt und soweit vermehrt werde, als irgend die Mittel der Lebenserhaltung reichen, womit das Interesse physischer Rassenveredlung sich verbindet; 2) daß das moralische Gefühl persönlicher Ehre und Würde, als die Grundlage aller inneren Sittlichkeit, weder durch eigene Prostitution noch durch Gewaltthat des Stärkeren oder durch Brutalität von Gesetz und Sitte verletzt und untergraben werde; 3) daß die Wechselwirkung männlicher und weiblicher Charaktere die Freiheit habe, welche den Bedürfnissen aller Charakterentwickelung entspricht. Diese verschiedenen Interessen fallen aber praktisch zusammen, weil aus allen die gleiche Forderung entspringt, daß der Geschlechtsverkehr jede Unfreiwilligkeit, jedes Nebeninteresse, jede Idealität ohne Gehalt ausschließend, auf das

reelle Verhalten der Individualitäten oder Charaktere sich gründe, und demnach aus freiem, energischem Triebe, aus charaktervoller Zuneigung und Leidenschaft hervorgeht."

Diese Worte zeigen die Richtigkeit unseres Standpunktes, von dem aus wir die Verbindung von Mann und Frau, in und außer der Ehe, welche aus anderen Motiven als dem der freien Liebeswahl beider Teile eingegangen wird, weil naturwidrig, als unsittlich und das allgemeine moralische Gefühl der Kontrahenten abstumpfend verwerfen müssen.

Die moderne Litteratur legt Zeugnis ab, daß die Erkenntnis dieser Wahrheit zu dämmern beginnt. Einen Spiegel bietet sie des inneren Zwiespalts zwischen den Forderungen einer den Bedürfnissen unserer heutigen Entwickelungsstufe entsprechenden Neugestaltung unserer sozialen Einrichtungen und dem Zwang, den die überlebten, morschen, nur noch künstlich erhaltenen Formen ausüben. Dieser Zwiespalt hat die dekadente Müdigkeit, den pessimistischen Zweifel an die Fortschrittsfähigkeit der menschlichen Gesellschaft geschaffen, die unser entschlafendes Jahrhundert in so vieler Hinsicht charakterisieren, während er zugleich die Stimmen mehrt, die nach einem Umbau der innerlich brüchigen Ordnung rufen. Auch dem Liebesproblem werden die kommenden Geschlechter eine neue Deutung bringen. Eine Deutung, welche die „Liebe der Zukunft" zu einer freigewollten Verbindung freier Persönlichkeiten werden läßt. Dahin weisen die Zeichen der Zeit. Sie sind es, die am Lebensbaum der Gesellschaft, trotz des vielen dürren Laubes, das pessimistisch und skeptisch raschelnd zu Boden sinkt, als frische grünende Zweige für des Baumes Wachstum und Gedeihen bürgen.

Das Idealbild eines deutschen Publizisten.

Von Paul Grosse.

(Würzburg.)

Es gehört zu den Ausnahmen in der Geschichte deutschen Schrifttums, daß ein Mann mit der Niederschrift seiner wichtigsten Werke erst in einem Alter anhebt, wo sich andere bereits von den Mühen des schriftstellerischen Lebens auszuruhen beginnen. Nicht als ob sich Viktor Adalbert Svoboda, der am 26. Januar dieses Jahres sein 70. Lebensjahr vollendet, erst im höheren Alter dem Schriftstellerberufe zugewandt hätte, aber die Werke, denen er seinen Ruf als einer unserer bedeutendsten lebenden Kunst- und Kulturhistoriker verdankt, sind doch alle erst jenseits des eigentlichen Mannesalters entstanden.

In die Jugendjahre dieses seltenen Mannes, der, wie Peter Rosegger so richtig bemerkt, „zu den wenigen Auserwählten zählt, deren Leben und Worte eins sind, die ihr Leben lehren und ihre Lehre leben," fallen nur zwei kleinere Schriften; eine Programmschrift, welche „die Beziehungen der religiösen Weltanschauung zur Kunst" behaudelt, und eine andere in Buchform, „die Poesie in der Malerei", die, obschon im Jahre 1861 erschienen, doch heute noch durchaus modern genannt und als ein vorzüglicher Leitfaden zu einem selbständigen Urteile über Gallerie-Gemälde und zu einem tieferen Verständnisse ihres Kunstranges bezeichnet werden muß. Sein nächstes und zugleich eines seiner bedeutendsten Werke kam erst im Jahre 1886, also 25 Jahre später, an die Öffentlichkeit. Es war dies die tiefgründige „Kritische Geschichte der Ideale, mit besonderer Berücksichtigung der Kunstgeschichte", welche den Ruf ihres Verfassers als eines Kunst- und Kulturhistorikers ersten Ranges für alle Zeiten fest begründete. Schon dies gediegene und gedankenschwere Werk bewies, was alle folgenden dann bestätigten, daß der Verfasser die 25jährige Pause aufs beste zum Vorteile seiner Schriften ausgenützt hatte, daß der Autor in dieser Zeit nicht nur ein ungeheures Litteraturmaterial bewältigt hatte, sondern daß er auch auf seinen wiederholten Reisen in Italien, den Niederlanden, Norwegen, Schweden u. s. w. Land und Leute, Kunst- und Naturschätze, Sitten und Gebräuche, Lebensanschauungen, kurz alles was er irgendwie hätte verwerten können, aufs allerbeste und gründlichste studiert hatte. Dieser Mann, der noch heute mit 70 Jahren arbeitet, wie in den besten Jahren seines Lebens, darf wohl von sich sagen, daß er keine Minute seines Lebens verloren hat, aber dies nicht um seines Vorteiles willen, sondern um die unermeßlichen| Schätze der Wissenschaft, der Kunst und Litteratur in Formen zu bringen, die ihren Genuß auch solchen Menschen möglich machen, die nicht aus den Quellen schöpfen können. Sein ganzes Leben und Wirken, es war nur dem Wohle und dem Fortschritte seiner Mitmenschen geweiht. Nie hat dieser selbstlose Mann auch nur eine Zeile persönlichen Vorteiles halber geschrieben; Tausenden that er Gutes, aber niemals begehrte er Dank dafür. So ist es denn nicht mehr als billig und gerecht, wenn wir dieses Mannes in einer Zeit gedenken, der man nichts weniger nachrühmen kann als Dankbarkeit.

Wenn wir dazu nicht die Gegenwart oder die jedermann zugänglichen Werke Svobodas benutzen, sondern um zehn und zwanzig Jahre zurückgreifen, so geschieht es deshalb, weil nichts so geeignet ist, den Schriftsteller und Menschen zu werten, als eine Schilderung des „Publizisten" Svoboda. Wenn die zwanzig Jahre von 1862 bis 1882 uns auch kein Buch Svobodas gebracht haben, so sind sie doch seinen späteren Werken zugute gekommen.

Sie sind aber auch nicht nur ein Glanzpunkt im Leben Svobodas, sondern vor allem auch in der Geschichte der deutschen Publizistik überhaupt, die nur wenig Blätter aufzuweisen hat, die so rühmlich und ehrenvoll sind, wie die zwanzig Jahre, da Adalbert Svoboda Leiter der Grazer „Tagespost“ war.

Geboren am 26. Januar 1828 zu Prag, studierte Adalbert Svoboda an der dortigen deutschen Universität Geschichte, Philosophie und Kunstgeschichte und wurde bereits mit 22 Jahren zum Doktor der Philosophie promoviert. Mit 26 Jahren Professor, legte er jedoch schon im Jahre 1862 in Marburg seine Professur nieder, um im August desselben Jahres die Leitung der Grazer „Tagespost“ zu übernehmen. Wenn jemals das Ideal einer Zeitung, wie sie sein sollte, erreicht wurde, so hat es die „Tagespost“ unter der 20jährigen Obhut Dr. Svobodas verkörpert. In Österreich-Ungarn giebt es kaum ein zweites Blatt, das so einflußreich und maßgebend gewesen wäre, wie die Grazer Tagespost unter seiner Leitung. Sie trat nicht mit der vorlauten Prätension eines Residenzblattes auf, sie hatte gewiß ihre besonderen Mängel und Schattenseiten, allein ihr war nicht das Judasmal der moralischen Verkäuflichkeit auf die Stirne gedrückt, sie meinte es in der That ehrlich mit ihrem Programm und mit dem Publikum, und diesem Umstande verdankte sie die Achtung ihres Leserkreises. Bei dem idealen Plan und der außergewöhnlichen Stellung dieser Zeitung war es begreiflich, daß der Chefredakteur nicht leicht Mitredakteure finden konnte, die seiner Gewissenhaftigkeit in politischen, sozialen, wie auch in ästhetischen Dingen entsprachen. Er erzog sich daher seine Leute selbst. Er erzog sich junge Kollegen, die er oft aus Armut und Not gerissen hatte; seine Schule war streng aber fruchtbar, besonders für Stil und ästhetischen Geschmack, und mancher, der heute des Lehrers und Freundes vergessen, wandelt trotzdem unbewußt nach seinen Pfaden. Auch die Mitarbeiter aus der Provinz mußten sich den Rotstift des Chefs in einer für den Moment vielleicht empfindlichen Weise oft genug gefallen lassen, bis es einer nach dem anderen eingesehen hatte, daß er hier eigentlich in einer Schule für Stilistik gewesen ist, ohne Lehrgeld bezahlen zu müssen. Mit einem Worte, Graz und die Steiermark weisen noch heute Spuren auf, daß der langjährige Chefredakteur ihrer verbreitetsten Zeitung ein Lehrer der Ästhetik gewesen ist.

Einen Beweis dafür, in welch' hohem Sinne Svoboda seine Stellung auffaßte, bildet der Umstand, daß er schon bald nach Übernahme der Oberleitung eine eigene Rubrik für solche Beiträge eröffnete, mit deren Darlegungen oder Ansichten die Redaktion sich nicht einverstanden erklären konnte. Es gab im Lande kein gemeinnütziges Unternehmen, keine wohlthätige Anstalt, deren Bestrebungen nicht durch Svoboda in der „Tagespost“ auf das Nachdrücklichste und Uneigennützigste unterstützt worden wären, nicht mit frostiger

Gleichgültigkeit, wie es vielfach geschieht, sondern mit der diesem Manne eigenen Herzenswärme. Von den humanen Werken Svobodas seien nur der „Verein zur Unterstützung ausgetretener Priester“ und der „Grazer Schriftsteller-Verein“ hier erwähnt. Nur wer es weiß, wie einem Menschenfreunde das innere Elend eines ohne Gemütsanlage und Überzeugung in den Priesterstand gedrängten Geistlichen zu Herzen gehen kann, der wird begreifen, was eine solche Gründung in einem Lande zu bedeuten hat, wo der höchste Wunsch jeder Mutter der ist, einen ihrer Söhne „geistlich werden“ zu lassen. Wie Svoboda es mit den Bildungsanstalten, besonders mit der Volksschule gemeint hat, das ist in den zwanzig Jahrgängen der „Tagespost“ nachzulesen. So hat er sich z. B. für Graz durch sein energisches Eintreten für Gründung eines Mädchengymnasiums ein dauerndes Verdienst erworben. Daß in diese Zeit die Blüteperiode des Grazer Theaters fällt, dürfte auch nicht so ganz zufällig sein. Entgegen der landläufigen Ansicht, daß eine Zeitung sich nach dem Publikum richten müsse, war Svoboda vielmehr der Meinung, daß an der Erziehung des Volkes zu arbeiten, eine der wichtigsten Aufgaben des Publizisten sei. Man konnte im Lande häufig die Wahrnehmung machen, daß sich die ständigen Leser der „Tagespost“ in ihren Ansichten und in der Entschiedenheit ihrer Meinung wesentlich von denen anderer Blätter unterschieden.

Es waren bewegte politische Zeiten, die von 1862 bis 1882. Minister und Ministerien gingen und kamen, Systeme, Versuche und Versuchungen, Verirrungen und Schicksalsschläge lösten einander ab. Es war nicht leicht, in solcher Zeit zwischen all den zahllosen Klippen hindurch ein größeres Blatt zu leiten und für ganze Provinzen tonangebend zu gestalten. Als Svoboda in die Journalistik eintrat, fand er die Konstitution jung und zart in der Wiege liegen. Er ist ihr Pfleger und Vormund geworden und für dieselbe ein wackerer Kämpfer geblieben. Er war ein Vertreter des Liberalismus im guten Sinne — er war freisinnig und tolerant. Daß die Steiermark in den letzten Decennien politisch mündig geworden ist, so daß sie zeitweilig sogar tonangebend in Österreich auftrat, das verdankte sie nicht in letzter Linie der Preßthätigkeit Adalbert Svobodas.

Das lebens- und lichtvolle Bild Adalbert Svobodas wäre jedoch nicht vollständig, wollten wir nicht noch einer Seite seiner segensreichen Thätigkeit gedenken: der Auffindung, Unterstützung und Ausbildung litterarischer und künstlerischer Talente. Er hatte dafür nicht bloß das warme Herz, sondern auch das scharfe Auge und die glückliche Führerhand. Es giebt manchen renommierten Litteraten und Poeten in Deutschland und Österreich, manchen tüchtigen Professor an den Universitäten, der sich bei der Grazer „Tagespost“ die ersten Sporen verdiente und Dr. Svoboda zu seinen

Wohlthätern zählt. Es leben im Lande und außerhalb desselben noch viele andere, die ihm ihre Existenz und Stellung verdanken. Aber mit der ihm angeborenen Bescheidenheit wies er stets jeden Dank mit den Worten zurück: „Das wären sie auch ohne mich geworden."

Es war im Jahre 1864. Da erhielt Svoboda aus einem abgelegenen Alpendorfe einige Gedichte und ein Brieflein von einem unbekannten Bauernburschen zugeschickt. Daraufhin schrieb er dem jungen Menschen unterm 22. März, daß er seine Gedichte gelesen habe und finde, daß er eine vorteilhafte Begabung besitze, die eine sorgfältige Pflege verdiene. Er wolle mehrere seiner Gedichte veröffentlichen und das Publikum auf ihn aufmerksam machen. Er möge auch seine Erzählungen einschicken u. s. w. So sandte denn der junge Naturdichter eines schönen Tages durch seinen Firmpaten einen ganzen Buckelkorb voll Schriften — sie wogen wohl an die fünfzehn Pfunde — nach Graz und am 1. September stand er selbst vor dem Manne, der es nur für seine Menschenpflicht hielt, ihm zu helfen. Was damals zwischen den beiden geredet wurde, hat Rosegger*) — so hieß der junge Naturdichter — im Januarheft des Heimgarten 1898 mit so schlichten und doch so ergreifenden Worten geschildert, daß es jeder dort selber nachlesen möge. Am 2. und 14. Dezember 1864 erschienen dann jene beiden Aufsätze Svobodas in der Grazer „Tagespost", in denen auf die Begabung Roseggers nachdrücklich hingewiesen und die warme Bitte ausgesprochen wurde, „es möchten sich Wohlthäter finden, die es dem jungen Naturdichter ermöglichten, aus seinen kümmerlichen Verhältnissen hervorzutreten und sich eine entsprechende Ausbildung zu erwerben". Wie sich dann aus dem Waldbauernbuben und Naturdichter allmählich der beliebte und geschätzte Volksdichter entwickelt hat, das ist im zweiten Bande der Waldheimat, in dem Aufsatze „Am Wanderstabe meines Lebens" im Buche „Am Wanderstabe" und zum Teil auch in seinem neuesten Werke „Mein Weltleben" zu lesen, aus denen zugleich die unwandelbare Freundschaft der beiden Männer ebenso hervorgeht, wie aus der Vorrede Roseggers zu seinem Svoboda gewidmeten Roman „Martin der Mann". Eine knappe, aber treffende Lebens- und Charakterskizze Roseggers von Adalbert Svoboda findet sich im 41. Hefte der „Deutschen Bücherei". Rosegger ist aber nur einer von den vielen, deren Lebensgeschick Svoboda günstig beeinflußt hat. Seine Bescheidenheit und seine Abneigung gegen alles persönliche Gefeiertwerden hat es stets zu verhindern gewußt, daß etwas davon in die Öffentlichkeit gedrungen ist.

*) Seinen uns in liebenswürdigster Weise zur Verfügung gestellten Mitteilungen verdanken wir einen großen Teil dieser Ausführungen.

Svobodas Art des schriftlichen oder persönlichen Verkehrs war niemals persönlich verletzend und deshalb brauchte man nicht immer mit seinen Ansichten einverstanden zu sein, um ihn liebenswürdig zu finden und lieb zu gewinnen. Durch seine politischen oder konfessionellen Feinde bisweilen zur Rücksichtslosigkeit gezwungen, fand er doch allemal bald seine Objektivität wieder. Sein persönliches Wohlwollen trat auch in seinem Blatte jederzeit hervor, wo es galt, gutes zu stiften. Den vornehmen Ton und Zartsinn, der in der „Tagespost“ bemerkbar war, haben in noch höherem Grade jene erfahren, die mit der Persönlichkeit Svobodas verkehrten. Eine feinbesaitete Natur voll lebhafter Empfindung, abhold aller Roheit, leicht und tief verletzbar durch niedrige Rücksichtslosigkeit oder das, was ihm als solche erschien, andererseits gern bereit, derlei zu vergessen und dann wieder voll Herzenswärme, stets bereit zu raten und zu nützen — so haben ihn seine Schützlinge und Freunde kennen und lieben gelernt.

Als im Jahre 1882 die „Tagespost“ in andere Hände überzugehen und damit ihre Tendenz einzubüßen drohte, fand Svoboda die Stelle als Leiter dieses Blattes mit seinem Gewissen nicht mehr vereinbar. Trotz seiner nicht glänzenden Vermögensverhältnisse und seiner unversorgten Familie legte er das hochbezahlte Amt nieder und trat im Februar 1882 ins Privatleben zurück. Eine leider seltene Erscheinung, daß ein Mann lediglich aus Überzeugungstreue eine einträgliche Stellung aufgiebt! Aber dieses Opfer war gleichsam die Besiegelung der Selbstlosigkeit seines langjährigen Wirkens als Leiter des Grazer Blattes.

So sehr die Publizistik das Ausscheiden Svobodas zu beklagen hat, so sehr haben wir für diese Schicksalsfügung zu danken, denn uns wurde dadurch der „Schriftsteller“ Svoboda gewonnen. Nun reiften die Früchte seiner langjährigen Studien: 1886 erschien die „kritische Geschichte der Ideale“, die Biographien Roseggers und Defreggers, 1888 die gänzlich umgearbeiteten und mit Beiträgen Svobodas versehenen „Briefe Chr. Ösers über die Hauptgegenstände der Ästhetik, ein Weihgeschenk für Deutschlands Töchter“ (Berlin, bei Warschauer), der erste, Rosegger zugeeignete Band seiner „Illustrierten Musikgeschichte“, die beste und anmutendste, die wir bislang überhaupt besitzen; 1892 deren zweiter Band; und endlich 1896 und 1897 die „Gestalten des Glaubens“, ein kulturphilosophisches Werk, wie ein zweites derartiges überhaupt nicht existiert. Rosegger hat es zutreffend ein „gottinniges Werk, ein hohes Lied der Liebe zu allen Wesen und das Lebenswerk eines originellen Denkers“ genannt. Kein zweites Buch Svobodas ist so geeignet, in seine großartige Lebensauffassung einzuführen, aber auch so nachhaltig auf den Leser einzuwirken, daß jemand von ihm sagen konnte, „man liest sich die Seele darin frei“, wie die „Ge-

stalten des Glaubens". Aber noch ruht des Greises Feder nicht. Wie vorher in München, so arbeitet er auch jetzt in Stuttgart rastlos an dem Abschluß seiner Lebensaufgabe. Eine „Populäre Ethik auf natürlicher Grundlage" liegt druckfertig da, und zu den „idealen Lebenszielen" fehlen nur noch die Schlußsteine. Möchte der teure Mann nicht nur die Vollendung seiner letzten Werke erleben, sondern möchte sich ihm auch vor allem der Wunsch Roseggers erfüllen:

„Das Gute, das Adalbert Svoboda den Menschen gethan hat, es komme ihm zurück und verkläre den Nachsommer seines Lebens!"

Eine Lebenskomödie.

Novelle von François de Curel.

(Autorisierte Uebersetzung.)

(Schluß.)

VI.

Es war ungefähr Mitternacht, als Louise zu dem Verwundeten zurückkehrte. Sie war von seiner Blässe betroffen: der Tod rückte mit Riesenschritten näher. Charles las in den Augen der Schauspielerin, daß sie handeln wollte. Mit der ungewöhnlichen Galanterie, die er den Frauen stets bezeigt, beschloß er, ihr die Verlegenheit einer Entschließung zu ersparen, denn die seinige war gefaßt.

„Mein Herzchen," sagte er und bemühte sich, seiner Stimme genügend Stärke zu geben, um von einem unsichtbaren Zuhörer vernommen zu werden; „ich habe Dir eben die ersten Mitglieder einer unvergleichlichen Truppe vorgestellt; es bleibt mir nur noch übrig, bevor ich die Welt verlasse, Dir zu zeigen, wie man ein Stück komponiert, und wie man die Rollen verteilt. Was ziehst Du vor? Drama oder Komödie? Wähle!"

„Ich bitte Dich, mein Freund! Wenn Du wohler sein wirst, werden wir vom Theater sprechen; Du regst Dich unnütz auf . . ."

„Drama oder Komödie?" wiederholte Charles in herrischem Tone.

„Nun denn, Drama!" sagte Louise entschlossen.

„Ja, das ist mir auch lieber! Bei einer Komödie liefe ich Gefahr, für meinen letzten Versuch die höchste Komik zu erreichen, und das wäre zu qualvoll . . . Ein Drama wird lustiger sein . . . Meine Ideen darüber sind einfach . . . Jedes gute Drama hat drei Hauptfiguren: zwei rivali-

sierende Federhalter und einen Bleistift. Man muß es nur verstehen, sich des Messers zu bedienen, um den Bleistift gerade am rechten Ende anzuspinnen; das ist die ganze Kunst dessen, der die Intrigue ersinnt. Was die Lösung des Knotens betrifft, so erfolgt sie, wenn das Messer, von plötzlicher Wut ergriffen, anfängt mitten ins Holz zu schneiden und alles rücksichtslos, Bleistift und Federhalter, zerschneidet. Das ist meine Theorie, die wir jetzt ein wenig in Praxis umsetzen wollen."

„Er phantasiert vollständig," dachte Louise. „Sein Wahnsinn mit dem Bleistift und Federhalter: Schauspielern wird immer gefährlicher. Wenn ich das benützte, um einen großen Schlag zu wagen . . ."

„Weißt Du," fuhr Vaulion fort, „ich werde ein Drama schreiben; dann werden wir es von meinen Komödianten spielen lassen, die ich hatte, als ich noch klein war."

„Schön! . . . ich werde mich zu Dir setzen und schreiben. . . . Sag' mal, es wird wohl sehr schrecklich, Dein Drama?"

„Gewiß!"

„Mit Toten zum Schluß?"

„Das will ich meinen!"

„Die armen Leute! Töte sie wenigstens nicht auf einmal! . . . Laß ihnen Zeit zur Überlegung . . . damit sie an die denken können, die sie geliebt haben . . . und ihnen im letzten Augenblick eine Erinnerung zurücklassen. Darüber weint oft das ganze Theater . . ."

„Sei unbesorgt, mein Held wird sein Testament machen . . . Errate, mit welchem Namen er unterzeichnen wird."

Louise betrachtete den Sterbenden, und da sie einen Ausdruck vollständiger Geistesabwesenheit an ihm wahrzunehmen glaubte, so rief sie ihre ganze Kühnheit zu Hilfe und antwortete:

„Charles von Vaulion."

„Bravo! wir verstehen uns. Das wird eine rührende Geschichte und ein schöner Tod. Er wird seine Geliebte um Verzeihung bitten, daß er einen Augenblick an ihr gezweifelt, und wenn Du wüßtest, welche zarten Bestimmungen er in seinem Testament treffen wird, um das Schicksal dieses treuen Kindes sicher zu stellen . . . Schnell, mein Schreibpult, Tinte, Papier . . Ach, ich muß schnell schreiben . . . ich fühle, mein Kopf wird schwach! . . . Beeile Dich!"

Zwischen dem Wunsche, eine vorschriftsmäßige Rührung zu zeigen und der Furcht, kostbare Zeit zu vergeuden, hin- und herschwankend, wärmte Louise zärtlich seine eisige Linke in der ihren, während sie mit der anderen die sämtlichen Schreibmaterialien des Testators auf das Bett legte.

Während dieser doppelten Beschäftigung drückte das Gesicht des

Sterbenden nicht den geringsten Abscheu aus. Das Geschlecht der Schriftsteller-Komödianten ist unausrottbar.

„Jetzt, meine Kleine, laß mich . . . Ich will allein sein . . . Man kann unmöglich schreiben, wenn zwei Augen auf einen gerichtet sind . . . Geh', gehorche . . . Ich bitte Dich um höchstens eine halbe Stunde . . . Ich werde Dich rufen, wenn es fertig ist."

Da Louise dem, der sich so großmütig gegen sie zeigte, nicht zu widersprechen wagte, wandte sie sich langsam der Thür zu. Sobald Charles allein war, verschwand sein Lächeln, und er wandte sich traurig an seine alten Federhalter, die zerstreut auf der Decke herumlagen.

VII.

„Ach, Ihr alten Tyrannen und Freunde meiner Kindheit," murmelte er, „ich würde Euch profanieren, wollte ich Euch zu Zeugen des Dramas machen, das ich zu schreiben gedenke . . . Lebt wohl!"

Dann fing er an mit fieberhafter Eile zu schreiben, während Louise dem Grafen triumphierend um den Hals fiel und ausrief:

„Jetzt haben wir ihn!" — — —

Vaulion brauchte nicht zu rufen, als seine Hand leblos auf das kleine Schreibpult fiel und sein Kopf auf das Kissen rollte. „Aufmerksame Liebe" wachte an dem Schlüsselloch und führte ihm seine sanfte Gefährtin wieder zu.

„Meine Freundin," murmelte er, „dieses Testament hat das bißchen Leben, das mir blieb, vollends aufgezehrt; doch ich bedaure die Mühe nicht, wenn Du mir meine letzte Stunde versüßen willst . . ."

Louise, die am Bette niedergekniet war, bedeckte die Hand des Sterbenden mit Küssen und Thränen.

„Nun gut!" fuhr dieser fort, „nimm diese Papiere und fange an, das, was ich geschrieben, laut, sehr laut vorzulesen. Ich hatte Dir zweierlei versprochen: ein Drama und ein Testament. Was ich in das Drama hineingelegt habe, das sollst Du mir mit Deiner schauspielerischen Kunst vorlesen . . . Das Testament ist nur um diesen Preis zu haben."

Mit diesem Manne, dessen Blick der Tod bereits gläsern machte, ließ sich nicht streiten. Louise fing an zu lesen, und schon bei den ersten Worten verspürte sie eine verzweifelte Wut, die sie weiter zu lesen zwang. Das in die Gosse gezerrte Motiv, die demaskierte Courtisane, die ihre Beute ins Grab fliehen sah, nachdem sie ihr eine grausame Wunde beigebracht, sie weckten Töne wilder Ironie in ihr, die die große Schauspielerin trotz des Bravogeschreis einer begeisterten Menge nie vorher gefunden hatte.

Das Werk aber, in dem sie für zwei Zuschauer die Höhe ihres Könnens erreichte, lautet:

Betrogen werden, höchster Stolz.

Drama in 3 Akten.

I. Akt.

(Louise und der Graf verfolgen zu Pferde einen schattigen Reitweg. In der Ferne Hörnermusik und Hundegekläff.)

1. Szene.

Louise. Der Graf.

Louise: Ich versichere Sie, mein Freund, die Jagd entfernt sich … Charles mag noch so zerstreut sein, er wird unsere Abwesenheit doch bemerken … Hopp! Galopp!

Der Graf: Oh, meine Schöne, noch ein paar Schritt … Hören Sie, die Hunde schweigen … Charles sprengt der Fährte des Rehbocks nach und denkt nicht daran, die unserige zu verfolgen.

Louise: Meinen Sie! … (Hält ihr Pferd an.) Hoho! …

Der Graf: Hören Sie doch die Hörner! … Ein Wechsel! … Eine halbe Stunde haben Sie doch zu thun! …

Louise: Halt! ich habe meine Gerte fallen lassen!

Der Graf: Ich steige ab!

Louise: Machen Sie sich keine Mühe! Das war ein Vorwand, um mir die Beine zu vertreten.

Der Graf: So? weiter nichts? Koppeln wir die Pferde an den Baum und gehen wir ein paar Schritte, bis die Hunde das Wild aufgespürt haben!

Louise: Sie sind um gute Gründe doch nie verlegen! (Beide zur Seite ab.)

2. Szene.

Charles Vaulion (allein): (Er kommt im Galopp herbeigesprengt und bemerkt die beiden an einen Baum gekoppelten Pferde.) Wie lächerlich ist doch die Stellung dieser … beiden Pferde! (Steigt ab und koppelt die Tiere los.) Geben wir ihnen die Freiheit, diesen … beiden Pferden … (Steigt wieder zu Pferde.) Verlieren wir keine Zeit, man könnte kommen … (Entfernt sich im Galopp.)

3. Szene.

Der Graf, Louise (treten wieder auf).

Louise: Sieh! sieh! man hat die Pferde losgebunden! Wer mag das gethan haben?

Der Graf: Irgend ein Dummkopf!! — Doch schließen wir uns der Jagd wieder an! (Sprengen davon, während in der Ferne die Hunde kläffen und die Hörner klingen.)

II. Akt.

(Eine andere Waldgegend. Drei Reiter kommen im Galopp herangesprengt. Ihnen voran die Meute, die die Piqueurs unter der Peitsche kaum zusammenhalten können.)

1. Szene.

Vaulion, d'Elmont und d'Olgy.

Vaulion (zu seinen Gefährten): So! hier ist der Tanzsaal, meine Lieben! (Sich umwendend): He, Pigache!

Pigache: Hier, Herr Charles! (Der alte Piqueur kommt im Galopp zu Charles herangeritten): Ein famoses Jagdwetter!

Vaulion: Du wirst die Hunde in Bois Sergent loskoppeln, Pigache... Ich werde mit den Herren hier bleiben . . .

Pigache (empört losbrechend): Aber hier kommt er doch im Leben nicht durch, Herr Charles . . . Hören Sie doch . . .

Vaulion: Es ist gut, gehorche!

Pigache (steckt sich einen Finger in den Mund und hebt ihn dann in die Luft): Aha, Westwind, Herr. An Ihrer Stelle stellte ich mich dahin . . .

Charles (ungeduldig): Wo es mir beliebt! Wenn ich eine Dummheit begehe, so werde ich sie bezahlen!

Pigache: Na! Ihr Papa hätte hier keinen Eber erwartet . . . (Entfernt sich. Als er an d'Elmont vorüberkommt, zieht er ihn am Ärmel und sagt ihm ins Ohr): Kommen Sie mit, ich weiß 'ne famose Stelle! (d'Elmont schüttelt lachend den Kopf.)

2. Szene.

Vaulion. Der Graf. d'Elmont. d'Olgy.

Vaulion: Meine Freunde, ich glaube dort drei Personen zu sehen, die sich freuen werden, uns zu treffen . . . Ich erkenne Rochebreau an seinem Filzhut . . . Ich weiß nicht, wo er seine Hüte kauft, aber man sieht dergleichen sonst nirgends . . .

d'Olgy: Du hast an unseren Abmachungen nichts zu ändern?

Vaulion: Durchaus nicht! Eure Mission ist sehr einfach . . . Ich weiß, ich habe einen abscheulichen Charakter . . . Dieser arme Rochebreau ist wirklich so unschuldig wie ein neugeborenes Kind . . . Er ist der Beleidigte, wohlverstanden . . . Bewilligt alles, was er will.

d'Elmont: Die Mäßigung des Weisen!

Vaulion: Minerva ohne Ägide. Das ist das wenigste. Ich habe ihn beleidigt... Haha! sogar sehr gröblich beleidigt! Warum? Eine Dummheit! Wenn man eben verrückt ist! und dann müßt Ihr wissen, ist mir dieser Kerl widerwärtig . . . Seht Euch doch dies Gesicht an! (Nimmt eine ernste Miene an.) Na, vorwärts, meine Herren Diplomaten, faites votre jeu! (Während die Zeugen beraten, betrachtet Rochebreau das Phänomen, das der Lichtung

ihren Namen gegeben hat. Es ist ein Kreuz aus Eisen, das ein Holzhauer der alten Zeit aus dem Splint einer Eiche errichtet hat, deren Wurzel nach und nach wieder gewachsen ist. Nur ein Arm und der Kopf der Christusgestalt ragen noch hervor. Vaulion zündet sich eine Cigarette an. Während er sie raucht, werden die Verhandlungen abgeschlossen.) Auf den Kampfplatz, meine Herren! (Degenklirren. Zwei Blicke, die sich verzehren. Rochebreau stürzt wütend vor. Vaulion macht einen Schritt zurück und bleibt, sehr blaß, die Degenspitze zu Boden senkend, stehen.) Ich glaube, es lohnt nicht, weiter fortzufahren (sagte er lachend und fällt starr zur Erde).

III. Akt.

(Die Bühne ist von einer mit einer Thür versehenen Scheidewand in zwei Hälften geteilt. Links ein einfach ausgestattetes Zimmer. Bibliothek mit Kinderbüchern, mit Tintenflecken beschmutzter Nußbaumtisch. Auf einer Etagère stehen ein ganzes Bataillon von Kolibris und anderen kleinen Vögeln, sowie ein Falke, ein Reiher, ein Uhu und eine Elster, die ersten Opfer eines jungen Jägers. In einem Winkel auf einem eisernen Bett liegt Vaulion im Sterben. Rechts ein anderes Zimmer, mit all' dem Luxus ausgestattet, den eine moderne Pariserin einem alten Schloß beizubringen vermag. Es ist Nacht, Lampen erhellen diskret die Szene.)

1. Szene.

Vaulion. Louise. Der Graf.

Louise (zum Grafen): Nein, sage ich Dir, wir laufen keine Gefahr. Er hat selbst Justin den Befehl gegeben, sich schlafen zu legen und hinzugefügt, er wolle mit mir allein bleiben . . . In diesem Augenblick schläft alles im Hause . . .

Der Graf: Aber morgen . . .

Louise: Er röchelt . . . Übrigens hat er das Delirium und man kann alles wagen . . . Siehst Du, wir sprechen ganz laut und er bemerkt Deine Anwesenheit gar nicht. Was hindert mich, ihm die Feder zu halten und seine Hand zu führen . . .

Vaulion (hört lächelnd zu): Halt! Halt! Das wäre zu viel. Kommen wir ihren Wünschen zuvor . . . Mein ganzes Leben bin ich der Bühne nachgelaufen; jetzt kann ich nicht mehr gehen, und nun kommt die Komödie zu mir.

(Louise tritt zu dem Verwundeten. Dieser macht Anspielungen auf seine Kinder — Erinnerungen, die Louise nicht versteht. Sie schließt daraus, daß das Delirium seinen Höhepunkt erreicht hat. Sie zu täuschen, ist nur noch ein Kinderspiel, noch einfacher, als die Federhalter-Komödie, mit denen der kleine Vaulion seinen späteren Beruf einweihte. Ohne oratorische Vorsichtsmaßregeln bietet ihr der große Vaulion ein Testament; ohne Zögern nimmt sie an. Nun bittet man sie, in das Nebenzimmer zurückzukehren; denn der Sterbende will ungestört nachdenken. Wie freut er sich, so klug gewesen zu sein, den treuen Justin zu entfernen, der, hätte er die Anwesenheit des Grafen geahnt, seinen Herrn, den er zu rächen geglaubt, sicherlich entehrt hätte. Ach! was Vaulions Schwäche über alles fürchtet, ist ja eben der Verrat

Louisens. Für sie hätte er einer Provinz den Krieg erklärt. Sein Schloß war verpönt, seine Person verdächtig geworden, seine Verbindungen waren abgebrochen, verbannt mitten in seiner Heimat! Und das alles, um mit einem Verrat zu enden! Nein, das ist nicht möglich! Die Schauspielerin schien würdig, Schloßherrin zu werden . . . . . . Davon muß man bis auf die fernste Nachkommenschaft überzeugt sein . . . Ja, aber die Rache? . . . Mit geheimnisvollem Lächeln schreibt Vaulion seinen letzten Willen auf ein Blatt Papier, das er zusammenfaltet und unter sein Kopfkissen steckt; dann verbrennt er an der Flamme der Kerze das erste Testament, das er am Abend entworfen; endlich benutzt er die geringe Kraft, die ihm bleibt, um dieses kleine Drama zu paginieren, das ein großes Verdienst hat: es kommt zur richtigen Zeit.) —

Hier war das Manuskript zu Ende; Louise zerknitterte es und warf wutfunkelnde Blicke auf Vaulion. Die Freude des Triumphes entzündete in ihm einen Lebensfunken. Halb auf seinem Lager sich aufrichtend, ruft er mit starker Stimme:

„Meine Damen und Herren, wirkliche große Künstler, meine Helden aus Fleisch und Bein, werden die Ehre haben, die Vorstellung zu Ende zu führen, deren Anfang zu schreiben ich mir die Mühe gemacht habe.“

Bei diesen Worten stürzte Louise auf das Bett, riß das Kopfkissen fort, durchwühlte die Betten, nahm ein Blatt heraus, das sie entfaltete, und das Gesicht der Thür zugewendet, wo der Graf zuhörte, las sie:

„Ich, Charles von Vaulion, sterbend, doch geistig völlig gesund, hinterlasse dem Herrn Grafen von Rochebrèau als Achtungsbezeigung einem ehrenhaften Gegner gegenüber, mein Schloß Vaulion, mit der Verpflichtung, meine geliebte Louise Vernaz, die treue Freundin, die mir hoffentlich meinen ungerechten Argwohn verzeihen wird, ihr ganzes Leben lang hier wohnen zu lassen. Ich bitte sie, alle meine Manuskripte anzunehmen. Wenn sie sie allabendlich unter diesem Dache, das unsere Liebe schirmte, durchliest, wird ihr zuweilen die süße Illusion kommen, sie lebe noch bei mir. Ich hinterlasse alle meine anderen Besitztümer und im allgemeinen meine sonstigen beweglichen und unbeweglichen Güter meinem teuren Onkel und Vormund, der Justin eine Leibrente von jährlich 2000 Franks aussetzen wird.

Geschehen zu Vaulion, 13. Januar 188 . . Charles von Vaulion.“

„Bravo! das Stück ist drollig,“ murmelte Vaulion, doch das Komischste der Geschichte wird leider erst nach meinem Tode kommen.“ Er versuchte zu lächeln, doch seine Züge verzerrten sich, seine Arme wurden steif, und der Vorhang fiel über der Posse des Meisters Vaulion.

Deutsche Lyrik.

Kleine Lieder.

1.
Frage.

Die Welt ist ganz in Blüte!
Sie sagen's immerzu.
Doch tot ist mein Gemüte,
und wer ist schuld als du?

Ist denn die Welt in Blüte,
wenn irgendwo ein Schmerz?
Und sie ist voll von Güte,
wenn leer davon dein Herz?

2.
Warten.

Stündlich harrt mein Herz darauf,
doch du schenkst mir keine Zeile,
Liebe hat sonst Möveneile
und hört nie zu geben auf.

Reglos förmlich steht die Zeit,
jede Stunde schwillt ins Breite.
Mutlos schau ich in die Weite
tiefbedrückt vor Traurigkeit.

3.
Lebenslust.

Tanzend zwischen Leben, Sterben,
schwankt der Tage tolle Reihe,
wenn die Blätter heut sich färben,
morgen grünen sie aufs neue.

Wieviel Hoffen schrie vergebens!
Wieviel Träumen früh geendigt!
Dennoch braust die Kraft des Lebens
ungeberdig, ungebändigt.

4.
Gott.

Auf hohem Berge, da wohnest du,
ich wandle empor immerzu, immerzu.
Millionen Jahre wandle ich schon
und schaue noch immer nicht deinen Thron.

Einst rauchen die Höhen wunderbar,
da stehe ich oben, Sonne im Haar,
wir schauen uns an und lächeln uns zu,
denn du bist ich und ich bin du . . .

Berlin. Ludwig Jacobowski.

Was auch der Lenzsturm . . .

Was auch der Lenzsturm mir entwand
An Glück, an Gut und Kräften,
Ich will ein grünes Hoffnungsband
Auf meine Achseln heften.
Denn ob bisher auch grambeschwert
Das Leben mir verflossen,
Mir ist ein Tag des Glücks beschert,
Den ich noch nicht genossen.

Und wenn auch meinen Uebermut
Der Zorn der Götter träfe,
In heißen Strömen rauscht mein Blut
Und pocht in Puls und Schläfe.
An Not und Kümmernis vorbei
Mit rotumblühten Haaren
Will ich in blütenjungem Mai
Ins Land der Sonne fahren.

Wenn dann in schwülen Gärten lacht
Des Sommers letztes Prunken,
Dann zieh ich in die alte Nacht,
Doch duftberauscht und trunken,
Dann rüst ich mich zum Schlafengehn,
Denn wenn ich heimwärts fahre
Soll noch in roten Rosen stehn
Des Jugendblonden Bahre.

Berlin. Paul Georg Busse.

Berliner Epigramme.

Füchse mit brennenden Schwänzen entsandten ins Land der Philister
Simson und Goethe, sowie Schiller — ich schließe mich an.

Kaiser, das sei er für sich, als Kaiser auch mag er empfinden —
Mensch doch bleibt er nur in — unserer Kunstrepublik!

Hebe nur höher das flatternde Röckchen, o kleine Mänade,
Oben gewahren wir nichts — Unten? Das kennen wir längst.

Dies scheinheil'ge Geschlecht voll alexandrinischen Dünkels,
Weil es unsterblich erscheint, darum bekämpf' ich es just.

Jesus begegnete mir im Traume der gestrigen Frühe,
Reichte mir lächelnd die Hand: „Immer noch Christ!" und verschwand.

Wer nach Weimar pilgert, gedenke der Schuhe von Gummi,
Auch ist das Husten verpönt, ach, und die — Jugend noch mehr!

Will es besagen zu viel, ihn Salonprofessor zu nennen?
Als ein Mann von Welt scheint er geschniegelt und fein.

Seht, wie zierlich er küßt den Damen die Hand: Nur die Muse
Zeigt ihm den Rücken, gewährt höchstens satanischen Kuß.

Berlin. Oskar Linke.

O hab' mich lieb!

O hab' mich lieb! Weißt Du was ich begehre?
Nur eine Schale aus dem Liebesmeere,
Das um uns seine Sonnenwellen schlägt.
Gluthelße Lippen dürsten ihm entgegen —
Nur einen Trunk ob Fluch es oder Segen
In seinem märchentiefen Schoße trägt.

O hab' mich lieb! Ich irrte schon so lange
Und meine Seele zittert sterbensbange
Nach einem Labetrunk aus jener Flut.
In Deinen Händen gleißt die helle Schale,
Dein Auge winkt — zum Wunderbacchanale
Lockt mich des eignen Herzens heiße Glut.

O hab' mich lieb! von feuerfarbnen Mohnen
Schling' ich ums Haupt uns rote Blumenkronen,
Schneeweiße Lilien schmücken unser Kleid —
Dann hab' mich lieb — mag uns die Welt verdammen —
Die goldne Flut schlägt über uns zusammen
Und trägt uns in das Land der Seligkeit.

Dresden. Johanna M. Lankau.

Altes Leid.

Kennst du es auch, solch altes düstres Leid,
Das alle Jahre nicht zur Ruhe bringen,
Vergessen wähnst du's, tot seit langer Zeit,
Da regt es plötzlich seine nächt'gen Schwingen.

Ein Bild, ein Wort, ein Schatten an der Wand
Und über deinem Haupt hörst du sie rauschen,
Du willst es nicht und mußt doch wie gebannt
Dem geisterhaften Flügelschlage lauschen.

Aus buntem Treiben schreckt es dich empor,
Wie ein Gespenst siehst du's vor dir erscheinen,
Du starrst und starrst — und beugst dich horchend vor
Und fliehst zuletzt, dich einsam sattzuweinen.

Wien. Gräfin Anna Pongracz.

Primeur.

Weil Fürst auf Fürst vor Zeiten sie getragen,
Dünkt dich des Königs Krone wen'ger wert?
Weil manchem andren schon mein Herz geschlagen,
Scheint seine Blüte dir nicht unversehrt?!

Und doch begrüßt Hosianna den Geweihten,
Der mit dem Stirnreif sich dem Volke zeigt!
Erblüht ein Tag voll Maienseligkeiten
Dem Mann, dem sich mein Herz in Liebe neigt.

München. Carry Brachvogel.

Österreichische „National“-Litteratur.

Ist die Liebe schon erfind'risch, ist's noch mehr bezahlte Liebe;
Giebt's denn etwas, das des Söldlings Feder auf Befehl nicht schriebe?
Gilt es heut', den Ostmark-Deutschen ihre böse Lust zu wehren,
Daß sie „preußische“ Poeten mehr als czechische verehren,
Zuckt man einfach mit der Wimper, und schon schwirrt es von Beweisen,
Der Begriff des „deutschen Schrifttums“ liege längst beim alten Eisen.
Guck'! die schöne Offenbarung schmückt ein offizielles Siegel;
Wer noch länger zweifelt, zweifle — aber hinter Schloß und Riegel!
Doch noch gründlicher gelänge die erwünschte Sinnbekehrung,
Würde man sich traun entschließen zu streng-logischer Belehrung:
Man entdecke in Ovambo oder in belieb'gen Zonen
Noch die eine unbekannte, einzig nöt'ge der Nationen,
Die bezahlte Schreiber häufig als die „österreich'sche“ preisen,
Deren Spur jedoch bis heute unergründlich blieb dem Weisen.
Dann beschließe man, zu hängen jeden, der es unterlasse,
Einzuspringen froh und munter in die große Einheitsrasse:
Aller Sorgen ist der Staat dann durch die Staatsnation entbunden,
Und das „österreich'sche Schrifttum“ hat sich ganz von selbst gefunden.

Graz. Hermann Kienzl.

Die Muschel.

In der Muschel schlummert der Sang
Von Atlantis, der wunderbaren
Insel, die einst vor Jahren
Von den Harfentönen des Glückes klang.

Streif' sie nicht achtlos im Gehen,
Hebe sie scheu an dein Ohr:
Was deine Jugend an süßen Wünschen verlor,
Hörst du klagen aus ihrem Wehen.

Brünn. Richard Schaukal.

Frevles Spiel.*)

Wir traten ein in Sankt Stephans Dom,
Zum Beten nicht,
Wir flüchteten nur aus des Lebens Strom,
Aus grellem Tageslicht,
Um hier im seelenvollen Dämmerschein,
Wo unter Menschen wir und doch allein,
In süßer Lust zu kosen.

*) In alten, der „Gesellschaft“ im Jahre 1891 übersandten Manuskripten fand ich dieses Gedicht Leo Ebermanns, des Verfassers der in Wien so berühmten und in Berlin so gering geschätzten „Athenerin“.
L. J.

Ein düstrer Pfeiler deckt das frevle Spiel;
Es lacht das schöne Weib,
Indes mein Arm mit lüstigem Gefühl
Umspannet ihren Leib.
In Himmelsandacht schienen wir versunken,
Indes von irdischem Begehren trunken
Der Busen bebt.

Da tönt mit Eins der Orgel tiefes Klagen
In ernster Majestät,
Und was an Qual die Menschheit je getragen,
Den Dom durchweht;
Der Heiland scheint an seinem Kreuz zu stöhnen,
Mich faßt durchschauernd ein unendlich Sehnen,
Und meine Liebste weint.

Wir schieden frostig an der Kirchenpforte,
Ohn' gute Nacht,
Und mir hat auch an keinem andern Orte
Ihr Auge mehr gelacht.
Ich küßte niemals wieder ihre Wangen,
Es war in Haß die Liebe übergangen
Im Dom.

Wien. Leo Ebermann.

Katzenspiel.

Ein Rhythmus.

Ich sah eine graue Katze mit schlankem Leibe und listigen gelben Augen; kauerte vor mir und blickte mich scheimisch an aus blitzenden Augen, die Pfötchen vor sich gestreckt, schelmisch und heimlich, als wüßt' sie Geheimes . . . Schärfer blickt ich und unter dem schlank behenden Leibe sah ich ein Vöglein, welches die Katze mütterlich hegte und wärmte — rührend widernatürlich Schauspiel! . . . Jetzt aber richtete sie auf den Leib, ließ das Vöglein flattern ins Freie, um es mit grausamer Tatze wieder zu bannen in den grausen erstickenden Kerker unter dem warmen hegenden Leib. Zierlich that sie das alles, unendlich zierlich, und blickte immer schelmisch mich an aus den gelben blitzenden Augen, mich rufend zum Schauspiel, wie man schuldlose Opfer neckisch und zierlich zu Tode spielt. — — Da überkam's mich, wollte die Vorsehung sein für das arme Vöglein und schwang wütend den Stock auf den schlanken Leib der grauen Katze. Schrecküberrascht ließ sie das Spielzeug; schnell flatterte fort das gerettete Vöglein, das kaum erst des Fliegens gewaltig. Von fern schaute die Katze aus giftigen gelben Augen die unberufene Vorsehung . . . . . .

Also spielt uns das Leben, eine graue schlanke Katze, neckisch und zierlich und lustig zu Tode. Aber keine Vorsehung schwingt das gewaltige Szepter, niemand rettet das Opfer aus den Tatzen der Katze; die so neckisch und zierlich und lustig Menschen auf Menschen zu Tode spielt . . . . .

Marburg a. d. L. Kurt Eisner.

Nacht-Sonett.

Ins Dunkel starr' ich schlaflos manche Nacht,
Verzehrend mich in grimmer Seelenpein;
Mein Ruhekissen gleichet einem Stein,
Und nur die Sorge mir zu Häupten wacht.

Mein Haus zerfällt, in allen Fugen kracht
Das morsche Sparrwerk, Regen dringt herein,
Die Kleider näßend und den Bücherschrein,
Sogar mein Lager, das aus Stroh gemacht.

Warum, o Gott, ist gar so arm und hart
Nach Deinem Ratschluß mir mein Los gefallen,
Mein Trauerlos, des Glückes Widerpart?

Bist Vater Du nicht Deinen Kindern allen,
Und ward von Deinem Zorn ich aufgespart,
Aus Lebensnacht in Todesnacht zu wallen?

F. W.*)

Vom Tanzen.

Was ihr, ihr Jungfern, tanzen heißt,
Ist fast ein Hohn auf Terpsichoren:
Die Wissenschaft ging euch verloren
Von dieser Kunst beschwingtem Geist!

Gar fürsorglich hält euch am Drahte
Frau Etikette, das welsche Weib,
Daß ja der lebensdürst'ge Leib
In heißre Wallung nicht gerate.

Ich aber hab' getanzt einmal!
Das war in Prag, der Stadt der Türme,
Der wilden Volks- und Glaubensstürme;
Die Sonne war schon längst zu Thal.

Vor einer Schenke, nah den Schanzen,
Bei traurig-wildem Fiedelklang
Der Bursch sein feurig Mädchen schwang —
Das war ein echtes, rechtes Tanzen.

*) Der in der Nähe Salzburgs lebende Dichter von Bedeutung F.... W........ ist durch schweres, unheilbares Körperleiden (Nieren- und Blasensteine), an welchem er schon seit langem dahinsiecht, ins tiefste Elend geraten. Der unausgesetzt von Schmerzen Gepeinigte schreibt an einen Freund:

„Vorigen Sommer habe ich, in Ermangelung anderer Nahrungsmittel, mehr als acht Wochen lang fast ausschließlich von Waldschwämmen und Beeren gelebt und meine gegenwärtige Notlage ist noch ungleich trostloser und verzweiflungsvoller.

Seit drei Tagen bin ich gänzlich ohne Nahrung! — Meine Eingeweide scheinen zu brennen und ich fühle mich von Gott und allen Menschen vergessen und verlassen. — Das letzte Fünkchen Lebensmut droht in mir zu erlöschen und ich sehe nichts mehr vor mir als Hungertod oder — Selbstmord. Doch genug der Jeremiade!

Anliegendes Sonett, ein treuer Spiegel meiner verzweiflungsvollen Seelenstimmung, welches jüngste Gedichtchen ich zu meinen tiefstempfundenen zähle, bitte ich als kleines Andenken an mich Ärmsten entgegenzunehmen und behalten zu wollen!"

Möge dieses Sonett des Dichters, dessen Begabung Männer wie Anast. Grün, Joh. Scherr, K. Stieler, Gottfr. Keller u. a. ehrend anerkannt haben, dazu beitragen, den hoffnungslos Dahinsiechenden wenigstens vor den Qualen des Hungers zu schützen. Spenden nimmt entgegen: Heinrich Dieter, k. u. k. Hofbuchhändler in Salzburg.

D. Red.

Und plötzlich von den Mädchen kam
Just eins auf mich dahergeschritten,
Ein Knix, ich nahm sie um die Mitten,
Nicht weiß ich, wie's mich überkam.

Wie sie den Busen, voll und rund,
An mich so fest und feurig schmiegte,
Wie sie sich in den Hüften wiegte,
Ihr Haar berührte meinen Mund —

Das war ein Tanz! Und da des Alten
Gefiedel schwieg, die Maid entschwand,
War's mir, als hätt' ich glutentbrannt
Die Leidenschaft im Arm gehalten!

Leitmeritz. Hugo Salus.

Mara.

Skizze von Alfred Neumann.

(Wien.)

„... Du hältst mich heute wohl für glücklich, Mara, für glücklich, wie noch kein anderer vor mir gewesen? Du denkst Dir wohl einen Menschen, der sich vor Freude und jubelndem Entzücken nicht zu fassen weiß? Der in seinem Zimmer umhereilt mit lebhaften, vielleicht sogar kindischen Gebärden, der sein Inneres zu fassen sucht — und der keinen vernünftigen Gedanken zu finden weiß? Der sonnig lächelnd aufgiebt, zu denken, und sich begnügt, seine sonstige „große Vernunft", wie Du so oft spottend sagtest, in einem Worte aufgehen zu lassen, in einem Worte, das für ihn jetzt alles bedeutet, allen Jubel, alle Freude, alle Wonne, in dem einen Worte:

„Mara!" ...

* * *

Es liegt viel zwischen den zwei Tagen, zwischen gestern und heute!
Viel, sehr viel! ....
Die Nacht brachte alles ....
Und der heutige Tag — zu viel! ...

* * *

Ich will ruhig nachdenken und mich zu sammeln suchen; ich will mich zwingen, als wäre es nicht mein eigenes, widerstrebendes, widerspenstiges Ich, sondern ein willenloser, gefügiger Sklave, dem ich zu befehlen und zu gebieten habe, und der ohne Widerrede gehorcht. Ich will nachdenken und will zu Dir sprechen, als spräche ich nicht von unserem Leben, sondern von einem sonderbaren Erlebnis fremder Leute, die uns nichts kümmern ...

Mara, Mara, um Gotteswillen, was ist nur seit gestern geschehen!

Wie hast Du Dich seit gestern verändert . . .
Und ich, ich erst!

* * *

Wir kennen uns seit langer, langer Zeit. Stets habe ich Dich bewundert, angebetet, vergöttert. Du hattest alle Eigenschaften, um einen Mann in Entzücken zu versetzen: Du warst schön wie eine zarte Blume . . . Du warst gut wie ein milder Engel . . . . Du hattest das Gemüt eines sanften Kindes . . . Ja, Mara, das war dein Bild: schön, gut, sanft . . .

Und ich liebte Dich, Mara, wie ich noch kein Weib geliebt. Denn ich will nicht falsch sein, wie die anderen, die jeder, die ihnen über den Weg läuft und die ihre Sinne erregt, zurufen: „Du bist die erste, die ich liebe!"

Nein — ich hielt vor Dir schon manches junge, zitternde Mädchen, manch' reifes, glühendes Weib in den Armen . . .

Aber Dich, Mara, Dich habe ich allein — geliebt.

Ich war nie verliebt in Dich, nein, Mara, Dich habe ich — geliebt. Und darum kann ich nicht daran denken, was heute Nacht geschah, ohne zu zittern, zu erröten, zu weinen vor Scham, vor Schmerz, vor Zorn . . . .

Denn Du bist gefallen, Mara, ja gefallen!

Nun bist Du keine Blume mehr . . . Kein Engel . . . Kein Kind . . .

Du bist geworden, was die anderen sind . . . Die Sterbliche . . . Das Weib . . .

Sprich mir nicht davon, daß Du Dich mir gegeben, mir, der ich Dein Einziger bin, für den Du durch Feuer und Flamme, durch Wind und Wetter gehen würdest, mit Freuden, mit Entzücken . . .

Es sind die Phrasen der anderen, die sich belügen!

Sprich mir nicht davon, daß es Dein Inneres verzehrte wie mit roten Gluten, daß jede Faser in Dir zu mir hin strebte, daß Du den Weg nach dem Glücke suchtest . . . .

Ich glaube Dir nicht!

Du bist nicht geblieben, was Du warst —

Du bist geworden, was Du nicht warst . . .

So lange Du nicht mein warst — so lange warst Du in meinen Augen alles . . .

Vor allem — die Liebe, die reine, herrliche Liebe, die versagt . . . Die dem Geliebten versagt, eben, weil sie liebt! Denn in dem Augenblicke, wo man gewährt, liebt man nicht mehr ihn, den Geliebten . . . Da liebt man — sich!

Du hast Dich mir nicht geschenkt, Mara, weil Du dachtest: „Er leidet,

er verzehrt sich nach mir, es glüht in seinem Innern wie rote, brennende, verzehrende Glut . . . Der Arme, der Elende, der Kranke . . . Ich muß Erbarmen haben . . ."

Nein, Mara, so hast Du nicht gedacht.

Ich war es, der in Deinem Herzen die glühende Lohe entfacht hat, ich war es, der Dir den Schlaf der einsamen Nächte geraubt hat. Und Du warst es, die sich in sengender, brennender Glut auf dem heißen Lager gewälzt hat, die im Krampfe der Sehnsucht in die Kissen griff . . .

Du warst es, als Du Dich vermeintlich mir schenktest, die Dir die Ruhe, das Glück schenkte . . . Nicht mir . . .

* * *

Oh, wie mir alles noch vor Augen schwebt von gestern Abend her . . .

Noch ehe ich eintrat, hatte ich das Gefühl, es müsse sich heute etwas Unerhörtes, Furchtbares ereignen . . .

Und als ich die Thür öffnete — da wußte ich alles . . .

Ich sah Deine lodernden Blicke, sah Dein feuchtes Haar, Deine brennenden Augen . . .

Sah kein Kind — sah ein Weib . . .

Sah keinen Engel — sah einen Dämon . . .

Sah keine Blume — sah ein regendürstendes Feld . . .

Ich sah es an dem Zittern Deiner Hand, an Deinen trockenen, zuckenden Lippen, Deinen wirren, suchenden Augen . . .

Mara, Mara, für Dich war die Stunde gekommen . . .

Und als Du mir entgegenstürztest, als Du Dich in meine Arme warfest, als Du den müden, heißen, wirren Kopf an meine Brust lehntest und zum ersten Male in diesem Leben, Mara, zum ersten Male meine Lippen suchtest — — Da wußte ich, was kommen würde . . . Ich wußte es und fürchtete es.

Ja, bei Gott, Mara, ich fürchtete es . . .

Schilt mich nicht einen Heuchler, sage nicht, daß ich mich jetzt aus der Schlinge ziehen wollte, wie die anderen, wenn sie ein thörichtes, unerfahrenes Mädchen beschwatzt . . .

Denn ich bin anders als die anderen . . .

Nein, Mara, bei alle dem, was ich früher für Dich empfand, schwöre ich Dir: Die Nacht, von der andere träumen als dem Höchsten, was der Mensch dem Menschen schenken kann, sie ward für mich zur größten Qual, die ich je erlitten . . . Je mehr Du mir gabst, desto mehr verlor ich . . . Je inniger, je hingebender Du empfandest, desto verhärteter, versteinter wurde mein Herz . . .

Denn mit stückweis gebrochenem Herzen verlor ich stückweis, was durch lange, lange Zeit mein Ideal gewesen. Zu dem ich aufgeschaut wie zu einem andern Wesen ... Von dem ich mehr erwartet als von den anderen! Das anders sein sollte als die anderen — —

* * *

Mara, ich hatte vergessen, daß es keine Götter mehr giebt — Nur Menschen, Menschen, Menschen — — —

Doch nicht Du allein bist schuldig! Auch ich!

Ich hätte widerstreben sollen, Dir sagen, wie es um mich steht . .

Ich hätte Dich zurückstoßen sollen ... Den trockenen Lippen den Kuß verweigern, den umschlingenden Armen den Hals ... dem suchenden Köpfchen die schützende Brust . . .

Aber es giebt keine Helden mehr.

Ich habe meine Lippen an Deine gepreßt und habe die Glut verzehnfacht.

Ich habe Dich an mich gerissen . . .

* * *

Wir wollen nicht mehr daran denken, Mara ... Und auch nicht mehr an uns selbst.

Du bist für mich eine andere geworden . . . Und ich für mich . . .

Ich will nicht mehr zu Dir kommen, will Dich nicht mehr sehen — Soll ich stündlich daran erinnert werden, daß es nichts Vollkommenes auf der Welt giebt? Muß ich immer an meine vernichteten Ideale gemahnt werden?

Nein, Mara, wenn Du diese Zeilen liest, dann ist der, welcher sie schrieb, schon längst geflohen — geflohen vor Dir, vor sich und vor den anderen . . .

Der Zweifel ist erwacht in mir und ist zur riesengroßen Flamme angewachsen ... Erst klein und langsam — dann immer mehr und mehr und mehr . . . . bis er zur großen, zehrenden, quälenden Feuersbrunst ward, die mein Inneres zerwühlt und zerfleischt und zerschneidet . . .

Und jetzt, Mara, jetzt weiß ich es —

Ich weiß es, wie es um uns steht:

Ich hasse Dich, Mara, ich hasse Dich glühend, denn Du hast mich bestohlen!

Du hast mir den letzten Rest meiner Habe gestohlen, den ich aus den Schiffbrüchen des Lebens gerettet habe:

Den Glauben, daß es außer dem Alltagsweibe noch etwas Höheres gebe!

Darum hast Du mich bestohlen!

Jawohl, Mara, du bist nicht besser, nicht schlechter, als all die Myriaden

anderer Weiber, die seit den Tausenden der Jahre, da der Kosmos besteht, in ihrem Innern das brennende Verlangen spürten, dem Manne, dem Männchen sich zu geben — um sich, das Weib, das Weibchen zu ergötzen!

Ich hasse Dich, Tempelschänderin, Lupa, die mich stahl, wie einen Bissen Brot, um den hündischen Hunger zu befriedigen . . .

Ich hasse Dich . . . .

* * *

Und das, Mara, sind die letzten Worte, die Du von dem Manne hörst, den Du noch vor wenigen Stunden für glücklich hieltest — für eben so glücklich, wie Du selbst es warst; von dem Du glaubtest, er wüßte sich vor Freude, vor jubelndem Entzücken nicht zu fassen; von dem Du glaubtest, er eile mit lebhaften, vielleicht sogar kindischen Gebärden durch sein Zimmer, er suche sein Inneres zu sammeln und fände keinen vernünftigen Gedanken, und der es sonnig lächelnd aufgäbe zu denken, und der sich damit begnüge, all seine Vernunft in *einem* Worte aufgehen zu lassen, in einem Worte, das für ihn jetzt alles bedeutet:

„Mara!“

Du hast recht, in einem hast Du recht: Es liegt alles für mich in dem *einen* Worte —

Alles, alles, was ich an Ingrimm, an Wut, an Zorn, an Schmerz kenne, grinst mich aus Deinem Namen an, Mara . . . .“

Das harte Rot.

Von Paul Scheerbart.

Ich stehe auf einem schwarzen Berge — und ringsum ist alles schwarz — das ganze Land und das ganze Meer — schwarz!

Und der Himmel ist gleichfalls schwarz.

Und nun gehen überall am Horizonte in gleichen Abständen rote Sonnen auf — dunkelrote Sonnen!

Aber das Land bleibt dennoch schwarz — das Meer und der Himmel desgleichen.

Über mir gehen auch viele rote Sterne auf — dunkelrote Sterne!

Und die roten Sonnen steigen gleichmäßig höher.

Aber nur die Sonnen und Sterne sind rot.

Ihr rotes Licht leuchtet nicht — es ist nur für sie — nicht für uns!

Alles, was nicht Sonne und nicht Stern ist, bleibt schwarz.

Es wird niemals anders sein.

Zart!

Von Paul Scheerbart.

Eine ganz kleine feine Spinne — die möcht' ich lieben!
Aber sie muß ganz klein und fein sein.
Und sie muß meine Liebe erwidern — natürlich!
Wenn sie mir nicht gut ist, schlag' ich sie mit meinem zierlichen Pantoffel kurz und klein.
Aber wenn sie mir gut ist — dann wird — alles — alles — fein!
Ich werde mich mit meiner Spinne in ein ganz zartes venetianisches Zierglas setzen, wo außer uns nichts drin sein darf.
Draußen werden die goldig glitzernden Seepferdchen Augen machen!
Uih! Wird das ein feines Leben sein!
Spinnchen, komm!
Na komm, mein kleines feines Spinnchen!
Die alte Porzellanuhr auf der Bauchkommode tickt bloß wie gewöhnlich!
Erschrick nur nicht!
Na komm!
Unsere Welt ist leicht!

Lyrik des Auslandes.

Die Flatterhafte.

A. Gonçalves Dias.

An Lieblichkeit gleichst du der Rose,
Im linden Lenzhauch aufgeblüht,
Der lichten, golddurchfloss'nen Wolke,
Die fern im blauen Aether glüht.

Unstet und wankelmütig bist du,
Dem schönen, flücht'gen Falter gleich,
Der alle Blumen nur umgaukelt
Und sorglos schweift im Lenzesreich.

An Lauterkeit gleichst du dem Sterne,
Deß Abbild sich im Meere malt,
Dem milden Mondlicht gleicht die Seele,
Die aus den holden Augen strahlt.

Die schönen, anmutsvollen Glieder
Entflammen dieser Erde nicht,
Ein Engel scheinst du, wunderlieblich,
Entstiegen aus dem ew'gen Licht.

Dich nur zu küssen, fast erbeb' ich,
Zu pressen fest dich an mein Herz,
Mich dünkt, dem zarten Blumenleibe
Bereitet nur ein Kuß schon Schmerz.

Doch sorg' nicht, daß du nur mein Eigen!
Das Leben gleich dem Glück entflieht,
O daß nicht einst auf meinem Grabe
Man scherzen dich und kosen sieht!

So wie die finstern Gräber rötet
Des Morgens purpurfarb'ges Licht,
So spielt und ruht ein flücht'ger Falter
Auf eines Toten Angesicht.

Güstrow. Aus dem Portugiesischen von Wm. Fiedler.

Jugend und Alter.

Altfranzösisches Volkslied.

Herr Vater, Herr Vater,
Ihr thatet übel dran,
Daß Ihr mich habt vermählet
Dem alten kargen Mann.

Da ich mit ihm thät schlafen
In uns'rer Hochzeitsnacht,
Da dreht er mir den Rücken,
Und ist entschlummert sacht.

Drum nahm ich mir mein Hemdlein
Und kleidete mich an,
Drum nahm ich mir mein Röcklein,
Und ging zum Vater dann:

„Herr Vater, Herr Vater,
Ihr thatet übel dran,
Daß Ihr mich habt vermählet
Dem alten kargen Mann."

„„Ach Mägdlein, ach Mägdlein,
Hat er nicht gutes Geld?""
„Herr Vater, Herr Vater,
Wohl hat man mir's erzählt."

O weh, was frommet Reichtum,
Der Lust nicht kennt und Freud,
Die Jugend und das Alter,
Die gehen nit zu zweit!

Nur Jugend ist der Jugend
Mit Wonnen zugethan,
Herr Vater, Herr Vater,
Ihr thatet übel dran!

Hardenberg (Hann.). Rudolf Graf Hardenberg.

Veilchenkönigin.

Wladyslaw Nawrocki.

Wie der erste Hauch der Mailuft
Der erwachten Au'
Nahtest Du mir mit des Veilchens
Duft im Morgentau:
Als entzückt ich vor Dir stand,
Veilchenblau war Dein Gewand,
Veilchenblau Dein Augenpaar,
Veilchen schmückten Dir das Haar! ...

Gab der Himmel Dir auf Erden
Königliche Macht,
Daß mit Sonnengold er zierte
Deiner Locken Pracht?
Daß, wohin Dein Auge schaut,
Rings die Welt in Veilchen blaut,
Wo Dein Füßchen schwebt im Lauf,
Allwärts sprießen Veilchen auf? . . .

Grauer Nebel hing am Himmel,
Kündend Mißgeschick,
In die Ferne sich versenkte
Schwärmerisch Dein Blick . . . .
Wie entrückt dem Erdenraum,
Griffst Du, lächelnd halb im Traum,
Mit den Händchen wunderhold
In der Locken lichtes Gold . . .

Undurchdringlich hüllt der Nebel
Rings die ganze Welt,
Als Dir matt das letzte Veilchen
Aus den Locken fällt . . .
Traumbefangen, immerzu
Stück für Stück zerpflücktest Du! . . .
Ach, wie schlecht ergeht es oft
Selbst den Blumen unverhofft!

Als ich die zerzausten Veilchen,
Die so wonnig da,
Nur zu früh ihr Grab gefunden,
Dir zu Füßen sah —

Bang' die Klage meiner Brust
Tief entrang sich unbewußt:
Wer die Blumen so belohnt,
Auch kein Menschenglück verschont! . . .

Und ich nahm in beide Hände
Deine weiße Hand,
Noch betäubt vom Veilchendufte,
Der mich übermannt.
Flüsternd fleht' ich: „Wenn ich schau'
Deines Veilchenauges Blau,
Mehr Erbarmen, mildren Sinn
Schenk' mir — Veilchenkönigin!"

Kassel. Aus dem Polnischen von Albert Weiß.

Deutsche Litteratur im Auslande.

I.

Friedrich Nietzsche in Italien.

Es ist ein erfreuliches Zeichen, daß die jungen Zeitschriften Italiens sich immer mehr mit Deutschlands Dichtern und Denkern beschäftigen, in einer Zeit, wo auch in Italien die Freude an rein litterarischen Dingen immer mehr abnimmt. So brachte der „Frkf. Ztg." zufolge die „Domenica italiana" Aufsätze aus der Feder von Cantalupi über Scheffel und Nietzsche. Mit Nietzsche beschäftigte sich auch in der neuen Revue „Italia" Prof. Tocco, der hauptsächlich den Philosophen behandelte. Mit dem Menschen Nietzsche macht jetzt in der „Avvenire" Decio Cortesi die Italiener bekannt. Cortesi sucht besonders die Irrungen des großen Mannes zu bekämpfen, indem er den guten Menschen preist, der niemals nach seinen Lehren selbst gelebt hat. Zugleich teilt Cortesi mit, daß er in Weiterführung des Buches von Professor Iginio Petrone „Le nuove forme dello Scetticismo morale", in welchem der Nachweis versucht ist, daß Nietzsche der Fortsetzer der griechischen Sophisten sei, demnächst ein Werk erscheinen lassen werde: „Le teorie estetiche nella Grecia antica", in welchem er den Zusammenhang von Nietzsches Lehre mit der der cyrenäischen Philosophen und besonders mit der von Theodoros, „dem Nietzsche des alten Griechenland", zu beweisen gedenke.

II.

Das deutsche Drama in Spanien.

Wie sich die jetzige deutsche Dichtung in spanischen Köpfen wiederspiegelt, darüber giebt ein gutgemeinter Artikel im Madrider „Imparcial" unter dem Titel „Renacimiento Literario Alemano, die litterarische Wiedergeburt in Deutschland", nach der „Dtsch. Ztg." folgenden Aufschluß: „Während bei uns in Spanien die geistige Blutarmut sich so ausgebreitet hat, daß sie für eine Epidemie gelten kann, die sich überall Eingang verschafft hat, und vor allem in unserem Theater, wo man der Nacktheit

des Körpers huldigt, als wolle man damit symbolisch auch die Nacktheit unserer Intelligenz anbeuten, schreitet die szenische Kunst in Deutschland vorwärts. Und zwar in jeder Beziehung, nicht nur vom Standpunkt der Technik aus, der Organisation der Theater, der bewunderungswürdigen Einheit in der Darstellung, des Reichtums und der Vielseitigkeit des Spielplans, sondern auch vom Standpunkt der zeitgenössischen dramatischen Produktion, welche den Germanen die unbestreitbare Führung in der szenischen Bewegung Europas sichert.

Nach langer Stille hat die dramatische Litteratur in der Heimat Goethes, Schillers, Lessings, Grillparzers und so vieler andern sich endlich wiedergefunden und ist in den Glanz und die Lebenskraft ihrer besten Zeiten zurückgekehrt. Eine Schar von noch jungen Männern ist im Begriff die deutsche dramatische Poesie aus den Eigenschaften und dem Charakter der deutschen Nationalität heraus zu erneuern. Gerhart Hauptmann und Richard Voß in dem symbolischen, nach weiten philosophischen Horizonten strebenden Drama, das erhabene spekulative Bestrebungen bekundet, also eine ausschließlich deutsche Schöpfung, und in Goethes Faust sein höchstes Beispiel gefunden hat; dann Sudermann und Max Halbe in dem Sitten- und psychologischen Drama, das sich um die Schärfe der Analyse, die Wahrheit der Beobachtung und den Realismus in der Malerei dreht; ferner Ludwig Fulda im satyrischen Schauspiel, das Anklänge an Aristophanes (o weh!) aufweist; endlich Ernst von Wildenbruch und Ernst von Wolzogen, die sich dem historischen Drama gewidmet und ihm eine erhabene Form verliehen haben, welche an Shakespeare streift (!), wenn sie diesen auch nicht erreicht. Dazu kommen viele andere Schriftsteller von wirklichem intellektuellen Wert, welche auf allen Gebieten die Lebenskraft des germanischen Geistes darlegen: dieses Geistes, der nur langsam in alles Moderne übergehen und auf die platonischen Ideen des vergehenden Jahrhunderts nicht verzichten will.

Die Werke der neuen deutschen Dramatiker sind ungleich, aber voller Leidenschaft und Leben. Was an dem Geist der Gegenwart am reinsten und am edelsten ist und am höchsten steht, das spricht aus ihnen mit stolzer, männlicher Stimme. Wir finden die glühenden Ansprüche des Individuums auf eine freie Existenz, seine Wünsche auf Entwickelung aller seiner Fähigkeiten, derjenigen des Denkens und Empfindens, wie derjenigen der Lebenslust, den ewigen Kampf gegen Botmäßigkeit, Vorurteile und Heuchelei, den Konflikt zwischen dem Schicksal des Einzelnen und den despotischen Einheiten; ein packendes und unbestreitbares Bild von der Unversöhnlichkeit in der modernen Gesellschaft, von der Lüge, auf deren Grundlage der soziale Kontrakt ruht, und von den Abgründen der Unwissenheit und des Schmerzes, welche von den Glücklichen auf dieser Welt nicht gesehen werden.

In jenen hohen Regionen der Phantasie und der Träumerei werden der praktische Geist, der gesunde Menschenverstand, die Energie und alle anderen Eigenschaften, welche für den Kampf mit dem Leben unentbehrlich sind — sie werden versöhnt und verschmolzen mit den Zielen, Wünschen und Tendenzen unserer unruhigen Seele, die nach jenen geheimnisvollen Höhen trachtet, in welchen sich das Rätsel des Denkens und des Daseins unserem Kurzblick entzieht; aber deren Traumvisionen, deren Wechselwirkungen von Furcht und Hoffnung, und deren Beunruhigungen uns das große Unbekannte wenigstens ahnen lassen. Zu dieser Schule gehört Sudermann, der Verfasser von „Ehre“, „Heimat“ und „Morituri“, in welchen der Dichter die moralische Entwickelung, das sentimentale Unwetter und das Entsetzen hat schildern wollen, das sich der menschlichen Seele angesichts der Gewißheit eines unvermeidlichen und unmittelbar darauf bevorstehenden Todes bemächtigt.

Das ist in kurzen Zügen das große Werk des Fortschritts, der sich zur Zeit in Deutschland vollzieht, und welches im Gegensatz steht zu dem unerhörten Niedergang der dramatischen Litteratur in Frankreich und derjenigen Englands und Spaniens, die ja nur Nachahmer Frankreichs sind."

Deutsches Kunstleben.

III.

Berlin.

Ich erinnere mich nicht, daß innerhalb des letzten Jahrzehnts eine Berliner Theatersaison so flau begonnen und in ihrer ersten Hälfte ein so müdes und unlustiges Gesicht gezeigt hätte, wie die diesjährige. Die Zeit der theatralischen Ereignisse ist vorüber, wo jede Première einer Feldschlacht glich, in der die heiligen Glaubenskämpfe der Alten und Jungen ausgefochten wurden. Die „Revolution in der Litteratur" ist, soweit sie das Theater anging, vorläufig beendet. Nach ihren praktischen Folgen zu schließen, handelt es sich nur um einen bescheidenen Putsch. Heyse, Wildbrand, Lindau und ein paar andere sind auf den Berliner Bühnen so ziemlich unmöglich geworden; Hauptmann gehört seit der „Versunkenen Glocke" zu den „Lieblingen des Publikums"; Halbe, Hartleben, Hirschfeld werden geduldet: das wäre das dürftige Ergebnis des stürmischen Kampfes. Aber eine nicht zu unterschätzende Wirkung hat das kleine Gewitter auf die Haltung unseres Publikums ausgeübt: das Berliner Premièrenpublikum, einst wegen seiner Naseweisheit und Roheit berüchtigt, ist jetzt überaus milde und bescheiden geworden. Früher wußte man stets genau, was zu beklatschen und was auszupfeifen war, und der Theater-Rhadamanthys des Leibblättchens bescheinigte einem am nächsten Tage regelmäßig, daß man mit Recht gegröhlt oder mit Recht gejubelt hatte. Dann waren plötzlich ein paar unbescheidene Jünglinge aufgetaucht, die sich gegen die sehr zahlreichen Cliquen und Claquen eine eigene stolze Position zu ertrotzen wagten, und der gute Bürger gewahrte mit Staunen und Befremden, wie die sonst so behende und urteilssichere Kritik vor dem Neuen und Unerhörten, das auf sie eindrang, sich zu mancher verstohlenen Seitenschwenkung, zu manchem beschämenden Rückzug bequemen mußte, wollte sie den wertvollen Nimbus ihrer Unfehlbarkeit nicht allzu augenfällig zerstören. Erbeingesessene Parkettwanzen sahen durch diese plötzliche Umwertung ihre oft erprobte ästhetische Urteilskraft zu schanden werden und verloren jeden sicheren Maßstab für Gut und Böse im Theaterleben. Man war verwirrt und verlegen und fürchtete, sich überall zu blamieren. An Stelle der früheren skandallustigen Schroffheit war eine milde, vornehme Zurückhaltung getreten, die der Unsicherheit des Urteils entsprang. Früher bedeutete eine Berliner Première für einen noch unerprobten Autor regelmäßig eine Art Spießrutenlaufen. Mißfällt heute bei uns ein Stück, so bereitet man ihm ein diskretes Begräbnis, und versäumt dabei nie, dem Dichter bei der ersten und zweiten Aufführung ein paar höfliche und aufmunternde Komplimente zu machen. Die Gunst des Publikums lächelt fast in gleicher Weise den Gerechten wie den Ungerechten. Aber es ist ein mattes Lächeln und wir leben in der Zeit der flauen Erfolge.

Der Münchener Dichter, Rechtsanwalt und Theaterkritiker Max Bernstein, der Gatte der Ernst Rosmer, hat ein harmloses dramatisches Versspiel „Mädchentraum" verfaßt, ein Stück voll sab-süßlichem Humor und gezierter Grazie, so recht nach dem Herzen der höheren Tochter. Das Deutsche Theater, das sich früher derartigen Erzeugnissen eines schwächlichen Epigonentums prinzipiell zu verschließen pflegte, brachte das Stück am 8. Dezember zur ersten Aufführung. Und die Bagatelle fand eine freundliche Aufnahme und wird, zumal Josef Kainz und Agnes Sorma die Hauptrollen spielen, nicht so bald vom Repertoire verschwinden. Im Mittelpunkte der dürftigen Handlung steht ein souveräner Backfisch, die Prinzessin Leonor von Aragon, die für die Herren und Damen ihres lebenslustigen Hofstaates das thörichte Gesetz erläßt, dem Wein und der Liebe zu entsagen und statt dessen Tugend und Wahrheit zu üben. Der naive Ukas läßt sich natürlich nicht durchführen, und während am Tage, unter den Augen der jungen Selbstherrscherin, alles fein sittsam zugeht, herrscht zur Nachtzeit das alte sündhafte Treiben. Die Natur verlangt ihr Recht und kein fürstliches Dekret vermag ihre Stimme zum Schweigen zu bringen. Ja, als eines Abends der gute Mond in die verschwiegenen Lorbeerbüsche des Hofgartens blickt, entdeckt er die strenge Tugendwächterin Prinzessin Leonor selbst im Arme eines flotten Ritters. Die Darstellung war glänzend und ließ nur bedauern, daß so ausgezeichnete schauspielerische Kräfte ihr Talent an so nichtige Aufgaben verschwenden mußten.

In derselben Woche, als auf der Bühne des Deutschen Theaters, der stolzen Hochburg der Moderne, dramatisierte Gartenlaubenromantik verspätete Triumphe feierte, ging in dem sonst so zahmen, nur der oberflächlichen Unterhaltung dienenden Lessingtheater ein kühnes dramatisches Erstlingswerk zum ersten Mal in Szene. Unsere Leser kennen das Arbeiterdrama „Bartel Turaser", das zuerst in der „Gesellschaft" (November- und Dezemberheft 1896) erschienen ist, und seinen Verfasser, den jungen mährischen Dichter Philipp Langmann, dessen Porträt und Biographie die „Ges." im Juniheft des vorigen Jahrganges brachte. An technischen Fehlern, wie sie jedes Anfängerwerk bietet, hat der „Bartel Turaser" keinen Mangel und die langatmigen philosophischen Erörterungen des letzten Aktes hätten ihm bei seiner Première leicht den Hals brechen können. Aber das Publikum war offenbar von dem Gefühl beherrscht, daß aus diesem gesunden Erstlingswerk nicht nur ein vielversprechendes dramatisches Talent, sondern, was mehr ist, ein ganzer Mann spreche, und daß zwischen all dem Versgeklimper und Kastratengepiepse, womit man uns heute wieder die Ohren vollgreint, endlich einmal eine urkräftige und vollsaftige Männlichkeit zu Worte gekommen sei. Man hat den „Bartel Turaser" mit den „Webern" verglichen, und eine gewisse äußere Ähnlichkeit ist nicht zu verkennen. Aber Hauptmann schildert das Massenelend eines dumpfen, geknechteten und vertierten Proletariats, aus dessen hoffnungslosem Ringen gegen die Übermacht pfiffiger Bourgeois kein lichter Blick hinausweist in eine bessere Zukunft. Im Mittelpunkte von Philipp Langmanns Drama steht dagegen die kraftvolle Persönlichkeit eines modernen Proletariers, der seinen kämpfenden Genossen ein Führer und Berater ist, der in einer schwachen Stunde, einer allzu menschlichen Regung nachgebend, zum Verräter an der Arbeitersache wird, schließlich aber, von unsäglichen Seelenqualen gefoltert und durch äußeres Unglück mürbe gemacht, sein Verbrechen freiwillig sühnt. Die Typen der streikenden Färbereiarbeiter in Langmanns Drama sind aus einem anderen Holze geschnitzt, wie die hungernden Weber des Eulengebirges. Und wenn auch hier wie dort das Proletariat schließlich der unterliegende Teil ist, und einer seiner besten und tüchtigsten Vertreter am tiefsten sinken muß: daß diese kernigen Truppen die Sieger der Zukunft sein werden — das ist die frohe Gewißheit, die einen

versöhnenden Schimmer über all das namenlose Elend breitet, das die drei Akte des Werkes vor uns entrollen. Wegen dieses Optimismus — könnte man fast sagen — entspricht das Drama Langmanns in höherem Maße, als die Tragödie Gerhart Hauptmanns, der Idee des modernen Proletarierdramas. Die Inszenierung war sehr sorgfältig und die Darsteller der Hauptrollen (Meta Illing als Albine Turaser, Jenny Groß als Marie Zelder, Franz Haid als Werkmeister Kieppl) wurden ihren Aufgaben durchaus gerecht. Nur Adolf Klein gab die Titelrolle viel zu pathetisch und zerstörte damit jede intime Wirkung. Die Première, die am 11. Dezember stattfand, hatte einen ungewöhnlich starken Erfolg. Ob sich aber das Drama gerade auf der Bühne des Lessingtheaters halten wird, erscheint zweifelhaft.

Die Dramatische Gesellschaft, an deren Spitze Otto Erich Hartleben steht, veranstaltete am 12. Dezember ihre erste diesjährige Matinée im Residenztheater. Man brachte Felix Dörmanns Wiener Sittenkomödie „Ledige Leute“ zur Aufführung. Frau Aloisia Brandl, eine ehrsame Wiener Wittib, lebt von der Schande ihrer drei Töchter, die sie selbst verkuppelt. Ein intimer, patriarchalischer Ton herrscht in ihrem Hauswesen. Die zeitweiligen Liebhaber der Brandl'schen Damen nennen sich unter einander „Schwager“ und estimieren Frau Aloisia als Schwiegermutter. Die jüngste Tochter Lux (Luise), ein verhältnismäßig harmloses Kind, hat einen ganz alten Herrn zum Galan, der unendlich viel Geld besitzt und seinem Schätzchen zwanzigtausend Gulden vermacht hat, wenn es ihm bis zu seinem in Bälde vorauszusehenden Ende treu bleibt. Dieses schöne Geld droht verloren zu gehen, als sich in den Schoß der feinen Familie und in das Herz der kleinen Lux ein junges unerfahrenes und unvermögendes Bürschchen einschleicht, das, ohne Kenntnis von dem Vorleben seiner Geliebten, das Brandl'sche Nesthäkchen zu heiraten wünscht. Die Kleine flieht mit ihrem Toni in das ehrbare Haus seiner Mutter. Hier aber taucht Frau Brandl auf, der die zwanzigtausend Gulden keine Ruhe lassen, öffnet dem verdutzten Liebhaber die Augen und bereitet dem zarten Liebestraum ein brutales Ende. Zwar schlägt die gutmütige Lux als Ersatz für die erhoffte Familienhäuslichkeit ein Absteigequartier vor, aber der wohlerzogene Toni „schämt sich zu sehr“. Von einer Kritik des in Berlin polizeilich verbotenen Stückes und seiner Darstellung durch das Ensemble des Residenztheaters möchte ich absehen, da ich der Dramatischen Gesellschaft als Mitglied des Vorstandes zu nahe stehe. Ich beschränke mich darauf, festzustellen, daß die Aufführung beim Publikum und bei der Presse starken und einmütigen Beifall fand. Apropos Presse! Für das Krähwinkler Niveau unserer reichshaupt- und weltstädtischen Preßverhältnisse ist es charakteristisch, daß ein Blatt wie die „Vossische Zeitung“, das von jedem Subskriptionsball spaltenlange Detailschilderungen „von Staats- und gelehrten Sachen“ bis in die Unterröcke der erlauchten Tänzerinnen hinein bringt, die erste und einzige Berliner Aufführung eines so vielgenannten Stückes wie „Ledige Leute“ seinen Lesern einfach verschweigen durfte. Die keuschen Abonnenten der Tante ahnen bis heute nicht, welches Attentat auf die Berliner Sittlichkeit an jenem Sonntagvormittage im Residenztheater verübt worden ist.

Die „Neue freie Volksbühne“ veranstaltete am 12. Dezember eine erfolgreiche Erstaufführung: „Barbara Holzer“ von Clara Viebig. Leider konnte ich der Vorstellung nicht beiwohnen, da sie mit der Matinée der Dramatischen Gesellschaft zeitlich zusammenfiel (s. unten).

Vater L'Arronge, der Unermüdliche, hat auch wieder einmal von sich hören lassen. Am 23. Dezember ging im Königlichen Schauspielhause ein neues Stück von ihm zum ersten Mal in Szene: „Mutter Thiele“, ein Charakterbild in drei

Akten. Mutter Thiele ist eine spleenige alte Frau „aus dem Volke“, die in einer unglücklichen Ehe mit einem den höheren Ständen angehörenden Manne viel Ungemach erduldet hat und nun ihre Lebensaufgabe darin sieht, ihren einzigen Sohn vor einem ähnlichen Schicksal zu bewahren. Aber ihr Rudolf ist Dr. med. und eine Leuchte der Wissenschaft, er verkehrt in den feinsten Häusern und hat sich sogar mit einer adeligen Dame, dem Fräulein Betty v. Harden, verlobt. Mutter Thiele, teils eigensinnig, teils eifersüchtig auf die Braut und die Schwiegereltern des Sohnes, versucht in Gemeinschaft mit einem schmarotzenden Hausfreunde, dem urkomischen Praschky, alles Mögliche, um die Heirat zu hintertreiben. Aber es hilft alles nichts: Rudolf verläßt die keifende Mutter und ein stilles Bäschen, das ihm mit liebeglühendem Herzen am Wege blüht, und folgt der adeligen Braut. Mutter Thiele, die der Hochzeit natürlich ferngeblieben ist, vernimmt aus dem Munde des angetrunkenen Praschky, den der gute Weinkeller des Edelmanns mit der Mißheirat versöhnt hat, eine rührend-drollige Schilderung der Feier, und ihre Prinzipientreue kommt bereits ein wenig ins Wanken. Da öffnet sich die Thür, das junge Paar erscheint, um den Segen der grollenden Mutter zu erflehen, und als diese nach langem Hin- und Herreden erkennt, daß in dem Herzen des verheirateten Sohnes auch für sie noch ein Plätzchen übrig geblieben ist, drückt sie die Kinder schluchzend an die Brust. Nun könnte das Stück zu Ende sein, aber der gewissenhafte Autor liebt reinen Tisch, und so muß der alte Thiele, der durch die drei Akte gespukt hat, auch noch aufgearbeitet werden. Die still leidende und liebende Kusine bringt sein Porträt herbei und Mutter Thiele sieht sich genötigt, nun auch mit diesem Seligen Frieden zu schließen. Dann erst senkt sich der barmherzige Vorhang. Über die nach allbekannter Schablone gearbeiteten Bühnenstücke des alten, geriebenen Theatralikers heute noch kritische Betrachtungen anzustellen, ist wohl überflüssig. Die einst so beliebten Mischungen aus Rührstück und Posse finden heute in den vornehmeren Theatern Berlins kein Publikum mehr und wenn sich das Schauspielhaus auch den Luxus leisten sollte, „Mutter Thiele“ ein Dutzend mal aufzuführen: bevor ich keinen Nachweis über die Menge der bezahlten Plätze vor mir sehe, glaube ich an keinen Erfolg. Die Darstellung war fast durchweg tadellos. Das treffliche Spiel der Anna Schramm (Mutter Thiele) wußte selbst dem Unwahrscheinlichsten einen Schimmer von Glaubhaftigkeit zu verleihen, und Vollmer bot als schmarotzender Hausfreund Praschky eine prächtige humoristische Charge. Nur dem Heldenjüngling Matkowsky gelang es nicht, seine pathetischen Allüren mit der schlichten Rolle des Rudolf Thiele in Einklang zu bringen.

Das wären die nennenswerten Premièren im Monat Dezember. Denn über Philippis Schwank „Die Wunderquelle“ (Berliner Theater, 29. Dezember) und über das Blumenthal-Kadelburg'sche Lustspiel „Im weißen Rößl'“ (Lessingtheater, 30. Dezember), von denen der erste läppisch und langweilig, das zweite witzreich und unterhaltend ist, möchte ich im Rahmen eines Kunstberichtes lieber schweigen.

* * *

Auch in unseren Kunstsalons hat sich im Dezembermonat nichts von Bedeutung ereignet. Die Weihnachts-Ausstellungen bei Schulte und bei Gurlitt glänzten, wie gewöhnlich, mehr durch bunte Mannigfaltigkeit, als durch Werke von überragender Bedeutung. Gefällige Marktware herrschte vor.

Bei Schulte war Thaulow besonders gut und reichhaltig vertreten. Namentlich in seinen beiden Ansichten einer „Mühle bei Amiens“ zeigte er sich in seiner bekanntesten und geschätztesten Eigenschaft als Meister in der Wiedergabe des schnell

fließenden Wasserstromes; sein großes Hafenbild „Kohlenausladen“ vereinigte strengen äußeren Realismus mit intimen koloristischen Reizen. Meister Dagnan-Bouveret behandelte sein Lieblingsthema: Bäuerinnen aus der Bretagne im festtägigen Schmuck auf sonniger Frühlingswiese. Es lag etwas wie Pfingststimmung über dem schlichten Gemälde, das uns sowohl in seiner gemütvollen Auffassung als in seiner etwas zahmen Mache so wenig pariserisch anmutet. Dünn und stumpf wie Pastellbilder wirkten die beiden seltsamen Ölgemälde „Reine des près“ und „Stilles Wasser“ von Louis Auguste Girardot, schlanke präraffaelitische Gestalten in einer vornehmen Stimmungslandschaft darstellend. Als ein außerordentlich kräftiges, gesundes und selbstständiges Talent bewies sich wiederum Henry Muhrmann, dessen Themse-Bilder, trotz der etwas gesuchten koloristischen Einfachheit, auch von sehr bedeutendem technischen Können zeugten. Unter den ausgestellten vier Lenbachs nahm das Mommsenporträt die erste Stelle ein: ein in seiner einfachen Größe geradezu klassisches Werk, das zu den reifsten und tiefsten Schöpfungen des Meisters zählt. Die cirka zwanzig Stillleben des etwas prätenziös auftretenden L. Adam Kunz-Maria Einsiedel, zum Teil von großem räumlichen Umfange und durchweg in brauner Sauce angerichtet, wirkten in der Nachbarschaft Lenbachs teils fade, teils brutal.

Mit einigen interessanten Werken von der diesjährigen Dresdner und Venetianischen Kunst-Ausstellung machte uns die Weihnachtsausstellung bei Gurlitt bekannt. Ich erwähne daraus das große dekorative Blumenstück in altmeisterlicher Manier „Gloria Doloris“ von Woldemar Grafen Reichenbach, Phantasiestücke des Farbenträumers L. v. Hofmann, zwei Straßenbilder von Thaulow, Gemälde und Studien von Leibl, Höcker, Jules Wengel, Ciardi, Signorini, Selvatico — lauter bedeutende und wertvolle Werke, die jedoch den Kennern und Verehrern ihrer Schöpfer nichts Neues zu sagen hatten. Eine „Wäscherin am Flußufer bei Sonnenuntergang“ stellt ein Gemälde des grotesken Pariser Impressionisten Besnard dar, dessen allzu „subjektive“ Farbenanschauung selbst durch die unerhörte Bravour des malerischen Vortrags dem unbefangenen Beschauer nicht recht plausibel wird. In gewisser Hinsicht den interessantesten Teil der Ausstellung bildeten die kunstgewerblichen Entwürfe von Th. Onasch-Berlin. Eine etwas einseitige, aber durchaus persönliche Geschmacksrichtung kam in diesen vornehmen Arbeiten zum Ausdruck. Es waren Entwürfe für Bucheinbände, Geschäftskarten, Vignetten, Plakate, Stoffe und Papier. Die Grundlage bildeten in der Regel Pflanzenmotive: Blumen, Blätter, Baumstämme und -äste. Alles ist in matten Tönen gehalten, dunkelgrün und die diversen Abtönungen des Violett sind die Lieblingsfarben des Künstlers. Selbst die Plakate wiesen nur gedämpfte Töne auf und Kontrastwirkungen mußten hier die Grellheit und Buntheit der Farben ersetzen. Die Linienführung erinnerte ein wenig an Meister Eckmann, ohne den Verdacht einer bewußten Nachahmung aufkommen zu lassen.

John Schikowski (Berlin-Charlottenburg).

* * *

Nachschrift. — Dr. John Schikowski hat aus Pflichtgefühl die „Neue freie Volksbühne“ vernachlässigt. Ich selber that das Gleiche mit seiner „Dram. Ges.“ und habe als derzeitiger Vorsitzender dieser Volksbühne statt der liederlichen Weibsbilder Dörmanns die strenge düstere „Barbara Holzer“ bewundert, die Frau Clara Viebig in den Mittelpunkt ihres gleichnamigen Dramas gestellt hat. Clara Viebig hat durch ihre Novellensammlung „Kinder der Eifel“ (Berlin, F. Fontane & Co.) sich als Talent von starker Eigenart und herrischer Kraft glänzend eingeführt, ihr Roman „Rhein-

landstöchter" (ebenda) zeigte bei aller Kompositionslosigkeit und Zerfahrenheit doch eine Fülle von originellen Kapiteln. Das Vertrauen auf ihre Begabung veranlaßte mich, ihr Drama zur Aufführung dringend zu empfehlen. Der Erfolg war stürmisch bei dem allerdings ungemein empfänglichen Publikum der „N. fr. Volksb.", und auch die Berliner Kritik nahm das Werk der jungen Frau mit höchster Achtung auf. Der Stoff ist etwas dünn. Barbara Holzer, eine Magd, wird aus dem Hause des Pfalzelbauers getrieben, von dessen Sohn sie ein Kind erwartet. Sie flieht in eine Gebirgshöhle und erschlägt ihren Verführer, als er ihr das Kind rauben will. Das Kind stirbt und schweigend und hilflos erwartet das leidschwere Weib die Strafe der irdischen Gerechtigkeit. Prachtvoll ist der erste Akt in seiner düsteren unheilbangen Stimmung, indes die anderen schwächer wirken. Seitdem die „N. fr. Volksb." in Claudius Merten einen tüchtigen Regisseur voll eindringlichen Verständnisses und schönen Enthusiasmus gefunden hat, entwickelt sich diese Gründung meines Freundes Bruno Wille immer stärker getreu dem Programm, die Kunst, nicht eine Parteikunst dem Volke zu bieten.

Ludwig Jacobowski (Berlin).

IV.

Wien.

In Spelunken ist der Geist der französischen Revolution gezeugt und genährt worden, und von den Kaffeeschänken gehen bei uns die großen Umwälzungen der neuen jungen Kunst aus. Das ist freilich etwas unerquicklich, und scheint nicht recht im Einklange zu stehen mit der tiefen inneren Bedeutung einer Kunstentwicklung. Es ist eben eine undankbare Aufgabe, das Große in den ersten Zeiten seines Werdens zu beobachten, in jenen Zeiten, da es noch klein und nichtig scheint, da es noch hart um Licht und Leben ringen muß. Es ist wohl etwas Herrliches um eine neue große Kunst, aber wie eine neue Zeit hat auch sie ihre Blutzeugen, ihre Märtyrer. Tausende von Keimen verschwendet die Natur, ehe es ihr gelingt, ein sandiges Flachland mit neuem Leben zu befruchten. Und so sprießen auch, will eine neue Richtung der Kunst sich Bahn brechen, aus allen Ecken und Enden die jungen Dichtergenies empor, die jedes für sich die Aufgabe fühlen, die tote Kunst zu neuem Leben zu erwecken. Meist sind es aber bemitleidenswerte Ikariden, Halbtalente schwächlicher Konstitution, die an den Kinderkrankheiten zu Grunde gehen, die sie aus der „guten Schule" nach Hause gebracht haben. Aber sie sind dennoch eine notwendige und unentbehrliche Erscheinung, sie sind das geistige Menschenmaterial, das der künstlerische Befreiungskrieg auf die Walstatt streckt. Grausam, mitleidlos und unerbittlich! Aber man muß ihnen Dank wissen, denn ohne sie gäbe es keinen Fortschritt, keine Entwicklung, ohne sie ständen wir noch bei Wolff oder Baumbach, Iffland oder Kotzebue und würden einen Liliencron oder Hauptmann ans Kreuz schlagen. Darum darf man aber doch ihr Verdienst nicht höher einschätzen, denn ein passives, leidendes.

In solchem Kriegslager geht es nun freilich wunderlich her. Was nur ein bißchen Liebe zur Kunst in sich fühlt, greift zu den Geisteswaffen, und Gevatter Schneider und Handschuhmacher kämpfen für die Befreiung der Litteratur aus dem Joche der alten Dichterfürsten, die zu gefallenen Größen und historischen Traditionen herabzusinken Gefahr laufen. Schon treiben neue, kunstdienstbeflissene Höflinge ihr Intriguenspiel, die Höflinge der noch ungekrönten Herrscher, Epigonen einer jungen Kunst, deren innerste Bedeutung in der Loslösung vom Epigonentum wurzelt; eine drollige Schar heran-

wachsender Litteraturpropheten, welche litterarische Gesetze prägen, bei denen man die Kehrseite der Medaille nicht betrachten darf, Individualisten nach fremden Mustern, deren litterarische Existenz an jenem Büschel Haare hängt, das kokett über die Stirne herabfällt. Darin gleichen sie denn vor allem den angebeteten Vorbildern, und durch die Nachahmung deren kleineren Schwächen suchen sie das zu ersetzen, was ihnen von deren größeren Fähigkeiten abgeht. Und die noch vom Stolz ihrer Führerrollen trunkenen Poeten lassen sie ruhig gewähren, denn sie ist nicht nur einerseits unendlich drollig — diese Servilität der talentlosen Mittelmäßigkeit, sie bringt auch die eigenen Erfolge zu vollem Bewußtsein, sie schmeichelt der Eigenliebe und giebt dem Glauben, an der Spitze einer neuen Schule zu stehen, berechtigten Hintergrund. Und Schule machen ist die Schwäche unserer starken Talente. Sie verzichten erst dann darauf, wenn das persönliche „Ich", auf das sie mit peinlicher Gewissenhaftigkeit pochen, aufgehört hat, ein vornehmlich äußerliches zu sein, wenn es sich mit der Form, als dessen sprechendstem Ausdruck derart künstlerisch verschmolzen hat, daß es dem eigenen Bewußtsein scheinbar verloren gegangen und so zur unbewußten Äußerung der künstlerischen Subjektivität geworden ist. Aber selbst der entschiedenste Führer des jungen Wien, Hermann Bahr, hat diese Stufen noch nicht erklommen. So reich und mannigfaltig auch seine Verdienste um unsere junge Litteratur sind, so ist er doch zu häufig noch von Beweggründen geleitet, die nicht auf volle künstlerische Unabhängigkeit und Befreiung von individuellen Rücksichten schließen lassen. Der Begriff einer künstlerischen Schule geht zu haarscharf an dem einer persönlichen Clique vorbei, als daß die Schatten der letzteren ihn nicht trüben sollten. Dieses Bedenken kann Hermann Bahr nicht erspart bleiben, so sehr man bekennen muß, daß er schon manches persönliche Opfer seiner inneren Überzeugung gebracht haben mag. Er unternahm vor allem den nicht ungefährlichen Abstieg von den einsamen Höhen des Größenwahnes der „Kenner" zum geistigen Intelligenzniveau der Könner, das noch lange nicht jenes der Menge bedeutet! So fand er wieder die Anknüpfung mit mancher andersgestalteten Individualität in gerechter Anerkennung ihrer Daseinsberechtigung. Das kann ihm nicht genug gedankt werden, denn hätte Bahr nicht damit begonnen, die anderen hätten es nimmer gethan! Und es war durchaus kein harmlos Ding um diesen Schritt! Dieser Abstieg war gefährlicher als das Emporklimmen; daß es gelungen ist, hat bewiesen, wie sehr Bahr zu einer geistigen Führerrolle geeignet erscheint. Wird er noch die Kraft haben, die letzten, klammernden Vorurteile von sich abzulösen, dann wird seine Erscheinung bald geklärt und vor allem gefestet sich aus der zeitgenössischen Litteratur hervorheben. Dann wird all das Trübe, Verschwommene, Tastende und Sprunghafte seines Wesens, dem er so viele Gegner und Feinde verdankt, langsam in den Hintergrund treten. Sein Wunsch, seine Sehnsucht, originell zu sein, und namentlich seine Fähigkeit hierzu, verleiten ihn zu manchem Mißgriff, jo sogar mancher Geschmacklosigkeit. Viele übersehen nun, daß diese nur Schlacken sind, die bei dem vulkanischen Vorgange des Losringens einer künstlerischen Individualität aus der toten Form des Hergebrachten, nur zu selbstverständlich sind. Nach ihnen greifen aber die Gegner Bahrs, wenn sie die Beweise erbringen wollen, daß seine künstlerischen Emanationen taubes Gestein seien. So haben ihm auch in seinem jüngsten Drama „Josephine" sein Geist und seine Originalität zu einer Niederlage verholfen. Das Stück glitt an dem, mit Vorurteil gewappneten Urteil des Publikums ab. An dem Kampf gegen die Macht der Tradition scheiterte die Stärke seines Könnens. Er wollte Napoleon vermenschlichen, aber er entgeistigte und entseelte ihn nur. Im blinden Charakterisierungseifer seiner menschlichen Schwächen übersah er den großen Zug, ohne den man kein Napoleon wird. Ein tak-

tischer Fehler, durch den er die Schlacht verlor! Seine Feinde jauchzen über diese Niederlage, als wäre sie Hermann Bahrs Moskau, seine Freunde sehen auch in ihr noch eine Feldherrnthat. Beide irren. Hermann Bahr ist diesmal der Originalität, seiner letzten Fähigkeit, unterlegen. Und er wird dabei die Lehre empfangen haben, daß der Nimbus eines Napoleon schwerer zu erschüttern ist als der eigene. Er wird wieder zu seinem Gebiete zurückkehren! Sein Blick geht mehr vom Gegenwärtigen ins Kommende, als auf das Vergangene, das sich ihm unter der Lupe des Heute entstellt. Er ist eine Proteusnatur der Fortentwicklung, aber nicht des Rückempfindens. Er, dessen ganzem Wesen die Historie und Überlieferung fremd sind, ist nun ein Opfer ihrer Rache geworden. Sie haben ihn einfach niedergestreckt! Das glänzende Spiel des Odilon und des jungen Kramer, eines Schauspielers von großer Intelligenz und Begabung, der bald ein bedeutender Faktor in unserem Theaterleben sein wird, verdienen betont zu werden. Die Ehre des Abends haben sie wohl nicht gerettet, denn sie war, trotzdem „Josephine“ das Publikum nicht zu umgarnen vermochte, nicht verloren gegangen.

Entschiedener war der Beifall, den Dörmanns „Ledige Leute“ im Carl-Theater errangen. Felix Dörmann ist von einem lange geschätzten Lyriker über einige Durchfälle hinweg zum erfolgreichen Dramatiker geworden. Die „Ledigen Leute“ sind ein starkes Stück. Ich will nicht sagen ein einwandfreies. Über manches Erschlaffen der rein dichterischen Kraft hilft das gestaltende Talent des Autors hinweg. Das Stück spielt in einem „besseren“ Privat-Bordell gewissermaßen „en famille“, denn das letztere besteht nur aus einer Witwe und ihren drei Töchtern. Und noch um eine Stufe der Anständigkeit müssen wir die drei Mädchen emporheben; sie haben nur längere Verhältnisse und werden von ihren Liebhabern ausgehalten. In dieses Haus — wenn man sich über die „Vorurteile“ der Sittlichkeit hinweggesetzt hat, ein recht sympathisches gemütliches Heim — wird nun ein junger unerfahrener Mann eingeführt. Er begreift anfangs das eigentliche Sittenlose der Gesellschaft nicht, und zu der Zeit, da ihm die jugendtrüben Augen aufgehen, hat er sich bereits sterblich in Lux, die jüngste der drei Schwestern, verliebt. Dieses Mädchen ist die dichterische Figur des Stückes. Ein Opfer ihrer Familie, ist sie gefallen, aber sie hat noch bessere Empfindungen, die noch nicht ganz hinwegerzogen sind. Sie sehnt sich hinaus aus dem Schmutz von Verworfenheit, in dem sie ihr junges Leben verbringen muß; aber teils aus Furcht, teils aus Scham verhehlt sie dem jungen Toni Wallner, daß auch sie gleich ihren Schwestern bereits eine Gefallene ist, daß sie durch ein Verhältnis mit einem reichen, alten Herrn das Wesentlichste zur Bestreitung des mütterlichen Haushaltes beiträgt. Und Toni Wallner entführt sie eines Tages und bringt sie zu seiner Mutter, die im Glauben an die Unschuld des Mädchens den flehentlichen Bitten ihres Sohnes nachgiebt und sie als dessen Braut begrüßt. Da kommt Frau Brandt, die Mutter der Lux, und holt die Tochter zurück, „die sie zu ganz was anderem erzogen hat, als einen ehrlichen armen Schlucker zu heiraten“. Toni und seine Mutter erfahren nun auch, daß die Unschuld Luxens bedenklich wackle und weisen das Mädchen von sich. Zuerst bricht sie in Jammer und Thränen aus, dann meint sie zu Toni: „Kannst Du denn nicht auch so weiter zu mir kommen?“ Toni aber fällt seiner Mutter um den Hals und ruft aus: „Mutter, ich schäme mich!“ Diese gut ersonnene Handlung hat Dörmann mit einer Fülle glänzender Beobachtungen und einer überraschenden Charakterisierungskunst ausgestaltet. Auch Witz ist viel in dem Stücke, der sich freilich nicht über das Niveau des geschilderten Milieus erhebt. Der bedeutungsvollste Einwand ginge dahin, daß mir die beiden Hauptfiguren des Stückes, Toni und Lux, gegen die übrigen nicht markig, nicht sub-

jektiv genug herausgearbeitet erscheinen. Namentlich Lux tritt gegen die prächtig geschilderte Sophie etwas zurück. Der seelische Konflikt in dem Mädchen ist nicht dichterisch bewußt genug gestaltet. So erschüttert ihr Los weniger, als es interessiert. Die Tragik ihres Lebens tritt zurück gegen den Gesamteindruck, den wir von dem sicher gezeichneten Milieu erhalten. Sie bleibt eine Figur in demselben, die nur gelegentlich hervortritt, während sich gerade an ihr die Folgen derselben zur Tragik gestalten müßten. Der bühnentechnisch nicht unwirksam, auch nicht ungeschickt erdachte Schluß bildet künstlerisch keinen genügenden Ausklang. Das mit soviel Unmittelbarkeit und Frische der Zeichnung entworfene Lebensbild entbehrt der tieferen Perspektive, oder richtiger, dieselbe ist nicht machtvoll genug herausgearbeitet. Es hat den Anschein, als haftete einige Flüchtigkeit dem Werke an. Vielleicht überprüft es der Dichter späterhin wieder einmal und hat dabei ähnliche Empfindungen, wie ich sie heute hege. Jedenfalls aber mögen die „Ledigen Leute" als ein starker, dramatischer Befähigungsnachweis gelten.

Den entschiedensten Erfolg der heurigen Saison hat im deutschen Volkstheater der junge, bisher nur den Lesern der „Gesellschaft" bekannte Brünner Dichter Philipp Langmann mit „Bartel Turaser" errungen. Überschwenglichkeit und Überschätzung, der natürliche Rausch, den jede geistig bedeutende Erscheinung in kleineren Gehirnen erzeugt — haben Langmann sogleich mit Gerhart Hauptmann verglichen. Die Ähnlichkeit beruht indessen nur auf dem sozialen Problem überhaupt, das in „Bartel Turaser" eine starke Sprache führt. Die Arbeiter einer Färberei haben gestreikt, da sie unter dem Färbermeister Kieppl nicht mehr arbeiten können. Er drückt und schindet sie nicht nur, er nimmt sich auch sonst noch so mancherlei heraus. Eine junge Fabriksarbeiterin ist entlassen worden, weil sie ihm nicht zu Willen sein wollte. Der Kleppl hat ihrer Schwester den Antrag gemacht und der Turaser hat es gehört. Diese Anklage soll dem Färbermeister bei der Direktion den Garaus machen. Da kommt er zum Turaser, dessen Kinder krank sind, und der mit den Seinen durch den Streik am Hungertuche nagt, und sagt zu ihm: Ich wette um zweihundert Gulden, daß Ihr vor Gericht nichts beweisen könnt, daß Ihr nicht genau gehört habt. Turaser ist grundehrlich, er weist die Bestechung zurück, aber endlich erliegt er den Lockungen und nimmt die zweihundert Gulden, um sein Kind zu retten. Dann kauft er Essen, Trinken und Spiel genug für den Kleinen. Aber beide Kinder sterben, wie der Arzt sagt, weil sie sich jäh übergessen. Darin sieht Turaser die Strafe des Schicksals, er beschuldigt sich selbst bei Gericht des falschen Eides und will seine Strafe ruhig abbüßen. Das ist das dürftige Gerippe der Handlung, die mit großem dramatischen Geschick gestaltet ist. Manches kernige Wort fliegt auf und zündet im Publikum und viele Szenen zeugen von jenem sicheren Blick auf das Wirksame, dessen Besitz eine dramatische Macht bedeutet. Die Szene, da der Turaser von den wütenden Arbeitern des Verrates halber verfolgt wird und blutend ins Haus stürzt, dessen Thor sein Weib in wahnsinniger Hast vernagelt, ist ungemein wirksam, ebenso der Beginn des dritten Aktes, als die beiden Särge der Kinder hinausgetragen werden, indes der Turaser teilnahmlos an einem Tisch sitzt und vor sich hinbrütet. Beide tragen den Stempel eines starken dramatischen Bewußtseins. Freilich ist auch noch manches äußerlich und auf die Bühnenwirkung berechnet — aber zu vertiefen, zu geistiger Unabhängigkeit zu entwickeln vermag sich ein Talent, das natürliche Gefühl fürs Dramatische läßt sich kaum erkämpfen. Wer es besitzt, gleicht dem Midas, es wird alles Gold unter seinen Händen — freilich allzuoft nur Tantièmengold. Der künstlerische Ernst, der aus „Bartel Turaser" spricht, wird Philipp Langmann vor diesem Abweg seines großen Talentes bewahren. Es steckt ein sozialer Dichter in ihm, wenn er auch im „Turaser" noch nicht die Macht eines sozialen Problems, losgelöst

von den zufälligen Gestaltungen des Lebens, zu schaffen vermochte, wie etwa Hauptmann in den „Webern". Möge er dessen eingedenk sein und an die künstlerische Anlage seines Talentes denken. Wird er es in diesem Sinne zu verwerten wissen, dann haben wir einen bedeutenden Dramatiker in ihm gewonnen.

An all den künstlerischen Erfolgen in letzter Zeit hat das Burgtheater keinen Anteil genommen. Seit demselben im Leo Ebermann „ein neuer Dichter" erstanden ist, ruht das erste künstlerische Institut der dramatischen Kunst in Wien auf seinen welken Lorbeeren. In dieser toten Saison vermochte sogar ein Besuch des Herrn Ludwig Fulda auf einige Teilnahme zu stoßen. Das Burgtheaterrepertoir ist durch die „Jugendfreunde" um eine Armseligkeit bereichert worden.

Aber wenn auch hier kein dramatisches Talent entdeckt wurde, so ist doch ein schauspielerisches hoffnungsvoll und erfreulich in den Vordergrund gestellt worden — Fräulein Lotty Medelsky, das echteste Talent, das seit der Wessely am Burgtheater das Licht der Lampen erblickt hat. Wie sie vor zwei Jahren die „Hedwig" in der Wildente spielte, das war lieb, einfach und rührend. Wie sie aber nun das „Gretchen" gab, das war eine künstlerische That. Wie wundersam wohlthuend hob sich ihre Einfachheit, die unbewußte Stärke und Macht ihres Empfindens von der kühlen Rhetorik des Herrn Robert ab, der von Sonnenthal — allerdings eine undankbare Aufgabe! — den „Faust" übernommen hatte. Die Ballade „Es war ein König in Thule" sang sie unendlich poetisch und ergreifend. Die Wahnsinnsszene spielte sie mit einer Unabhängigkeit von Schulbegriffen und Vorbildern, die bei einem 17jährigen Mädchen nur mit einem zu erklären ist, mit dem — Talent, dem schließlich alles möglich ist. Es ist erfreulich, daß am Burgtheater ein so junges Talent werden und reifen darf. Man möge es hegen und pflegen, um es zu den Höhen der Kunst emporzuleiten Fräulein Medelsky bedarf noch ernster Führung und wohlgemeinten Rates. Aber man lobe sie nicht in den Himmel und rezensiere sie nicht unter die Erde, wie die arme Wessely!

Paul Wilhelm (Wien).

Kritik.

Lyrik.

Dichtungen von Prinz Emil Schönaich-Carolath. (Leipzig, G. J. Göschen. 1898. 4. Auflage. 293 S. Geb. 4 Mk.)

Er hätte Emil Schönaich-Carolath heißen müssen, und nicht „Durchlaucht". Er hätte im Streit und Sturm der bewegten Zeit stehen sollen, nicht in der vornehmen Abgeschlossenheit einer aristokratischen Seele, die sich als Zentrum einer Welt fühlt und doch die Endlichkeit ihrer Wünsche und Sehnsucht erkennt. Und trotzdem, dieser Prinz hat uns einen Band Lyrik geschenkt der mit Liliencrons „Adjutantenritten" die beiden Großthaten unserer Lyrik nach Storm bedeutet. Aus der kleinen Gemeinde, die sein Genius um sich versammelt hat, ist eine große Heerschar geworden, und mehr und mehr trinken sich vornehme Seelen und großgeistige Naturen an der edlen Reinheit seiner reichen Kunst satt. Zum vierten Mal tritt das Buch seine Wanderung an. Nicht bekritteln will ich es, wohl aber darreichen allen denen, die eine Persönlichkeit hinter gereifter Kunst, die Vollkunst in einer Persönlichkeit suchen.

Es ist ein wirklicher Prinz der Poesie, der in diesem Buche seine Seele, das Herz seiner Welt furchtlos und treu enthüllt!

L. J.

Heinrich Heine. Sein Leben in seinen Liedern. Ein Breviarium zum 100. Geburtstage. Herausgegeben v. Richard Schaukal. (Berlin, Fischer und Franke. 1897. 8°. 443 S. Eleg. geb. 7,50 Mk.)

Richard Schaukal, der sensitive eigenartige Lyriker, hat Heine genießbar machen wollen, indem er die seinem aparten Geschmack am meisten zusagenden Gedichte in einen Band zusammenstellte, dem der Verlag eine seltsame und seltene Ausstattung zu teil werden ließ. Unzweifelhaft bedarf Heine keiner „Rettung", er ist lebendig unter uns, wie nur je einer der Toten Leben spenden kann; er ist kein „mit phrasenhaftem Lob der allmählichen Vergessenheit überlieferter Lyriker", wie Schaukal uns glauben machen will. Aber angesichts der Herrschaft starkgeistiger Heine-Verächter (Treitschke, Dühring ꝛc.) berührt der melanchotische Enthusiasmus Schaukals für den toten Heine doppelt erfreulich. Mag man auch viele liebe Lieder vermissen („Hör' ich das Liedchen klingen", „Dämmernd liegt der Sommerabend" ꝛc.), mag man die rein chronologische Anordnung auch etwas äußerlich finden, das Buch ist eine feierliche Gabe, gereicht von ästhetischer Hand und bestimmt für Leute, die frei im Geiste und fröhlich im Herzen sind. Möge das Buch solche in schöner Zahl finden.

L. J.

„Aus der Seele zum Herzen." Gedichte von Maruša Rusko. (Freienwalde a. O., Max Rüger. 128 S. 2 Mk.) — Maruša Rusko? Wer ist Maruša Rusko?? Nun, man bleibt nicht lange im Zweifel: Gegenüber dem Titelblatt prangt „Bildnis und Faksimile" der „Dichterin"! Eine Dame in orientalischem Gewande, die untere Hälfte des Gesichtes mit sehr zartem, durchsichtigem Schleier — interessant gemacht. Unterschrift aus Kairo stammend! Also eine echte Orientalin? Das Buch ist mir durch noch eins sehr interessant. Die Lieder dieser Orientalin werden eröffnet durch eine „poetische Einführung" des deutschen Professors und Dr. jur. — Felix Dahn. Ich lese die „poetische Einführung" Felix Dahns:

> „Fliegt aus, ihr Lieder, wie Vögelein!"

(Dahn ist doch immer originell in seinen Bildern! doch weiter:)

> „Doch wo ihr auch möget kehren ein —
> ihr findet kein Herz so traut (!) und fein (!)
> in allen Straßen und Gassen,
> wie das Herz, das ihr verlassen."

Meine Spannung auf den Inhalt des Buches ist verflogen, urplötzlich! Dennoch lese ich tapfer weiter. Ich fühlte: ein unglückliches, natürlich „unverstandenes" Frauenherz klagt aus diesen Liedern!! Aber darf man schon diesem Weibe sein ganzes Mitleid nicht versagen, — noch tiefer muß man in ihr die Dichterin bemitleiden und bejammern! Denn wer solch eine „poetische Einführung" von Felix Dahn duldet, der muß sich auch die allerschärfste Kritik gefallen lassen!! Zunächst meine interessante Orientalin, herunter mit dem pikanten Schleier! Alle Wetter! Ein ganz deutscher Schwarzwaldtypus: Das „Mädle" (S. 81) hat ein gedankenverdrehtes „Köpfle" (S. 71), doch ein sorgendes „Mütterl" (S. 79) und einen deutschen Herrn „Pfarrer" (S. 94)! Hast nichts von Bärbele gehört? I du mei Seel! Und was ist's nun, was der Maruša-Bärbele „aus d'r Seel" kimmt? Diese ihre Seele scheint freilich auch sehr empfänglich zu sein; denn — ich kann mir nicht helfen! — Verse wie die anmutige Schelmerei

> „Ich kann es auch nicht ändern mehr —
> und ob ich's wollt', das fragt sich sehr!"
> (S. 93)

glaube ich schon einmal bei Robert Reinick, den verzweifelten Schrei

> „Wir leiden beide an demselben Schmerz:
> Sind beide elend, elend durch die Liebe!" (S. 118)

bei Heinrich Heine, einen Gedichtanfang wie

> „Hast eine treue Seele du gefunden" (S. 20)

sogar bei — Felix Dahn gelesen zu haben. Die Grundstimmung der Gedichte ist entschieden trüb, wie sich das für ein unverstandenes Mädchenherz von selbst versteht. So wird man sich's auch erklären müssen, daß sogar die bitter grausame Wahrheit „Nur einmal blüht im Jahr der Mai" hier nachklingt, nur schade, daß der Dichterin der genaue Wortlaut dieses ergreifenden, also sogar in — Kairo schon bekannten Volksliedes entfallen ist; sie schreibt nämlich (S. 21):

„Nur einmal blüht im Lenz der Mai!"

Richtig ist das allerdings auch! — Doch grübelt diese Poetin nicht ausschließlich in das eigene, traute und seine Herz hinein; singt sie doch:

Ein jeder hat sein Eignes, hat sein „Ich",
und drum ist mir ein jeder intressant." (S. 43.)

Auch uns Männer kennt Bärdele-Maruša ganz genau; s. S. 86:

„Ich will es gern dir eingestehen,
daß ich dir gut — dich lieb gar sehr;
doch wird's nur einen Monat dauern —
ihr Männer — ihr verdient nicht mehr!"

Diese Lebensweisheit! „O daß ein Weib von so viel Wissen kann sein im Herzen so zerrissen!" hätte der Famulus in Lenaus „Faust" jedenfalls ausgerufen über ein solches Dichterinnengemüt. Und ich kann nur bedauernd hinzufügen:

Müßt ich nur nicht das tiefe Wissen
in ihrer — Verskunst-Kenntnis missen.

Noch näher auf das künstlerische Können dieser kosmopolitischen Versemacherin einzugehen, heißt die Götter versuchen! Und solchen „Gedichten" setzt Felix Dahn seinen Namen voran —! Max Bruns.

Ernst Schur, „Seht es sind Schmerzen an denen wir leiden." (Berlin, Schuster und Löffler. 1897. 4 Mk.)

Hier tritt uns eine von Haus aus hübsche Begabung entgegen, die sich an jener einen Hälfte von Dehmels Lyrik — die zweite taste ich nicht an — voll und toll gelesen hat, in der der Autor im Bemühen, Absonderliches absonderlich zu sagen, meiner Auffassung nach gescheitert ist. Tollheiten, wie sie Ernst Schur ausgebrütet, sind überhaupt nicht ernst zu nehmen. Wohl merkt man aus dem Buche ein Stückchen Leben und Passionsweg, wohl ist mir das Bemühen, plastisch zu wirken und für feinste Gefühle adäquate Ausdrücke zu prägen, sympathisch, aber — Lyrik ist hierbei nicht herausgekommen, kein einziges Gedicht, das wert wäre, dem Schatze deutscher Kultur zugefügt zu werden. Dreiviertel des Buches ist unbedruckt, der Rest wird von Gedichtfragmenten, Gedankenstrichen und Fragezeichen ausgefüllt, die auf dem Buche liegen. Das ganze Buch ist eine Farce, eine zwerchfellerschütternde Satire. Es sind wirklich Schmerzen an denen der Leser leidet. Ludwig Jacobowski.

Emma Guttmann, „Frühlingsbeichte". Gedichte. (Berlin, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt. 1897. 78 S. 8°. 2 Mk.)

Frühling, Lande, Fels und Hain, Sonnenschein, blauer Himmel, Sternenzelt, blinkende Sternelein, Mägdelein, Lieb und Treu ... aus diesen Worten hat die Verfasserin Gedichte voll schnöder Banalität gefertigt. Angesichts dieses dilettantischen Gedudels kann man nur den neuesten Berliner Gassenhauer anstimmen: „Ach Emma!" —i.

Romane.

Gleich und ungleich. Roman von Schulte vom Brühl. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 1898. 483 S. 8. 5 Mk.

Der Bonzsche Verlag ist rühmlich bekannt für seine angenehme Unterhaltungslektüre; mit tiefsinnigen Kunstwerken plagt er das deutsche Publikum nicht, ebenso wenig mit dem Schund moderner Hintertreppenromane. Auch seine neueste Errungenschaft zählt zu der annehmbaren Durchschnittsware. „Gleich und ungleich" ist ein sogenannter Künstlerroman, der wie die meisten modernen Erzeugnisse dieses Genres das Unglück hat, von keinem Künstler geschrieben zu sein, sondern nur von einem geschickten Professionisten, der

die äußeren Allüren des Künstlertums ganz gut studiert, aber in das tiefste und heiligste Innere einer ringenden Künstlerseele keinen rechten Einblick gewonnen hat.

Arno Trost, der Held des Romans, ist ein uneheliches Kind, den nach dem Tode seiner schwindsüchtigen Mutter ein edler, natürlich freisinniger Menschenfreund erzieht. Herr Berg, ein verkappter Freiherr von Berg-Steinfels, ist entgleister Offizier, hat sich dann in der neuen Welt eine neue Lebensanschauung und neuen Lebensmut geholt und lebt nun als gut bezahlter Modelleur einer Porzellanfabrik in der Stille des thüringischen Dorffriedens edel, hilfreich und gut. Er ist es, der aus Arno einen Charakter, aus seinem angeborenen Talent einen wirklichen, selbstbewußten Künstlergenius zu bilden versteht. Daneben wirkt als zweite Vorsehung für Arno die junge, hübsche Gräfin Asta Fonti, die selbstverständlich blutarm, aber ungemein begabt ist. Daß beide sich 10 Zeilen vorm Ende finden, ist gewiß erfreulich. Weniger erfreulich dagegen berührt ein gleiches „Sichfinden" zwischen dem alten Berg und seiner stolzen, treulosen Gemahlin, deren reizende Tochter gerade sehr passend mit einem Intimus Arnos verlobt ist.

Nicht jeder Romanschreiber kann ein großer Künstler sein und niemand wird das verlangen. Aber ein jeder soll doch danach streben, das ist die conditio sine qua non. Unendlich oft wird man darum die Kräfte tadeln müssen, und doch dabei den Willen loben können. Bei Schulte vom Brühl fehlt mir auch zu letzterem der Mut. Nicht ein einziges Zeichen von wirklicher, künstlerischer Charakterschöpfung, nichts als schnellstrichige, wenn auch gewandte Typenzeichnung. Arno Trost ist der Typus des offiziellen Stimmungskünstlers, der sogar mit dem alten Michelangelo-Trik der selbstzerschmetterten Statue ausstaffiert wird. Berg ist der obligate Freidenker, wie sie seit dem seligen bezw. unseligen Grafen Trast in allen heutigen Romanen und Dramen auftauchen. Asta Fonti, die aufgeklärte Grafenwaise und kunstverschwärmte Seidenstickerin, ist leider ebenso wenig neu wie ihr vielebler Bruder Thilo, der das Genre der ewig näselnden, ewig fade Witze reißenden und ewig schuldenhabenden Lieutnants „vom Adel" vertreten muß. Und in diesem Stil geht es weiter vom verlumpten Journalisten, den eine lukrative Heirat plötzlich links-um kehrt machen läßt, bis hinab zum dämonischen Zigeunermodell, das an einer passenden Stelle des Buches ins Wasser springen muß, um für die nötige Tragik zu sorgen. Schade, ewig schade für das gewandte, flotte Erzählertalent des Verfassers! Oder sollte vielleicht gerade in dieser unverkennbaren Gabe des Autors der Grund seiner Schwäche liegen? Fast möchte ich's glauben. Dann wäre die Aussicht auf besseres, auf Verfeinerung des künstlerischen Gestaltens, auf energische Selbstzucht, auf Vertiefung des psychologischen Gehaltes allerdings gleich Null. Und ich fürchte, ich werde recht behalten, denn Schulte vom Brühl ist kein junges Talent, sondern ein ausgewachsener Schriftsteller, der sich dem Schwabenalter mit Riesenschritten nähert. Er wird vielleicht lächeln und seine fixe Journalistenfeder auch weiter fröhlich über weiße Bogen hüpfen lassen, um dem lesehungrigen, deutschen Publikum weitere harmlose, amüsante Unterhaltungslektüre zu schaffen. Gut denn, ich bin's zufrieden, aber möge er dann auch nicht beanspruchen, unter Männern der Kunst für ernst genommen zu werden.

Eine berufne Kritik soll ihm, wie der Verleger druckt, einst einen Platz neben Freytags „Soll und Haben" angewiesen haben. Auch ich thue das gern, was die Fabel des Romans anlangt, der Ausführung nach käme mir der Ehrenplatz neben Eufemia von Adlersfeld schon genügend vor.

Herm. Anders Krüger.

„Moderne Gladiatoren." Roman von Karl Milbach. (Leipzig, Verlag von

Wilhelm Friedrich. 425 S. Broschiert 5,50 Mk.)

„Ich war in folgenden Orten: Hamburg — Lissabon — Madrid — Cordova — Granada — Sevilla — Gibraltar — Neapel — Genua — Nizza. Von Gibraltar aus machte ich einen anderen Weg — eigentlich wollte ich nach Algier — weil es mir zu schlecht ging und es da unten nichts giebt, wo man bei guter Verpflegung in Ruhe eine Besserung abwarten kann. Vielmehr waren alle Gasthäuser in Spanien derart, daß ich mich immer freute, abreisen zu können. Spanien entspricht nicht den Vorstellungen, die sich der Romantiker davon zu machen geneigt ist. Es ist ein gänzlich heruntergekommenes Land, eine Wüste, in der die Trümmer einstiger Herrlichkeit im Verfallen sind. Das Volk macht mir einen entarteten, nichtsnutzigen Eindruck. Die „spanische Frauenschönheit" ist ein Märchen. Ich freue mich, das Land gesehen zu haben, würde aber nur dem Fachmann, dem Kunsthistoriker eine Reise dorthin empfehlen . . ." So schrieb mir vor einigen Tagen ein lieber Freund von der Riviera aus. Ich war deshalb angenehm überrascht, als ich von der Schriftleitung ein Buch zur Besprechung zugesandt bekam, dessen Äußeres schon — abgesehen von der Aufschrift „Moderne Gladiatoren" schmückt die Nachbildung einer Skulptur von R. Novos, benannt Siglo XIX, die die letzten Augenblicke eines zu Tode verwundeten Stierkämpfers in der Arena darstellt, das Titelblatt — mir die Aussicht eröffnete, Näheres zu erfahren von dem Leben und Treiben in „dem schönen Land, wo die schattigen Kastanien blühen an des Ebro Strand". Ich will nicht sagen, daß das Buch nichts taugt, aber meine Erwartungen wurden getäuscht. Wer kulturhistorische Studien machen und sich insbesondere über das Nationalfest des Spaniers — den Stierkampf — unterrichten will, der lese das Buch. Er wird dem Verfasser — oder ist's eine „sie" — dankbar für die mühevollen und gründlichen Studien sein, die er in der Toniromaquia gemacht hat und hier verwertet. Der Verfasser hätte aber sicherlich besseres geschrieben und weit mehr Erfolge erzielen können, wenn er seine großen Kenntnisse auch in der Disziplin verwendet hätte, in die sie gehören, in der Kulturgeschichte. „Der Stierkampf in Spanien", „Eine kulturgeschichtliche Untersuchung", das wäre ein Titel gewesen zu einem Buche, das den Kräften des Verfassers entsprochen hätte. Aber ein Roman ist das nie und nimmer. Denn abgesehen davon, daß mit den allerplumpesten technischen Mitteln gearbeitet wird, fehlt dem Verfasser die tragische Kraft und das Verständnis für einen gesunden Humor. Das Voto al demonio wagt er nicht deutsch wiederzugeben, er begnügt sich mit Punkten und schreibt stets: „Beim T . . . . l", ja an einigen Stellen kürzt er das spanische noch ab und begnügt sich mit „Voto al dem . . . .". Auch Cochino ist ihm zu unanständig. Er schreibt bloß „Schw . . n". Das ganze Buch ist weiter nichts als ein Frage- und Antwortspiel zwischen dem armen deutschen Doktor und seinem spanischen Kollegen Ramirez, der ihn überall herumschleppen muß, damit M. Milbachs Weisheit möglichst unpassend an den Mann gebracht werden kann. — Die Gespräche werden immer, zum wenigsten doch ein halber Satz, spanisch angeführt, dann das Spanische in schlechtes Deutsch übertragen und der angefangene spanische Satz nach der Übertragung in noch schlechterem Deutsch beendet. Und wenn's doch noch ein klassisches Spanisch wäre, aber M. Milbach hält es für angezeigt, die wackeren Helden entweder in valencianischem oder andalusischem Dialekt reden zu lassen. Um zu renommieren? Oder kann M. Milbach am Ende gar kein klassisches Spanisch? — Der Deutsche will seine Bücher deutsch lesen und nicht in einem schaurigen Kauderwelsch!

Wie gesagt, wer sich über die Stierkämpfe zu unterrichten hat, dem sei dies sehr lehrreiche Buch wärmstens empfohlen.

Wer aber einen Roman lesen will, der lasse die Finger davon. Richard Degen.

Litteratur- und Kunstgeschichte.

Karl Spitteler: Lachende Wahrheiten. Gesammelte Essays. Florenz u. Leipzig, Eugen Diederichs. 340 S. 4 Mk.

Emil Mauerhof: Konrad Ferdinand Meyer oder die Kunstform des Romans. Zürich u. Leipzig, Karl Henckell & Co. 59 S.

Emil Mauerhof: Das Wesen des Tragischen in alter und neuer Zeit. Im gleichen Verlag. 52 S.

Emil Mauerhof: Der Ursprung der Poesie. Im gleichen Verlag. 38 S.

Louis P. Betz: Pierre Bayle und die „Nouvelles de la République des Lettres". Zürich, Albert Müller. 132 S.

Wenn Spitteler seine gesammelten Abhandlungen, Feuilletons und Feuilleton-Fragmente, an Nietzsche anklingend, „Lachende Wahrheiten" nennt, so dürfte Mauerhof für seine gedruckten Vorträge den Sammeltitel „Bittere Wahrheiten" wählen und Betz könnte im besten Sinne und besten Gewissens über seine feinen und tiefen Forschungen die Bezeichnung „Heitere Gelehrsamkeit" setzen. Die Überlegenheit Spittelers über seine Mitbewerber auf schönwissenschaftlichem Gebiete beruht auf seiner glänzenden schöpferischen Begabung und auf der Verbindung von Gemüt und Ironie, von Weltmannsschliff und Künstlerstolz. In der schweizerischen Tageslitteratur nimmt er als Feuilleton-Redakteur wohl die erste Stelle ein, als Dichter die zweite nach K. F. Meyer — und jeden Platz füllt er mit imponierender Vornehmheit aus. Mauerhof ist gleichfalls als schaffender Künstler mit einem Renaissance-Drama großen Stils bedeutend hervorgetreten. Nur die schweren Lebens- und Existenzkämpfe haben ihn von der Dichterbahn abzudrängen vermocht. Als Essayist hat er seine wuchtigsten Schläge in den ersten Jahrgängen unserer „Gesellschaft" mit der Aufsehen erregenden und in ihrer Tendenz vielfach mißverstandenen und auch geflissentlich verleumdeten Artikelserie „Die Lüge in der Dichtung" geführt. In der Entstellungskunst waren unsere Gegner von jeher groß. Die berühmte „deutsche Treue" hat im Lager unserer Feinde, die sich mit Vorliebe als berufene Hüter und Erbpächter deutscher Ideale und Sittsamlichkeiten aufspielten, eine kurlose Rolle gespielt. Mauerhofs Verbitterung mag nicht zum geringsten Teile durch die Behandlung entstanden sein, die er in jahrzehntelangem Kampfe von den falschen deutschen Biedermännern und Musterlitteraten erfahren. Allein die obenangezeigten Studien, die aus seinen mündlichen Vorträgen entstanden sind (oder vielleicht umgekehrt zu seinen Vorträgen geführt haben), erweisen noch eine so reiche Fülle unzerstörbarer Güte und Frische, eine so unerschütterliche Zuversicht auf die beseligenden Wirkungen der wahren, freien, erlösenden Kunst, daß sie der Leser, der reine Belehrung und unabhängige Auffassung und treue Führung durch die Wirrnisse schönwissenschaftlicher Probleme sucht, mit Nutzen und Vergnügen studieren wird. Bei Spitteler und Betz entzückt besonders die geistvolle Eleganz der Darstellung und die umfassende modern-weltmännische Bildung. Betz versteht sich wie wenige Professoren-Schriftsteller auf die Verbindung profunder Gelehrsamkeit mit den artistischen Reizen des Dilettantismus (letzteren im weitesten Sinne genommen, also weiter, als ihn beispielsweise Alfred Lichtwark zu nehmen pflegt). Spitteler erweist sich auch, was in unserer modernen Litteratur in Deutschland selten ist, als feiner Musikkenner. Seine Art, musiktheoretische Fragen zu stellen und zu beantworten, erinnert an die tiefen Gefühlsgründe und Empfindungsweiten Nietzsche'schen Geistes. Nirgends vages Deuten und unsicheres Tasten. Nirgends ein Wort zu wenig oder zu viel. Ich bin überzeugt, nament-

lich jüngeren Lesern einen guten Dienst zu leisten, wenn ich ihnen die Schriften von Spitteler, Mauerhof und Bez zu eindringendem Studium ans Herz lege.

M. G. Conrad.

Der alte Fischart nannte die Schwaben „schwätzschweifig“. Und doch paßt diese Bezeichnung am wenigsten auf den einen Schwaben, der freiheitliche Gesinnung und edles Maß in der Kunst, eherne Charaktergeradheit und sauberes Künstlertum in sich vereinigt hat, auf Ludwig Uhland. Sein „Tagebuch“ 1810—1820 liegt uns vor, reinlich und hübsch ediert von J. Hartmann und im J. G. Cotta'schen Verlag erschienen (2. Aufl. 1898, 338 S. 4 Mk.), dessen litterarhistorische Werke stets dankbare Zustimmung finden, dessen belletristische Werke bei weitem nicht mehr dem alten Ruf der Firma entsprechen. Die nicht reiche Litteratur über die Schwabenschule hat hier eine prächtige Vermehrung gefunden. Freilich das ganze Buch ist aphoristisch gehalten, im Telegrammstil, aus Worten, knappen Sätzen bestehend. Nur ab und zu taucht eine feine Beobachtung auf, Naturschilderungen sind selten und kurz ausgeführt; nur hübsche Mädchen läßt Uhland selten vorbeigehen, ohne daß sein Tagebuch eine sparsame Zeile opfert. Ein korrekter Geist, der von 8—10 juristisch arbeitet, von 10—1 dichtet, von 1—3 Besuche macht u. s. f. Aber auch ein zuverlässiger Geist, treu seinen Plänen, ergeben seiner Familie und seinen Freunden, und unermüdlich in der Selbstzucht. Aber neben dem autobiographischen Material giebt Uhland auch Beiträge zur Entstehungsgeschichte seiner Pläne und Dichtungen. Oft hat er eine poetische Konzeption im Traume, die er dann morgens ausführt; oft regt ihn die Lektüre anderer Bücher zur Poesie an, oft strömt sie ihm so reichlich zu, daß er täglich ein paar Gedichte schreibt. So findet die Litteraturpsychologie hier reiche und interessante Ausbeute. Ein wertvolles Buch für viele, die Freude empfinden, den Spuren einer tüchtigen deutschen Natur und eines ganzen Dichters liebevoll nachzugehen!

Ludwig Jacobowski.

Kant. Sein Leben und seine Lehre von Dr. M. Kronenberg. München, C. H. Beck. 312 S. Preis Mk. 4,50.

Wenn man aus der Welt der Politik kommt und nimmt ein Buch wie dieses in die Hand, frembet's einen an. Kant? War er Mitglied eines Reichstags? Kant? Zu welcher Partei gehörte er denn? Ach so, Kant, der Philosoph! Kant, der große Chinese von Königsberg, wie Nietzsche, der große Kronenräuber, spottete! Ja, der nämliche. Und als großer Chinese müßte er dem preußisch-deutschen Serfahrervolk mit der gepanzerten Faust doppelt sympatisch sein. Und doch zählte dieser geniale Soldatenkönig-Philosoph seither nur als Gelehrter unter Gelehrten, und das gebildete Volk wußte kaum mehr von ihm, als daß er „das Ding an sich“ und den „kategorischen Imperativ“ in Kurs gebracht, und die lustigen Anekdötchen, die Heine von ihm erzählt. Kronenberg wäre nun ganz der Mann dazu, dem heutigen Volk in Preußen und Umgegend den Königsberger Philosophen verständlich, lieb und zutraulich zu machen — wenn das bei der Natur und dem Denkausdruck dieses Menschen überhaupt möglich wäre. So weit es möglich ist, bringt es Kronenberg mit seiner unerschöpflichen Güte und Geduld und seiner eindringenden Klarheit gewiß fertig. War denn Kant überhaupt ein Mensch? Hatte er ein Leben? Und war seine Lehre seine Autobiographie? War seine Philosophie sein Erlebnis? Sobald ich Kronenbergs Buch gelesen, will ich darüber berichten. Ich habe erst hineingeblickt.

M. G. Conrad.

A. v. d. Linden: „Das Heine-Grab auf dem Montmartre“. Mit 2 Abbildungen. (Verlag von H. Barsdorf in Leipzig. 41 S. 8. 0,40 Mk.)

J. Nassen: „Neue Heine-Funde“. (Verlag von H. Barsdorf in Leipzig. 111 S. 8. 1,50 Mk.)

Der gebändigte Blick des Tagesschriftstellers mag schuld daran sein, daß ihm

auf dem Kritikerschemel selten ungetrübte Freuden beschieden sind und daß sein Auge Äußerlichkeiten bemerkt, die dem sorglosen, genußfreudigen Laien entgehen. Ob aber der Kritiker deshalb zu verurteilen ist, ob nicht vielmehr der Autor, der mit tausendfältigen Künsteleien und Nichtigkeiten die Kunst totschlägt?! Versucht es einmal, ein wahres Kunstwerk auf den Markt zu stellen! In den Händen des ehrlichen Rezensenten wird es am sichersten aufgehoben sein, am besten seine Reinheit bewahren. Freilich dürfen weder A. v. d. Linden noch J. Nassen so hohe Ansprüche erheben. Die Schrift, als deren Verfasser v. d. Linden zeichnet, ist nichts anderes als eine plumpe Buchhändler-Reklame, deren Wesen nichts mit dem eigentlichen Inhalt, einem Abdruck der in der „Frankfurter Zeitung" erschienenen Feuilletons über das Grab Heines, zu thun hat. Die tapfere That dieser Zeitung, die Sorge für dauernden schönen Schmuck der teuren Ruhestatt des deutschen Dichters auf dem Montmartre, wird nur entweiht durch die Art, in der hier ein deutscher Verleger das Bettelhandwerk betreibt. Komisch wirkt es, wie in beiden Schriften zugleich die Reklametrommel für einen unserer größten Litterarhistoriker gerührt wird, gegen dessen geistiges Eigentum sich eben dieser Verleger, H. Barsdorf in Leipzig, schwer versündigt. J. Nassen bietet unter einem Wust von Bekanntem, das den Namen neuer Heine-Funde keineswegs rechtfertigt, nur einen neuen echten Heine, ein 1846 entstandenes Gedicht „Auf dem Boulevard du Calvaire", das inzwischen durch die Tagespresse verbreitet ist. In einer 1840 von J. B. Rousseau herausgegebenen Heine-Biographie interessiert die Mitteilung, daß der Dichter als Zwanzigjähriger den Plan faßte, eine glückliche Insel à la Ardinghello in irgend einem Meere aufzusuchen und zu kolonisieren. „Er verband sich zu diesem Zwecke mit verschiedenen jungen Leuten aus Hamburg, hatte bereits ein Schiff gemietet und dasselbe mit allen möglichen Kolonisationsgegenständen zu befrachten angefangen, indem er, ein Neffe des reichsten Bankiers, sich Kredit zu schaffen wußte, als die Polizei der Sache auf die Spur kam und die Glückseligkeits-Insulaner in spe arretierte, namentlich Heine, dessen Oheim viele Auslagen machen mußte, um das Angekaufte mit Verlust wieder zurückzuschaffen, der bei dieser Gelegenheit aber doch an dem romantischen und abenteuerlichen Geiste seines jungen Verwandten Behagen fand." Was sonst J. Nassen hier „neues" findet, ist nicht von Heine. Weniger wäre mehr gewesen. Max Wittenberg.

W. v. Seidlitz: Geschichte des japanischen Farbenholzschnitts. Mit 95 Abbildungen. Dresden, Gerhard Kühtmann. 220 S. 18 Mk.

Auf dem Gebiete der japanischen Kunst sind uns die Engländer und Franzosen als Sammler und Darsteller eine respektable Strecke voraus. In den geistig und künstlerisch so öden Jahren der ersten zehn Jahre Berliner Reichshauptstadtsherrlichkeit hat das milliardengesegnete Deutschtum der Bismarck-Heldenmenschen sich im banausenhaftesten Geschmacke gütlich gethan und sich durch eine unglaubliche Stumpfheit der Sinne für alles feinere Künstlertum, für alle verborgeneren Reize erotischen Schönheitsgeistes ausgezeichnet. Erst mit der litterarischen und künstlerischen Umwälzung, mit dem revolutionären Ansturm der „Jüngstdeutschen" gegen das herrliche verberlinerte Reichsphilistertum sind unseren biederen Zeitgenossen der Ära Anton v. Werner und Paul Lindau allmählich die Augen aufgegangen. Von da ab ging's dann im Sturmschritt aus den alten Wüsteneien heraus. Für den ungeheuren Aufschwung, den die Erfassung des Kunstschönen in seinen seltensten und fremdesten Erscheinungen bei uns genommen, zeugt das gediegene Prachtwerk des Herrn v. Seidlitz über den japanischen Farbenholzschnitt. Wir kommen darauf zurück.

M. G. Conrad.

Politik.

Elsaß-Lothringen. Von Mathieu Schwann. (Zürich, Verlags-Magazin. 28 S.)

Droit de conquête et plebiscite par Jean Heimweh. (Paris, Armand Colin et Cie. 62 S.)

La parole soit à l'Alsace-Lorraine! Réponse à l'écrit de Monsieur Mathieu Schwann par Jean Heimweh. (Paris, Armand Colin et Cie. 60 S.)

A. T. Mahan: „Der Einfluß der Seemacht auf die Geschichte." Auf Veranlassung des kaiserlichen Marine-Oberkommandos übersetzt von Batsch, Vize-Admiral. (Berlin, Mittler & Sohn. Erste Lieferung. 48 S.)

Deutsche Agrarzeitung. Wochenhefte für die politischen Interessen der deutschen Landwirtschaft. Herausgeber: Edmund Klapper. (Berlin, Hermann Walther. 1. u. 2. Heft, je 16 S.)

Für die Reichsdeutschen im allgemeinen giebt es heute keine elsaß-lothringische Frage, für die Franzosen im allgemeinen auch nicht. Während des deutsch-französischen Krieges und einige Jahre hernach arbeitete das deutsche Bürgertum mit der landesüblichen Gartenlaube-Sentimentalität an der Rückeroberung der vielbesungenen und angeschmachteten Stammesbrüder herum, dann trat eine Periode der Empfindelei mit zorniger Verstimmung ein, die kaum über die Bismarck'sche Ära hinausging, und schließlich trat die Wurstigkeit aller Gefühle ein und die reine Kritik nebst der praktischen Vernunft behielt die Oberhand. Die Elsässer sind weder Deutsche noch Franzosen, sie sind eben — Elsässer. Das bedeutet sehr komplizierte, sehr schwer zu behandelnde Quadratschädel. Preußen hat das Land in aller Form erobert, Frankreich hat das Land in aller Form an das neue Reich abgetreten — ohne die Quadratschädel lange zu fragen. Preußen hatte nicht den Mut, sich das Elsaß als Provinz anzugliedern, wie es sich kurz vorher Schleswig-Holstein, Hannover, Hessen und Frankfurt angegliedert hat. Bismarck hatte nach 1870 seine volle Courage nicht mehr. So entstand das „Reichsland", das weder Reich noch Land, weder Fisch noch Fleisch ist. So ist die Geschichte nun einmal verpfuscht, wie so vieles im Reichsgebilde Bismarcks. Der Karren ist verfahren, bis zur nächsten Katastrophe. Es ist begreiflich, daß den Elsässern, selbst wenn sie nicht die verdrehten Köpfe wären, die sie sind, am wenigsten behaglich dabei sein kann. Eine Verwaltung mit preußischer Diktatur ist kein Himmelbett. Da kommen in der langen Nacht allerlei böse Träume. Und ein Häuflein politischer Abenteurer und journalistischer Stegreifritter in Paris sorgt dafür, daß diese bösen Träume ausgedeutet und ausgebeutet werden. Daß dabei die Situation nicht im großen Stile als Frage europäischer moderner Kulturpolitik aufgefaßt, sondern möglichst utopistisch oder parteipolitisch oder verschwörerhaft im alten Opernstil behandelt wird, hat für den Kenner der europäischen Staaten-Menschheit nichts Überraschendes. Mathieu Schwann hat in seiner oben angezeigten Schrift mit zwingender Logik die ganze Angelegenheit auf einige klare Grundfragen gestellt. Jean Heimweh bemüht sich, ihn ins Unrecht zu setzen und reitet den alten Plebiszit-Paradegaul vor. Wie heute die Dinge in Frankreich, im deutschen Reich, in Asien, auf dem Mond und den umliegenden böhmischen Dörfern sich anlassen, dürfte Bruder Hans Heimweh wenig Aussicht haben, seinen Gaul zu einer wirksamen Reiterattaque im Sturmgalopp zu bringen. An eine Revision des Frankfurter Vertrags auf friedtichem Wege, wie der bekannte Artilleriehauptmann und Friedensprediger Gaston Moch träumt, ist ebensowenig zu denken. Die Elsässer werden inzwischen fortfahren, an ihrem unglückseligen Reichsland-Partikularismus, den ihnen die Bismarck'sche Dekadenz-Politik aufgezwungen hat, mit der ihnen eigenen Verbissenheit weiterzukauen. Ein gesunder elsässischer Magen kann viel vertragen.

Die deutsche Politik steht im Zeichen Heinrich des Seefahrers und der Marinefragen. Seegewalt heißt das neue Evangelium. Die gepanzerte Faust ist das Symbol der marinierten Religion. Aber man muß es der deutschen Reichsmarine-Verwaltung lassen, daß sie nichts versäumt, auch auf litterarischem Wege das Menschenmögliche zur Aufklärung der deutschen Steuerzahler beizutragen. Das Werk von A. T. Mohan, das die Zeit der französischen Revolution und des Kaiserreichs umfaßt, 1783—1812, ist eine gute geschichtliche Leistung und verdient die sorgfältige Übersetzung, die der Vize-Admiral Batsch besorgt hat. In keinem Falle wird es ohne Nutzen sein, wenn die politische Bildung des deutschen Volkes die Katastrophen-Herrlichkeit der Seegewalt eindringlich auf sich wirken läßt.

Klappern gehört zum Handwerk, sagen auch die deutschen Agrarier. Und die ersten

Hefte der Agrar-Wochenschrift zeigen, daß Edmund Klapper sich auf sein Handwerk versteht. Die wirtschaftlichen Theorien dieser Herren haben die Eigenschaft, die Thatbestände wundersam zu verschleiern, wo sie ihre eigenen Interessen und Strebereien gefährden könnten, und mit resoluter Klarheit zu dienen, wo sie an ihre Profitmitbewerber herankommen. Wer also die agrarischen Parteischriften ordentlich und sinngemäß zu lesen versteht, kann daraus viel Aufklärung schöpfen. Aber schließlich hat man nicht mehr Zeit und Augen genug, all das Zeug zu lesen. Und was nützt dem Leser alle theoretische Aufklärung, wenn er bei der praktischen Verteilung der Beute zu spät kommt? Nicht auf das kommt's an, was die Finger der klugen Leute schreiben, sondern wonach sie langen und was sie in den Sack stecken.

M. G. Conrad.

Die handelspolitischen und sonstigen völkerrechtlichen Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten von Amerika. Eine historisch-statistische Studie von Dr. George M. Fisk. (Verlag von J. G. Cotta Nchfl., Stuttgart, 1897).

Es war in den schlicht-soliden Räumen der amerikanischen Botschaft zu Berlin. Ein prächtiger Herr, dieser Botschaftssekretär, mit dem ich mich über die Aussichten einer Erneuerung des deutsch-englischen Handelsvertrags zu unterhalten hatte; halb Gelehrter und halb Diplomat, ganz amerikanischer Bürger und ganz Gentleman. Natürlich hatte ich seinen Namen bei der Vorstellung nicht verstanden. Aber bald kannte ich ihn! Warm wurde dem kühlen Deutschen ums Herz, wie er diesen Mann mit grauem Kopf in jugendlichem Feuer deutsche Wissenschaft und die Idee moderner Völkerverbrüderung preisen hörte. Als wir dann auf Henry Wheatons, des bekannten Völkerrechtlers Mission in Deutschland, auf die Abschaffung des „Droit d'Aubaine" und des „Droit de Détraction" zu sprechen kamen, glaubte ich meinen verehrlichen Partner auf ein kürzlich erschienenes, höchst verdienstvolles Buch von Fisk verweisen zu müssen, der danach als trefflichster Kenner der zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland je bestandenen Beziehungen anzusehen sei. Lächelnd stellte er sich mir als Verfasser des eben gerühmten Buches vor in jenem Autorstolz, der jedem ehrlichen Schriftsteller innewohnen muß . . .

Ich glaube nicht, daß das Fisk'sche Werk in den deutschen Gymnasien und Mittelschulen als Lehr- und Lesebuch eingeführt oder daß es auch nur in einer unserer Schülerbibliotheken zu finden sein wird. Aber unsere Jungen sollen doch Männer und Bürger eines großen stolzen Staates werden. Warum werden sie denn nicht an die Quellen des Wissens geführt, warum wird ihnen denn nicht die Möglichkeit gewährt, dem Hammeltrieb, der ihnen im Blut steckt, endlich zu entsagen und selbst denken und urteilen zu lernen? Geht mir, Ihr fürsichtigen Jugendbildner mit Euren „populären" Darstellungen. Die beste wissenschaftliche Schrift ist für unsere angehenden Bürger gerade gut genug. George M. Fisk, der amerikanische Gelehrte und Diplomat, muß für die besser zu erziehenden Deutschen ein Stück moderne Geschichte schreiben! Herrn Bosse, dem preußischen Kultusminister, sei diese Studie „zur Veranlassung des Weiteren" empfohlen. Welche herrlichen Toaste wird er dann erst auf das freie Schrifttum halten können!

Max Wittenberg.

Französische Litteratur.

Eine seltsame Frage hat Philibert Audebrand in seinem Buche „Napaléon a-t-il été un homme heureux?" (Paris 1897, Calman Lévy) aufgeworfen. War Napoleon ein glücklicher Mensch? Für den einfachsten Philister ist die Beantwortung dieser Frage schwierig. Ein August Schulze kann auch nur antworten: „In diesem Augenblicke war ich glücklich, in jenem nicht!" Aber ob er das Fazit ziehen kann über sein Leben? Wie ein Kaufmann die Inventur seines Lebens macht? Und schließlich münden alle diese müßigen Fragen in die eine alte große Menschheitsfrage: „Was ist Glück?" Audebrand beantwortet seine originelle Frage in leichtestem Konversationston. Im Salon eines Marquis steht eine Statue des Kaisers und sie wird zum Anlaß einer 300 Seiten langen Diskussion zwischen fünf Menschen. Gegner und Enthusiasten kommen zu Wort; schließlich siegen die Gegner. Napoleon war ein unglücklicher Mensch. — Als ein Protest gegen den neuzeitlichen Napoleonkultus ist das Buch gewiß von Interesse.

Dr. X. T.

Englische Litteratur.

„Affirmatians.“ By Havelack Ellis. (London, Walter Scott, Lim., 1898.)

„Der eigentliche Wert eines Buches liegt nicht in den Überzeugungen, die es uns gegeben oder genommen hat, sondern in seiner Fähigkeit, uns das eigene Selbst zu enthüllen. Kann ich irgend einen zum Aufsuchen seiner eigenen „Bejahungen“ anregen, so will ich wohl zufrieden sein. — Unsere eigenen Bejahungen sind immer die besten; wenn wir nur sicher wissen, daß es die unserigen sind ... Nur solche „Bejahungen“ können uns ein Stab des Trostes auf der Pilgerfahrt des Lebens werden.“ Ich weiß nicht, ob das Wort „affirmations“ nicht besser durch „Behauptungen“ oder etwa durch „Versicherungen“ hier übersetzt würde; handelt es sich doch um einen sicheren Besitz, um den Erwerb eines positiven geistigen Gutes. „Lebensfragen in der Litteratur“, d. h. die einen litterarischen Ausdruck gefunden oder durch die Litteratur angeregt worden sind, will der Autor hier besprechen, und daß er die Litteratur im engsten Sinne, d. h. die Dichtung, hier ausschließt — denn auch Huysmans und Zola gehören doch der letzten Sphäre nicht mehr völlig an, — das hat er in seiner Vorrede deutlich gesagt. — Zunächst tritt der Verfasser an Nietzsche heran. Er giebt einen vortrefflich geordneten Überblick über die ganze Entwickelung des Naumburger Philosophen. Sein Standpunkt erscheint mir recht gesund und sympathisch. Nietzsches Hauptverdienst erblickt er in der Erkenntnis, daß jede Philosophie eigentlich doch persönlich sei, d. h. die Frucht der psychischen Natur der Philosophen. Damit ist zugleich der vollständige Subjektivismus Nietzsches betont, die Thatsache, daß seine seelische, vielmehr aber noch seine körperliche Stimmung das erzeugten, was sklavische Nachbeter nimmehr zur Lehre erhoben. Ellis sieht mit vollem Rechte in den späteren Schriften Nietzsches den Wahnsinn bereits heraufdrohn, dessen Anzeichen übrigens auch in der zweiten Periode, vom „Fall Wagner“ an, für den feinfühligeren Leser bemerkbar werden. „Nietzsche befand sich in der Lage eines Gichtkranken, der keinen Portwein mehr trinken dorf und nun gleich ein vollkommener Abstinenzler wird“ — mit diesen Worten charakterisiert der Autor schlagend Nietzsches Verhalten gegen Wagner und dessen Kunst. Und auf einen andern unleugbaren Defekt des genialen Mannes weist Ellis hin, auf seine Unfähigkeit, zu lieben; „amour passion“ habe er nie gekannt. Wenn aber Ellis in Bezug auf Nietzsches Stil sagt, er gelte mit Recht für außerordentlich, aber dies bedeute in Deutschland kein so großes Lob wie in Frankreich oder England, so möchte ich doch Einspruch gegen diese Behauptung erheben. Es ist wahr, die Mehrzahl der deutschen Schriftsteller schreibt heute einen greulichen Stil, während die Franzosen und Engländer fast alle eine erträgliche Feder führen. Ein Engländer schreibt so ziemlich wie der andere, aber ein jeder Deutsche schreibt anders. Und Ellis muß doch Lessing, Goethe, Tieck, Schlegel u. a., vielleicht auch neuere Prosaiker gelesen haben; wie kann er dann sagen, daß es in der deutschen Litteratur wenig gute Stillsten gebe? — Das nächste Kapitel behandelt Casanovas Memoiren, das dritte Zola; bei dem vierten, welches J. K. Huysmans zum Gegenstande hat, verweile ich noch einen Augenblick. Die übertriebene Bewunderung des Autors für Huysmans kann ich zwar nicht teilen, aber sehr interessant, ja hochwichtig erscheint mir, was bei dieser Gelegenheit über den Begriff der „Dekadenz“ gesagt wird. Dieses Wort will Ellis, offenbar auf Nietzsche fußend, nicht im verächtlichen Sinne gebraucht wissen. Dekadenz, sagt er, ist einfach jene Kunstentwickelung, in welcher man mehr auf die Schönheit der Teile als auf die des Ganzen einen Wert legt; letztere nennt man klassisch. Dies ist der einzige fundamentale Unterschied, sonst können

Werke der „Dekadenz“ künstlerisch ebenso hoch stehen, wie solche der Klassik. Dies ist zwar eigentlich nichts Neues; aber wir alle sind doch allzuleicht geneigt, den Ausdruck „Dekadenten“ etwa nur auf ganz morbide Erscheinungen anzuwenden; im Sinne der „affirmations“ aber ist dies durchaus keine Beleidigung. Nur wird die Masse leider stets den Begriff des Verfallenden und Faulen mit dem Worte „Dekadenz“ verbinden, und daher ist nach wie vor in der Anwendung desselben eine gewisse Vorsicht geboten. — Das letzte Kapitel beschäftigt sich hauptsächlich mit dem hl. Franz v. Assisi und dem Begriffe körperlicher und geistiger Reinheit. Auch hier ist viel Anregendes zu finden, wenn wir auch des Autors Auffassung des Paulus als eines „Moralbarbaren“, der das Christentum verdorben habe, etwas exzentrisch nennen müssen. Jedenfalls ist Mr. Ellis ein moderner Heide, aber ebenso gewiß ein feinsinniger und geistvoller Kopf. Er regt an — und das ist schließlich eine der besten Eigenschaften, die ein Schriftsteller haben kann. Bobo Wildberg.

Auf der Mensur!

Hermann Bahrs „Josefine“ und Karl Bleibtreus „Erklärung“:

Die „Josefine“ kennzeichnet sich zwar als eine burleske unfreiwillige Travestie und diese reizvolle Originalität dem genialen Hermann Bahr zu beneiden, liegt mir fern. Solche Attentate auf den guten Geschmack richten sich selbst. Aber daß auch ein perfides Attentat auf das geistige Eigentumsrecht eines Kollegen vorliegt, dürfte doch wohl einiger Klarstellung bedürfen. Weshalb Bahr eigentlich Wahlverwandtschaft für unseren gemeinschaftlichen Freund Bonaparte spürt, ist unklar, es sei denn, daß den fidelen Litteraturgigerl die gemeinsame dämonische Stirnlocke anzog. Offenbar hat ihn nur das von ihm so oft betonte „dreieckige Verhältnis“ angeheimelt, und so beging er denn in harmloser Unschuld ein schreiendes Plagiat an meinem oft aufgeführten Napoleonsdrama „Schicksal“. Diese ganze Fabel vom Trio Barras-Josefine-Bonaparte ist nämlich in dieser Form keineswegs historisch, sondern frei von mir erfunden. Der historische Barras hat im Gegenteil das Genie Bonapartes erkannt und mit Josefine, wenn überhaupt je, schon längst nichts mehr zu schaffen gehabt. Seine Düpierung durch Josefine, die ihn beschwatzt, Bonaparte eine Armee zu schenken, damit der Entfernte als Strohmann für Josefines Liaison mit Barras diene — alles das ist freie dichterische Erfindung, die ich für meinen Zweck brauchte. Bahr aber hat mit großartiger Ungeniertheit, im Stile unseres gemeinschaftlichen Freundes Napoleons, einfach mein Eigentum annektiert und sein erster Akt, den ich in Druckform las, deckt sich inhaltlich durchaus mit betreffenden Szenen meines „Schicksal“. Selbstredend hat er auch Talma und den russischen Gesandten frei nach mir hineingebracht und der kleine Eugen tritt in der nämlichen Weise auf. Selbst wenn aber solche äußerliche Übereinstimmung sogar in der szenischen Reihenfolge nicht vorläge, so würde er doch die gesamte Anregung zu seinem Opus ausschließlich mir verdanken. Selbst indem er mich aus Eigenem bereicherte — „Josefine“ von Bleibtreu, frei bearbeitet von Bahr — folgte er errötend meinen Spuren. Denn indem er Vikomtesse Beauharnais aus einer Pariser Kokette zu einer Wiener Kokotte umschuf und so sich, sowie seinem „modernen“ Publikum menschlich näher brachte, fußte er auf gesprächsweisen Mitteilungen von mir, daß die wahre Josefine für die Bühne unmöglich sei u. s. w., nebst vielen Details über den furor

Aphroditiacus der italienischen Kampagne Bonapartes — Dinge, die ich übrigens auch sonst in Artikeln und Büchern plastisch hervorhob. Ich verwand es nicht, daß Bonaparte so gleichsam in die von Barras gemietete Josefine-Wohnung einzieht; es ist nicht jedermanns Sache, für die abgetragenen Kleider anderer Leute zu schwärmen. Bahr aber hat mit nachfühlendem Verständnis das dreieckige Verhältnis realistisch erfaßt und der von mir gestreute Keim hat sich auf moraftigem Boden überraschend entwickelt. Ich muß meinem ungeratenen Schüler ernstlich auf die Finger klapsen, wenn er sich so am Andenken unseres gemeinschaftlichen Freundes Bonaparte vergreift. Und da mir auf diesen, von mir allein gefundenen und bearbeiteten Stoff ein volles verbürgtes Eigentumsrecht zusteht, so behalte ich mir wegen solch dreister Antastung weitere juridische Schritte vor. „Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir!" „Wahre Prinzen aus Genieland zahlen, Bahr, was Sie verzehrt!" Karl Bleibtreu.

Die Antwort Hermann Bahrs erscheint im nächsten Heft. D. Red.

Randglossen.

Maurice Reinhold von Stern, einst deutsch-russischer Unterthan, der seit Jahren in Zürich ein Verlagsgeschäft betreibt, ist vom schweizerischen Bundesrat zum drittenmale mit seinem Gesuche um Aufnahme in das schweizerische Bürgerrecht abgewiesen worden. Unglücklicherweise hatte Stern schon vor acht Jahren auf sein russisches Heimatsrecht verzichtet, da er sicher glaubte, man werde ihn in das schweizerische Bürgerrecht aufnehmen. So ist er denn jetzt heimatlos und in der Schweiz nur gegen Kaution geduldet. Er hat seinem Unmut über den schweizerischen Bundesrat in einem poetischen Protest Luft gemacht, erklärt jetzt die ganze Erde für sein „liebes Heimatland" und sagt:

„Nicht länger will ich um die Ehre werben,
Die Ihr so billig Hinz und Kunz verkauft,
Ich will als freier Erdenbürger sterben,
Der um papierne Rechte sich nicht rauft."

Maurice von Stern kann Marquis Posa die Hand drücken. Auch er war kein „Bürger dieser Welt". Für die freie Republik Helvetia ist diese Beschränktheit bezeichnend. Schillers „Wilhelm Tell" hat es verschuldet, daß wir dieses Ländchen mit dem rosigen Schimmer der Romantik umgeben, während es an Hausbackenheit und Philisterhaftigkeit seinesgleichen sucht.

*

Otto Weddigen, der ganz Westfalen um den Dichterruhm zu bringen sucht, hat selbst beantragt, daß an seinem Geburtshaus zu Minden eine Denktafel befestigt wird. Ganz Minden hat sehr darüber gelacht. Und da Lachen eine That heiliger Befreiung ist, sollen an dieser guten That möglichst viele teilnehmen.

Büchertisch.

Vom 1. bis 15. Januar liefen bei der Redaktion nachstehende Bücher ein (Besprechung bleibt vorbehalten):

Bellamy, Edward, Gleichheit. A. d. Amerik. von M. Jacobi. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 495 S. 8. 4 Mk.

Below, Ernst, Ostmark und Krummstab. Berlin, Otto Janke. 138 S. 1 Mk.

Berlepsch, G. v., Mann und Weib. Novellen. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 3. Aufl. 1898. 8. 288 S. 3 Mk.

Bittrich, Max, Neue Spreewald-Geschichten. Leipzig, G. H. Meyer. 1898. 8. 125 S. 1,60 Mk.

Cahn, Dr. Wilhelm, Pariser Gedenkblätter. Tagebuchaufzeichnungen a. d. Zeit des großen Krieges, der Belagerung und der Kommune. 2 Bde. Berlin, F. Fontane u. Co. 1898. 8. 345 u. 416 u. 50 S. 8 Mk.

Carlyle, Über Helden und Heldenverehrung. Deutsch von J. Neuberg. Berlin, R. v. Decker (G. Schenck). 1898. 3. Aufl. 8. 347 S. Geb. 4 Mk.

Deil, Eugen, Sängers Tagebuch. Kaschau, Ludwig Ries. 1897. 8. 240 S. Geb.

Derselbe, Gedichte. Ebendas. 8. 249 S. Geb.

Derselbe, Letzter Lenz. Gedichte. Kassa, Wesser Károly. 1897. 8. 124 S. Geb.

Ego, Adam, Die soziale Frage und ihre Lösung. Bremen, M. Heinsius Nfl. 1898. 8. 248 S. 3 Mk.

Euler, Prof. Dr. C., u. Dr. K. Hartstein, Hans Ferdinand Maßmann. Berlin-Charlottenburg, Richard Heinrich. 1897. 8. 176 S. Geb. 3 Mk.

Ferriani, Cav. Lino, Entartete Mütter. Deutsch von A. Ruhemann. Berlin, S. Cronbach. 1897. 8. 196 S. 3 Mk.

Hanstein, Adalbert v., Zwei Welten. Roman a. d. modernen Berlin. Berlin, Max Schildberger. 2 Bde. 8. 195 u. 225 S. 6 Mk.

Heiberg, Asta, Erinnerungen aus meinem Leben. Berlin, Carl Heymann. 1897. 8. 271 S. 5 Mk.

Hirschberg, Dr. E., Die soziale Lage der arbeitenden Klassen in Berlin. Berlin, Otto Liebmann. 1897. 8. 311 S. 5,50 Mk.

Kirchner, Friedrich, Lebensweisheit aus Dichtermund. Anthologie. Stuttgart, Levy u. Müller. 1898. 8. 398 S. 4 Mk.

Kleinpaul, Rudolf, Die Lebendigen und die Toten im Volksglauben, Religion und Sage. Leipzig, G. J. Göschen. 1898. 8. 293 S. 6 Mk.

Kralik, Wilhelm S. I., Lebrecht Dreves. Ein Lebensbild. Freiburg i. B., Herder'sche Verlagsb. 1897. 8. 431 S. 5 Mk., geb. 6,40 Mk.

Kullak, Franz, Der Vortrag in der Musik am Ende des 19. Jahrhunderts. Leipzig, F. E. C. Leuckart (Const. Sander). 1898. 8. 128 S. 3 Mk.

Lie, Jonas, Troll. Deutsch von E. Brausewetter. Leipzig, A. Dieckmann. 130 S. Kl.-8. 1 Mk.

Mensch, Dr. E., Konversations-Lexikon der Theater-Litteratur. Stuttgart, Schwabachers Verlag. 348 S. 8. Eleg. geb. 4,50 Mk.

v. Müller, Oberst a. D., Deutsche Erbfehler und ihr Einfluß auf die Geschichte des deutschen Volkes. Bd. I. Gotha, Friedrich Emil Perthes. 1897. 8. 376 S. 6 Mk.

Rathmann, Paul, Reales und Ideales. Dresden, E. Pierson. 1898. 8. 213 S. 8. 2,50 Mk.

Ratzenhofer, Gustav, Die soziologische Erkenntnis. Positive Philosophie des sozialen Lebens. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1898. 372 S. 8. 6 Mk.

Rilke, Rainer Maria, Advent. Gedichte. Leipzig, P. Friesenhahn. 1898. 88 S. 1,50 Mk.

Schaukal, Richard, Heinrich Heine. Sein Leben in seinen Liedern. Berlin, Fischer & Franke. 443 S. 8. (Orig. ausgestattet) 5 Mk.

Sepp, Prof. Dr. N. J., Die geheime Offenbarung Johannis. 15 Vollbilder nach den Handzeichnungen Albrecht Dürers, München, Carl Haushalter. 4.

Vischer, Friedrich Theodor, Das Schöne und die Kunst. Zur Einführung in die Ästhetik. Vorträge. 2. Aufl. Stuttgart, J. G. Cotta Nfl. 1898. 8. 308 S. 6 Mk.

Wir bitten, sämtliche Manuskript-, Bücher- &c. Sendungen ausschließlich an

Dr. Ludwig Jacobowski

Schriftleitung der „Gesellschaft"

Berlin S.W. 48, Wilhelmstr. 141

zu senden.

Schriftleitung und Verlag der „Gesellschaft".

__Zur Beachtung!__ Das am 15. Februar erscheinende Heft 4 der „Gesellschaft" soll eine Art

Faschings-Nummer

werden. Geeignete Beiträge satirischer, komischer, persiflierender &c. Art — möglichst kurz und toll — erbitte ich **bis zum 1. Februar**. Bei genügender Beteiligung erscheint Heft 4 separat als **„Faschings-Almanach für das Jahr 1898"**.

Der Redakteur.

Verantwortlicher Leiter: Dr. Ludwig Jacobowski in Berlin.
Verlag von Hermann Haacke in Leipzig. — Druck von Carl Otto in Meerane.


Wilh Raabe

1898
Heft 3.

Geheimnis der Nacht.

Von M. G. Conrad.
(München-Berlin.)

Kein anderes Volk in Europa widmet dem Problem vom Geheimnis der Nacht so viel Nachdenken wie das französische. Die Bosheit könnte zu dieser Thatsache bemerken: Das sei kein Wunder. Das Nachdenken komme immer da am ergiebigsten und schönsten zum Durchbruch, wo man's mit dem Vordenken versehen habe. Die besten Bemerkungen über Liebe und Treue mache der Hahnrei, die tiefsinnigsten Aussprüche über den Reichtum leiste sich der arme Teufel, und über die Vergänglichkeit alles Irdischen hätten die frommen Narren, verkürzt in allen angenehmen Dingen von der grausamen Natur, am erbaulichsten gegaukelt und ihr letztes Restchen Gehirnschmalz in die Wassersuppen getropft, die sie der moralisch hungrigen Durchschnittsmenschheit, die ja auch nichts Besseres zu löffeln und zu schlucken erwarten darf, mit so barmherzigem Eifer vorgesetzt. Summa: Man träumt von der Macht in der Nacht und grübelt darüber am Tag, wenn man aufgehört hat, als Mächtiger genommen zu werden.

Das ist zweifellos richtig: Die sauren Trauben machen den Fuchs zum geistreichen Fabulisten. Der Himmel ist auf die Erde gekommen, als sich die menschliche Bestie schwach und krank fühlte und sich am Irdischen die Zähne ausgebissen und den Geschmack verekelt hatte.

Die Theologen ließen die Drachen ihrer krausen Götterweisheit mit dem entzückenden Schweif der Wunder und Verheißungen am höchsten steigen, als die Kultur noch nicht bis zu den exakten Wissenschaften, zur induktiven Methode und zum Experiment vorgedrungen und den Massen das Licht der naturwissenschaftlichen Weltanschauung noch nicht angezündet war. Seit dies geschehen, haspeln die Theologen ihre Drachen aus der blauen Luft merklich herunter und suchen sich als Stützen der Moral, der Sittlichkeit, der

Majestät der Throne, der Heiligkeit und Sicherheit des Besitzes u. s. w. interessant zu machen und ihre Hände in alle Händel der Welt zu stecken. Mit welchem Erfolge, liegt offen zu Tag. Alle historischen Organisationen der Gewalt zeigen das Stigma des Priesters. Was er selbst nicht machen kann, dem redet und drängt er wenigstens seine mystische Weihe auf. So ist er überall dabei. Und wo die geschichtliche Forschung einen Vorhang lüftet und eine Gewalt entschleiert, steht ein Mann Gottes dahinter, dessen Reich bekanntlich nicht von dieser Welt ist. Wer eine Ausrede oder Rechtfertigung oder Absolution braucht, kennt das wohlassortierte Lager und den Preis der unfehlbaren Weltfirma. Do ut des. Profitbeteiligung lautet der vornehme kaufmännische Fachausdruck. Aber der Profit muß der Höhe der Situation entsprechen.

Geheimnis der Macht! Ist es nicht zum Lachen, da noch überhaupt von Geheimnis zu reden, wo sich alles in den modernsten Formen kommerziellen Stiles vollzieht, nach den anerkanntesten Usancen einer Welt, in der der Kaufmann allmächtig herrscht, im Zeitalter des Weltverkehrs und Welthandels? Aber nein, selbst über die Weltpolitik muß der Priester seinen mystischen Dunst blasen und die Kreuzesfahne seines Ideals vom Jenseits wehen lassen und „Mit Gott“ den Weihespruch auf die Titelseite des großen Geschäftsbuchs setzen, dessen Seiten nur Soll und Haben kennen und deren Inhalt wuchtiger und zauberreicher ist, als der irgend eines mittelalterlichen Höllenzwangs. Mit der Bibel bewaffnet, kann man alles wagen und alles beweisen — vorausgesetzt, daß der Pakt mit der „gepanzerten Faust“ und den gepanzerten Schlachtschiffen und den gepanzerten Bankgewölben in Form Rechtens wohl geordnet ist.

Geheimnis der Macht?

Jesuitismus — da steht das Wort. Jesuitismus in allen Farben und in plötzlicheren Farbenwechseln, als je ein Chamäleon sie sich leisten konnte in seinen begnadetsten Momenten.

Und wenn heute und seit fünfundzwanzig Jahren kein Volk in Europa dem Problem der Macht ein so nervenzerreißendes Grübeln und fieberheißes Nachdenken widmet, als das Volk der Franzosen, so mag sich die Bosheit ihren Erklärungswitz sparen. Ein Volk von so geschärftem Geist, von so blühender Phantasie und zugleich so feiner Humanitäts-Empfindung wie das französische, mußte naturnotwendig von dem Spiele der Macht die herbsten Wechselfälle und die bitterste Komödie der Irrungen erfahren und tiefer davon erregt und verwirrt werden, als ein weniger geistreiches, weniger phantasievolles, weniger humanitätsverschwärmtes. Die Deutschen, als Volk, haben sich niemals in ihrem „Willen zur Macht“ so leidenschaftlich ausgelebt, wie die gallischen Nachbarn. Jahrhundertelang haben sich die deutschen Stämme

zwischen Rhein und Elbe, Alpen und Meer in ihrer Zerrissenheit von hundert kleineren und größeren, geistlichen und weltlichen Tyrannen drücken und treten und ausbeuten lassen, ohne auch nur Anspruch auf die Illusion zu erheben, für die Knechtschaft im Innern wenigstens den Glanz einer gewaltigen Herrschaft nach außen mitgenießen zu dürfen, wenigstens den Duft des Bratens zu riechen, den die großen Fresser verspeisten. Nach den Bauern- und Religionskriegen des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts waren sie so resigniert und kindlich brav, so pietistisch harmlos und bürgerlich indifferent, daß sie sich in die Erniedrigung fanden, als wär's ihre angeborene Haut. Und sie ertrugen mit der Geduld eines alten Bedienten die ruhmloseste Herrschaft derer von Gottes und des heiligen römischen Reiches Gnaden. Will man von einer historischen Mission Preußens in Deutschland reden, so kann man's mit gutem Gewissen in dem Sinne thun, daß die Preußen wenigstens den Ehrgeiz nach einer großen politischen Rolle, die Freude am Auftrumpfen starker Mittel, sich zur Geltung zu bringen und von den anderen Mächten als wachsender, gleichberechtigter realer Machtfaktor ernst genommen zu werden, unter den Deutschen aufs neue entfachten. Als Zorneswecker und Unruhstifter hat sich Preußen in der allgemeinen deutschen Verdumpfung und Verblödung unbestreitbare Verdienste um Erhaltung und Fortschritt der germanischen Rasse erworben. Daß die Preußen jetzt obenauf sind im Reich, das sie sich nach ihrer Façon gezimmert, und daß die preußische Dynastie sich die übrigen Fürsten in der bekannten Weise — verbündet hat, ist kein himmlisches Wunder, sondern ein sehr irdisches Ergebnis strammer Arbeitsleistung und temperamentsvoller Skrupellosigkeit in der Wahl der Mittel. Von allen deutschen Dynasten haben die preußischen allein verwegene Politik großen Stils getrieben und die Früchte zum Reifen gebracht, an denen sich jetzt der nationale Reichsgedanke nährt.

Wer sehnt sich, um einen bekannten Nietzsche-Vers zu erweitern, noch zurück „ins dumpfe deutsche Bedienten-Stuben-Glück“? Drängt es uns nicht in alle Weiten und auf alle Meere hinaus, wollen wir nicht mit allen Winden segeln lernen in fröhlicher Wissenschaft vom Geheimnis der Macht? Sind wir als Volk nicht mündig geworden, um uns nun endlich meisterlich in der Kunst des Befehlens zu üben, nachdem wir uns zum Gespött der Welt jahrhundertelang des Gehorchens befleißigt?

Und hier setzt die Opposition gegen den persönlichen kaiserlichen Suprema lex-Willen ein. Wir wehren uns gegen die Umformung des Reichswillens in einen absolutistisch-dynastischen Personalwillen. Keine Unterthanen-Knechtschaft mehr, die in Ehrfurcht treu gehorsamst erstirbt vor dem mystisch verbrämten gottesgnadentümlichen Majestätstitel eines einzelnen Fürsten. Keine

Schmälerung auch nur des winzigsten Bürger- und Menschenrechts. Jeder Einzelne gleich heilig und unverletzlich auf seinem gemeinen Rechtsgrunde, nicht bloß der — Einzige. Keine Zweideutigkeiten am Ausgange dieses lichten, gewaltigen Jahrhunderts, das so Erstaunliches geleistet in bürgerlicher Arbeit, Wissenschaft, Technik und Kunst. Diese Andeutungen genügen. Jeder fühlt den Ernst der Situation mit verdreifachter Schärfe seit der Kieler Prinzen-Predigt vom neuen Evangelium. Wir haben den Geschmack für neue Mythologien und Legenden und Geschichtsumbeutungen ad usum delphini verloren für immer. Wir sind kein Volk von Handlangern, nachdem wir's mit Blut und Eisen überwunden haben, ein Volk von Bedienten zu sein. Man ködert uns nicht mehr mit Romantik, nachdem wir den Sieg des Naturalismus auf der ganzen Linie erlebt haben.

Und auch die Franzosen erwachen aus dem Taumel, in den sie der letzte Napoleon mit seinem Glanz und Absturz gerissen. Der Prozeß gegen Emil Zola, der dem verbrecherischen Regierungs-Jesuitismus der Bourgeois-Republik die Fackel ins Gesicht geschleudert, wird eine große Klarheit schaffen und neue Energien entbinden. Die Ereignisse jagen sich wie vom Sturme gepeitscht. Dreibund, Zweibund, wer spricht noch im Ernste von ihnen? Armselige Notbehelfe und politische Moden von gestern. Jeder Tag bringt eine Verschiebung der alten Gruppierung der Mächte. Der Ausgang des Jahrhunderts wird reich sein an Überraschungen.

Man hat unter deutschen Rekruten und Schulkindern eine Umfrage gehalten: Wer ist Bismarck? und die Antworten sorgfältig gesammelt. Sie waren merkwürdig belehrend. Wird man den rechten Schluß daraus ziehen? Auch sie gehören in das Kapitel vom Geheimnis der Macht.

Wir stehen auf der steigenden Linie der Massen-Kultur mit der Entwicklung des Massen-Willens. Ist einmal der soziale Pessimismus überwunden, so werden die letzten und höchsten Fragen der Völkerführung und Staateneinrichtung das Blut der Gesundgebliebenen und Starken ganz anders in Wallung bringen, als die seitherigen Ergebnisse der Katheder-weisheit. Aus der verkehrten Schule mit ihren Lebenslügen stammt der Lebensverdruß. Die Krisis war lang und gefahrvoll. Was zu Grunde gehen muß, geht zu Grunde. Die Menschheit weint ihm keine Thräne nach. Wahrhaft große Völker werden mit dem Gefährlichsten fertig. Frei nach Nietzsche:

Nicht daß du Götzen umwirfst:
Daß du den Götzendiener in dir umwirfst,
Das sei dein Mut!
Trümmer von Sternen:
Aus diesen Trümmern bau dir eine Welt!

Die Lage der Deutschen in Österreich.

Von Josef Bendel, Reichsratsabgeordneter.
(Wien.)

Vor kurzem ist der zweite Band von Heinrich Friedjungs „Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland, 1859—1866" erschienen. Man darf vielleicht dieses gehaltvolle Buch, ohne seiner sonstigen Bedeutung zu nahe zu treten, als eine interessante Ergänzung wichtiger Partien von Sybels „Die Gründung des Deutschen Reiches" bezeichnen, und das Lesen desselben bietet besonderen Reiz und besondere Anregung in unseren Tagen, wo sich die Wirkungen jener Entscheidungskämpfe für die ganze Zukunft der Deutschen in Österreich so überaus fühlbar machen. Wie für das Schicksal der deutschen Stämme außerhalb der schwarzgelben Grenzpfähle, so war auch für die Deutschen des Habsburgerreiches, ja für diese gewiß in noch höherem Maße, das Jahr 1866 von der folgenschwersten Bedeutung. Deutsche Geschichtschreiber haben von Österreich behauptet, es habe von jeher nur einen deutschen Anstrich besessen, sei aber in seinem Kerne und eigentlichen Wesen niemals deutsch gewesen. Eine solche allgemeine Charakteristik ist entschieden einseitig und giebt nur von der Vorliebe der Deutschen Zeugnis, aus übertriebenem Gerechtigkeitsgefühle Fremdes über Eigenes zu erheben und eher über das eigene Volk, als über fremde ein hartes und strenges Urteil zu fällen. Richtig ist es, daß in Österreich, wenn wir von der kurzen Regierungszeit Josefs II. absehen, niemals planmäßig zu germanisieren versucht worden ist und daß überdies durch den Sieg der Gegenreformation, durch die Rekatholisierung, der geistige Zusammenhang zwischen Österreich und dem übrigen Deutschland, wenigstens für lange Zeit, empfindlich gelockert worden ist, aber endlich wurde seit Klopstock, Lessing und der klassischen Periode unserer Litteratur der geistige Verkehr ein überaus lebhafter und hierdurch die volle Gemeinsamkeit des Geisteslebens, die volle Gemeinsamkeit in Poesie, Kunst und Wissenschaft wieder hergestellt. Und im staatlichen Leben, im Heerwesen, in Amt und Schule war die deutsche Sprache vorherrschend, das deutsche Element allezeit im entschiedensten Übergewicht. Der Krieg des Jahres 1866, der von deutscher Seite allgemein als ein Bruderkrieg bezeichnet wurde, schnitt das Band der politischen Zusammengehörigkeit vollständig entzwei, Österreich trat für immer aus dem deutschen Bunde, aus dem engen Zusammenhange mit den anderen deutschen Ländern aus, und die Deutschen Österreichs fügten sich aus treuer, inniger Liebe zu ihrem Vaterlande ohne Widerspruch und Widerstreben darein; ihre ganze Sorge, all ihr Sinnen und Trachten ging in dem Eifer, in der Aufopferung für die Wiederbefestigung

und Sicherung des in seinen Grundfesten erschütterten Staatswesens auf; ihre Hingebung an den Staat war eine grenzenlose, sie dachten darum an alles eher, als an sich selbst — und zum Danke dafür denkt seit mehr als zwei Jahrzehnten eine jede österreichische Regierung an alles eher, als an die Interessen der Deutschen ihres Landes.

In der Dezemberverfassung (Staatsgrundgesetze für die nach der Ausscheidung Ungarns im Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder vom 21. Dezember 1867), welche ganz das Werk der Deutschen in Österreich ist, wurde nicht allein die Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetze, sondern ohne Einsicht in die wichtigsten Bedingungen einer geordneten Staatsverwaltung, aus purem Doktrinarismus und Gleichberechtigungsschwärmerei, die vollkommene Gleichberechtigung aller Völkerschaften und ihrer Sprachen ausgesprochen und die Erklärung des Deutschen als Staatssprache vergessen. In der jenseitigen Reichshälfte ging man ganz anders vor: dort wurde die ungarische Sprache zur Staatssprache, zur Beratungssprache der gesetzgebenden Versammlungen, zur amtlichen Regierungssprache in allen Zweigen der Verwaltung erklärt. Ganz entgegengesetzt dem Verhalten der Magyaren in Transleithanien wollten die Deutschen in Cisleithanien durch das weitestgehende Entgegenkommen, durch volle nationale Selbstlosigkeit die slavischen Völkerschaften für die Verfassung und die in ihr niedergelegten freiheitlichen Grundsätze gewinnen. Diese politische Naivetät erfuhr bald eine schroffe, höhnische Zurückweisung durch das Ministerium Hohenwart in seinen „Fundamentalartikeln", welche es sich zur Aufgabe gemacht hatten, die Tschechen von der Reichsratsgesetzgebung zu emanzipieren und über zwei Millionen Deutsche der vollständigen Tschechisierung schutzlos preiszugeben. Die Polen und Slovenen schlugen sich, weil es die Auflösung der Reichseinheit und die Unterdrückung der Deutschen galt, damals, wie jüngst unter dem Ministerium Badeni, mit allem Eifer auf die Seite der Tschechen, aber da kam zum Widerstande der Deutschen der Widerspruch der Magyaren, welche damals — heute ist es anders — ihre Vorherrschaft in Ungarn noch nicht ganz gesichert fühlten und befürchteten, daß die Befriedigung der Sonderstellungswünsche der Slaven Cisleithaniens das gleiche Bestreben bei den in Ungarn lebenden Slaven wachrufen würde, und dieser Widerspruch fiel so schwer in die Wagschale, daß es zu keinem recht ernsten Versuche der Durchführung des Hohenwart'schen Experimentes kam.

Die Deutschen kamen in Cisleithanien wieder ans Ruder, wandten sich mit erneuter Schaffensfreudigkeit wieder den gesetzgeberischen Aufgaben im Reichsrate zu. Um die slavisch-klerikalen Mehrheiten im Abgeordnetenhause und in den einzelnen Landtagen, aus welchen und durch welche ja die Mitglieder des Abgeordnetenhauses gewählt wurden, zu beseitigen, wurden

die Landtage aufgelöst, und es kam mit Hilfe des böhmischen Großgrundbesitzes, der schließlich sich immer dem ernsten Willen der Regierung willfährig zeigt, eine verfassungstreue Mehrheit im Abgeordnetenhause zustande, welche vor allem dahin trachtete, durch Einführung der direkten Wahlen in den Reichsrat diesen von seiner Abhängigkeit von den Landtagen zu befreien. Die neue Reichsratswahlordnung erhielt am 2. April 1873 die kaiserliche Sanktion. Die Deutschen hofften, durch diese ein festes Bollwerk zum Schutze der Verfassung und ihrer nationalen Interessen errichtet zu haben; sie sollten nach wenigen Jahren belehrt werden, daß dem nicht so sei, daß es noch ganz anderer Mittel bedürfe, um ihre nationalen Rechte und Interessen vollkommen sicher zu stellen. Erst als auf das langjährige, deutschfeindliche Ministerium Taaffe nach einer kurzen schwankenden Zwischenregierung das Ministerium Badeni, die brutale Vorherrschaft des Polentums folgte, an welches sich als eifrige Bundesgenossen die übrigen slavischen Stämme und die volksverräterischen deutschen Klerikalen schlossen, wurde es in den weitesten Kreisen der deutschen Bevölkerung Österreichs klar, daß alle Hilfe und Rettung für den deutschen Stamm allein in seiner eigenen Kraft, in seiner Einigkeit und nationalen Rücksichtslosigkeit ruhte.

Nach den Ergebnissen der Volkszählung vom Jahre 1890 wohnen in Österreich, das heißt in der diesseitigen Reichshälfte, 8840000 Deutsche, 36,1 Prozent der Gesamtbevölkerung, neben 14805000 Slaven. Obschon diese statistischen Zahlen von einem entschiedenen Übergewichte der Slaven sprechen, so erscheint dieses Übergewicht für das thatsächliche Machtverhältnis im Staate dadurch zu Gunsten der Deutschen nicht bloß vermindert, sondern geradezu aufgehoben, daß die Slaven in mehrere, sprachlich, kulturell und geographisch von einander streng geschiedene Völkerschaften zerfallen, nämlich in die Tschechen (5720000), die Polen (3800000), die Ruthenen (3300000), die Slovenen (1230000) und die Serbo-Kroaten (an 700000), während alle Deutschen in Österreich, wie die Deutschen draußen im Reiche sich derselben Schriftsprache bedienen, kulturell nahezu alle auf gleicher Stufe stehen und auch durch ihre geographische Verteilung zu einander in enge Fühlung gebracht sind. Ferner fällt noch schwer ins Gewicht, daß sie durch ihre Verteilung in alle Provinzen (am schwächsten an der Zahl in Galizien und dem Küstenlande) das natürliche Bindemittel zwischen den einzelnen Teilen Österreichs abgeben, nicht weniger auch durch ihre höhere Kultur und durch ihre geschichtliche Stellung zur Vermittlung und Bindung der auseinander strebenden Elemente, kurz zur politischen Führung berufen sind. Und an dieser geschichtlichen Stellung der Deutschen in Österreich ist auch durch das Jahr 1866 nichts Wesentliches geändert worden, denn die Deutschen haben sich loyal mit der unwiderruflichen historischen Thatsache

der Lostrennung Österreichs von Deutschland abgefunden; sie sind keine Irredentisten geworden, sondern haben sich an Österreich nur um so fester angeschlossen, überdies ist jeder Grund zur Rivalität zwischen Preußen, oder zwischen dem Deutschen Reiche und Österreich beseitigt, vielmehr sind beide Reiche zu einander in ein enges Bündnis getreten.

Und dennoch sind seit zwanzig Jahren die Deutschen in Österreich zur fast ununterbrochenen, schroffen Opposition gegen die Regierung gezwungen, dennoch ist so lange schon die ganz innere Geschichte dieses Staates, der ehemals an der Spitze Deutschlands stand und heute noch mit dem Deutschen Reiche eng verbündet ist, nichts anderes, als der Kampf des von der Regierung auf alle Weise unterstützten Slaventums, nicht etwa bloß gegen die Vorherrschaft, nein, gegen die Existenz der Deutschen! Das ist wohl vor allen aus vier Ursachen zu erklären. 1. Gründe der äußeren Politik nötigen seit 1866 keine österreichische Regierung mehr, auf die Deutschen im Lande besondere Rücksicht zu nehmen, d. h. dem Staate ein deutsches Gepräge zu erhalten. 2. Weil im politischen Leben niemals unter allen Umständen der höheren Kultur allein durch sich selbst der größere Einfluß zukommt, sondern die größere Thatkraft und Rücksichtslosigkeit weit mehr ausschlaggebend sind, so sind die Polen, Tschechen und Slovenen durch ihre nationale Energie, ihren rücksichtslosen Widerstand gegen alles, was ihren nationalen Sonderinteressen im mindesten zuwiderläuft, den Deutschen gegenüber im entschiedenen Vorteil. 3. Findet sich bei keinem anderen Volksstamme eine Partei, welche so jedes nationalen Gefühles bar ist und nicht die geringste Scheu trägt, zur Erreichung ihrer Parteizwecke und zur Befriedigung ihrer herrschsüchtigen Gelüste offen mit den verbittertsten nationalen Gegnern zu gehen, wie die deutschen Klerikalen. Und diese Partei erfreut sich überdies des stärksten Anhanges und der lebhaftesten Sympathien in den einflußreichsten und mächtigsten Kreisen. 4. Sind auch die Deutschen Österreichs von dem alten deutschen Erbübel der Uneinigkeit, Parteileidenschaft und einer gewissen Querköpfigkeit und unfruchtbaren Prinzipienreiterei nicht frei.

Gewiß ist das Regieren in Österreich keine leichte Sache, denn die verschiedenen Völkerschaften haben zu wenig gemeinsame Interessen und die ewigen Schwankungen im Regierungssystem lassen kein rechtes Gemeingefühl, keine warme Hingabe an den Staat aufkommen. Was heute den offiziösen Stempel „gut österreich“ trägt, wird morgen als unpatriotisch, ja staatsgefährlich verdächtigt und verhöhnt. Die Liebe zum Staate fällt bei niemandem mit der Liebe zum eigenen Volkstume völlig zusammen, Patriotismus und Nationalbewußtsein sind nicht wie bei Nationalstaaten vollkommen ein und dasselbe. Solange Österreich die führende deutsche Macht

zu sein sich bemühte, war es gezwungen, wenigstens das äußere deutsche Gepräge doch einigermaßen aufrecht zu erhalten. Seitdem aber scheint den Deutschen in diesem Staate die Rolle zugewiesen zu sein, den reichen Erben abzugeben, der, wenn die verhätschelten anderen Kinder der Mutter Austria gar zu ungeberdig werden, herhalten muß mit allerlei Geschenken, um sie zu beschwichtigen. So oft eine österreichische Regierung in Verlegenheit kommt, hilft sie sich durch Zugeständnisse und Gewährungen auf Kosten der Deutschen. Das Ministerium Taaffe lebte lediglich hiervon, aber am allerungeniertesten und rücksichtslosesten trieb es Graf Badeni.

Die wichtigste und schwierigste Aufgabe, welche dem Ministerium Badeni gestellt war, bestand in der Durchführung eines neuen Ausgleiches mit Ungarn.

Die Form des Dualismus der österreichisch-ungarischen Monarchie, nämlich daß die Vereinbarungen über die Beitragsleistungen der beiden Reichshälften zu den gemeinsamen Auslagen, in erster Linie zu den Heeresauslagen, und sogar über die wirtschaftlichen Beziehungen zu einander alle zehn Jahre erneuert werden müssen, muß als eine der unglücklichsten bezeichnet werden, denn sie bringt die ganze Monarchie jedes zehnte Jahr in eine äußerst kritische Situation. Diesmal stehen dem Zustandekommen des Ausgleiches besondere Schwierigkeiten entgegen. Ungarn hat, seit es selbständig ist, auch einen außerordentlichen wirtschaftlichen Aufschwung genommen; Österreich mit seinen zerfahrenen inneren Verhältnissen hat damit keineswegs gleichen Schritt gehalten. Ungarn ist ferner, wenn es die heimische Industrie und seinen Ackerbau durch Förderung des Exportes und gegen Konkurrenz zu schützen galt, trotz des Zoll- und Handelsbündnisses nicht immer freundnachbarlich mit Österreich verfahren. Die unbillige Belastung Österreichs für die gemeinsamen Angelegenheiten gegenüber Ungarn (70 : 30), die mancherlei berechtigten Klagen unserer Industriellen und unserer Landwirte gegen rücksichtsloses Vorgehen seitens Ungarn in der Tarifpolitik, Ausschluß österreichischer Bewerber bei Staatslieferungen u. dgl. mehr, alles das erzeugte in Österreich das allgemeine Verlangen nach besseren Bedingungen für die diesseitige Reichshälfte bei dem neuen Ausgleiche. Die Regierung Badenis aber bewies bei den Abmachungen mit der ungarischen Regierung keine glückliche und geschickte Hand; sie erzielte bis auf die Aufhebung des Mahlverkehres keine Vorteile für Österreich, kam aber in der Bankfrage und in der Aufteilung der Verkehrungssteuern den Ungarn sehr entgegen, während in der Quotenfrage, das heißt in der Frage der Beitragsleistung der beiden Reichshälften zu den gemeinsamen Ausgaben, keine Vereinbarung zustande kam. Je größer die Verlegenheit der Regierung, desto schwerere Opfer werden den geduldigen Deutschen auferlegt;

so ist am leichtesten und bequemsten aus der Verlegenheit herauszukommen, das ist seit Taaffe Regierungsmaxime, und Badeni hatte bei einem feierlichen Anlasse den Grafen Taaffe als sein Vorbild bezeichnet. Badenis Augenmerk war nun darauf gerichtet, sich für den Ausgleich eine feste Mehrheit im Abgeordnetenhause zu sichern und deshalb meinte er, vor allen die Jungtschechen gewinnen zu müssen. Es lag von Anfang an in seinem Plane, sich eine fügsame und allzeit willfährige parlamentarische Mehrheit zusammenzusetzen: aus den Polen, welche seit Dezennien im österreichischen Abgeordnetenhause die Avantgarde der Regierungsparteien bildeten, dem Großgrundbesitze, wobei er ein Zusammengehen der feudalen Vertreter dieser privilegierten Kaste mit den verfassungstreuen zu erzielen hoffte, dann den gemäßigtesten Deutschliberalen und den Jungtschechen. Zu den Klerikalen, deren Tendenzen er keineswegs abgeneigt war, deren zu große Eigenwilligkeit und geringe Fügsamkeit jedoch nicht nach seinem Geschmacke war, hatte er nicht den Wunsch, in ein festes Verhältnis zu treten. Der ganze Plan bewies seine geringen Kenntnisse der Verhältnisse, sein Wirkungskreis war bis zu seiner Berufung auf den Posten eines österreichischen Ministerpräsidenten nur Galizien gewesen. Vor den Deutschen als Politikern konnte er unmöglich große Achtung hegen, denn er hatte bis zum Erscheinen der Sprachenverordnungen bei ihnen nur Unentschlossenheit und Nachgiebigkeit, anwidernden Parteienhader und fanatischen Fraktionshaß gefunden. Die Tugend der Dankbarkeit besaß Graf Badeni auch nicht, und darum vergaß er bald, daß ihm vor und bei seinem Amtsantritte vor allem von deutscher Seite die Wege gebahnt worden waren, nämlich von den in der Vereinigten deutschen Linken nur zu einflußreichen Leisetretern, aufdringlichen Vermittlern und Beschwichtigungshofräten. Hinter dem Rücken der Deutschen, die er mit Komplimenten und mit Versprechungen, an deren Erfüllung er nie dachte, zum besten hielt, vereinbarte er mit den Jungtschechen die Sprachenverordnungen für Böhmen und Mähren, die am 5. und 9. April 1897 publiziert wurden. Diese Verordnungen, welche auch eine entschiedene Verfassungsverletzung bedeuten, sind das ärgste Attentat auf die nationale Existenz der Deutschen in den Sudetenländern, denn die Forderung der Kenntnis und vollkommenen Beherrschung beider Landessprachen von allen Beamten mußte die Wirkung haben, daß die ganze Staatsbeamtenschaft in Böhmen und Mähren, in der heute schon die Tschechen in unverhältnismäßiger Überzahl sind, binnen kurzer Zeit vollständig tschechisiert würde und die Bestimmung, daß bei jedem Gerichte die Verhandlungen in der Sprache der Eingabe, des Anklägers durchgeführt werden müssen, öffnet allein, von anderen kaum minder bedenklichen Bestimmungen abgesehen, der tschechischnationalen Propaganda und Chikanierung der Deutschen Thür und Thor.

Es kann niemals als gleichwertig bezeichnet werden, ob der Tscheche deutsch oder der Deutsche tschechisch lernt, denn ersterer eignet sich damit eine Weltsprache, letzterer ein Idiom an, das von nicht ganz sechs Millionen Menschen gesprochen wird und nur eine geringe Verbreitung hat. Daher erklärt sich die Thatsache, daß in den nordböhmischen Industriegegenden weit mehr englisch und französisch gelernt wird, als tschechisch, die Kenntnis jener Weltsprachen ist eben weit notwendiger und von weit größerem Vorteile. Der heftige und allgemeine Widerstand der Deutschen gegen die Sprachenverordnungen ist ein vollkommen begreiflicher und durchaus berechtigter. Daß dieser Widerstand zu so widerlichen und beklagenswerten Szenen im Parlamente, zu einer gefährlichen Krise nicht allein für Österreich, sondern für die ganze Monarchie führte, daran muß der Kenner der Verhältnisse und der unparteiische Beurteiler alle Schuld einzig und allein dem Ministerium Badeni und der Haltung der Mehrheitsparteien des Abgeordnetenhauses beimessen. Sie versuchten es, den Widerstand eines ganzen Volkes, denn bis auf die schon charakterisierten Klerikalen traten alle Deutschen gegen die Sprachenverordnungen auf, durch brutale Gewalt zu brechen. Es trat bald klar zu Tage, daß Graf Badeni, ein Hauptvertreter der polnischen Schlachta, und seine intimsten Bundesgenossen, die Schlachzizen, der Feudaladel und ihr fanatisch-nationaler Anhang auch vor offenem Rechtsbruche nicht zurückschraken. Das System Badenis bedeutete nichts anderes, als die Übertragung der polnischen Schlachtawirtschaft von Galizien auf ganz Österreich. Ein bekannter, mit den galizischen Zuständen genau vertrauter deutscher Schriftsteller hat Galizien Halbasien genannt; es scheint damit noch über seinem wirklichen Werte taxiert zu sein, jedenfalls sind die dort vielleicht nicht unter dem Volke, aber gewiß unter der polnischen Adelspartei und ihrem Anhange herrschenden Anschauungen grundverschieden von den westeuropäischen; von einem Sinn für Gesetzlichkeit, von einer Achtung des Rechtes ist kaum eine Spur; unter Regierung versteht die in Galizien herrschende Kaste nichts anderes, als Willkür ausüben; daß Recht und Gesetze auch der Macht derjenigen, welche das Heft in den Händen haben, Schranken setzen, davon scheint keine Ahnung vorhanden zu sein. Das Auftreten der staatlichen Behörden beim Egerer Volkstage, die Herbeiziehung tschechischer Polizeireiter gegen diese deutsche, von den besten und angesehensten Männern des Volkes besuchte Versammlung, das Verhalten der Regierungsorgane allüberall gegen die deutsche Presse und gegen öffentliche Versammlungen von Deutschen, die Mißachtung der Geschäftsordnung seitens des polnischen Präsidenten des Abgeordnetenhauses Abrahamowicz und seines getreuen Helfershelfers, des Jungtschechen Kramarsch, bis zur Herbeiholung der Polizei in den Sitzungssaal des höchsten gesetzgebenden

Körpers, und die empörende Behandlung, ja Mißhandlung durch das Präsidium und die fanatisierte Mehrheit mißliebiger Abgeordneter, das ist eine solche Reihe von Gewaltthaten, von Gesetzesverletzungen und Niederträchtigkeiten, daß es nur deutsche Geduld und Langmut zuwege bringt, nicht allen Gleichmut und alle Fassung zu verlieren und in der Abwehr sich doch noch eine gewisse Zurückhaltung aufzuerlegen. Wenn von fernstehender, und darunter auch von befreundeter Seite scharfer Tadel darüber ausgesprochen worden ist, wie im österreichischen Parlamente von den deutschen Abgeordneten die Obstruktion ausgeübt wurde, so fällt einem das Dichterwort ein: „Vom sichern Bord läßt sich's gemächlich raten."

Das Ministerium Badeni ist gestürzt, die Sprachenverordnungen sind durch eine Entscheidung des Obersten Gerichtshofes für gesetzwidrig erklärt worden. Durch diese beiden Ereignisse scheint die Lage der Deutschen wieder eine günstige geworden, leider ist das einstweilen mindestens nichts weiter als Schein. Zu besonderem Vertrauen zum Freiherrn von Gautsch haben die Deutschen keinen Grund; der jetzige Ministerpräsident gehörte dem Ministerium Badeni an und ist trotz der Sprachenzwangsverordnungen darin sitzen geblieben. Entscheidungen des Obersten Gerichtshofes sind für die österreichische Staatsverwaltung nicht immer maßgebend und in den letzten Monaten sind wir aus dem Reichsstaate wieder tief zum Polizeistaate hinabgesunken. Die Regierung ist den Deutschen gegenüber aus ihrer reservierten Haltung noch nicht im Geringsten herausgetreten, trotzdem zeigen sich die Tschechen schon auf das Äußerste gereizt. Sie betrachteten sich nach Erlassung der Sprachenverordnungen, dem Ziele ihrer nationalen Wünsche, der Errichtung des selbständigen böhmischen Staates und der Tschechisierung des geschlossenen deutschen Sprachgebietes, ziemlich nahe; der Sturz Badenis belehrte sie, daß der Widerstand der Deutschen nicht durch den ersten Ansturm schon zu brechen ist. Der Unmut und die Erbitterung darüber tobten sich in dem Aufruhre und in den Pöbelexzessen in Prag aus. Die Regierung sah zunächst mit verschränkten Armen zu. Drei Tage lang konnten in einer Stadt mit einer starken Garnison Hunderte von Häusern Deutscher geplündert und die Deutschen mißhandelt werden, bevor militärischer Schutz gewährt wurde. Bei den ziemlich unbedeutenden Exzessen gegen tschechische Minderheiten in deutschen Orten schritten die Behörden weit schneller und energischer ein, als in Prag und Pilsen, wo es zahlreiche Deutsche zu schützen galt. Jeder Tag kann einen neuen Ausbruch des tschechischen Fanatismus bringen, der schon einen so hohen Hitzegrad erreicht hat, daß er das bloße Deutschreden in den Gassen Prags als eine Provokation betrachtet und vor der Demolierung alter Grabdenkmäler nicht mehr zurückscheut, wenn sie eine deutsche Inschrift tragen. Von den Deutschen ist dagegen die Schwäche und Ver-

trauensseligkeit gewichen, aber nicht Kleinmut dafür eingekehrt, sondern ernste Entschlossenheit, nationale Begeisterung. Die deutsche Gemeinbürgschaft ist keine bloße Redensart mehr, sie ist in ganz Österreich zur siegverheißenden Thatsache geworden. Die Deutschen Österreichs werden ihre Pflicht gegen ihr Volk und gegen ihr Vaterland voll und ganz erfüllen, denn sie wissen, daß der Sieg des Deutschtums sowohl die Erhaltung eines starken Österreichs, als auch eines treuen und verläßlichen Bundesgenossen des Deutschen Reiches bedeutet.

Wilhelm Raabe.

Von Wilhelm Hegeler.*)

(Halensee bei Berlin.)

Mir ist ein Bild im Gedächtnis, das einen alten Mann in wunderlich zerfetztem, tintebespritztem Schlafrock darstellt, am Schreibtisch sitzend, in der Ecke eines Zimmers, das an der einen Seite von einem hohen Büchergestell mit vielen schweinsledernen Folianten darauf begrenzt ist, und an der anderen Seite den Blick aus dem Fenster in eine deutsche, von Wald umsäumte Hügellandschaft hinausführt. Taghelles Licht fällt auf den Mann, einen Greis mit dünnem, aufwärts gekämmtem Haar, mit mageren, blassen Wangen und einem herben Zug von der Nase bis zu dem von einem spärlichen Bart umgrauten Mund, mit einem Paar Augen — aber diese Augen machen eigentlich den ganzen Menschen aus und lassen alles vergessen, was man sonst noch von ihm gesehen hat. Unendlich tiefe, kluge, große, helle Augen, die etwas eulenartig Bannendes haben, in denen aber wieder so viel Güte liegt, daß man die Bänglichkeit vergißt. Dazu strömen sie einen merkwürdig glänzenden Schein aus; man merkt beim ersten Blick: sie sehen scharf, aber nicht nüchtern, das Wirklichkeitsbild, das sich im Auge des Alltagsmenschen getreulich abphotographiert, spiegelt sich in diesen Augen wie durch das Glas einer Schusterkugel, gebrochen, in seltsam bunten Farben, neckisch verzerrt, in krausen Linien. Das Einfache wird mannigfaltig, das

*) Um dem unbegründeten Vorwurfe entgegenzutreten, daß die junge Dichtergeneration pietätlos der älteren gegenübersteht, wird die „Gesellschaft“ eine Reihe von Studien veröffentlichen, in denen Dichter des jungen Geschlechts sich mit Individualitäten der „alten“ Richtung auseinandersetzen. Als erster hat Wilhelm Hegeler dem greisen Wilhelm Raabe einen Lorbeerkranz gepflückt. L. J.

Graue farbig, das Gradlinige knickt und verschlingt sich in wirrem Rankwerk. Kurzum, die Welt der Wirklichkeit wird durch dies Auge gesehen eine Welt der Phantastik.

Der Phantast, der vor uns sitzt im Schlafrock, rechts die Bücherreihe und links den deutschen Wald, ist ein deutscher Dichter. Es ist Wilhelm Raabe.

Wilhelm Raabe wurde zu Eschershausen im Braunschweigischen geboren, widmete sich nach reichlich genossener Schulbildung zuerst dem Buchhandel, sattelte aber um und ergab sich in Berlin dem Studium der Philosophie, schrieb hier sein erstes Werk: Die Chronik der Sperlingsgasse (1857). Später siedelte er nach Stuttgart über, dann nach Braunschweig, wo er heute noch lebt.

Das sind die wenigen Punkte auf der langen, jetzt beinah siebzig Jahre langen und gewiß nicht allzu geraden Lebenslinie dieses Mannes, die ich kenne. Vielleicht ist es möglich, aus diesem Wenigen etwas zu machen.

Wilhelm Raabe wollte Buchhändler werden. Doch um mit ihnen Handel zu treiben, dazu hatte er die Bücher zu lieb. Und wahrhaftig, der Mann, der später als Schriftsteller oft eine so göttliche Grobheit und Wahrhaftigkeit entwickeln sollte, hätte schlecht dazu gepaßt, als eleganter Stift die kleine Leiter sproßauf, sproßab zu eilen, um den Käufern die passende Nachmittagschlafslektüre zu verabreichen, auch hätte er den jungen Damen anstatt der Claurenschen Romane und der „Geheimnisse von Paris" gewiß in deutlichen Worten ganz andere Bücher empfohlen, Bücher, die ihm am Herzen lagen. Ihretwegen sattelte er also um und schlug einen Weg ein, der, glaube ich, in den Augen seiner Eltern oder Verwandten, die ihn leiteten, nicht gerade als ein Weg zum Besseren galt. Denn, unter uns gesagt, von allen Leuten, die sich mit Büchern befassen, gilt doch der, welcher sie verkauft, als der vornehmste, als letzter dagegen, und wenn's sich nun gar um belletristische Werke handelt, erst nach einem langen Strich, kommt derjenige, welcher die meist brotlose Kunst betreibt, sie zu verfassen. Deshalb glaube ich, daß es in Eschershausen manches Kopfschütteln gegeben haben wird, und ich höre noch die Leute raunen: „Aus dem Jungen wird nie etwas."

Doch Wilhelm Raabe ging seinen Weg, der ihn, wie gesagt, zuerst ins Waldesdickicht und Dornengestrüpp deutscher Philosophie führte. Daß er auf der Universität das faule Üppigkeitsleben eines modernen Korpsstudenten geführt habe, kann ich mir nicht denken, eher glaube ich, daß er an anderer Leute Freitischen, öfter aber noch an seinem eigenen Freitisch gehungert habe; doch daneben, scheint mir, wird's auch bessere Tage und vorzügliche Abende gegeben haben, wo er am Wein- oder Biertisch mit anderen fröhlichen Ge-

sellen zusammen den Becher schwang. Pessimist den grauen, elenden Tag über, zähneknirschend den bittern Spruch zitierend: Recht zum Leben hat nur, wer was hat, und dabei an die paar Groschen denkend, die sein einziges Recht vorstellten, Optimist aber am späten purpurnen Abend, wenn er dies letzte Recht vertrunken hat, so wandelt er die Zickzackstraße des Lebens dahin, auf der ein Mann, wenn er's Zeug dazu hat, durch Pessimismus und Optimismus hindurch zum Humoristen wird.

Daß Wilhelm Raabe zu dieser Zeit einen tadellosen Frack besessen, das Tanzbein geschwungen und den Löwen der Salons gespielt habe, glaube ich kaum. Viel eher als „ein Liebling der Götter" war er „ein Sündenbock der Menschen". Und zum Sündenbock finden sich naturgemäß auch räudige Schafe. Manch seltsamen Gesellen, manch wunderlichen Kauz, manch halb verbummeltes Genie, von dem die Philister raunen, es sei ein „verkommenes Subjekt", denke ich mir in seiner Gesellschaft; auch den unheimlichen Alten, der als böser Nachbar, von allen gefürchtet, allein mit seinen ausgestopften Affen in einsamer Stube haust, wird er besucht haben, und mit dem Schuster gegenüber, der über seiner Glaskugel philosophiert, wird er das Thema erörtert haben, ob sich das Paar Stiefel, welches der Herr Kandidat ihm bringt, wohl noch reparieren ließe, auch wird sich am Ende des Monats Gelegenheit ergeben haben, die Kellerstufen zu dem Trödlerladen hinabzusteigen, an dessen Eingang die blaue Hoflakaienlivree baumelt, und in dessen Auslage goldene und silberne Uhren blinken.

Dieweil er sich in solcher Gesellschaft und auf den Dornen- und Holzwegen deutscher Philosophie herumtreibt, murren die Philister und Klatschbasen immer lauter: Aus diesem Menschen wird gewiß nichts. Sie halten ihm den gleichaltrigen Stift vor, der nun schon zehn Thaler im Monat hat, sie stellen ihm die anderen zum Exempel, die brav die Wissenschaft des Brotes studierten, Examen machten und im Amte sitzen. Er aber, der arme Teufel und Philosoph, fängt an, die seltsam glänzenden Augen immer weiter zu öffnen und zu fragen: Wie ist's denn mit dem Urteil der Welt? Wie ist's mit dem, was Erfolg bringt und hoch geschätzt wird?

Voll Ekel wendet sein Blick sich ab von allem Großen, das uns groß, weil es inwendig hohl ist, von allem, was durch den äußeren Schein blendet, und das durch Leiden verfeinerte Auge gleitet herunter auf das, was wertlos am Wege liegt, was die Menschen mit Füßen treten; er meidet den Lichterglanz des Festsaals, aber neugierig schaut er durch die trüben Scheiben eines Siechenhauses und lauscht den Weisheiten der alten Weiblein dort, die wahrhaftig nicht auf dem Büttenpapier eines Modephilosophen gewachsen sind. Er macht den Tanz ums goldne Kalb nicht mit, er verachtet das neue Gold und wühlt lieber im alten Eisen. Er flieht das Gewühl und

den sinnlosen betäubenden Lärm der Großstadt und wandert am knorrigen Weißdornstock lieber auf einsamer Landstraße, wo sein lauschendes Ohr das dumpfe Rollen des „Schüdderump“ vernimmt, jenes alten Wagens, auf dem die Körper der Armen und Namenlosen zur Grube befördert werden. So schöpfte er sich aus dem Leben eine eigene Philosophie: „manchen bittern Kern löst er aus der Schale ganz behaglicher Gemeinplätze“. Aber mit wie bitterem Auge er auch das Treiben unter sich anschaut, niemals ist er verbittert, und unter mancher bitteren Schale findet er auch einen süßen Kern, unter manchem groben Klotz ein feines Gemüt. Er ist kein Satiriker, der an der Gemeinheit der Menschen wie an einer unheilbaren Wunde krankt, kein Titane, der die Dumpfheit und Trägheit des Erdenlebens in wildem Sturm aufwühlen möchte. Er hat die Weltanschauung des Humors: sein Geist ahnt den dunklen Untergrund des Daseins, aber von Zeit zu Zeit freut er sich, ihn zu vergessen. Die Erinnerung an den „Schüdderump“ sucht ihn immer von neuem heim, dessen furchtbarer Klang in seinem geistigen Ohr nachhallt:

„Vielleicht traf das Rad des widerwärtigen Karrens auf einen Stein am Weg, und so wurde die schauerliche Last ein wenig zusammengerüttelt, und den Ton vernahmen wir mitten im fröhlichen Behagen des Daseins, im Kreise der Freunde, einsam am warmen Ofen in der Winternacht, auf der Höhe des Gelages, unter den Kränzen der Hochzeitsfeier, im Theater, am Wirtstisch oder im tiefen traumlosen Schlafen. Das ist's! und man fährt mit der Hand an die Stirn: so viel Lichter um uns her angezündet sein mögen, und so hell die Sonne scheinen mag, auf einmal wissen wir wieder, daß wir aus dem Dunkel kommen und in das Dunkel gehn, und daß auf Erden kein größeres Wunder ist, als daß wir dieses für den kürzesten Moment vergessen könnten. Da denken wir mit Schauern derer, welche gestern starben, und derer, die in tausend Jahren sterben werden, und vielleicht denken wir auch an ein uns fremdes, gleichgültiges Kind, das wir einst zufällig unter den Blumen seines Sarges erblickten, und sehen ernst genug aus und begreifen kaum noch, wie der dicke Gevatter uns gegenüber so herzlich über den alten Witz seines Herrn Nachbars lachen kann, bis dasselbe Wunder auch uns von neuem widerfährt und das Messer- und Gabelklingen des Lebens auch uns von neuem übertäubt und obendrein uns recht vergnügt stimmt.“

Es mag eine Zeit gekommen sein, da blieb Raabe müde auf seiner Lebenswanderung stehen und überschaute den zurückgelegten Weg und verzweifelte schier, daß er auf dieser Zickzackstraße je zu einem gedeihlichen Ziele gelangen würde. Er stimmte ein in das Urteil der Philister über ihn, er fühlte sich einsam, matt und zum Verzichten geneigt. Einsamkeit aber, Müdigkeit und

Verzichten sind Symptome des Alters. Raabe war also, wenn auch jung an Jahren, zu dieser Zeit ein alter Mann. In diesem Gemütszustande schrieb er sein erstes Buch: „Die Chronik der Sperlingsgasse", dies wunderlich liebliche Buch eines einsamen Greises, der doch im Innersten wieder so jung ist. Man kann es beim Lesen förmlich merken, wie er sich verjüngt, wie er, nachdem er so stockend und zögernd angefangen, immer frischer und kühner fortsetzt, wie der Lebenssaft, der zuerst spärlich dünn fließt, als wäre er wirklich vertrocknet, zu quillen und zu rauschen anfängt, ein rechter Jugendstrom, so daß dies Buch, das auf den ersten Blättern das zaghafte runzelige Antlitz des Alters trägt, ausklingt in Kinderlachen, in Liebesglück und Frühling.

Über Nacht hatte durch sein eigenes Werk der Chronist der Sperlingsgasse sich um ein Menschenalter verjüngt, und wenn man sehen will, wie jung er eigentlich noch ist, muß man das wundervolle, vier Jahre später entstandene Buch lesen, das so ganz Überschwang und Kraft und Leben ist, dessen Farben nach jetzt über dreißig Jahren noch so leuchtend und glutvoll sind, als wären sie noch feucht vom ersten Firnis: das Bilderbuch aus den Blättern des sechszehnten Jahrhunderts, „Der heilige Born".

Es ist charakteristisch, daß der Chronist der engen Sperlingsgasse zum Chronisten des bunten Getümmels seines so bewegten, an Gegensätzen so reichen Jahrhunderts wird. Damit komme ich auf eine Quelle, aus der Raabe nicht den geringsten Teil seiner Kraft schöpft, auf die alten Chroniken. Ein kleiner Umstand, die Wahl seines Pseudonyms beweist schon, auf welchem Boden er wurzelt. Am Anfang seiner schriftstellerischen Laufbahn nennt er sich in lateinischer Umbildung seines Namens statt Raabe Corvinus und folgt damit einer Mode, die zwar schon im Mittelalter vereinzelt, allgemein aber erst bei den Humanisten des sechzehnten Jahrhunderts beliebt wird. In dieser Zeit wird der Müller ein Molitor, der Fischer ein Piscator, der Kürschner ein Pellicanus u. s. w. Wenn wir den Ursprung suchen für die altertümliche, oft so weit hergeholte Gelehrsamkeit, für die oft spitzfindige, oft auch so schlagende Weisheit, für die Gewalt der Sprache mit ihren derben volkstümlichen Wendungen, und auch wieder mit ihrem so seltsam verschnörkelten Witz, so ist es gerade diese Zeit der Wende des Mittelalters zur Neuzeit, auf die wir am häufigsten stoßen. Die biederen städtischen Chronisten, die theologischen und politischen Pamphletisten, die treuherzigen Kirchenliedbichter und die eleganten humanistischen Poeten, er kennt sie alle. An ihre ehrwürdigen Folianten und vergilbten Pergamene legt er gern sein Ohr und „oft hört dann kein Kind, das eine Muschel an sein Ohr hält, von Ferne her ein geheimnisvolleres, tiefgründigeres Tönen, Sausen und Brausen".

Raabes historische Dichtungen sind von einem ganz anderen Standpunkt aus geschrieben, als die einstmals so beliebten historischen Romane der Butzenscheibenpoeten, die ihren höchst modern empfindenden Männlein und Weiblein das so beliebte mittelalterliche oder Renaissancekostüm umwerfen. Was den Reiz dieser Bücher ausmacht, sind die Schicksale der Helden und Heldinnen, die auf kunstvoll verschlungenen Pfaden sorgsam zu einem guten Ende geführt werden. Die Zeit bildet nur den Hintergrund, und je mehr sie im Hintergrunde bleibt, desto beliebter ist der Roman. Raabe schreibt nicht eigentlich historische Romane, sondern er ist ein treulicher, bescheidener Historiograph, der wirklich den Geist der Zeit, die er schildert, aufgenommen hat. Er mißbraucht das ehrwürdige Pergamen nicht, um eine hübsche Anekdote daraus zu holen, die er aus freier Phantasie dann weiter spinnt; er ist stets in seine alte Chronik verliebt, kommt immer wieder darauf zurück und läßt nur auf möglichst organischem Wege ihre ungefüge und von Ballast beschwerte Gestalt sich zu einem Kunstwerk krystallisieren. Deshalb ist bei ihm der Hintergrund die Hauptsache. An einem seiner schönsten Werke: „Unseres Hergotts Kanzlei“ interessiert uns viel weniger das Zerwürfnis zwischen Vater und Sohn, dem strengen Ratmann und dem ungestümen Lanzknecht, viel weniger die Liebesgeschichte zwischen diesem Sohn und Regine, als das Schicksal der ganzen belagerten Stadt Magdeburg selbst, die eine wackere Kanzlei unseres Herrgotts, sich das reine Evangelium nicht will schimpfieren lassen, und weder Interium noch Adiophora kennt.

Aber die treue Gemeinde, die er jetzt über ganz Deutschland besitzt, hat nicht eigentlich der Historiograph Wilhelm Raabe gefunden, sondern der Humorist und Phantast, der Autor des „Schüdderump“, des „Abu Telphan“, des „Hungerpastor“, des „Horacker“, „Wunnigel“, „Lar“, „Im alten Eisen“, des „Apotheker zum wilden Mann“ und vieler anderer Geschichten. An sie denkt man zumeist, wenn man von Raabe spricht, und wenn man ihn mit Jean Paul vergleicht.

Dieser Vergleich ist gewiß nicht falsch; in mehr als einem Sinn hat Raabe die Erbschaft Jean Pauls angetreten. Aber schon was ich über den Historiographen Raabe gesagt habe, läßt einen tiefgehenden Unterschied erkennen. Jean Paul fing mit einer Essigfabrik an, nachdem er diese geschlossen, eröffnete er eine sentimentale Thränenfabrik. Es ist wahr, Raabe wie Paul sind Meister kleinstädtischer Schilderungskunst. Aber der später, nachdem er das erste Hungerleiden einmal überstanden, so behäbige, doppelkinnige Paul, der sich einen weißen Pudel halten mußte, um die von seinen Verehrerinnen erbetenen Locken auftreiben zu können, der am Hof so beliebte Verfasser des „Titan“ ist doch aus so ganz anderem Holze geschnitzt, als der getreuliche Chronist, der knorrige Protestant und Verehrer des

wackeren Gottesstreiters Luther. In Jean Paul liegt ein Spritzer Wielandschen Blutes.

Sein Lebensideal ist ein so ganz anderes, als das Raabes. Man vergleiche nur die Weltanschauung, die im „Hungerpastor“ ausgesprochen ist, mit der des „Armenadvokaten Siebenkäs“. Und was die künstlerische Art angeht, so ist Raabe mit Paul verglichen, einfach und klar. So kraus und wirr seine Geschichten auch oft sind, sie haben doch immer Hand und Fuß, einen Anfang und auch ein Ende.

Vom heutigen Realisten ist Raabe freilich weit entfernt. Nicht als ob in seinen Werken nicht eine Fülle von wunderbar Echtem, Erlauschtem oder Gesehenem wäre, sondern er entfernt sich vom Realismus, weil er überhaupt kein objektiver Gestalter sondern ein subjektiver Humorist ist. Er sieht nicht durch sein Temperament ein Winkelchen der Natur, er sieht die Welt, führt die entlegensten Gegenden zusammen und sieht das alles durch seine beiden tiefen, glänzenden Augen — und welch seltsamer Spiegel die sind, habe ich schon gesagt

Daß er ein subjektiver Humorist, zeigt auch die Art, wie er uns Menschen vorführt. Selten giebt er uns Einblick in ihr Seelenleben. Am liebsten läßt er sie reden, und aus dem, was sie sagen, und wie sie es sagen, tritt ihre ganze Art hervor und so oft auch die Art des Dichters selbst. Seine Geschöpfe werden so oft sein Sprachrohr; oft die armseligsten Menschen, ein armes Weiblein aus dem Altweiberspittel, eine alte Schustersfrau, bekommen des Dichters Zunge, des Dichters Augen, des Dichters Gelehrsamkeit. Und reden können sie dann — seitenlang: geistvollen Tiefsinn, tiefsinnigen Unsinn, kindliche Wahrheiten und jene Weisheit des Alters, die hinter gefurchten Stirnen geboren wird. Oft verlieren sie sich ins Hunderttausendste, aber dann kommt wieder ein Wort, das wie ein glänzender Blitz die weitesten Dunkelheiten klarlegt.

Auch die Art, wie Raabe seine Menschen beschreibt, hat nichts Realistisches an sich. Er beschreibt sie nicht eigentlich, indem er einen Steckbrief von ihnen giebt. Er hängt sich an irgend eine ihrer Eigentümlichkeiten, witzelt darüber, übertreibt sie und versteht doch, von dem einen Punkt aus eine deutliche Vorstellung zu erwecken. Immer haben wir die Idee, das ist übertrieben und einseitig gesehen, und immer haben wir ein deutliches Bild vor Augen. Sehn wir den alten vertrockneten Juristen nicht vor uns, wenn er sagt: „Ein Herr saß hinter dem Tisch und erhob sich bei dem Gruß aus seinem Sessel, wuchs lang, lang, immer länger, dünn, schwarz, schattenhaft — empor, und stand zuletzt lang, dünn, schwarz, zugeknöpft bis an die weiße Halsbinde, hinter seinen Akten da, gleich einem Pfahl mit der Warnungstafel: ‚An diesem Ort darf nicht gelacht werden‘.“

Ein getreuer Wirklichkeitssinn, dem auch das Kleinste, auch das Spinnwebe im dunklen Winkel nicht entgeht, und eine seltsame, ins Weite schweifende Phantastik vereinen sich in Raabes Werken. Die Handlung ist ganz willkürlich und jenseits von wahrscheinlich und unwahrscheinlich. Doch niemals verläßt der Dichter die Wirklichkeit, um sie gegen ein idealeres Wolkenkukuksheim zu vertauschen. Wahr bleibt er auch beim Allerunwahrscheinlichsten. Er kennt die Welt und die Gesetze, die sie regieren, und nie verliert er sich in rosenrote Träume.

Um ein Beispiel seiner Art zu komponieren anzuführen, ist da der Apotheker „Zum wilden Mann". Dreißig Jahre sind's her, daß er die Apotheke übernommen hat, und um den Tag zu feiern, lädt er ein paar Freunde ein, denen er beim dampfenden Punsch seine Geschichte erzählt. Damals vor dreißig Jahren ist er nämlich ein blutarmer Teufel gewesen, ohne alle Aussicht, je eine Apotheke zu übernehmen oder seine Braut heimzuführen. Das wäre auch so geblieben, wenn er nicht die Bekanntschaft eines seltsamen Menschen gemacht hätte, den die ganze Gegend nur unter dem Namen des ‚Herrn August' kennt. Ein Geheimnis umfängt diesen Menschen gleich einer dunklen Wolke. Eines Tags aber verschwindet er aus der Gegend, nachdem er dem Provisor und aussichtslosen Bräutigam sein ganzes Hab und Gut vermacht hat. Dieser nimmt das Vermächtnis an, doch nur als geliehenes Geld, und treulich hebt er ihm durch all die dreißig Jahre hindurch einen Ehrensitz in seinem Hause auf. Denn jetzt hat er eine stattliche Apotheke — seine Braut ist am Tage der Hochzeit gestorben — und gilt als reicher Mann.

So weit der Apotheker. Die Freunde horchen gespannt auf und schütteln die Philisterköpfe und raunen sich zu! Also aus so dunkler Quelle stammt der Reichtum!?

In diesem Augenblick schellt's, und ein Fremder tritt in den Kreis, ein Herr Agonista, brasilianischer Hauptmann. Er entpuppt sich als der ehemalige ‚Herr August' und giebt die Ergänzung der Geschichte.

Den sanften Herrn August hat's in der Heimat nicht mehr gelitten, weil — in seiner Familie das Amt des Scharfrichters erblich war. Dieser Lebensaufgabe fühlte er sich nicht gewachsen, sie stimmte ihn hypochondrisch, wie den Dänenprinzen Hamlet. Er verließ deshalb die alte Welt und legte das Erbe seiner Väter in bessere Hände.

Drüben aber ist aus dem sanften August der Eisenfresser Agonista geworden, der sich aus dem bissel Blutgeruch wahrhaftig nichts mehr macht. Auch hat er sich ein niedliches Bräutlein zugelegt, ein schwarzbraunes Mischlingskind, mit der zusammen er eine hübsche Negerplantage begründen will. Dazu braucht's aber Kapital, und ohne langes Zögern oder Fragen

nimmt er das Darlehn, das er doch eigentlich als Geschenk gegeben hatte, wieder zurück.

Der Apotheker aber, der wunderliche, so echte, deutsche Gemütsmensch, der gar nicht reich ist, der nicht verstanden hat mit dem Pfand zu wuchern, sondern den Leuten das Geld, das er ihnen offen für nichtsnutzige Mixturen abgenommen hatte, heimlich in wohlthätigem Wein wieder zukommen ließ, ist durch diesen Schlag mit einem Mal von allem entblößt, was das Leben lebenswert und angenehm macht, und was ihm zur lieben Gewohnheit geworden war. Nachdem er alles verkauft hat, um das Kapital — samt Zinseszinsen! — aufzubringen, feiert er einen trübseligen Lebensabend in der leeren Apotheke, am Ende auch noch von den Freunden verlassen, die's bei ihm gar nicht mehr so gemütlich finden wie früher.

Muß man bei diesem Schluß, nachdem man sich zuerst eines Kopfschüttelns nicht hat erwehren können, nicht ausrufen: Ja, so geht's wirklich in der Welt zu!

Nach der „Chronik der Sperlingsgasse" hat kein Buch von Raabe — obwohl viele es verdienten, standard works des deutschen Volkes zu werden — eine solche Verbreitung gefunden wie „der Hungerpastor". Es ist ein ungleiches Buch und hat manche tote Seite, aber wo es auf der Höhe steht, zeigt es Raabe als den glänzendsten Schilderer deutschen Kleinstadtlebens, so glänzend, daß man sagen kann, ihm komme heute darin keiner gleich. So wahr und innig wie er hat niemand das enge Gäßchen geschildert, den geheimnisvollen Trödlerladen und die dumpfe Schusterwerkstatt. So groß und ergreifend wächst nirgendwo eine Gestalt sich aus, wie die des armen, niedrigen Schusters, der ein stiller, beschränkter Mensch ist, aber doch eine große lichtvolle Weisheit ausstrahlt, der seiner Frau ein paar vergilbte Blätter hinterläßt, die sie nie zu öffnen wagt, weil sie weiß, daß ihr Verstand doch nicht daran reicht. Und die Base Schlotterbeck, der auf den Gassen die Gestalten Verstorbener begegnen! Und der Meister Grünebaum! Und der Held selber, der Kandidate Unwirsch, der die Lebensstraße mehr hinunter gestoßen wird, als daß er selber festen Schrittes auf ein Ziel losginge, wie'n müder Wanderbursch, der auf holpriger Landstraße immer weiter zottelt, immer weiter . . . denn Geld zum Nachtquartier hat er ja doch keins.

Vom Hunger handelt das Buch, von der heiligen Macht des echten, wahren Hungers, wie er für die Menschen Schiwa und Wischnu, Zerstörer und Erhalter in einer Person ist. „Aber das muß nicht bloß der Hunger sein, der nach Essen und Trinken und einem guten Leben verlangt, nein, ein ganz ander Ding. — Das ist der Männer Hunger, und wenn sie den haben, und dazu nicht derer ganz vergessen, die sie lieb haben, dann

sind's die rechten Männer, ob sie nun weit kommen oder nicht — 's ist einerlei. Der Frauen Hunger aber liegt nach der anderen Seite. Da ist die Liebe das erste. Der Männer Herz muß bluten um das Licht, aber der Frauen Herz muß bluten um die Liebe . . ."

Es handelt vom Hunger und ist kein Buch für die Satten. Das sind sie alle nicht, die Raabe'schen Bücher, nicht für die Satten, nicht für die, so im Fett und in der Wolle und in der Sonne sitzen. Die Dame in seidener Robe, der Herr im smoking, der Großstädter, der nie aus dem Gewühl der Menschen kommt, der Reiche, der alles hat, und keine Zeit, der Gefeierte, der von allem Neuen das Neueste weiß, sie alle werden diese Bücher verachten, die von alten Häusern, engen Gassen, einsamen Nächten im Zwielicht, oder Sturmnächten, wenn der Wind pfeift, die von armen Teufeln und Sündenböcken handeln. Sie werden nach modernen Büchern greifen. Aber so lange es noch Menschen giebt, die nicht bloß modern, sondern auch sie selber sind, so lange das Gasglühlicht und die elektrischen Flammen nicht das Licht der Schusterkugel und den Mondschein verlöscht haben, so lange die goldene Zeit noch nicht angebrochen ist, wo aus zwei allgemeinen Volksküchen, einer für den Magen und einer für den Geist, sich alle sättigen, so lange es nicht bloß Blasiertheit, sondern auch noch Sehnsucht, nicht bloß Übersatte sondern auch Hungrige giebt, so lange wird der Dichter Wilhelm Raabe eine Gemeinde finden, die zwar nicht groß ist, die ihn aber um so inniger liebt.

Worpswede.

Eine Studie von Wilhelm Spohr.

(Friedrichshagen.)

Wir haben wieder ein Zeichen vom deutschen Parnaß erhalten, und das war nötig, um aufs neue in uns die Gewißheit zu befestigen, daß wo die Kraft der Hoffnung noch in vielen lebt, die einzelnen sich auch finden werden, die uns in ihren Händen Erfüllung bringen. Die bildende Kunst ist von rüstigem Leben erfüllt, wie immer da, wo sie nicht vergaß, gesunde Beziehungen zwischen sich und den Menschen aufrecht zu erhalten. Solch ein günstiger Stand macht sich zu gleicher Zeit im Kunstgewerbe, in der Reproduktionstechnik, im weiten Gebiet des Dekorativen, im engeren des Bilderschmucks für unsere Wohnungen erkennbar. Als die hoffnungsreichsten Zeichen für die intimer gewordene Berührung der Kunst mit dem

Volk müssen wir das Erstarken der Plakatkunst, sowie das Zurückgreifen großer Künstler auf die Radierung ansehen. Denn hier geht ja der Geist des Künstlers sicherer als sonst auf die Reproduktion über und spricht unmittelbarer zum Volke.

So sehr wie mich die Malerei der Worpsweder zu packen vermochte, so sehr ergriffen hat mich auch das Werk ihres Radierstiftes. Das letztere ist das Bedeutungsvollere für unsere Zeit und muß deshalb stärker betont werden, wenn auch nach Ansicht des einen oder andern der objektive Schwerpunkt anderswo gelegen ist.

In der Ausstellung des Hamburgischen Kunstvereins habe ich das Werk der Worpsweder dieser Tage näher kennen gelernt. Nie in diesen letzten Jahren habe ich ein so frisches, gesundes Leben in einer Künstlergruppe gefunden. Hier haben wir das köstliche Erkennen, wie ein gleiches Milieu in hervorragenden Männern seine verschiedenen Wiederspiegelungen findet. Die Seele ist bei ihnen allen mit parallellaufenden Empfindungen geladen, aber der Ausdruck derselben ist bei den einzelnen so scharf und entscheidend geprägt, daß wir das Walten starker Individualitäten erkennen. Die Einsamkeit ist not, wenigstens solchen Männern. Hier, wo die Fäden sich nicht zu überbunten Geweben verwirren, wo gleichsam Urtöne, Urfarben, Urempfindungen organisch leben und wachsen, hier braucht die Seele des Künstlers nur frei unter den Elementen zu wählen, um eine innig überzeugende Sprache zu finden, wie sie zum Beispiel das Märchen und das Volkslied besitzen. Überzeugungsgewalt solcher Art haben, mehr oder minder, alle Worpsweder zu eigen, und den ersten unter ihnen sind wir die Anerkennung schuldig, daß sie die Bande, die uns an unsere Erde knüpfen, durch das Wunder des Genies verstärken. Es ist ja nicht das erste Mal, daß es erst eines kühnen Künstlerauges für uns bedurfte, damit wir neue intime Reize in der Natur entdecken und einen verknöcherten, dogmatischen, konventionellen Sehkultus abstreifen konnten, sodaß die Geschichte der unabhängigen Kunst sich eben zur Geschichte eines neuen Sehenlernens der ganzen Menschheit erweitert. Auch sind gerade durch die bildende Kunst viele erst, an denen moderne Litteraturströmungen spurlos vorüberspülten, inne geworden, daß es außerhalb ihres verengten Gesichtskreises noch Menschen giebt, die unser Interesse stark, ja überwältigend erregen können. Und gerade hier finde ich einen Worpsweder besonders stark: Fritz Mackensen; er fügt sich für mich würdig in den Ring ein, den Fritz von Uhde, Liebermann, Millet und Const. Meunier mit der Wahl und der Auffassung ihrer Stoffe bilden. Das Staunen darüber war 1895 in München, wo die Worpsweder als geschlossene Gruppe zuerst auftraten, groß. Inzwischen aber scheinen diese Künstler noch innerlicher und noch

größer geworden zu sein, und ihren Zügen noch neue bedeutende hinzugefügt zu haben.

Zunächst ist für manchen noch die Frage zu erledigen: wer sind die Worpsweder? Worpswede ist ein in den Marschen zwischen Hamburg und Bremen gelegenes Dörfchen, dessen Weltverlorenheit drei wandernde und wirklicher Sommerfrische bedürftige Künstler verlockte, sich dort einzunisten und den herben Reiz der nordischen Marschlandschaft auf sich und ihre Kunst wirken zu lassen. Das muß überwältigend gewesen sein: sie haben den Weg zur Akademie, der sie doch nur für die Zeit der Ferien entfliehen wollten, nicht wieder finden können. Die Wanderung der drei an einem Tage, der der Tag des Abschieds aus dieser Gegend sein sollte, wurde ihnen zum glücklichen Verhängnis; der Abschied war zu schwer, die Akademie ihnen verhaßt. Die Maler — es waren Fritz Mackensen, Hans am Ende und Fritz Overbeck — nahmen es nun auch mit dem Winter auf, und sie hausen seitdem dort, durch einige andere verstärkt, unter den Bauern, mit den Bauern, sind mit den Menschen und mit der Landschaft verwachsen und gehören nun in all das hinein, untrennbar von ihm. Darum ist den meisten ihrer Werke Ausgereiftheit eigen, Ruhe; sie wissen nichts von der Hast, die den Künstler am gründlichen Aussprechen hindert; ihre Landschaftsbilder haben oft den herben und durch all die Herbheit hindurch wehmütigen Zug der deutschen Nordseemarschen, wie wir sie von Storm kennen, ihr klagender und entsagender Accent ist so gut getroffen, daß wir ergriffen werden wie von lebendigen Stimmen; ihre Menschen sind die harten, eckigen, schwer mit der Natur ringenden Friesengestalten, Material aus Kernholz, das sich auch nicht bei Verkrümmten und Gebeugten verleugnet; sie haben einen harten Panzer um heiße Herzen und heiße Leidenschaften, Freude und Schmerz berennen so in ewigem Ansturm das Innere und nur selten kommt es zu erlösenden Eruptionen. Das alles wird uns aus den Werken der Worpsweder-Gruppe fühlbar ohne viel Abstraktion. Sie bieten uns realistische, greifbare Formen, und doch endlich einmal in ihnen wieder, was wir so häufig missen müssen: Seele, viel Seele.

Fritz Mackensen hat mit seiner „Trauernden Familie" ein Bild geschaffen, das alle Besucher festhält, und zwar wirklich durch Wert. Es ist ein Triptychon. Im Mittelbilde der Bauer mit seiner Frau und drei Kindern in Andacht um den wohl im nächsten Augenblick zu schließenden Totenschrein des kleinen Töchterchens versammelt; links ein Engel des Herrn, mit dem munter gewordenen Mädchen über den Schnee der neuen Heimat zu wandelnd; rechts eine Dämmerungslandschaft, im Hintergrunde das Haus der Bauersleute mit lampenhellen Fenstern und vorn das kleine Grab unter der Decke des Schnees, in den, wohl am Nachmittage von

Geschwisterhänden hier geopfert, kleine Marienblümchen gesteckt sind. So packend, und so pathosfrei zugleich habe ich eine Szene wie die im Mittelbilde noch nicht behandelt gefunden; kein wilder Ausbruch der Trauer, bei allen fünf Menschen in individuellem Ausdruck sich zeigend ein gedämpfter Schmerz, nur im Innern neu angefacht, durch den Augenblick des endlichen letzten Abschieds von dem geliebten Bilde; o diese beiden Alten!, und dann die Kleinen!, nicht in vollem Bewußtsein des Verlustes, mehr oder minder wohl eigentlich ergriffen und zerstreut von der Feier des Moments, für die sonst das schlichte Haus keine Stätte hat. Und dann dieser blonde, so jungmütterliche Engel, wie schaut er so gut und mit seinem Blicke so heilend aus dem Bilde, das kleine runde Geschöpf mit roten Backen und lustigen tiefen Augen auf dem Arm; kein neuer Gedanke, aber seine Verwendung hier jede Erinnerung an unsere biederen „Zu Gott"-Bilder hinter sich lassend. — Erfrischend ist die „Alte im Sonnenschein", die, aus dem Hause tretend, in einer Schüssel Futter für die Ziege heranträgt, die ungeduldig schnüffelnd und mit der Zunge vorauslebbernd die verschütteten Breitropfen im Falle aufzufangen trachtet. Die Alte erinnert leise an Liebermann, aber es liegt nicht die stumpfe Hoffnungslosigkeit in dem Bilde und der helle Ton stimmt schon freudiger. — Ein Bild prachtvoller Lebendigkeit hat Mackensen in dem Porträt des Geh. Baurat Hase geschaffen; dieses feine und kluge alte Gesicht hat den Maler herausgefordert, in die gediegene Behandlungsweise alter Meister einzulenken. Es mag vom Künstler mit Wohlgefallen auch in Radierung wiedergegeben sein; diese Radierung, sowie die einer „Schlafenden Alten" werden Perlen für jeden Sammler sein, der, oft hoffnungslos verlangend, nach einem modernen Blatte ausgeschaut hat. Ein Interieur „Im Flett eines Bauernhauses", sowie zwei landschaftliche Sujets sind gleichfalls wertvoll. Allein das landschaftliche Stimmungsbild hat unter den Worpsweder zwei so hervorragende Vertreter, daß Mackensen hier zurücktreten muß.

Wie kann es nur so wenig bekannt sein: der Worpsweder Hans am Ende findet unter unseren Landschaftern kaum einen, der ihm an Stimmungsgewalt gleichkäme. Es ist ungerecht, zu schreien: wir haben keine Kunst. Man möge sich umsehen und durch Freudenbezeigung und Zuspruch denen beispringen, die unseren Hoffnungen entgegen kommen. Den Worpswedern gegenüber ist das für manchen leicht gemacht, indem er das Unternehmen des Worpsweder Vereins für Originalradierung, der im November seine zweite Mappe herausgab, unterstützt. Darüber später noch ein eigenes Wort. Hans am Ende glaube ich deshalb warmen Dank zu schulden, da ich zu denen gehöre, die mit Sehnsucht eine weitere Kreise berührende Besserung in Bezug auf den künstlerischen Schmuck unserer Wohnungen er-

warten, und weil dieser Künstler Erfüllungen bringt. Unter den ausgestellten Drucken, die sich im Preise zwischen 10 und 150 Mark bewegen, sind wahrhaft köstliche Stücke; für 20 bis 60 Mark läßt sich ein Kunstwerk beschaffen, das für das Leben ein aufmunternder Begleiter sein wird; besonders beachtenswert schienen mir: „Immenhof", „Überschwemmung", „Aus den Marschen", „Dämmerstunde" (20 Mark), „Birkenwäldchen", sowie die energische Wiedergabe von Hermann Allmers gewaltigem Schädel (20 Mark), auch das liebe Bildchen von klein „Annie", das leidergotts noch 60 Mark kostet. Ich preise diese kleinen Werke des Hans am Ende auf Kosten seiner wunderbaren Ölbilder, weil sie ausgehen werden und einen Segen stiften, dem kostbarere Stücke, die ihr Los in die Galerien und in die Wohnungen der Reichen bannt, in ihren Wirkungen nicht gleichkommen können. Aber von seinen sechs Ölbildern muß doch das unheimlich getreu abgelauschte „Maiwetter" hervorgehoben werden, und ebenso sein „Kinderköpfchen".

Fritz Overbeck hat leider nur ein Ölbild und zwei Radierungen ausgestellt, drei Werke, die das lebhafte Verlangen wecken, ihn näher kennen zu lernen. Das erstere, „Abendsonne", zeigt uns ein in Glut getauchtes Gehöft, von einzelnen Bäumen umstanden. Diese leuchtende Röte ist wahrhaft kühn, und wer es nicht zu Nutzen eigener Überführung festgestellt hat, möchte es nicht glauben, daß Natur so üppig mit der Farbe wirtschaftet. Ebenso faszinierend sind auch Overbecks beide Radierungen: „Landschaft" und „An der Landstraße". Man fühlt, daß er viel geben kann, und mag so nur wenig über ihn sagen; gewiß steckt hinter diesem Wenigen eine ganze Persönlichkeit.

Ein origineller Sprudelkopf ist Heinrich Vogeler. Er ist mir schon länger lieb durch seine Ex-libris; ich fand viele auch heuer in Hamburg wieder. Gewiß findet man sich nur allmählich in den krausen Gängen seiner spaßigen Seele zurecht, wie sie sich zum Beispiel in seinen Radierungen zu Märchenthemen verrät. Unter seinen sechs Gemälden fallen diesmal ein „Mädchenkopf", sowie das „Wintermärchen" auf. Das letztere bietet eine überaus köstliche Verarbeitung der Legende von den heiligen drei Königen dar. Wird einem der Zauber auch nicht völlig klar, so wirkt doch umso sicherer die Märchenstimmung. Im übrigen: so ganz habe ich diesen Künstler noch nicht verdauen können; ich verspreche mir etwas von ferneren Begegnungen.

Otto Modersohn und Carl Vinnen, die letzten von den sechs Worpswedern, würden da, wo sie ihre bedeutenden Freunde nicht so in der Nähe hätten, gewiß noch immer auffallen. Ich weiß gar nichts von dem Alter all dieser Künstler, aber es scheint mir, daß Modersohn noch Zeug und Zeit hat, sich höher zu erheben. Seine „Dorfstraße" wirkt als echtes

Kunstwerk. Vinnen hat mir nichts zu knacken und nichts zu genießen gegeben. Allein auch ihn hat gewiß ein inneres Moment zu dieser Gruppe geführt, das man vielleicht einst erkennen kann und dann schätzt. Übrigens ist zu sagen: es wäre sonderbar, wenn unter sechs Künstlern jeder in gleichem Maße dem Beschauer anziehend wäre.

All diesem Wert fügen die Worpsweder noch zwei kleinere Skulpturen hinzu. Die köstliche Schlankheit des Knabenkörpers, die mir in unseren badehosenfreien Volksbädern stets Freude entlockt, zeigt sich in einem wunderbar freien Werke von Fritz Mackensen. Diese poselose Haltung des Jungen ist einzig. Er scheint an sich selber stille Freude zu haben, wie er so seinen Blick von oben herab an sich herunter gleiten läßt. — Anders wirkt Hans am Ende mit seinem „Kinderköpfchen". Ein echtes, rechtes Mädchen aus Norddeutschland, in der Kopfform, in der Haartracht und in allen Zügen. Das ist eine seelisch belebte Skulptur, und dem Menschenkenner, vor allem dem Kenner dieses Volksschlages, tritt aus den Zügen des Kindes die Eigenart des Innern entgegen. Nur ein denkender und stark empfindender Künstler kann so das Geheimnis des Lebens in sein Material bannen.

Ich habe es für nötig gehalten, so eingehend über eine Ausstellung kleineren Umfanges zu berichten, weil ich in ihr einen einheitlichen Geist walten spürte und zudem viele wichtige Einzelmomente zu betonen hatte. Diese Künstler sind durch das Mittel von natürlichen Gaben, der Beobachtung und eines heiligen Verlangens dem Sitze des Lebens um manchen Schritt näher gekommen als die meisten ihrer Genossen, und um so freudiger ist es aufzunehmen, daß sie von ihrem ernsten Geiste rund um sich her abgeben, indem sie sich einer Kunst, die volkstümlich werden kann, weil sie ihr Leben in die Reproduktion ergießt, — indem sie sich der Radierung widmeten. Möchten doch mehr könnende Künstler ihnen hierin folgen, besonders solche, bei denen man wie bei den Worpswedern herausfühlt: kein schlechter Mensch ist solcher Tiefe fähig.

Ich werde mir die Worpsweder wieder suchen. Sie geben Kraft und lehren uns den menschlichen Geist achten. Menschen solcher Art sind dünn gesät, und wir sollen ihnen dankbar begegnen.

Deutsche Lyrik.

Jugend.

Hei, wie der Strom, in den Bergen geboren,
Jugendlich wild aus den Felsenthoren
Sich in das Thal stürzt, wirbelt und schäumt!
Hei, wie die Wellen, vom Lenz geschwollen,
Uebermütig jubeln und tollen,
Brausen und rollen, von Blüten umsäumt.

Schlüsselblumen und goldne Ranunkeln
Blühn mit den Veilchen, den blauen, dunkeln,
An der schäumenden Wogen Rand.
Blühend über des Stromes Tosen
Wiegen sich Kirschen und Aprikosen;
Junge Lüfte wehen ins Land.

Jauchze hell mit den jauchzenden Wellen,
Laß ihn brausen, den Strom, und schwellen!
Schmähn und Schmälen hält ihn nicht auf.
Magst mit den Knieen dich gegen ihn stemmen,
Lachend wird er mit fort dich schwemmen,
Weiter tollend im Siegeslauf.

Ach! zu bald nur wird er sich glätten,
Schiffe tragen und eiserne Ketten,
Kerker spiegeln mit Schloß und Dom.
Schwelgen drum laß mich in lichten Träumen,
Wo die Fluten durch Blüten schäumen,
Wo er noch braust, ein freier Strom.

Dresden. Karl Woermann.

Nächtliche Bahnfahrt im Winter.

Wenn du so auf müder Nachtfahrt
durch die dunklen Lande eilest,
wird dir manches Graun und Rätsel,
das du sonst zum Klaren teilest.

Kannst das Dunkel nicht zerspähen,
wirst ohn' Ende fortgerissen —:
Hier ein Licht und dort ein Schatten
aus durchdröhnten Finsternissen.

Und du denkst, wie durch die weißen
Wälder frierend Rehe ziehen,
bis sie vor den Dörfern stehen
mit von Frost zerschundnen Knieen.

Und du siehst die vielen Menschen
langgestreckt im Schlafe liegen,
und du siehst die große Erde
alles durch den Weltraum wiegen.

Du erschrickst —: Von lauter Stimme
hörst du einen Namen rufen — —
Ja, das ist das alte Städtchen
deiner ersten Werdestufen.

Und du denkst der lieben Gassen,
und du siehst dich selbst als Knaben . . .
Und schon liegt das Städtchen wieder
fern in Schlaf und Nacht begraben.

Und ein Schaudern und ein Wundern
läßt dein festes Herz erbeben,
und dich graut vor deiner Menschheit
unenträtselbarem Leben.

Berlin. Christian Morgenstern.

Umkehr.

Stumm wies der Engel mit dem goldnen Speer
Zum fernen Tempel, dessen Säulenpracht
Wie Mondlicht glänzte durch die Waldesnacht;
Dann schritt der Hohe leuchtend vor mir her.

Auf halbem Weg sah ich mich heimlich um.
O Heimat! seufzt ich still in mich hinein,
Wie lag dort alles mild im Sonnenschein! —
Doch aufwärts wies der Hohe hart und stumm.

Und höher ging's. — Da tönet süßer Sang
Auf einmal über mir: ein Liebessteg,
Bog sich ein Zweiglein übern wilden Weg,
Drauf sang ein Finkenpärchen liebeskrank . . .

Da sehnt' ich mich nach solchem Zeitvertreib,
Und als mein Führer um die Ecke bog,
Mein Fuß in weiten Sätzen abwärts flog . . .
Im Thal fand ich das Glück: mein süßes Weib . . .

Berlin. Hans Benzmann.

Schweigen.

Müd streichen des Südwinds Schwingen
Ueber die Wiesen her,
Von Schlick und Schlamme bringen
Sie Düfte herb und schwer.

Rauchwölkchen vom Dorfe steigen
Schrägauf in schläfrigem Gang;
Großäugig staunendes Schweigen
Wandelt die Hecken entlang.

Böhme (Hann.). Carl von Arnswaldt (†).

Sphinx.

Wir saßen einst in einer lauen Nacht
Im Garten, glanzerfüllt und menschenvoll
Und lauschten des Konzertes Tönepracht.

Eva war reizend, daß die Brust mir schwoll.
Sie schlug den Takt mit ihrer kleinen Hand;
Ich sah die Lust, die ihr im Herzen quoll.

Wie duftet mir ihr sommerlich Gewand
So vornehm süß. Und Diamanten blitzten
An ihres Ohres rötlich zartem Rand.

In himmelblauer Seide, weißen Spitzen,
Durch die des Busens holde Thalschlucht lockt,
Den Sinn mit brünst'gem Taumel zu erhitzen;

Von fall'nden Blüten leise weiß umflockt:
Ist sie ein köstlich schimmerndes Gedicht,
Das immerfort zum Wiederlesen lockt.

Und doch — da sie bestrahlt vom Bogenlicht
Auf der Veranda Brüstung mit den Armen
Still sinnend ruht, begreif' ich plötzlich nicht,

Wie jemals eine Seele konnt' erwarmen
Für sie. — Und doch, gewärtig ihres Winks,
Liebt man sie wieder, sie, die ohn' Erbarmen.

Wem gleicht sie nur? Von allen Frauen rings
Nicht einer — und doch allen — Ah, fürwahr!
Ich hab's! So ruhend gleicht sie einer Sphinx.

Wenn fern im Glutenland sich groß und klar
Des Mondes Licht ergießt mit Silberpracht,
Und ihr zu Füßen ruht die Pilgerschar,

Als würd' ihr scheue Huldigung gebracht,
Indessen sie den sonnenheißen Leib
Stolz thronend kühlt in lichter Wüstennacht.

— — O, laßt euch warnen vor dem Rätsel: Weib!

Leipzig. Willy Alexander Kastner.

Alte Geschichte.

Sie küßten sich, wenn's niemand sah,
Im Wald, wo sie sich heimlich fanden,
Im Garten, wo sie flüsternd standen,
Scheu lauschend, ob auch keiner nah.

Sie küßten sich mit warmem Mund,
Doch ohne Wünschen und Verlangen,
Wie sich die Blumen wohl umfangen
Zur Frühlingszeit, im Wiesengrund.

Der Donner kam, die Luft ward heiß,
Betäubend dufteten die Blüten,
Die Sterne droben feurig glühten,
Die Amsel schlug so süß und leis.

Da kam's, wie's eben kommen muß,
Wenn sich zwei junge Herzen lieben —
Beim Küssen ist es nicht geblieben,
Und Not und Elend war der Schluß.

Frankenhausen. Anna Ritter.

Nach Sonnenuntergang.

Mattgoldnes Licht umrahmt im Westen
Das weite winterdürre Moor,
Und drüben steigt ob Wolkenresten
Ein heller Schild, der Mond, empor.

Rings liegt die Haide bleich und eben,
In grenzenloser Einsamkeit,
So fern der Menschheit warmem Leben
Und weltenfern dem Kampf der Zeit.

Nur eines Strohdachs dunkler Schatten
Ragt düster von der Abendglut:
Ein Zufluchtsort der Kampfesmatten,
Ein Hafen fern der Lebensflut!

Gr.-Lichterfelde. Hermann Sieglerschmidt.

Vergieb!

Ich weiß: ich hab' dir weh gethan,
ich war zu schnell mit meinem Wort.
Nun blickst du mich so traurig an
und stiehlst dich von den andern fort.
Und ich — die Lippen beiß' ich wund:
soll mit den fremden Menschen scherzen,
und sehe mit geheimen Schmerzen
den tiefen Gram um deinen Mund.

Sie gehen! — Endlich knarrt die Pforte ...!
Komm, leg den Kopf in meine Hände —:
O, daß ich jetzt die rechten Worte,
dich wieder zu versöhnen, fände!
Ich war recht häßlich. O, vergieb!
Wie gerne macht' ich's ungeschehen:
Ich kann dich ja nicht traurig sehen,
ich hab' dich ja so lieb, so lieb!

Sieh, weißt du's noch — ein Jahr ist's kaum,
und Sommerabend war's, wie heute:
dort, unter dem Kastanienbaum
schmiegt' ich mich dicht an deine Seite;
schwarz reckten sich ins Himmelsblau
und bargen uns des Parkes Riesen,
die Abendluft kam von den Wiesen
so düfteschwer und feucht von Tau . . .

Da war's! Du hieltest meine Hand
und sprachest Worte, lind und leise,
das klang so fremd, so nie gekannt,
wie eine wundersame Weise;
mir schlug das Herz so überlaut,
in deinen Augen war ein Schimmer —:
so hehr und schön hatt' ich noch nimmer
dein liebes Angesicht geschaut! —

Und heute ist dein Blick so trüb —?
O sag, willst du mir nicht verzeihn?
Ich hab' dich ja so lieb, so lieb —
du sollst nicht länger traurig sein!
Wird nicht der alte, frohe Mut
bald wieder deinen Blick durchleuchten?
Die Wimpern küss' ich dir, die feuchten —:
Nicht wahr, nun bist du wieder gut?!

Minden (Westf). Margrethe Sieckmann.

Für die Nacht.

Was horchst Du so in Dich, so tief und bang?
Sieh her: die Maienglöckchen sind schon offen!
Wer feine Sinne hat, der hört den Klang;
Du mußt ihn hören: drinnen liegt mein Hoffen
Auf unsern Frühling.

Die Blumen sollst Du lieben, so wie mich
Und küssen so, wie wir uns wiedertrafen!
Bevor Du schlummerst, stell' sie neben Dich,
Und träumst Du schlaflos — laß sie mit Dir schlafen
In Deinen Kissen!

Doch morgen früh will ich Dich nimmer sehn,
Nur Deine Lindenbäume aus der Ferne;
Ich würde traurig, sähe ich Dich stehn
Mit blauen Ringen um die Augensterne,
Die treuen Augen.

Amberg. Josef Schanderl.

Über der Tiefe.

Nach einem sturmdurchwühlten Tage war's.
Wir fuhren schweigend übers stille Watt,
Leis' trieb die Flut, und leise hob der Wind
Das weiße Segel, müd' und wandermatt.

Ein Märchentraum, so fuhren wir dahin.
Es senkte einsam aus der blauen Höh'
Sich eine Silbermöwe schimmernd hell
Hernieder auf die weite, stille See.

Du neigtest träumend dich den Fluten zu,
Und mit den Wellen spielte deine Hand,
Dann schautest du mich liebesselig an
Und flüstertest: „Siehst du das Land? das Land?

Tief unter uns, tief in der Silberflut
Liegt ausgedehnt der weite Märchenhain.
Das wird das Reich des unverfälschten Glücks,
Das Land des ew'gen Traumesfriedens sein!

Da winkt ein Märchenland und nicht ein Grab." — — —
— — Die Ruder schleppten lässig durch die Flut,
Und auf die Wellen tropfte Sonnengold,
Und tief zum Meergrund flammte goldne Glut.

Da war kein Tod, nein, Leben tausendfach. —
Am niedern Bootsrand bog ich weit mich vor,
Und starrte abwärts mit entzücktem Aug'
Und lauschte, lauschte mit entzücktem Ohr.

Da war kein Tod. — Ich fuhr entsetzt empor,
Ich griff das Steuer an mit fester Faust,
Und wie ich straff das schlaffe Segel zog,
Das Bugspriet eilend nach dem Hafen braust'.

Kiel. Wilhelm Lobsien.

Dieser Weihnachtsmorgen schämte sich.

Skizze von Peter Hille.

(Berlin.)

Es ist viele Jahre her. Da fuhr ich in der Christnacht die Weser entlang von Bielefeld nach Pyrmont.

Die Scheiben des Eisenbahnwagens waren trocken und darum trotz der klaren Kälte nicht gefroren.

Feierlich stand der Vollmond im Westen über dem langgestreckten, dunkelwaldigen Deisterzuge und legte an jedem Orte eine goldene Brücke über meinen lieben Heimatsfluß, die Weser.

Es ging gegen Morgen.

Wir näherten uns der Rattenfängerstadt Hameln. Außer mir waren noch jüngere Schüler im Wagen, die in Erwartung der ihre Ankunft am Festmorgen begrüßenden Bescherung sehr lebendig waren und mich mit ihren kleinen Männergebärden, ihren Einfällen und Erinnerungen höchlich ergötzten.

„Hameln!" —

Hier ist längerer Aufenthalt, der Bahnsteig belebt von Aussteigenden, Mitfahrenden und einen anderen Zug Erwartenden; und da der Morgen schon hell ist und wenn auch noch etwas träg in seinen Bewegungen, in seinen wachen Augen doch schon so scharf die Wirklichkeit zeigt, stelle ich mich ans Fenster und sehe mir die hier zahlreich vertretenen malerischen Trachten der Bückeburger und Minden-Ravensbergischen Landleute an: die langen blauen Röcke und roten, mit vielen glänzenden Knöpfen besetzten Westen der Bauern und die geblümten, über eine, je nach dem Reichtum, nach den Thalertausenden steigende Anzahl von Röcken gezogenen Mäntel der Frauen.

Da wird rechts neben mir etwas herabgestoßen. Eins nach dem anderen. Ist es Schlachtvieh? Ja, es ist Schlachtvieh, aber das Schlachtvieh der Gerechtigkeit, menschliches.

Einer nach dem anderen erheben sie sich wieder von dem brutalen Falle.

Manche ohne Mützen, Ketten um die Handgelenke, so wüst, so verstört, so ganz jäh und verwundert, vom Verbrechen aufgerissen.

„Wird's bald? Vorwärts!"

Kälte macht grausam, reizt Rohe zu Gewaltthätigkeiten!

„O!" schrie's in mir.

„So wollt ihr die Welt bessern? Bessern?

Und wenn ihr nun einmal von eurer Art der Gerechtigkeit nicht lassen

wollt und blind bleiben müßt im Fluge der Zeit, bis auch eure Stunde gekommen, weshalb gerade heute?"

Stärker und immer stärker glühte das Morgenrot auf, als mit Gewalt das Trüpplein der Stadt zugetrieben wurde, den großen roten Mauern zu da vorn.

Dieser Weihnachtsmorgen schämte sich.

Nach der Schlacht.

Ein Stimmungsbild von Jul. Const. von Hößlin.

(Athen.)

Müde, totmüde sind die Offiziere und enttäuscht. Die Soldaten lagern zwischen dem Gesträuch und halten ihre Gewehre fest in der Hand und die metallenen Läufe der Büchsen schillern matt und gespenstisch im blassen Lichte des Mondes, der wie ein Totenlicht über das Schlachtfeld schwebt. In der Ferne ertönen traurig die Signale des Feindes.

Traurig und doch schrill ertönen diese Signale und man hört dumpf den Spaten in die Erde dringen und Gräber öffnen, um die Toten zu begraben.

Müde, totmüde sind die Offiziere und enttäuscht.

Und Einer sitzt neben einem Oleanderstrauch, der noch von Pulver riecht, und daneben flüstert leise das Rohr in dem Teich, in dem sich der Mond melancholisch wiederspiegelt. Und die jungen Frösche singen.

Hier sitzt er und sein Auge blickt stier in der Tiefe des spiegelnden Teiches das Bild des Mondes an. Und die Binsen und das Schilf spielen und neigen sich schwermütig, von leisem Lustatem bewegt, um dieses Bild, und alte, alte Erinnerungen erwachen.

Er sieht vor sich auf der Bahre seine Geliebte. Ach, wie schien ihm das Leben so ohne Zweck, ohne Wert, als er alle seine Hoffnungen zwischen Rosen und Myrten eingesargt sah — dann legte man sie in die Erde. Damals schien es ihm, als ob das Leben nicht wert wäre zu sein. Ihm schien der Tod, dieser unbegreifliche düstere Zustand, in dem sich nun seine Braut befand, dadurch verklärt, daß sie tot war.

Und nun? . . .

Die langsamen Tritte gezogener Maultiere unterbrachen die Harmonie der singenden jungen Frösche und der melancholisch tönenden Signale der Feinde.

Er stand auf.

Man brachte Verwundete.

Auf beiden Seiten eines großen schwarzen Maultiers hingen leichte Feldbetten, auf denen Menschen hingestreckt lagen. Über dem Gesicht und dem Oberleib des Einen lag ein Tuch gebreitet; aber an den glänzenden hohen Stiefeln erkannte er, daß es ein Offizier war. Er frug nach den Namen. Und man nannte ihm einen seiner besten Freunde.

„Ist er tot?"

„Nein, er lebt noch."

Er hob das Tuch leise und die Augen des Verwundeten öffneten sich müde.

„Was fehlt Dir?"

„Hier an der Brust"; und die Hand des Verwundeten bewegte sich, wie um die kranke Stelle zu zeigen, aber sie vermochte es nicht und sank schlaff nieder.

Und das Maultier, von Soldaten gezogen, stolperte vorbei. Und ein zweites Maultier kam mit hängenden Feldbetten und Verwundeten hinterdrein und verschwand im Dunkel.

Da schlug er die Hand vors Gesicht und wendete sich zu seinen Soldaten. Er ging durch ihre Reihen und besichtigte sie. Dann stand er wieder still und horchte. Er stand fest und sein Blick betrachtete einen Punkt in der Ferne. Er nahm seinen Feldstecher aus dem Futteral und sah starr hin. Die Soldaten richteten sich halb auf und hielten ihre Gewehre wie mit Krallen umklammert. Aber es war nichts. Und er stützte sich auf seinen Säbel und sah nach der Ferne hin und lauschte dem Gesang der jungen Frösche, die in dem Teich herumsausten, während das Schilf leise flüsterte, wie in einem alten, alten Traum.

Von der vollkommenen Liebe.*)

Aphorismen von James Grun.

(London.)

Die Liebe des Mannes heißt: Leiden; die des Weibes aber: Mit-leiden.

*

Der Weg zur Vollendung ist beim Weibe ungleich einfacher wie beim Manne; sie braucht ihre besondere Geschlechts-Natur, die der Hingebung, nur auszubilden, — er dagegen muß seine besondere Geschlechts-Natur, die der Selbst-bejahung, erst verleugnen.

*

„Mutter" ist der geheiligte Name, welcher dem Weibe fürnehmlich gebührt: denn nicht nur das Kind, — auch den Mann sättigt und befriedigt sie mit dem lebendigen Brote und Weine ihres Leibes.

*

Dem Weibe kann die Zuneigung zum Manne entweder ein „Genuß" sein, — oder ein im tiefsten Herzen freudig empfundenes Selbstopfer; nur in letzterem Falle erfüllt sie ihre Bestimmung: als Erlöser zu wirken.

*

Das Mysterium der Frauenliebe, und das Mysterium des heiligen Sakramentes: „Dieses ist mein Fleisch und mein Blut; nimm und iß!"

*

So jemand das Sakrament der Frauenliebe schlemmend „genießt", isset und trinkt er sich die Verdammnis inwendiger Höllen; so er aber würdiglich jene Liebe empfängt, nimmt er das ewige Himmelreich zu sich.

*

Der Zustand vollkommener Liebe ist das Himmelreich.

*

Im idealen Verhältnisse zwischen Mann und Weib blickt der Mann zum Weibe auf, und sucht mit allen Kräften ihrem (speziell ihm gegenüber) selbstlosen Beispiele nachzufolgen**); sie aber, beglückt durch das Wissen hiervon, läßt keine Gelegenheit unbenutzt, ihn mit grenzenloser, unaussprechlicher Liebe zu überschütten.

*

Jedes edle Weib ist ein Statthalter Christi***) auf Erden: in ihrer schrankenlosen, opferfreudigen Hingebung an Kind und Mann lächelt und blutet die Gottheit von neuem der Welt.

*

---

*) Bruchstücke aus dem zweiten Teil einer (ungedruckten) Philosophie, betitelt: „Eine Weltanschauung in Aphorismen".

**) Aber auf seine eigene Art! Z. B., indem er mit verdoppelter Anstrengung sich dem Dienste des Vaterlandes, der Wissenschaft oder der Kunst 2c. widmet.

***) Mit „Christus" ist hier nicht die Person Jesu von Nazareth gemeint, sondern jene lebendige Kraft der vollkommenen Liebe, welche Jesus als die (in der Menschheit schlummernde) Quelle aller Einigkeit und Harmonie bezeichnete.

Gemein sein heißt: die Liebe, die Hingebung, das Selbstopfer anderer als eine Annehmlichkeit ausnutzen.

*

Wer nicht unbedingt glauben kann, liebt auch nicht; derselbe beweist, daß er auf andere nicht einzugehen vermag.

*

Lieben bedeutet Streben. Vollendete Liebe aber strebt nicht; sie hat ihr Ziel erreicht; sie ruht in sich selber. — Also heißt vollendet lieben: nicht-mehr-lieben, die Liebe hinter sich haben.

*

Bei einer vollkommenen Vereinigung von Mann und Weib wird beiderseits jede Mitteilung zwischen sich nicht als solche, — sondern als unsagbar wunderbares, schauerlich süßes Selbstgespräch empfunden.

*

Wer die größte Abscheu gegen die menschliche, einseitig begrenzte Natur empfindet, zugleich mit dem höchsten Wohlwollen für die Menschheit selbst, ist am vollkommensten: „der Christus".

*

Das Göttliche an der Gestalt Christi liegt in dem Mangel an Sehnsucht in ihr; der Wunderreiche, aus dessen Herzen das Weibliche wie das Männliche im All unterschiedslos-gerecht sprechen, fand eben alles, was zur Harmonie gehört, in sich.

Lyrik des Auslandes.

Der Fremdling.

Charles Baudelaire.

Wen liebst du am meisten, Rätselhafter?
Sag: Vater? Mutter? Schwester? Bruder?

Ich kenne weder Vater noch Mutter,
Ich habe weder Schwester noch Bruder.

Deine Freunde denn?
Ihr nennt ein Wort mir,
Dessen Sinn mir fremd und unbekannt.

Dein Vaterland?
Wo ist's gelegen?

Die Schönheit?
Wohl! Die wollt' ich lieben,
Müßt' sie nicht schwinden und vergehn.

So sag': Was liebst du, seltsamer Fremdling?

Ich . . . liebe die Wolken . . . die Wolken dort oben . . .
Seht ihr? . . . die wundersamen Wolken . . .

Moskau. Aus dem Französischen von Georg Bachmann.

Die Gruft des Mickiewicz.

Ludwik Szczepanski.

Hier, Pilgrim, neig' dein Haupt. Hier schläft in Frieden
Bei Königen der Meister, süß und streng.
Nach harten Mühen ward ihm Ruh beschieden:

Vergangne Zeiten bannte er in Worten,
Und alle lichten Mächte bannte er,
Dem Volk zu öffnen morgenrote Pforten.

Und ob des Ehmals weißen Marmorgrüften
Hub er der Zukunft strahlenhellen Bau,
Den keine Höllenmacht kann je zerklüften.

Beut, Pilgrim, muterfüllt dein Haupt den Wettern!
Schreib' auf das Grabmal deinen schönsten Traum,
Und lesen laß das Volk in gold'nen Lettern:

Ihr, die ihr eingeht, gebt der Hoffnung Raum!

Forest Hall (England). Aus dem Polnischen von Ladislaus Gumplowicz.

Sterne.

„Divan der Lieder."

Vom Himmel fiel ein Stern herab,
Wie alles fand er schnell sein Grab,
Und er verschwand im Weitenraum
Wie ein Gedanke, wie ein Traum,
Und so verging für alle Zeit
Des schönen Sternes Herrlichkeit.

O Mensch, wenn Sterne so vergehn,
Was kann von dir da fortbestehn?

Aus dem Georgischen von Arthur Leist.

Die Zechinen.

Von Gabriele D'Annunzio.

(Rom.)

(Berechtigte Uebersetzung.)

Passacantando trat so heftig ein, daß die Scheiben der schlecht schließenden Thür zitterten. Mit einer ungestümen Bewegung schüttelte er die Regentropfen von seinen Schultern, ließ einen forschenden Blick durch das Lokal gleiten, nahm die Pfeife aus dem Mund und spuckte aus mit einem Ausdruck verächtlicher Sorglosigkeit in großem Bogen nach dem Schenktisch hin.

In der Schenke bildete der Tabaksqualm eine große bläuliche Wolke, durch die man die verschiedenen Gesichter der Trinker und der liederlichen Frauenzimmer wahrnehmen konnte. Da war Pachio, der invalide Matrose, dem eine schmierige Binde das rechte Auge, das von einer widrigen Krankheit verunstaltet war, verdeckte. Da war Binchi-Banche, der Helfershelfer der Grenzbeamten, ein kleiner Mann mit einem Gesicht, gelb und runzlig, wie eine ausgepreßte Zitrone, mit gewölbtem Rücken und mageren Beinen, die bis über die Knie in hohen Stiefeln steckten. Da war Magnasangue, der Kuppler der Garnison, der Freund der Possenreißer, der Jahrmarkts-Taschenspieler, der Gaukler, Somnambulen- und Bärenführer, des gesamten verhungerten herumziehenden Gesindels, das sich im Lande aufhält, um die Groschen der Müßiggänger einzuheimsen. Da waren auch die Schönen aus Fiorentinos Haus: drei oder vier durch das Laster gänzlich herabgekommene Weiber, mit ziegelrot geschminkten Backen, mit bestialischen Augen und erschlafften bläulichen Lippen, überreifen Feigen ähnlich.

Passacantando schritt durch die Schenke und setzte sich zwischen la Pica und Peppuccia auf eine Bank gegen die Wand, die mit unzüchtigen Figuren und Inschriften beschmiert war. Er war ein hochaufgeschossener, langer, schlotteriger Kerl mit sehr blassem Gesicht, in dem eine enorme, raubtierhafte, schiefsitzende Nase alles beherrschte. Seine Ohren waren von ungleicher Größe und standen an beiden Seiten des Kopfes ab. In den Winkeln seiner wulstigen, zinnoberroten Lippen, die eine gewisse Weichheit der Form zeigten, sah man stets einige kleine Blasen weißlichen Speichels. Seine Mütze, die sich vor Schmutz klebrig und fest wie Wachs anfühlte, bedeckte wohlfrisierte Haare, von denen eine Locke sich wie ein Korkzieher bis an die Nasenwurzel herabringelte, während eine andere sich als Schmachtlocke an die Schläfe schmiegte. Jede seiner Stellungen und seiner Bewegungen, der Tonfall seiner Stimme, seine Blicke ließen eine gewisse angeborene Gemeinheit und Unzüchtigkeit erkennen.

„Holla! Afrikanerin, eine Pinte!" schrie er, mit der irdenen Pfeife auf den Tisch schlagend, daß sie in Scherben ging.

Die Afrikanerin, das war die Wirtin der Schenke. Sie verließ ihren Ladentisch, näherte sich watschelnd, wie es ihre schwerfällige Körperbeschaffenheit mit sich brachte, dem Tisch und setzte eine bis zum Rand gefüllte Karaffe voll Wein vor Passacantando. Dabei betrachtete sie den Mann mit Augen, die vor verliebtem Flehen übergingen.

Da schlang, vor ihren Blicken, Passacantando den Arm um Peppuccias Hals und zwang sie zu trinken; dann heftete er seinen eigenen Mund auf diesen Mund, der noch voll Wein war und saugte sich daran fest; lachend wehrte sich Peppuccia und bei dem schallenden Gelächter bespritzte sie das Gesicht ihres Angreifers mit dem noch nicht ganz heruntergewürgten Wein.

Die Afrikanerin wurde aschfahl. Sie zog sich wieder hinter ihren Ladentisch zurück. Durch den undurchdringlichen Tabakqualm hörte sie die Ausrufe und abgerissenen Sätze von Peppuccia und la Pica.

Wieder öffnete sich die Glasthür, und auf der Schwelle erschien Fiorentino, ganz eingehüllt in einen Kapuzenmantel, wie ein Polizist.

„Heda! ihr Weiber!" schrie er mit heiserer Stimme, „es ist Zeit!"

Peppuccia, la Pica und die anderen erhoben sich, obschon die Männer sie mit Worten und Gesten verfolgten, und schritten hinter ihrem Brotherrn her, hinaus in den Regen, der die ganze Straße in einen schmutzigen See verwandelte. Pachio, Magnasangue, alle entfernten sich, einer nach dem anderen, ausgenommen Binchi-Banche, der in dem Stumpfsinn seiner Betrunkenheit unter dem Tisch liegen blieb. Nach und nach stieg der Rauch zur Decke und wurde heller. Eine zerzauste Turteltaube hüpfte umher und pickte mit dem Schnabel die Brotkrumen auf.

Als Passacantando nun auch Miene machte, sich zu erheben, kam die Afrikanerin langsam auf ihn zu mit einer Anstrengung, die ihrer mißgestalteten Figur ein wenig verliebte Anmut verleihen sollte. Ihre umfangreiche Brust schaukelte rechts und links, und in grotesker Ziererei verzerrte sich ihr Vollmondsgesicht. In diesem Gesicht befanden sich zwei oder drei Warzen, die mit kleinen Haarbüscheln bewachsen waren; ein dichter Flaum bedeckte die Oberlippe und die Backen; kurze, harte, wollige Haare umgaben den Kopf wie eine Art Helm; buschige Augenbrauen wuchsen auf der Wurzel ihrer Stumpfnase zusammen, so daß sie den Anblick irgend eines ungeheuerlichen Hermaphroditen gewährte, der von Elephantiasis oder Wassersucht betroffen worden ist.

Als sie dicht vor dem Manne stand, ergriff sie seine Hand, um ihn zurückzuhalten.

„Ach! mein kleiner Hans!"

„Was willst Du?“

„Was habe ich Dir gethan?“

„Du? Nichts.“

„Warum machst Du mir dann so viel Kummer und Schmerz?“

„Ich? das ist das erste, was ich höre .... Gute Nacht. Ich habe heut' Abend keine Zeit zu verlieren.“

Und mit einer brutalen Bewegung schickte sich der Mann an, fortzugehen. Aber die Afrikanerin stürzte auf ihn zu, packte ihn am Arm, heftete ihr Gesicht auf sein Gesicht, preßte sich auf ihn mit der ganzen Wucht ihres Leibes; und der Ausbruch ihrer Leidenschaft war so gewaltsam, die Wut ihrer Eifersucht so schrecklich, daß Passacantando sprachlos blieb.

„Was willst Du? Was willst Du? Sag es mir! Was willst Du? Was fehlt Dir? Alles will ich Dir geben, alles. Aber bleibe, bleibe bei mir! Töte mich nicht vor Leidenschaft .... Mach mich nicht rasend .... Was brauchst Du? Komm! Nimm alles, was Du findest.“

Und sie zog ihn nach dem Schenktisch, öffnete die Schublade und bot ihm, mit einer einzigen Bewegung, alles an.

Die Schublade, die vor Schmutz glänzte, enthielt durcheinandergeworfene Kupfermünzen, zwischen denen drei oder vier kleine Geldstücke von Silber blinkten. Das Ganze mochte fünf Lire ausmachen.

Ohne ein Wort zu sagen, raffte Passacantando das Geld zusammen und begann, mit einem verächtlichen Zucken um den Mund, es langsam auf dem Ladentisch zu zählen. Die Afrikanerin, keuchend wie ein gefangenes Raubtier, betrachtete bald das Geld und bald das Gesicht des Mannes. Man hörte den metallischen Klang des Kupfers, das heisere Schnarchen von Binchi-Banche, das Hüpfen der Turteltaube; und in dieses Geräusch hinein rauschte das endlose dumpfe Grollen des Regens, der die Straße unterspülte und des Flusses, der bergabwärts seine Wogen rollte.

„Das reicht nicht,“ sagte endlich Passacantando. „Ich will das übrige auch. Bringe das andere, oder ich gehe fort.“

Er hatte sich die Mütze auf den Nacken gestülpt. Die Korkzieherlocke bedeckte seine Stirn, und unter der Locke schauten seine schamlosen und lüsternen weißlichen Augen gespannt auf die Afrikanerin und umhüllten sie mit ihren Blicken, wie mit einer Art von bösem Zauber.

„Ich habe weiter nichts. Du hast mir alles genommen. Nimm alles, was Du findest ....“ stammelte die Afrikanerin unterwürfig und schmeichelnd.

Ihr schlaffer Busen und ihre Lippen zitterten; aus ihren kleinen Schweinsaugen quollen Thränen.

„Oho!“ zischte Passacantando leise, nahe an sie herantretend. „Oho!

bildest Du Dir vielleicht ein, daß ich nicht weiß ....? Und die Gold-Zechinen, die Dein Mann besitzt?"

„Ach! Hans .... Und wie soll ich das überhaupt machen?"

„Mach schnell, hole sie. Ich erwarte Dich hier. Dein Mann schläft. Das ist der richtige Augenblick. Geh: sonst — beim heiligen Antonius! — siehst Du mich niemals wieder."

„Ach! Hans .... ich fürchte mich."

„Zum Teufel mit Deiner Furcht!" schrie Passacantando. „Gut, ich gehe mit. Komm ...."

Die Afrikanerin begann zu zittern. Sie zeigte auf Binchi-Banche, der noch immer unter dem Tisch lag, vom Schlaf überwältigt.

„Zuerst wollen wir zumachen," riet sie, gehorsam.

Mit einem Fußtritt weckte Passacantando Binchi-Banche auf, der bei dem plötzlichen Schreck zu heulen und sich wie ein Unsinniger zu gebärden anfing, bis sie ihn in den Schmutz der Straße hinausgeworfen hatten. Die Thür schloß sich wieder. Die rote Laterne, die an einem der Fenster hing, beleuchtete die Schenke mit einem schmutzigroten Licht; die massiven Wölbungen nahmen in dem tiefen Schatten schärfere Umrisse an; die Treppe in der Ecke hüllte sich in geheimnisvolles Dunkel; die ganze innere Einrichtung sah aus, wie eine romantische Dekoration, die für die Aufführung eines schrecklichen Dramas vorbereitet ist.

„Komm!" wiederholte Passacantando der Afrikanerin, die immer noch zitterte.

Leise stiegen sie zusammen die steinerne Stiege hinauf, die sich aus der dunkelsten Ecke erhob, voran die Frau, der Mann hinterdrein. Oben an der Treppe befand sich ein Zimmer mit einer Balkendecke. In eine Wand war eine Madonna aus bläulichem Steingut eingelassen, vor der, in einem mit Wasser und Öl gefülltem Glase, eine ewige Lampe brannte. Die anderen Wände bedeckten, wie ein buntfarbiger Aussatz, zahllose zerfetzte Papierbilder. Ein Geruch von Armut, ein Geruch von Lumpen, die durch einen menschlichen Körper erwärmt worden sind, erfüllte den Raum.

Die beiden Diebe näherten sich vorsichtig dem Bett. Der Alte lag in dem ehelichen Lager, in tiefen Schlaf versunken. Durch die zahnlosen Kiefer und durch die von Schnupfen und Tabak verstopfte Nase hörte sich sein Atmen wie eine Art ersticktes Pfeifen an. Sein Kopf ruhte schief auf einem Kissen von gestreifter Baumwolle; sein eingesunkener Mund, der aussah wie ein Einschnitt in einem verfaulten Kürbis, war von einem borstigen und durch den Tabak gelbgewordenen Schnauzbart umgeben; das eine sichtbare Ohr glich dem umgestülpten Ohr eines Hundes, voller Haare und mit Blattern bedeckt, glänzend von Ohrfett. Ein Arm hing aus der Decke

heraus, nackt, hager, mit dicken heraustretenden Adern, die wie geschwollene Krampfadern aussahen. Die Hand, die aus Gewohnheit etwas zu packen gekrümmt war, hielt einen Zipfel des Betttuchs gepackt.

Nun besaß dieser widerliche Alte seit lange schon zwei Gold-Zechinen, die ihm von irgend einem Wucherer aus der Familie vermacht worden waren; und er bewahrte sie mit eifersüchtiger Sorge in einer hörnernen Tabakdose, inmitten seines Tabaks, wie es andere wohl mit gewissen Moschuskäfern machen. Es waren zwei gelbe, glänzende Zechinen; und der Alte, wenn er zwischen den Daumen und den Zeigefinger von dem duftenden Pulver nahm und sie dabei jeden Augenblick betrachtete und betastete, fühlte in sich dann die Leidenschaft des Geizes und die Wollust des Besitzes wachsen.

Die Afrikanerin kam mit angehaltenem Atem auf den Fußspitzen näher, während Passacantando sie durch Gesten zum Diebstahl anfeuerte. Man hörte ein Rascheln auf der Treppe. Die beiden Diebe fuhren zusammen. Die zerzauste und hinkende Turteltaube kam ins Zimmer gehüpft und wollte sich's in einem Schlappschuh, zu Füßen des ehelichen Lagers, bequem machen. Da sie aber, während sie sich in den Schuh hockte, noch Geräusch machte, packte der Mann sie mit raschem Griff und drehte ihr den Hals um.

„Hast Du?" fragte er die Afrikanerin.

„Ja, hier, unter dem Kopfkissen," erwiderte sie, indem sie ihre Hand zu dem Versteck gleiten ließ.

Der Alte bewegte sich im Schlaf, stieß instinktiv einen Klageruf aus, und man sah zwischen seinen Augenlidern das Weiße der Augen ein wenig sichtbar werden. Dann fiel er wieder in die Unempfindlichkeit seiner greisenhaften Betäubung zurück.

Das Übermaß von Furcht gab der Afrikanerin Mut; rasch schob sie die Hand weiter, ergriff die Tabaksdose, stürzte wie eine Verfolgte nach der Treppe und eilte hinunter. Passacantando stieg hinter ihr herunter.

„Ach mein Gott! Mein Gott! Siehst Du, zu was Du mich gebracht hast! . . ." stammelte sie, indem sie sich mit ihrem ganzen Gewicht ihm überließ.

Und mit ihren unsicheren Händen machten sie sich zusammen daran, die Tabakdose zu öffnen und die Goldstücke unter dem Tabak zu suchen. Der durchdringende Geruch stieg ihnen in die Nase; und da sie einen Niesreiz kommen fühlten, wurden sie alle beide plötzlich von einer unwiderstehlichen Lachlust befallen; und bei dem Versuch, das Geräusch des Niesens zu ersticken, taumelten sie und stießen gegen einander. Dieses Spiel erweckte bei der Afrikanerin unzüchtige Wünsche; es machte ihr Vergnügen, von Passacantando verliebt gebissen, geschnäbelt, getätschelt und geneckt zu werden;

das machte sie über und über zittern und beben, in ihrer ungeheuerlichen Häßlichkeit. Aber plötzlich hörte man etwas: zuerst ein undeutliches Grunzen, dann ein heiseres Geschrei, das die Luft erfüllte. Und der Alte erschien oben auf der Treppe, leichenfahl im rötlichen Licht der Laterne, mager wie ein Skelett, mit nackten Beinen, in ein zerlumptes Hemd gehüllt. Er sah unten das diebische Paar, und indem er die Arme wie ein Verdammter um sich warf, heulte er:

„Die Zechinen! Die Zechinen! Die Zechinen!"

Deutsch van M. Gagliardi.

Deutsches Kunstleben.

I.

München.

Musikleben. — Es ist wirklich traurig, daß man in der Heimatsstadt des genialen Richard Strauß seine letzte große Tondichtung: „Also sprach Zarathustra", um sie überhaupt einmal zu hören, nur durch das hilflose Surrogat einer saft- und farblosen Klavier-Bearbeitung kennen lernen kann. Dieses Wagnis — denn als ein solches stellte es sich in technischer wie in rein musikalischer Hinsicht heraus — unternahmen gelegentlich eines Liederabends der stimmbegabten Frau Röhr-Brajnin ihr Gatte Hofkapellmeister Röhr und der Komponist Max Schillings. Das Leitmotiv zu solchem Beginnen war wohl nur eine starke persönliche Freundschaft für den Tondichter und eine Art Tratz dem Hofarchester gegenüber, dessen Kabalen hartnäckig die originale Aufführung des dionysischen Zarathustra in Bierbajuvarien verhindern. Innerlich hohnlächelnd standen denn auch einige dieser bezopften Musikbeamte dabei. Nun, vielleicht dämmert den Herren auch aus den licht- und schattenlosen Tanwogen der beiden Flügel heraus die Erkenntnis ihrer eigenen Kleinlichkeit, die Erkenntnis, daß nur eine den Widderköpfen der kompakten Majorität innewohnende negierende Kraft ein solches lebenstrotzendes Werk „ablehnen" konnte. Die Gegner Strauß' warfen ihm vor, er habe die sattsam bekannten „ästhetischen Grenzen" und das Ausdrucksvermögen seiner Kunst überschritten, indem er gewissermaßen „philosophische Systeme musiziere". Aber dieser lächerliche Einwand fällt für jeden in nichts zusammen, der die angezogenen Grenzen des eindeutigen, d. h. unmittelbar verständlichen Symbolismus in der Musik erkannt hat, die ja nur vage seelische Vorstellungen, Allgemeingefühle, Naturstimmungen, aber keine bestimmten Lehrsätze, Begriffe oder wissenschaftlichen Probleme trotz ihrer durch den Liszt-Wagner'schen und modernen Ausdrucks- und Nüancenreichtum so herrlich erweiterten Mittel auszudrücken vermag. Kurz, Strauß hat nicht etwa das bekannte Nietzsche-Buch „in Musik übersetzt", sondern er hat aus einer Anzahl rein dichterischer Momente, die sich ihm in dieser Verkörperung des „Übermenschen" aufdrängten, die Anregung zu dem sinfanischen Werke gefunden, das nun in der phantastischsten, kompliziertesten und dem enger damit Befreundeten doch so klar verständlichen Partitur vor uns liegt.

Die Tondichtung kam in der hilf- und ausdruckslosen Gestalt „für zwei Klaviere", wie gesagt, zum ersten Male in der Heimatsstadt des Dichters zu Gehör. Daß ein großer Teil der in unglaublicher Reaktion und dilettantischer Halbwisserei befangenen eingeborenen Kritikaster-Zunft (siehe z. B. Madame Quidde!) sich bei dieser Gelegenheit nach Kräften blamierte, ist ja selbstverständlich; unangenehm muß es aber berühren, wenn Musikreferenten führender Blätter, die sich sonst gerne als „Bahnbrecher des musikalischen Fortschritts" anhochen lassen, hier urplötzlich ihr gut konservatives Herz entdeckten und das Werk als „die Verirrung eines außergewöhnlichen Talents, als „chaotisches Durcheinanderwogen unverdauter Philosopheme und unverarbeiteter Eindrücke Liszt'scher und Wagner'scher Tongestalten" bezeichneten. Oder sollten diese Beckmesser-Sprüche etwas durch die Furcht beeinflußt sein, es könne durch den immer prächtiger auflodernden Strahlenglanz des neuen Meteors der Glorienschein ihres unantastbaren Idols Liszt etwas verdunkelt werden? —

Ich bemerke zum Schluß, daß der Strauß'sche „Zarathustra" für viele hochstehende, fortschrittliche junge Musiker geradezu befreiend wirken muß, daß wir in ihm namentlich in Bezug auf die orchestrale Technik Anzeichen einer ganz neuen Kunst (z. B. die weitgehendste Individualisierung der einzelnen Instrumente!) finden, daß das Werk seiner ganzen unpersönlichen Anlage nach aber niemals vorbildlich wirken wird. Es ist nur ein „Symptom". Und das ist gut so! —

Von anderen hervorragenden Ereignissen aus dem Münchener Musikleben sei kurz einer schön abgerundeten und dabei der tiefsten Absicht des Meisters nahekommenden Aufführung der Liszt'schen „Faustsinfonie" durch Ferdinand Löwe und das Kaimorchester gedacht. Das gleiche Konzert trug den Charakter einer Feier für den genialen, unglücklichen Hugo Wolf. Löwe gebührt aufrichtiger Dank dafür, daß er es gewagt, auch München mit lyrischen und sinfonischen Schöpfungen (5 Gesänge, der dämonische „Feuerreiter" und das farbenschillernde „Elfenlied" aus dem Sommernachtstraum") dieses großen, gänzlich unausgefahrene Geleise mit sanfter Melancholie und ohne Prätension wandelnden Künstlers bekannt zu machen. Beinahe ein verfrühtes Wagnis! Wenigstens nach der indifferenten bis feindseligen Haltung eines mit Mühe auf das patentierte Lyriker-Trio Schubert-Schumann-Brahms dressierten Publikums zu schließen. — Gastweise schwang mit allzu schneidigen Pultvirtuosen-Allüren im V. Kaim-Konzert Bernhard Stavenhagen sein musikalisches Scepter. Er hatte erst Strauß „Till" bringen wollen. In letzter Stunde verweigerte jedoch der Komponist das Aufführungsrecht, um in vielleicht übertriebenem Taktgefühl den Anschein zu vermeiden, er schlängle sich, nachdem ihn die Akademie ignoriert, meuchlings an die „Konkurrenz Kaim" heran! Statt dessen brachte Stavenhagen eine neue slavoamerikanische Yankee- und „Plantagen"-Sinfonie „Aus der neuen Welt" des ehemals hochstrebenden Anton Dvořák. Vertracktes Zeug! Genre: höhere Unterhaltungsmusik. — Schließlich bitte ich noch meine Leser sich den Namen Olga Bandero merken zu wollen. Das ist eine junge Sängerin mit warmherziger Empfindung, herrlichen Mitteln und festem Wollen, der neuen deutschen Lyrik eine treue Interpretin zu werden. Sie gab in München einen modernen Liederabend und trug mit seelenvollem Ausdruck und idealer Charakterisierungskunst Gesänge von Poebing, H. Richard, R. Strauß, Schmid und Thudichum vor. Ihr Ziel ist dornenreich, aber edel.

Schaubühne. Ermete Zacconi im Münchener Hoftheater — vor fast leerem Hause und einem winzig kleinen, litterarisch oder beruflich interessiertem Publikum, das aufs tiefste erschüttert dem herrlichen Künstler für die weihevollen Genüsse in seiner

Weise dankte! Der geniale Italiener trat in „Disonesti", „Don Pietro Carusa", „Kean" und „Spettri" auf. Ich bin überzeugt, daß gleich mir mancher infolge der widerlichen Barnum-Reklame, der sich heute leider der ernste Künstler wie der hohlste Virtuose geduldig unterziehen muß, skeptisch und voreingenommen ins Theater ging. Und der schönste Lohn mag für Zacconi die Gewißheit sein, die jeder von uns mit davon nahm: daß hier kein Coulissenreißer, kein virtuosenhafter Mime, kein Brüller und pathetischer Hohlroller, sondern ein harmonisch ausgebildeter, nach der höchsten Fülle seiner Fähigkeiten sich gebender Lebensdarsteller auf uns gewirkt hat und zwar so nachhaltig, daß uns nach Wochen lang hinterher die mit heißem Bemühen ihrem fremdsprachigen Vorbild nacheifernden und nachempfindenden Hoftheater-Herrschaften (z. B. Lützenkirchen als „Hamlet") einfach schal und ungenießbar vorkamen. Welche Feinheiten im Psychologischen, welcher Nüanceenreichtum auf der Palette seiner mimischen, phonetischen und physiognomischen Farben in dem mittelmäßigen Ehebruchsdrama „Disonesti"! Zacconi ist bekanntlich konsequenter Bühnen-Naturalist und schreckt vor keiner Konsequenz seines Stilprinzips zurück, wofern sie — und da liegt der Schwerpunkt, der ihn z. B. weit von einem Possart, einem Mitterwurzer trennt —, nicht eitler Selbstzweck, sondern Mittel des Ausdrucks, Forderung der poetischen Idee ist, sofern sie seinem Ziel, der Illusion absoluter Lebenswahrheit entspringt. Die arme Varini, seine Partnerin in dem „Disonesti"! Sie war ja nicht mehr die zufällige Schauspielerin namens Varini, sie war das krampfgeschüttelte, unter der würgenden Faust ihres rasenden Gatten zuckende Weib, die um ihr Leben fleht. So was geht allerdings auf die Nerven, aber, meine Lieben, ist die Explosion eines im höchsten Feuer der Eifersucht und Rachgier zur Bestie werdenden Menschen im „realen Leben" etwa eine angenehme Sache? — Das pathologische Individuum darzustellen ist Zacconis liebstes Problem, diese Thatsache wurde uns nach seinem „Oswald" klar. Man kann ja hier vielleicht von „Spitalkunst" sprechen, aber für die große, unnachahmliche Künstlerschaft Zacconis spricht doch jeder Zug, jede Bewegung in dieser unseligen Verkörperung des Vererbungsfluches. Und wenn die Mediziner uns zehnmal mit dem skeptischen Kopfschütteln des unbefriedigten Fachmenschen versichern, daß der Italiener die Symptome des Alkoholikers, des Luetikers und des Paralytikers zu einem ganz unmöglichen klinischen Gesamtbilde zusammentrage, nun, so danken wir Gott, daß wir nicht ganz in der Klinik, sondern nur vor einem Ibsen'schen Versuchstierchen saßen. Das Bruchstück Hamlet in dem Dumas'schen Schmöker wird wohl in jedem Hörer den innigen Wunsch erweckt haben, den ganzen Hamlet von Zacconi zu hören.

Wenige Tage nach dem „Fall Weigand", den ich in meinem letzten Briefe (Nr. 1 der „Ges.") unbefangen beleuchtet habe, brachte das Münchener Schauspielhaus Emil Drachs das vieraktige Schauspiel Otto Erich Hartlebens: „Ein Ehrenwort". Der Bannerträger des litterarischen Jungdeutschlands, Abteilung: Bohème, gehört zu der auf Erfolg geimpften Gilde. Sein „Ehrenwort" ist ein Stiefkind seiner überproduktiven, freilich nur im Zeichen aber unter den Nachwehen des Alkohols gebärenden Muse. Diese Thatsache ist bekanntlich auch Otto Brahm zum Bewußtsein gekommen, denn er verzichtete auf das Opus seines Freundes, das sodann auf einer Berliner Vorstadtbühne erstmalig Schiffbruch litt.*) Das liederlich gearbeitete, vom leichtfertigen Geist des Feuilletonismus beherrschte Stück, in dem von Stimmung, wahr geschilderten Charaktern, einer anständigen Bühnentechnik so gut wie nichts zu

*) Das ist nicht richtig, verehrter Herr Mauke. Das Berliner „Schiller-Theater" ist keine Vorstadtbühne und es hat mit Hartlebens „Ehrenwort" starken Erfolg erzielt. L. J.

finden ist, erzielte in München, dank dem energischen Eintreten der vielen litterarischen und persönlichen Freunde, über die Hartleben auch bei uns verfügt, nur eine Art Achtungserfolg. Es ist bezeichnend für die künstlerische Zuchtlosigkeit des „allbeliebten Autors", daß er auch hier nicht die Kraft findet, das zweifellos glücklich aus der Aktualität des Lebens aufgegriffene tragische Problem ernst durchzuführen, sondern nur in der Form einer geistvoll pointierten Plauderei darüber hinweg zu tänzeln versucht. Die Première litt überdies unter der plötzlichen Erkrankung des Frl. Triesch (die Braut Sotters). Der Schlußakt büßte dadurch noch mehr die Signatur einer dramatischen Lösung ein. —

Wenige Tage darauf versuchte sich Emil Drach und sein durch das treffliche Frl. L'Arronge verstärktes Ensemble an Ibsens „Wildente", die zum ersten Male über eine Münchener Bühne flatterte. Wenn die Beifallsstärke, mit der das Publikum der Première und der folgenden Aufführungen die Darsteller belohnte für das redliche Bemühen, den pathologischen, doktrinär konstruierten Phantomen des verkaterten Norwegers einigermaßen Leben einzuhauchen, so gratulieren wir aufrichtig zu dem Fortschritt im Verdauen mystisch-symbolischen Tiefsinnes. Weder dieses Stück grau in grau des großen Verneiners und Weltverzerrers, der die débâcle der norwegischen Bourgeoisie zum ständigen Leitmotiv seines Schaffens erst aus Überzeugung, dann mit selbstironisierender Pose wählte, noch der bequemere Positivismus des satirischen Phraseologen Hartleben, der von dem Opfer seiner — ich will gestehen — genialen Karikierung zuvor hätte einige Generalbaß-Stunden in psychologicis nehmen sollen, tragen zur ästhetischen Erziehung des Volksgeistes irgendwie bei. Denn des einen destruktive Analysen kranker Seelenzustände lassen ebenso eine kulturelle Kraft vermissen wie des andern tendenziöse, mit geringem Ernst abgewandelte Satiren.

Vielleicht wohnt diese kulturelle Kraft einem der Werke inne, die die neugegründete Münchener „Litterarische Gesellschaft" unter der Ägide E. v. Wolzogens und M. Haushofers (Heyse ist bereits mit Eklat wieder ausgetreten, weil ihm die Sache zu „modern" deuchte) peu à peu herausbringen will und damit „eine ernsthaftere Teilnahme an den litterarisch-künstlerischen Bestrebungen in weiteren Kreisen der Bevölkerung zu wecken" gedenkt. (N. B. Um sich wecken zu lassen, müssen die weiteren Kreise erst Gesellschaftsmitglieder werden, da die Veranstaltungen solcher litterarischen Vereine bekanntlich „unter das Vereinsgesetz fallen.") Man gedenkt im ersten Vereinsjahr (Oktober bis Mai) u. a. aufzuführen: Tolstois „Macht der Finsternis" (ich höre schon die Knochen des zerquetschten Säuglings krachen!), Björnsons „König", „Troilus und Cressida" auf der wirklichen Shakespeare-Bühne (nicht dem lebensunfähigen Surrogat Perfall-Lautenschlägers), ferner ein Trauerspiel „März" von Fr. Ressner, als lustiges Pendant dazu: „Im April" von W. Harlan und „Eine", ein deutscher Schwank von M. Dreyer. Wir werden sehen, wieviel von diesen schönen Versprechungen in die That umzusetzen die junge „Freie Bühne" Münchens Kraft und Willen hat. —

* * *

Kunstverein und Münchener Ateliers. Gleich am Eingange des „Kunstvereins" schimmern uns quasi „Tapeten" entgegen, Reliefs, die „fünf Sinne" darstellend, von Jordan, mit immer wiederkehrenden Alltagsmenschenleibern auf Goldgrund in symbolischem Blumengarten. Seine reiche Auswahl von Gips und angetönten Köpfen, — ein bronzener Chinese ist auch darunter —, ist nichtssagend; das Porträt der

sitzenden Dame beweist sogar, wie die Auffassung reinster Äußerlichkeit zum Abklatsch der Natur werden kann. Ein Fries, angefüllt mit Bauern, ist unbedeutend. Zeigt sich hier wenigstens noch kolossale Fertigkeit im Handwerk, so wird uns dagegen im Relief von Erhl — soll wohl auch ein Porträt sein — Gelegenheit geboten, den Kretinismus in Anschauung und Auffassung, wie er noch unter den Bildhauern massenhaft zu Hause ist, bethätigt zu sehen. Solche ungenießbaren Sachen gehören einfach nicht hierher; man übe doch wenigstens Marktpolizei!

Hat mir hier die Plastik im „Kunstverein" ganz und gar nicht gefallen, so habe ich doch in einigen Ateliers ganz Ausgezeichnetes gesehen. Hier war reines Künstlerblut zu Hause, voll großem, ehrlichem Streben und gediegenem Können. August Hudler und Hubert Netzer, demselben Mutterhause, der hiesigen Akademie, entsprungen, und doch grundverschieden. Wer kennt Hudler, den idealen Verkörperer des realen Menschen? Seinen „Narziß hört Echo", rein und keusch, voll tiefer Empfindung? Seine Porträtbüste „Semper idem", — ich kann gar nicht mehr sagen, wie das gemacht war, ich habe gar nichts Äußerliches mehr davon in der Erinnerung. Aber das kann ich sagen, ich bin noch voll des tiefen Eindrucks dieser herben und keuschen Empfindung und stehe noch im Banne der zwingenden Gewalt dieser ausgesprochensten Wahrheit.

Hubert Netzer, der feinsinnige, in der dekorativen edlen Kunst vielleicht einmal fruchtbarste Künstler, ist „weiteren Kreisen" schon bekannter durch seinen Narzißbrunnen, heuer im Glaspalast vom bayrischen Staat angekauft. Er arbeitet gerade an einer großen Giebelgruppe für die Universität Würzburg. Vielleicht ist es später einmal möglich, auf die allegorische Darstellung, die sich in der Idee „Prometheus bringt Feuer und Licht, es weichen Finsternis und Unduldsamkeit" bewegt, näher einzugehen.

Von diesen „Reinkulturen der Kunst" nehmen wir den Anlauf zum oberen Stockwerke des „Kunstvereins", der uns rasch ins Gewühl, ins Kunterbunte bringt. Da sperrt gleich ein Rahmen groß und weit den Rachen auf und birgt eine theatralische Hundskomödie im tiefsten Schnee. Das schlägt Tamtam genug, also rein in die Bude. Da zeigen sich uns bald genug die Lenbach'schen und abenteuerlichsten Böcklinischen Affen, in den Franken-, Weber- und Paettgen'schen Bildern einerseits, in den Lübbes- und Permat'schen andrerseits, letztere sogar in den hübschesten alten Rahmen.

In der Landschaft zeigt Zema Diemer Alpenbilder in Salonausgabe, und Egersdörfer saftige Aquarelle, an denen manchmal nur die kreidige Luft uns stört. Auch Bruno Panitz, der vortreffliche Stilist, ist mit mehreren stimmungsvollen Bildern vertreten. Andersen Lundby bringt nichts Neues, die guten älteren Stücke sind mir lieber. — Grätz wird gut thun, seinen malerischen Sinn erst zu erziehen; mit diesen Lampions und Mondscheineffekten richtet er nichts aus. Wie wird zum Beispiel die ganze Stimmung gestört durch den Lichtpatzen in dem Bild „Die beiden Alten vor ihrem Häuschen." Schultheiß erfreut mit seinem appetiterregenden Stillleben, aber in Stimmung gebracht haben mich eigentlich nur öftere Aufblicke zum alten Meister Diez. Es sind dies wohl ältere Ankäufe des Vereins; sie hängen sehr hoch oben, sie stehen aber auch ruhig und heiter über dem Vergänglichen unter ihnen.

Wilhelm Mauke (München).

II.
Dresden.

In der Zeit vor Weihnachten wehte in Dresden plötzlich Höhenluft. Nicht der Duft der Tannenbäume war's auf Straßen und Plätzen, sondern der Einzug einer frischen bergentwachsenen Kunst. Die Schlierseer waren nach Elbflorenz gekommen; dank den Bemühungen des rührigen Oberregisseurs Rotter hatte sie das Residenztheater endlich zu einem Gastspiel gewonnen. Sie blieben etwa vier Wochen und gaben vier Stücke: Hermann v. Schmids noch am meisten volkhaftes „Liserl von Schliersee", Ganghofer-Neuerts sentimentalen „Herrgottsschnitzer", das muntere Wildererstück von Rauchenegger: „Jägerblut" und den „Protzenbauer" von Hartl-Mitius. Obwohl sie auf ihren weiten Gastspielreisen schon etwas an Ursprünglichkeit eingebüßt hatten, wirkten sie dennoch hinreißend, entzückend und erquickend. Mancher mag von nun an mit kritischeren Augen in unserem Hoftheater gesessen haben, besonders wenn man den „Gewissenswurm" von Anzengruber daselbst im Salontirolerton abspielte, obwohl nicht geleugnet werden darf, daß die Hauptdarsteller (meist Österreicher) ihr möglichstes thaten, um natürlich und „echt" zu erscheinen. Doch zurück zu den Schlierseern. Franz Xaver Terofal, der König der Truppe, gerät leider schon in die Spuren Felix Schweighofers; seine gewiß noch immer höchst vergnügliche Komik fängt doch schon an, Manier zu werden. Herrlich sind der jeune premier, Josef Meth, und die erste Liebhaberin, Anna Dengg: ein prächtiges Menschenpaar, dessen Liebesszenen denn auch zu dem Schönsten gehören, was man auf der Bühne sehen kann. Michael Dengg, Sigmund Wagner, Mathias Gailing sind famose Charakterdarsteller, Therese Dirnberger eine unschätzbare komische Kraft. Aber das sind Einzelheiten; die Harmonie des Gesamtspiels ist es, durch welche die Schlierseer jeder großen Bühne zum Muster gereichen dürfen. Ganz besonders in unserem Schauspielhause, allwo die glatte Parkett-Tradition trotz Wiecke, Müller u. a. noch vorwiegt, könnte der Dresdner Aufenthalt der Schlierseeer von segensreichem Einflusse sein.

Im königl. Schauspiel ist jetzt die Heroinenfrage zu einer brennenden geworden. Die Sache ist so: Pauline Ulrich ist seit einiger Zeit mit anerkennenswerter Einsicht von allen Aufgaben, welche eine jüngere Kraft erfordern, zurückgetreten und spielt nur noch eine Gräfin Terzky oder allenfalls — und das ist schon etwas gewagt, — eine Herodias. Klara Salbach aber eignet sich nicht für das wirkliche Heroische, sie ist zu weich, zu träumerisch, zu sentimental — so wird sie z. B. in Hebbels Nibelungen mehr der liebenden als der zürnenden Krimhilde geweiht, sie ist eben mehr Liebhaberin als Heldin. Es handelt sich also darum, eine noch in voller Kraft stehende Interpretin heroischer wie auch moderner Konversations-Rollen zu erwerben. Die erste Kandidatin, Frau Rénier aus München, trat als Fedora, Orsina und Hermione auf und — fiel durch. Der Hauptgrund war ihre unzulängliche Erscheinung — man ist in dieser Beziehung hier einigermaßen verwöhnt — und der harte Klang ihres Organes. Daß ihr Spiel, besonders als Fedora, überraschende Feinheiten aufwies, daß sie ganz entschieden eine denkende Künstlerin ist, konnte ihr bei dem noch immer stark unmodernen Dresdner Publikum wenig helfen. Kandidatin Nr. 2 war Marie Pospischil vom Berliner Theater; sie gastierte ebenfalls als Fedora, mit mehr Erfolg, und sodann als Adelheid im „Götz", wo sie nur in der Todesszene zu erwärmen vermochte. Am meisten störte der unleugbare slavische Accent des Gastes, ein Fehler, gegen den man hier an der böhmischen Grenze schon weit empfindlicher ist als in Berlin, wo dieser Tonfall wahrscheinlich als „österreichisch" und „pikant" gern mit in den Kauf genommen wurde.

Ihre dritte Gastrolle war Grillparzers „Sappho", und da feierte die anfangs kühl Aufgenommene einen wahrhaft glänzenden Sieg. Man war begeistert, obwohl mäkelnde Stimmen von zu herber Auffassung und dergleichen sprachen. Ich war ganz überrascht und ergriffen; der große Stil dieser runden, vollen Leistung hatte mir's angethan! Der tschechische Accent war hier, wo Verse zu sprechen waren und wohl auch der trotz allem vornehme Zug der Burgtheater-Tradition mitwirkte, gänzlich verschwunden. Und ich glaube zu wissen, woher es kommt, daß diese Künstlerin gerade Grillparzer so ideal zu spielen weiß. Grillparzer ist der Dramatiker der Herzensleidenschaften, er ist der Dramatiker des Temperaments. Und daß Frau Pospischil eine selten temperamentvolle Schauspielerin ist, hatten uns schon ihre Fedora und Adelheid bewiesen. Grillparzers Frauengestalten sind aber die blutreichsten, wärmsten, weiblichsten Weiber; das ist das Moderne und zugleich das Ewige an diesem aller süddeutschesten Poeten. Freilich, wer von einseitigem Verständnis der Antike ausgeht, wer wirklich heutzutage noch glaubt, daß die Helleninnen wandelnde Statuen und nicht verteufelt rassige und leidenschaftliche Weiber waren, der muß den Franz Grillparzer so gut wie die Sappho der Marie Pospischil verdammen. — Letztere war bereits für Dresden gewonnen — da erhielt sie einen wohl noch vorteilhafteren Ruf nach Hamburg (wo man sich auch auf den slavischen Accent noch viel weniger versteht!), erlangte eine Auflösung des Kontraktes und — die Dresdner suchen nun weiter nach einer Nachfolgerin der Ulrich.

Die „grosse pièce" des Spieljahres sollte Sudermanns „Johannes" sein, der gleichzeitig hier und in Berlin seine Erstaufführung erlebte. Wie hatte die Reklamemaschine vorgearbeitet! Parturiunt montes — doch nein, wir wollen nicht ungerecht sein; aber eine Enttäuschung ist es gewesen! Man war so bereit, dem guten lieben Sudermann, der ja durch einige Jahre ganz „gemiedhlich" sein schönes Geld in unserem schönen Dresden verzehrt hatte, eine rechte Freude zu machen; das Haus war ausverkauft, elegant behandschuhte Hände (wie es wohl in Romanen heißt) ruhten zum Klatschen gerüstet im Schoße der reizenden Dresdnerinnen. Aber wie traurig! wie unerhört garstig vom liebenswürdigen Herrn Sudermann! Man langweilte sich. Wie sagt doch Voltaire, der arge Spötter: tout genre etc. Na, Sie wissen schon. So erkaltete denn die künstlich angefachte Begeisterung sehr rasch; nach der ersten Hälfte des dritten Aktes blieb der Beifall sogar gänzlich aus. Gegen Ende der Vorstellung wurde man wieder wärmer, aber die Hervorrufe galten nur Paul Wiecke, dem sieghaften Interpreten der Titelrolle und Frau Basté, der Darstellerin der Salome, sowie den übrigen Mitwirkenden und — last not least — den wunderschönen Dekorationen. Indessen will das alles wenig besagen; denn ein Publikum, das „Helgas Hochzeit" beklatscht und selbst aus Philippis trüber „Wunderquelle" ohne zu murren schlürft, — ein solches Publikum ist kein zuständiger Gerichtshof für einen ernst zu nehmenden Autor. Aber leider hatte es diesmal recht und man kann ihm höchstens vorwerfen, daß es seine Enttäuschung zu verbergen suchte, anstatt frei und mutig abzulehnen, was abgelehnt zu werden verdiente. Denn an Hermann Sudermann stellt man doch schließlich andere Ansprüche als an Koppel, Philippi und Genossen! — Die Kritik mußte diesmal dem Urteile des „Vielköpfigen" beipflichten, und brauchte nicht, wie sonst meistens, an den Richterstuhl der Zeit zu appellieren. Die Tragödie „Johannes" ist verfehlt. Sudermann hat bewiesen, daß er fern von Berlins hinterhäuslichen Lüften und der harten Scholle des Preußenlandes sich nicht zu Hause zu fühlen vermag; er schwankt unter der Glut der asiatischen Sonne, er „wandelt nicht ungestraft unter Palmen!" Nur wo der Ton von „Sodoms Ende" angeschlagen werden kann, wozu Herodias und Salome genug Gelegenheit geben, da erwacht der Dichter jener „Ausschnitte" und die bekannte

schwüle Sinnlichkeit zittert auf; aber sie ist nicht elementar genug, um orientalisch echt zu wirken. Daß die Tragödie ihre Schönheiten hat, versteht sich von selbst. Hätte Sudermann nicht an einer banalen, durch eingeflickte Bibelworte oft gespreizt werdenden Prosa festgehalten, hätte er kühn in Versen geschrieben, so hätte das ganze wohl ein ander Gesicht bekommen. So aber bewegt er sich oft in bedenklicher Weise an der Grenze des Komischen; die letzten Szenen wirken nicht grausenvoll, sondern — hauptsächlich durch die spaßige Redeweise des Herodes — beinahe humoristisch. Und das hat Sudermann trotz seiner überlegenen „Ironie" doch nicht gewollt! —

Die Dresdener Kunstausstellungen haben das neue Jahr recht verheißungsvoll eröffnet. In Ernst Arnolds Kunstsalon nahm zunächst eine Kollektivausstellung von Emilie Mediz-Pelikan das Interesse der Dresdener Kunstfreunde in Anspruch. Mit den einfachsten Mitteln versteht es diese Zeichnerin, Stimmung im Beschauer zu erwecken. Besonders gelingt ihr der grüne Schleier des Lenzes — so auf dem Bilde eines jungen Mädchens im Birkengang, wo das saftige Grün, eigentlich vom Kittelchen des Kindes ausgehend, sich wie ein leiser, zarter Schein über das Ganze ergießt. Die Landschaften sind teils der Heimat der Künstlerin, dem Karst entnommen, teils ist, um mit Lichtwark zu reden, „die Rote Sachsen und Dresden" hier in ansprechender Weise angeschlagen. Die Dresdner Landschaft, welche schon Ludwig Richter zu entzückenden Kleinschöpfungen anregte, hat ja neuerdings wieder in der Dresdner Künstlerschaft feinsinnige Bewunderer und Vertreter. Auch in ihren Tierzeichnungen (Geier auf Kalkfelsen) und Porträts erhebt sich Emilie Pelikan weit über das Gewöhnliche.

Jetzt ist in diesen Räumen die Münchener Künstlervereinigung „Ring" mit ganz hervorragenden Arbeiten vertreten. R. Riemerschmid, der ja nun bereits auch in unserer Galerie einen Platz gefunden hat, ist wohl der begabteste und vielseitigste dieser Gruppe von jüngeren, idealem Streben zugewandten Künstlern. Neben zartempfundenen Landschaften finden wir auch Kunstgewerbliches von seiner Hand; so ein ganz entzückendes modernes Büffet aus Akazienholz, welches Zinnarbeiten von Karl Groß und artige Töpfereien von Schmutz-Baudiß in Nymphenburg zieren. In welch vorteilhaftem Gegensatz steht doch eine solche Arbeit gegen die sogenannten „altdeutschen" Renaissance-Ungeheuer, welche so viele Speisezimmer in Deutschland steif und ungemütlich machen! Von den Malern und Zeichnern, welche im „Ring" vertreten sind, will ich Ihnen in der Eile nur noch B. Pankok (der neben zahlreichen Gemälden, Zeichnungen und Aquatinten auch noch einen ziersam geschnitzten Stuhl ausgestellt hat), sowie Hermann Eichfeld, F. O. Krüger, Ludwig von Zumbusch und Otto Ubbelohde nennen. Eine prächtige, sympathische Gesellschaft, in der man gerne über ein Stündchen hinaus verweilt!

Bei Arno Wolframm („Dresdner Kunstsalon" im Viktoriahause) überrascht jetzt der Baseler Maler Hermann Rüdisühli, bis vor kurzem im nördlichen Deutschland eine unbekannte Größe, jedermann durch seine unvergleichlichen Landschaften. „Unvergleichlich"? Das Wort scheint unkritisch genug. Aber was will ich weiter damit sagen, als daß Rüdisühlis Landschaften in ihrer Art einzig dastehen. Eine solche Plastik, eine solche Fülle von Sonne und Licht, dabei eine solche Wirklichkeit und Klarheit ist denn auch eine ganz frappante und wahrhaft hoch erfreuliche Erscheinung. Diese herbstlich feuerroten Eichen streben förmlich aus dem Rahmen heraus und dem Beschauer entgegen! In den Bildern mit Staffage wird Rüdisühli etwas konventionell und erinnert auch motivisch allzu stark an seinen Landsmann und Lehrer Arnold Böcklin, obwohl er sich technisch ganz von ihm emanzipirt hat. —

Im letzten „Dichterabend" der „Dresdner Presse" las Ludwig Fulda ein

recht hübsches, noch ungedrucktes Dramolett „Lästige Schönheit“, ein nettes Novellchen, und sodann ein paar ziemlich unbedeutende quasi-lyrische Sächelchen vor. Der Verein Dresdner Presse hat sich durch die Einführung der „Dichterabende“ zweifellos ein großes Verdienst erworben und vielleicht that er recht daran, das Publikum anfangs bei seiner Unterhaltungsbegierde zu packen. Nun er es aber einmal herangezogen, dürfte das Bestreben des Vereins doch dahin gehen, das Publikum zu heben; und ich glaube, daß es sich willig heben ließe. Fuldas erste „Nummer“, der im Stile Lopes geschriebene Einakter, konnte schon „litterarisch“ genommen werden; die zweite Hälfte des Abends war aber wieder der reine Unterhaltungsbetrieb, ebenso wie neulich die liebenswürdige Vorlesung Gerhard von Amyntors. Ich erwarte von dem rührigen Verein, daß seine Dichterabende allmählich auch wirklich dichterisch werden. Die veroperten Dresdner sollten einmal wieder zu eigenem Denken und Empfinden angeregt werden. Das wäre eine würdige Aufgabe für „Deutsche Dichterabende“! Vielleicht wird das nächste Jahr in dieser Hinsicht schon einen merkbaren Aufschwung bringen. Vederemo!

Freilich genügt ein Abend in der Oper, wenn wieder einmal, zum millionsten Male die „Regimentstochter“ gegeben wird, und ein Blick auf das, jeglichen Triller und jegliche Koloratur des (wie man weiß, mit fünfundzwanzigtausend Mark jährlich angestellten) Fräuleins Wedekind begeistert einschlürfende, zur urteilslosen Herde sich erniedrigende Publikum, um an Stelle des obigen wälschen Zitates ein anderes zu setzen:

„Lasciate ogni speranza voi ch'entrate!“ Bodo Wildberg (Dresden).

Kritik.

Lyrik.

Tempi passati. Dichtungen von Jenny von Reuß. (Graz, 1898, Verlag von Hans Wagner.)

Das Buch hat gleich ein gutes Gedicht an der Spitze, einige Strophen an Bismarck, die von der landläufigen Gelegenheitsanstrudelei sich ebenso durch ihre Form, wie durch nicht alltägliche Gedanken unterscheiden. Es ist das erste von den Zeitgedichten, mit denen Jenny von Reuß ihren Gedichtband eröffnet, der in manchem Eigenartigen überraschend ist. Wir treffen ja bei den vielen Versen von Frauen so selten etwas Starkes und Tiefes, daß das Staunen gerade nicht unberechtigt ist. Eher sind wir schon in der Prosa an den Umschwung der Frauenlitteratur zum Besseren gewöhnt, aber sobald es an das Reimen und an das Versfüße-zählen kommt, steckt auch schon gleich wieder der Blaustrumpf dran. Von rühmlichen Ausnahmen natürlich abgesehen. Ihnen reiht sich nun auch Jenny von Reuß mit diesem Buch an. Es ist wenig Stimmungslyrik darin, und die Gefühle, die sich äußern, sind alles eher als zimperlich. In zwei Teile zerfällt der Band. Den einen füllen die Gedichte, in denen die Verfasserin ihren Unmut über die arge Fäulnis in der „vornehmeren“ Gesellschaft unumwunden Ausdruck giebt und sich auch mit dreister, frischer Courage an Politisches wagt. Der Geist, der in diesen fröhlichen Angriffen liegt, ist ein kampfeslustiger und stark nationaler. Siehe das erste Gedicht. Das ist es auch, was wir nicht oft bei Frauen finden: dieses offene, uns beinahe männlich dünkende Bekennen der unverwälschten nationalen

Art. Die andere Hälfte der Gedichte sind erotischer Natur. Leidenschaftlich, heiß aufwallend, — die einzige Schranke bildet nur die strenge, edle Form. Die Sonette und Terzinen, in denen so viel Liebe und Lust glüht, sind ohne Tadel und voll des Schwunges. Das Buch hinterläßt einen so starken und tiefgehenden Eindruck von Mut und Persönlichkeit, daß man es nicht so leicht wieder vergißt.

Hugo Greinz.

Aus dem E. Pierson'schen Verlag zu Dresden liegen mir drei kleine Gedichtbücher zur Besprechung vor:

1) Maria de Luhs, „Junges Grün". 98 S. 1,50 Mk.

2) Richard Dietrich, „Auf einsamer Straße". 62 S. 1 Mk.

3) Fred Lich, „Lieder aus dem Diesseits". 112 S. 1,50 Mk.

Ich lasse der Dame den Vortritt. Maria de Luhs (Nr. 1) erscheint in den ihrer Mutter gewidmeten Gedichten als eine große Märchenfreundin: Sagenhafte Stoffe, in schlichter anspruchloser Art erzählt, nehmen den größten Teil des Büchleins ein, das daher bei Fortlassen weniger Gedichte auch den Titel wie „Für unsere Kleinen" führen könnte. In den persönlichen Liedern wagt sich nur selten und schüchtern einmal ein eigener Ton hervor. Das Gedicht „Lächeln" (S. 95) erinnert sehr stark an „Das Letzte" in Maria Janitscheks Gedichtbuche „Im Sommerwind". Die abgeschmackten Mahnungen im Stile des Freiligrath'schen „O lieb, so lang du lieben kannst" (S. 76, 88, 90) hätte die Verfasserin besser fortgelassen; derlei lasse ich mir wohl auf einem Abreiß-Kalender gefallen, aber nicht in einem Gedichtbuche. — Das Predigen, dieses Charakteristikum der Halbdichter, hat sich auch Richard Dietrich (Nr. 2) noch nicht abgewöhnt, obwohl er, nach Kürschner, kein Neuling mehr ist. Sein Predigtstoff ist die Schlechtigkeit der Welt. Es fällt auf, daß er (nach Heine'schem Vorbilde?) gern mit Fremdwörtern reimt; um so unangenehmer berühren dann natürlich Vergewaltigungen der deutschen Muttersprache dem Versmaß zuliebe, wie S. 34: „wegen mir" statt „wegen meiner" (meinetwegen!). Bezüglich des Inhalts der Gedichte ist mir besonders unsympathisch das gleichzeitige Hervorheben der Jugend und der Kraftlosigkeit, des Sich-alt-fühlens („Am Ende", „Grabgedanken"). Die Sprache ist geradezu auffallend dürr und banal. Dietrich will offenbar gern „modern" sein, aber er vergißt dabei, daß zwischen realistischer Poesie und gereimter Prosa denn doch ein fühlbarer Unterschied besteht. — Vollends ein Erzprediger ist nun aber „Fred Lich" (Nr. 3)! Ein Sozialist, der über die große Lüge, genannt „Gesellschaft" sich ereifert und den schlafenden deutschen Michel mit lauter Stimme wachbrüllen möchte. Wo er sich nicht mit der Allgemeinheit der Gesellschaft beschäftigt, beschäftigt er sich mit sich selber und den Plänen zu seinem Erlösungswerke. Er erinnert oft an Holz' „Buch der Zeit", nur daß bei Lich alles künstlerisch weit schwächer ist; und dann: Holz ist moderner Lyriker, Lich als Lyriker ganz und gar Epigone, wie seine „Spielmannslieder" beweisen. Angenehm berührt seine Geradheit, seine ehrliche Meinungsäußerung; doch darf ich eines hier nicht unterdrücken: Geht Lich mit den „Weisheitskörnern des Rabbi ben Gochdi" („Kriechen, kriechen mußt du können", „Niemals sei dein Reden offen", „Thue nichts um Gottes willen" u. s. f.) antisemitischen Zielen nach (— hier verläßt den redegewaltigen Deutschen die Klarheit! —), so hat er zum mindesten sehr unvorsichtig und unklug gethan, das „Weisheitskorn": „Vergiß nicht, dich dann und wann zu betrinken", hier mit einzustreuen; das hätte er richtiger dem Michel in den Mund gelegt. Wenn man einmal ein ehrlicher Kerl sein will, so soll man's auch in jedem Falle sein! — Ob wir von Lich noch etwas zu erwarten haben, wenn er erst künstlerischer Objektivität fähig ist, wenn er das Wort Goethes vom Bilden

und Reden begriffen haben wird, — ich möchte diese Frage nach den „Spielmannsliedern" nicht bejahen!

Max Bruns.

Dramen.

Besprochen von Theodor Lessing.

Gustav Wenng, Morituri oder Schauspielerblut, Lustspiel in 2 Akten.

Derselbe, Berg und Bolze, Satirische Charakterkomödie in 3 Akten.

Derselbe, Um ein Ideal, Schauspiel in einem Akte.

Alle drei bei Teistler u. Co., Berlin-Friedrichshagen, 1898.

Ja mein Gott, was läßt sich über diese Stücke sagen? — Mit schlechtem Zeitungsdeutsch bedrucktes Papier, über dem der Genius lederner Langeweile schwebt. Das Lustspiel „Morituri" hat eine artige Idee und fängt ganz „graziös" an. — Das Schauspiel „Um ein Ideal" behandelt ein sehr „aktuelles" Thema. Ein junges Mädchen aus guter Familie gesteht am Vorabend ihrer Hochzeit dem Bräutigam, daß sie nicht mehr Jungfrau sei. In ihm erwachen die „Männcheninstinkte", wie Herr Przybyszewski es nennt. Obwohl er selbst eine wohl ausgefüllte Liebesvergangenheit hat, tritt er empört zurück — „um des Ideales willen". — Solche Probleme soll kein Dichter tragisch behandeln. Es ist das Unschuldsideal männlicher Lüsternheit. — In meiner Heimat werden die jungen Gänschen mit Rosinen gefüttert, damit sie auf Weihnachten um so besser schmecken. So werden junge Mädchen mit Unwissenheiten gespeist, damit die Ehemänner mehr Vergnügen haben. Aber Fräulein Karoline, die den Konflikt dieses Dramas löst, hat gleichwohl unrecht. Sie findet für die Frau gleiche Liebesrechte wie für den Mann: die Liebe aber ist für Frau und Mann nicht das Gleiche.

„Berg und Bolze" ist kläglich schwach. Zwei Großkaufleute, der „brüllende" Berg und der „gemütliche" Bolze, zanken sich um die Erfindung eines „genialen Chemikers". Diese Erfindung besteht darin, daß der Luft der Stickstoff entzogen und aus diesem „blausaures Kali" gewonnen wird. Offenbar ist dieses Genie das unter den Chemikern, was Gustav Wenng unter den Dramatikern ist. — Sprache, Fabel, Charaktere, alles unwahr und albern. Herr Wenng möge sich auf die Fabrikation von blausaurem Kali aus Stickstoff verlegen. — Giebt es denn für tüchtige und begabte Menschen nicht ehrenhaftere Geschäfte, als schlechte Bücher zu schreiben?

Holger Drachmann, Die Leute am Strandweg, übersetzt von Dr. Heinrich Zschalig. Dresden, E. Pierson, 1898.

„Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein!" Man hört das Meer brausen, indem man diese Dichtung liest. Das Meer hat ihr von seiner Kraft und ewigen Jugend gegeben. Es sind Perlen darin, wunderliche Seetiere und sogar Untiefen. Das riecht nach Salz und Tang, während es bei Herrn Wenng nach Petroleum und blausaurem Kali roch. Scharf, klar und tüchtig ist alles Naheliegende und die Ferne verdämmert in weitem, ahnungsvollem Horizonte. Das ist alles eigenwüchsig und kommt es auch nicht aus dem Abgrund, so kommt es doch aus dem Ganzen und Vollen. Es ist eine reizvolle Mischung von klug geschauter Wirklichkeit und stimmungsvoller Romantik. Und welche Kernmenschen sind das alles! Die beiden Brüder Fahrsund, der Mensch der Impulse und der Mensch des Willens, Huth und seine Dora Heide-Trina, der blinde Christian, Gertrud und vor allem Ole Raß, der im Personenverzeichnis vergessen ist, obwohl er doch die „Hauptsak" ist. Am bedeutendsten ist der dritte Akt und das ist ein gutes Zeichen. Jedem geborenen Dramatiker wird das Ende zum Gipfel des Werkes werden, der Dilettant dagegen setzt meist gut an und verfährt sich allmählich im Sande. Der Übersetzer hat das Hochdeutsche und Plattdeutsche meisterlich verteilt. Wenn unsere Bühnen ein solches Werk nicht zum Leben

wecken, so ist das ein Verlust für sie, nicht für den Dichter.

Michael J. Friedl: „Übers Jahr", Schauspiel. (Leipzig-Wien, bei August Schulze. 1897.)

Die Henkersarbeit des Kritisierens erspare uns ein wörtliches Citat dieses Geschreibseis:

Akt 1. Ein Hügel, darauf Käthe, „der Typus aller jener Mädchen, in denen die Unschuld des Kindes und doch bereits gewonnene gesellschaftliche Erfahrung wechselnd um Geltung und Ausdruck ringen". Neben ihr Roman, ein „namhafter" Schriftsteller.

Käthe: Ich will Dich für mich! Du sollst mich lieben.

Roman: „Verzeih mir, Kind — ich muß — muß hin zu dem Koloß, den Fortschritt sie benennen — muß meine Schultern auch dagegen stemmen, vielleicht — o glücklicher Gedanke — daß er ein Körnchen rückt. Wohin? Ich weiß es nicht. An dieser Stelle — übers Jahr." — — —

Akt 2. Käthe und ihr Papa, ein ruinierter Lebemann.

Papa: Dui — Du bist ein Mädchen — in kritischen Jahren. Also — einer meiner Geschäftsfreunde —

Käthe: Ich soll — um Geld — o Gott! Dann werde ich gehen, Papa.

Emil, ein junger Mann, dazukommend: Käthe — wollen Sie, der kleine Goldkäfer, sich mutwillig in ein Spinnennetz der eiligsten Gefahren stürzen? Lassen Sie mich Ihren Beschützer sein. (sic.)

Käthe: Draußen ist mein Überzeug! (sic.)

Akt 3. Der Hügel, wie Akt 1. Emil und Käthe „reizvoll umflossen von der Pikanterie der jungen Frau".

Käthe: Der Fuß! Ich kann nicht auftreten!

Emil: Ich werde einen Wagen holen. (Ab.)

Roman (aus dem Busche kommend): Käthe!

Käthe: Wer erlaubt Ihnen „Du" zu sagen? Ich habe einen Gatten! Zurückgestellt auf Jahresfrist! Ha! Ha! behandelt als ein Nichts!

Roman (stürzt zu Boden): Unfruchtbar ist die Größe ohne Liebe! Hinauf! — zur Höh! — los — los — aus dieser Haft. — Die Größe kennt die Liebe nicht! (Er schnappt über.) — Ende. —

Romane.

Timm Kröger: Die Wohnung des Glücks. Berlin, Schuster & Loeffler. 244 S.

Das ist ein ganz persönliches Buch. Aus tiefster Seele heraus erlebt und geschrieben. Eine Dichterthat. Hier ist nichts, daß ich's gleich sage, was uns die Hypermoderne oft so unleidlich macht: Menschen und Landschaft stehen im vollen Zauber der Ursprünglichkeit, unangetastet von den raffinierten Künsteleien und artistischen Verschrobenheiten der Nervenseiltänzer. Es ist die Heimatswelt Liliencrons und Storms, die uns Timm Kröger, ihr treuer Landsmann, mit realistischer Meisterschaft schildert, objektiv und subjektiv zugleich, im heiligsten Mitempfinden ihrer Schönheit, ihrer Lust in der lustigen Weite des Himmels, ihres Drucks in der Enge der sozialen Verhältnisse. „Wer dat mag, nu, de ward et woll mögen, und wer dat ni mag, de ward et woll nich mögen." Ich hoffe, daß das deutsche Volk, so weit es gesund und gütig ist, diesen echten Volks- und Heimatsdichter noch voll Inbrunst ans Herz drücken wird.

M. G. Conrad.

A. J. Meier-Graefe: Die Keuschen. Eine Folge von Romanen über das Liebesleben im neunzehnten Jahrhundert. II. Der Prinz. Berlin, Schuster & Loeffler.

Schauplatz: Die einzige Kaiserstadt an der blauen Donau. Handelnder Mensch: Prinz Lichtenarm. Die sonstigen Personen wird die Folge zeigen. Lauter heldenhaftes Manns- und Weibsvolk mit und ohne Stammbäume, das sich sehen lassen

kann. Eine Hauptsehenswürdigkeit ist der Häuptling der Geschichte; der Prinz. Er hat das respektable Alter von fünfzig Jahren erreicht, ohne jemals ein Weib berührt zu haben. Diese fulminante Keuschheit ist zwar nichts so spezifisch Wienerisches, wie etwa Backhendl oder Straußische Walzer oder die Schnitzlerischen kleinen süßen Mädeln, aber sie ist nun einmal da, wir dürfen sie einem so glaubwürdigen Zeugen wie Meier-Gräfe aufs Wort glauben. Sie ist da, wenigstens ganz sicher als Ausnahme. Der Prinz ist also nicht bloß eine Romanfigur, sondern ein wirklicher Ausnahmemensch.

Nun findet dieser Prinz, daß es, wie billig, etwas furchtbares sei, ein Ausnahmemensch sein zu müssen. Er könnte es ja schließlich auch so gut und leicht haben wie die anderen. Wenn man doch einmal ein Prinz ist, erst recht. Warum denn nicht? Fünfzig Jahre sind ein schönes Stück Zeit. Einzig mit Keuschheits-Experimenten auszufüllen? Und dann doch nichts als das Bewußtsein einer verpfuschten Natur und Geschichte zu haben? Man braucht kein Prinz zu sein, um dem guten keuschen Lichtenarm das Unhaltbare und Unangenehme seiner Situation nachzufühlen. Bisher hatte der Fünfziger an weiblichen Beziehungen nichts als eine brave Freundschaft mit der Baronin Heim und der Gräfin Susanne Heinchen, von den Wienern kurzweg „das Sannerl" genannt. Dieses Sannerl ist ein fescher, lebenslustiger Kerl, ehemalige Tänzerin, Ungarin von Geblüt. Als armes Mädel nach Wien gekommen, verdankt sie's ihren Qualitäten, daß sie heute als Gräfin Heinchen über die entsprechenden Reichtümer verfügt.

Prinz und Gräfin sind also nur Freunde. Das Sannerl ist auch keusch. In ihrer armen Tänzerinnenzeit ist sie das Gegenteil gewesen, anderen zu lieb, nicht aus Neigung oder Nebenberuf, mehr als Martyrin oder so ähnlich.

Nun: eines Abends kommt — Prinz Lichtenarm, während er allein im Restaurant der Weltausstellung sitzt und um ihn herum das lustige Wien im Prater sich tummelt, der aristokratische Gedanke, sich unter das Volk zu mischen. Er stürzt sich resolut ins Gewoge. Volle vier Stunden folgt er dem Volk, d. h. er läuft einem Weibchen in einem vertragenen Lilakostüm nach, dessen Rock anregenderweise immer die eine gleiche Falte wirft. Ganz mechanisch hängt er an dieser Falte, seine Füße wissen's auswendig. Das Mädel merkt's, ärgert sich und giebt ihm das Entsprechende zu verstehen. Am grauen Morgen treffen sie sich noch einmal allein im Prater. Das Keuschheitseis des Prinzen beginnt bedenklich zu brechen. Wie eine heiße Strömung durchflutet ihn der Wunsch, dieses Mädchen zu besitzen. Es ist zwar gar nicht schön, fast abstoßend häßlich. Aber diese jugendlich starke Lebenskraft, dieser Reiz des gesunden roten Bluts!

Also vehemente Annäherung, da nun doch einmal das Schicksal spricht: Fräulein Gunda Rahn entpuppt sich als Eine vom Ballet — und, o Ausnahmewelt, auch sie ist eine Keuschheits-Abnormität! Die Balleteuse will um keinen Preis etwas wissen von dem, was im trauten Tête-à-Tête in dem bekannten Raum nach dem Champagner kommt.

„Net for a Million!" ist ihre Antwort.

Wenn es ihm aber doch gelänge, sie seinem Willen zu zwingen, die keusche Gunda Rahn? Plötzlich faßt ihn die Angst, daß er mit seinen „fufzig" Jahren doch ein verwegenes Spiel treibe. Ein so entzückender Sieg wäre am Ende mit einem Gehirnschlag doch zu teuer erkauft... Er hätte jetzt wohl den heldischen Willen, wenn sich nicht gleich wieder die Furcht lähmend auf alle physischen Unternehmungen würfe . . .

Soll ich weiter erzählen? Es ist, offen gesagt, eine wenig erquickliche krause Geschichte. Ich bin nicht überzeugt davon, daß Meier-Gräfe die Kunst und noch weniger den dämonischen Humor besitzt,

das gewählte Thema durch alle Variationen hindurch zu bringen. Vielem merkt man die nüchterne Grübelei, die artistische Gewaltsamkeit an. Die Erfindung thut's nicht allein. In den letzten Kapiteln sind die extravagantesten Phantasie-Bocksprünge angehäuft, der Verfasser hat sich keine Mühe geschenkt, den Leser mit Sensationen zu verblüffen. Trotzdem bleibt die künstlerische Wirkung weit hinter dem Aufwand an Mitteln. M. G. Conrad.

Junge Ehe. Roman von Emil Marriot. (Verlag von Freund & Jeckel, Berlin.)

Es ist noch nicht so lange her, daß ich Gelegenheit hatte, mich an dieser Stelle mit Fräulein Marriot eingehend zu befassen. Damals bemühte ich mich, ihr — es war nicht leicht — durch das Gestrüpp der seltsam verworrenen Sozial-Philosophemen ihres Romanes „Seine Gottheit" zu folgen. Die gute Dame, die sich wohl im Leben nicht hat träumen lassen, jemals so blutig ernst genommen zu werden, mochte sich heimlich ins Fäustchen gelacht haben über den dummen Rezensenten, der sich die Mühe nahm, in ihrem elenden Machwerk nach Logik zu suchen, und ihre metaphysischen Faseleien auf ihre Stichhaltigkeit zu prüfen. Wenn ich trotzdem heute diese Mühe zum zweitenmal nicht scheue, so hat das seine guten Gründe.

Emil Marriot hat für mich längst aufgehört, als Dichterin in Betracht zu kommen — sie interessiert mich lediglich insofern, als sie zu jenen traurigen Erscheinungen gehört, die, mehr ein Produkt der Litteraturkonsumenten, ein wichtiges Kriterium für den allgemeinen Durchschnitts-Intellekt bilden. Es fällt hier Persönliches weg, sie wird zur kleinen Kulturfrage: „Was ist die Art und Beschaffenheit des Publikums, welches diese Frau emporträgt, und ihren Namen mit den besten seiner Nation nennt?" Und Fräulein Marriot ist berühmt. Das läßt sich nun einmal nicht leugnen.

Bei uns in Wien nun, das von einem reaktionären Geiste erfüllt, fortschrittlichen Bewegungen gegenüber sich immer feindlich und ablehnend verhalten hat, ist der Boden für Charlatanerien jeder Art, auch litterarische, freilich von vornherein gegeben. Hier in der Heimat der Indolenz hat es ein geschickter Jongleur, der mit allen groben, aufs Verblüffen hinzielenden Effekten arbeitet, nicht schwer, sich zu einer gewissen Popularität hinaufzulügen. — Und Deutschland? — Ich weiß nicht, wie man in Deutschland über Fräulein Marriot denkt. Aber das ist auch nebensächlich. Mit den problematischen Berühmtheiten, die den Jubel der Zeitgenossen erwecken, um von der Nachwelt desto unbarmherziger gerichtet zu werden, wird man wohl nie fertig werden. Jede Zeit, jede Kulturepoche bringt deren hervor und alle gleichen sich, mögen sie nun Kotzebue, Marlitt oder Marriot heißen.

Ein flüchtiger Vergleich zwischen „Seine Gottheit" und „Junge Ehe" zeigt die auffallende Ähnlichkeit der männlichen Hauptfiguren, die beide Male die Grundidee tragen. Man möchte meinen, daß die Autorin niemals noch Männern begegnet ist, daß sich ihre Kenntnis vom Manne überhaupt nur auf die vagen, unklaren Vorstellungen ihres von tausend unberechenbaren Willküren beherrschten Kopfes beschränkt. Da wie dort ist es der brutale Egoismus, die rücksichtslose, rohe Genußsucht, deren Mannwerdung wohl dem Strindberg'schen „Das Weib ist die Bestie" ein polemisches „Nein, die Bestie ist der Mann!" entgegenhalten soll. Aber es ist die denkbar kläglichste und jämmerlichste Polemik. Peinlich und widerwärtig, wie etwa gymnastische Versuche eines Rhachitischen, unheimlich und grauenhaft wie die immer wiederkehrenden Zwangsvorstellungen eines Monomanen.

Was will eigentlich dieses Weib? Am Ende generalisieren? — Es hat beinahe den Anschein. Man hat einmal bei Turgenjew die Frage aufgeworfen, ob es denn in Rußland nur charakterlose Menschen

gäbe. Doch der russische Poet, der, bitteres Weh im Herzen, die Säle der Weltausstellung durchschritt, und beim Anblicke der Erfindungen aus allen Ländern die wehmütigen Worte fand: „Wir haben nur die Knute erfunden!“, mochte in dem despotischen Rußland, in dieser Gesellschaft, deren Struktur nur Extreme kennt, die mangelnde Daseinsbedingung eines idealen Menschtums erkannt haben. Aber Fräulein Marriot ist lange nicht so bös, wie sie sich giebt. Das Lied, das sie singt, ist die uralte Melodie, die die erste Sitzengebliebene erfunden, und jede, die später das Los der alten Jungfern geteilt, ihr nachgesungen hat: „Ihr Männer seid die nichtswürdigsten Geschöpfe und verdient nicht, daß wir euch lieben und heiraten, denn unser eheliches Glück ist die Resignation, das Euere der Genuß, die Rücksichtslosigkeit.“ — Die läppische Komödie des zurückgesetzten vergrimmten Altjungfernherzens zum so und so vielten Male aufgelegt, und das mit den Prätentionen eines bedeutenden Werkes, das eine weltbewegende Frage in künstlerischer Form gelöst hat! Nun, da hat es noch seine guten Wege. Dazu fehlt Fräulein Marriot so ziemlich alles. Auf der Höhe ihrer Kenntnis vom Manne steht ihr Verständnis für die vitalen Forderungen der Frauennatur, ihre Auffassung von der Menschennatur überhaupt und vom Leben. Draußen rauscht und wogt das Leben in seinen tausendfältigen Erscheinungsformen — Fräulein Marriot hat dafür keine Augen. Ihr Studium ist der schwüle Atem der Brautnacht, das Winseln und Kreißen der Wöchnerin. So verkörpert sich ihr das Leben in den notwendigen Behelfen seiner konstruktiven Mechanik, die Sprache der Wahrheit in einer beispiellos rüden Art des Ausdruckes, die einem Husaren-Wachtmeister von neuem das Erröten beibringen könnte.

Gleich im Anfang auf der zweiten Seite bekommt man so eine Art Vorgeschmack. Das junge Paar kehrt von der Hochzeitsreise zurück. Beim Aussteigen aus dem Wagen wird die junge Frau von einem Schwindel befallen und muß sich taumelnd an dem Arme des Gatten festhalten, was den Portier zu der Bemerkung veranlaßt: „Na, Euch scheint die Ehe gut anzuschlagen. Die gnädige Frau kann sich nicht auf den Füßen erhalten, und der Herr Doktor schaut aus, als ob er jemanden totgeschlagen hätte. Das wird eine lustige Hochzeitsreise gewesen sein.“ Diese Pointe im Geschmack des Vorstadtpöbels mag mit voller Berechtigung als Vignette des Buches gelten Es ist der Geist, der das Buch beseelt, der Geist der schrankenlosen Schamlosigkeit, die sich als starkes Temperament giebt und allem, was nicht roh und unflätig ist, die künstlerische Daseinsberechtigung abspricht. — Aber was will ich von dieser Analphabetin der Romantechnik, die Dinge, welche höchstens den Wert dekorativer Requisiten haben, zu Wesentlichem macht, von dieser Dilettantin der Intuition, die in dem ungeheuern Reichtum von Empfindungen- und Gedankenkeimen, die man wirklich Sein nennt, nur die unbedeutendsten Erscheinungen findet — jene, die gerade den gröbsten Sinnen nicht entgehen können, die das Wesen des Naturalismus in der detaillierten Schilderung von Brautnächten und Entbindungen erschöpft zu haben glaubt und den Begriff scheuer zurückhaltender Weiblichkeit in der Gestalt eines hysterischen Weibes personifiziert, das sich vor der Berührung des Gatten fürchtet! — Im Grunde genommen sind doch derlei bösartige Erkrankungen des Kunstorganismus, wie deren eine Fräulein Marriot bedeutet, Dinge, die weniger den Kunstrichter angehen, als den — Psychiater.

* * *

Von einem mir befreundeten Buchhändler in Wien habe ich folgendes: Zur Zeit, als „Junge Ehe“ noch fortsetzungsweise im Feuilleton eines Wiener Tageblattes erschien, kamen im Laufe eines Vormittages vier Damen in den Laden

mit der Anfrage, ob der neueste Roman Marriots schon in Buchform zu haben wäre und auf die verneinende Antwort konnte der Buchhändler vier Bestellungen, „sofort nach Erscheinen zu liefern", notieren. Damit ist alles gesagt. Diese hungrige Gier des weiblichen Lesepublikums ist die denkbar vernichtendste Kritik. Die Frauen mit ihrem ewigen Durst nach billiger Romanspannung stehen treu zu ihrer Dichterin. Und das genügt. Mit dieser Thatsache allein ist Fräulein Marriot gerichtet.

Otto Werneck.

„Der kleine Karl." Roman eines Knaben von Karl A. Tavaststjerna. (Autorisierte deutsche Übersetzung von Gustav Morgenstern.) — Wir haben es in diesem Buche mit dem 2. Bande eines neuen litterarischen Unternehmens, der von Gustav af Geijerstam herausgegebenen, bei C. u. E. Gernandt in Stockholm und Georg Bondi in Berlin verlegten „Skandinavischen Bibliothek" zu thun, von der es im beigegebenen Buchhändler-Prospekt heißt, daß die Sammlung „zunächst die besten Werke der zeitgenössischen Belletristik Schwedens in autorisierten Übersetzungen bringe, die gleichzeitig mit den in demselben Verlage erscheinenden schwedischen Originalen veröffentlicht würden". (Bd. I der Reihe bildete Strindbergs neuestes Werk „Inferno".) Strindberg und Tavaststjerna als Autoren in allen Ehren — aber gegen diese unaufhaltsame und neuerdings sogar vermehrte nordische Invasion in unserer Litteratur ist nachgerade Stellung zu nehmen, so lange wir deutsche Schriftsteller ersten und zweiten Ranges andauernd nicht lesen, dafür uns aber mit nordischem Import gar zu oft nur 4. und 5. Grades geduldig abfüttern lassen. Das Bedürfnis hierzu liegt nicht vor, wenn auch die Herren Verleger ein Interesse daran haben, es systematisch bis zur einträglichsten Reinkultur zu züchten; und jeder soll uns willkommen sein, der diesen ganz einseitig dem deutschen Lese-Publikum suggerierten Glauben endlich mit untergraben hilft! — Dies alles hier erst einmal grundsätzlich voraus geschickt, braucht man einem Tavaststjerna ja gewiß nicht weiter gram zu sein und kann an seinem, sicherlich Selbsterlebten, genug eigenartigen Roman ohne Frage noch gar vieles Gute finden. An und für sich schon dünkt es uns eine der schwierigsten Aufgaben für erwachsene Dichter, verständnisvoll von Kindern und über Kinder zu schreiben, die wirkliche Jugendseele klar psychologisch bloßzulegen; ohne Zweifel gehört zum mindesten ein sehr gutes Gedächtnis dazu, das sich rückschauend gern wieder in die Vergangenheit der eigenen Entwicklungswelt versenkt und sich der eigenen Kinderjahre nicht nur freudig, sondern auch deutlich genug bis zur plastischen Gestaltung all des Drangvoll-dunklen, nach Licht und Ausdruck Ringenden erinnert. Der schwedische Schriftsteller hat sich mit frischem Geschick des heiklen Themas bemächtigt, einen Blick in sein eigenes Innere zurückzuwerfen und daraus das Allgemeine, das dem vorübergehend Individuellen das Bleibend-Typische mit auszulösen — kurz, das fesselnde Leben eines geistig und körperlich gesunden Jungen bis in die reifere Jünglingszeit zu verfolgen und uns gleichsam ex ungue leonem zu weisen, den Heldenroman einmal in nuce zu schreiben, den sich nun jeder Leser nach den einzelnen Daten als ein Lebensganzes phantasievoll weiter ausspinnen mag. Dieser Junge wächst auf am Lande und gedeiht stets im innigsten Wechselverkehr und organischen Zusammenhang sozusagen mit der ihn umgebenden, zur Antäus-Kraft für seine Psyche werdenden Natur. Er machte sogar einläßliche Flugversuche, zuerst mit Gänseflügeln in kurzen Sprüngen und kleineren Absätzen, später aber mit den Fittigen eines vom Bruder erlegten Adlers, vom Dache der Scheune herab: eine Art feinsinniger, tieferer Symbolik für den Schwung seines regsamen Geisteslebens, indessen ganz ohne alle ikarische

Überspanntheit, immer streng im Rahmen eines natürlich-gesunden Knaben-Wachstums verbleibend, voll lebendiger Frische und jugendlicher Ungebrochenheit ..... bis er doch glücklich mit einem solchen Experimente sich einmal das Bein bricht: Beginn des inneren Bruches in der Seele, den jeder echte Geistesmensch einmal in seiner Lebensentwicklung an sich erfährt! Die Ereignisse, die hier der Dichter anmutend schildert, sind keineswegs außergewöhnliche; aber er bringt zu ihrer Darstellung sinnigen Humor und feinfühliges Sichversenken in die Seele seines kindlichen Helden mit, den er mit keinerlei Überschwang nach Art schlechter Romanciers etwa ausstattet, trotzdem jedoch liebenswert und anziehend genug für uns macht, um ihm leicht gefesselt eine gute Weile mit aufmerksamem Blick und Gehör zu folgen. Eine ungemein reizvolle Kleinmalerei! Aber — Hand aufs Herz: haben wir gar nichts auch nur Annäherndes in unserem heimischen Schrifttum aufzuweisen? Hätte dergl. nicht auch ein deutscher Autor in seiner Weise wohl gekonnt?

Dr. A. Seibl.

Allerlei.

Paul Mongré: Sant' Ilario. Gedanken aus der Landschaft Zarathustras. Leipzig, C. G. Naumann. 378 S.

Bis zur Täuschung nachgemachter Nietzsche — auf den ersten Blick. Der erprobte Nietzschekenner und Nietzscheverehrer merkt und fühlt jedoch gleich die Mätzchen. Es ist nicht ein verleidter, wiedergeborener Nietzsche, es ist das Gespenst Nietzsches oder der Affe Nietzsches. So blendend die Illusion ist, so vollkommen fast die Täuschung in allen Nüancierungen des Nietzsche-Stils (der Jenseits-Periode), die Unechtheit bricht doch überall durch. Alles ist schief an dem Buch, alles nur halbrichtig. Es lebt nicht, denn es ist unerlebt, erzwungen, ersessen, ergrübelt. Möglich, daß es nicht bewußte Kontrefaçon. Es könnte aus einer pathologischen Disposition, aus einem kranken artistischen Gehirnzwang entstanden sein. Das wäre zu untersuchen. Jedenfalls liegt hier ein merkwürdigster Fall litterarischen Illusionismus vor, eins der erstaunlichsten Taschenspielerkunststücke. Es ist aber zu fragen, ob das Buch, wie es nun einmal ist, nicht geeignet sei, zumal im heutigen leichtfertigen Deutschland, Nietzsche als Denker und Künstler und Menschenvorbild zu diskreditieren? Wie ich höre, ist Paul Mongré ein Pseudonym. Nichts ist echt an dem Buche, nicht einmal der Verfassername.

M. G. C.

Entartete Mütter. Eine psychisch-juridische Abhandlung von Cav. Lino Ferriani, Staatsanwalt in Como. Deutsch von A. Ruhemann (Berlin, 1897. Siegfried Cronbach. 3 Mk.)

Wahrlich ein ausgezeichnetes Werk, das absolut übersetzt werden mußte — und es ist sehr gut übersetzt — weil es in Deutschland keinen Fachmann giebt, der ein solches Buch schreiben könnte. Schon der Gedanke „Staatsanwalt" ruft bei uns, das ist bei denjenigen, denen das Recht der freien Forschung ein aufs Innigste zu wünschendes Ziel ist, ein heimliches Gruseln hervor. Fühlt doch der deutsche Staatsanwalt meist den Beruf in sich, ohne daß es gerade sein Zwangsberuf wäre, möglichst hohe Strafanträge zu stellen. Da mir letzteres vor Zeiten nicht in den Kopf wollte, da ich meinte, Vergehen und Strafe müßten korrespondieren, zog ich einen Rechtsgelehrten zu Rat. Dieser klärte mich folgendermaßen auf: Die Richter handeln bei der Urteilsfällung dem Staatsanwalt von seinem Strafantrag doch immer einen Teil herunter und da sehe sich der letztere genötigt, einen Preisvorschlag zu machen. Das mag eine juristische Weltanschauung sein, eine moralische ist es gewiß nicht.

Ferriani ist Staatsanwalt und weil er sich seinem Stil nach auch als Dichter und dem Geist in seinem Werke nach als ein bedeutender Psychologe zeigt, ein Jurist

wie er sein soll. Sein Herz ist beseelt von der Liebe zu den Menschen, er betet zu keinem Gott der Rache, sondern zu dem der Liebe, und betrübt ruft er aus: „Wir unterrichten das Volk, wer aber erzieht es?“ In 232 Prozessen fungierte er, in denen es sich um Mißhandlungen von Kindern handelte; er verfügt also über eine eminente Summe von Erfahrungen, und wie er diese in seinem Buche verwertet, sagt er uns klipp und klar: „Ich bleibe unbedingt bei der Wirklichkeit und werde gerade ihretwegen nur um so fester an meinen Idealen halten, welche mir stets Licht und Stärkung waren bei der täglichen Sichtung der menschlichen Erbärmlichkeiten. Ich bin eben kein Pessimist. Ich hege einen Kultus für alles Wahre, und weder die Erbärmlichkeit noch die Brutalität des Verbrechers werden je meinen Glauben an das Bessere, an das Gute und Gerechte erschüttern können.“ (S. 55.) Und der modernen Gesellschaft ruft er zu: „Ich binde dem Wahren keine Maske vor, ich verschleiere nicht die Fäulnis, ich decke Verderber und Verderbte schonungslos auf, damit die Wahrheit allein uns belehrt, die Trägen schüttelt und jene Eunuchen der Feder geißelt, welche im Schatten Arkadiens eine Gesellschaft malen, mit Tugenden, die sie nicht besitzt, und die Einrichtung der Familie mit falschen verlogenen Farben.“ Nicht wahr, so kann ein deutscher Staatsanwalt kaum schreiben! Dr. Kurt Mook.

Französische Litteratur.

Maurice Barrès, „Les Déracinés“ (Paris, Fasquelle). Es bedarf kaum besonderer Erwähnung, daß das Buch, das den ersten Band der Trilogie „le roman de l'énergie nationale“ bildet, kein Roman im landläufigen Sinne des Wortes ist; wie in den früheren Arbeiten des geistvollen Sozialpsychologen haben wir es auch hier mit einer logischen Weiterführung jener geschichtsphilosophischen Studien zu thun, die das Wesen und den Geist der Zeit unter dem Gesichtswinkel eines alle Merkmale des strengen Doktrinarismus tragenden individualistischen Weltanschauung betrachten, das wir in Barrès früheren Arbeiten bereits begegneten. Der Roman berichtet uns von den Irrungen und Wirrungen einer Anzahl von ehemaligen Zöglingen des Nancyier Lyceums, die in jungen Jahren aus dem gesunden Mutterboden der Heimat in das miasmenreiche und kraftlose Erdreich des kosmopolitischen Paris verpflanzt wurden. Wie sie sich auf dem fremden Boden entwickeln und wandeln, wie sie sich den veränderten Milieuverhältnissen anpassen und wie sich ihr Leben gestaltet, davon giebt uns der Autor umständlichen Bericht in seinem Buch, das uns den praktischen Wahrheitsbeweis für seine sozialpolitische Theorie erbringen soll und auch erbringt, denn die sieben Eideshelfer der Barrès'schen Beweisführung sind kaum Menschen von Fleisch und Blut, sondern rechte Buchgeschöpfe von Verfassers Gnaden, die im Sinne und Geist ihres Erzeugers reden und handeln. Barrès ist ein abgesagter Feind unserer modernen Civilisation und Kultur, auf ihn macht die vielgepriesene Revolution, die unserer politischen und sozialen Entwickelung Ziel und Richtung gab, nur den Effekt einer falsch gestellten Weiche, die den Staatswagen aus dem rechten Gleise kommen ließ und auf einen toten Nebenstrang hinüberleitete, der eine gedeihliche Vorwärtsbewegung illusorisch machte. Seither haben falsche Freiheitsduselei und Gleichheitsmacherei an der seelischen und geistigen Versimpelung der Menschheit gearbeitet und jene Centralisation geschaffen, die die heterogensten Elemente zur charakterlosen Masse umbildet und dem Individuum nicht gestattet, seine Natur in seinem eigenen Milieu und in den Verhältnissen, in die ihn die Natur gestellt, auszuleben. Bewegt sich Barrès so in dem Anschauungskreis des eingefleischten Reaktionärs, so kommt er wieder in seinen Zielen und

Mitteln der Theorie des Anarchismus ziemlich nahe. Sein Buch, das durch interessante Ausblicke, Kühnheit der Analyse und durch die Eigenart der philosophischen Ideen, die hier geistfunkelnden Ausdruck finden, das Interesse des ernsten Lesers fesselt, ist als Symptom zu betrachten, das den ganzen Wirrwarr und die Zerfahrenheit unserer sozialen Ratlosigkeit mit anschaulichster Deutlichkeit in die Erscheinung treten läßt. Als solches hat das seltsame Werk seinen gewichtigen Wert als bedeutungsvoller und eigenmächtiger Beitrag zur Zeitgeschichte, und es ist nicht zu bezweifeln, daß diese „Déracinés“ mit ihren umstürzlerischen, den gewohnten Durchschnittsanschauungen des behaglichen Opportunismus stracks zuwiderlaufenden Ideen die Geister lebhaft und nachhaltig beschäftigen werden.

Ganz ungleich diesem ungemütlichen und unbequemen Mahner träumt sich Pierre Loti in seinem neuen Buch „Figures et Choses qui pas faient“ (Paris, Lévy) weiter als Kind zurück und fährt fort, über die sündige Gegenwart sein grämliches Philosophenhaupt zu schütteln und im Anschluß daran seinen verlorenen Jugendidealen wie dem verscherzten frommen Kinderglauben nachzuseufzen. Die Beharrlichkeit, mit der Loti, seit er Akademiker geworden, dieser sentimentändelnden Manie fröhnt, läßt zur Genüge erkennen, daß das geringe Vermögen seiner eigentlichen Schaffenskraft bereits verbraucht ist. Auch das vorliegende Buch trägt den stark ausgeprägten senilen Zug, der sich in Lotis letzten Schöpfungen immer auffälliger bemerkbar machte. Es ist eine lose aneinander gereihte Sammlung von Stimmungseindrücken und rührseligen Episoden, deren wirkungsvoller Außenreiz in umgekehrtem Verhältnis zu ihrem inneren Kunstwert steht.

Die Brüder Rosny bieten uns in ihrem bei Plon erschienenen Roman „Une Rupture“ nicht nur ein glänzend geschriebenes Buch, es ist ihnen dabei auch gelungen, das bis zum Überdruß oft analysierte Verhältnis zwischen Liebhaber und Maitresse von einer neuen Ecke her zu beleuchten. Gemeinhin läuft dergleichen auf ein ad hoc konstruiertes Problem hinaus, das mit allen Künsten psychologischer Tüftelei im Lichte einseitiger feminimer Anschauungsmanier betrachtet und gedeutet wird. Dabei pflegt die schlichte Lebenswahrheit gewöhnlich zu kurz zu kommen. Die Rosnys haben, wie sich das bei diesen helläugigen Künstlern im Grunde von selbst versteht, den ausgefahrenen Weg nicht beschritten; der traurige Held ihrer „Rupture“, ein untadelig erzogener Kavalier von vornehmster Gesinnung, der sich in seinem unbeständigen Sinnesleben von seinem männlichen Egoismus führen und beraten läßt, ist ein treu nach der Wirklichkeit gezeichneter Typus und durchaus nicht das moralische Scheusal, für das ihn die schönen Leserinnen unweigerlich halten werden. Die Wahrheit will eben niemand gern hören, am allerwenigsten der landläufige Romanleser, der so viele Buchgeschöpfe und so wenig Menschen von Fleisch und Blut zu sehen bekommt, daß er ganz geneigt ist, den schönen Schein für Wirklichkeit und die Wahrheit für eitel Lug und Trug zu halten.

Einen rechten Leckerbissen für die Lesegier sothaner Wahrheit bildet der zweibändige „roman de cape, d'épée, de sac et de corde“, den Simon Boubée unter dem Titel „La jennesse de Tartufe“ bei Ollendorf veröffentlicht hat. Die abenteuerliche, von schier unheimlicher Einbildungskraft zeugende Geschichte baut sich auf die vagen Gerüchte auf, die über ein historisches Urbild des Molière'schen Tartüffe umgehen, der, ein wahrer Teufel in Menschengestalt, im 17. Jahrhundert ein ungeheuerliches Verbrecherleben führte und für seine Missethaten gebührend aufs Rad geflochten wurde. Der Autor hat sich die gute Gelegenheit nicht entgehen lassen, den wirksamen Stoff im Stile von Dumas „Mus-

tetieren" zu einem, durch schlüpfrige Episoden gewürzten Roman zu verarbeiten, der an Spannungsreiz und verblüffenden Überraschungen das Menschenmöglichste leistet.

Henri Lavedan, der geistvolle satirische Sittenschilderer der vie mondaine, erzählt uns in seinem „Sire" (Paris, Lévy) die tragikomische Geschichte einer in legitimistischen Wahnvorstellungen befangenen Närrin, zu deren seelischer Beruhigung ein ob dieser Auszeichnung recht mißvergnügter Schauspieler die Rolle des unglücklichen Ludwigs XVII. spielen muß. Schade, daß der nette Einfall zu einem langatmigen Roman verwässert ist, der den hübschen Scherz zu Tode hetzt.

Eine kleine Bibliothek interessanter Bücher liegt wieder aus dem Verlage des „Mercure de France", dem verlegerischen Sammelplatz der jungfranzösischen Litteratur, vor. Marcelle Tinayre's Ichroman „Avant l'amour" fehlt freilich der moderne Zug, der die Verlagswerke des „Mercure" auszeichnet, nahezu vollständig, es ist das feminime Gegenstück zu der obenerwähnten Rosny'schen Studie. Dagegen bewegt sich Remy de Gourmont in den symbolistischen Märchenbildern, die er unter dem Titel „D'un Pays Lointain" zum Bande vereinte, auf ganz modernen Bahnen, die ihn indessen ebenso wenig zu bestimmten klaren Zielen führen, wie Henri de Régnier, der in seiner „Canne de Jaspe" seiner Neigung zu symbolistischer Geheimniskrämerei und grübelnder Stimmungssophisterei über Gebühr nachgiebt. Weit vorteilhafter präsentieren sich die von Björnson bevorworteten „Reflets du Miroir" von Gaston Dauville, der sich hier als glänzender Stilist und scharfsinniger Beobachter subtiler Seelenzustände bethätigt. Ich erwähne des weiteren nach Henry Batailles Dramen „Ton sang" und „La Lépreuse" wie Eugène Demolder's kritische Betrachtungen über das belgische Gerichtswesen „Sous la Robe". Ich begnüge mich für heute mit der bibliographischen Anzeige dieser Neuheiten und bemerke noch, daß der „Mercure" von den vielbesprochenen „Chansons de Bilitis" von Pierre Louys und von Georges Eckhauds nicht minder bekannten „Communions" Neuausgaben veranstaltet hat. Louys Meisterwerk, von dem bisher nur eine Luxusausgabe existierte, erscheint damit zum ersten Mal ab billiger, 3,50 Frcs. pro Band.

Albert Bataille, der bekannte forensische Berichterstatter, giebt in dem neuesten Bande der alljährlich erscheinenden „Causes criminelles et mondaines" (Paris, Dentu) die übliche Überschau über die bemerkenswerten Prozeßverhandlungen des Jahres 1896. Unter den Kriminalfällen, über die hier auf Grund des Aktenmaterials berichtet wird, interessieren in erster Reihe der Bericht über die Gerichtsverhandlungen Lebaudy, Stambulow, Caurin, des Rattenkönigs der Arton-Prozesse u. a. m.

A. Götze.

Jean Bertheroy: Le double Joug. (Paris. Colin.)

Bertheroy ist durch seine preisgekrönten historischen Romane Cléopatre und Ximénès, sowie durch das Sittengemälde aus der römischen Kaiserzeit, Le Mime Bathylle, und die psychologische Studie Le Roman d'une âme zurgenüge bekannt. Wenn der Autor in Le Roman d'une âme der lebensbedrängten Frauenseele im frommen Glauben Trost suchen läßt, so löst er in Le double Joug den Zwiespalt des Helden, der heute der unschuldigen Braut die Rose an den Busen steckt und morgen in den Armen der leidenschaftlichen Frau seines Prinzipals ruht, durch Selbstmord, und darin erinnert er an Bourgets Idylle tragique. Den naiven Leser würde ein mannhaftes Lossagen von der Buhlerin und ein liebevolltreues Hingeben an die reine Braut mehr befriedigen, aber des ungeachtet fesselt ihn die klare Darstellung des Seelenlebens der Jungfrau, des Bräutigams und der raffinierten Liebhaberin, sowie die plastische Schilderung

der altehrwürdigen Stadt Blois mit seinen historischen Denkmälern.

Champol: Le vocu d'André. (Paris. Blériot-Gautier.)

Champol hat schon in Le Mari de Simone einen Charakter gezeichnet, der eine Ehrenpflicht heroisch und mit gelassener Selbstaufopferung zu erfüllen weiß, und so erträgt auch in Vocu d'André der Held, von der Welt irrtümlich als Mörder angesehen, sein Schicksal mit Geduld und dem einzigen Troste, vor Gott, seinem Gewissen und seiner Schwester als rein zu gelten. Der Autor predigt also hier nicht den Selbstmord als Lösung menschlicher Konflikte, wie Bertheroy, wohl aber die Ergebung in das Schicksal, und weiß dies in klar psychologischer Darstellung anziehend zu machen.

Anders löst Anatole France, ein Hauptvertreter des Ehebruchromans, den Konflikt menschlicher Gefühle und Pflichten, so in Le Mannequin d'osier. (Paris. Lévy.) Um die Erzählung von der Untreue einer Frau gruppiert Anatole France die geheimen und nicht geheimen Ereignisse einer Provinzstadt; der Leser glaubt oft über die geistreichen Tagesfragen den Faden zu verlieren, doch mit Geschick lenkt der Autor wieder auf den betrogenen Gatten zurück, der nicht den Mut zu handgreiflicher That besitzt, aber dafür die sündige Gattin durch verächtliches Schweigen aus dem Hause treibt. Seine einzige That ist, daß er im ersten Wutanfall die Kleiderpuppe aus Weidenruten (Mannequin d'osier) zertrümmert und dann zum Bewußtsein kommt, daß er ja seine Gattin im Grunde nie geliebt hat, sie ihn also nicht beleidigen, ja er sie nur verachten kann; so fühlt er sich jetzt wieder frei und sein eigener Herr. M. Mayr.

Allerlei. Aus Mangel an Raum erscheint Hermann Bahrs Erwiderung auf Karl Bleibtreus Angriff in Heft 4 der „Gesellschaft". — Der Übersetzer des Volkslieds „Jugend und Alter" in Heft 2 der „Gesellschaft" heißt: Kuno (nicht Rudolf) Graf Hardenberg. — Auf S. 161 dieses Heftes muß es in der letzten Zeile „gebunden" heißen statt „gepflückt".

Büchertisch.

Vom 16. bis 25. Januar liefen bei der Redaktion nachstehende Bücher ein (Besprechung bleibt vorbehalten):

Berndt, Otto, Die Zahl im Kriege. Wien, G. Freytag u. Berndt. 1897. 8. 174 S. 5 Mk.

Bernheim, Prof. Ernst, Der Universitätsunterricht und die Erfordernisse der Gegenwart. Berlin, S. Calvary u. Co. 1898. 8. 76 S. 1 Mk.

Bielefeld, Dr. Otto, Eine neue Ära Englischer Sozialgesetzgebung. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1898. 8. 107 S. 2,20 Mk.

Buchwald, Gustav von, Die Meermaid von Amrum. Hannover u. Leipzig, Leopold Ost. 8. 244 S. 2,40 Mk.

Dinter, Arthur, Jugenddrängen. Briefe und Tagebuchblätter eines Jünglings. München, Carl Schüler (A. Ackermann's Nachf.). 1897. 8. 304 S. 4 Mk.

Gabriel, Josef, Gedichte. Selbstverlag, Merendorf bei Temesvar. 8. 80 S. 1 Mk.

Haase, Friedrich, Was ich erlebte. 1846—1896. Berlin, Richard Bong. 1889. 8. 203 S. 3 Mk.

Hennig, Alfred, Nitokris. Roman a. d. alten Ägypten. Weinheim, Fr. Ackermann. 8. 179 S. 2 Mk.

Wir bitten, sämtliche Manuskript-, Bücher- &c. Sendungen ausschließlich an

Dr. Ludwig Jacobowski, „Schriftleitung der Gesellschaft"
Berlin S.W. 48, Wilhelmstr. 141

zu senden.

Schriftleitung und Verlag der „Gesellschaft".

Verantwortlicher Leiter: Dr. Ludwig Jacobowski in Berlin.
Verlag von Hermann Haacke in Leipzig. — Druck von Carl Otto in Meerane.

Fasching 1898.

Friedrich der Grösste.

O Karneval der Kunst! Wie zieht in tiefsten Klängen
Voll Purpurschönheit durch den wirren Narrenchor
Des Lebens, seelerschütternd, du Unsterblicher,
Dein Zarathustra-Lied! Und wie in Adlerfängen
Blutend, gebrochen, schwebt dein Heldenleib empor,
Umrauscht von Sphären: Evoë! Der reine Thor!

Berlin. Michael Georg Conrad.

Odin und Aphrodite.

Ein kulturgeschichtliches Urromankapitel von **Oskar Linke.**

(Berlin.)

Weshalb es nie zu einer wahrhaft innigen Vermählung des antiken und germanischen Geistes gekommen ist, die Frage hat manchem ästhetischen Kunstprofessor ein dickes Buch gekostet. Gelöst ist sie nie worden. Sie wäre auch niemals gelöst, wenn nicht kürzlich in den Ruinen einer hellenischen Stadt in Kaktrien ein alter Papyrus aufgefunden wäre, welcher die Sache höchst einfach aufklärt. Wir geben ihn im folgenden wieder. Nur einigen antiken Ungeniertheiten — bekanntlich trugen Hellenen und Römer noch keine Unterhosen — mußten wir eine modern deutsche Unterhose überstülpen. Also!

* * *

Auf den Höhen des Idagebirges lag im Schatten eines duftenden — Myrtenbaumes die himmlische Aphrodite, die holdanlächelnde. Aber jetzt lächelte sie nicht, sondern sie seufzte. Aus zweierlei Gründen. Zunächst dachte sie an den Gatten, fern auf seinem hämmerndurchtosten Eiland, den sie vor ihren Kammerjungfern einfach den „kleinen Dicken" zu nennen pflegte: Seit Monden war er beschäftigt mit einem Schilde für einen gewissen Achilleus, dessen Vater sich eine Meeresnymphe zur linken Seite hatte antrauen lassen.

Und dann hatte ihr Eros, der böse Bube, wieder einmal einen fürchterlichen Streich gespielt: Als sie gerade einem Flußbade entstieg, traf sie der himmlische Range mit seinem Pfeile an einer Stelle, welche nicht nur für einen jungen Bildhauer wonnig zu schauen und noch wonniger zu befühlen ist, die aber die Sprache der Sterblichen lieber mit unaussprechlichem, aber vielsagendem Schweigen umhüllt.

Und dann noch ein allgemeiner Grund zum Seufzen: Die Himmlischen mit Vater Zeus erwogen jetzt den Gedanken, wie man einen Homer, Pindar, Phidias, Sophokles, Aristophanes und andere nicht verachtenswerte Menschen der armen Erde schenken könnte. — Doch etwas ganz Überflüssiges . . . . Sie begehrte hinaus aus einem dermaßen verphilisterten Götterhimmel. Sehnsucht nach neuem Übergöttlichen, nach kraftvoll Ungebändigtem lockte sie. Schnell rief sie den weisen Hausarzt Poda — hier ist jedenfalls „leirios" zu ergänzen; — mit einer Salbe heilte er rasch die wunde Stelle, und dann empfahl er ihr eine Reise, mit dem Finger in die Ferne weisend.

Ihre Augen folgten. Sie blickten über Thrakien hinaus in den grauen, nebelumwallten Himmel. In ihrer himmlischen Unwissenheit fragte sie, wie das Land dort heiße.

„Germanien," entgegnete der weise Arzt Podaleirios.

Aphrodite, als sie noch Kind war und das Mädchengymnasium bei Athena besuchte, auf der Schulbank immer die letzte und faulste, hatte in der Geographiestunde niemals den Namen gehört.

Sie ließ ihr Taubengespann anschirren und vorfahren. Ihre schwarze Lieblingskatze nahm hinten auf dem Wagen Platz. Als Reitknechte folgten einige Dutzend Eroten auf grauen Sperlingen. Durch nebelgraue Lüfte über schwarze, endlos sich dehnende Wälder, Moore und Sümpfe ging die Fahrt. Wären sie nicht sämtlich von himmlischer Art gewesen, sie hätten sich einen unsterblichen Schnupfen geholt. Vor einem unheimlich düsteren, mächtigen Holzgebäude, von dessen Giebel ein gewaltiger Pferdeschädel herabgrinste, machten sie halt. Aphrodite stieg schwebenden Ganges von ihrem rosenflimmernden Gefährt; allein betrat sie die hohe Halle, von Fackeln beleuchtet. Am Ende eines langen, roh gezimmerten, von braunen

Wasserlachen erglänzenden Holztisches sah sie den Herrscher dieser Gemeinde: den einäugigen Odin mit schneeweiß wallendem Bart, im blauen Mantel. Zur Rechten und Linken auf seiner Schulter saß je ein schwarzer Rabe. Die Faust ruhte auf dem Tische, — eine göttliche, weltenzerschmetternde Faust! Und dann diese kindlich leuchtenden Heldenaugen und doch so weise dreinschauend, als wüßten sie vom Anfang und Ende aller Dinge . . .

Der Mann gefiel ihr. Ohne Herzverwirrung schritt sie auf ihn zu, während in der Versammlung der Götter und Göttinnen und der Heldenseelen, die eben noch mit Schild und Schwert gerasselt hatten und sich den unerschöpflichen Göttertrank Meth zu Gemüte führten, eine erwartungsvolle Stille eintrat.

Odin hieß die Fremde sich setzen.

„Kennst Du mich nicht?" fragte sie lächelnd.

„Nein!"

„Ich bin Aphrodite, die Göttin der Liebe."

„Und ich Odin, welcher die Liebe zu schätzen weiß."

„Wie galant," dachte Aphrodite.

„Und die hier ist meine Frigga." . .

„Verstehe, so was wie unsere Hera.". .

Beide lachten. Odin hätte sie küssen mögen; aber er zog es vor, einen mächtigen Schluck zu thun, über den Becher hin verfänglich nach der schönen Fremdlingin auszulugen und dabei leise Töne zu singen, die erst viele Jahrhunderte später die Erde bezaubern und erobern sollten.

Die Nacht zog herauf; durch die weit offene Halle blickten die Wolken herein, gespenstisch fahl beleuchtet und rastlos wie wahnsinnige Schattenseelen vorüberrasend.

Doch wild ausgelassener und heiterer wurde die Gesellschaft. Odin war gleichsam nur ganz Auge noch für Aphrodite; sie gefiel ihm immer mehr, wenn er auch in gewisser Beziehung, mancherlei Zukunftsmöglichkeiten erwägend, wegen ihrer blumenhaft gebrechlichen Schönheit manche Befürchtungen aus seinem liebeverlangenden Geiste nicht bannen konnte. Da waren die Huldgöttinnen seines Himmels von anderer Art. Selbst die zarteste von ihnen, Nanna, die ewige Braut des Baldur!

Aber horch, was erscholl da mit einemmal grauenvoll aus der Ferne?

„Hojotoho! Hojotoho!"

„Heiahaha! Hahei, hahei!"

Und was sah Aphrodite?

Draußen vor der Pforte sprangen von den dampfenden flammensprühenden Rossen die nordischen Siegesgöttinnen, die Walküren: Gleich geschlachteten Ebern oder Auerochsen schleppten sie vom Rücken ihrer Pferde

entseelte Heldenleiber herbei, setzten sie auf leerstehende Bänke an dem Riesenholztisch und gaben ihnen einen herzhaften Schlag auf den Rücken. Wie aus tiefem Schlafe erwachten die Helden, sahen sich um, griffen nach den Bechern, begrüßten freudig ihre Ahnen und Urahnen, tranken ihnen zu und begannen zu singen.

Die Walküren schenkten unermüdlich ein, sangen auch und setzten sich wohl diesem und jenem auf den Schoß; aber kein weichumschmeichelnder Liebesgedanke bewegte die umpanzerten Seelen dieser blaugeaugten Töchter Odins.

Und von ihnen zog ein seltsamer Stallgeruch in Aphrodites empfindlich feinfühlige Nase.

Ein Grausen, eine Angst packte sie; sie blickte auf den Göttervater.

Doch Odin? Auf seinem Sitze war er eingeschlafen, das mächtige Haupt mit dem weißwallenden Barte über den Tisch gebeugt.

Frigga blickte mit listig funkelnden Augen drein; wie Spott umschwebte es ihre vollen Lippen, als wollte sie sagen:

„Ja, mein feines Püppchen, mein süßes Madamchen, bei uns giebt es noch etwas, das stärker ist als das, was ihr Liebe nennt.“ ....

Ein Wink, und wie auf einer schwebenden Rosenwolke zog Aphrodite mit Gedankenschnelle ihrer Sonnenheimat wieder entgegen.

„Ach, Vater Zeus,“ sagte sie, als sie im Olympos bei den Ihrigen war, „Dein Konkurrenzhimmel droben im kimmerischen Nebelnachtreiche ist noch meilenweit in der Kultur zurück. Und wenn sie einmal erst so weit sind wie wir, dann, glaube ich, sind wir nicht mehr!“

Knochensplitter.

Eine Honigmond-Episode aus dem zwanzigsten Jahrhundert
von Franz Held.
(München.)

I.

Natürlich war schon im Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts die Welt sozialistisch geworden. Und zwar hatten die Kapitalisten sich freiwillig zu der neuen Gesellschafts-Ordnung bekehrt. Denn mittelst der Röntgen'schen Strahlen konnte man ein Moment-Innenbild sämtlicher Portemonnaies aufnehmen. Das hatte zur nächsten Folge, daß auf der Straße jeder den andern verächtlich ansah und nicht grüßte. Nur vor einzelnen

Millionärs warf sich das Volk anbetend aufs Trottoir, ehe sie noch um die Straßenecke gekommen waren. Durch die Straßenecken sah man nämlich mittelst des Le Bon'schen Schwarzlichtes mit Leichtigkeit hindurch in die Taschen der Millionäre.

Dies Schwarzlicht ermöglichte auch den Einblick in jeden noch so feuerfesten Geldschrank. Während dadurch der Kredit und somit alles Geschäftsleben ungeheuer abnahm, füllten sich die Kassen des Fiskus in ungeahnter Weise. Denn niemand konnte mehr falsche Angaben zur Steuer-Einschätzung machen. Durch diese Folge-Erscheinung der Erfindung wurden gerade die reichsten Leute dem Staate des Kapitalismus abwendig gemacht. Kein Wunder also, daß er eines schönen Morgens verschwunden war.

Man wählte an seiner Stelle den sozialistischen Staat, weil in diesem das Geld verpönt und also die Steuer-Einschätzung unmöglich ist. Die gegenseitige genaue Kenntnisnahme des Besitzstandes hatte das Protzen- und Schwindlertum vernichtet. Im Verkehr war zwar nicht die Liebenswürdigkeit, wohl aber die Ehrlichkeit bedeutend gestiegen. Mit dem so verbesserten Menschenmaterial konnte der sozialistische Staat sich halten. Um so leichter, als er mittelst des neuen Lichts in die Gehirne hinein leuchtete, und jeden an den Platz stellte, den auszufüllen er berufen war.

II.

Unter den mannigfachen Anwendungen, welche in jener glücklichen Zeit die Innen-Photographie fand, dürfte die folgende wohl einzig in ihrer Art dastehen.

Das junge Ehepaar Huber verlebte seinen Honigmond in lauschiger Seligkeit — soweit die Lauschigkeit möglich war bei der nunmehrigen Transparenz sämtlicher Wände.

Nur eins ließ manchmal zwischen den glücklichen jungen Gatten einen leichten Schatten auftauchen. Frau Thea, die etwas sparsame Hausfrau, — kochte die Knochen in der Suppe zu stark ab, sodaß sich widerwärtig häufig kleine Knochensplitter in derselben bemerkbar machten. Das verdroß ihren Mann über die Maßen. Denn Herr Huber war Luft-Velociped-Reporter, und als solcher immer in der größten Eile. Wenn er um Mittag von seinem Rekognoszierungs-Flug, der ihn über Meilen und Meilen hingeführt, heimgesaust kam, so mußte der Ärmste das Essen oft nur so herunter schlingen. Denn inzwischen wurde telephonisch gemeldet, daß in der nächsten Provinz irgendwo Großfeuer ausgebrochen oder ein alter Baum vom Blitz getroffen worden sei — und er sprang dann blitzschnell auf, riß die Serviette herunter und das Fenster der zweiten Etage auf, vor dem sein Velociped angehängt war — — im Hui ging es über das

Dächermeer der Stadt, über die Berge und Thäler der umliegenden Landschaft hoch dahin in der Luftlinie auf die Unglücksstätte los.

Da kam die junge Frau auf ein ingeniöses Mittel, dem Übelstand abzuhelfen. Sie trug die Suppe, sobald Herr Huber den ersten Knochensplitter stirnrunzelnd darin gefunden hatte, still duldend wieder weg und photographierte sie, durch den Teller hindurch, in einem Röntgen'schen Apparat.

Triumph der Wissenschaft! Nun wußte sie ja ganz genau, wo die einzelnen Knochen-Bruchteilchen lagen. Die Nudeln ließen die Strahlen trefflich durch, ebenso die Petersilie, Zwiebelschnitten, Knoblauch; selbst Klößchen bildeten kein ernstliches Hindernis, höchstens von Leberknödeln zeigte das Lichtbild einen schwachen, dämmerigen Schattenriß, der vorschwebenden Wolken glich. —

Aber wie nun Frau Thea vergnügt den Teller aus dem Apparat herausnahm und mit einem kleinen Sieb nach den friedestörenden Splittern zu fischen beginnen wollte — — da bemerkte sie zu ihrem größten Entsetzen, daß infolge der sehr niedrigen Temperatur in der luftleeren Crookes-schen Röhre die Suppe gefroren war!! Eine dicke Eisschicht hatte sich darauf gebildet. Und sofort begannen einige Stubenfliegen, die mit dem Zeitfortschritt gingen, auf der eigenartigen Eisbahn Schlittschuh zu laufen.

„Kommt die Suppe denn nun noch nicht bald?!" rief der Mann höchst ärgerlich und ungeduldig aus dem nebenan liegenden Eßzimmer. „Das Telephon meldet soeben, daß in der nächsten Kreisstadt ein Droschkengaul vor Altersschwäche umgefallen ist. Soll ich denn mit leerem Magen hinfliegen?!!" —

„Gleich, gleich, Adolf!" Sie stellte den Teller hastig in den Back-Verschlag des Herdes, um die Suppe dort aufzutauen.

Der Reporter lief drinnen wütend auf und ab. Er sah auf die Uhr — brummelte — flog fort. Noch über der nächsten Telegraphenleitung hörten die Straßen-Passanten ihn schimpfen.

Frau Thea vertiefte sich inzwischen in ein Werk über „Suppen-Chemie". Als sie nach einer Viertelstunde mit dem Kapitel zu Ende war, nahm sie den Teller aus dem Herd heraus. Das Experiment war über alles Erwarten gelungen. Die Suppe kochte!

Ängstlich lugte Thea durch die Thürspalte. —

„Gottlob, er ist fort!"

Nach einer weiteren Viertelstunde war die Suppe wieder soweit abgekühlt, daß Frau Thea auf Grund der vorhin aufgenommenen Photographie daran gehen konnte, die ärgerlichen Splitter endlich rationell zu beseitigen.

Sie überzog zu diesem Zwecke die Photographie mittelst Rotstift mit

einem Netz von ganz kleinen Quadraten, numerierte jedes einzelne Quadrat und teilte es in je zwei Dreiecke, die sie mit a und b vermerkte. Dann holte sie ihr Reißzeug hervor, maß den Durchmesser des Suppentellers mit dem Zirkel und stellte durch Vermessungs-Apparate fest, welches Quadrat des Tellers dem jeweiligen Quadrat der Photographie entspräche. Alsdann griff sie siegesgewiß zum Sieb. Wissenschaftlicher Ernst lag auf ihren scharf ausgeprägten, hochintelligenten Zügen. — —

Aber o weh! Sie fand keinen einzigen Splitter an den Stellen, wo dieselben laut Plan doch hätten liegen müssen!

Sie war perplex. Eine weitere halbe Stunde grübelte sie über diese merkwürdige Erscheinung nach und schlug einschlägige Werke auf. Sie hatte davon eine ganze Bibliothek, in einem Regal dicht unter dem Gestell der Töpfe und Löffel, aufgereiht.

Die Wissenschaft ließ sie aber im Stich. Da dachte sie auf eigene Faust über das Phänomen nach. Und sie kam zu dem ganz logischen Ergebnis, daß die Bewegung der Suppen-Atome infolge des Blasenwerfens und Sprudelns beim Kochen im Backofen die Splitter am Grund des Tellers verschoben haben müsse.

Sie begann also geduldig von neuem mit dem photographischen Verfahren, welches sie ja im Prinzip als zweckmäßig erkannt hatte. Sie nahm sich vor, diesmal keine übermäßige Erkältung der Suppe eintreten zu lassen.

Sie hatte die Uhr neben den Apparat auf den Tisch gelegt, schaute angespannt auf den Sekundenzeiger und zählte mit.

Da rauschte es draußen vor den Jalousieen. Herr Huber war schon wieder zurück. Der Droschkengaul war nur scheintot gewesen und längst fortgelaufen, als der Reporter ankam. Es gab also an Ort und Stelle keine weiteren Erhebungen zu machen.

„Um Gotteswillen!" entfuhr es der Frau, als sie die bekannten Schritte drinnen hörte. Schnell verbesserte sie ihren Atavismus: „Um des Protoplasma willen — !!"

Da kam Herr Huber schon in die Küche hineingestürzt. Er war hochrot im Gesicht und hatte durch den Flug furchtbaren Hunger bekommen.

„Was?!" schrie er, „die Suppe ist immer noch nicht fertig? Da hat es ja ein Droschkengaul viel besser! Der kriegt wenigstens pünktlich seinen Hafer! Ich habe diese liederliche Wirtschaft satt! Ich lasse mich von Dir scheiden!"

Mit einem jähen Schrei brach Thea neben dem im Apparat befindlichen Suppenteller ohnmächtig zusammen. So gefror dieser zum zweiten Mal.

Phantastika.

Rixrax, der Sonnenbruder.

Rixrax, was willst du?
Ich stopfe den Mond
In meine Riesenkanone!
Rixrax, was willst du?
Ich schieße den Mond
Wie eine Riesensaubohne
Hinaus in die ewige Nacht!
Ja! Ja!

Das hat noch keiner gemacht!
Rixrax, was willst du?
Was? Was?
Du willst eine Sonnenkanone
Und eine Milchstraßenkrone?
Brüderchen, geh' doch nach Haus!
Sei friedlich und schlaf' dich aus!
Ja! Ja!

Berlin. Paul Scheerbart.

Vom schäbigen Rest.

Der Teufel krächzt um den Galgenstein.
Ihm funkeln die Augen mit grünlichem Schein:
er will meine Seele haben!
— Meinen Leichnam, den fressen die Raben.

Den Teufel verdrießt der magere Schmaus.
Die Raben, sie rappeln am Knochengehaus'.
— Durchs grimmige Hassen und Lieben
ist wenig übrig geblieben . . .

London. James Grun.

Ein Borgia.

(Eine mittelalterliche Szene.)

Noch eben hat sich das kahle Haupt
des leuchtenden Heiligenscheines beraubt
und — wie schwach ist doch Menschenblut! —
am Busen der schönsten Buhlerin
in wollustweicher Nacht geruht;
nun steckt es in der Tiara drin,
hat mit der Mütze, in Bausch und Bogen,
auch den Schein um den Kopf gezogen,
und sitzt auf hoch erhabenem Thron:
als sei er Gottes leibhaftiger Sohn.
Tief ihm zu Füßen Menschenmengen,
die sich zu seinem Throne drängen,
singen ehrfurchtzitternde Lieder,
werfen sich auf die Steine nieder,
und aus dem gewaltigen Büßerchor
heult ein einziger Schrei empor:
„Herrscher, es reut uns unserer Sünden:
Herrherr, laß DU uns Vergebung finden!"
Da kniet ein Lump in der ersten Reihe,
so ganz ohne jede heilige Weihe,
und ringt die Arme und jammert laut;
der Kerl hat seiner jungen Braut
ein rosiges, lachendes Kind geschenkt, —
die hat sich mitsamt dem Kinde ertränkt.
Der Jammer will ihm die Kehle ersticken,
und er fleht mit wilden, verlangenden Blicken —
er, das schmutzige . . . Gassenluder,
fleht mit wilden, verlangenden Blicken —
der Jammer will ihm die Kehle ersticken —
empor zu seinem . . . Menschenbruder!

Den Blick hat der da oben gesehn —
fast war es um seine Fassung geschehn,
wie der sich in den Staub bog hier,
röchelnd wie ein verhetztes Tier,
ein zu qualvollem Tode verdammtes; —
aber die Pflichten seines Amtes
heischen Ruhe und Würde doch!
Und der Mensch da oben, der eben noch —
wie schwach ist Menschen-Fleisch und
-Blut! —
am Busen der Buhlerin geruht,
lächelt sanft von seinem Sitze,
neigt erbarmend die Heiligenmütze
und tilgt alle Sünden bis auf den Rest. —
Mit Dankgebeten schloß das Fest.

Minden (Westf.). Max Bruns.

Die Hedwig-Quelle.

(Schlesische Sage.)

Bei Röchlitz, wo die Bergwand ragt,
Rann einst ein schlammiger Bronnen,
Dort hat St. Hedwig hochbetagt
Zu baden noch begonnen.

Sie unternahm's: den keuschen Leib
Dort gründlich abzureiben,
Doch ließ sie es, als frommes Weib,
Bei diesem Wunder nicht bleiben.

Nein, denkt: der Quell, des Heiles froh,
Ward klar von dieser That an,
Und oben schwamm geknickt ein Floh —
Das war der böse Satan.

Wismar. Karl Strecker.

Morituri.

Ein reines, weißes Hemd zog ich mir an,
mitten ins Zimmer schob ich den Sessel von rotem Plüsch,
in römisch-ernste Falten legt' ich mein Antlitz
und strich das Kinn, ob es auch glatt rasiert war.

Die nackten Beine schlug ich übereinander,
und wenn ich an den Füßen auch keine Sandalen trug
und auch noch keine lorbeerverdeckte Glatze hatte,
stolz war ich doch, stolz wie einst Cäsar.

Ins Leere starrt' ich, wie's dem Herrscher gebührt,
und raffte das Hemd zu schönen Falten,
die Hand erhoben zur bleichen Stirn,
bereit, zum letzten Mal, zum allerletzten Mal
diese Audienz in Huld zu gewähren.

Mein Haushofmeister stieß den goldnen Stab auf.
Herein wankt zitternd ein alt' Mütterlein.

Als es den stolzen Cäsar auf dem roten Plüsch erblickt,
der schweigend auf die nackte, große Zehe stiert,
sie langsam, prüfend auf und ab bewegend,
beginnt das alte Mütterlein laut aufzuweinen:
Mein Sohn, mein armer, armer Sohn,
hast du die Mutter, deine Mutter ganz vergessen?

Ein Wink, fort führt mein Haushofmeister schnell die Alte,
indes das linke Bein ich übers rechte lege,
und wieder schlägt der goldne Stab den Boden.

Ein alter Mann in langem, weißem Haar
kommt langsam durch die Thür:
Vergißt du deine Ehre, den ich Sohn genannt?
Fluch dir! — Da reißt der Goldbestabte schnell ihn fort.

Das reine, weiße Hemd
leg' ich besorgt in neue, schöne Falten
und streiche prüfend mir das kahle Kinn,
ob ich denn wirklich auch der Cäsar bin.

Da stürzt' es schluchzend mir auf beide Füße:
O Kurti du lieber, süßer Kurt!
Hast du denn deine erste Liebe ganz vergessen?
Ihr Kuß steigt heiß mir von dem Fuß zum Herzen,
Den ich geärgert hierhin, dorthin schwenke,
als hätte eine lästige Fliege mich gestochen.
Und wirklich glühte rot am Fuß mir eine Stelle,
von ihren roten Lippen wund geküßt.

Ich hebe meine Rechte, sie stürzt nach hinten,
und hinter mir hör' ich ein Schluchzen, Weinen
und auch die tiefe Stimme meines Vaters,
der seinen Sohn verflucht bei allen Göttern.

Eng zieh' ich mir das Hemd um beide Hüften,
hoch reck' ich meinen Kopf, hoch in die Höhe,
fest stemm' ich beide Füße auf ein Polster,
das mir der Haushofmeister unterschiebt.

Ich fühl's, jetzt naht die endliche Entscheidung,
Ganz langsam naht sie, Vater, Mutter, meine erste Liebe.
Sechs erhobne Hände, wie welk die einen sind,
wie voller Runzeln stehen dort die andern,
und diese wie zwei weiße, zarte Lilien,
sie flehn mich an.
Ich drücke beide Daumen fest unter Zeige-, Mittelfinger,
Vater, Mutter, meine erste Liebe verneigen sich
und schluchzend quillt es aus vergrämten Lippen:
Ave Caesar morituri te salutant.

Und schluchzend wanken sie aus meinem Zimmer,
verschwinden wieder hinterm Vorhang, der sich bauscht,
und leise drauf, hinsterbend, streckend sich, verzittert.

Den Thron von rotem Plüsch schieb' ich zur Seite und geh' zu Bett.
Mein Haushofmeister stellt den Schemel fort.

Dank euch, ihr Götter, daß den Daumen ich nicht hob!
Für heute Nacht werd' ich nun Ruhe haben,
Ruhe vor meiner alten guten Mutter,
vor meinem strengen, ehrenwerten Vater,
vor meiner Jugendliebe, die ich einst betrog,
Dank bring' ich, Götter, euch, ich stolzer Cäsar!

Frankfurt a. M. Kurt Aram.

J. M.

Ich hatte gehört, daß J. M., die Königin der heiligen Plane des Jenseits von gut und böse, in unserer Stadt einkehren wolle. Da mußte ich dabei sein. Ich that also die imposanteste meiner Krawatten um, setzte meinen Cylinder auf und mischte mich unter die Menge. Wir warteten lange. Es kam nichts. Einmal ein Trupp Arbeiter, die ihren Wohnungen zusteuerten, — sie beachtete man nicht. Dann ein leerer Hotelwagen, — für ihn schwang man seine Mützen auch noch nicht, sondern rief nur:

„Kregli tsin heffin!" denn es war in China.

Endlich ein junges Mädchen, das bei den Wohlgesitteten in gar üblem Rufe stand. Da schrie selbstredend auch keiner Hurra. Das Mädchen mußte lächeln, als sie mich sah. Und ich, als ich sie sah, auch. Ich ging nach Hause und that Krawatte und Cylinder in die dazu bestimmten Schachteln. Die anderen Leute haben noch lange gewartet und sich endlich enttäuscht und schimpfend zerstreut, ohne J. M. gesehen zu haben. Ich aber bedauerte die Menschen.

Halle a. S. Hans Bethge.

Das psychonomisch-trappistische Drama.*)

Eine symbolistische Karikatur von Franz Reßner.
(München.)

An der absoluten Wahrheit der Vorgänge im modernen realistischen Drama hat uns bisher etwas gehindert: der Dialog. Dieses letzte Bollwerk der Romantik zu beseitigen ist mir gelungen. Wozu auch das

*) Dieses unglaublich phänomenale Kunstwerk der nächsten symbolistischen Zukunft wurde in dem von Max Halbe geleiteten Münchener Musentempel „Der blutige Rohrspatz" mit unbeschreiblichem Erfolg zur ersten Aufführung gebracht. An fremden Kunstgrößen waren anwesend u. a. berühmten Gästen Otto Erich Hartleben und Neumann-Hofer aus Berlin. Die Red.

viele Reden in den Stücken! Dieses ewige Geplapper auf der Bühne stört jede Stimmung und hält die psychologischen Vorgänge nur auf. Im Leben schweigen die Menschen auch mehr als sie sprechen. Und dann! Das Wort hat immer etwas Doktrinäres an sich. Abgesehen davon, daß den Schauspielern das Rollenlernen lästig ist. Auch sind ja bei uns in Deutschland bei allen Premieren fast nur noch Dichter im Theater. Wer so altväterisch denkt, daß er das Fehlen der Worte empfindet, kann sich rasch einen Dialog zusammenreimen!

Der Titel meines Dramas ist:

?

Ein stummes Drama in fünf Seelenpausen.

Das ist aber kein gewöhnliches Fragezeichen, sondern soll die Versinnlichung eines fragenden Hauches sein, wie ihn ein gequälter, müder Mensch um Mitternacht an brausender Meeresbrandung beim Lichte des Vollmondes ausstößt.

Motto:
Alle Menschen sind gehirnweich.

Widmung:
Dem deutschen Dichter Wolfgang Wanicek
in Waffenbrüderschaft zugeeignet.

Die banalen Ausdrücke „Personen" oder „Menschen" für das Verzeichnis der Mitwirkenden habe ich vermieden und sage dafür:

Unendlichkeitsmoleküle.

Er.
Sie.
Das Grüne.
Das Blaue.
Das Rote.
Das Gelbe.
Das Graue.
Eine Lilie.
Ein Nilpferd.

Zeit: Eine Stunde vor der Geburt Rafaels. Ort: Irgendwo!

Erste Seelenpause.

Die Bühne stellt eine Hochebene von ungefähr 90 Quadratkilometer vor, die dicht von Mohnblumen bewachsen ist. In der Mitte davon ein Hünengrab. Auf demselben liegt frischer Schnee. Darauf ruht auf Tigerfellen: „Sie".

Sie ist ein schönes Weib von schlankem Gliederbau, aber ihre Formen haben etwas nervös Quälendes. Besonders der für den Zuschauer nicht sicht-

bare untere Teil des Rückens ist neurasthenisch durch und durch. Bekleidet ist sie gar nicht. Ihr Mund ist trotzig geschlossen. Ihre Augen blicken sehnsüchtig in die Ferne, als ob sie fragen wollten: „Warum? Woso?" Plötzlich erhebt sie sich, ihr Leib beugt sich nach vorwärts. Ihre Nasenflügel zittern melodisch. Die Arme hebt sie hoch über den Kopf, dann senkt sie sie wieder. Ihre Hände zittern, ihre Finger bewegen sich krallenartig.

Er tritt auf. Er ist 1 Meter 83 $^1/_2$ cm groß und mit einem veilchenblauen Talar bekleidet. Er hat den Kopf eines Renaissancemenschen, eine mächtige Harkenase, an der Spitze eingedrückt, mit breiten Nasenflügeln. Die Augen funkeln bald schwarz, bald grünlich. Das Gesicht hat tiefe Falten, die auf pathologisch-erotische Neigungen schließen lassen. Ein zarter keimender Schnurrbart auf der Oberlippe, die sanft über den nicht unschönen Mund herabhängt. Die 34 Zähne sind von krystallener Weiße. Die Unterlippe hängt müde herab, wie ein zerrissenes Segel. In der rechten Hand trägt er einen Regenschirm aus indischer Seide, in der linken das Kapitäl einer korinthischen Säule und in der anderen Hand ein persisches Buch. — Er bleibt erstaunt stehen, als er sie erblickt. Seine Augen scheinen zu fragen: Bist du das Weib oder bist du die Sünde, oder bist du beides, oder bist du keines von beiden? Das rechte Auge bejaht, das linke verneint.

Sie sieht ihn durchdringend an. Ein heißer glühender Atem dringt aus ihrem Mund.

Seine Unterlippe fängt an zu zittern, er sinkt auf die Knie und blickt sie sinnend an. Es entsteht eine Pause von zwei Stunden, endlich hebt sie ihn auf. Er weint silberne Thränen, der Schnee schmilzt. Frühlingsmusik ertönt, das Grüne zittert durch die Luft.

Zweite Seelenpause.

Ein Kreuzgang in einem alten Schloß. Vorn ein großes Fenster, durch das man auf eine überschwemmte Nillandschaft hinaussieht. Im Fenster ein Blumentopf, in dem eine noch geschlossene Lilie. Sie sitzt in einem Lehnstuhl am Fenster. Ihr Haar ist aufgelöst. Ihre Augen sind weit geöffnet, sie blickt träumend vor sich hin. — Ihre Hände spielen in seinen Locken; er kniet vor ihr, plötzlich erhebt er sich. Sein Antlitz hat sich verändert. Seine Augen funkeln in Weißglühhitze, seine Hände tasten verlangend an ihren Oberkörper, der Mund ist trotzig geschlossen. — Die Nasenflügel zittern wie bei einem Erdbeben, seine Brust, von Leidenschaft durchwühlt, wogt hin und her wie das chinesische Meer während eines Taifuns, der Hinterkopf schwillt ihm an. Er faltet bittend die Hände. Ihre Augen blicken ihn bald vielsagend, bald nichtssagend an. Ihr Mund lächelt gleich-

gültig. Plötzlich zieht sie ihn zu sich empor und küßt ihn mit der verzehrenden Glut einer auf die Erde verschlagenen Marsbewohnerin.

Stumm zittert ahnungsvoll das Blaue herein.

Die Lilie fängt an zu blühen.

Dritte Seelenpause.

Weil dieselbe jedenfalls von der Censur gestrichen wird, schreibe ich sie gar nicht und beschränke mich auf die beiden letzten Zeilen:

Das Rote stürmt mit Feuerglanz in das Schlafzimmer — — — die Lilie schämt sich.

Vierte Seelenpause.

Die Wüste Sahara. Im Hintergrunde eine Pyramide. Heller Sonnenschein. Es ist 83 Grad Celsius. Unter einem Baldachin liegt Sie. Ihr Gesicht hat die Frische verloren, die Augen sind müde, wie die einer Kuh, die eben gemolken wurde. Sie lächelt nicht mehr — ihr Mund ist stumm, geschlossen — ihre Hände hängen schlaff herab — ihr Leib weint. — Er blickt fragend in die Ferne. Seine Züge verraten den inneren Kampf zwischen der Weltanschauung des Renaissancemenschen und dem judäischen Spiritualismus. Der Spiritualismus siegt. Er giebt seinen Sinnesmenschen durch alle Poren und Öffnungen von sich. — — Er wendet ihr verachtend den Rücken. Sie küßt ihn — selbstredend, nachdem er sich vorher umgedreht hat. Ein faustisch-titanisch-moralischer Ekel vor dem Weibe erfaßt ihn und äußert sich dadurch, daß er mit den gespreizten Fingern der linken Hand geräuschvoll sich über die Stirne fährt. Da erscheint plötzlich das Nilpferd. Es stampft herein. Es ist übergroß — hat lange Haare, an denen Blut klebt, im Maule hält es drei bis sieben Negerleichen. Er und Sie fliehen in den Eingang der Pyramide. Das Nilpferd eilt ihnen nach und schließt mit einem gußeisernen Schlüssel die Pforte der Pyramide zu.

Aus dem Hintergrund der Wüste kommt das Gelbe auf einem weißen Pferde geritten!

Die Lilie senkt ihr Köpfchen — das Nilpferd lacht höhnisch.

Fünfte Seelenpause.

Das Grabgewölbe der Pyramide Ramses des 72sten, — ein Raum von einem Meter Höhe und vier Meter Breite. Sie liegt zum Skelett abgemagert am Boden, — Er ist unnatürlich kalt, aufgedunsen. Aus seinen Zügen spricht Größenwahn, aus den ihrigen Gehirnerweichung, die Lilie steht vorn links in einem Blumentopf. Ein unheimliches Krachen ertönt,

ein gewaltiges Brausen, unterirdisches Donnern; die Mauer öffnet sich, das Nilpferd steckt seinen höhnenden Kopf herein. Sein Haupt ist bräutlich mit Rosen geschmückt, sein Maul mit infernalischem, sinnesbrünstigem Geifer gefüllt. Die weißen Zähne erscheinen wie Gletscher. Die Augen sind so unheimlich groß und gewaltig, daß jeder Zuschauer, der Nietzsche gelesen hat, sofort weiß, das ist das „Überviehׅ“. Das Nilpferd frißt erst Ihn, dann Sie. Sie spuckt es aber wieder aus! Dann entfernt es sich, wie es gekommen.

Auf einem Gespensterschiff kommt das Graue lautlos hereingesegelt.

Die Lilie erfriert im Hintergrund.

Wenn ich einst ein Schatten bin.

Von Franz Himmelbauer.

(Wien.)

Wenn ich einst ein Schatten bin, werde ich mich in der Welt tüchtig umsehen und gar manches Neue erfahren.

Ich werde den Dalai Lama in seinem goldenen Palast besuchen und mich wahrscheinlich an all den Stücken, die seine Anbeter vor ihm aufführen, höchlichst ergötzen.

Ich werde das Erdinnere nach allen Seiten durchwandern und meine Augen an den Schätzen weiden, die den armen Menschlein wohl für immer verborgen sind.

Ich werde einen Spaziergang nach dem Mars unternehmen, um mir endlich Gewißheit zu verschaffen, ob wirklich lebende Wesen jene großen Kanäle von Meer zu Meer ziehen, die unsere Neugierde hier so aufs Höchste spannen.

Ich werde dann auch Zeit haben, ganz genau darauf zu achten, was beim Nachbar Meier täglich zu Mittag gegessen wird und wie oft im Jahre die Frau Nachbarin mit einem neuen Kleide Staat macht.

Tief.

Von Paul Scheerbart.

(Berlin.)

Glatt und grau liegt vor mir — unter mir — das große Wasser, das endlos ist wie der Unsinn.

Schönes, großes Wasser, hast Du mich lieb?

Eine merkwürdige Gestalt kommt hinten aus Dir heraus und geht auf Dir — wie ein dicker Rentier auf'm Tanzboden geht — nach einer Bierreise!

„Gestalt, die Du da so unheimlich nahst, bist Du betrunken? Du gleitest ja immer aus! Geh vorsichtiger! Langsamer! Nicht mit beiden Füßen zugleich! Immer erst den linken und dann den rechten Fuß — oder umgekehrt!"

Die merkwürdige Gestalt, die ganz in einen weißen Mantel gehüllt ist, kommt wirklich näher, obgleich sie fortwährend ausglitscht.

Es muß ein seltsames Vergnügen sein, auf dem großen Wasser, das immer grau ist wie ein alter Sumpf, so mit Anstrengung herumzuglitschen.

„Mensch," rief ich, „wenn Du ein Mensch bist und deutsch verstehst, so sage mir, warum Du da so beängstigend auf dem großen Wasser herumschwankst. Betrunken bist Du nicht — sonst lägst Du längst auf der Nase."

„Es ist eben," versetzt der fortwährend ausgleitende junge Mann, „so furchtbar schwierig, hier zu gehen."

„Na, das merkt ein Pferd!" schrei ich ihm zu, „warum machst Du Dir denn die Mühe? Warum bist Du nicht zu Hause geblieben?"

„Ich will," hüstelt nun der köstliche junge Mann, „unter allen Umständen für »tief« gehalten werden."

Mir wird ganz eigen zu Mute. Ich verstehe dieses Individuum durchaus nicht. Die Quälerei soll für tief gehalten werden? Hat man nicht schon genug zu leiden? Soll man sich noch Extra-Wunden schlagen? Dem Kameel da unten geht's wohl wieder mal zu gut.

„Das Schwierigste ist das Tiefste!" flüstert der alberne Geck, „mir kann nichts schwierig genug sein. Mir gefällt übrigens der schlüpfrige Pfad ganz ausgezeichnet."

„Ach so!" brüll' ich nun, „Dir kommt's nur auf die Schlüpfrigkeit an! Mensch, Du bist wirklich tief!"

„Tief! Sehr tief!" stößt heiser — wie stets — das Gespenst hervor und glitscht weiter, als ginge es auf einem eingeseiften Walroß.

Es ist nicht mehr zum Ansehen.

Es ist zum Schießen!
Gleich muß der dumme Kerl auf der Nase liegen!
Das soll alles »tief« sein!
Es ist zum Schreien!
Schlacht ein Schwein!
Schlacht Dein zerbrochnes Nasenbein!
Das ist noch tiefer, das schmerzhafter ist.
Ich steige höher — in die hellen Wolken hinein.
Das ist wahrscheinlich nicht tief!
Aber ich glaube leider nicht daran, daß man weiterkommt, wenn man 'runterkommt.
Ich bin wohl zu vernünftig . . .
Ich kann's aber nicht ändern!
Ewig ausgleitendes Gespenst — Du bist mir schrecklich — wie ein Alp auf der Brust!
Fall doch!

Lautlose Lyrik.

Aus einer Anthologie der Zukunft.

Flimmern.

Neben mir steht ein Stuhl leer —	— — — — — — — — — — — — — — — — — —
halb beleuchtet von dem matten Schein der Lampe — halb im Schatten —	— —
— und wenn nun dort jene Frau säße, die du schon zu lieben meinst	— — — — — — — — — — — — — — welche Frau — — — — — — — — — — —

Ernst Schur.
(„Seht, es sind Schmerzen, an denen wir leiden.")

Im Carneval.

. . . .	. . . .

Wilhelm Arent.
(„Lebensphasen." S. 102.)

Gedicht.

\- - - - - - - - - - - -
\- - - - - - - - - - - -
\- - - - - - - - - - - -

. . .
. . .

! !
! !

Ernst Schur (a. a. O.).

Was uns in Deutschland fehlt.

Von Julius Knopf.

(Berlin.)

Ich war gestorben, ohne ärztliche Beihilfe. Tief unten lag ich in der dunklen, eisesstarren Erde. — Mich fror. — Ich schauerte zusammen, wie wenn ich eben einen Zeitungsroman gelesen hätte. Da — plötzlich — barst der Deckel meines Sarges. Eine zarte, linde Hand faßte mich, und ich ward emporgeführt zu lichten Höhen — höher, immer höher! Mir vergingen die Sinne . . .

Als ich wieder zum Bewußtsein kam, befand ich mich in einem großen, unendlich weiten Raum. Lebhaftes Geplauder, laute Deklamation drang an mein Ohr. Ich sah dichte Menschengruppen vor mir, doch ich erkannte niemand. Gleich Nebelflecken tanzte es mir vor den Augen. Allmählich aber schärfte sich mein Gesicht und — oh Himmel! — was sah ich? Schriftsteller und Dichter — große und kleine — vom göttlichen Goethe bis auf die himmlische Friederike Kempner aus Schlesien herunter. — — — Ich war auf dem Parnassus. — Versteht ihr, auf dem Parnassus war ich!!

Nun erkannte ich auch die mir zunächst Stehenden. Vor mir ein kräftiger, wohlbeleibter Mann, dessen feistes Gesicht von reichlicher Atzung zeugte. Eine gewaltige Glatze verschönerte den wuchtigen Kopf.

„Immer ran, immer ran, immer ran, meine Herrschaften,“ schrie die Glatze mit tönender Stimme. „Hier ist zu sehen das einzige, echte, wahre, deutsche Dichtgenie, unser Litteratur-„Hauptmann“! Und er begann Bücher zu verkaufen, die Leben, Werdegang und Familien- und Dichtungs-Verhältnisse des Angepriesenen enthielten.

Zwei Männer gehen vorbei, die den Hauptmann Mann verächtlich anschauen. Der eine groß, stattlich, mit weißem Bart, der andere kleiner, brünett, mit nicht geraden Hucke beinen.

„Mache!" brummt der Alte im Vorüberschlendern.

„Wo ist denn Ihre „Mutter Thiele", Adolfchen?" fragt der andere.

„Dort, sie geht Arm in Arm mit „Mutter Erde"." Und er zeigt auf zwei langsam dahinschreitende Damen. „Aber sie können sich doch nicht vertragen," seufzt er. „Denken Sie nur, Sie entlessingter Oskar, die „Mutter Erde" hat schon ihr silbernes Jubiläum hinter sich, während meine „Mutter Thiele" gar nicht älter werden will. Sie ist in eine Fall=Grube hineingeraten," meint er dumpf. —

Ein großer, wohlgewachsener, mit Weiberherzen knickendem Vollbart geschmückter Mann hat das gehört. Er sieht die beiden von oben bis unten an. „Morituri," murmelt er in seine Manneszierde. —

Er sagt noch einiges, aber ich kann's nicht verstehen, denn ein Terzett singt eben das schöne Lied: „Rieke, Rieke, wo mag das Mädchen sein?"

„Rieke — das Mädchen aus Breslau an der Oder, auch genannt: „der Schwan von Silesia" — kommt zum Vorschein, einen Goldschnittband Gedichte unter dem Arm. Ihre Locken fliegen, ihre Augen blitzen Verse.

„Laßt mich in Ruhe!" kreischt sie. „Mich kempnert gerade."

Und unbekümmert um die johlenden Sangesbrüder skandiert sie halblaut an den Fingern:

— ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡

— ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡ ◡ —

Verzückt lispelt sie: „O, das wird ein Epos, ein gewaltiges, das mich unsterblich machen wird."

„Mädchentraum," höhnt ein eigens aus München nach dem Parnassus gereister Rechtsanwalt. „Man muß sie wirklich noch „in Behandlung" geben."

Der Vollbart=Mann fängt das Wort auf. „In Behandlung?" sagt er verächtlich. „Ah, bah, keinen „Dreier" wert. Reicht nicht heran an meinen neuesten Sudersohn, den „Johannes". — Nicht wahr, Otto?" wendet er sich an seinen Begleiter, einen intelligent blickenden Kneifermenschen, um den verschiedene, noch gänzlich unaufgeführte „Dehmels" herum hofern. Otto nickt bestätigend.

Ein anderer Kneifermensch, mit einem träumerischen Märchenspielgesicht, deutet auf die beiden. „Jugendfreunde," erläutert er. Und dann, auf eine blonde Dame mit einer Simplizissimus=Frisur weisend, dekameront er weiter: „Auch eine Kollegin. Sie ist indes jetzt von der Bildfläche verschwunden und hält ganz ihren „Schnabelsky"."

Ein gebeugter Mann schreitet langsam daher. Seine leeren Taschen

zeugen, daß er ein „Opferlamm“ Thaliens ist, doch alle Hoffnung ist von seinem Antlitz nicht entschwunden. Auf die nächste Spielsaison hofft er, als gläubiger „Thomas“. Gierig späht er nach einem Schreiber, der zu den neu zu erfindenden Kostümen den nötigen Blödsinn zusammen-mann-städtet. Ein hastig dahin eilender Mann prallt mit ihm zusammen. — Ein Wink des Schicksals! Er hält ihn am Rockschoß fest.

„Mein lieber Detlev, auf ein Wort. Habe da kürzlich ein Gedicht über Sie gelesen:

„Von den Alpen bis zur Nordsee,
Von der Weichsel bis zum Rhein
Brachten funfzig Millionen
Ganze tausend Thaler ein.“

„Bei mir können Sie mehr verdienen, wenn Sie sich mit meinem Kostümschneider gut vertragen. Wie wär's mit 'ner Berliner Posse mit Jesang und Tanz?“

Detlev maß ihn verächtlich und setzte seine „Adjutantenritte“ leeren Magens fort. Der Direktor schüttelte sein Possenhaupt. „Unpraktischer Mensch, dieser Detlev! Wird's nie zu was bringen.“ — —

Wird's nie zu was bringen! — Blitzesschnell kam mir der Gedanke, daß ich wenigstens es zu etwas bringen könne, indem ich den Parnassus-Aufenthalt zu einigen Interviews benutzte. Flugs lief ich dem flinken Detlev nach, stellte ihn, zog Notizbuch und Bleistift hervor und interpellierte ihn:

„Was fehlt uns in Deutschland?“

„Geld!“ erwiderte er kalt lächelnd und verschwand.

Das war mir zu wenig für ein Feuilleton zu fünfzehn Pfennig die Zeile und ich überrumpelte daher meuchlings Wildenbruch mit dieser Frage. Der erwies sich weniger materiell.

„Kritiker, die meine Werke loben,“ war die Antwort des Hofdichters. Ähnlich äußerte sich Hauptmann, der sich mindestens „fünf Dutzend Schlenthers“ wünschte. Wolzogen erwiderte gar nichts, sondern schimpfte nur auf das „Lumpengesindel“ von Rezensenten.

Bescheidener erwies sich Hirschfeld, welcher — von Agnes Sorma-Jordan an der Hand geführt — in Deutschland die Klatscher vermißte und den Überschuß an Zischern nach Kiaotschau zu exportieren vorschlug. Agnes schwieg sich dazu aus.

Nun ging ich zu Oskar. Der sah mich groß an. „Was uns fehlt? fragen Sie. Was soll uns fehlen? Nichts fehlt uns. Meine Stücke werden vom Direktor des Lessingtheaters aufgeführt, das Publikum sieht sie sich Gott sei Dank an. Nu also!“

Als nun gar ein fünfzehnjähriger Dichter mir sagte, in Deutschland

fehle uns nur eines: ein Theater, das seine sämtlichen Werke aufführe — da hatte ich von den „Modernen“ genug. Ich schlug mich zu den „Klassikern“.

Weit hinten, am Ende des schier unermeßlichen Raumes, stand ein bleicher, hagerer Mann mit einer Schillernase. Also Schiller. Und Friedrich Schiller spricht leise, milde, zu Herzen gehend:

„Eine gerechte Verteilung des „Schillerpreises“ fehlt uns. So höre denn und künde es auf Erden: wenn Ihr wieder ausschauen werdet nach einem preiswürdigen Dichter, dann krönt mit dem Lorbeer nicht einen jener großen Dichter, deren Ruhm ihnen bereits goldene Früchte gebracht, nicht einen von denjenigen, welche auf dem Gipfel ihres Schaffens stehen und Gold und Glück ihr eigen nennen — nein, krönt einen, krönt mehrere von denen, die schaffend streben und nach Wahrheit ringen, welche nicht nach der Parteien Haß und Gunst in ihrem Denken und Weben sich richten, die nicht um eitel Gold den Musen dienen, sondern nur, um dem Wohle der Menschheit zu dienen. Krönt die jungen Talente, denen das Kapital ihres Geistes noch keine goldenen Zinsen eingetragen. Denn noch darben Eure jungen Dichter in Deutschland, wie ich einst gedarbt. —

„Krönt sie, auf daß es ihnen ein Ansporn sei, weiter fortzuschreiten auf der Bahn, welche sie sich vorgezeichnet! Laßt alle kleinlichen, parteiischen Rücksichten schwinden! — Krönt sie, denn nur so werdet Ihr meinen Manen gerecht werden!“

Nachdem ich mich von diesen, mit Pathos geschwäbelten Perioden ein wenig erholt hatte, beschloß ich, noch den anderen tüchtigen Kerl, den „von Goethe“ zu interviewen.

Die Excellenz sah mich mit ihrem durchdringenden Forscherblick an.

„Was uns in Deutschland fehlt?“ erwiderte Seine Excellenz, der Herr Staatsminister. „Schiffe — Schiffe — Schiffe!“

Einigermaßen enttäuscht wollte ich von dem lärmenden Parnassus wieder herniedersteigen auf die Erde, als mir ein blasser Mann mit braunem Haar in den Weg trat. Mein Spezialfreund, mein Gott.

Von ihm endlich würde ich die richtige Antwort erhalten.

„Herr Heine, was fehlt uns in Deutschland?“

„— — — Ein Heine . . . .“

P. C.

Skizze von Heinrich von Schullern.

(Salzburg.)

Aufrichtige Anteilnahme von seiten des Nicht-Litteraten ist allerdings sehr erwärmend für jeden Federmann.

Schließlich — hm — schreiben wir ja doch für das Publikum.

Natürlich! — Aber der Herr Fadinger — dessen Anteilnahme . . .

Unerhört; macht mich für das Thun und Lassen aller meiner Helden verantwortlich!

Die „Ich—Erzählungen" reißen ihn vollends aus der Contenance. Er lacht mit dem „Ich", er jammert mit dem „Ich", ganz je nachdem.

Übrigens giebt es viele solche Käuze. Unglaublich scheinbar, aber leider nicht zu ändern. Nicht los zu kriegen, in diesem Falle. Spricht mich immer an, verfolgt mich, freut sich mit mir, bedauert mich eben ganz — jenachdem.

Gerade jüngst ödete er mich wieder an: „Armer Herr Doktor! — Ich bin wohl nicht reich, aber sehen Sie, ich stehe allein in der Welt. Wenn ich Ihnen in Ihrer Verlegenheit . . ."

„Was denn arm, warum arm?!"

„Nun, schrieben Sie ja doch im „Modernen Kreuzfahrer", Sie seien dem finanziellen Ruine nahe?"

„Lieber Herr Fadinger, da bin ja nicht ich selbst gemeint. — Dichterische Phantasie. Haben Sie nie davon gehört?"

Trotzdem eine Woche später Glückwunschbeorgelung wegen bedeutender Erbschaft.

„Dichterische Phantasie, hören Sie:
Phan — ta — sie!"

— —

Kam da zur Abwechselung wieder eine Anthologie zur Welt. Kein Mensch interessiert sich für solch eine Geburt. Mein Gönner aber kauft und liest alles Gedruckte. Seine Nase betupfte demnach auch folgende, an sich hoch unschuldigen Sprünge meiner Feder:

Kein Ausweg.

Denk ich der sündigen Jugend
Und drückt mich Gewissenslast,
Bei meiner pedantischen Tugend
Wird mir das Leben verhaßt.

Denk ich der sündigen Jugend
Wie an ein Meer von Genuß,
So wird mir bei frostiger Tugend
Das Leben zum Überdruß.

Fadinger durchwimmelte eine peinigende Ungeduld. Er stürzte in meine Schreibhöhle und beschwor mich, keine Zeit zu verlieren. Eine reumütige Beichte. Einziger „Ausweg". Einzige Remedur meiner Seelenqualen. —

Damals schrie ich ihm das Wort „Phan — ta — sie" schier 366 mal in das Gehörorgan, für jeden Tag des kommenden Schaltjahres.

Wollte Ruhe haben.

Ich wußte mir nicht mehr zu helfen.

So erwachte denn in meinem sonst höchst gutmütigen Innern ein satanischer Plan. Im Feuilleton seines Leibblattes entstand die Figur des Herrn Fadinger, täuschend ähnlich. Nicht zu verkennen. Seine ekelhafte Borniertheit werde mir noch die ganze Schriftstellerei verleiden, stand da deutlich zu lesen.

Ich empfand anfangs etwas Reue ob der Kränkung. Eine Art Beklemmung, als ich ihn daher kommen sah. — Sinnestäuschung? Die gute Laune blähte sich in seinem Gesichte und von weitem winkte er: „Nein, nein, weiß schon. Nicht so ernst zu nehmen, dichterische Phantasie, ha ha, Phantasie!"

„Nicht alles, teurer Herr Fadinger, muß unbedingt Phantasie sein, vielleicht gerade in diesem Falle — nicht."

Genügend grob.

Er schrumpfte zusammen. Etwas überflüssige Feuchtigkeit in seinen Augen. „Also doch — hm — doch nicht immer," gröhlte er gedankenschwer. —

Bald darauf Geburtsfest meines spiritistischen Romanes „Tagebuch eines Verstorbenen". Das frei gewordene „Ich" erzählt die Schicksale nach dem Tode der Materie.

Herr Fadinger neuerdings mein Wohltäter. Er „kaufte" das Buch. Und zwar rasch, gleich, sofort. War noch gar nicht in der Auslage — offenbar. Denn in den Händen meiner Frau war tags darauf schon ein — Lorbeerkranz mit schwarzer Schleife und eine Karte, worauf zu lesen:

Melchior Fadinger,
Privatier.

In der Ecke aber die bedeutungsvollen Buchstaben

P. C.

Goliath, der Wiederauferstandene.

Biblische Burleske von Peter Hille.

(Berlin.)

„Was hast Du zu lachen?“

So Mammuth, deren besorgte Blicke dem Ungeheuren gefolgt waren, wie er hereingewankt kam und sich auf einem Sessel niederließ, wo er sich in haushohen Wogen eines unstillbaren Gelächters erging.

Endlich konnte er erzählen.

„Dieses kleine Volk der Wanderer, die Heroen: mit mir wollen sie kämpfen, mit Goliath, dem Sohn des Starken. Nein, wie putzig!“

Und heftiger flogen die grellroten Falten seines Balletröckchens vom Kriegerschurz.

„Nun, ich will ihnen den Gefallen thun und mich messen mit dem, den sie als den Stärksten mir entgegenzustellen haben.

Doch ich will's ihm leicht machen.

Er soll einen schnellen Tod finden.

Drehe, Mammuth!“

Und Mammuth drehte, daß die Funken nur so pfiffen von der bedächtigen Breite des Schwertes und der vorwitzigen Lanzenzunge.

So wirft der Steuermann bei West-Nord-West das Steuerrad herum, wie Mammuth nun die eilig steigende Kurbel des rauhwangigen Schleifsteins herniederdrückt. Er hatte sich die Braut zugeeignet, als sie eben ihrem Bräutigam zugeführt wurde und sich begnügt, diesem einmal von weitem mit seinem Speere zu drohen.

Der Tag brach an.

Wie ein Liebespaar auseinanderfährt vor der Stimme des Vaters, schieden Himmel und Erde aus ihrer verstörten Umarmung.

„Rüste mich, Mammuth!“

Und wie ein Kellner ringt im Schweiße seines Angesichts, bis er den Propfen einer spinnwebebehangenen Flasche erleichtert geboren, also zog Mammuth an Riemen und Spangen des festumwölbenden Panzers.

„Also einen Ochsen zu Mittag; nicht anbrennen lassen, hörst Du!“

Aufgelöst in Thränen wankt Mammuth zurück zum Lager ihres ungeheuren Wehs.

* * *

War das ein Blasen und Schmettern! Der glührote Morgenhimmel dichtete den Schlachtgesang, Fanfaren der Feindschaft ertönten wilder und wilder, immer höhnischer.

Trompeten schrieen sich heiser.

Hilflos wälzte Goliath seine ungeheuern nachdruckvollen Augäpfel.

„Ja, wo ist er denn, der Judenriese?

Das da?"

Und Goliath setzte sich fast nieder, um sich auslachen, um bequemer die Wehen seiner Ergötzung überstehen zu können.

Darob verfinsterte sich der Knabenblick vor ihm. Noch mehr zusammen zogen sich die Züge des entschlossenen Gesichtes. Die Sehne der Feindschaft spannte sich und das Auge der Schleuder ward leer und steckte bläulich wie das Auge eines Polyphem in des Riesen Stirn.

* * *

Wo war er? Nicht zu Bett? Hatte er getrunken? Und als er seine Stirne grübelnd rieb, fühlte er Nasses. Grau dämmerte das Morgenrot.

Nun sah Goliath auf seine Hand.

Das war ja Blut!

Und langsam, wie eben Riesen denken, entsann sich Goliath.

Der Knirps von vorhin!

Nun erhob er sich, denn in seinen mächtigen Eingeweiden grub der Hunger wild.

* * *

Goliath nähert sich dem Hause. „Was, Klageweiber, übernächtige Klageweiber?" Und er reckt die Zunge den umgehenden Gassenjungen.

Die Hals über Kopf davon, Tücher und Zwiebel lassen sie im Stich.

Dann überfällt ihn Angst.

Sollte —

„Mammuth, Mammuth!"

Und sie fährt empor von ihrem Lager, auf das ein kurzer, heißer Schlummer nach den Anstrengungen ihres Wehs und Jammers sie geworfen.

„Hilfe, sein Geist!"

„Närrchen, keine Spur von Geist.

Ich bin's, Dein Goliath.

Aber nun balli, Weib, ich bin hin!

Zwei Hammel, den Ochsen!"

„Du lebst, und wir wollten Dich wieder holen lassen. Diesmal mit vier Ochsen.

Zwei sind schon unter Dir zusammengebrochen."

„Ach so, darum auch war mir's mal so, als ob etwas an mir herumgefuhrwerkt hätte.

Aber nun balli, Weib, balli!"

* * *

Noch lange sprach man von Goliath, dem Widerauferstandenen.

Aber auch die Stärke findet ihren Sieger, und der heißt Zeit.

Als er nun hoch zu Jahren gekommen, und es nicht mehr so recht gehen wollte mit den Feldzügen, da that Goliath, der Veteran, eine Schenke auf, die erste im Lande. Er nannte sie „Zum blauen Kieselstein“, und thronte wie ein zufriedener Götze hinter dem Schenktisch, und nur wenn er dem Gaste vorn an der Thür den trockenroten Becher füllte, mußte er sich etwas vornüber neigen.

Dann erzählte er von seinen Fahrten und Thaten, und so ward seine Jugend wieder lebendig, und seine Gäste ehrten und liebten ihn.

Am liebsten aber sprach Goliath vom kleinen David, der dann ein so großer König geworden. Und ein sanftes Lächeln ging über seine ungeheuren Züge; seine noch immer wie eine frische Wunde wildroten Lippen wurden wilder, wenn er mit leiser, zärtlicher Stimme lispelte:

„So'n kleiner Knirps! Hätte mich beinah totgemacht!“

Aus meiner Autographenmappe.

Mitgeteilt von Oscar Linke.

(Berlin.)

Kronprinzenlied von Richard Dehmel.

„Was wollt ihr kleinen Dingerlein?“
Zum vierten und fünften Fingerlein
Sprach so der dritte
Stolz in der Mitte.
Der zweite aber sah sich stumm
Zur andern Nachbarseite um.

„Was wir wollen? Was wir wollen?
Einen Kaiser wir haben wollen!“ —
Da rief der Daumen wie Donnergrollen:

Ein jeder von euch
Gleichzeitig sich beug',
Ich über euch!
Nun sind wir eine Faust! — Wohlan,
Wen's juckt nach Prügeln, der komm' heran!

Pierrot lunaire von A. Giraud-Otto Erich Hartleben.

In dem weißen Narrenkleide
Steht Pierrot auf seiner Bühne;
Rosenfrische, junge Mädchen
Lauschen seinen tollen Scherzen.

Und die Holden ahnen nimmer,
Daß er Sinnbild nur des Todes —
In dem weißen Narrenkleide
Steht Pierrot auf seiner Bühne.

Plötzlich weist sein frecher Finger
Auf des Lebens roten Urquell;
Kreischend, eine Schar von Tauben,
Fliehn sie; doch des Todes Sinnbild —
Steht Pierrot auf seiner Bühne.

Die gebratene Taube von Paul Scheerbart.

Eine gebratene Taube hatte sich aus dem Schlaraffenlande verirrt.

Wohin? Auf diese jammerhaft gebrechliche Erde.

Da sah sie einen Reichen vor einer Pfütze bei der Rousseau-Insel stehen.

Er gähnte.

Und sie flog in den gähnenden Mund hinein.

Und voll Schauder flog sie wieder hinaus.

Aber nicht durch den gähnenden Mund . . .

Wieder sah sie einen Armen halb verhungert sich krümmen.

Da flog sie in ihn hinein.

Aber bei ihm kam sie wieder zum Munde empor . . .

Als sie sich glücklich wieder ins Schlaraffenland hineingefunden hatte, sang sie und tanzte dazu:

Es giebt ja keine Kinder mehr,
Es giebt ja keine Kinder mehr!

Und sie tanzte wahnsinnstoll, bis der gebratene, knusprige Schwanz abbrach, und sie rückenmarksfrank wurde.

Da — lag sie — — auf dem — — — Rücken . . .

Hahahahali

Von deutscher Art und Kunst.

Berliner Ausstellungswesen. Die räumlichen Verhältnisse der Wereschagin-Ausstellung im alten Reichstag und jüngst der Böcklin-Ausstellung in der Kgl. Akademie der Künste haben das Projekt eines noch einfacheren Verfahrens gezeitigt. Man wird das nächste Mal die Bilder gar nicht mehr aus ihren Kisten herausschrauben, sondern nur die Deckel abnehmen und dann immer zwei und zwei Kisten (mit den offenen Seiten nach innen) schräg gegeneinander lehnen, in der Art, wie man Kartenhäuser zu stellen pflegt. Das Publikum wird dann an einem Ende in die Kisten hineingelassen, wobei es von Kiste zu Kiste durch geschickt angebrachte Tafeln darauf aufmerksam zu machen ist, auf welche Weise die jeweilige Passage am vorteilhaftesten zu bewerkstelligen sei. So hätte man zwischen „Sommertag" und „Pan erschreckt einen Hirten" eine dem Schwimmen auf dem Rücken analoge

Vorwärtsbewegung vorschreiben müssen, während vor den Kisten „Pan im Schilf" und „Quellnymphe" zwei Tafeln „Bitte bücken!" und „Man bittet, die Helme abzunehmen!" vollständig genügt haben dürften. Da jeder Korridor auf diese Weise in eine Gemäldeausstellung zu verwandeln ist, kann auch das Eintrittsgeld herabgesetzt werden, sodaß allen Interessen aufs Beste gedient sein wird.

Berlin. Christian Morgenstern.

Drei Rezepte. 1. Mische milchblassen Neid mit nächtlichem Strebertum, und koche das Ganze in Bierdunst, so hast Du die Speise des Philisters.

2. Mische das Lächeln der Verbindlichkeit mit schwarz-weiß-rotem Hurra! und serviere mit einem dünnen Thee aus moralischen Zweifelblättern, so hast Du die Speise des Durchschnittsmenschen.

3. Mische die Weisheit mit der Liebe, und tränke das Ganze in Qualen, so hast Du die Speise des Genies!

Halle a. S. Hans Bethge.

Ein neues Werk von Otto Erich Hartleben wurde kürzlich einem eigens dazu geladenen Kreise seiner Verehrer vorgelegt. Es ist ein vollständiger Vierzeiler im Versmaße Andreas Scheffiers, kreuzweise gereimt. Die Buchstabenzahl beträgt, wie bei dieser Gelegenheit festgestellt wurde, 137, wobei ch und ck als Einheiten gerechnet sind. Das Papier ist Büttenpapier — selbstverständlich ohne Wasserzeichen! — Die Tinte kornblaue Eisengallustinte. Die Schriftzüge mit dem bekannten steilen Duktus lassen keinerlei Müdigkeit der Hand erkennen, obgleich die Dichtung, wie man erfährt, das Ergebnis von 22¹/₂ Arbeitstagen des vielbeschäftigten Dichters ist. Ein bekanntes Münchener Blatt hat sich sofort nach Bekanntwerden der Thatsache telegraphisch um das Recht des ersten Abdrucks beworben. Eine neue Arbeit ähnlicher Art dürfte voraussichtlich schon gegen Ostern fertig vorliegen. i. e.

In Ostpreußen hat sich unter dem Vorsitz der Johanna Ambrosius ein litterarischer Verein deutscher Bäuerinnen gebildet, dessen Mitglieder nur dichtende Bäuerinnen sein dürfen, oder solche Dichterinnen, die bereits in Küche und Stall, auf dem Felde und in der Scheune gearbeitet haben. Für diesen neuen Verein interessieren sich namentlich auch die Damen der hohen Aristokratie. Eine süddeutsche Prinzessin und eine Großherzogin haben bereits einen Unterstützungsfonds notleidender Dichter-Bäuerinnen begründet, der schon jetzt die Summe von Mk. 3,50 überschritten hat. Sie sind als Ehrenmitglieder in den Verein unter dem Namen „Förderinnen der Kunst und des Bauernstandes" aufgenommen worden. Ehrenpräsident des Vereins ist Prof. Karl Schrattenthal. Der Verein tagt jeden zweiten Sonntag Nachmittag.

Gerhart Hauptmann ist mit der Vollendung eines Hohenzollern-Dramas aus der Zeit des Kurfürsten Johann Cicero beschäftigt. Herr Dr. Paul Schlenther hat bereits die Quellen dazu gefunden.

Herr Georg Hirschfeld hat seinem erfolggekrönten Schauspiel „Agnes Jordan", wie wir erfahren, einen 6. Akt hinzugedichtet, in welchem die Ereignisse des letzten Jahres im Hause Jordan nachgetragen werden. Im Januar jedes folgenden Jahres erscheint ein neuer Akt, welcher einen gedrängten, aber streng realistischen Jahresbericht bringt. „Agnes Jordan" soll des jungen Dichters „Faust" werden, der ja auch Goethe sein ganzes Leben lang beschäftigt hat.

Ernst von Wildenbruch soll ein Drama im Ibsen'schen Stile „Herr Ägir der Einzige" planen. Doch hat er noch nicht die Genehmigung des Kaisers erhalten. Sollte es in diesem besonderen Falle nicht näher liegen, die Autorisation des nordischen Meergottes selber einzu-

holen? Das Drama ist als Vorspiel der nächsten großen Staatsaktion gedacht.

Der Revolutions-Nachreisende Conrad Alberti beklagt sich bei der Redaktion des Berliner Lokal-Anzeigers über den programmwidrigen Verlauf aller Revolutionen, zu denen man ihn schickt. Wenn er ankommt, ist es immer gerade aus. Da soll mal einer auf der Höhe unseres Depeschen-Saals bleiben!

Stoßseufzer eines Theaterdirektors. O, wie glücklich sind doch diese Konzertagenten und Sänger! Sie brauchen ihren Kritikern nur eine lumpige Geldsumme zu schicken und können dabei noch etwas lernen. Aber wir müssen die Stücke der Kritiker und ihrer Freunde aufführen! Das ist viel kostspieliger und bringt uns auf den Hund.

Über die Liliencron-Stiftung kursieren allerlei falsche Gerüchte in der deutschen Presse und im Publikum. Es wird uns bestimmt versichert, daß die Summe von 20 Rmk. längst überschritten sei. Daß tendenziöse Falschmeldungen vorlagen, konnte sich jeder Verständige von vornherein sagen. Wir können heute als verbürgt mitteilen, daß der Berliner Bankier Mendelssohn-Bartholdy allein 5 Rmk. gezeichnet hat. Reichliche Gaben flossen auch von anderen Seiten: Prof. Max Liebermann hat 3,50 Rmk., Gerhart Hauptmann aus Freude über den Erfolg seiner „Versunkenen Glocke" 2,75 Rmk. gestiftet; der „Verein zur Förderung der Kunst" hat 2,20 Rmk. beigesteuert. Übrigens ist die Sammlung noch nicht abgeschlossen und alle Bemerkungen darüber sind, weil verfrüht, einstweilen überflüssig.

Umfragen. Der jugendliche *Freiherr von Münchhausen* hat, wie bekannt, vor einiger Zeit *Gedichte Richard Dehmels* bei der Staatsanwaltschaft denunziert. Daraufhin hat Dehmels Freund und Lyrik-Genosse Otto Julius Bierbaum eine Umfrage angestellt über die Berechtigung der litterarischen Denunziation im allgemeinen und Richard Dehmel im besonderen. Dieser Umfrage begegnete Münchhausen mit einer zweiten Umfrage über Richard Dehmel im allgemeinen und die Berechtigung der Denunziation solcher Dichter im besonderen. Nun will wieder, wie wir mitgeteilt erhalten, Otto Julius Bierbaum eine neue Umfrage veranstalten über die Berechtigung des Freiherrn von Münchhausen überhaupt zu solchen Umfragen, worauf aber dieser sofort eine neue Umfrage vorbereiten wird. Das gesammelte Material, zu dem hervorragende jüngere Lyriker wie Franz Evers, Christian Morgenstern, Max Dautenthey und andere beigesteuert haben, wird später in einer gemeinsamen Broschüre veröffentlicht werden. Als Redakteur und Herausgeber derselben ist Herr Dr. Richard Dehmel gewonnen. L. B.

Die Muse und ihr Anhang.

Lauf der Welt.

Schreit nur ein Esel laut J—a,
Sind gleich die andern Esel da;
Sie hören's an der Stimme Ton:
's ist einer von ihrer Nation.
Er spricht so verständlich, so populär!
Dem Publikum gefällt er sehr,
Denn in zierliche Worte kleidet er bald
Des J—as ganzen Gedankengehalt.

Das liebe Eselspublikum
Hängt einen Lorbeerkranz ihm um,
Die Eselsrezensentenschar
Ist hochbegeistert ganz und gar.
Sie lobt es täglich, sie lobt es enorm:
„Er giebt Gedanken in Pillenform,
„Man kann sie gleich schlucken, braucht nicht zu kauen,
„Auch sind sie vorzüglich zu verdauen."

Tritt aber ein Größrer hervor,
Dem gänzlich fehlt das Eselsohr,
Dessen Eigenart und Feinheit
Verschmäht die glatte Allgemeinheit,
Der neues Futter auf jungem Boden
Gebaut, den er erst mußte roden —
Der wird verlacht, verhöhnt und — vergessen,
Von seinem Futter will keiner fressen.

Doch ist der Gute zehn Jahr tot,
Dann kommt die Sache gleich ins Lot!
Sein Futter ist nun anerkannt
Bei allen Eseln rings im Land.
Die haben's sogar beinah vergessen,
Daß sie je etwas andres gefressen,
Und daß man ein herrlich Denkmal ihm weiht,
Erkennt jeder Esel als Schuldigkeit.

Coburg. A. Berger.

Die neue Muse.

He, alte Muse, wieder aufgewacht?
Was? Reckst du wirklich deine steifen Glieder?
Der Teufel auch! Wer hätte das gedacht,
Daß es mit dir noch einmal würde wieder.

Doch halt, mein Schatz, wo blieb dein süß Gesicht?
Wer hat die alten Züge dir genommen?
So schrecklich starr sahst du doch früher nicht?
Seit wann hast du denn Schlangenhaar bekommen?

Die dürren Hände, diese Nägel hier —
Sind das die Arme, die mich einst umfingen?
Und Krallen an den Füßen? — Weg von mir!
Ich glaub, du willst mir gar ins Antlitz springen!

Und deine Stimme — huh! Welch Mißgetön!
Was johlst du da in scheußlichen Akkorden?
Hör auf! Bei Gott! Du sangst ja niemals schön,
Doch unerträglich ist es jetzt geworden.

Herr, töte wiederum in heil'gem Grimm
Dies Ungetüm der neuerwachten Muse!"

*

Da scholl vom Himmel höhnend eine Stimm':
Geh hin, du Narr! Und freie die Meduse!

Leipzig. Herm. Anders Krüger.

Dichter- und Weiberlaunen.

Launenhaft, so sind sie, unsre Dichter,
Wie die Weiber! Hole sie der Teufel!"—

„Kinderchen, ihr sollt nicht vorschnell richten!
Mir erscheint des Dichters Weiberlaune
Nur beklagenswert und sehr begreiflich.
Denn es muß der arme Dichter alle
Lasten tragen, die ein Weib bedrücken.
Sprecht mir nicht vom Glück des Musenkusses!
Schweigt der Dichter einmal mit der Muse,
Wer von beiden hat es dann zu büßen?
Wer? Die Muse etwa? Ei, die Muse
Geht hervor aus solchen Schäferstunden
Stets mit tadelloser, schlanker Taille,
Während sich alsbald beim armen Dichter
Uebelkeiten, krankhafte Gelüste,
Die bekannten schlimmen Boten, melden;
Und er duldet, wie die armen Frauen,
Jene Boten um der Botschaft willen.
Drum, ich bitt' euch innig: gebt Champagner
Oder Rheinwein oder auch Burgunder,
Wenn er solchen trinken mag, dem Dichter,
Will er Austern essen, gebt ihm Austern,
Denkt nichts Böses von ihm, so er etwa
Junge, wohlgebildete Personen
Schauen möchte, denkt an seinen Zustand!
Auch der lieben, hoffnungsvollen Frauen
Eitle Launen, wunderliche Wünsche
Nimmt man hin mit Nachsicht und Ergebung —
Also merket, teure Freund' und Gönner,
Werdet nie zu schonungslosen Richtern
An den jungen, hoffnungsvollen Dichtern!"

Dresden. Königsbrun-Schaup.

„Ein schöpferischer Kritiker."

Wie Gott der Herr im Anbeginn
Die Welt aus Nichts erschaffen,
So läßt ein Nichts sein günst'ger Sinn
Als Wunder uns begaffen.
Doch wenn ein Werk ihm nicht genehm,
So macht er es zu Schanden,
Und was ihm irgend unbequem,
Ist nicht für ihn vorhanden.

München. Martin Greif.

Die Flügelkuh.

Mein Flügelrößlein hatte Kraft und Schwung
Und nahm doch mit magerem Futter vorlieb,
Es that mit mir manch guten Sprung
Und nie braucht' ich Sporn oder Gertenhieb;
In der tollsten Hitze, im grimmigsten Frost,
Bei zuckendem Blitze und Donnerschlägen,
Bei Hagel und Sturm, in Schnee und Regen
Trabt es seine Straßen getrost,
Und wir wären wohl heute
Längst schon am Ziel,
— Denn wahrlich, es fehlte nicht viel —
Da gerieten wir aber, nicht weit von Sachsen,
Auf das endlose Moor, das vermaledeite,

Wo die Familienblätter wachsen,
Wo der blecherne Kohl wird gebaut,
Den der deutsche Michael so gut verdaut.
Wir waten schon Jahr und Tag und waten
Und sind immer tiefer in den Kohl geraten.
Oh Graus! Da dicht vor uns faucht
Und schnaubt es und plötzlich enttaucht
Dem Kohle die schreckliche Flügelkuh,
Brüllt uns entgegen ein zorniges „Muh"
Aus weit klaffendem Nilpferdrachen
Und ihre blöden Glotzaugen beginnen zu funkeln.
Sumpfgänse flattern schnatternd auf und verdunkeln
Die Sonne. Eins ist zum Lachen:
Auf dem gigantischen Rückenhügel
Trägt die Kuh zwei winzige Mückenflügel.
Aber das Uebrige, das noch zu schauen,
Möcht' ich nicht schildern schwangeren Frauen.
Um den ganzen gewaltigen Bauch
Des Scheusals geht das Euter; an der Zitzen Schlauch,
Gleich Riesenegeln, hangen,
Oder gleich dicken Schlangen,
Geschwollene blaue Strümpfe.
Und siehe! Mein Roß, das nie
Gescheut vor Mensch oder Vieh,
Das auch durch manche Sümpfe
Schon tapfer gewatet, auf einmal wird's dumm
Und scheut und wirft sich herum!
Die Sumpfgänse schnattern und flattern, dazu
Brüllt von neuem die Flügelkuh
Und senkt die schwarzen Hörner zum Stoß
Gegen mein braves Flügelroß.
Da faßt mich selber ein Todesschreck,
Ich lasse die Zügel und fall' in den Dreck.
Und da liege ich mit anderen Dichternamen —
Apollo helfe mir gnädig weiter! Amen.

Dresden. Königsbrun-Schaup.

Stachelreime.

Die soziale Frage.

Habt auf die kleinen Leute acht,
Damit in der Gemeinde Friede.
Der Kette Stärke mißt du ja
Doch auch nur nach dem schwächsten Gliede.

Ordnungsstützen.

Die im Getümmel wild nach Ruhe schrei'n
Und wütend fahnden auf die Volksvergifter, —
Sperrt mir zuerst die Ordnungsstützen ein,
Denn ihr habt Ruh, habt ihr die Ordnungsstifter!

Der Pechvogel.

Mein Vetter Franz, ein herzensguter Knabe,
War bei den Frauen stets ein Unglücksrabe.
Die erste Liebe ist ihm früh verstorben,
Die zweite falsch und ungetreu verdorben.
Und wen's mal hat, den packt das Unglück rauh, —
Die dritte gar, die wurde seine Frau.

Arbeitsteilung.

Wie richtig hier doch einem jeden
Die Pflichten zugeteilet sind:
Der eine hält die edlen Reden,
Der andre schlägt sie in den Wind.

Skepsis.

Wenn am Geburtstag mir die Gäste
Vom Schönen wünschen eine Last,
So hoff' ich immer auf das Beste
Und bin aufs Schlimmste stets gefaßt.

Etikettensorgen.

Wie stolz der Mensch an des Jahrhunderts
Wende,
Wenn nicht der Zweifel packt ihn an den
Ohren,
Welch Beiwort er dem lieben Nächsten spende:
Ob wohl-, ob hochwohl- oder hochgeboren?

Auf der Suche nach Bekanntschaften.

Man macht sich bekannt mit Paul und mit
Peter,
Mit Cajus und Cnejus dann früh oder
später.
Nach Konnexionen ein ewiges Rennen —
Nur schade — sich selber lernt man nicht
kennen.

Der herzensgute Freund.

Er sagt, daß er mein Unrecht sehe,
Und schweigt auch nimmer drüber still.
Er thut mir ganz unendlich wehe,
Weil er unendlich wohl mir will.

Dem Schüchternen.

Du schwankst und zagst noch immer, hüllst dich in Skrupeln ein.
Es fließt still — unbeachtet — viel Wasser durch den Rhein.
Greif zu, du Thor, sei mannhaft! Das frische Weib ist dein. —
Denn edelste Entsagung wird sie dir nie verzeihn.

Steglitz. Hugo Böttger.

Plebi.

Daß nicht der „Leute" Urteil dich bedränge,
Die über alles, was sie nicht verstehn,
— Das ist die dümmste Art der dummen Menge —,
Mit fadem Witz und weiser Miene schmähn.
Strebst du hinaus aus der gewohnten Enge,
So wirst du niemand mit dir wandeln sehn.
Erst wenn sie fault, die Frucht, die du getragen,
Dann ist sie passend für des Pöbels Magen.

Bremen. R. Schröder.

Auf einen jungen Streber.

In zwanzig Jahren schon vielleicht
Hast du den Titel und den Orden,
Hast Ehre, Geld und Macht erreicht....
Du selbst jedoch — bist nichts geworden!

Einer Tänzerin ins Album.

Es ist nicht alles Gold, was glänzt,
Nicht stets Verdienst, was Lorbeer kränzt,
Nicht alles gut, was Recht,
Und, scheint's auch so,
Nicht immer alles echt,
Was im Tricot!

Leipzig. Rudolf Hirschberg.

Sturm.

Sturm! komme Sturm heraufgezogen,
Daß alle Feigenblätter fliegen.
Es wird noch viel zu viel gelogen!
Es wird noch viel zu viel verschwiegen!

Leipzig. Anna Treuenfels.

◆

Ein Ritter ohne Heim und Schwert,
Ein Ritter ohne Schild und Lanze
Ist keinen Heller wert.
Durchs bloße Hemd sticht jede Wanze.

Bremen. Alfred Walter.

◆

Gemeinplatz!

Ich lobe mir die Freiheit auf den Gassen,
Jedoch das Weib soll man zu Hause lassen!

Berlin. Paul Scheerbart.

◆

Mitleid.

Alle Vögel läßt man frei
In der Weiten schönster Zone,
Käfigt nur den Papagei, —
Seiner Menschenstimm' zum Lohne?

Königsberg i. Pr. Ludwig Goldstein.

◆

Einem Dichter.

Du läufst nach Sieg mit wunden Sohlen,
Von heisern Rufen wild umjohlt.
Du wolltest alle überholen,
Und hast — — Dich selbst nur überholt.

Berlin.

Sieg der Epigonen.

Ihr habt den Sieg davon getragen,
Jetzt feiert Feste, doch gesteht:
Leicht ist's, dem Feind aufs Haupt zu schlagen,
Wenn man auf seinen Schultern steht.

Josef Adolf Bondy.

◆

Einem neuen Wochenblatt.

An Ludwig Fuldas neustes Bühnenspiel
Erinnert lebhaft Euer ganzes Streben:
Es ist, so scheint es, Euer einzig Ziel,
Die Zahl der „Jugendfreunde" noch zu heben.

J. E—r.

◆

Theologisches.

Er schwärmte für Vogt und für Häckel,
Es war ihm das Dogma zum Ekel.
Jetzt handelt's um Amt sich und Nahrung,
Schwupp, kommt auch die — Herzens-
erfahrung.

Psychologisches.

Hat einer, der sich als Genie gebärdet,
Sein Renommee unvorsichtig gefährdet,
Dann mystifiziert er die Dummheit gewandt:
„Bin ich nicht ein guter Komödiant?"

◆

Zoologisches.

Da stehen sie zusammen
Und sagen: „Ei, ei, ei!
Der Atheismus taugt uns,
Doch Nietzsche ist zu frei."

Ja ja, ihr Biedermänner,
Es lehrt die Zoologie,
Man müsse unterscheiden
Das wilde und zahme Vieh.

München. Hans Fischach.

Moderne Spruchweisheit.

Meine Stiefel drücken mit einemmale so unmenschlich.

Ernst Schur.

Menschen, Menschen! — O wie bodenlos dumm Ihr seid! — Ist Euch die Sonne nicht Predigt genug. — Und der alte, bleiche Wüstling Mond, — Der Euch des Nachts quält; — Mußtet Ihr Uhren erfinden? — Die boshaften Tick-tack-Trotteln — Die galligen Klageweiber? — So empört Euch doch; macht sie doch stumm, — Mit der ewigen Gardinenpauke! — So schlagt sie doch kurz und klein! — Die überblöden Hausweiber, — Die frechen aufdringlichen Wanduhren.

Karl von Levetzow.

Zwei eherne Lippen schweben über der Welt als Urgebirge träumend hingestellt — Der Wollust ewiger Mund ist mein Denkstein.

Alfred Mombert.

O du mein Gott, wie ist mir so grau, ich werde baufällig, ich werde Schutt.
Ach ich zerbröckle, ich werde Schutt.

Fritz Cassirer.

Aus Überlegung — unüberlegt, — Das ist die wahrste Überlegenheit. — In den Tag hinein! — Mit Recht: — Weil wir die Nacht getrunken. — Die zweite Erkenntnis.

Auch jene, die das Sonderbare — In sich tragen, — Besitzen es nicht so, — Wie die Ganzgewöhnlichen — Ihr Eigentum. — Sie können nur ahnen. — Aber wahrlich! — Jenes Besitzen — Und dieses Ahnen!

Karl von Levetzow.

Ich soll vergessen? — weißt du, was das heißt?
Ich brech' ein Stück aus meiner Stirn' . . . es zuckt . . .
Noch will's nicht sterben — — nun, dann Herzblut her! . . .
Die Weste auf! . . . wie's zischt! . . . Stück Stirn hinein! —

Karl Maria.

Aus Martin Böheimers Leben.

Hundstagsidyllen von Gustav Morgenstern.

(Leipzig.)

I.

Proömium.

Martin Böheimer singt:

Wär eine zerrissene Hose
Beweis für Dichtergenie,
dann wär ich der langersehnte
Heiland der Poesie.

Und zeigten befleckte Röcke
den großen Maler an,
dann wäre Böcklin ein Stümper
und ich der kommende Mann.

Und wäre pfeifendes Husten
die Zukunftsmelodie —
am Ende bin ich gar noch
dreifaches Urgenie!

II.

Wie Martin Böheimer-Pascha eine Lieblingssklavin verabschiedet.

Martin Böheimer hatte wieder einmal eine Königin vom Throne gestoßen.

Die Guitarre im Schoße hockte er im Grase und blinzelte zu Suleika empor, die am Kirschbaume lehnte und verwundert ihrem Pascha zusah, wie er leise klimperte und spöttisch die Mundwinkel verzog.

„Schöne und geliebte Dame," hatte er gesagt, „Ihr seid entlassen." Kling — klang. „Seht, es giebt viele Paschas im großen Vaterlande der Deutschen." Kling — klang. „Ich, Böheimer Pascha, hab Euch erkannt und durchschaut, und nichts ist mir mehr fremd, was in Eurer Seele Raum hat. Was soll ich nun ihre Heimlichkeiten noch weiter durchforschen?"

Darauf hatte er mehrere Akkorde angeschlagen und lange geschwiegen.

Suleika hatte eine Weile Böheimers Gebahren stumm zugesehen. Nun ließ sie traurig ihre Blicke über die grüne Lochhamer Wiese schweifen, die ihre Gräslein spöttisch emporrichtete. Endlich wollte sie reden.

Als sie aber kaum das kleine Wort: ich — ausgesprochen, da sprang der Pascha auf, ging, auf der Guitarre präludierend, ein paar Schritte rückwärts, verbeugte sich feierlich und hub an zu singen. Seine Stimme klang leise und war zierlich wie seine Verbeugung.

Er sang:

> Ich zog, ein Kind, nach Liebe aus
> und klopfte hier und da;
> doch immer schaut die Magd heraus:
> „Madame ist leider nicht zuhaus“ —
> der Narr stand da!

Und Martin Böheimer stand hochaufgerichtet da und schaute Suleika an, die über seinem Blicke das Reden vergaß.

Dann machte er mit rascher Bewegung rechtsumkehrt und schritt militärisch stramm seiner Hütte zu, während er auf der Guitarre ein lustiges Marschlied spielte.

Suleika sah, wie er ruhig in seine Hütte hineinschritt. Da wußte sie, daß sie entlassen war und ging langsam über die grüne Lochhamer Wiese von der Hütte weg, in der sie nun nichts mehr zu suchen hatte.

Martin Böheimer aber saß am Fenster und klimperte hinter ihr drein, und seine Seele war ruhig und still wie ein Weiher im Walde.

III.

Martin und Marietta.

Martin Böheimer lag auf der Wiese im Schatten des Kirschbaums am Flusse. Er sah von seinen nackten Füßen über die grüne Wiese hinweg und in den blauen Himmel hinein. Hinter ihm rauschte der Fluß in das Vogelgezwitscher.

„Mein lieber Fluß, du lachst so spöttisch,“ sagte Martin vor sich hin, „mein lieber Freund, du ärgest mich.“ Dann reckte er seine beiden Arme, die mit schneeweißen Hemdärmeln bekleidet waren, in die Höhe und schlug bald darauf mit den flachen Händen klatschend ins grüne Gras.

„Marietta!“ rief er, „Marietta! Wach auf! Ich hab eine große Weisheit gefunden.“

Das Mädchen, das neben Martin lag, zog die Beine empor, sodaß die weißen Kniee unter dem roten Röckchen hervorsahen. „Ja,“ antwortete sie, während sie sich mit den Handrücken über die Augen fuhr.

„Die Welt ist ein Jammerthal, Marietta!“ sagte Martin feierlich, „und ich bin sehr unglücklich.“

„Nein, du bist ein Esel,“ antwortete das Mädchen ruhig, „und die Welt ist schön.“

Da stand Martin auf, lehnte sich an den Kirschbaum, und sagte, während er still sinnend in den Fluß blickte: „Du bist eine Philosophin, und ich bin ein Philosoph. Das ist ein großer Unterschied. Aber denke, Marietta, daß ich alle meine Lieblingssklavinnen unter diesem Baume verabschiedet habe, während der Fluß rauschte und die Gräser kicherten.“

„Du bist ein Esel,“ wiederholte Marietta ruhig und streckte sich im Grase aus.

Da löste Martin seinen Gurt und bald war ein Adam aus ihm geworden, der langsam zum Ufer schritt. „Warte, du verfluchter Fluß,“ rief er, „dir werd' ich gleich das freche Rauschen vertreiben.“ Und plumps sprang es ins Wasser und schlug in die Flut, daß es klatschte. Aus dem Klatschen heraus aber tönte seine lustige Stimme „Und die Welt ist doch ein Jammerthal, Fräulein Philosoph.“

Jetzt verlor Marietta die gleichmäßige Ruhe ihrer Seele. Schnell sprang sie auf. Ihr roter Rock lag bald im Gras und schnell lief eine kleine Eva über die Gräser, die nicht wußten wie ihnen geschah. „Da, Herr Philosoph!" Sie warf ihre ganze Fülle in den Fluß und dem Philosophen des Jammers in die offnen Arme, daß er hintenüber ins Wasser platschte.

Und es begann ein Kreischen, Lachen, Klatschen, ein Patschen, daß die Natur erschrocken den Atem anhielt.

Drüben auf dem Felde aber hielt Bauer Sepp seine Pferde an, legte die Hände über die Augen und sah das spritzende Wasser und die Arme, wie sie in der Sonne aufleuchteten. Dann trieb er seine Rosse weiter und brummte: „Stadtvolk, verfliztes!"

Allerlei Ein- und Ausfälle.

Aphorismen.

Von Hugo Oswald (München).

Die meisten Menschen sitzen auf dem Leben wie ein eingeschlafener Kutscher auf seinem Bocke. Daß sie dann unter die Räder kommen, ist doch kein Wunder.

*

Wo sich die Rhetorik zeigt, ist der Gedanke soeben abgetreten.

*

Es bröckelt etwas ab zur Zeit von unserer Weltanschauung. Das ist Thatsache. Nur weiß man noch nicht, was abbröckelt. Jede Hoffnung sieht etwas anderes sich aufgeben.

*

Aus Woher und Wohin ist die Nabelschnur gedreht, die uns mit der Welt verbindet.

*

Liebe — der Durst nach einem Geheimnis.

*

Das moderne Weib fängt da an, wo ihre schwarzen Strümpfe aufhören.

*

Das Wunder ist das Ding, das erst alle sogenannten Naturgesetze auf die Beine gebracht hat.

*

Man hat an dem Wunder, diesem eckigsten Dinge von der Welt, so lange herumgegriffen, bis es so rund geworden ist, daß wir es heute kaum mehr packen können.

*

Man wird nie verhindern können, daß Leute über einen urteilen, die für dieses Urteil gar nicht reif sind.

*

Gott ist der Alp, der die Menschheit drückt und dem die phantastischen Träume zuzuschreiben sind, an welchen wir Menschen laborieren.

*

Das griechische Altertum war ein Wandeln zwischen Säulen.

*

Und wenn ein König im Schnee stampft, der Schnee wird nie und nimmer zu glühendem Eisen.

*

Ein berühmter Mann ist auch ein Stück Erde, auf dem eine mächtige Schlacht geschlagen worden ist!

*

Gott und der Teufel sind die Schenkel des Zirkels, mit dem der Christ sich die Welt ausmißt.

*

Giebt es wohl auf der Erde eine Menschenklasse, auf welche eine andere nicht herabblickte?!

*

Wenn ich über einen Friedhof gehe, ist es mir, als wenn sich alle Lebensgeister um mich stritten.

Narrensprüche.

Von Peter Hille (Berlin).

Es giebt auch höchst anständige Sprichwörter. Diese sind in der Regel sehr tugendhaft, befleißigen sich einer musterhaften Handschrift und dienen als Vorschriften in Schönschreibheften. Wegen ihres wohlgesitteten Wesens sind sie überall wohlgelitten. Auch hoffähig sind sie; ein gewiegter Hofmann ist falsch wie ein Sprichwort.

Die unanständigen — denen muß man Hosen anziehen wie den Wilden.

*

In der Hand der Steuer ruht das Steuer des Staates.

*

Wenn Kronen närrisch werden, was wird daraus? Eine Jakobinermütze.

*

Der Hof ist die Puppenstube der Zeitungen.

*

Der Mensch weist gar viele Fertigkeit auf. Darin aber hat er's am weitesten gebracht: in der Kunst, möglichst wenig Mensch zu sein.

*

Was ist die französische Revolution gegenüber einer Münzanstalt, aus der Millionen über Millionen gekrönter Häupter rollen?

*

Der Schweiß ist die Thräne der Arbeit.

*

Die Blume ist das Lächeln der Pflanze.

*

Die Unzucht ist der Anzug der Menschheit.

*

Der gute Herr. Wohlthun macht Freude. Besonders um die liebe Weihnachtszeit. Das muß auch wohl dem Vorstandsmitglied für Volksnot einleuchten. Eigentlich heißt es: „Verein für Linderung der Volksnot in seelischer und leiblicher Hinsicht". Doch je kürzer, desto besser. Nicht eine äußere Anregung kann es sein, die seinem gutmütig behäbigen Antlitz seinen warmen Schein verleiht, daß es so recht von innen heraus erglüht, angestrahlt von der Güte seines Herzens. Und dieses sein strahlendes Antlitz wendet er nun, sonnig verweilend, seinem Diener, seinem Johann zu.

Es ist ja heiliger Abend!

Johann verschwimmt in Weihe und erstarrt in lauernder Erwartung. Das Mitglied hat nach einer goldperückigen Champagnerflasche gelangt und den Korkheber aufgesteckt. „Ein Glas Champagner!" dachte Johann, „zwar etwas wenig, aber man kann's annehmen." Nun wandte das Mitglied die Sonne seiner Gnade wieder ganz dem Johann zu. „Hier, den Korken kannst Du ablecken. Du bist doch eine treue, ehrliche Seele. Du hast es redlich verdient!"

Wer mag wohl der Johann sein?

*

Vorurteil: das Wort ist nicht übel. Wollte nur das Urteil nachkommen!

*

Es giebt Brunnen, in die nie ein Sonnenstrahl, Stirnen, in die nie ein Gedanke gefallen ist, und auch Glückliche, die nie den Geist aufzugeben brauchen.

*

Es muß Übertretungen geben, weil Richter da sind, und um Übertretungen zu schaffen, müssen wir Gesetze haben.

Ähnliches gilt vom Kriege und den stehenden Heeren.

*

Kohle und Diamant. „Du sollst ja zur Familie gehören. Und wenn ich auch nicht begreifen kann, wie man zu leben vermag, ohne Farbe zu bekennen, so eine Art Familienzug vermein' ich doch in Dir zu entdecken. Wie kommt's nur, daß Du so bloß geworden bist?" Also die Kohle.

Im Diamanten leuchtete es auf:

„Alles lastete auf mir. Schon war mir, als müßte ich zusammenbrechen. Da zog ich mich ganz in mich zusammen, und da war ich, was ich nun bin: Ich, nur Ich."

Je stärker der Druck, den eine Kohle aushält, um so kostbarer der Diamant.

Einfälle.

Von George Eller (London).

Als ich noch ein strammer Junge war, frisch, froh, unbewußt des Lebens, vertrauensvoll und voller Hoffnung, da überkam mir eines Tags unendliches Leid.

Natürlich war eine „Sie“ die Schmerzverursacherin.

Damals meint' ich —, ich erinnere mich dessen haarscharf und genau —, die Welt müsse zugrunde gehn.

Natürlich, sie ist nicht zugrunde gegangen ... sie hatte besseres zu thun ... sie mußte weiter „walten“, wie's Gesetz war, ist und sein wird.

Seitdem bin ich klüger geworden.

Allerdings gilt mir die Welt weniger denn je! Aber —, lieber Herrgott, Dir sei's Dank! —, heut' gelt' Ich etwas dieser schalen Welt!

*

Naturalisten die einen, Psychologisten die anderen ... Impressionisten und Individualisten, Idealisten und Humanisten, Darwinisten und Swedenborgisten, Mysticisten und all die Schwulitisten, die sind doch alle und eigentlich, reklameentkleidet, nichts wie Egoisten, denen der Mut zum Ich fehlt.

*

Wenn ich ein junges Jungfräulein angucke, das so duftig und munter wie fallender Tau den eigenen Reiz aus unwissend ahnenden Augen überleuchtet, dann muß ich mich fragen, warum der Blüten grausames Los es ist, Früchte zu werden.

Familie Navratil.

Die Familie Navratil lebt vom „Überfahrenwerden“. Es sind drei Rangen da, schmutzige, übelriechende Kinder, zwei Buben und ein verwachsenes Mädchen. Die lassen sich abwechselnd „überfahren“. Wenn ein Bicyclist kommt, lauern sie schon. ... Und dann geschieht das Malheur. Sie liegen und brüllen. Und der Vater ist gleich an Ort und Stelle mit seinen Vorwürfen und seinem väterlichen Herzen. Der arme Radfahrer zahlt, damit er nur fortkommt. ... Die Familie Navratil hat jedes andere „Geschäft“ aufgegeben. Die Trödelei trägt nichts. Nur die Mutter ist „so bissel nebenbei — Obstfrau“. Und hin und wieder laufen die Rangen mit Zündhölzchen. Aber das ist alles nur Vergnügen. Die Hauptsache ist das „Überfahrenwerden“.

Brünn. Richard Schaukal.

Mein Großvater.

Das ist alles so lächerlich!" sagte mein Großvater, als er das sah, was ich schrieb.

Ich schaute meinen Großvater freundlich an und meinte: „Großvater, das verstehst Du nicht!"

Großvater schwieg, denn er war sehr klug und wußte, daß mit mir nicht zu spaßen sei.

Schließlich wußte ich nicht, was ich mit ihm anfangen sollte . . .

Und da fing ich an, mich mit ihm zu prügeln . . .

Er zerbrach mir mein Nasenbein.

Berlin. Paul Scheerbart.

Gut riechen und schön sein.

Lieben Sie mehr die roten oder die weißen Rosen?" fragt ein älterer magerer Herr mit einem sehr blanken Cylinder und in kaffeebraune Gamaschen über den Lackschuhen ein sehr junges Mädchen in einem großen lenzrauschenden Garten.

„Ich hab' alle Blumen gern, wenn sie gut riechen und schön sind."

Der alte Herr denkt: „Gut riechen und schön sein. Das verlangt die Königin, für die alles da ist. Was ist Verdienst, was Mühe? . . . . Gut riechen und schön sein . . ."

Brünn. Richard Schaukal.

Närrisches aus dem Leben.

Schönheit.

1.

Der bucklige Knabe.

Die Häuser standen in so stillen Reih'n,
Ich ging die weiße Straße ganz allein.

Nur hinter'm Thor vor einer weißen Wand,
So unbeweglich wie ein Götze, stand
Ein buckliger Knabe, und ich trat hinzu
Und fragte plötzlich: „Du, was machst denn Du?"
Es lächelte verschmitzt der kleine Wicht:
„Seht Ihr dort meinen schönen Schatten nicht?"
Er hielt den Hals gereckt, daß an der Wand
Der Schatten eines schlanken Mannes stand.
„Sagt, bin ich nicht ein schöner, großer Mann?"
Und starr und trunken blickte er sich an.
Ich gab dem kleinen Krüppel still die Hand —
Wir alle sehn manchmal so an die Wand.

München. Emanuel von Bodman.

2.

Wie mein Freund klagt . . .

Mein Spiegel giebt mir trübe Kunde!
Er redet mir nicht nach dem Munde.
Ein Affe halb und halb ein Faun,
So ist mein Antlitz anzuschaun.
Vom Neger hab' ich Stirn und Haare,
Die Augen gab mir ein Tartare,
Und meine Nase groß und dick,
Trug tief in Asien ein Kalmück.

Bei allen Schönheitskonkurrenzen
Will keiner mich mit Lorbeer kränzen,
Mein Freund, der Schneider, tanzt wie toll.
Der kriegt den Kranz und wird Apoll.
Die Weiber schwärmen für Apolle;
Ich sehe zu als stumme Rolle,
Und denk': „Wie brav ist diese Welt,
Die Schneider für Apolle hält!"

Berlin. Ludwig Jacobowski.

Bienentraum.

(Indisches Motiv.)

Vorübergehen wird die Nacht,
„Ein schönes Morgenrot erstrahlen;
„Aufgehen wird der Sonne Pracht
„Und sich in Wasserrosen malen."

So dacht auf einem Kelchesrand
Ein Bienlein schlaf- und traumbeflissen,
Da hat, o weh! ein Elephant
Die Lotusblume ausgerissen . . .

Königsberg. Ludwig Goldstein.

Schauderhaftes Seeabenteuer.

Ich aß die letzte Frühstücksplatte leer;
Da schnob ein Windstoß übers glatte Meer.
„Das zieht ja toll! He, Steward, Watte her!"
Da hob sich vor mir eine Latte sehr,
Aus schmalem Loch lief eine Ratte her . . .
Ich fiel und stieß mir meine Platte sehr.
Mein Frühstück nahm das einst so glatte Meer. —
Der Steward brummt: „He, Kerl, was hatte er?"

Hamburg. Hans Troeste.

Unpädagogischer Frühling.

Die Buben purzeln zur Schule heraus,
Die Stunde hat endlich geschlagen.
Nun tummeln sie draußen sich weidlich aus
Und zausen sich lustig am Kragen.

Die Mädchen hüpfen wie toll hinterdrein,
Hoch fliegen die züchtigen Zöpfe.
Die Lehrer hören das Lachen und Schrein
Und schütteln bedenklich die Köpfe.

Sie finden die Tugend entartet wie nie,
Verwildert und ausgelassen,
Sie werden sie labeln morgen früh
Und strafen mit strengen Grimassen.

Dann sehen sie zwar, daß die Sonne lacht,
Daß die Knospen brechen und sprießen
Und näseln etwas von „Frühlingspracht"
Und kneifen die Augen und — nießen.

Leipzig. Hermann Anders Krüger.

Närrische Friedenskundgebung.

Ich sann und sann ob unsrer Fastnachtzeit,
In der die Menschheit trägt das Narrenkleid,
Da schien es mir, als ob Vernunft allein
In dieser Zeit sich stellte bei den Menschen ein.

Sieh nur einmal, im glänzend hellen Saal,
Verbrüderung der Völker allzumal,
Der Türke wird heut bei der Griechin warm,
Und der Franzose nimmt die Deutsche unterm Arm.

Der Englischman macht Schmollis mit der Maid,
Die tausend Meilen weg wohnt von Port Saïd,
Und der Chinese Li Hung, Futscheu Tsin,
Er greift heut der Japanerin keck unters Kinn.

Dem Bruder Jonathan, ei! sieh nur her,
Kommt eine Spanierin heut in die Quer;
Wie er ihr schön thut, wie er karessiert,
Hat er ein menschlisch Rühren denn verspürt?

Der Völkerfriede, wie er sollte sein,
Giebt heut sich kund im Närrischsein allein.
Zwar sagen sie, verrückt sei heut die Welt,
O! wär's doch immer so, wär alles gut bestellt!

Ulm. Wilhelm Unfeld.

Mein Ideal.

(Rondel.)

Der Geldbriefträger, wenn er endlich naht,
Nachdem ich lang vergeblich nach ihm schaute,
Wie ist er lieb mir, der Ersehnte, Traute —
Der Geldbriefträger, wenn er endlich naht!

Wie blitzen Hoffnung seine Knöpfe mir,
Wenn seine Uniform nun an der Ecke
Auftauchte, füllend mich mit sel'gem Schrecke —
Wie blitzen Hoffnung seine Knöpfe mir!

Wie Elfengang ist mir sein Trampelschritt:
Wie das Froufrou von der Geliebten Schleppe,
Klingt lieblich mir sein Stampfen auf der Treppe —
Wie Elfengang ist mir sein Trampelschritt!

O welche Trauer zog mir oft durchs Herz,
Wenn er, nachdem er stolz herangekommen,
Den Weg vorbei an meinem Haus genommen,
O, welche Trauer zog mir oft durchs Herz!

München. Franz Heid.

Verlorene Sache.

Ich habe den alten Brauch verkehrt
Und lebe nach meinem Gefallen,
Das bricht mir den Hals bei allen,
Man hält mich keinen Pfifferling wert.

Ich habe die Gotteslehre verdreht,
Die Frommen, sie kommen und suchen
Mich zu beschwören, und fluchen
Und schließen mich aus ihrem Gebet.

Ich habe es mit der Welt verscherzt,
Mein guter Ruf baumelt am Galgen.
Nun werden die Teufel sich um mich balgen,
Denn mich hat auch der Himmel verschmerzt.

Leipzig. Anna Treuenfels.

Was willst du werden?

(Aus einem noch unveröffentlichten Fabelbuch.)

„Mein lieber Sohn," — Bulldogge streicht den Bart,
„Ich glaube, glaube, für das Studium
Bist du von Mama her ein bißchen dumm?!"
Es nickt der Sohn. Wie jener dies gewahrt,

Sagt er: „Obwohl dein Kinn noch kaum behaart,
Spürst Windhund du nach Weibchen schon herum
Und kriegtest jetzt das Abiturium,
Und weil dein Freund, der Landkauz, so gelahrt

Und dir beim Aufsatz half. Drum ist geboten,
Da du von Adel bist, ein Mann von Stand,
Du nimmst, wie ich, den dunkelblauen Rock!

Willst Du?" — „Sehr gern, Papa!" — „Minna, zwei Grog!
Stoß an, mein Sohn! Gott, Fürst und Vaterland!"
Sie reichen sich gerührt die Vorderpfoten.

München. Emanuel von Bodman.

Der alte Achtundvierziger.

Der alte Achtundvierz'ger! Sagt, wo ist
Die Stadt so klein, daß drin der Alte fehle!
Der Greis mit glorreich heldenhafter Seele,
Den Klio auf die hohe Stirn geküßt;

Der kühn die Trikolore aufgehißt
Und ohne Furcht, ob er den Tod erwähle,
Das Ca irá geschrien mit trunkner Kehle
Noch auf dem schwarzbeschlagnen Blutgerüst.

Ein Fest. Er naht. Hurrah ist sein Geleit.
Wie kommt's, daß ich vor Spott ersticken will?
Neid' ich des Ruhmes Freuden ihm, die süßen?

Ihm, der in jener bitterbösen Zeit
Im Keller sich versteckt, vor Angst be —
Still,
Der Obmann klopft ans Glas, ihn zu begrüßen . . . .

Prag. Hugo Salus.

Wie dazumal.

In einer Stadt am alten Platz
Erhebt sich das Haus des Magistrats
Mit dem altertümlichen Rathaussaal.
Die geräucherten Bilder, die Schnitzerei,
Die steifen Lehnen und allerlei
Von anno dazumal.

Da sitzen die löblichen Väter der Stadt
Als erwählter hochweiser und würdiger Rat.
Hält mancher der Väter im Sitzungssaal
Eine Rede, so nimmt er bei seinem Sermon
Sich Balaams Lasttier zum Schutzpatron, —
Gerade wie dazumal.

Sie bauten ein neues Findelhaus.
Den Baumeister haut man in Marmel aus,
In Statuen ehrt man die Stifter all,
Des Bildhauers denkt man auch noch in Stein,
Und die Kinder, — man läßt sie dann auch noch hinein.
Beinah wie dazumal.

Dem schenkt man am liebsten, der schon hat;
So pfleget zu schenken auch jene Stadt.
Zu Zeiten sitzt man beim Festpokal.
Die Armen speist man mit Hoffnung und Trost,
Das ist noch heute die billigste Kost,
Gerade wie dazumal.

R. Auenheim.

Allerlei Liebe.

Geschichtliches.

Die Weltgeschichte ist mir eitel Rauch
Und weniger als Rauch — denn zärtlich liebe
Ich Cigaretten — aber kalt nur lassen
Mich Hof- und Staatsaktionen, blut'ge Hiebe
(Wenn ich sie nicht bekomme); gänzlich kalt
Auch lassen mich die großen Courtisanen
Von Griechenland und Rom; mich int'ressieren
Nicht einmal meine angestammten Ahnen,

Geschweige Alexander, Cromwell, Bismarck,
Napoleon, und was die Speisekarte
Der Weltgeschichte sonst noch bietet — ich bin
Mein eigner Cäsar und mein Bonaparte.

Und meinen Leiden können doch nicht helfen
Die Weiber, die sich drängten an dem Hofe
Des Sonnen-Ludwigs; drum studier' ich lieber,
Wenn ausgeht drüben jene kleine Zofe.

Die Kön'gin Luise auch, die preußisch edle,
Ist sicher allen Ruhmes wert; doch 'ne Minute
Möcht' ich nicht opfern, um von ihr zu lesen;
Lebend'gen nur weih' ich mich zum Tribute.

Ich kenne eine Luise, Schankkassierin
In 'nem Café — wollt ihr bestreiten,
Daß sie viel größeres in meinem Leben
Als die geschichtliche mir kann bedeuten?

Die Straße draußen ist mir Weltgeschichte —
Historien laß ich allen Lendenlahmen:
Sie mögen freuen sich am Sonnen-Ludwig
Und sich entzücken hinter seinen Damen.

Glaubt mir, ein Weib, das ihr euch schlau erobert,
Belehrt euch besser als zwölf Bände Ranke;
Aus warmem Leben steigt euch stets erneuert,
Und nicht aus grauen Büchern der Gedanke!

Wien. Emil Rechert.

Moderne Liebe.

Liebchen schrieb mir einen Brief,
Spricht von lauter Liebe,
Und sie hofft im Herzen tief,
Daß es stets so bliebe;

Und sie schreibt mir: „Deinen Geist
Lieb' ich, deine Seele,
Die mein Herz zu deinem reißt,
Mann du, ohne Fehle!" —

Liebchen! deine Liebe wird
Wie die andrer enden;
Pegasus wird abgeschirrt,
— Wirst dich von mir wenden,

Wenn ein reicher Herr von X.
Dich begehrt fürs Leben,
Und du wirst mit tiefem Knix
Ihm dein Jawort geben.

Würzburg. Traugott Pilf.

Brief.

Sie schickt mir heute einen Liebesbrief.
Ich drücke ihn gerührt an meine Lippen.
Sie spricht so harmlos, kindlich und naiv
Von Käse, Butter, Milch und Schrippen.

„Am Sonntag ist die Suppe mir verbrannt
Und dann zerbrach Auguste ein paar Tassen
Und denke nur, der hübsche Lieutenant
Hat seinen blonden Schnurrbart färben lassen.

Sobald die Kleinen schlafen, les ich viel,
In meinen Kissen kauernd, weich und mollig.
Ach Gott! Die Heimburg schreibt so mit Gefühl!
Und's „Gänseliesel" ist so furchtbar drollig.

Auch für das Drama fühl' ich Sympathie.
Erst kürzlich ging ich mit dem guten Vater
— In meinem ganzen Leben hab ich nie
So sehr gelacht — ins Adolf-Ernst-Theater.

Nein! Diese Komik! Dieser schneid'ge Witz!
Wie ulkig wurden die Couplets gesungen! —
Post script. Du, denke mal, mein Seidenspitz
Hat heute mich erfreut mit sieben Jungen."

Leipzig. Bruno Ernst.

Ballkönigin und Kammerdiener.

Gabst Du fromm mir das Geleite,
Sorg' ich nach Lakaienweise,
Daß Dein Schuh vom Knöchel gleite,
Kaum betastet, leicht und leise.

Und den Strumpf von süßer Seide
Streift gelind die Hand des Knappen,
Denn sie weiß, daß ich nicht leide,
Hier zu tippen und zu tappen.

Wenn, erlöst vom strengen Mieder,
Freier sich die Brüste betten,
Blick' ich schnell und scheu hernieder
Auf die Knöpfe der Manschetten.

Jedes Bändchen, jede Spitze
Lös' ich sklavisch Deinem Nacken,
Will mich manchmal auch die Hitze
Jähling bei der Gurgel packen.

Erst Dein Kuß erhebt mich bräutlich —
Dein Gebieter ist erstanden. —
Ring und Kettchen zwinken deutlich:
Schmiegsam bist Du meinen Banden.

Berlin. Josef Adolf Bondy.

Zuchtwahl!

O blödes Weiberpublikum,
Ich tadle Euch als Kenner.
Ihr seid doch selber hübsch und dumm;
Was braucht Ihr hübsche Männer?

Ein schönes Weib, ein kluger Mann,
Das macht sich viel gesünder:
Den Korpus erben von ihr alsdann,
Von ihm den Grips die Kinder!

Leipzig. Rudolf Hirschberg.

Gegen Professor Schenk.

Das was man liebt, will man als Art vermehren;
In deinem Schoß möcht' ich dich neu gestalten,
Um dich der Nachwelt, Liebste, zu erhalten,
So lauten jetzt der Forschung neuste Lehren.

Und daß die gleichen dunklen Triebgewalten
Auch dich nach diesem einen Punkte kehren,
Darauf kann ich getrosten Mutes schwören;
Denn unsre Lieb', weil eins, kann sich nicht spalten.

So laß uns kämpfen denn mit gleichen Waffen,
Bis unsrer Liebe üpp'ge Wunden klaffen
Zu übersel'gem Ineinanderbluten.

Neun Monde und wir sehn, was wir geschaffen:
Ist es ein „Du", dann siegten meine Gluten,
Ein „Ich" läßt dich als Siegerin vermuten.

Laufach i. B. Kurt Mook.

Die Flasche.

Du warst wie eine Flasche Wein,
Verkorkt und fest verschlossen.
Noch niemand hat den Inhalt süß
Gekostet und genossen.

Schon fingen garstige Spinnen an,
Dich langsam zu umweben,
Und schon begann ein feiner Staub
Dein Hälschen zu umschweben.

Da griff ich zu, entkorkt' dich dreist
Und trank in vollen Zügen
Aus deinem schlanken Flaschenleib.
Du — gluckstest vor Vergnügen.

Berlin. J. Scherek.

Physik der Liebe.

Als du mir tief ins Auge blicktest,
Als du mich fest ans Herze drücktest,
Ich deinen Nacken kühn umschlang,
In einem Kusse, heiß und lang, —

Da lösten sich elektrische Momente,
Und die geschloss'ne Kette zwang zusammen
Die wilden und die sanften Elemente:
Die freie Wärme zeugte Liebesflammen!

Doch — ach! zu schnell beim Liebestrank-
kredenzen
Verglichen sich die Spannungsdifferenzen,

Das war, als du ans Herz mich drücktest
Und mir so tief ins Auge blicktest,
Ich deinen Nacken kühn umschlang,
In einem Kusse, heiß und lang. —

Leipzig. Adolf Ch. Jele.

Frommer Wunsch.

Elfenfüßchen mit Wunderknöcheln,
Wie das trippelt über den Boden!
O wäre doch gläsern die Erde,
Und ich säß' bei den Antipoden.

Berlin. J. Scherek.

Weisheit eines Primaners.

Blitzeblanke, weiße Zähne,
lange goldigblonde Strähne
und ein Mund kirschrot wie Blut.
Donnerwetter! Mädel, was bin ich dir gut.

*

Ist es nicht besser, zu poklieren,
Mädchen zu lieben, als Kriege zu führen,
Bauern und alberne Schranzen regieren?

*

Hunde mußt du vernehmlich pfeifen,
Mädels aber im Stillen kneifen.

Bremen. Alfred Walter.

Liebes-Realismus.

Sie liebte ihn mit Dämonengewalt
Im Feuer heißester Triebe,
Sie lockte die herrliche Männergestalt
Und wollte nichts als Liebe.

Sie gab ihm auch ihr Sparkassenbuch
Als brotlos er geworden,
Und nahm auf sich der Eltern Fluch
Und zog gen Süden und Norden.

Doch als er wieder zu Gelde kam
Und sie ein Knäblein geboren,
Ergriff sie wilder Haß und Gram,
Hat sie ihm Rache geschworen.

Der holde Zauber wie weggefegt,
Verrauscht die bacchantische Rage,
Zuletzt hat sie Beschlag gelegt
Auf seine Monatsgage.

Berlin. Hugo Kegel.

Lord und Lady.

Zwei Kilo wog, o Byron, dein Hirn,
G'nau doppelt so viel als das meiner Dirn',
Darum hast du auch einen „Manfred" geschrieben
Und sie lernt kümmerlich erst das Lieben.

Berlin. Ludwig Scharf.

Ohne Bedenken.

Du dreister Lümmel, jetzt laß mich in Ruh
Und spare dir deine Worte!
Du bist so alt und ein Ekel dazu
Wie der Lotterbuben Sorte.

Behalte ruhig den klingenden Lohn,
Deinen Braten, Wein und Kuchen:
Ein Gassenläufer von Profession
Kann sich Gassenmädel suchen.

Leipzig. Anna Treuenfels.

Abgeblitzt.

(Aus einem noch unveröffentlichten Fabelbuch.)

Drei Schweine spielen Skat in blauen Mützen,
Das jüngste grunzt: „Ich laß mich einst begraben
In einem Faß!" Das andre: „Erst die Gaben
Beim Staat verbrauchen als getreue Stützen!"

Dort überspringt ein Reh die Straßenpfützen.
Das jüngste meint: „An der möcht ich mir schaben
Das Kinn!" Das älteste: „Die kannst du haben!
Die blaue Mütze wird doch etwas nützen!"

Und springt von dannen: „He, du braune Fee,
Du kommst doch mit heut Nacht, ich bring' dir — Rosen!"
Und schlecken will er's. Doch das braune Reh

Huft ihm den Bauch, daß unter „au!" und „au!"
Der Schweiß ihm rinnt von Rock und Hals und Hosen
Und er davonschleicht. — „Sau gehört zu Sau!"

München. Emanuel von Bodman.

Hochzeit.

Von Richard Schaukal.

(Brünn.)

Der Raum vor dem Hochaltar ist eng und blau-kühl. An den Wänden empor hagern die dunkelbraunen Presbyteriumstühle. Alte Damen sitzen schon und warten. Sie haben nichts zu versäumen und denken in der Kirche immer: „O wie schön und fromm. O wie bequem und kühl."

Junge Damen in grünen, roten, blauen, blauweißen, grünweißen, rosaroten, gelben, hellbraunen, graublauen, grauweißen und schwarzweißen Kleidern mit gelben, weißen, schwarzen und braunen Strohhüten stehen vor den Bänken, die Hände über den roten, blauen, grünen und weißen Schirmen gekreuzt. Sie werden bald müde und lehnen sich gerne aneinander und sie plaudern sehr heiter, weil junge Herren sie betrachten.

Junge Herren in gelben, grauen, braunen, weißen und schwarzen Anzügen mit gelbweißen oder ganz gelben Strohhüten oder mit weißen, grauen oder kaffeebraunen weichen Filzhüten stehen hinter den Presbyteriumschranken. Sie denken: „Diese Mädeln." Und: „Daß man nicht rauchen kann."

Da beginnt die Kapelle des . . ten Infanterie-Regimentes auf dem Chore zu spielen. Tannhäuser. Einzugsmarsch. Und es wimmeln blaue, rote, gelbe und schwarze Hüte durcheinander. Veilchen drängen sich zwischen steifen gelben „Girardis" mit weißen und crêmefarbigen Bändern. Einige junge Herren wischen sich den Schweiß von den Stirnen. Die Köpfe der jungen Herren sind fast alle glatt geschoren und glänzen. . . . Da kommt die Braut. Sie ist verweint und etwas aufgedunsen. Ihre Nase ist rot. Sie geht und denkt, wie sie gehen soll. Sie ärgert sich über den Klang ihrer Stöckel. Der Brautführer hat Kopfschmerzen vom gestrigen Abend. Er macht eine sehr ernste Miene und meint, alle Mädchen sähen auf ihn . . . Und die „Kranzeljungfern". Sie haben genug zu thun, unter der Menge immer Einen zu finden . . . . Der Priester wartet. Er ist sehr glatt frisiert und räuspert sich. Dabei reibt er sich die Hände, weil sie schwitzen . . . Das Brautpaar ist vor den Altar getreten. Einer von den jungen Herren in einem langen grauen Gehrocke sagt zu seinem Nachbar, dem fast schlecht ist von dem lauten Atmen um ihn herum. „Es ist doch eigentlich ein matter Scherz." . . .

Der zweite Kranzelherr, der sich immer den Schnurrbart rasiert, weil er keinen hat, denkt: „Fünf Gulden für ein Glas Pilsener."

Der Priester hält eine Rede. Er betont immer das letzte Wort. Den

Bräutigam stört das riesig ... Die Braut denkt: „Ich sollte eigentlich weinen."

Die kleine blonde Cousine hat einen Hustenanfall. Sie ist ganz beschämt und ärgert sich, daß sie so rot wird und daß sie schwitzt. Ihr Herr macht ihr von drüben fortwährend aufmunternde „witzige" Gesichter.

Einer jungen Dame ist schlecht geworden. Mit vorgeschobenem Bauche drängt sie sich, von einer Freundin sehr unwillig begleitet, durch die Leute.

Der blutjunge Husarenlieutenant denkt: „Die verträgt auch das Mädelsein nicht mehr." ..

Die Hochzeits-Nacht.

Von W. Junk.

(Berlin.)

Um zwei Uhr morgens erhebt sich taumelnd und mit Mühe der neugebackene Ehemann von seinem Platze:

„Meine Herren und Damen! Jestatten Sie, daß ick mir erlaube, meine Herren und Damen .."

„Damen und Herren!" brüllt der kleine Assessor Heim, „Damen und Herren, erst kommen immer die Weiber!"

„Also scheen — denn bitte ick vielmals um Entschuldijung .. Ick möchte mir nu zu bemerken erlauben, meine Damen und Herren, daß ick mir immer mit jroßen Verjnügen an diese Nacht, wat meine Hochzeitsnacht ist, erinnern werde ... Weswegen lachen Se denn nu?"

„Ruhe, weiter reden, weiter reden lassen!" ruft alles durcheinander. Und der dicke Dr. Scholz schlägt dröhnend auf den Tisch, daß die Champagnergläser nur so tanzen. — —

„Nu weeß ick jar nich mehr, wo ick war, janz konfuse ... Na prost! ... Jawoll, jlooben Sie man, meine Herren und Damen ..."

„Weiber und Männer!" brüllt Heim, „Weiber und Männer, Sie olles ..." und er faßt sein Glas und schwankt damit zu dem toastenden Schneidermeister. Aber wie sich Heim erhebt, fällt ihm der Kelch aus der Hand und der perlende Inhalt ergießt sich über den tief entblößten Busen und das weiße Seidenkleid seiner Nachbarin, die weit zurückgelehnt mit energisch verschränkten Beinen in ihrem Fauteuil liegt und mit weltvergessenem Ausdruck in ihren grauen Katzenaugen an einer Zigarette lutscht, deren Feuer längst ausgegangen ist.

Wie eine Löwin springt sie ernüchtert auf: „Du Ferkel du, zum ersten Male hab ich's heute an, und gleich kommt so einer und ..." Sie versetzt dem kleinen Assessor eine schallende Ohrfeige, die ihn dermaßen aus seinem so wie so schon wenig stabilen Gleichgewicht bringt, daß er wie erschossen auf die Erde fällt. Er flüstert: „Pardon, Pardon ..... Männer und Weiber ... Männer ... und ... verflucht!"

Unbändiges Gelächter, Bravorufen und Klatschen erhebt sich in dem heißen, rauchdurchqualmten Chambre particulière. Die Herren springen auf, und trocknen mit Taschentüchern und Servietten unter mannigfaltigen Scherzen die nasse Schöne, die sich schließlich den Helfern entwindet, um mit zwei Freundinnen und einem Herrn im benachbarten Zimmer ihre Toilette zu ordnen. „So ein Ferkel!" sagt sie zornesrot beim Weggehen, „ganz betrunken ist er. Na, freu dich man auf die Rechnung." Und sie stößt mit ihrem zierlichen Lackstiefelchen dem jetzt laut schnarchenden Assessor auf dem Boden kräftig in die Seite.

Der junge Ehemann hat von all' dem nichts gehört und gesehen. Er steht noch immer und spricht in kurzen lallenden Sätzen. Seine dürftige Gestalt in dem altmodischen Frack schwankt nach vorn und rückwärts. Er hält das Glas in der Hand und redet und redet.

Neben ihm sitzt seine junge Frau, eine üppige Blondine, in Edelsteinen blitzend. Ihre kleinen weißen Atlasschuhe ruhen unter dem Tisch auf den Fußspitzen ihres Vis-à-vis, ihr nackter Arm auf dem Ärmel ihres rechten Nachbars, den er weiß färbt. In kurzen Pausen wandert das Champagnerglas an ihre roten Lippen; doch scheint sie das Trinken gewöhnt. Sie ist in der Runde die nüchternste. Ihre Augen schweifen lachend umher und sie hebt das Glas und ruft: „Prost, Vetter Max, prost Vetter Doktor, prost lieber Onkel Martin ..." Die Angerufenen lächeln ihr verständnisvoll zu, wie Auguren. —

Doch der neue Ehemann spricht weiter: „Ja, ick bin man bloß een schlichter, eenfacher Handwerker ... det wissen Sie ja ... und meine Braut, ick wollt sagen meine Frau" — seine dicke Hand mit den abgebissenen Nägeln legt sich schwärzlich auf die weißen Schultern des Weibes — „die ist ja immerzu in de feine Welt jewesen ... ja det is wahr ... da brauchen Se nich zu lachen ... Wat meine Frau mich sagt, det is wahr ..., dadruf nehme ick Jift ... Ne, da brauchen Se jar nich zu grinsen, Martinchen, verstehn Se woll," brüllt er laut und aufgeregt. — „Wat der Prinz Max ist, hat ihr sogar mal injeladen ... Und ick bin ja man bloß ein eenfacher Mann, det wissen Sie ja ..., aber ick bin een ehrlicher Mann ... ja det bin ick ... immer ehrlich jewesen," und er trocknet sich zwei große Thränen, die über seine Wangen laufen, mit dem Handrücken ab. „Ick

und meine Frau, wir freuen uns sehr, Sie hier zu sehen ... Es ist uns eine jroße Ehre ... eine sehr eine jroße Ehre ... det kann ick woll sagen ... Mit feinere Leute war ick niemals zusammen, als wie ... und ick wünsche, es hat Sie alle jut jeschmeckt ... Ja det wünsche ick, daß es Sie jeschmeckt hat, denn ick kann schon sagen ... jespart habe ick nich ... ja allens vom besten ... wat Mariong?" Er starrt sekundenlang aus verständnislosen Augen auf seine Frau, die gerade über eine sehr lustige Geschichte hell auflacht. Dann fährt er fort:

„Nu aber sind wir alle Verwandte und Freunde jeworden ... allens Verwandte und Freunde ... Na und ick bitte Ihnen alle zu Jaste, wenn ick und meine Frau von unsre Reise retour sind ... Prost! Ja, meine Herren und Damen, den heutigen Abend, den werde ick niemals verjessen und Sie och nich, wat? ... Die scheene Erinnerung haben wir nu alle, die hier sind, ... jemeinsam ..., meine Frau und ick und Sie alle ... die jleiche Erinnerung an —"

„Die gleichen Erinnerungen, lieber Meister, werden Sie und wir alle erst morgen früh haben," unterbricht ihn mit einem Seitenblick auf die Frau Meisterin ein großer eleganter Herr, der, über die junge Frau vorgebeugt, ihr eben die lustige Geschichte erzählt hat.

Und alle in dem Zimmerchen brüllen vor Lachen, ausgenommen die alte Mutter des Ehemanns, die in einem schwarzen, auf dem Lande gearbeiteten Seidenkleid an der linken Seite ihres Sohnes sitzt. Auch sie hätte wohl aus verlegener Höflichkeit mitgelacht, aber sie schlummert sanft seit einer Stunde. —

„Det jlooben Sie doch selber nich, Herr Baron ... Sie meenen woll von wegen meinem kleinen ..." — und er machte mit dem linken Zeigefinger die bezeichnende Kreisbewegung vor der Stirn — „nee, nee, jlooben Sie det man nich ... Ick bin jar nich besoffen, nee ... ai waih, ick kann een Stiebel vertragen, ... wat jlooben Se woll ..."

Und zur Bekräftigung stürzt er ein volles Glas Champagner, das ihm bereitwillig eingeschenkt wird, in einem Zuge herunter. Es hat sich jetzt ein kleiner Kreis um ihn versammelt, der jedes seiner Worte in der Art schwer Angeheiterter wiehernd belacht, was den Schneidermeister Albert Stingel immer mehr zu weiteren Proben seiner Rhetorik begeistert. Von allen Seiten wird ihm wie auf geheime Verabredung zugetrunken, und er leert, von einer vagen Idee seiner Verpflichtungen als Gastgeber geleitet, ein Glas nach dem andern.

„Ja, wat mein Freund ... Müller is ... Müller ..., Du kennst ihn ja, mein Mauseken ... wat, Müllern kennste nich ...? Herrjott, Müller in de Landsbergerstraße, Nummer ... Jotte doch, jetzt hab' ick die Nummer

von dem Schuster sein Jeschäft verjessen ..." Und er lallt vor sich hin, unverständliches Zeug, wie: „Een Aas der Müller, ja, een Aas."

„Na, wat is denn mit Müllern," schnarrt jetzt einer von der jeunesse dorée, „schießen Sie los, Meister."

„Albertchen, setz dich ruhig hin und quatsch' nicht mehr ‚Du bist ja janz betrunken," sagt endlich die junge Frau. Aber er hört nichts; mit einem nassen Taschentuche kühlt er sich die Stirn. Und dann brüllt er drohend gegen den Frager los:

„Wat mit Müllern is! Wat mit Müllern is, woll'n Se wissen? ..." Und plötzlich schüttelt er sich vor Lachen: „Nee, so ein Kerl, nee, dem hab' ick's jejeben ... rausjeschmissen hab' ick ihm ... na ick sage ... die janze Treppe is er man nur so runterjeflogen .." Und er macht eine Bewegung mit Hand und Fuß, so daß er umgesunken wäre, hätten ihn nicht hilfreiche Arme gestützt.

„So ein Kerl!" schreit er jetzt wütend, „meine Frau keene Jungfer .. eene von's Theater, .. jeden Abend mit een andern ..."

Ein Jubelschrei der Begeisterung folgte diesen Worten, ein schier endloses Wiehern: „Famos, Meisterchen, famos! Ein Schmollis der Tugend vom Lande." Alles brüllt wirr durcheinander. Dann steigt der Dr. Scholz auf einen Stuhl und kommandiert im Tempo: „Pfui — Müller, pfui — Müller, pfui — Müller."

„Albert," ruft jetzt böse seine Frau, ihr Arm-, Fuß- und Händespiel unterbrechend.

„Wat denn, mein jeliebtes Tierchen," sagt dieser in seligem Tone und greift mit beiden Händen nach ihr, um sie zu küssen. Sie aber stößt ihn heftig zurück und schreit: „Halt Deinen Mund und setz Dich nieder, oder ich laß Dich an die frische Luft bringen, bis Du wieder anständig bist. So ein Mann. Hat sein ganzes Leben kaum an Weißbier gerochen und jetzt trinkt er zwei Flaschen Sekt auf einmal aus. — Wart doch mit Deinen Reden bis zur Kindtaufe. — Gleich setzst Du Dich hin."

Der Schneidermeister ist auf seinen Stuhl zurückgesunken und hat seinen roten Kopf auf die Tischplatte gelegt. Lange Zeit winselt er kläglich. Verdächtige Schluckbewegungen deuten auf heftige Kämpfe in seinem Inneren. Sein Gesicht ist schon ganz weiß geworden. Die alte Mutter, die er durch sein Wanken aus dem Schlummer geweckt hat, hat sich ängstlich aufgerichtet und sagt leise jammernd:

„Albertchen, mein Jott, wat is denn? .... Wat fehlt Dich denn?"

„Ach, was soll ihm fehlen," sagt kurz die junge Frau, die auch aufgestanden ist, allerdings aus Besorgnis vor einer anderen Gefahr, „betrunken ist er, mordsmäßig betrunken. Kinder, tragt ihn doch einer raus."

Zwei Herren ergreifen bereitwilligst den Stöhnenden, der eine bei den Füßen, der andere vorsichtig am Kopf, und die schwankende Prozession verläßt unter dem Jubel der anderen das Zimmer.

Nach einer Viertelstunde kommen die beiden geheimnisvoll lächelnd und triumphierend zurück: „Der ist besorgt und aufgehoben.“

In einer Droschke windet sich und jammert kläglich Stingel. Endlich hält der Wagen. Der Kutscher weckt nach langem Klingeln den Portier, und die zwei Männer tragen den Jungvermählten in sein neues Heim und legen ihn auf das breite, sorgsam vorbereitete Ehebett.

„Jemütliche Hochzeitsnacht, Albertchen,“ sagt der Portier, und schlägt Stingel auf den Bauch. —

Auf des Meisters Ehrenplatz zwischen der jungen Frau und der wieder eingeschlafenen Mutter sitzt jetzt der Baron. Er legt seinen Arm um die Taille Marions.

„Nu vorwärts, leg mal los, Marion. Zum Teufel, wie ist denn dies gekommen? Weiß noch nichts Rechts. Komme direkt aus Paris, renne am Bahnhof über'n Assessor in Frack und Gala, der sagt: „Gehe auf Hochzeit von Marion.“ „Wo haben die Nacht durchgeschwiemelt,“ sage ich darauf. Er thut ganz beleidigt, erzählt lange Sauce von einem Schneidermeister, der Bombenerbschaft gemacht, aus Nest in der Mark nach Berlin gekommen, Dich gesehen, verliebt, verlobt. Stimmt's? — Na, ich schnell Frack aus Koffer und her.“

„In diese uns beiden ganz unbekannten Räume,“ sagt Marion und sieht ihn lächelnd aus halb zugekniffenen Augen an.

„Ja, und alle süßen Mädchen vom Zentral auch da, die Else und die lange Frieda und die kleine Jüdin, wie heißt sie nur gleich? Ganz wie in vergangenen Zeiten.“

„Alles heute meine Cousinen und Freundinnen,“ erwidert die junge Frau und lacht. „Und Martin und der Doktor und der kleine Assessor und die anderen, alles heute meine Cousins und Onkels und die Freunde von meinen Cousins und Onkels. Na und Du, weißt ja, bist heute mein Vormund.“

„Vormund, sehr gut. Her mit dem Mündel,“ und er küßt sie schallend. — —

Die andere Gesellschaft hat sich untergefaßt und schunkelt bei den falsch gegriffenen durch ununterbrochenes Pedaltreten verbesserten Tönen des beliebten Walzers. Die bacchantische Lust ist hoch gestiegen. Gläser werden umgestoßen und zerbrechen klirrend. Männer und Weiber wanken durcheinander. Witzworte eindeutigster Art fliegen herüber und hinüber.

„Marion, mein Mädel,“ sagt der Baron, und starrt in die vom Wein

glänzenden Augen des Weibes. „Nicht wahr, du wohnst doch noch immer in der Charlottenstraße."

Sie blickt in sein erhitztes, brutales Gesicht, ihre Zähne beißen erregt an der Unterlippe, ihr weißer Busen hebt sich schneller. Und sie sagt leise: „Du weißt, Erich. . . Ich bin ja seine Frau jetzt . . . eigentlich . . . . . . Bis heute habe ich ja da gewohnt."

„Bis morgen früh, nicht wahr," sagt er herrisch, dicht an sie herangebeugt, sein heißer Atem streift ihre Wange, „bis morgen früh?"

Sie nickt fast unmerklich.

Nacheinander, ungesehen von der trunkenen Gesellschaft, verlassen sie das Zimmer. — —

„Jetzt, Kinder," schreit Max Brunn, „faßt Euch an, daß Ihr nicht fallt. Jetzt tanzen wir . . . einen Cancan der ollen Stingel zu Ehren!"

Und die Alte erwacht von dem wilden Jubel um ihren Sitz. Taumelnd um sie herum sieht sie dunkle Fracks und weiße Binden, gepudertes Fleisch und schwarze Strümpfe, knisternde Dessous. Sie lächelt blöde und nickt wieder ein.

Von Fastnacht zu Aschermittwoch.

Redoute.

Prickelnder Lichtflut elektrisches Fließen,
Wirbelnde Masken im leuchtenden Saal:
Wildvergessenes Stundengenießen
Reißt sich sehnend aus Zwang und Qual.

Im Orchester rasen die Geigen,
Glitzernde, bunte Gewänder wehn,
Funken sprüht der Zigeunerreigen,
Stürmendes Durcheinanderdrehn.

Alltags sklavisch buckelnde Wächter
Eingeschnürtester Unnatur,
Als des Alltags grimmste Verächter
Taumeln sie durch die Karnevalskur.

Hei, wie rümpfen doch sonst vor der Dirne
Sie die Nasen, sittlich empört!
Doch mit der Larve vor Augen und Stirne
Zottern sie, bis die Dirne sie hört.

Auf des Cancans entfesselten Wellen
Schäumt der fiebernden Wünsche Kraft,
Klangumspöttelt von Narrenschellen
Jauchzt entgürtelt die Leidenschaft.

Heißauflodernd die Hüften umschlingend,
Glutdurchflackert zusammengepreßt,
Wild durch den schimmernden Lärm sich schwingend,
Feiert der Rausch sein Freiheitsfest.

Hinter den Säulen, in Gängen und Nischen
Flitterndes, drängendes Maskengewirr,
Pfropfenknall und Gläserklang mischen
Sich in trunkenes Liebesgegirr.

Atemwogend aus luftigem Kleide
Quillt der Fülle begehrende Lust,
Durch der Larven geschlitzte Seide
Lechzt ein verzehrend: Ich will! Du mußt!

Keuschvermummt der Sittsamkeit Züge,
Mitten im tollsten Bacchanal,
Schlürft in Wollust die riesige Lüge
Ihrer Tugend die Jungfrau Moral.

Bremen. Franz Diederich.

Rausch.

Ich hab' beim roten Wein gewacht
Und hab' gezecht die ganze Nacht,
Nun ging die Erde unter —
Ich schwebe frei und munter!

Ich schweb' in seliger Himmelsfern'
Und nenne Bruder jeglichen Stern,
Umarme alle Sonnen,
Das Herz voll trunkener Wonnen!

Ich tanz' mit den Kometen all
Und tanze wohl mit dem ganzen All —
Mag mich die Welt auch schelten,
Ich kreise mit den Welten!

Berlin. Paul Remer.

Wunsch.

Ich möchte nie, so dacht' ich einst,
Das Leben noch einmal beginnen,
Doch ist mir's heut', als könnt' ich doch
Mich anders noch besinnen;

Wär' es nicht schön, ein junges Blut,
Die Schlacht noch einmal zu schlagen?
Mit frischer Kraft und leichtem Sinn
Die alten Streiche zu wagen?

Die alten Streiche, die immer neu,
Und neue dazu in Menge,
Wahrhaftig, ich käme ein zweites Mal
Ins allerschlimmste Gedränge.

Baronin Bülow.

Ach, um zwölfe . . .

Heute ist die letzte Nacht,
Die uns arme Menschenkinder
Noch einmal zu Narren macht —
Narren bleiben, wär' gesünder!
Drum der lieben Narretei
Flugs die Krone aufgesetzet!
Wirbelt, tollet, raset, hetzet —
Bald ist aller Spaß vorbei!
Daß der Teufel selbst mir helfe,
Wenn ich nicht mehr weiter kann . . .
Denn um zwölfe, ach! um zwölfe
Fängt der Aschermittwoch an!

Ein paar lump'ge Stunden noch —
Und ihr könnt damit beginnen,
Jeder in sein Mauseloch
Reugemut sich einzuspinnen.
Plagt euch schon der Vorgeschmack
Von der Armensünderkammer
Samt dem ganzen Katzenjammer —?
Schämt euch, ihr Philisterpack!
Kommt ihr einmal unter Wölfe,
Nun so heult, was jeder kann . . .
Denn um zwölfe, ach! um zwölfe
Fängt der Aschermittwoch an!

Hei — umnebelt uns die Hirne,
Glut und Staub und Tanz und Wein —!
Her zu mir, du fesche Dirne!
Wirst wohl doch die letzte sein!
Nicht im Walzer sanft gewiegt —
Toll im Wirbel laß uns drehen!
Daß wir nichts mehr um uns sehen,
Taumelnd Leib an Leib geschmiegt!
Und dann küss' mich, schlanke Elfe,
Bis ich nicht mehr röcheln kann . . . .
Denn um zwölfe, ach! um zwölfe
Fängt der Aschermittwoch an!

Leipzig. Ernst Gystrow.

Die Tänzerin.

Jeden Abend um diese Zeit
Ziehe ich an ein lila Kleid,
Gelbe Strümpfe, lila Schuh,
Ach, mein Spiegel allein sieht zu.
Wangen und Lippen färb' ich rot
Und nun tanz' ich auf Leben und Tod.
Wenn in den Jubel der Vorhang fällt,
Bin ich die Königin der Welt.

Aber morgens um diese Zeit
Trage ich ein graues Kleid,
Und ich habe dann oft die Nacht
Tief in Thränen zugebracht.
Seit er mich verlassen hat,
Irr' ich so von Stadt zu Stadt,
Und das goldene Sonnenlicht
Leuchtet auf mein blaß Gesicht.

Aber abends um diese Zeit
Trage ich mein lila Kleid,
Lach' ich im erhellten Haus
Alle die Männerblicke aus,
Schwenk' ich wie keine mein schönes Bein
In den Menschenraum hinein,
Glühen meine Lippen rot,
Tanz' ich über Leben und Tod.

München. Emanuel von Bodman.

Die Becher her.

Ein trübes Lied — die Becher her!
Ein trübes Lied — ich will vergessen . . .
Die Welt ist grau, die Welt ist schwer
Und düster ragen die Cypressen. —
Ich will vergessen all mein Glück,
All meine Schmerzen sein vergessen.
Die Becher her, die Becher her,
Streut Rosen unter die Cypressen.

Berlin. Curt Heinrich.

Graue Stunde.

Ach, wer im Rausch, im Rausch gelebt,
Wessen Herz in tiefer Freude gebebt,
Dem kommt auch einmal das Morgengrauen.
Da die Augen Asche, nur Asche schauen.

Dann bist Du so müd, zum Sterben müd,
All' selige Lust ist verblüht, verglüht;
Dir sanken alle Sonnen und Sterne,
Grau liegt vor dir die fernste Ferne.

Und Ruhe, Ruhe ist dein Gebet,
Die letzte Mohnblume der Wind verweht,
Das rote Blatt zittert hin zur Erden —
Auch du willst zu Asche, zu Asche werden!

Berlin. Paul Remer.

Walzer.

Meister Wurst und Pantalone,
Harlekin und and're Narr'n
Zieh'n auf buntem Faschingskarr'n
Flitter, Tand und Schellenkrone. —

Kling! kling! Mit hellem Glockenton
Fährt durch die Stadt der Herr Baron,
Er nennt sich Prinz von Karneval
Und liebt Champagnerpfropfenknall
Und einen Tanz zu Zweien
Und einen Ringelreihen;
Und dann in roter Liebesstunde
So einen Kuß mit heißem Munde.

Sein Bruder ist der Hippefranz
Und was der packt, das bleibt nicht ganz

Und seine Schwester, weiche Ehre,
Ist wohl die schönste Bajadere,
Die jemals Seidenhemden trug
Und mit Gefühl die Laute schlug. —
— — — — — — — — — — — — —

Jüngst sprach ich zu Cäcilie:
„Was ist das für Familie?
Der eine nennt sich Herr Baron,
Der and're saß im Zuchthaus schon
Und du bist eine Dirne!"

Da rief sie wütend: „Hippefranzl"
Der kam, bat mich um einen Tanz
Und — still stand mein Gehirne. — — —

Prag. Oskar Wiener.

Monsieur Tod.

Lieben Freunde, der Tod ist gekommen
Und riß mir einstweil einen Zahn heraus,
Er hat ihn vorn aus dem Mund genommen
Und schaut nun selbst aus der Luke heraus.

Zwölf Jahre sind's her, da kam er mit Poltern
Und streckte mich fletschend zur Lagerstatt
Und thät mir solang an den Knochen 'rumfoltern,
Bis er mir ein Bein hinwegrasiert hatt'.

Und dreißig Jahre sind es gerade,
Da war er bei meiner Geburt dabei
Und drückte in seiner nie endenden Gnade
Die dürre Hand mir aufs Konterfei.

Seht lieben Freunde, daher mag's kommen,
Daß ich so anders bin als ihr, —
Daß ich, wenn ihr lacht, in der Seele beklommen,
Und wenn ihr euch ängstigt, ich lache schier.

Er sitzt mir im Hirn, er sitzt mir im Magen,
Er hat sich fest in mir eingenist't,
Ich muß ihn sogar in den Hoden tragen
Und was ich auch zeuge: Er — Vater ist.

Berlin. Ludwig Scharf.

Die Komödie des Todes.

Ein Satyrspiel in einem Akt.

Von Paul Wertheimer.

(Wien.)

Ἐν εὐφημίᾳ χρητέλευταν.
Epaminondas.

Personen:

Der Kranke.	Der Hausherr.
Verwandte.	Ein Arzt.
Freunde.	Der Tod.

Ein Priester.

(Krankenzimmer. — Ärmliche Stube mit abgenützten altmodischen Möbeln. Ein breiter Tisch in der Mitte, seitwärts ein Sofa. An den Wänden vergilbte Photographien 2c. In einer Ecke ein kleines Büchergestell. Das Bett, auf dem der Kranke liegt, ist durch eine Art Vorhang von dem übrigen Raume getrennt. Daneben ein Nachtkasten mit Gläsern, Schalen 2c.)

(Abenddämmerung. — März. — Wiener Vorstadt.)

(Der Kranke, zu Beginn der Zwanziger, blondes Haar in die Stirn hängend, schmale Lippen, feine, nervöse Hände — liegt ruhig, dem Anscheine nach schlummernd. Vor dem Bett sitzt der Arzt. Der Arzt ist um einige Jahre älter, einfach-elegante Kleidung, hohe, kräftige Erscheinung, energische Bewegungen, um den vollen Mund oft ein sarkastischer Zug. Die Frauen sitzen im Halbkreis; die Mutter stumm, gebückt in einer Ecke. Die Herren stehen vor dem Fenster. Die jungen Leute sind auf dem Sofa. Flüsternde Gruppen).

Der Hausherr (ziemlich brüsk eintretend, mit kurzem selbstbewußten Gruß in der Thür):
'n Tag!
(Zum Vater, der ihm schwankend entgegengeht):
Wie geht es heut' dem lieben Kranken?
Der Vater (scheue, gedrückte Gestalt. Er spricht verlegen, oft stotternd):
Die Krise .... Jeder fragt ... Wir danken, ... danken ...
Der Hausherr (ihm auf die Schulter klopfend):
Nur Mut! Die Jugend siegt ... Er wird gesunden! ...
Der Arzt (in sich hinein, mit sarkastischem Lächeln):
Der sorgt um seine billig guten Stunden!
Der Hausherr (seine Brieftasche ziehend):
Ich hätte meinen Anteil gern bewiesen —
Der Vater (sehr demütig, auf die Gruppe der Herren weisend):
Die Brüder haben mir es streng verwiesen ....
(Der Hausherr entfernt sich unter vielen Danksagungen und Bücklingen des Vaters.)
Der Arzt (wie früher):
Trugst Du den Zins nur einen Tag zu spät —
Wie wurde der ein grimmiger Prophet!
(Pause.)
(Ein schwerer Seufzer vom Lager her.)
Der Arzt (grübelnd, leise zu sich):
Die letzte Glut auf diesen lieben Wangen;
Wie mag der reiche, weiche Junge sterben? ...
Ich sah den Tod so viele schon umwerben —
Aufrecht und stolz sind wenige gegangen ...
Du Armer, dem sein Weben wenig bot,
Erwachen jetzt in Deinen Dämmertiefen,
In Deinem letzten Traum, dem Traum vom Tod,
Die starken Triebe, die so lange schliefen?
... Wie jeder lebte, nach den eignen Gaben —
Wie jeder seines Daseins Kreis durchschritt:
Der eine hastend, gierig, voll Verlangen,
Ein zweiter still, von Träumen schön umfangen,
Die meisten im zufriednen Bürgertritt —
Seh' anders ich den Tod vor jedem Bett:
Hier den Vampyr und dort den Fackelknaben —
Zumeist das christlich magere Skelett!
Nur die verborgen Sehnsuchtsquellen tragen
Nach einem großen Kampfe, großem Wagen
In dieser Tage mattem Einerlei —

Die wünschen ihn mit Schwert und Helm herbei:
Als Herrscher, der Vergangnes, Morsches fällt
Und auf den Trümmern baut die neue Welt,
Die freie Welt, drin alle Blüten prangen,
Nicht mehr im Dunste dieser Zeit gefangen!
Gern mag ich die Komödie „Tod" betrachten —
Mit ihren bunten Masken, bunten Trachten,
Gesichten . . . schön und starr . . . und streng und weich —
Fast wie das Leben an Gestalten reich . . .
Doch was zu denken manchmal ich erbebe:
Mich selbst, der ich an jeder Stunde klebe,
Und jeden Augenblick zutiefst verkoste,
Und jedem Wunsche dien', eh' er mir roste,
Der ich dies grausam-milde Amt gewählt,
Weil Liebe mich zu allem Sein beseelt —
Mich halten viele, die mir dennoch sterben,
In banger Fieberqual für ihr Verderben!
Aus scheuen Seufzern, dem erschrocknen Rot,
Wenn sich die Finger zuckend von mir wandten,
Als dem Entsetzlichsten der Abgesandten,
Empfand ich's oft: sie sehn in mir den Tod!
Der Arzt, deß Hand sie nimmer trösten kann,
Wird ihnen Herrscher, Räuber, — Sensenmann! . . . .
Auch scheinen wir uns nah' genug verwandt —
Ihm gleich' ich fast, der Leiden tödlich bannt,
Und Er ein Arzt, wie alte Weisheit spricht:

(leise verzweifelt):

Dich nennen darf ich, Dich erkennen nicht!
Doch hab' ich mir ein Bild von Dir erdacht —

(mit einem Blick zu dem Sterbenden):

Und diesen Knaben es, wie oft, gelehrt,
Wenn wir die Straßen dieser Stadt durchschritten,
Und ich ihm prahlte, was ich mir erstritten:
Mein Leben, meinen Tod: — behelmt, bewehrt,
Ein freier, nur beamtet jener Macht,
Die heimlich über alle Welten wacht —
Daß Morsches nicht das Neue niederhalte,
Damit Natur die Keime voll entfalte . . . .
Drum, weil ich seine Würde ganz verstehe,
Bin ich so stark — in meines Todes Nähe;

Dann fühl' ich mich geheimnisvoll erhaben,
Als reiften in mir ungekannte Gaben . . .
So seh' ich mächtig ihn die Welt durchschreiten
Und beug' mich dieser wundersamen Kraft,
Die weise wirkend neues Leben schafft,
Und hasse — Die den großen Tod verkleinen,
Mit ihrem winz'gen Klagen, winz'gen Weinen!
Doch ahn' ich ihn mit also stolzem Schwung
Vielleicht nur, weil ich selbst noch gläubig jung? . .
Wer weiß, schau' ich ihn so in reifen Zeiten? . . .
Dann ist er mir vielleicht ein Komödiant
In einem schlechten alten Zufallsstück,
Der jäh hervorbricht aus verschlißner Wand,
Sein Opfer suchend mit dem tück'schen Blick . . .
Vielleicht werd' ich dann nimmermehr begreifen,
Warum so sehnend die Gedanken schweifen,
Wozu in meiner Brust dies wilde Brennen
Nach aller Flammen flammendem Erkennen,
Warum ich also mich gefüllt mit Leben,
Um es dem Komödianten hinzugeben? . . .

(Er versinkt immer tiefer in Grübelein.)

Tante Julie (dick, gutmütig, flüsternd zu Tante Jetty hinüber mit einem Zeichen):
Was lacht der Doktor wieder so sarkastisch?

Tante Jetty (klein boshaft):
Mir schien er stets so eigen . . . kühn . . . . phantastisch!
(Erklärend):
Franz wollte keinen andern Doktor haben!

Tante Therese:
Sie waren Freunde —

Tante Jetty: Denkt Euch, schon als Knaben!

Tante Julie (dem Arzte zu):
Der hat sich, und wie rasch! hinaufgeschwungen —

Der Arzt (der die letzten Worte vernommen, bitter):
Aus dumpfer Tage bangen Niederungen . . .

Tante Therese (mit einem Blick auf den Kranken):
So ist's dem armen Franz wohl nie geglückt —

Tante Jetty:
Der war verschlafen, ängstlich, ungeschickt!

(Die Mutter, schmal und blaß, erhebt sich schwer aus ihrer Ecke und geht leise in das Nebenzimmer, dessen Thüre offen bleibt, man hört ihr plötzliches krampfhaftes Schluchzen, der Vater folgt ihr langsam.)

Tante Julie (nach einer Pause sich die Augen trocknend, zusammenschauernd):
Es wäre doch entsetzlich, wenn er stürbe!
Tante Therese:
Er war ein guter Sohn —
Der Arzt (wie früher): — recht weich und mürbe. —
(Tante Julie und Tante Therese flüstern weiter.)
(Gruppe der jungen Leute um das Sofa.)
Robert (in Freiwilligenuniform zu den anderen leise prahlend):
. . . Doch wüßte mich mein strenger Oberst hier,
Wer weiß, ich würde wohl nicht Offizier!
Franz ward im Straßenkampf, Ihr wißt, gestochen,
Da er zur Menge heiß erregt gesprochen.
Ernst (Staatsbeamter):
Dem Pöbel ward sein Meutetag verboten —
Hans (Gymnasiast, verzückt):
Wie seine Augen funkelten und lohten!
Wie Gracchus sprach er von des Volkes Rechten:
„Ja, bis zum letzten Tropfen müßt Ihr fechten!“
Robert:
Dann Polizei, Tumult; Franz, schwergetroffen,
Sank —
Marie (die Schwester des Kranken, Blondine mit sentimentalem Ausdruck):
— und mit ihm unser letztes Hoffen! . . . .
Adele (Roberts Schwester, seufzend):
Wir müssen alle, alle um ihn trauern —
Ernst (ironisch zu Adele):
Dich aber muß man wohl zumeist bedauern. — —
(Sprechen leise weiter.)
(Die Herren vor dem Fenster flüstern, zuweilen auf den Arzt und den Kranken blickend.)
(Pause.)
Onkel Johannes (Lehrer, spricht sehr langsam und überlegen):
Welch eine Zukunft geht mit ihm verloren!
Onkel Karl (Beamter, sehr würdevoll):
Franz schien mir zum Finanzdienst auserkoren!
Onkel Johannes:
Woher dem solche Kampfgedanken kamen?
Der Arzt (wie früher):
Er war alltäglich sanft, gleich seinem Namen . . .
Onkel Johannes:
Auch in der goldnen Jugend raschen Tagen
Hätt' ich mich nie mit Volk herumgeschlagen!

Der Arzt (in sich hinein leise, die Hand des Kranken ergreifend und den Puls fühlend):
. . . Ich seh' sein reiches, glühendes Verlangen
Und rings dies kleine Sorgen, Sparen, Bangen!
Dazu in dieser Stadt, so traumumsponnen,
Wo nie des Lebens lauter Strom geronnen.
Ich seh' sein ewiges, verborgnes Sehnen,
Vom neuen Tag ein neues Wunder Wähnen . . .
Die Tage langsam, ohne Farben, schleichen —
Und volle Becher will ihm keiner reichen;
Da träumt' er sich hinab zu großen Zeiten —
In einem fernen Kampfe mitzustreiten:
Im Heer des Kreuzes ein verwegner Recke;
Gelagert auf borghesisch-weicher Decke;
Ein Jakobiner, Königsburgen stürmend;
Und wieder ein Achill, die Leichen türmend . . .
So ist er in ein Märchenland versunken,
Den Rausch des Tages hat er nie getrunken,
Gebannt von Träumen, zarten Hindernissen,
Als bis das Schwert die Wunden ihm gerissen.
Er hatte sich des Volkes Heil ergeben,
Um redend, wirkend Kühnes zu durchleben! . . .

(Der Arzt hat sich dabei über den Kranken gebeugt, der heftig schwer atmet, die Lippen bewegen sich im Fieber. Der Arzt zieht das Thermometer hervor und mißt.)
(Allgemeine Stille. — Die Mutter erscheint in der Thüre; dahinter der Vater.)

Der Arzt (schmerzlich, kopfschüttelnd):
Zu viel! zu viel! Es geht zu Ende!
(Alle wiederholen es, einer nach dem andern):
„Zu viel!" „Es geht zu Ende!" —

(Plötzliches Verstummen aller Gruppen. Die Mutter tritt ängstlich in das Zimmer; sie sucht aus den Mienen der Umstehenden und des Arztes zu lesen. Dann sinkt sie, leise vor sich hinweinend, auf einen Stuhl. Im Zimmer ist nur ihr Schluchzen und das Ticken der Wanduhr vernehmlich.)

Tante Therese (zur Mutter):
Nur keine Sünde!
Tante Jetty (desgleichen):
Mut!
Tante Julie (ebenso): Du mußt Dich fassen!
Tante Therese:
Denk nur an Gott, dann bist Du nicht verlassen!

Onkel Johannes (zum Vater, der auf einem Stuhl zusammengebrochen ist, ihm die Hand reichend):

Ein Wort nur find' ich würdig dieser Stunde:
Die Zeit heilt sicherlich auch diese Wunde!

(Die jungen Leute sind abseits bemüht, der Schwester mit denselben Worten Trost zu sprechen. Man hört Stimmen):

„O denk an Gott, dann schwindet jedes Leid!
Auch diese Wunde heilt allein die Zeit!"

(Pause, in der man nur unterdrücktes Seufzen und Weinen vernimmt.)

(Plötzlich richtet sich der Sterbende, der bis dahin scheinbar schlummernd gelegen, auf und starrt mit offenen Augen ängstlich umher. Dann windet er sich wieder im Fieber auf dem Bette, stammelnd):

O weh mir! . . . weh! . . . wie peinigt mich die Wunde!
Sie martern mich in meiner letzten Stunde.

(Pause.)

(Tiefe Stille. Die Uhr hört plötzlich zu ticken auf. Es ist ganz finster geworden. Da sieht man mit einemmal zu Kopfenden des Bettes einen lichten Schein. Der Arzt wird, als Vision des Sterbenden, als Tod sichtbar, aber verjüngter: ein Jüngling in phantastischer Kriegertracht mit lichtem Helm und Schwert. Er beugt sich über den Sterbenden):

Der Sterbende (murmelnd):

Sei mir willkommen, hoher Himmelsgast;
Erhabnes Schauern jäh die Seele faßt . . . .
So bist Du mächtig mir wie oft erschienen:
Mit Schwert und Helm und jugendroten Mienen.
Und Wünsche, die sich nie ans Licht getraut,
Sie werden jetzt vor Deinem Antlitz laut!
O wundersam verklärter Augenblick —
Vor einem Rätsel-Schicksal darf ich beben;
So schenkt im Tod mir endlich das Geschick,
Um was ich betete und rang im Leben!
. . Nun erst, da jedes Wirken, Weben aus —
Packt, Schmerzlich-Schöner, mich vor Dir ein Graus!
Jetzt fühl' ich Angst durch alle Pulse stürmen
Und um mich grausig Bild um Bild sich türmen! . . .

(In die Kissen zurücksinkend):

Nun erst empfind' ich Starkes, leb' ich tief,
Derweil mein Fühlen sonst im Dämmer schlief.
Nun erst: zu Häupten hoch des Todes Schwert,
Ward üppig ein Erlebnis mir beschert!

(Schließt erschöpft die Augen; innig, leise):

Das will ich voll in meine Seele trinken
Und dann, gesättigt, still hinübersinken.

Der Tod (schmerzlich):

Mit tiefem Schmerze komm' ich Dich umfangen,
Weil Deine Keime jetzt erst aufgegangen.
Das müde Leben fäll' ich ohne Qual,
Erwachendes mit unbereitem Stahl!
Und Deine Seele barg so viel, so viel,
Was noch nicht reif für dieses letzte Ziel.
Zwar bist Du mir seit langem schon zu eigen,
Wie alles, was da welk und unbewehrt;
Doch bricht er Blüten, eh' sie selbst sich neigen,
Quält es den Sturm, der durch die Felder fährt ....
Ich bin der Sturm, der wild das All durchbraust,
Und diese Blüte jetzt zu Tod gezaust. ...
Drum weil Du mußt, so komm' in meinen Arm!

Der Sterbende (mit nervösem Zucken der Finger):

Nicht jetzt! nicht jetzt! nicht hier vor diesem Schwarm!

Der Tod (ganz dicht über ihm):

In Deinen Augen les' ich tiefstes Leiden —

Der Sterbende:

Das ist nicht Angst mehr vor dem frühen Scheiden. —

Der Tod:

Was hält Dir sonst den Blick so bang beseelt?

Der Sterbende (murmelnd):

Ein bang Erinnern meine Seele quält.
Ich bin der Quell, der nie zum Lichte drang,
Die Flamme, die im Erdenschoße sang ....

Der Tod (klagend):

So fandest Du zur Freude nicht den Mut?

Der Sterbende (stöhnend, mit einem Blick auf die Umstehenden):

Die, die erstickten jede junge Glut!
Sie haben jedes Dämmern mir erhellt,
Zerrissen alle Schleier meiner Welt!
Sie haben, was ich heimlich kaum erkannt,
Mit lauten Namen deutlich derb genannt ....
Auf alle Blüten, schüchtern aufgesprossen,
Sie haben, ach! ihr kaltes Gift gegossen! ...
Auch diese Stunde möchten sie verderben,
Des Lebens Gipfel — dieses freie Sterben!
Da sich ein fremder, ferner Gast mir naht,
Mich sanft geleitend seinen Dämmerpfad ...

Ich kann von ihren stummen Lippen lesen
Und meine rasche Glut fühl' ich verwesen!

Der Tod:
Sie spielen mit dem Schnitter, der sie mäht —

Der Sterbende:
Kein Ahnungsseufzer und kein Dankgebet
Für dieses reinen Augenblickes Macht,
Für dieses Todes helle, junge Pracht!
Sie denken jetzt noch Dinge, dumpf, gemein —
Und quälen mich mit einer alten Pein! . . .
Horch! — —

(Der Sterbende und der Tod lauschen. — Aus den Seufzern in der Runde werden ihnen diese Gedanken der Umstehenden scharf und deutlich als Worte vernehmbar):

Tante Jetty:
Soll ich das Seidenkleid beim Zuge tragen?

Tante Julie:
Mein Mann natürlich, der bezahlt die Wagen!

Tante Therese:
Muß ich hinaus? April; ich brauche Schonung;
Ich kondoliere später in der Wohnung.

Onkel Johannes:
Die Partezettel schreib' ich unverweilt:
„Bekannten sei und Freunden mitgeteilt:
Daß unsern Franz der Herr, ach! zu sich rief
Und daß er ohne Schmerzen sanft entschlief.
Nun ist uns Gottes Trost wie sehr vonnöten —
Und Kränze werden, dankend, nicht erbeten!"

(Der Vater, die Mutter und Marie weinen in gedankenlosem Schmerz vor sich hin.)

Der Sterbende (mit starrem Blick auf Onkel Johannes, hastig dem Tod zuflüsternd):
Befreie mich von dieser dumpfen Meute!
O laß mich schlürfen dieses letzte Heute!

Der Tod (vortretend mit ausgestrecktem Arm):
Es giebt für sie kein heil'ges Mene-Tekel,
Der kleine Blick sieht alles klein und ekel!
Auch vor dem Tod, dem wunder-bangen Morgen,
Erwachen diesen nur die Alltagssorgen . . . .
Komödie wagen sie mit mir zu spielen,
Wie mit des Lebens andern höchsten Zielen . . .
Doch räch' ich mich auf ganz besondre Weise:
Weil sie zu zag' für meinen herben Schrecken,

Such' ich sie selbst komödienhaft zu necken,
Komödie spielen wir selband im Kreise . . .
Den Einen zupf' ich leicht bei Wein und Spiel,
Den Andern krampf' ich in der Liebsten Armen:
Doch thu' ich vor der Zeit nur selten viel
Und eile fort mit lachendem Erbarmen!
So will ich denn auch hier die liebe Sippe
Ein wenig ängsten mit der alten Hippe;
Sie sind ja heute matt und weich und bänglich,
Für meine kleinen Spiele leicht empfänglich. . .
(Dem Sterbenden zu):
Dir aber laß ich den aufrechten Tod
Verkrümmen nicht durch dieser Andern Not!

(Der Tod tritt, nachdem er die Stirne des Sterbenden berührte und dieser, für Augenblicke das Bewußtsein verlierend, eingeschlummert ist, vom Lager zurück. — Pause. — Das Zimmer bleibt kurze Zeit dunkel. Dann erscheint der Tod plötzlich wieder — als Vision der Umsitzenden — in hellem Licht dürr und zusammengeschrumpft, das bekannte Gerippe mit den Symbolen, Stundenglas und Hippe. Er tritt im Kreise langsam-feierlich zu jedem, legt ihm die Hand auf die Schulter, ihn starr anblickend und sarkastisch lächelnd. Vater, Mutter und die Jugend umgeht er. Darauf wieder dunkel; der Tod bleibt inmitten des Gemaches aufrecht stehen. Im Zimmer hört man mit einemmal lautes Seufzen; daraus werden — dem Tode — diese angstvollen Rufe vernehmbar):

Tante Jetty:
Davon blieb ich verschont seit vielen Tagen:
Wie zieht's im Kopf, im Bein —
Tante Julie: Mich drückt der Magen!
Tante Therese (ihr Mieder umklammernd):
Ich fühle jäh so seltsame Beschwerden,
(leise):
Als sollt' ich, ja — als sollt' ich Mutter werden!
Onkel Johannes:
O! meine Nerven! ach! ach! ich muß sterben!
Onkel Karl:
Mir ist, ich säße rückwärts wie auf Scherben!

(Der Tod verschwindet wieder. Der Arzt sitzt wie zu Beginn zu Kopfenden des Bettes.)

Der Arzt (zu sich ironisch):
Wie wenn der Blitz vor ihr zur Erde schlägt —
Die Herde steckt die Köpfe scheu zusammen,
Zu blöde: anzustaunen diese Flammen: —
Sind diese Menschlein wirr und furchtbewegt,
Wenn jäh der Tod in ihre Mitte steigt,

Die Majestät, aus der Natur geboren,
Nächst dem lebend'gen Gott von ihr erkoren
Zum Herrscher, dem sich selbst der Schöpfer neigt!

Tante Jenny (sich plötzlich dem Arzte zuwendend):
Noch eines möcht' ich für bestimmt erfahren:
Sind auch gewiß nicht Ansteckungsgefahren?

Der Arzt (sarkastisch lächelnd):
Das kann man, liebe Frau, niemals behaupten. . .

Tante Jenny:
Auch möglich nur!?

Tante Julie: Nur denkbar?!

Tante Therese: Wie, Sie glaubten?!

(Der Arzt zuckt wie früher lächelnd die Achseln.)

Die Tanten (durcheinander rufend, zu den jungen Leuten und Männern fast kreischend):
„Kinder hieher! . . ." „„Hieher an meine Seite! . . .""
„. . . Wir flüchten vor dem Tod hinaus ins Weite!"
„. . . Wollt Ihr Euch selbst, mutwillig selbst vernichten?! . . ."
„„. . . Wir haben große, ernste, heil'ge Pflichten!""

(Alle hasten in das Nebenzimmer. Nur der Vater, die Mutter und Marie wollen zurückbleiben.)

Der Arzt (indem er sich zu dem Sterbenden wendet, ziemlich heftig zu diesen Zurückbleibenden):
Er bittet mich, allein mit ihm zu bleiben.

Die Mutter (schmerzlich):
Von seinem Lager will er uns vertreiben!
Nun erst hab' ich ihn ganz, nun erst verloren. . .
Verführtes Kind, . . . hätt' ich Dich nie geboren!

(Sie wankt in das Nebenzimmer.)

Der Vater (ihr folgend, stumpf):
Mein Wünschen, Zürnen brach die lange Not . . .

Marie (in das Dunkel hinausblickend):
Da fällt die Nacht . . . Die Welt liegt stumm und tot!

(Sie bleiben in der Thüre stehen, wohin nun auch die Tochter des Lehrers tritt.)
(Stille und Dunkelheit. Der Tod erscheint wieder wie zu Beginn, als Vision, mit Helm und Schwert, neben dem wieder zum Bewußtsein erwachten Sterbenden.)

Der Tod:
Soll ich Dir nicht die Allernächsten rufen?

Der Sterbende (unruhig):
Die mir zu Klagen alles Leben schufen!
Sie sind mir jetzt so fern und fremd geworden!
Sie würden jammernd mir die Stunde morden!

Der Tod (auf die Tochter des Lehrers weisend):
Und die Geliebte?! . . .

Der Sterbende: Wie ich tauchte, tauchte,
In ihre Kühle mein Empfinden hauchte! . . .
Sie träumte nur von Gold und Spiel und Tand, —
Welch leeres Trosteswort sie eben fand! —
Und ich, so sehnend stumm, so stolz und rein,
Ich tröstete mich billig und gemein . . . .

(Er versucht dem Tode die Hand entgegenzustrecken.)

Das hast Du wahrlich wunderklug vollbracht;
So trinken wir vereint die tiefe Nacht. . .

Der Tod (lächelnd, in Gedanken):
Sie fühlen vor dem Tod kein banges Ahnen —
Doch ihre Qualen, mein Ergötzen, mahnen! . . .

Der Sterbende (lallend):
O sag! o sprich! Du bist mir so vertraut;
Hab' ich Dir nie ins Aug' vorher geschaut?
Mir ist, ich sei Dir lange schon verbunden,
Als meinem Trautesten, den ich gefunden,
Genosse mir, dem Kind, in Knabenschlachten,
Auf meiner Bergfahrt: rings Lawinen krachten!
Beim Rudern einst, der grausen Tiefe nah,
Und in der letzten lichten Stunde, da
Hell tönten meiner Worte Jubelglocken:
Sah ich vor mir die dunkelernsten Locken. . . .

Der Tod:
In jeder frohen Stunde der Gefahr,
Fern von der satten Menge feiger Schar,
In jeder Stunde, die Du tief genossen,
Hat Dich mein starker Atemzug umflossen!

Der Sterbende (in Agonie versinkend):
Wenn höchstem Dasein nah das Sterben droht,
Wähl' ich statt armen Lebens reichen Tod!

(Er stirbt.)

Der Tod:
Die Blüte küß' ich, die mein Hauch geweckt,
Die sterbend erst zum Leben sich gestreckt.

(Er küßt die Stirne des Sterbenden. Dunkel wie vorhin. Der Tod verschwindet. Der Arzt sitzt wie zu Beginn vor dem Bett, die Hand des Sterbenden in der Seinen. Er erhebt sich und ruft in das Nebenzimmer, hart.)

Der Arzt:

Er stirbt. Wollt Ihr nicht nach dem Priester senden?

(Gedämpft.)

Um die Komödie würdig zu vollenden.

Tante Therese:

Ich that's —

Der Arzt (ironisch):

Besorgt wie immer.

Ernst:

Der Priester tritt soeben in das Zimmer.

(Der Priester begiebt sich an das Lager des Sterbenden, von dem der Arzt zurückgetreten ist; Gruppen im Umkreis.)

Ende.



Deutsches Kunstleben.

III.

Berlin.

Das große Ereignis dieser Theatersaison brachte eine schwere Enttäuschung. Von einem verbotenen Stück erwartet man ein gewisses Maß von Pikanterie und Kühnheit, die Namen Sudermann als Verfasser und Joseph Kainz und Agnes Sorma als Darsteller der Hauptrollen garantieren mindestens einen unterhaltenden Abend, und wenn das Theater bereits einen Monat vor der Aufführung ausverkauft ist, und man für einen bescheidenen Parkettplatz den unbescheidenen Preis von 30—40 Mark zahlen muß, so verlangt man mit Recht etwas zu „erleben". In dieser Stimmung und unter dieser Voraussetzung hatte sich am 15. Januar ein kunstsinniges und urteilskräftiges Premièrenpublikum im Deutschen Theater versammelt, um der lange erwarteten Aufführung des vielgenannten „Johannes" beizuwohnen. In fieberhafter Spannung harrte man von Szene zu Szene, ob denn nicht endlich das Unerhörte und Polizeiwidrige kommen wolle, und als das Stück sich dem Ende zuneigte, ohne die Sensationslust im geringsten befriedigt zu haben, da war man enttäuscht und verstimmt, gedachte der umsonst verausgabten Goldfüchse, zischte und gähnte. Das Berliner Publikum hat

dem Verfasser des „Johannes" unrecht gethan. Sein Werk ist allerdings ein Bühnenstück gewöhnlichen Schlages, wie es unsere Theaterlitteratur zu Dutzenden besitzt, es ragt wenig über den Durchschnitt der landläufigen Produktion hinaus und wird wie so viele andere dramatische Dutzendwaren seinen Weg über die deutschen Bühnen nehmen, bis es nach einigen Jahren für immer begraben und vergessen ist: aber ein Publikum, das der „Ehre" und den „Morituri" zujubelte, hat kein Recht, den „Johannes" abzulehnen. Wer an derlei pseudo-dichterischen Erzeugnissen, an denen nichts weiter zu bewundern ist als die raffinierte handwerkliche Mache, überhaupt Geschmack findet, der muß auch diesem neuesten, immerhin geschickt gemachten, unterhaltenden und geistreich ausgeklügelten Werke Sudermanns Gerechtigkeit widerfahren lassen. Der „Johannes" ist vielleicht — bis auf den letzten Akt — das dichterisch ehrlichste Werk, das Sudermann bisher geschrieben hat. Nur hat dem ernsteren Wollen das Können nicht entsprochen. Sudermann hat bei der Lektüre jener Bibelstellen, die die Geschichte des Täufers erzählen, genau das gedacht und empfunden, was Hinz und Kunz dabei fühlen und denken. So mußte er darauf verzichten, die bekannten Vorgänge in individuelle Beleuchtung zu rücken, und so gelang es ihm nicht, die überlieferte Gestalt des Täufers aus eigenen Mitteln psychologisch zu bereichern und zu vertiefen. Das Stück schildert in fünf Akten und einem stimmungsvollen Vorspiel die aus den Evangelien bekannte Geschichte von Johannes dem Täufer, der in der Wüste predigte und taufte, um dem kommenden Messias den Weg zu bereiten, und in Jerusalem ein Rencontre mit der Königin Herodias hatte, infolgedessen er als unbequemer Nörgler bei Gelegenheit eines heiteren Festmahls, um der kleinen Prinzessin Salome einen Spaß zu machen, enthauptet wurde. Der letzte Akt, der den Tanz der Salome vor Herodes und den Tod des Täufers vorführt, schließt mit dem Einzuge des neuen Messias in Jerusalem. Die Schlußszene des zweiten Aktes, wo der bleiche Asket den Verführungskünsten der weltklugen Herodias und ihres schönen, lasterhaften Töchterleins gegenübertritt, und der buntfarbige, stark opernhafte fünfte Akt traten in der Bühnendarstellung als die am stärksten wirkenden Partien des Dramas hervor. Die Darstellung der Einzelrollen — Emanuel Reicher als Herodes, Louise Dumont als Herodias, Agnes Sorma als Salome — war eine meisterhafte, nur Kainz gab die Titelrolle leider sehr ungleich, und die Inszenierung und Regieführung standen mitunter nicht auf der Höhe jener technischen Vollendung, die man sonst an den Darbietungen des Deutschen Theaters rühmen darf.

Noch unrühmlicher verlief ein zweites, ebenfalls in den Januar fallendes Theaterereignis: Die am Vorabend von Kaisers Geburtstag im Schauspielhause stattgehabte Aufführung des vielgenannten historischen Schauspiels „Der Burggraf" von Josef Lauff. Über das Stück ist bei Gelegenheit seiner Wiesbadener Première soviel zu hören und zu lesen gewesen, daß ich auf seine berufene Eigenart nicht näher einzugehen brauche. Zur Charakterisierung des Theatererfolges will ich nur erwähnen, daß trotz der gehobenen Feststimmung der Zuhörer und trotz der animierenden Anwesenheit des Hofes selbst die so festlich glacégeschmückten Claqueurhände der loyalsten Geheimräte vor diesem opus versagten. Ein geist- und geschmackloseres Machwerk ist selbst von der Bühne des Königlichen Schauspielhauses noch nicht dargeboten worden! Ein ununterbrochen gespreizter und bombastischer Phrasenschwall dröhnt von der ersten bis zur letzten Szene an das gequälte Trommelfell; zahllose bunte Festzüge, die eine piebejische Vorliebe für grelle und lärmende Prunkentfaltung bekunden, marschieren mit Heil! und Hurra! an uns vorüber und lassen das Mißverhältnis, in dem die pomphafte Ausstattung und die öde, kunstverlassene Hilflosig-

keit des dilettantischen Verfassers zu einander stehen, nur noch grotesker hervortreten. Über die Darstellung des Stückes ist nichts zu bemerken, da es fast nur die physischen Kräfte der Schauspieler in Anspruch nimmt.

„Johannes" sowohl wie der „Burggraf" halten sich noch auf dem Repertoire. Den Johannes trägt die Neugier der biedern Provinzialen, welche nicht von ihrer Berliner Reise heimkehren dürfen, ohne das meistgenannte Stück der Saison gesehen zu haben, und die wohlfundierte Hofbühne ist in der angenehmen Lage, auch ein durchgefallenes Stück ein paar Dutzend Mal vor einem von Freibilletlern gefüllten Hause aufführen zu können. Die Berliner Privatbühnen, die sich keiner polizeilichen Reklame und keines königlichen Zuschusses erfreuen, müssen nach der Premièrenniederlage ihr Stück begraben. Solcher Begräbnisse haben wir im Laufe des verflossenen Monats mehrere gefeiert. Im „Goethe-Theater" ging am 8. ein fünfaktiges Drama aus der französischen Revolutionszeit, als dessen Verfasser sich ein Charlottenburger Redakteur namens Rudolf Rabe bekannte, zum erstenmale in Szene. Es führte den Titel „Der Volksgraf" und hatte den Grafen Mirabeau zum Helden. Wir lernen denselben als einen Ausbund von Edelsinn und ritterlichen Tugenden kennen, die er teils im Interesse des revoltierenden Volkes, teils in dem der Königsfamilie verwendet. Diese in unruhigen Zeitläuften unrationelle Zwitterstellung bringt den Grafen in Konflikt mit den Volksführern Danton, Desmoulins und Robespierre und kostet ihm beinahe den Hals. Dennoch könnte man hoffen, daß er aus allen Fährlichkeiten glücklich hervorgehen und das verblendete französische Volk von den Segnungen einer monarchischen Regierung überzeugen würde — wenn er sich nicht in Liebeshändel mit einem kleinen Mädchen eingelassen hätte, das so grausam ist, im letzten Akte den schönen, edlen Volksgrafen zu vergiften.

Das neue fünfaktige Schauspiel „Der König" von Richard Voß wurde am 13. Januar im Schiller-Theater bestattet. Der Verfasser giebt uns das Charakter- und Lebensbild einer bekannten Spielart des Cäsarentums: des jugendlichen, romantisch angehauchten Don Quichotte auf dem Thron. Er schildert uns das traurige Schicksal eines gekrönten Maulhelden, der, mit mittelmäßiger Intelligenz begabt, mit vorlauten Urteilen und unreifen Entschlüssen stets schnell bei der Hand ist, der trotz allen Aufwandes von zweckloser Energie sein bißchen Arbeitskraft an allerlei Albernheiten verzettelt, und dabei seine souveränen Dummenjungenstreiche als Ausfluß einer besonderen göttlichen Begnadung auffaßt. Solche Herrschercharaktere sind aus der Geschichte der alten, neuen und neuesten Zeit sattsam bekannt und bieten, als leichte und relativ unschädliche Form des Cäsarenwahnsinns, ein vorwiegend pathologisches Interesse. Wenn ein Dichter sich eines solchen Stoffes bemächtigt, so sollte man meinen, daß es ihn vor allen Dingen reizen müßte, die Wirkungen darzustellen, die eine solche halbverrückte Regierung auf Hof, Staat und Volk ausüben muß. Richard Voß aber gab uns lediglich eine mit allerhand romantischen Mätzchen altmodisch aufgeputzte Krankheitsgeschichte seines Helden und vermochte damit selbst das anspruchslose Publikum des Schiller-Theaters nicht zu befriedigen.

Die zweite Matinee der Dramatischen Gesellschaft, die am 23. Januar im Residenz-Theater stattfand, vermittelte dem Berliner Publikum die Bekanntschaft mit zwei interessanten und eigenartigen Werken, deren Bühnenaufführung ein gewagtes Experiment bedeutete. Der Vorstand der Dramatischen Gesellschaft war sich dieses Wagnisses und der Wahrscheinlichkeit einer Ablehnung wohl bewußt. „Der Ungebetene" (L'intruse) von Maurice Maeterlinck und „Der Balkon" von Gunnar Heiberg sind zwei von allem Landläufigen himmelweit entfernte Werke,

deren Verständnis ein gewisses Maß von Intelligenz, Vorurteilsfreiheit und Bildung voraussetzt. Die Mitglieder der Dramatischen Gesellschaft haben diese schmeichelhafte Voraussetzung ihres Vorstandes nur zum Teil gerechtfertigt: sie nahmen das dem Verständnis des Durchschnittspublikums näher liegende Maeterlinck'sche Werk (in trefflicher Übersetzung von Otto Erich Hartleben) mit Beifall auf, begruben aber die feinen Szenen der tiefen und schweren Dichtung „Der Balkon“ (Deutsch von Gustav Morgenstern)*) unter verständnislosem Gelächter. „Der Ungebetene“ ist ein feines lyrisch-dramatisches Stimmungsbild, welches das Milieu eines Hauses schildert, in dem sich ein Sterbender befindet. Die Familienmitglieder, Vater, Onkel, Schwestern, sind in später Abendstunde um den runden Familientisch versammelt; im Nebenzimmer liegt die Kranke. Der Arzt hat Hoffnung gemacht und in gedämpftem Tone führt man gleichgültige Gespräche, um die Zeit hinzubringen. Nur der blinde Großvater ahnt, daß etwas Ungewöhnliches sich vorbereite; er fühlt, wie der Ungebetene, der Tod, in den Garten tritt, den Gesang der Nachtigallen verstummen macht und die Schwäne ängstigt; er fühlt, wie er sich durch die Hausthür drängt, die Treppe emporsteigt und am Tische Platz nimmt. Es geschieht fast nichts in dem Stücke und es wird wenig gesprochen. Trotzdem folgte das Publikum der Vorstellung mit atemloser Spannung und erfuhr, wie es schien, einen tiefen Eindruck. Der Aufführung des Maeterlinck'schen Stückes ging ein kurzer erläuternder Vortrag von Dr. Rudolf Steiner voraus. Eine solche Einführung wäre auch dem ungleich schwierigeren Werke des norwegischen Dichters Heiberg von Nutzen gewesen. Julie ist an den alten, unleidlichen Reißmann verheiratet und hat mit dem jugendlichen Schwärmer Abel eine Liebschaft. Nach dem Tode des Alten heiratet sie Abel. Doch da dieser nicht völlig in der Liebe aufgeht, verrät sie ihn mit dem praktischen Weltmann Antonio. Dies ist der Inhalt des seltsamen Stückes, das ich als ein bisher in der Litteratur unerhörtes Beispiel von konzentrierter Dramatik und Charakteristik bezeichnen möchte. Die Bühnendarstellung des Werkes erfordert einen besonderen schauspielerischen Stil, der jedes Wort, jede Bewegung plastisch hervortreten läßt, jeden gesprochenen Satz gewissermaßen unterstreicht und den Zuschauer zwischen den Zeilen lesen läßt. Die Bühnendarstellung muß ein Kommentar des schwer verständlichen Werkes sein und hat vor allem die Aufgabe, dem Publikum von vornherein zum Bewußtsein zu bringen, daß es sich hier nicht um ein realistisches Bühnenstück handelt, sondern daß diese Szenen den stark kondensierten Extrakt von wirklichen Vorgängen darstellen. In der Aufführung der Dramatischen Gesellschaft kamen diese Punkte nicht zu genügender Geltung und es war daher vielleicht erklärlich, daß das Publikum keinen vollständigen Begriff von der Bedeutung des Werkes bekam. Aber daß es sich hier um etwas anderes, als um ein unfreiwillig komisches Dilettantenwerk handelte — das hätte man wohl auch aus dieser Interpretation herausfühlen können!

Berlin-Charlottenburg. John Schikowski.

IV.

Wien.

Seit Wochen beherrschte die Krise Burckhardt-Schlenther das Repertoire des Hofburgtheaters unter dem Titel: „König Burckhardts Glück und Ende“. Das spannend

*) Veröffentlicht in der „Gesellschaft“, Oktober 1894.

aufgebaute Drama wurde unter Mitwirkung bewährter Kunstkräfte von Herrn Thimig inszeniert, der seine Eignung zum Regisseur noch nie in so glänzendem Lichte gezeigt hatte. Der Inhalt des Dramas ist in wenig Worten wiedergegeben: Ein König wird vom Kaiser zum Lehnsherrn eines jäh verwaisten Thrones eingesetzt. Aber er ist nicht zum König geboren, er trägt seine Krone schief und weiß mit dem Scepter nichts anzufangen. Vergeblich erheben sich die Stimmen aller vernünftig Denkenden gegen dieses Regime. Es nützt alles nichts, es ist nicht zu erschüttern. Es vergehen Jahre. Der nicht zum König Geborene ist langsam zu ihm erzogen worden. Denn auch das Regieren läßt sich schließlich bis auf ein paar Posen erlernen. Die mangelnde Erfahrung mußte sich im Verlauf von acht Jahren doch endlich einstellen und zwar nicht als theoretische, sondern als praktische. Und die Stimmen im Volke hörten allgemach auf zu murren, und als der gute König nun gar anfing, einigermaßen populär zu werden, da fiel er vom Throne als ein Opfer der Hofpartei und seiner nächsten Umgebung. Es ist ein tragisches Schicksal; und wenn sich nun dem scheidenden Direktor Sympathien zuwenden, die er früher nie besessen hatte, so mag ihm selbst dabei wunderlich zu Mute werden. Er wird sich selbst für seinen Abgang allerlei Gedanken machen. Was hat er in jüngster Zeit eigentlich verbrochen? Vor allem war es eine Unterlassungssünde, die darin bestand, daß er den Tod Friedrich Mitterwurzers nicht zu verhindern vermochte. Daran fügte sich, daß er für diesen Schauspieler, der seinesgleichen nicht hatte, eine gleichartige Kraft nicht zu finden vermochte. Und das aus dem gewiß nicht stichhaltigen Grunde, weil keine vorhanden war. Dann war er nicht imstande, beim Publikum auf das erst in zwei Jahren perfekt werdende Engagement Kainz' einen Vorschuß an Interesse zu erlangen. Man wollte die Zukunft des Burgtheaters nicht eskomptieren und die Gegenwart hatte leider viel an ihrem Kredit eingebüßt. Ein einziges Stück Zukunft, das schon in der Gegenwart erfreulich zu wirken vermochte, die hoffnungsreiche Begabung des Fräulein Medelsky, die Direktor Burckhardt so zielbewußt ins Vordertreffen seiner Truppen stellte, vermochte die Schlacht nicht mehr zu retten. Seine Position war eine unhaltbare geworden in dem Augenblicke, da er anfing, mit taktischem Blick die Verhältnisse zu erfassen, in dem Augenblicke, da das allgemeine Urteil an seiner Befähigungslosigkeit zum Burgtheaterdirektor zu zweifeln begann. Im Vertrauen auf die scheinbar günstige Lage hatte er sich zu sehr vorgewagt. Seine „Bürgermeisterwahl", eine dramatische Husarenattaque, die er gegen das schwere Geschütz von Korruption und Unfähigkeit ins Lager seiner eigentlichen Berufsgenossen unternahm, gab den direkten Ausschlag. Verrat im eigenen Lager brach seine Kräfte. Hermann Bahr hat in einer der letzten Nummern der „Zeit" interessante Enthüllungen über diesen Kampf hinter den Coulissen des Burgtheaters gemacht. Als Hauptbeschuldigter erscheint Herr Thimig, als Mitschuldige Herr Hartmann und Frau Devrient-Reinhold. Es heißt, Herr Thimig habe zur Ordnung persönlicher Angelegenheiten in Berlin einen Urlaub erbeten, denselben aber zu vertraulichen Unterhandlungen mit Herrn Dr. Paul Schlenther benutzt. Es mußte ja so viel leichter gehen, den Mann von heute zu stürzen, wenn man den Mann von morgen schon im Hintergrunde hatte und so die höheren Kreise der Schwierigkeit des Suchens entheben konnte. An einem Stellungswechsel nimmt man ja dortselbst wenig Anstand, aber einen tüchtigen Nachfolger herauszufinden, der schwierigen Aufgabe mochte man sich nur widerstrebend unterziehen. Ob den Sturz des Direktors durch freundliche Mitwirkung zu unterstützen nun schön oder lobenswert von Herrn Thimig war, ist freilich eine andere Sache. Hermann Bahr hat ihn moralisch tüchtig durchgebeutelt. Der beliebte Komiker wird das nun wohl mit Hinweis auf seinen Beruf schwerlich sehr ernst

nehmen. Er raffte sich wohl zu einer Berichtigung auf, die besagte, daß er im Einverständnisse mit Dr. Burckhardt mit Schlenther unterhandelt habe. Da kam aber ein Brief Burckhardts, der von diesem Einverständnisse nichts zu wissen erklärte, und Herr Thimig wird wohl oder übel eingestehen müssen, daß seine Situation eine etwas heikle geworden ist. Von echt Thimig'scher, freilich etwas unfreiwilliger Komik ist jene Stelle seiner Berichtigung gegen Bahr, in welcher er dessen Behauptung, „daß er (Thimig) dem Publikum nicht mehr gefalle", einfach als unwahr bezeichnet. Die Reihe zu berichtigen wäre nun am Publikum, das nun freilich nicht den bekannten Paragraphen des Preßgesetzes zur Wahrung seines Urteils zu Hilfe nehmen kann. Nach dieser Richtung hin führte also Herr Thimig einen Hieb, der nicht pariert werden konnte, weil er in die Luft ging. Etwas hart, zweifellos zu hart ging Herr Bahr auch mit Frau Reinhold um. Man kann ihr den Vorwurf der Intrigue nicht gut machen. Es ist wahr, daß sie einen Kampf gegen Dr. Burckhardt führte, aber ihre Abneigung gegen den Direktor war stets eine offene. Sie hat nie ein Hehl aus derselben gemacht und immer klar und rückhaltlos gegen jedermann davon gesprochen. Sie hat einen ehrlichen Krieg geführt, in dem sie nunmehr Siegerin geblieben ist. Auch die Motive, welche Bahr ihrer Abneigung gegen Direktor Burckhardt zu Grunde legt, scheinen mir nicht unanfechtbar zu sein. Eifersucht auf eine andere Künstlerin, die „immerhin eine gewisse Machtstellung" inne hatte, sollen Frau Reinhold bewogen haben, die Entthronung Burckhardts anzustreben. Es ist nicht bekannt, daß jene Künstlerin diesem Throne so nahe gestanden hätte, daß das Übergehen des Direktionsszepters in andere Hände ihr zweifellos rein künstlerisches Ansehen erschüttern sollte. —

Nunmehr die Schlacht auf allen Linien endgültig entschieden ist, und nur mehr einige Einzelkämpfe stattfinden — Distanz: möglichst weit voneinander, Waffe: der Berichtigungsparagraph! — wendet sich unser Interesse dem neuen Leiter der Hofbühne zu. Dürfen wir aus der Vergangenheit des geistvollen Kritikers und energischen Verfechters modernen Kunststrebens auf seine Thätigkeit endgültige Schlüsse ziehen? Wird seine Individualität sich bei unserer Hofbühne Eingang zu verschaffen wissen, vor welcher die beiden „k." stehen, wie unerbittliche Cerberusse der vornehmen Langeweile und des künstlerischen Konservatismus? Hoffen wir das beste! Unsere Hauptaufgabe ist, dem neuen Direktor mit einem gewissen Vertrauen entgegenzukommen, auch dann, wenn nicht alles gleich glücken sollte, sonst „kriselt's" bald wieder und aus den Personalkrisen entwickelt sich eine weit ernstere Sachkrise, jene unserer dramatischen Kunst und der ersten deutschen Bühne, als die man das Burgtheater trotz allem und allem noch immer bezeichnen darf. Gelingt es dem neuen Direktor, diesem dräuenden Gewitter zu entgehen, dann dürfen wir unter seiner Ära ein neues Aufblühen unseres bedeutendsten Kunstinstitutes erhoffen. Die alte Garde, der noch immer mächtige Sonnenthal an der Spitze, und manche schon entdeckte und noch zu entdeckende junge Kraft werden diesen neuen Aufschwung zu vollbringen vermögen! Und nach zwei Jahren kommt Kainz — unseren alten Künstlern ein neuer, herrlicher Verbündeter! Es sieht also gar nicht so trübe und trostlos aus, wie noch vor wenigen Jahren. Etwas nach vorwärts scheint es also doch gegangen zu sein. Und der immerhin einiges dazu gethan — der scheidende Direktor — wird sich in der weniger verantwortungsvollen Eigenschaft als dankbares Publikum daran erfreuen dürfen.

Etwas verheißungsvoller sieht es nun auch in unserem sonstigen Kunstleben in Wien aus. Ich habe so viel gegen unsere Künstlergenossenschaft zu klagen und rechten gehabt, daß ich mich wirklich freue, wieder einmal mit Anerkennung von ihr sprechen zu können. Der Aquarellistenklub hat da eine sehr hübsche Ausstellung veranstaltet.

Es ist nicht alles vollwertig, man gewinnt noch bei weitem nicht den Eindruck einer starken, kulturgeschulten, reichen Künstlerschaft, aber es ragt da und dort etwas hervor, aus dem ein starker Ton, oder doch ein ehrliches und vor allem nicht unbeholfenes Wollen spricht. Schon das Gesamtarrangement berührt angenehm. Die Ausschmückung der Säle in englischem Stil erweckt in uns jenen künstlerischen Eindruck, der vom landläufigen Begriff „Bildergalerie" wegleitet. Das Künstlerhaus sieht diesmal nicht mehr aus wie ein „Bilderwarenhaus", wo alles gedrängt und stillos durcheinanderhängt; ein gewisses sauberes, sorgfältiges und vornehmes Arrangement giebt eine ernste und glückliche Gesamtwirkung ab. Es ist schwer auf Einzelleistungen einzugehen, denn es ist mehr des Erwähnenswerten vorhanden, als mir der kargbemessene Raum zu erwähnen gestattet. Da möchte ich denn auf die Federzeichnungen aus den Illustrationen zu „Rolands Knappen" (herausgegeben von der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien) von Heinrich Lefler und Josef Urban verweisen. Beide Künstler haben besondere Eignung zu Illustratoren. Josef Urbans ornamentale Kunst und der poetische Erfindungsreichtum Heinrich Leflers haben hier gemeinsam ein Werk von hohem künstlerischen Reiz geschaffen. Lefler ist vielleicht der beste Zeichner, den wir unter den jungen Künstlern gegenwärtig in Wien besitzen. Er hat sich an den Modernen in München und Berlin gebildet, ohne, wie so viele seiner Kollegen, in äußerer Nachahmung stecken geblieben zu sein. Eine liebenswürdige Leichtigkeit der Erfindung, eine elegante und doch nicht gezierte Technik, der man keinerlei Schaffensqual anmerkt, gewähren einen ungetrübten Genuß seines Talentes. Wir dankten ihm seinerzeit auch das erste moderne Plakat (Auerlicht) von wirklich künstlerischem Wert. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich das moderne Arrangement der ganzen Ausstellung seinem Einflusse zuschreibe, und von ihm für die Künstlergenossenschaft, deren zweiter Obmann er jüngst geworden, noch manches Gute und Heilsame erwarte.

Vom Künstlerbund „Karlsruhe" muß vor allem Prof. Carlos Grethe genannt werden, dessen reiche und wertvolle Kollektivausstellung uns erst jüngst im Künstlerhause zu vollem Erfassen seiner großen Künstlerschaft brachte. Eine Reihe wunderbar gesehener und virtuos gemalter Aquarelle und Guachen, — große Kunst im Kleinen — vermitteln uns abermals seine sichere Naturbeobachtung, seinen seltenen Blick für Luft und Lichttöne subtilster Feinheit, und seine breite, sichere und leichte Technik. Prof. Graf von Kalckreuth hat eine Reihe mehr interessant und eigenartig als groß empfundener Radierungen, Prof. Pötzelberger ein Aquarell „Feierabend" und einen flotten Fächerentwurf, in modernster Technik, glänzend hingeworfen. Auch Schönleber, Franz Hein, Volkmann u. a. sind gut vertreten. Von Berliner Künstlern ist vor allem Dettmann zu nennen, dessen starke sichere Hand, ihrer malerischen Kraft bewußt, in einigen Schwertlilien zeigt, daß auch Blumen eigenartig gemalt werden können, und das Stilleben mehr sein kann als eine anspruchslose Kunstspielerei. Was holt hier Dettmann aus den beiden Farbtönen gelb und grün an Duft und Stimmung heraus! Noch bedeutender wirkt sein Aquarell „Mondschein". — Von den Worpswedern sind der geniale Hans am Ende mit mehreren Radierungen und Zeichnungen, und Modersohn mit einigen glänzenden Röthelzeichnungen und Pastellen vertreten. Von den Wienern möchten wir einige feine Aquarelle von Ludwig Hans Fischer, die anerkennenswerten Pippich'schen Aquarellbilder von der Wienflußregulierung, eine flotte Kohlenskizze mit karikaturistischem Anstrich, „Aventiure" von Haßmann, sowie Bilder von Kasparides, Konopa, Franz Ruß u. a. erwähnen. Sehr schön sind zwei Pastelle „Herbstmorgen" und „Herbstabend" von A. D. Goltz, voll Reiz und Feinheit im Ton und poetischer Stimmung. Die Porträts sind im allgemeinen recht schwach.

Pausinger, Fröschl, Trentin langweilen im Chorus, zwei Porträts von Franz Ruß und Theodor Bruckner seien ausgenommen. Ich mußte manche gute Leistung hier unerwähnt lassen. Mögen ihre Schöpfer sich mit stillschweigender Anerkennung begnügen. Alles in allem eine gute, und was das wertvollste ist, — keine philiströse Ausstellung.

Wien. Paul Wilhelm.

Auf der Mensur!

Hermann Bahrs Antwort auf Karl Bleibtreus Angriff. Hermann Bahr hat an die Redaktion des „Berliner Börsen-Couriers" eine Antwort gerichtet, in der er nach einer scharfen Charakterisierung des Bleibtreu'schen Angriffs u. a. erklärt: „Mein Gefühl ist, daß ich durch eine Antwort nur auf sein Niveau herabsteigen würde. Sie wissen, daß mein Bonaparte das gerade Gegenteil des Bleibtreu'schen Monstrums ist. Bleibtreu will den Napoleon dramatisieren, den „die Buben in der Schule lernen" (wie es in meinem Prolog heißt); ich will eben diesen Napoleon der Philister auslachen und durch einen naiven Bonaparte „überwinden", von dem man, nicht ohne einen gewissen Grund, gesagt hat, er sei ein fescher Wiener und wahrscheinlich niemand anders als der Hermann Bahr. Bleibtreu behauptet, das dreieckige Verhältnis Bonaparte — Josefine — Barras sei seine „Erfindung" und sonach sein „Eigentum". Bitte, schlagen Sie Turquans „Napoléon amoureux" auf, lesen Sie das Kapitel über seine Verheiratung und Sie werden da das von Bleibtreu erfundene Dreieck finden. Sollten die französischen Historiker ihre Bücher aus den Dramen des Herrn Bleibtreu abschreiben? Übrigens ist mein erster Akt schon 1892 im Musenalmanach erschienen (wenn auch nur fragmentarisch) und, wie Bleibtreu selbst angiebt, von ihm gelesen worden: warum hat er damals nicht protestiert?"

Einem Mitarbeiter des Wiener Tageblattes, der ihn interviewt hat, sagte Bahr u. a.: „Es fällt mir gar nicht ein, gegen Bleibtreus Vorwürfe mich zu verteidigen. Das thue ich prinzipiell nicht. Wer mit der Napoleon-Litteratur vertraut ist, weiß, daß man nicht auf Herrn Bleibtreu zu warten brauchte, um diesen zu plündern. Jene, die mich und mein Stück kennen, werden es komisch finden, daß ich eines Plagiats beschuldigt werde, und die anderen sollen, wenn sie wollen, ihren Spaß haben. Die Wiener Kritik hat mit einer gewissen Berechtigung gesagt, daß mein Napoleon eigentlich Hermann Bahr sei, und niemand wird im Ernste glauben, daß ich Herrn Bleibtreu mich, Hermann Bahr, entlehnt habe. Damit ist für mich die Angelegenheit erledigt."

Wir bitten, sämtliche Manuskript-, Bücher- rc. Sendungen ausschließlich an

Dr. Ludwig Jacobowski, „Schriftleitung der Gesellschaft"

Berlin S.W. 48, Wilhelmstr. 141

zu senden.

Schriftleitung und Verlag der „Gesellschaft".

Verantwortlicher Leiter: Dr. Ludwig Jacobowski in Berlin.
Verlag von Hermann Haacke in Leipzig. — Druck von Carl Otto in Meerane.



Emile Zola.

1898
Heft 5.

Conspuez Zola! À bas Zola!

Von M. G. Conrad.
(Berlin.)

Reichstag, 20. II. 98.

Wie gesittet, wie lau und flau ist doch die Luft in unserem reichstäglichen Deutschland! Eine ganze Serie von kleinen Panama-, Kolonial- und Dreyfus-Prozessen liegt hinter uns. Die Helden sind abgewandelt, die Hintermänner sind die Hintermänner geblieben, die „Flucht in die Öffentlichkeit" ist als Schlagwort wieder verschollen, kein Mensch im Reich ruft nach mehr Licht, trotz der vielen dunklen Punkte, die unaufgehellt geblieben, die Urteile sind rechtskräftig geworden, nachdem man ein wenig die Köpfe geschüttelt und zahme Glossen in die Blätter geschrieben, Summa: Alles ist in schönster Ordnung, die Maschine des Deutschen Reiches arbeitet ruhig weiter und die „Politik der Sammlung" reift langsam die gewünschten Früchte. Von heute auf morgen.

Ja, wir sind ein gesammeltes, ein andächtiges Volk, das sich durch nichts aus seiner gleichmütigen Stimmung und seinem tiefen Vertrauen scheuchen läßt. Kein Pülschen schlägt schneller, als es immer geschlagen. Die Erregungsmomente sind so kurz, daß keine Flottenvorlage, kein Kiautschau, kein nahender Wahlkampf ihnen kräftigere Dauer zu leihen vermöchte. Wir sind kein junges Volk. Wir sehnen uns nicht nach ewiger Jugend. Längst sind wir über die Brausejahre hinaus. Wir sind so gesetzt, so diszipliniert, so resigniert. Die stärksten Kaiserworte sind uns gemünzte Luft. **Nil admirari** —

Und wir machen Weltpolitik. Und wir behaupten unsern Platz an der Sonne. Und trotz unserer „gepanzerten Faust" blasen wir die liebliche Flöte im europäischen Konzert. Und wie wir sind, so sind wir uns

recht, wir Alldeutschen, wir weltpolitischen Reichsdeutschen, wir Dichter und Denker und Flötenbläser von Europa. Und die Diplomatie von Kreta bis China ist unseres Ruhmes voll. Und das Zentrum ist die große, ausschlaggebende Partei im Reichstag. Und Begas ist unser deutscher Michelangelo, Anton v. Werner der größte Maler in Preußen, der „Burggraf" von dem bewußten Artilleriehauptmann das schönste Stück im Berliner Schauspielhaus. Nach ihm kommt gleich der Wildenbruch. Und so weiter. Ehre sei Gott in der Höhe. Wir sind gute Christen, drum sind wir auch gute Soldaten und alles Übrige. Und wenn der Kaiser befiehlt, schießen wir auf Vater und Mutter, Bruder und Schwester. Selbst unsere Sozialdemokraten sind ausgezeichnete Patrioten, und lassen sich einsperren, wenn sie sich an der Majestät vergangen haben, wie der erste beste Trojan, dem die königstreue Gesinnung als Milderungsgrund selbst vom rigorosesten Gerichtshof zugebilligt wird. Denn es giebt noch Richter in Berlin.

Soweit wäre im reichsdeutschen Teile von Europa alles wohlbestellt. Nicht ganz so im französischen Teile von Europa. Dort gellt der Ruf: „Conspuez Zola! À bas Zola!" durch die Lichtstadt Viktor Hugos, durch das heilige Paris der Notre-Dame, der Pucelle und des Sacrécoeur.

Zola — was hat er denn so Gräßliches verbrochen, daß er angespuckt und niedergeworfen werden soll? Hat ihm denn nicht selbst Max Nordau, der Mann der „Kulturlügen", der „Paradoxe" und der „Entartung", das Diplom des Adelsmenschen ausgefertigt und feierlich seinen Irrtum bekannt, den berühmtesten und gelesensten Schriftsteller eine Zeitlang für eine gemeine, entartete Seele gehalten zu haben, für einen Verrückten wie Richard Wagner, Franz Liszt, Friedrich Nietzsche, Arthur Schopenhauer, Ibsen und die übrigen mit dem Kainsmal des Genies Gezeichneten?

Sein Leben lang wurde Zola vom Glauben an die Wahrheit und ihre triumphierende Allmacht geleitet. Seine stärksten und schwächsten, seine schönsten und düstersten Werke sind unvergängliche Schöpfungen dieses felsenfesten Glaubens. Die moderne Litteratur kennt keinen heiligeren, rücksichtsloseren Eiferer um die Wahrheit. In unermüdlicher Arbeit, mit allen Kräften des Leibes und der Seele hat er sich in ihren ausschließlichen Dienst gestellt. Mit flammender Begeisterung ist er für sie eingetreten als jugendlicher Kritiker und Fabulist, mit heldenhaftem Gemüte hat er ihr neue Pfade gesucht in Kunst und Dichtung durch die Jahrzehnte seiner Mannes- und Schriftstellerreife, und jetzt, auf der Höhe seines Lebens und seines Ruhmes, will er ihr die Wege bereiten in der Politik und Rechtspflege seines republikanischen Landes, wie er einst durch das soziale Dickicht des kaiserlich-napoleonischen Frankreichs weite Lichtungen geschlagen.

„J'accuse! J'accuse! Ich klage an! Ich klage an!"

Und er beschuldigte die Minister, die Offiziere, die Armee, die Kriegsgerichte der schlimmsten Dinge, und rückte seine Anklage in einem offenen Brief an den Präsidenten der Republik in die Zeitung. Und er bot die Beweise für seine Anklage an, Punkt für Punkt.

Als sich die Angeklagten taub stellten, ging er zu neuem Angriff über. Hatte er zuerst wie aus der Ferne seine schweren Geschütze abgefeuert, so pflanzte er jetzt das Bajonett auf und suchte im Sturmlauf mit dem Feinde handgemein zu werden und ihn mit Hieb und Stich aufs Haupt und ins Herz zu treffen! Welch' ein Kämpfer!

Nun griff das Gericht zu und brachte das Gefecht, dem alle Angeschuldigten ausweichen wollten, zum Stehen. Aber nicht als Kampf großen Stils, wie es der überragenden Bedeutung der Sache und der Natur des Angriffes gebührte. Nein. Das Gericht fing damit an, auszuscheiden und den Ankläger zum kleinen Zeitungskläffer, zum Preßbanditen, zum Alltagsehrabschneider zu stempeln, der sich für ein beleidigendes Wort koramieren lassen soll, für eine Bagatelle, die er absichtlich oder leichtsinnig verübt wie der erste beste Zeitungsschmierer und Tintenkuli.

Aber siehe da, die Dinge nahmen kraft ihrer eigenen Schwere bald die Entwickelung in die Breite und Tiefe, und mochten die Gerichtsherren noch so souverän ihre Formeln und Paragraphen und erprobten Methoden spielen lassen, um dem Recht den Boden zu entziehen und den Beklagten, den Verteidiger und die Zeugen einzuschnüren, das Milieu schon, in dem sich der begonnene Prozeß abspielt, drängte gewaltsam zur Erweiterung.

Und im Nu waren alle Begleiterscheinungen der öffentlichen Verhandlung eines Pariser Sensationsfalles entfesselt: tobende Wut der Volkshaufen, Faustkämpfe im Saale, Prügeleien auf der Tribüne, riesige Emotionsszenen, Gewaltthätigkeiten in Empfindung, Wort und That.

Die Coulissen des Hintergrundes, so vorsichtig in einander gefügt, schoben sich auseinander. Mit einem Male hatte der Schauplatz sein echtes Gesicht gewonnen. Die ganze französische Nation in ihrer gesamten Regierungsmaschinerie, mit ihren Generälen und Jesuiten, mit ihren famosen Säbel- und Weihwedelhelden, mit ihren Ministern und Ministerhampelmännern mußte in die grellste Beleuchtung rücken.

Das revolutionäre Mittel, mit dem Zola dem lauten Wort und der Wahrhaftigkeit zum Durchbruche verhelfen wollte, da jedes feinere Mittel versagt hatte, erwies allmählich seine Wirkung, und dann folgte Explosion auf Explosion ...

Doch wir dürfen dem Gang der Ereignisse nicht vorgreifen. Der Zola-Prozeß ist nur ein Teil im großen Geschichts-Prozeß der republikanischen Staatsumwälzung, aber er hat einen gewaltsamen Riß in das Schleier-

gewebe gemacht, mit dem die herrschenden Leute das ganze Nest von latenten Konflikten in der französischen Volksseele seit dem Bestehen der dritten Republik umsponnen hatten.

Die Leidenschaften der Nation sind aufs äußerste gereizt. Die Bestürzung über den gefahrvollen Zustand des republikanischen Staates ist so intensiv, daß man heute, wie vor zwanzig Jahren unter dem frommen Weihwedel-General und Präsidenten Mac Mahon, den Ruf „Es lebe die Republik!" nicht mehr ausstoßen hören kann. Er ist verpönt. Er trägt dem Rufer, als einem umstürzlerischen Manifestanten, Prügel ein. Es darf nur noch gerufen werden: „Hoch die Armee! Hoch die Generäle!"

Und auch der Ruf: „Spuckt auf Zola! Nieder mit Zola!" muß verstummen. Denn im Spiegel des Zola-Prozesses erkennt Frankreich das Bild seiner eigenen Staatsgeschichte seit dem großen Kriege. Rußland, heiliges Rußland! Aber selbst diese mystische Allianz ist nicht imstande, den Franzosen den schweren Alp vom Gewissen zu nehmen, denn durch den Zola-Prozeß ist auch auf dieses erlösende Bündnis ein heillos grausames Licht gefallen.

Es ist wohl das ernsteste Schauspiel, das den Europäern dieser Zola-Prozeß im Karneval 1898 geboten. Wer Augen hat zum Sehen und ein Hirn zum Nachdenken, der sondere das Zufällige vom Wesentlichen, das Unbedeutendere vom Folgenschweren, und strenge Augen und Hirn an. Wer aber von Knechtschaft zu Knechtschaft taumeln und verkommen will in den Fallstricken des Unrechts, der wird auch diesmal den ehernen Mahnruf der Geschichte überhören: Nur die Wahrheit kann Euch freimachen.

Aber, wem der Naturalismus nicht fruchtet, wie ihn Zola verkörpert, den werden auch die Sprüche des Evangeliums nicht erleuchten.

Majestätsbeleidigung.

Aus einer Enquête, veranstaltet von Leo Berg.

(Berlin.)

Mein Gefühl geht dahin, daß Strafverfolgungen wegen Majestätsbeleidigungen unangenehm und peinlich sind, aber auf der andern Seite sehe ich ein, daß in einem monarchischen Staate das Oberhaupt gegen Beleidigungen geschützt sein muß. Die Sache liegt mir zu fern, als daß ich sie neben meiner gegenwärtigen Beschäftigung bis zu einem klaren Endergebnisse durchdenken könnte.

Karlsruhe i. B. Otto Ammon.

Ihre Anfrage betr. den Begriff der Majestätsbeleidigung kann ich für jetzt nur in Einem Punkte beantworten, da infolge vielfacher Amtsgeschäfte und anderer unaufschiebbarer Arbeiten die Untersuchung über Begriff und Wesen der Majestätsbeleidigung, die ich im Anschluß an meinen Aufsatz: Zur Lehre von der Beleidigung (Gerichtssaal, B. 52, 1896, S. 81 ff.) zu publizieren gedachte, noch nicht hat gefördert werden können. Jener Eine Punkt aber, über den ich mir völlig klar bin, ist, daß es durchaus nötig erscheint, für die Verfolgung mündlicher Majestätsbeleidigungen eine kurze Verjährungsfrist etwa von sechs Monaten einzuführen, damit gehässigen und rachsüchtigen, die Volksmoral in der Wurzel vergiftenden Denunziationen einigermaßen der Boden abgegraben werde und dem Gerichte Untersuchungen darüber mehr erspart werden.

Göttingen. L. v. Bar, Professor.

*

Götter verlangen Anbetung; Menschen müssen sich Beurteilung gefallen lassen. Je mehr Einer gewiß ist, Achtung zu verdienen, desto mehr Freiheit wird er dem Urteil gewähren. — Dies meine Meinung über „Majestätsbeleidigung".

München. Max Bernstein.

*

Was soll Ihnen einer, der seiner Lebtag in Republiken gelebt, von Majestätsbeleidigungen sagen? Wer ein Staatsoberhaupt, den Repräsentanten einer Nation, gröblich beschimpft — und etwas anderes kann ich mir unter einer Majestätsbeleidigung nicht vorstellen — der ist in meinen Augen ein Knote und ein Raubbein. Sperrt man alle Knoten ein, so möge man meinetwegen auch diese Species hinter Schloß und Riegel setzen.

Zürich. Louis P. Betz.

*

Seit vielen Jahren habe ich, wo sich mir Gelegenheit geboten hat, die Verhetzung der Arbeitgeber und Arbeiter und die Errichtung eines Zukunftsstaates durch die unfähigen, jetzt vorhandenen Arbeiterführer bekämpft, die Sache der Arbeiter habe ich in Bezug auf praktische Fortschritte streng getrennt von den Interessen der Führer, welche die Majestätsbeleidigungs-Prozesse als eines der besten Mittel verwerten, die Unzufriedenheit zu erhalten und zu steigern, sowie das Ansehen des Staatsoberhauptes zu untergraben. Schon aus diesem Grunde, um den Hetzern ein starkes Agitationsmittel zu entziehen, bin ich ein Gegner der erstaunlichen Ausdehnung der Majestätsbeleidigungs-Prozesse, ebenso wie ich ein Gegner der zahllosen Bismarckbeleidigungs-Prozesse gewesen bin, die nicht dazu beigetragen haben, das Ansehen dieses Staatsmannes zu erhöhen.

Wenn die öffentliche Ordnung, vor allem die Monarchie erst von den Verfolgungen der Majestätsbeleidigungen abhängt, dann muß der Staat schon weit heruntergekommen sein; ich meine, daß unsere Zustände fest genug sind, um vom rein politischen Standpunkte aus diese bedauerlichen Prozesse entbehren zu können. Daß der Kaiser sich persönlich für beleidigt ansieht, halte ich überhaupt für ausgeschlossen, dazu steht er zu hoch, es handelt sich also nur um die allgemeinen öffentlichen Angelegenheiten. Wenn aber die Engländer ohne Majestätsbeleidigungs-Prozesse auskommen, weshalb sollen das die Deutschen nicht? Ist England besser in seiner staatlichen Ordnung gesichert, als wir? Ich stimme für Abschaffung der Prozesse.

Da nun unser regierendes Juristentum zu dieser Höhe der Anschauungen nicht zu bringen ist, so handelt es sich weiter um die Maßregeln zur Einschränkung der Majestätsbeleidigungs-Prozesse. Da schlage ich die Herstellung einer Tabelle vor über die seit Beginn der Regierung des Kaisers Wilhelm II. erfolgten Verurteilungen. 1. Name. 2. Stand. 3. Jahr der Verurteilung. 4. Auf wie lange verurteilt. 5. Kosten pro Tag.

Name und Stand geben eine vorzügliche Übersicht über die an sich völlig unbedeutenden Personen, welche die Majestätsbeleidigungen begangen haben. Die Gesellschaft, die sich da zusammenfindet, stört die staatliche Ordnung nicht im entferntesten, aber als Märtyrer, wie sie dargestellt werden und in Millionen von Familien erscheinen, da werden sie von Bedeutung!

Wie viel Jahre Gefängnis herauskommen, ist von Wichtigkeit für die Steuerzahler, die offenbar immer mitbestraft werden, weil sie zahlen müssen; die Angelegenheit muß schon als Finanzfrage in Berücksichtigung kommen. Das führt zu der Forderung, daß vor allem die Staatsanwaltschaft reformiert wird, diese erhebt die Majestätsbeleidigungsklagen und es muß der Allmacht der Einzelbeamten ein Ende gemacht werden, der Staatsanwalt muß einen Verwaltungsbeamten zur Seite haben, der über Erhebung der Anklagen mitentscheidet.

Außerdem ist aber ein Laie als Dritter im Bunde anzustellen; wir haben den Laien als Schöffen und als Geschworenen, weit notwendiger ist er in der Staatsanwaltschaft, ganz besonders zur Kontrolle des gesamten Denunziationswesens.

Hier handelt es sich um das Ausschneiden einer Hauptpestbeule an unserem sozialen Organismus. — Wir haben bis heute erstaunlicher Weise keine Spur einer Kontrolle des Denunziantentums, das mit Polizei und Staatsanwaltschaft im Dunkeln arbeitet. In diese Finsternis muß mit der Fackel der Öffentlichkeit hineingeleuchtet werden; am besten wäre eine Bestimmung, daß sämtliche Denunziationen sofort veröffentlicht werden müssen, daß die Namen der Angreifer aus dem Hinterhalt, die mit den Meuchelmördern auf eine Stufe gestellt werden müssen, ohne alle Rücksicht bekannt gemacht werden. Es giebt keine feigere Niederträchtigkeit als die Denunziation, vollends die anonyme, die unmittelbar vernichtet werden muß. Wenn das nicht geschieht, so ist jedenfalls anzuordnen, daß dem Beschuldigten sofort direkte Einsicht in jede eingelaufene Denunziation gewährt wird, das muß eine amtliche Verpflichtung werden, dem Betroffenen sofort Kenntnis zu geben. Man kann auch bestimmte Entscheidungsstellen für Denunziationen, also eine geordnete Denunziationskontrolle einrichten, welche der Staatsanwaltschaft die Anweisungen zur Weiterverfolgung giebt. Es wird verschiedene Ausführungswege geben; möge man sie erörtern, um die besten Maßregeln herauszufinden. In keinem Falle kann und darf das Denunziationswesen so fort bestehen, wie es jetzt der Fall ist.

Die Rückwirkung auf die Majestätsbeleidigungs-Prozesse wird sofort eintreten, denn dieselben werden in den allermeisten Fällen nur auf Denunziation erhoben und sie sind vielfach nur Mittel zum Zweck, um die Rache einzelner zu befriedigen. Das ist das abscheulichste dabei, daß zahlreiche moralische Canaillen diese staatliche Einrichtung für ihre nichtswürdigen Privatangelegenheiten ausnützen können. — Diesem Unfug und Mißbrauch muß schleunigst ein Ende gemacht werden.

Charlottenburg. W. Born, Ingenieur.

Ich bin nicht Grautier und es ist mir nicht wohl genug, um auf dem deutschen Reichs-Eis der Majestäts-Fragen dialektisch zu tanzen. Praktisch kommt bei all diesen mehr oder minder schlau appretierten Erörterungen nichts heraus. Ehrlich und rund schreibt keiner seine Herzensmeinung. Wir haben keine Freiheit des Worts und der Druckerschwärze in Bezug auf die höchsten und tiefsten Fragen. Alle, denen Leben und Wohlsein lieb ist, müssen lügen, sonst kommt die Gewalt über sie und schlägt sie nieder. Die Presse ist eine Organisation der Lüge. Der Parlamentarismus ist eine Organisation der Lüge. Was ist denn da zu wollen? Kassieren Sie einmal „sittliche Forderungen" ein, wo alles auf Irrtum und Lüge aufgebaut ist! Wir leben in der Zeit der Umstürze, der Zusammenbrüche, der Umwälzungen. In den Köpfen und Gemütern sind die furchtbarsten Revolutionen, die die Welt je gesehen, fix und fertig. Aber außerhalb, im Augenscheinlichen, Handgreiflichen, Alltäglich-Wirklichen ist alles Anpassung und Kompromiß und Balancierkunst. Was soll da eine Erörterung über so gefährlich zugespitzte Dinge? Wem's ums Gruseln im Umkreis des polizeilich Erlaubten zu thun ist, der findet die effektvollsten Waghalsigkeiten im Cirkus und Théâtre-Variété, den höchsten und besuchtesten Bildungsstätten des Reichs: wozu noch Debatten über Majestät, Majestätsbeleidigungen und ähnliche mörderische Fragwürdigkeiten? Was darüber ungestraft gesagt und geschrieben werden kann, steht längst im Konversations-Lexikon, im Brockhaus und Meyer, fast gleichlautend. Ich weiß nicht, wer diese Artikel verfaßt hat. Vermutlich hat der geistreiche Milan von Serbien so wenig daran mitgearbeitet als der noch geistreichere Prinz von Wales, künftiger König aller Britannien und Kaiser von Indien. Ich glaube, daß diese Herren in dieser Materie ihre sehr eigenen und interessanten Gedanken haben. Aber sie werden sich hüten, sie ihren Völkern aufzutischen.

Unsere Urväter, die alten Deutschen, wußten, wenn wir den Überlieferungen trauen dürfen, nichts von Majestät und Majestätsbeleidigungen, garniert mit den umfänglichsten Zuchthausstrafen. Aber die Nachkommen der alten Deutschen sind nicht deutsch geblieben, sie sind in der Religion judenchristlich, im Recht römisch, im Kirchenwesen römisch-katholisch, im Handel und Wandel alles mögliche geworden, phönizisch, chinesisch, im Kriegswesen preußisch, in der Bildung und im Geldverdienen international, in der Handschrift gotisch, in Kunst und Dichtung klassisch-romantisch-naturalistisch-symbolistisch — und in diesem Mischmasch der Kultur kam als höfischer Import-Artikel der verwelschten Politik auch die „Majestas" und das „crimen laesae majestatis" mit hereingeschwommen, und dann kamen die Juristen darüber und besorgten das Übrige. Ist die Statistik zuverlässig, so blühen die Majestätsbeleidigungs-Prozesse im deutschen Reiche üppiger, als in irgend einem anderen Reiche der Welt. Das deutsche Reichsklima, erwärmt von Gottesfurcht, frommer Sitte und feudal-mystischen Halluzinationen aller Art, scheint dieser herrlichen Kulturpflanze also immer noch am zuträglichsten zu sein. Die Temperatur des Zuchthauses wirkt wie die des Treibhauses, das Unglaublichste und scheinbar Unsinnigste und Widernatürlichste acclimatisiert und gedeiht in dieser Kunstluft vortrefflich. Es ist nicht daran zu denken, daß in diesem Jahrhundert hierin noch ein bemerkenswerter Wandel eintreten könnte. Die Entwicklungstheorie, die heute noch polizeilich geduldet wird, hat uns mit ungeheuren Zeitspannen rechnen gelehrt. Wir sind daher auch in allem, was mit der vorwürfigen Frage zusammenhängt, großartig geduldig geworden. Wir können warten. Die ganze Geschichte ist uns ein fabelhaftes Geduldspiel geworden. Sehen Sie sich doch einmal die Abstimmungen in dem bekannten „Berliner Kasten", im Reichstag, an.

München. M. G. Conrad.

Viel interessanter als die Frage der Majestätsbeleidigung scheint mir die Thatsache, daß man eine Enquête darüber veranstalten, also annehmen durfte, daß unter den denkenden Köpfen Deutschlands darüber verschiedene Meinungen bestehen. Es giebt keinen besseren Beweis der politischen Rückständigkeit der gebildeten Klassen Deutschlands, als wenn sie Fragen diskutieren, die für England, Frankreich, die Schweiz, Belgien, Nordamerika, kurz für die politisch höchststehenden Teile der Kulturmenschheit überhaupt nicht mehr bestehen.

Stuttgart. K. Kautsky.

Sie thun mir die Ehre an, mich wiederholt und persönlich um meine Meinung über die Zulässigkeit der Majestätsbeleidigung als Strafbegriff zu fragen.

Ich bin kein Anhänger des Mehrheitssystems. Denn ich glaube nicht, daß ein Dutzend Halbwissender durch ihre Zahl klüger werden, als ein Kluger für sich allein ist. Daraus ergiebt sich für mich die Folgerung, daß ich nicht gern dort mitrede, wo ich glaube, nur die Zahl der Halbwisser zu vermehren.

Ich kann mir nicht gut vorstellen, daß mein Urteil in einer Frage, die ich selbständig durchdacht zu haben mich nicht rühmen kann, besonderen Wert besitze. Ich fürchte auch, es werde den nicht erlangen, wenn ich aus Versehen selbst mir einen Majestätsbeleidigungs-Prozeß zuzöge und zu längerer Zeit Nachdenken verurteilt würde.

Nicht nach Gründen, sondern nur nach Stimmung kann ich daher die Frage behandeln: Sobald ich in Ländern mit großer Preßfreiheit reiste, empfand ich einen Ekel gegen die Art, wie dort jeder schriftstellernde Bube es für sein Recht hielt, den Regierenden die Wahrheit zu sagen, d. h. das, was ihm für Wahrheit zu erklären für gut schien. Ich halte es für ein Zeichen großer moralischer Schwäche, daß die Regierungen diese Angriffe nicht verfolgen. Wenn Rochefort von Hannotaux behauptet, er habe silberne Löffel gestohlen, so muß ein auf Ehre haltender Staat dafür sorgen, daß einer von beiden ins Loch komme. Es ist eine schwere Versündigung am Volksgeist, wenn man dergleichen als Witze hingehen läßt, wenn man den gegen niedrig Stehende noch einigermaßen gewahrten Anstand gegen an höchster Stelle Befindliche zu verletzen für eine politische Berechtigung ansieht.

Man erzählte mir, in Amerika habe jeder Bürger das Recht, seine Pistole loszuschießen, wenn und wo er will. In Deutschland haben wir das Recht, ihm dies durch die Polizei verbieten zu lassen. Mir ist das Recht, das Knallen nicht hören zu müssen, lieber, als jenes, knallen zu dürfen. Mir ist's daher auch lieber, daß ein Dutzend Beleidiger sitzt, als daß ich wüstes Geschimpfe mit anhören muß. Und zwar nicht um meiner selbst willen, sondern um des Gemeinwohles willen!

Dresden-A. Cornelius Gurlitt.

Verzeihen Sie, daß ich auf Ihre wiederholte Anfrage („Enquête über Majestätsbeleidigung") bisher nicht antwortete. Wirklich und wahrhaftig, ich fühlte in mir eine niederdrückende Inkompetenz. Muß man denn als Mensch, Zeitgenosse und Staatsbürger durchaus notwendig über alles eine Meinung — und noch dazu eine „eigene" Meinung — haben? Der einzige, gewiß nicht auf Originalität Anspruch machende Gedanke über „Majestätsbeleidigung", zu dem ich mich aufschwingen konnte, ist, daß man sich, selbst in seinen Gedankensünden, wohlweislich hüten sollte, sie zu begehen. Und man kann über sie kaum sprechen, ohne sich ihrer schon in gewissem Sinne schuldig zu machen. Der Rest also — ist Schweigen.

Berlin. Dr. Eulenburg.

Es wird mir schwer, Ihre Anfrage bei meiner nicht gerade spezialistischen Bewandertheit in diesen Dingen anders zu beantworten, als indem ich Ihnen die besten Erfolge wünsche und solche auch erwarte. Doch scheint es mir, daß wir uns derartiger und noch gar vieler anderer „Rudimente“ am erfolgreichsten nicht durch unmittelbare Bekämpfung erledigen, sondern dadurch, daß wir sie möglich wenig gebrauchen und auf diese Weise gänzlich verkümmern lassen, und daß wir hinwieder andere Organe unseres Gesamtkörpers, wenn schon der Vergleich passen soll, durch einen desto eifrigeren Gebrauch möglichst stärken.

Pasing bei München. Dr. Hans Schmidkunz.

Wagner und Bungert.

Von F. A. Geißler.

(Dresden.)

Eine solche Zusammenstellung?

Ich weiß, daß manchen bei ihrem Anblick ein Gefühl der Art durchgruselt hat, wie es der biedere Staatsbürger empfindet, wenn kecke Gesellen ein nahe an Majestätsbeleidigung streifendes Wort in seine gewohnte Stammtischunterhaltung zu werfen wagen. Ich gestehe selbst, daß ich mir bewußt bin, an der geheiligten Legende von dem leeren Meisterthrone zu Bayreuth ein crimen laesae majestatis zu begehen, indem ich Richard Wagner ernsthaft mit dem Schöpfer der „Homerischen Welt“ in einem Atem zu nennen mich unterfange. Und doch — man hat von Seiten der prinzipiellen Gegner Bungerts so oft Wagner gegen ihn ausgespielt, daß es auch einem nicht ganz ihre Ansicht teilenden Manne gestattet sein muß, einmal zu untersuchen, in welchem Verhältnis die Thätigkeit beider Männer zu einander steht.

Prinzipielle Gegner hat August Bungert nicht von vornherein gehabt. Nach der ersten, so überaus erfolgreichen Aufführung von „Odysseus Heimkehr“ im Dresdener Opernhause war so ziemlich die gesamte deutsche Kritik darüber einig, daß mit August Bungert ein Mann auf den Plan getreten sei, der als erster nach Richard Wagner wieder einmal eine That von dauernder Bedeutung vollbracht habe. Auch die wenigen Stimmen, die sich damals gegen ihn erhoben, erkannten den Ernst seines künstlerischen Strebens, seine Eigenart in der Behandlung des gewählten großen Stoffes an und gaben offen zu, daß sie eine „Heimkehr“ dem Liederkomponisten Bungert niemals zugetraut hätten.

Da auf einmal drang die Nachricht in die Welt hinaus (im Feuilleton der „Deutschen Wacht“ war sie zuerst enthalten), daß thatkräftige Gönner der Bungert'schen Sache sich kurzerhand entschlossen hätten, in Godesberg am Rhein ein Theater zu errichten, in welchem Gesamtaufführungen der „Homerischen Welt“ ermöglicht werden sollten und zwar die erste schon im Jahre 1900. Jetzt auf einmal hatte Bungert prinzipielle Gegner und zwar die enragierten Verehrer Bayreuths. Es wurde Stimmung gegen ihn gemacht mit einem Eifer, der deutlich genug verriet, daß man in der Begründung eines Bungert-Festspielhauses in der That eine nicht zu unterschätzende Gefahr erblickte. Der Zweck dieser Bemühungen hat sich bei der Erstaufführung der „Kirke“ in Dresden gezeigt. Trotz des geradezu phänomenalen Erfolges, den man ja nicht ableugnen konnte und der bei den bisherigen weiteren Aufführungen der „Kirke“ sich in keiner Weise gemindert hat, wurde über das Werk nach auswärts in einer Weise berichtet, als sei die „Kirke“ etwa ein besseres Ausstattungsballett. Ich selbst bin davon überzeugt, daß dieses erste Werk des ganzen Cyklus die unmittelbare Wirkung der „Heimkehr“ nicht erreicht, aber ich vergesse dabei nicht, daß „Kirke“ gleichsam der Expositionsakt des vieraktigen Dramas ist, dessen Höhepunkt wir im dritten Akte — der „Heimkehr“ — vorher schon kennen gelernt hatten. Wenn man aber den dramatisch naturgemäß wirksamsten dritten Akt zunächst zu hören bekommt, so dürfte es kein Wunder sein, wenn uns danach die Exposition des Ganzen nicht gerade übermäßig interessant erscheinen will. Das liegt in der Natur der Sache und man darf dem Schöpfer des Ganzen daraus keinen Vorwurf machen.

Aber der springende Punkt liegt gar nicht in dem Werte oder Unwerte der Bungert'schen Werke, über den kein gewissenhafter Mensch gegenwärtig ein endgültiges Urteil abzugeben wagen wird, nachdem er gerade ein Drittel des Ganzen kennen gelernt hat, wenn man das Anhören einer einzigen Aufführung überhaupt so bezeichnen darf. Es handelt sich darum: soll Bungert sein Festspielhaus am schönen Rhein bekommen, welches ohne allen Zweifel dem Bayreuther Unternehmen stark Konkurrenz machen dürfte? Die Art und Weise, wie man über diese Frage debattiert, erinnert mich lebhaft an eine Episode in des alten Campe Kinderbuche „Robinson der Jüngere“. Ich meine die Stelle, an der der Vater seinen Robinson den dicken Brotfruchtbaum hat finden lassen, der sich zur Herstellung eines brauchbaren Bootes sehr gut zu eignen scheint; nachdem der Vater Robinsons Erwägungen geschildert hat, legt er der Versammlung seiner kindlichen Zuhörer die Frage vor, ob Robinson den kostbaren Brotfruchtbaum, der auf der ganzen Insel der einzige seiner Art ist, umhauen oder stehen lassen soll. Das tertium comparationis ist dabei, daß es sich in beiden Fällen

um einen Redekampf über eine de facto schon gelöste Frage handelt: Robinson ist schon so lange tot, daß all die Reden und Gegenreden nur den Wert dialektischer Übungen haben, und die Frage des Bungerttheaters ist in Wahrheit ebenfalls schon beantwortet, denn einige wenige Leute, denen ihre Mittel diese großartige Bethätigung ihres künstlerischen Interesses erlauben, haben bereits die zum Bau nötige Kleinigkeit von anderthalber Million Mark zur Verfügung gestellt und sind, so viel ich weiß, durchaus nicht gewillt, um der schönen Augen einiger weiser Kritiker willen ihren Plan aufzugeben — man weiß ja, daß reiche Leute meist etwas eigensinnig und beharrlich sind.

Ob Bungert ein eigenes Festspielhaus verdient, das ist eine Frage, deren Beantwortung im besten Falle erst eine leidenschaftslose Nachwelt zu geben vermag; daß er es braucht aber ist sicher, denn sonst kann er ja gar nicht beweisen, daß er es auch verdient. Und es ist in der That von höchster Bedeutung, daß Bungert einige Gesamtaufführungen seines Werkes zu veranstalten in nicht allzuferner Zeit Gelegenheit hat, denn es will mir scheinen, als ob er, von seiner persönlichen Bedeutung ganz abgesehen, eine höhere, der Weiterentwicklung der dramatisch-musikalischen Kunst dienende Aufgabe zu erfüllen hätte, ebenso wie es bei Richard Wagner der Fall war.

Wagners Kunst war zertrümmernd und aufbauend zugleich; aber die lange Periode künstlerischer Dürre und Öde nach ihm legt den Gedanken nahe, daß er entweder allzuviel zerstört oder mit der ihm innewohnenden Riesenkraft all die brauchbaren Quader schon selbst für seine zahlreichen und gewaltigen Werke aufgebraucht, also den Späteren nichts übrig gelassen habe.

Jeder Künstler von einiger Bedeutung muß drei Perioden durchmachen: die der Unterschätzung, der Überschätzung und der richtigen Wertschätzung. Die Reihenfolge dieser Perioden ist in den einzelnen Fällen verschieden; auch ihre Dauer ist ungleich und erhöht sich mit der wahren Größe der Persönlichkeiten. Reißiger und Mendelssohn wurden zu ihren Lebzeiten überschätzt, dann infolge des Wagnerischen Einflusses unterschätzt, und jetzt endlich kommt man vielleicht dazu, ihre Bedeutung richtig zu bewerten. Wagner hat eine lange Zeit der Mißachtung und Unterschätzung durchgemacht; gegenwärtig stehen wir in der Periode seiner alles andere absorbierenden Überschätzung, die entsprechend der großen Persönlichkeit Wagners mindestens ebenso lange dauern wird, als die erste; erst in einer weiteren Periode wird man dazu kommen, über die gewaltige Erscheinung dieses Geistesriesen zu voller Klarheit zu gelangen.

Das Auftreten Bungerts scheint mir diese dritte Wagnerperiode einzuleiten. Er ist Manns genug, um nicht wie hundert andere an den Bruch-

steinen herumzuprobieren, die Richard Wagner übrig gelassen hat. Während die Nachbeter Richards des Großen noch immer in der nordischen Mythologie herumstöbern, deren Dunkel sie für sehr geeignet halten, ihre sehr irrtümlich als Wagners Erbe bezeichnete Melodieenlosigkeit zu verhüllen, wendet Bungert, der seinen Wagner wahrlich nicht umsonst studiert hat, keck der ganzen nordischen Welt den Rücken und zieht in das Land, über dem die Sonne Homers lächelt. Und so sehr man einst zeterte, als Wagner gen Norden zog und aus Edda, Nibelungenlied und Schopenhauer sich nach seinem Sinne ein Ganzes machte, das den anderen Leuten zunächst nicht sowohl germanisch, als vielmehr „spanisch" vorkam, so sehr nehmen jetzt seine Nachfolger daran Anstoß, daß Bungert mit der griechischen Mythologie und Dichtung ähnlich souverän umspringt. Sie hatten sich's schon so leidlich bequem gemacht im düstern Norden und fühlten sich dabei so „teutsch" — und da sollten sie nicht bitterböse sein, wenn auf einmal ein Mann, der bisher, wie sie meinten, nichts als hübsche Lieder geschrieben hat, mit einem sechsteiligen Werke hervortritt und das Interesse des großen Publikums nach dem griechischen Süden lenkt, in den gerade für uns Deutsche ohnehin schon ein von den Besten unserer Nation betretener Pfad führt? Und das Publikum, das ja leider manchmal mit der hohen Kritik nicht einverstanden ist, jubelt diesem Manne zu, ihm scheint die Homerische Welt durch Bungert wirklich nahe gebracht zu sein, und da kommen zu allem Überfluß noch gleich ein paar reiche Leute und wollen dem neuen Manne für sein Werk ein eignes Theater bauen! Ja, da soll einer nicht ärgerlich werden!

Aber weg mit dem Scherz. Bungert dem gewaltigen Richard Wagner als ebenbürtig an die Seite stellen zu wollen, wird mir am allerwenigsten in den Sinn kommen. Aber wie sein Zug nach dem Süden eine Notwendigkeit darstellt, nachdem die germanische Sage und Mythologie so ziemlich abgegrast ist, so scheint mir auch seine kompositorische Thätigkeit, die man so häufig als durchaus reaktionär bezeichnet, vollauf ihre innere Berechtigung zu haben. Unsere Musik ist durch die irrenden Nachahmer Wagners und Liszts, die in Richard Strauß ihren vornehmsten Führer erblicken, auf eine Bahn geführt worden, auf der es in absehbarer Zeit kein Weiterschreiten mehr geben dürfte. Selbst die gewagtesten Bocksprünge der hypermodernen „sinfonischen Dichter" dürften auf die Dauer die Thatsache nicht verbergen können, daß die neueste Richtung mit ihren Versuchen, die Begriffe Musik und Sprache nicht nur zu vermischen, sondern sogar zu identifizieren, in eine Sackgasse geraten ist, aus der herauszukommen es nur ein einziges, freilich einigen Mut erforderndes Mittel giebt: die offene Umkehr. Diese aber wird durch Bungert eingeleitet.

Seine Musik ist in allererster Linie melodisch; es fällt ihm so viel ein, daß er oft zum Prüfen und Erwägen nicht recht Zeit hat, daß er, anstatt seine Motive bis zur Ermüdung abzuhetzen, lieber gleich neue erfindet und so infolge seines melodischen Reichtums vielen ganz ernsthaft und ehrlich urteilenden Leuten zu „oberflächlich", nicht „tief" genug erscheint, zumal seine Melodik fast durchweg einen Stich ins wirklich Volksmäßige hat. Aber gerade hierin liegt Bungerts Bedeutung. Unser Publikum ist es müde, immer die von den sinfonischen Dichtern prunkvoll erläuterten neuen Kleider der Kaiserin Kunst zu bewundern, die es doch nicht wahrzunehmen vermag. Es will jetzt wieder Melodie, viele und leicht ins Ohr dringende Melodie, und es hat mit dieser Forderung recht und wird ihr Geltung zu erzwingen wissen. Bungerts Talent bietet dem Publikum eine ihm verständliche Musik, verbunden mit allem Glanze, der nur aus der Vereinigung aller Künste hervorgehen kann, und hier liegt das Geheimnis des Bungertschen Erfolges. In der „Kirke" will Bungert sowohl als Dichter, wie als Komponist „tief" werden, er will die handelnden Figuren nicht sowohl als Menschen (denn auch die Göttin Kirke wird durch ihre Liebe zum Erdgeborenen seelisch ein Menschenweib), sondern vielmehr als symbolische Personen betrachtet wissen und kommt dadurch in einen gewissen Gegensatz mit seiner eigenen Thätigkeit im dritten Tagewerke der „Odyssee". Aber das verzeiht ihm das Publikum um seiner schönen Chöre und Einzelgesänge willen, um des sonnigen Glanzes willen, in den sein ganzes Werk getaucht ist.

Ein Pfadfinder ist doch auch derjenige, welcher energisch von einem falschen Wege ablenkt; und in diesem Sinne möcht' ich Bungert als Pfadfinder bezeichnen. Von dem schattigen Wege, den das musikalische Dusterertum in motivischer Genügsamkeit sich selbst hypnotisierend dahinwandelte, hat er sich abgewandt und ist mutig querfeldein gegangen, dem Lichte, der Sonne, der Melodie nach.

Möglich, daß Bungert mit seinem Versuche, die althellenische Welt uns neu zu erschließen, das Interesse der Gebildeten nicht für alle Zeiten wachzuerhalten vermag; aber erst gebe man ihm Gelegenheit, sein ganzes Werk uns vorzuführen, über dessen Gesamtwirkung nicht eher ein Urteil möglich ist, als bis eine Bungerlitteratur versucht hat, den Komponisten in seiner ganzen Art dem allgemeinen Verständnis näher zu bringen. Aber daß er uns zur Sonne geführt hat, muß ihm unvergessen bleiben, und seinem Fingerzeige folgend, wird vielleicht ein Künstler der Zukunft es unternehmen, einen Stoff zu bearbeiten, wie ihn gewaltiger kein Volk der Erde aufweisen kann; einen Stoff, in welchem sich deutsches Heldentum und deutsche Geistestiefe mit der Leidenschaft und Glut des Südens vermählen können. Der ganze Süden Europas zeigt die Spuren deutscher Thaten. Die

Völkerwanderung ist das Gebiet, dessen die Dichter und Musiker bisher vergessen haben und das doch in der Mitte liegt zwischen dem düsteren Pessimismus unserer Altvorderen und dem von Bungert wieder uns nahe gebrachten Optimismus des Griechenvolkes.

Bungert ist zu sehr Deutscher, als daß er es nicht versucht haben sollte, die hellenische Götter- und Heldensage zu verdichten und gleichsam symbolisch zu behandeln. In der „Kirke" hat er das gethan und damit den Beweis geliefert, daß er selbst nicht eine bloße Ausgrabung, sondern eine innerliche Verdeutschung des klassischen Altertumes beabsichtigt. Wir können nun einmal (tausendmal Dank dafür Richard Wagner!) uns unser Volkstum von unserer Kunst nicht mehr scharf getrennt denken; aber die Sonne des aufsteigenden neuen Jahrhunderts verlangt, sich andererseits auch in der Kunst wiederzuspiegeln. Auf die Möglichkeit einer Abkehr vom pseudogermanischen Pessimismus hingewiesen zu haben, das ist Bungerts Verdienst; und dieses Verdienst wird erst dann recht deutlich erkannt werden können, wenn sein ganzes Werk am Strande des deutschen Rheines wird dargeboten werden.

Wenn es nach Richard Wagners Ausspruch „deutsch ist, eine Sache um ihrer selbst willen zu thun", so ist August Bungert ein deutscher Künstler, auf den das Vaterland stolz zu sein alle Ursache hat. Wer sechzehn Jahre ernster Lebensarbeit an ein Werk wendet, das dem herrschenden Geschmack stracks zuwiderläuft und darum Aussicht auf Darstellung kaum haben konnte, wer mit solcher Begeisterung in seinem Homer lebt wie Bungert, obwohl er weiß, daß sämtliche Philologen über ihn das anathema rufen und ihn „stillos" nennen werden, der hat begründeten Anspruch darauf, daß man über seine Lebensarbeit nicht mit einigen wohlfeilen Worten hinweggehe. Bei den großen Anforderungen, die Bungert stellt, wäre eine Gesamtaufführung seiner „Homerischen Welt" selbst an einem unserer allerersten Theater nur unter schwerer Schädigung der Qualität des sonstigen Spielplanes möglich, darum ist es gerade mit besonderer Freude zu begrüßen, daß ein Bungerttheater begründet werden soll. In diesem werden übrigens nach ausdrücklichem Verlangen Bungerts nicht nur seine Werke zur Darstellung gelangen, sondern auch die Meisterwerke Glucks, Mozarts, Webers u. a.

Wir alle erwarten einen Musiker der Zukunft, ja Herr Weingartner hat sich über seine Eigenschaften sogar schon in recht eingehender Weise geäußert. Dieser Meister der Zukunft wird den Weg finden, der zwischen dem düsteren Norden und dem lachenden, aber uns volksfremden Süden nach den Ländern führt, deren gesegnete Gefilde deutscher Heldenkraft ein neues Leben verdanken. Obwohl sich Bungert in der äußerlichen Form an Wagner anschließt und in vielem auf Wagners Schultern steht, so ist er nach seiner eigenen Charakter- und Gemütsveranlagung doch Wagners Widerspiel.

Gerade der echte Wagnerianer aber muß die kategorische Forderung jedes Talentes unterstützen, sich auszuleben, und muß es daher von vornherein Herrn Bungert aufrichtig gönnen, wenn ihm die Gelegenheit, sich auszuleben, wirklich geboten wird.

Der Ausschuß für deutsche Nationalspiele hat sich an Bungert gewandt mit dem Vorschlage, die Aufführung seines Werkes eventuell mit den Nationalspielen zu verbinden, Beweis genug, daß man dem Bungert'schen Werke keine geringe Kraft zutraut. Bungert verhielt sich bisher ablehnend dazu und wohl mit Recht.

Man thut Unrecht an dem wahren Erbe Richard Wagners, wenn man alles Ungewohnte ächtet, ohne es auf seine innere Berechtigung zu prüfen; der Freiheit, die uns Wagner gebracht hat, wird auch das Bungerthaus zu Godesberg ein Denkmal sein, und die Zeit wird nahen, da man erkennen wird, daß August Bungert den Weg gewiesen hat in jenes Land, aus dem die Kunst unserer Enkel kommen muß.

Die Psychologie des künstlerischen Schaffens bei Emile Zola.

Von Dr. S. S. Epstein.

(Charlottenburg.)

> Je crois que l'avenir de l'humanité est dans le progrès de la raison par la science. Je crois que la poursuite de la vérité par la science est l'idéal divin que l'homme doit se proposer. Je crois que tout est illusion et vanité, en dehors du trésor des vérités lentement acquises et qui ne se perdront jamais plus. Je crois que la somme de ces vérites, augmentées toujours, finira par donner à l'homme un pouvoir incalculable, et la sérénité, si non le bonheur .... Oui, je crois au triomphe final de la vie! Zola, le docteur Pascal.

Der Autor, dem die Aufgabe zufällt, das Problem des künstlerischen Schaffens bei Emile Zola zu ergründen, ist gerade im gegebenen Augenblick vor keine leichte Aufgabe gestellt. Die Augen der gesamten zivilisierten Welt sind auf das Haupt der französischen Naturalisten-Schule gerichtet und er selbst ist gegenwärtig für den Psychologen eines jener „documents humains", welche er so leidenschaftlich-eifrig gesammelt hat. Eben deshalb aber ist die Neugierde des Suchenden der Gefahr ausgesetzt, auf Irrwege geleitet zu werden, das rein Impulsive mit dem Individuellen zu verwechseln, den „élan" eines Augenblickes für die Frucht einer tief ein-

gewurzelten Lebensauschauung zu nehmen. Und dennoch ist auf der anderen Seite der Mensch Zola mit dem Künstler Zola so eng verknüpft, daß man sein Thun und Lassen bis in die dunkelsten Winkel seiner Seele verfolgen muß, um jenen Ariadne-Faden zu finden, der durch das Labyrinth seines individuell künstlerischen Schaffens führt. Dazu kommt noch der Umstand, daß das Problem, wie der produktive Künstler eigentlich schafft, durch ungefähr zwei Jahrhunderte die feinsten Köpfe Deutschlands und Frankreichs im Banne hielt, ohne daß es, bis in die neueste Zeit, möglich gewesen wäre, eine exakte Basis für derartige Forschungen zu finden.

Die Philosophen und Ästhetiker bis über die Mitte unseres Jahrhunderts lagen so fest in den Fesseln einer metaphysischen Weltanschauung, daß sie stets nach irgend einem abstrakten Element auf der Suche waren, welches die Schönheit und den aus ihr resultierenden ästhetischen Genuß bedingen sollte. Nur wenige scharfsinnige Philosophen der Encyklopädisten-Schule wagten es ganz schüchtern, Zweifel zu äußern, ob es denn wirklich eine solche stehende, unveränderliche Wahrheit gäbe, eine Form, welche die Schönheit an sich bedingen würde. Kant auf der einen Seite, die englischen Associationspsychologen auf der anderen, bahnten hier einen neuen Weg, indem sie proklamierten, die Schönheit hafte nicht an den Gegenständen der Außenwelt, sondern sei eine Form unserer Anschauung, die Fähigkeit unserer Seele, in rein ästhetisches Anschauen zu versinken. Trotz dieser unverkennbaren Fortschritte bewegte sich die Lehre von der künstlerischen Produktion so lange auf abstraktem Gebiete, alles was darüber gesagt und geschrieben wurde, hing so lange in der Luft, als nicht eine psycho-physische Grundlage für kunstpsychologische Untersuchungen gefunden war, bis die Unmenge der aufgestellten Seelenkapazitäten nicht auf die rostigen Nägel der psychologischen Rumpelkammer gehängt war. Die französische Schule, als deren Haupt Ribot anzusehen ist, die Deutschen unter Wundt, und insbesondere John Stuart Mill trugen so viele solide Bausteine für eine neue Psychologie zusammen, daß wir wohl in der Lage sind, mit Zugrundelegung von rein körperlichen Faktoren, mit Zuhilfenahme der Nerventhätigkeit aus dem Konnexe zwischen den physischen und psychischen Elementen eines Künstlers, einen möglichst vollständigen Einblick in dessen geistige Werkstatt zu gewinnen.

An einem Punkte wird unsere Wissenschaft allerdings scheitern. Wir wissen ganz genau, daß all ihre Geistesthätigkeit sich aus drei Elementen zusammensetzt: aus Reflex, Gedächtnis und Association. Warum aber die Thätigkeit des einen eine rein reproduktive, die des anderen eine produktive, ist durch diese drei Elemente absolut nicht erklärt und wird es wohl nie werden, denn diese Frage hängt mit derjenigen über das Zustandekommen des Bewußtseins überhaupt zusammen, und dieses wird uns wohl in tiefes

Dunkel gehüllt bleiben, auch wenn wir, wie Meynert oder Bain, unser halbes Leben damit zubringen wollten, die Anzahl der Gehirnzellen unter dem Mikroskop zu ergründen.

Wir werden daher wohl die körperlichen Faktoren als Vorbedingung künstlerischer Thätigkeit in Betracht ziehen, aber nur insoferne, als sie den Boden bilden, aus dem das Schaffen emporwächst. Im übrigen möge der Individualität, ihrer Ausbreitung, ihrer Bedeutung der breiteste Spielraum gelassen werden.

* * *

Emile Zola bietet dem Psychologen eine Aufgabe, deren Interesse das Alltägliche weit überragt. Vorbedachter Plan und freie Erfindung, starke Tendenz und das Kämpfen für die absolute Schönheit sind so eng mit einander verknüpft, daß es uns, wenn wir alles, was er geschaffen, in uns aufgenommen, so geht, wie beim Anhören eines genial komponierten Musikwerkes: wir bewundern die Gesetzmäßigkeit, mit der das Werk auf uns wirkt, und verehren den Künstler, der, unbewußt schaffend, an keinerlei Gesetz dachte, während er schuf. Es ist ja klar, und jedermann wird mir zugeben müssen, daß wir keinerlei Produkt als Kunstwerk ansprechen, welches ausschließlich die Frucht der Verstandesthätigkeit vorstellt. Und doch verlangen wir, daß unsere Verstandesthätigkeit, dort, wo sie in Anspruch genommen wird, vollständig befriedigt, daß keinerlei Lacune übrig bleibe, an deren Ufer sich unser Urteil oder zum mindesten unser Ahnen sagen müßte: „Hier kann ich nicht hinüber!“

Seit dem Jahre 1871 und bis zum Jahre 1893 hat Emile Zola nichts veröffentlicht, was nicht in die Serie der „Rougon-Macquart“ hineingehören würde. Die zwanzig Bände, welche die Folge umfaßt, bilden Zolas Lebenswerk. Was vorher erschienen war, bedeutet noch das Suchen nach einer neuen Formel, das Suchen nach sich selbst; „Lourdes“ und „Rome“ sind Muße-Arbeiten, ausgeführt in der Voll-Sonne seines Ruhmes, mehr großartige Natur- und Milieu-Schilderungen, als Manifestationen des innersten „Ich!“. Die „Rougon-Macquart“ sind aber eine ganz gewaltige Synthese zwischen bewußtem Wollen und unbewußtem Können, so gewaltig, daß keiner der Peripathetiker im Parke von Médan, mit Ausnahme von Maupassant und Huysmans, sie auch nur annähernd erreicht haben. Ich sagte die „Rougon-Macquart“ bedeuten eine Synthese zwischen bewußtem Wollen und unbewußtem Können. Daß letzteres über das erstere oftmals den Sieg davon trägt, mag vielleicht dem Soziologen Zola zum Vorwurf gemacht werden, beweist aber, daß der Künstler doch das präponderierende Element in ihm ist. Dieses bewußte Wollen hat Zola in seinen

verschiedenen kritischen Schriften niedergelegt und hier zeigt es sich, daß der völlige Mangel des künstlerisch-schöpferischen Elementes auch seine kritischen Werke zu solchen stempelt, die man zwar mit hohem Interesse liest, aber nur, um sich zu überzeugen, daß der Autor sein eigenes Rezept nicht befolgt hat, nicht befolgen konnte, weil eben der Künstler in ihm stärker war, wie der Gelehrte. Das Paradoxe des Vergleiches des Romanes mit der experimentellen Medizin ist ebensowenig einwandfrei, wie Hyppolite Taines Vergleich des Denkprozesses mit einer chemischen Synthese in seinem Buche „De l'intelligence“. Aber auch hier möge Zola damit gerechtfertigt erscheinen, daß es ihm weniger auf streng logische Durchführung eines Vergleiches ankam, als ihm vielmehr das Paradoxe an dem Vergleiche selbst vom rein künstlerischen Standpunkte reizte. Anders steht es um die „Rougon-Macquart“. Hier handelt es sich um eine Serie von Romanen, deren Grundgedanke in jedem einzelnen zwar ganz bewußt gewollt, dann aber der künstlerischen Produktion der freieste Lauf gelassen ist.

Zola selbst nennt seine Roman-Serie die natürliche und soziale Geschichte einer Familie unter dem zweiten Kaiserreich, er will das Prinzip der Heredität künstlerisch verwerten, ohne sich mit der exakten Wissenschaft in Widerspruch zu setzen. „**L'hérédite a ses lois, comme la pesanteur.**“ Eine Familie, die sich in einem bestimmten Milieu bewegt, dient einer Anzahl von Individuen zum Ursprung, die zwar im ersten Augenblick gänzlich verschieden von einander erscheinen, durch das Gesetz der Vererbung aber eng aneinandergekettet sind. Individuelle Anlage und Umgebung modifizieren die angeerbte Disposition einerseits zur geistigen Umnachtung, zum Laster, andererseits zum Genie. Diese Individuen verbreiten sich durch alle Stände, alle Berufe, sie nehmen auf alle Zweige des gesellschaftlichen Lebens Einfluß, so daß ihre Geschichte zugleich ein soziales Bild des zweiten Kaiserreiches giebt, bis zu jenem denkwürdigen Sedantag, welcher im Zola'schen „**Débacle**“ mit so elementarer Wucht geschildert ist. Adelaide Fouque, selbst Neuropathin, ist mit dem gesunden Bauer Rougon verheiratet, und lebt nach seinem Tode in wilder Ehe mit dem Alkoholiker Macquart. Aus beiden Verbindungen entsprießen Kinder, und im dritten Gliede vereinigen sich die Äste der Rougon und Macquart durch Heirat, wodurch die Degeneration eine komplette wird und die Familie wegen völliger Erschöpfung nur noch in einem einzigen Gliede sich fortzusetzen imstande ist. Physiologisch haben wir es hier mit einer stetigen und langsam sich entwickelnden Folge von nervösen Symptomen zu thun, hervorgerufen durch ein einziges psychopathologisch veranlagtes Individuum. Eine derartige, mit Hilfe der Vererbung vor sich gehende Irradiation ist heute für die Wissenschaft nichts Absonderliches, auf diesem Wege entwickeln sich nicht selten in einer Familie

successive die höchsten Formen geistiger Störung aus ursprünglich unwesentlichen neuropathischen Zuständen, indem dieselbe auf dem Wege der Vererbung unter dem Einfluß und Hinzutritt neuer krankhafter Elemente nach und nach immer schwerere Formen bei den Deszendenten annehmen. Ja, es sind oftmals nicht einmal ausgesprochen neuropathische Zustände notwendig, um in eine Rasse den Keim der Verderbnis zu säen; die Medizin kennt eine nicht geringe Anzahl von Fällen, wo sonst gesunde Eltern epileptischen oder blödsinnigen Kindern das Leben geschenkt haben, nur weil der Vater sich im Augenblicke der Zeugung im Alkoholrausch befunden hat.

Ist es nun das Prinzip der Erblichkeit, welches alle Fäden der Rougon-Macquarts in die Hände des Doktor Pascal spielt, so daß dieser gleichsam den Abschluß und das Resumé der Serie bildet, so ist auf der anderen Seite Zola viel zu viel Künstler, als daß er die Heredität vor die Coulissen treten ließe. Seine Helden sind alle, oder wenigstens zum allergrößten Teil erblich belastet, aber nicht von jener fatalen Belastung, wie wir ihr bei Ibsen begegnen, und wodurch die handelnden Personen nur gar zu oft zu Marionetten eines physiologischen Prinzips gestempelt werden. Der rote Faden, welcher sich durch all die „Rougon-Macquart" zieht, hindert die handelnden Personen nicht, sich frei und logisch zu entwickeln. Sie werden von ihrem Milieu modifiziert und wirken modifizierend auf dasselbe. Wir stutzen keinen Augenblick, wenn wir in „Nana" eine Vereinigung aller Laster finden, wenn wir das im „l'Assomoir" geschilderte Milieu berücksichtigen, in welchem „Nana" aufwuchs. Wir begreifen vollkommen, daß von der Sinnlichkeit des Abbé Mouret bis zum Mystizismus nur ein einziger Schritt ist, Claude Lautiers Selbstmord im „l'Oeuvre" ist eine logische Forderung seines ganzen Wesens und nur dieses Wesen als solches, oder noch besser gesagt, die Disposition dazu ist der Adelaide Fouque, Antoine Macquart und dem Saufbold Lantier anzurechnen. Und dennoch empfindet der Maler Claude Lantier jeden Augenblick etwas, was ihn daran hindert, etwas wirklich Geniales zu schaffen, wogegen er ankämpft, sich verzweifelt wehrt, spürend, daß man das Ringen zwischen Wollen und Können nur mit seinem eigenen Leben bezahlen kann. Das Interesse, welches wir Claude Lautier entgegenbringen, ist ein doppeltes. Auf der einen Seite ist es die rein physiologische Faktorenreihe, welches die Expansion seines Genies behindert. Jedesmal, wenn das dumpfe Gefühl der Bedrückung ihn aus seinem Atelier forttrieb, fühlte er in sich jene Kraftlosigkeit; er fühlte ihren Klang gleich dem Schalle der Totenglocke. Von diesem Gesichtspunkte stellt uns „l'Oeuvre" eine künstlerisch vollendet wiedergegebene Krankengeschichte Claudes dar, jenen fortschreitenden Symptomen-Komplex der Neurose, welche mit Hallucinationen, Delirien und Selbstmord endet. Auf der anderen

Seite sympathisieren wir mit Claude, weil er thatsächlich ein Künstler ist; nicht nur ein Künstler, sondern geradezu ein Fanatiker der Kunst. Er predigt mit hinreißendem Temperament einen Kreuzzug gegen das Abgelebte und Morsche, er stürzt sich Hals über Kopf in die von ihm selbst angeregte neue Bewegung, ein wahrer Pionier, nicht achtend des Hohnes der Menge, nicht bemerkend, daß sein kleiner Trupp Getreuer nicht imstande ist, ihm zu folgen und er schließlich ganz allein dasteht. Claude ist ein Künstler! Mit wenigen rohen Strichen wirft er Skizzen auf die Leinwand, vor denen alle Kameraden neidlos staunen, aber verdirbt die Bilder, sowie es an die Ausführung kommt. Warum ist nun Claude Lantier bei all seinen genialen Anlagen kein Genie? An beiden ist die neuropathische Prädisposition gleich schuld. Sie ist es, die in Claude Lantier die Form der Pseudo-Genialität annahm und sie ist es wiederum, die ihn an der Bethätigung wahrer Genialität hindert. Und hier kommen wir zu einer anderen Vorbedingung des künstlerischen Schaffens, die Zola implicite in Claude Lantier hineingelegt. Das wahre Genie, das Genie, dessen Leben eine ununterbrochene Reihe von großen Thaten vorstellt, hat als **Grundbedingung geistige Gesundheit.**

Ein seltsames festgewurzeltes Vorurteil beherrscht die allerweitesten Kreise: unter einem Künstler, sei es einem genialen Maler, sei es einem Bildhauer, sei es einem Dichter, pflegt man sich gewöhnlich einen krankhaft nervösen, schwächlichen, excentrischen Menschen vorzustellen. Diese Vorstellung wird nicht zum geringsten Teile von den Vertretern der Lombroso-Nordau'schen Schule genährt, welche das Genie als eine Form von Psychose ansehen. Es ist dies eine Ansicht, welche glücklicher Weise in der Psychologie von Zolas künstlerischem Schaffen keinen Platz findet. Der Grundstein für eine geniale, sowohl in- als auch extensive geistige Thätigkeit, ist zweifellos ein gesundes Gehirn. Daß dieses oft im Widerspruch steht mit anderen körperlichen Faktoren beweist nur, um wieviel widerstandsfähiger es gegenüber den übrigen Körperpartien ist. Es ließe sich unschwer statistisch nachweisen, daß die genialsten Ideen, neue Erfindungen im Zustand geistigen Wohlergehens gemacht worden sind. Es ist selbstverständlich, daß ein schöpferisch veranlagtes Individuum viel öfter in eine nachdenkliche Stimmung verfallen wird, wie ein Durchschnittsmensch, aber im Augenblick des schöpferischen Prozesses herrscht Lebensfreude, und es ist eine Ausnahme, daß ausgesprochene habituelle Melancholiker Werke schaffen sollen „aere perennius“. Wer überhaupt die Wechselwirkung zwischen Körper und Geist zugiebt, wird ohne weiteres eingestehen müssen, daß ein **kranker** Mensch unmöglich eine intensive schöpferische Thätigkeit ausüben kann: es fehlt ihm an körperlichem Substrat, um diese Thätigkeit zu nähren. Ein körperlich debiles Genie wird

aufblitzen, wie ein Meteor, niemals begegnen wir jedoch bei ihm jener ununterbrochenen Reihe von fruchtbaren Produkten, wie beispielsweise bei Galilei, Newton, Shakespeare, Goethe, Darwin, Helmholtz und — Emile Zola.

Die von Guy de Maupassant produzierten künstlerischen Werte sanken in demselben Maße, als sich sein körperlicher Zustand verschlimmerte, und dieses Manko an Gesundheit ist es auch, welches Claude Lantier verhindert, etwas Geniales zu schaffen. Claudes scharf pointierter Gegensatz ist der Schriftsteller Sandoz, in dem sich Emile Zola offenbar selbst geschildert hat. Hier begegnen wir dem Prototyp der Gesundheit, intensives Schaffen ist mit zielbewußtem, ruhigem Wollen verbunden, und aus der Vereinigung dieser beiden Faktoren entsproß auch Zolas Lebenswerk „die Rougon-Macquart". Sein Freund Paul Alexis verrät uns in seinem Buche: „Emile Zola, notes d'un ami" so manches aus der Werkstatt von Zolas Kunst, was uns einen Beweis dafür liefert, wie sehr unser Dichter sich mit Sandoz identifiziert. Die Lebensweise Zolas ist die denkbar einfachste. Er steht um 7 Uhr früh auf und nimmt ein Bad; hierauf folgt ein sehr spärliches Frühstück und ein Spaziergang. Von neun bis eins wird gearbeitet, welche Zeit niemals weder verlängert, noch verkürzt wird. Nach dem Dejeuner kommt ein langer Spaziergang, nach dem Diner eine Partie Carambol. Von neun bis elf wird wieder gearbeitet, von elf bis zwölf gelesen und wenige Minuten nach Mitternacht schläft Zola den Schlaf des Gerechten. Er ist ein Muster der Genügsamkeit, in Essen und Trinken, und er, der es so genial verstand, Neurosen zu schildern, besitzt Nerven von der Widerstandsfähigkeit eines unterseeischen Kabels. Ebenso gesund und regelmäßig, wie sein körperliches Gehaben, ist auch seine Arbeit. Er hat es verstanden, die schöpferische Phantasie in das Schema einer strikten Arbeitseinteilung zu zwingen, wodurch keine unnütze geistige und körperliche Kraft verbraucht wird. Zwei Stunden vor dem Schlafengehen ordnet er seine berühmten „documents humains", und vier Stunden täglich sitzt er an seinem Schreibtisch, während welcher Zeit er cirka vier Druckseiten schreibt. Zola legt einen enormen Wert auf den äußeren Bau der Sätze; eine Phrase wird so lange durchdacht, bis sie die Festigkeit von Marmor und Erz angenommen; bezeichnend läßt er auch seinen „alter ego" Sandoz im „l'Oeuvre" sagen: „Imagine-toi, voici une heure que je m'épuise à retaper une phrase mal bâtie, dont le remords m'a torturé pendant tout mon déjeuner." Zola hat verschiedenen Freunden gegenüber geklagt, er empfinde schwer seinen Mangel an Phantasie. Hier muß man den Künstler gegen sich selbst in Schutz nehmen. Allerdings, wenn man unter der Kraft der Einbildung die Fähigkeit versteht, mit Hilfe der Phantasie immer neue Kombinationen, immer neue Verwickelungen, überraschende Lösungen zu tage zu fördern,

dann würde man sie bei Zola vergebens suchen. Aber was sollte ihm auch eine solche Gabe? Sie würde ihm, der auf dem Gebiete der Romantechnik ganz neue Bahnen einschlug, ja nur schaden. Das, was er braucht, nämlich die schöpferische Kraft, Menschen bis in das kleinste Detail zu charakterisieren, die Konsequenzen von den Impulsen zu den Handlungen zu ziehen, Naturschilderungen des Kolorit des individuellen Schauens zu leihen, besitzt Zola im allerhöchsten Grade, und diese Art Phantasie ist bei ihm so ursprünglich und schöpferisch, daß er manchmal Tage lang warten muß, bis es ihm gelingt, den plötzlich abgerissenen Faden irgend einer Schilderung wieder aufzunehmen.

* * *

Ich habe bisher die rein physiologischen Faktoren des künstlerischen Schaffens bei Zola erörtert und will jetzt auch diejenigen geistigen Elemente begründen, welche die Bausteine zu dem Gebäude seiner künstlerisch-produktiven Thätigkeit bilden. Hier wird man wohl, Zolas Beispiel selbst folgend, am besten entwickelungsgeschichtlich vorgehen und zeigen, wie er aus seinem Milieu herauswuchs, wie er auf dieses Milieu modifizierend einwirkte.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß in Frankreich kein einziger Philosoph und Ästhetiker so viel für die begriffliche Fassung und Festigung der neuen Kunstformel gethan hat, wie Hyppolite Taine. In seinem Werke „de l'intelligence", sowie in vielen anderen begegnen wir zum erstenmale einer Psychologie, welche auf exakter Wissenschaft beruht und sich von all dem spiritualistischen und metaphysischen Ragout frei hält, welches die französische Schulästhetik noch bis in die jüngste Zeit ihren Hörern und Lesern auftischen zu müssen glaubte. Taine, welcher sich mit einer seltenen Fachkenntnis und einem hervorragenden Scharfblick in sämtliche Kunst- und Litteraturepochen, von der Antike mit besonderer Berücksichtigung der Renaissance bis in die neueste Zeit vertieft, hat es für nötig gefunden, eine neue Kunstformel aufzustellen. Er findet, eine Kunst verdiene nur dann ihren Namen, wenn sie eine Form des Lebens darstelle, die von allen anderen Lebensäußerungen unabhängig ist. Kurz — Realismus ist für ihn nicht Kunst. Und dennoch existiert zwischen Kunst und Leben ein enger Zusammenhang. Ein Kunstwerk muß in sich eine gewisse Epoche, ein gewisses Temperament reflektieren; und je stärker diese Reflexe beim Entstehen des Kunstwerkes mit gewirkt haben, desto bedeutender ist es. Der Künstler ist ein Produkt seines Milieu, seiner hervorragenden charakteristischen Erscheinungen; aber das, was aus dem Impuls des Milieu entsteht, ist keine Kopie, sondern ein selbständig-schöpferisches Kunstprodukt, fähig, in uns die Emotion zu erzeugen, welche wir ästhetisches Genießen nennen, und welche bei einer sklavischen Kopie, ohne Dazwischentreten der Indi-

vidualität des Künstlers, schmählich Fiasko erleiden, unweigerlich ausbleiben müßte. Einen Schritt weiter als Taine geht Proudhon in seiner Monographie: „Du principe de l'art et de sa déstination sociale.“ Auch er besteht darauf, daß die Kunst, in welcher Form immer, die charakteristischen Merkmale ihrer Epoche zum Ausdruck bringen soll; aber er stellt an des Künstlers Individualität um so größere Ansprüche, als er von ihm verlangt, er solle in der Art und Weise, wie er das Leben darstellt, auch seine eigene Stellung zum Leben präzisieren; seine Kunst solle eine ideale sein insoferne, als sie, absichtslos erscheinend, dennoch eine gewisse Idee verkörpern soll.

Diese von Taine und Proudhon ausgesprochene und begründete Formel zeitigte in Frankreich eine praktische Verwirklichung auf zwei Gebieten: der Malerei und dem Roman. Den Kampf zwischen David, dem Vertreter der klassischen Schule, und Delacroix, dem Romantiker, ganz ignorierend, begann Courbet in Frankreich in einer Art zu malen, eine neue Schule zu kreiren, die später unter dem Namen „Impressionismus“ bekannt wurde; er suchte in der Malerei den Ansprüchen gerecht zu werden, welche Proudhon an die Kunst stellte. Inwieweit ihm dies gelungen ist — das zu untersuchen ist hier nicht der Ort. Auf der Linie des Romanes waren es Flaubert und die Brüder Goncourt, welche als Initiatoren einer neuen Richtung anzusehen sind, als deren Kulminationspunkt Emile Zola erscheint.

Keiner vor ihm und keiner nach ihm ist den Taine'schen Kunstpostulaten so gerecht geworden, wie Zola in seinem Lebenswerk, den „Rougon-Marquarts“. Wir finden darin eine Kulturgeschichte des zweiten Kaiserreiches, eine Anzahl von psychologischen Essays, deren Ursprung in den Errungenschaften der modernen Wissenschaft liegt, welche die naturwissenschaftliche Weltauschauung der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts wiederspiegeln. Aber auch die modernen philosophischen Doktrinen sind in der Art und Weise, wie Zola den Faden der Handlung fortspinnt, zum Ausdruck gebracht. Es ist bei dieser Gelegenheit höchst interessant, zu konstatieren, wie die jeweilige Weltanschauung sich unbewußt in den Erzeugnissen der schönen Künste wiederfindet. Der mächtige Einfluß Kants brachte es mit sich, daß die Helden der Dramen und Romane aus der damaligen Zeit nicht wie freie Menschen handelten, sondern dem „kategorischen Imperativ“ Folge leisteten; wir haben es hier selbstverständlich mit Kunsterzeugnissen zu thun, in denen folgerichtig die Tugend schließlich siegt und das Laster zu Falle kommt. Dann kam die Zeit der Dialektik, eine traurige Epoche für diejenigen Kunstprodukte, die unter ihrem Einfluß entstanden sind; die Personen agierten nicht, entwickelten sich nicht; ihre einzige Thätigkeit bestaud im Reden; sie glaubten — gerade so wie die Philosophen — auch solche

Dinge mit dem „reinen Denken“ zwingen zu können, deren wir sonst nur mit Hilfe der Beobachtung und täglichen Erfahrung Herr zu werden vermögen. Anders geht die Charakterentwickelung in Zolas Werk vor sich. Seine Personen handeln nicht nach freiem Willen, nicht nach irgend welchen frei konstruierten inneren Motiven, sondern sie sind Produkte desjenigen Milieu, in welches sie der Dichter hineingestellt hat; jede ihrer Handlungen zeigt ein Element des soeben Vorhergegangenen und trägt den Keim zu dem, was folgen wird. Kurzum, alles spielt sich nach dem Gesetz der mechanischen Kausalität ab. Auch in seinen Naturschilderungen läßt sich das moderne philosophische Prinzip nicht verkennen; er weiß, daß zwischen der Außenwelt und uns das Gehirn liegt, welches uns je nach Beschaffenheit irgend einen Sinneseindruck so oder anders zuführt. Diese Subjektivität der Sinneseindrücke bringt es mit sich, daß er uns die Natur nicht nur so schildert, wie sie thatsächlich sich seinem Auge darstellt, sondern ihr noch dasjenige Kolorit zu geben trachtet, welches uns dieselben Empfindungen suggerieren soll, die der Dichter oder dessen Held gerade im Augenblick des Anschauens gehabt hat. So ist die ganze ungewöhnlich lange Schilderung des „Paradou“-Gartens in „la faute de l'abbé Mouret“ darauf angelegt, in uns dieselbe schwül-sinnliche Stimmung hervorzurufen, die den logisch notwendigen Fall des abbé Mouret begreiflich machen soll. Daß eine solche Art der Arbeit unmöglich ist, ohne die genaueste Bekanntschaft mit dem Milieu, mit den Personen, die man zu schildern beabsichtigt, bedarf keiner besonderen Begründung. Zola pflegte auch, bevor er an das Niederschreiben einer Arbeit ging, sich immer an den Ort der betreffenden Handlung zu begeben, dort Monate lang die minutiösesten Details zu studieren, sogenannte „documents humains“ sammeln, die er dann als Grundlage zu seinen Charakterschilderungen benutzte. Und trotzdem blieb er dem Taine'schen Postulat treu, daß ein Kunstwerk von den übrigen Lebensäußerungen unabhängig sein müsse. Das geht am besten daraus empor, mit welcher Verachtung er seine Helden beispielsweise von Politik sprechen läßt. Folgende kurze Szene aus „l'Oeuvre“ möge das illustrieren.

„L'autre jour,“ dit Jory, „Jules Favre a fait un fameux discours . . . Ce qu'il a embêté Rouher.“

„Mais les trois autres ne le laisserent pas continuer, la querelle recommença. Qui ça, Jules Favre? qui ça, Rouher? Est-ce que ça existait! Des idiots, dont personne ne parlerait plus, dix ans après leur mort!“ Diese Verachtung der Politik geht so weit, daß die Künstler Claude Lantier und Sandoz sich ängstlich vor ihr absperren, als vor etwas, was einer schöpferischen Bethätigung direkt schädlich ist. Die Agonie des zweiten Kaiserreichs läßt sie teilnahmslos und die Kanonen des Mont

Valerien im Jahre 1870 machen auf sie keinen sonderlichen Eindruck. Wonach sie streben, ist die absolute Schönheit, einer Schönheit, die keinerlei anderen Zwecken dient als sich selbst, ein unerreichbares Ideal, schön und begehrenswert trotz seiner Unerreichbarkeit. Eines Tages findet Sandoz bei Claude Lantier eine herrliche Skizze: die St. Nikolaus-Brücke zur Linken, die Schwimmschule zur Rechten, die Seine in der Mitte. Die Mitte der Komposition wird von einer Barke eingenommen, in welcher sich drei Frauengestalten befinden. Die eine, im Bade-Anzug, führt die Ruder; die andere läßt die Beine ins Wasser hängen und zieht gerade ihre Jacke aus, die entblößte Schulter zeigend, die dritte steht ganz nackt, hoch aufgerichtet in dem Boot, sich am Sonnenlicht, welches ihre Haut bescheint, freuend. Und nun entwickelt sich zwischen Lantier und Sandoz folgendes Gespräch:

— Siens! quelle idée! murmura Sandoz. Que font elles là, ces femmes?

— Mais elles se baignent, répondit tranquillement Claude. Tu vois bien, qu'elles sont sorties du bain froid, ça me donne un motif de nu, une trouvaille, hein? Est ce que ça te choque?

Son vieil ami, qui le connaissait, trembla de le rejeter dans ses doutes.

— Moi, oh non! . . . . . Seulement, j'ai peur que le public ne comprenne pas, cette fois encore. Ce n'est guère vrais emblable, cette femme nue, nu beau milieu de Paris.

Il s'étonna naïvement.

— Ah, tu crois . . . . . Eh bien! tant pis! Qu'est ce que ça fiche, si elle est bien peinte, ma bonne femme? —

Dieses Proklamieren der Herrschaft der Form, ganz unabhängig vom Inhalt, bildet einen der Angelpunkte von Zolas Psychologie. Für den wahren Künstler giebt es keinen dankbaren oder undankbaren Vorwurf. In der Art und Weise, wie er seinen Vorwurf behandelt, wie er ihn empfindet — einzig darin liegt Kunst. „Est — ce que tont ne se reduisait pas à planter une bonne femme devant soi, puis à la rendre comme on la sentait?“ Liegt nicht in einem einzigen Bündel Rüben, naiv empfunden und persönlich dargestellt, mehr Kunst, als in all den „Schinken“ der klassischen Epoche, welche die Wände des Louvres verunstalten. Ja, eine einzige originell gemalte Rübe ist imstande, eine Umwälzung in den gesamten Kunstanschauungen hervorzurufen.

Claude Lantier ist ein Pionier dieser neuen Kunst, an der er zu Grunde geht; er muß logischer Weise fallen, weil ihm das Talent fehlt, naiv und unbewußt zu schaffen, weil er keine einheitliche Individualität ist, sondern sich in Subjekt und Objekt zu gleicher Zeit spaltet. Der Wider-

spruch zwischen Wollen und Können bringt es mit sich, daß Claude als Subjekt mit flammender Begeisterung Pinsel und Palette in die Hand nimmt, dann aber objektiv das Unzureichende seiner Kunst erkennt und mit einem einzigen Faustschlag vernichtet, woran er Wochen lang gearbeitet. In der Person Claude Lantiers sehen wir den ganzen Gedankenprozeß des schöpferischen Geistes, welcher nach einer Form des Ausdrucks sucht; es sind die Geburtswehen des kreisenden Genies, welche uns hier vorgeführt werden. Es ist der Kampf des Künstlers mit dem alltäglichen Leben, über welches er sich zu erheben strebt. „Ah! la vie, la vie!“ ruft Claude aus, „la sentir et la rendre dans sa réalité, l'aimer pour elle, y voir la seule beauté, vraie, éternelle et changeante, ne pas avoir l'idée bête de l'anoblir ou la châtrant, comprende qne les pretendnes laideurs ne sont que les saillies des caractères et faire vivre, et faire des hommes, la seule façon d'être Dieu.“

Dieselbe künstlerische Formel, wie für die darstellende Kunst, wünscht Zola auch für den Roman. Hier ist es der Mensch, dessen Studium das vornehmste Ziel des Künstlers bleiben wird. Und hier identifiziert er sich vollständig mit Sandoz, dessen Theorien er zu den seinigen macht. Nicht der Mensch, welchen die Schriftsteller der alten Schule als metaphysische Puppe betrachten, interessiert ihn, sondern das physiologische Individuum, welches vom Milieu beeinflußt wird und seinerseits wiederum beeinflussend wirkt. „Was soll,“ ruft er aus, „das Studium des Gehirnes, wenn seine Funktionen vom Magen beeinflußt werden.“ Die alte Psychologie ist für ihn Verräterin an der Wahrheit. Zola läßt nun Sandoz diejenigen Ideen entwickeln, welche er selbst in den „Rongon-Macquart“ zum Ausdruck bringt.

„Je vais prendre une famille,“ sagt Sandoz, „et j'en étudierai le membres, un à un, d'où ils viennent, où ils vont, comment ils reagissent les uns sur les antres; enfin une humanité en petit, la façon dont l'humanité pousse et se comporte. . . . . D'autre part, je mettrai mes bonshommes dans une periode historique dans une periode historique déterminée, ce qui me donnera le milieu et les circonstances, un morcean d'histoire . . . . Hein? Dn comprends, une série de bouquins, quinze, vingt bouquins, des épisodes qui se tiendront, tout en ayant chacun son cadre à part, une suite de romans à me bâtir une maison pour mes vieux jonrs, s'ils ne m'écrasent pas.“

In diesen Worten Sandoz liegt zweifellos Zolas künstlerisches Glaubensbekenntnis. Noch einmal begegnen wir ihm im Pascal, diesem einzigen Sprossen der „Rougon-Macquart“, welcher von der allgemeinen Neurose verschont geblieben und sich dennoch zu einer Höhe der Auffassung des Lebens aufgeschwungen hat, wie wir ihr beim neuropathischen Claude

niemals begegnen. Seine allumfassende Liebe zum Leben erstreckt sich auch auf Tiere, auf sein altes Pferd Bonhomme, welches altersschwach schon seit Jahren bei ihm das Gnadenbrot ißt. „Nous l'avons modifié,“ sagt Pascal, „comme lui même a un peu agi sur nous, nous finissons par être faits sur la même image; et cela est si vrai, que, lorsque, maintenant je le vois à demi aveugle, l'oeil vague, les jambes perclues de rhumatismes, le l'embrasse sur les deux joues, ainsi qu'un vieux parent pauvre, tombé à ma charge . . . . Ah! l'animalité, tout ce qui se traîne et tout ce qui se lamente au-dessous de l'homme, quelle place d'une sympathie immense il faudrait lui faire, dans une histoire de la vie!“

Diese große Liebe zum Leben, dieser Neo-Pantheismus, der vor der großen Weltenseele im Staube liegt, kann als Wahlspruch von Zolas Psychologie gelten. Denn aus ihr entspringt alles andere. Ihre notwendige Folge ist die Liebe zur Wahrheit zu jeder Lebensäußerung, die Liebe, welche es mit sich bringt, daß es keine Seite unserer Existenz giebt, die er nicht mit gleicher Liebe behandelt. Es giebt für ihn kein Glück in der Unwissenheit, Wissen allein schafft Beruhigung. Aus dieser Liebe zur Wahrheit entspringt auch das Bestreben, den sexuellen Akt, eines der größten Mysterien des Lebens, in vollem Glanze zu rehabilitieren, er will den Vorhang der Heuchelei wegreißen, welchen schmutzige Phantasie und verhaltene Sinnlichkeit vor jenen ununterbrochenen Quell des Lebens gespannt haben.

Hier steht Zola so turmhoch über dem Denken und Fühlen seiner Zeit, daß es beinahe zu bedauern ist, daß das sexuelle Moment eine so hervorragende Rolle in seinem Werk spielt. Es giebt eben noch sehr wenige Leute, die imstande sind, die bekannte Stierszene in „La terre“ rein ästhetisch zu genießen; die allermeisten Leser verschlingen sie gierig, um dann von einer „krankhaften Schmutzmalerei“ zu sprechen.

* * *

Ich habe in großen Zügen die Psychologie von Zolas künstlerischem Schaffen klargelegt; der Künstler tritt aber überall als Monade, als abgeschlossene Individualität auf. Es bleibt mir nur noch in wenigen Strichen zu schildern übrig, wie Zola den Künstler als sozialen Faktor, als gesellschaftliches Atom auffaßt. Da ist vor allem wiederum die Einwirkung des Milieu, welche das Leitmotiv Zola'scher Psychologie bildet. Der Künstler wäre demzufolge ein ausschließliches Produkt seiner Zeit, unter der Herrschaft der gemachten Beobachtungen und Lebenserfahrungen stehend. Hier vermißt man ungerne einen Faktor, der bei der künstlerischen Erfindung eine so hervorragende Rolle spielt: die Intuition. Das minutiöseste Studium der

menschlichen Dokumente ist nicht imstande, den schöpferischen Einfall zu ersetzen und die größten geistigen Heroen, welche das Leben mit einer glänzenden Naturwahrheit geschildert haben, wie Balzac oder Shakespeare, blickten auf eine Existenz zurück, die durchaus nicht reich war, an Geschehnissen und Erfahrungen.

Auf der anderen Seite verlangt Zola vom Künstler, er solle insoferne seinen Teil als Mitglied der Gesellschaft beitragen, als er nicht unfruchtbar seinen Ideen nachgehe, sondern arbeite. Das deprimierende Ende von „l'Oeuvre" wird durch Sandoz' Ausruf: „Allons travailler", mit welchem der Roman schließt, wesentlich gemildert. Daß Sandoz am Leben bleibt und Lantier zu Grunde geht, ist psychologisch tief begründet. Claudes Tod läßt keinerlei Lücke hinter sich, denn er hat nichts geleistet, nichts gethan; seine Umgebung war stärker wie er; sie hat ihn zermalmt. Der Arbeiter Sandoz hat seine Freude am Kampf; wir sehen ihn lachend über die Ausfälle der Kritik; „il en riait, excité plutôt, les épaules solides, avec la tranquille carrure du travailleur qui sait où il va. Auch Pascal stirbt bei der Arbeit und setzt damit seiner Welt- und Lebensanschauung eine würdige Krone auf.

Neben der Arbeit soll der Künstler auch erzieherisch wirken, indem er neuen Ideen und Anschauungen Bahn bricht. Er soll nicht dem Geschmacke der großen Menge huldigen, aber seine Individualität sei mächtig genug, um auf die Menge einzuwirken, ihr den Gesichtswinkel zu suggerieren, unter dem der Künstler die Welt sieht. Und hier begegnen wir wieder dem einschneidenden Unterschied zwischen den Individualitäten des Sandoz und Lantiers. Der kraftlos degenerierte Maler ist vollgetränkt mit Haß gegen die große Menge, deren Beifall er nicht zu erzwingen vermag, Sandoz greift mit seinen mächtigen Armen mitten ins Gewühl hinein, ein Kämpfer aus Temperament, ein Mann, der den Kampf um seiner selbst willen liebt, der die Massen sicher, wenn auch nicht heute und morgen, zu bezwingen hofft. Das naturalistische Glaubensbekenntnis, welches Zola in Sandoz hineingelegt hat, ist uns wertvoller zur Beurteilung seiner Psychologie, als die im „Roman experimental" gegebenen Rezepte.

Mit Recht dürfte man fragen, wohin die Adepten der Schule von Medan gelangen würden, wenn sie sich streng an Zola'sche Vorschriften halten würden?

Die Antwort darauf fällt nicht schwer. Die aus der Schule Zolas hervorgegangenen Stümper wären es auch auf jedem anderen Gebiete des Romans geworden. Und das Genie? Dieses schafft nicht zum müßigen Zeitvertreib, sondern unter dem Drucke einer eisernen Notwendigkeit, und was das Genie immer schafft, ist — mit oder ohne seinen bewußten Willen — schön.

Der Würfel Petri.

Von Franz Held.

(München.)

Nun hatte der Teufel wieder auf Erden
Mit seinen verruchten Verführer-Geberden
Entfacht einen ketzerischen Brand.
Sein' Opfer waren „Waldenser" genannt.
Er ließ die Höll' sich selber regieren,
Flog auf die Erd', noch mehr zu schüren.

Zu seinem Stellvertreter setzte
Er einen Gauch, den er höchlichst schätzte.
War einst ein Spielmann, Hinko mit Namen,
Ein übler Kumpan; der Krug sein Amen,
Die Dirne sein Morgengruß und Ave —
Der wilden Leidenschaften Sklave.
Das war der rechte Herbergsverwalter
Nach Satans Gusto — der las mit im Psalter.

Weil Satan nunmehr auf Erden verkehrte
Und gar so rebellisch aufbegehrte,
Beliebt es Gottvater, sich zu stellen
Höchsteigenpersönlich dem frevlen Gesellen.
Drum stieg auch ER in das Land der Franzen,
Den Hetzer nach Gebühr zu kuranzen.

Zu seinem himmlischen Stellvertreter
Setzt' er den Paladin Sankt Peter,
Und gab ihm Vollmacht, nach eig'nem Befinden
Die Seelen zu lösen oder zu binden —
Sofern nicht die Hölle bessere Rechte
Geltend machte auf Sündenknechte.

Doch wußte Hinko auch viele Frommen
In seine Klauen zu bekommen:
Er lockte sie weg vom Himmelsthor kühl
Mit seinem heißen Geigenspiel.
Darob ging Petrus zum Hinko hinüber,
Schnäuzte sich, räuspert' und mahnte: „Mein Lieber,
Wie wirst du vom HERRN gezüchtigt werden,
Wenn er zurückkommt von der Erden!
Drum laß vom lockeren Geigenstreichen —
Und wir wöllen uns gütlich vergleichen,
Welcher Entschlaf'ne eig'ne der Hölle,
Welchem winke des Himmels Schwelle."

Der Fahrende trank zuvor mit Gewalt:
„Dein Gottesfrieden hat welch' Gestalt?"
Der Thorwart drauf: „Wir wöll'n um die Seelen
Würfeln — da kann dir's gewiß nit fehlen."

Da schlug sich Hinko den Schenkel froh —
Das Knöchelspiel war sein a und o!
Vor Freude trank er die Kanne leer
Und rief dann: „Sei's drum! Würfel her!"

— — — — — — — — — — — —

Am Heerweg, der zum Erdengewimmel
Hinabführt, liegen sich Höll' und Himmel
Grad gegenüber. Links die Pforte
Der Höll', gleich einem verfehmten Orte,
Von Tannen versteckt, wie von finstern Larven,
Mit Erkern und Giebeln, zackenscharfen.

Wie ungleich der Verdammnis Orte
War des Himmels stattliche Pforte!
Ein Klosterthor, mit Silber beschlagen;
Zur Seite Sandsteinpfeiler ragen,
Und prächtig über den hohen Wällen
Türmt sich's von Kirchen und Kapellen.

Doch waren die Kammern der Herberg zur Höllen
Wohnlicher viel, als des Himmels Zellen:
Im Himmel nur nackte Betestühle —
Bei Hinko sündig seidene Pfühle.
Das rührte daher, daß Gott mit dem flammenden
Racheschwert und gerecht verdammenden
Spruch in die Hölle die Lügenkräuchler
Hatte geschickt, Pharisäer und Heuchler.

Und traten vor ihren letzten Richter
Alle die harten Bösewichter
Mit Seckeln und Beuteln voll harten Dukaten,
Die sie ergattert mit Greuelthaten,
So kunnten sie fein in der Hölle zahlen —
Und Satan linderte ihre Qualen.

Die Biedern hingegen, Graden und Reinen,
Die Gott versammelte zu den Seinen,
Die kamen in schlechten Bettelgewanden;
In ihrem Sack keine Batzen sich fanden.
So ward denn Schmalhans Küchenmeister
Im Himmel. Tagtäglich gab's Reisbreikleister,
Der wollte dem Petro wenig munden
Und kunnte der Seligen Glieder nit runden.
Sie schlotterten in den Karthäuserfalten
Und wurden allesamt gleich gehalten;
Sie kamen, so Mannsen, wie Weiberlein,
Ohn' Ansehn des Stands in die Kutten hinein.

Die Mannsen und Weiberlein (wohl zu versteh'n!)
Wohnten in Klosterflügeln zwee'n,
Streng von einander separiert —
Kein Schlupfgang heimlich hinüber führt'.
Den seligen Frauen behagt das schlecht —
Den frummen Mannsen war es schon recht,
Denn all die verklärten Himmelsfrau'n
Waren wenig sänftlich anzuschau'n!
Meist eckig und mager, mit roten Lidern
Vom Beten und Flennen, mit leeren Miedern.
Der Darbenden Petrus Mitleid fühlte —
Weshalb er mit Hinko Würfel spielte,
Den Mannsen sich günstig zu erzeigen
Und ihre Beschwerden zu geschweigen.

*

Wo der Paß zwischen Himmel und Hölle
Breiter wird, verstreut eine Welle
Würzigen Dufts eine alte Linde,
Die mächtige Krone schaukelnd im Winde.
Es saßen in ihrem Schatten kühl
Petrus und Hinko beim Würfelspiel.
Sie knöchelten um das Heil der Frummen
Und Üblen auf einer riesigen Trummen.
Weiter ins platte Land hinaus
Wurde die Luft ein dumpfiger Graus.
Dort nahten viel Schwärme nebelhaft,
So des Todes Sense dahin gerafft!
Lange Züge aus allen Ländern,
Von Krähen umkrächzt, in Leichengewändern.

Rechts auf dem Heerweg die Prozession
Der Frummen, als welche die Absolution
Auf letztem Lager empfangen hatten.
Zur linken Seiten verstörte Schatten
Der armen Sünder, so am Rad
Und Galgen verreckten für Schächerthat.

Sie kamen zur Himmels- und Höllen-Thür.
Da streckte jählings die Lanze für
Ein Söldner Hinkos; sie mußten stehn
Und jeglicher hin zu der Trummen gehn,
An der die Pförtner die Zeit verkürzten,
Pferds-Eimer als Würfelbecher stürzten.

Als Würfel man Totenköpfe sah.
Hinko hatte aus Golgatha
Den Schädel von Barrabas dem Schächer
Sich besorgt für den Würfelbecher.
Und Petrus verschrieb sich gar aus Rom
Das Haupt des heiligen Chrysostom.
Auf die Knochenglatze von jeglichem Fant
Wurde die Einzahl eingebrannt.
Für die Zahl Sechs war auf den Schlacken
Bereits gesorgt mit den Höhlen der Backen,
Mit leeren Augen, zween Nasenhöhlen.
Die sunstigen Zahlen seitlich nit fehlen.

Wer's Höchste geworfen mit solchen Knochen,
Bekam die Seele zugesprochen —
Und schickte sie schmunzelnd an ihren Ort.
Die Seelen, verblüfft, schrie'n Blut und Mord,
Denn sie hatten auf Erden sich oft
Ganz ein ander Quartier erhofft!
Es half ihnen nichts. Sie wurden spediert,
Zum erwürfelten Standort abgeführt.

Das Trummenfell, wie zersprungen Glas
Erkreischt's noch vom Schädel des Barrabas:
„Gerecht war mein Haß!"
Und weh verzittert im Lindendom

Der Ton von der Stirne des Chrysostom:
„War die Lieb' ein Phantom?!"

*

Wer ist's, der stierend im Turme hockt?
Ein junger Bauersmann, der verstockt
Nit lassen wollte vom Irrewahn.
Der Ketzer wurde in 'n Turm gethan.
Gestäupt zu werden, zu lassen das Leben —
Darein hatte sich Bertrand ergeben.
Denn er wußte, der Glorienschein
Würd' seiner Seelen sicher sein.
Doch seiner Brust entrang sich manch': „Ach!",
Gedacht' er, wie beim Mühlenbach,
Beim schluchzenden Mühlenbache saß
Ein Mägdlein, das sein gewiß nit vergaß.
Er wollte sie küren ja zu der Seinen.
Sie würd' um ihn so viel Thränen weinen,
Wenn die Henker den armen Leib ihm zerrissen,
Als Tropfen verspritzte der Mühlbach in Güssen.

*

Herr Petrus kratzte sich hinter den Ohren —
Er hatte wieder einmal verloren.
Er fand zumeist keinen Vortel beim Spiel;
Fortuna weigerte sich ihm kühl —
Als Heidin und vom Himmel verbannt,
Lenkte sie günstig Hinkos Hand.
Von reichen Schelmen gewann der manch' Scheffiein.
Die trunk'nen Landsknecht', Dirnen und Pfäfflein,
Die hinter dem Fiedler im Grase saßen,
Lachten des Petri und schnitten ihm Nasen.

Den Schlüsselbewahrer wurmt' es groß,
Daß Hinko stets das bessere Los
Zöge — begann darauf zu denken,
Wie er das Würfelglück möcht' lenken?
'nen Cherub ließ er Bertrands Turm
Mit einer Leiter ersteigen im Sturm.
Der Engel zerbrach des Gitters Stangen,
Befreite den Mann, so im Turm gefangen,
Von seinen Ketten — in schnellem Lauf
Hob er das Fußblei zum Himmel auf.

Dort schmolz dann Petrus die Kugelstücke
Und goß das Blei in die klaffende Lücke
Vom Schädel des heil'gen Hippoliti —
Der drob vor grauslichem Kopfweh schrie.

Herr Hinko war seines Glücks so voll,
Daß er schlemmte und demmte wie toll.
In blindem Rausche lag er meist —
Das merkte Petrus und wurde dreist.
Sein' Aermel waren weit gleich Säcken.
Der Schädel des Hippolit thät stecken
Im rechten Aermel; den ließ er beizeiten
Gemach in den Würfeleimer gleiten,
Und hieß den Schädel Chrysostomi
Verschwinden zum linken Aermelknie. —

Hinfüro gewann er nach Wunsch die Partie.
Das Bleigewicht in Hippoliti Schopf
Zog den Klotz auf den Hinterkopf,
So daß die Larve nach oben rollte —
Als welches die Sechs bedeuten sollte.

Nun schienen dem Himmel bessere Tage.
Denn Petrus lenkte das Zünglein der Wage
Nur dann, wenn es wacker Dukaten verhieß — —
Die armen Seelen — er laufen ließ.
Er mogelte nur, wenn in reichen Gewanden
Fürsten und Herrn auf dem Spiele standen,
Und feiste Wucherer, ehrvergessen,
Blutsauger, die Steuern gewußt zu erpressen,
Rechtsgelahrte, die Recht geschändet,
Quacksalber, denen viel Heile verendet.
Alsdann wies Hippolit die Stirne.
Auch manche leibestolle Dirne,
Die sich im Pfuhl der Lust ergetzt,
Hielt Einzug in den Himmel jetzt.
Im Nonnen-Linnen blieb ihr heiß
Gesicht bestrickend gleicherweis —
So daß hinfüro gern die Verklärten
Mit seligen Schwestern psalmierend verkehrten.
Und Petrus erschloß beflissen die Kästen
Den Schelmen, seinen viellieben Gästen.

Vor der Trummen erschien ein Mägdlein bleich,
In all ihrer Schwermut reizereich.
Die hatte der Bischof als Hexe verbrannt,
Dieweil sie 'nem Ketzer sich zugewandt.
Yvonne behagte dem Petrus sehr;
Verleibte sie ein dem himmlischen Heer,
Als Beicht'ger verschafft er der Sünderin Ruh
Und brachte viel Stündlein bei ihr zu.

Weiters erschien vor dem Trummenfell
Ein wüst verwogener Galgengesell,
Mit glühen Blicken, geballter Faust,
Das Stirnhaar blutverklebt und zerzaust.
„Was war dein Wandel?" Petrus begann.
„Ich hatt' ein Liebchen," sprach der Mann.
„Die Hunde!! Sie haben mich von ihr getrennt,
Den süßen Leib als Hexe verbrennt!
Und als ich drauf dem Kerker entfloh,
Da sah ich's am Mühlbach brennen loh —
Noch loher brannt' es in meinem Blut — —
Und den Tiger von Bischof traf ich gut!
Auf der Treppe schlugen die Schergen mich nieder —
Wo ist sie?! Yvonne will ich wieder!!
Herr Petrus, du wirst sie gewiß mir geben —
Gerechtigkeit herrscht ja im ewigen Leben!"

Petrus brummte: „Der Gauch ist verschroben."
Und würfelte sorglich die Eins nach oben.
Linko schleifte den Bertrand am Haar
Zum Schwefelpfuhl, wo er am tiefsten war.

So trieb es Petrus durch alle Zeit,
Hat treu im Himmel die Erd' konterfeit.
Und als sich auf Erd' kein' Ketzer mehr trafen,
Nahm er das Blei — von Galeerensklaven.

Sommerfrische.

„Wohin gehen Sie im Sommer?"

„Wir . . . wir gehen heuer nirgend hin."

Die achtzehnjährige Tochter stand dabei und dachte: „Gut, daß die Leute kein solches Gedächtnis haben. Mama sagt das ja jedes Jahr."

Die Mama seufzte im Herzen. Solche Seufzer reißen ganze Furchen....

Mittag sagte der Vater: „Malchen, laß die Jalousien herunter. Es blendet so."

Die Mama dachte: „So blendet es mich den ganzen heißen, staubigen Sommer hindurch."

Die Tochter bat: „Papatscherl, gehen wir heuer wohin . . . . . ."

Er schwieg. Die Mama winkte dem Mädchen mit den Augen.

Die Tochter bat: „Geh, Papatscherl, sei einmal gut."

Er brummte: „Gieb mir Ruh! Du weißt, es geht nicht."

„Bei uns geht gar nichts."

„Hättest Dir halt einen anderen Vater aussuchen müssen."

Die Mama schwieg. Ihre Seele schrie: „O hätt' ich's gethan. . . . . Nicht nur wegen des Sommers."

Brünn. Richard Schaukal.

Der Duft.

Von Hans Bethge.

(Halle a. S.)

„ . . . . . ist das nicht seltsam?“

„Mir ist viel Seltsames passiert, liebster Freund. Höre zu.

Ich hatte eines Sommers vorübergehend in einem kleinen mitteldeutschen Dorfe zu thun. Die Sache war nach ein paar Stunden wider Erwarten gut erledigt. Ich saß des Abends allein auf meinem Zimmer im Gasthaus und las eine Zeitung. Es war unerträglich schwül in dem Zimmer, denn es lag gleich unterm Dache und wir lebten in den Hundstagen. Ich hielt es schließlich nicht mehr aus und beschloß, einen kleinen Spaziergang ins Freie zu machen. Die Nacht war dunkel, kein Mond, kein Stern. Ich tastete mich die Dorfstraße entlang und gelangte auf eine Chaussee, die durch die Äcker führte. Die Pappelkrüppel an beiden Seiten konnte ich noch deutlich unterscheiden, aber auch nicht mehr. Alles andere war schwarz wie Kohle. Es war kühler hier draußen, aber ganz windstill. Auch sonst regte sich nichts. Nur einen Hund hörte ich ein paar mal hinter mir im Dorf anschlagen und mit den Ketten rasseln. Es war eine weiche, schwermütige Sommernacht.

Urplötzlich mußte ich stehen bleiben. Was war das? Ein Duft. Oder war es etwas anderes? Nein. Es war ein Duft. Anders war es nicht möglich. Welch ein Duft. Ich war gelähmt. So etwas hatte ich noch nicht verspürt. Ich bin bei Nacht durch Rosengärten gewandert, ich habe mich an der Blütenfülle der Riviera berauscht und habe in brünstigen Weihrauchwolken gezittert. Aber was war das alles gegen dies?

Ich kann es nicht schildern. Ich glaubte steigenden Orgelklang zu hören und sah blendende Verzückungen vom Himmel niedertaumeln. Ich schmeckte alle Süßigkeiten aller höchsten Wonnen und empfand ein Unendliches, das ich nicht fassen konnte, und sank in die Kniee . . . . .

Weiß nicht, wie lange ich so in Betäubung lag.

Endlich erhob ich mich und schlich, immer voll Jubel und Licht, äußerlich ganz erschöpft, in mein Zimmer zurück. Ich schlief die Nacht so tief, wie ich selten geschlafen habe. Der Hausknecht mußte am folgenden Tage lange poltern, ehe er mich ermuntern konnte. Dann ging ich schnurstracks zum Bahnhof und fuhr ab. Ich vermied, auch nur einen Blick in jene Richtung zu werfen, wo ich das Wunder erfahren hatte. Ich wollte nicht wissen, was es war. Ja, ich hatte ordentlich Furcht davor.

„Na aber. Ich hätte ihm doch nachgespürt.“

„Nein. Es ist besser so. Denn ich weiß genau, daß es ein Nichts gewesen wäre. Oder etwas sehr Häßliches. Ein Misthaufen vielleicht."

„Aber ich bitte Dich, warum denn? Es ist doch nicht ausgeschlossen, daß es etwas außerordentlich Kostbares war. Ein seltener Baum oder eine seltene Blume."

„Nein, nein, nein, lieber Freund, — so was giebt's dort nicht. Dort giebt's nur Misthaufen, ich versichere Dich."

Maja.

Drama in drei Akten von Albert Geiger.

(Karlsruhe i. B.)

Personen:

Emmerich von Weilen, Gutsbesitzer.
Maja, seine Frau.
Erich von Weilen.
Landstein, Major a. D.
Dr. Haberland, Hausarzt bei Weilen.
Lisette, Dienstmädchen.

Ort der Handlung: Süddeutschland, in allen drei Akten eine Loggia auf dem Gutshause Emmerichs.

Zeit: Von Nachts bis zum Morgen.

Es ist notwendig, zum Verständnis des hier folgenden zweiten Aktes des dreiaktigen Dramas „Maja" von Albert Geiger in Kürze den Inhalt des ersten Aktes zu rekapitulieren:

Erich, der Bruder des süddeutschen Gutsbesitzers Emmerich von Weilen, ist von einer langen Reise in überseeischen Ländern ins Haus seines Bruders und dessen Frau Maja, der Tochter des pensionierten Majors von Landstein, zurückgekehrt. Mit ihm ist eine schwüle, unheimliche, bange Stimmung eingekehrt. Schon sowieso scheint die Ehe Emmerichs und Majas keine glückliche. Maja, die ihren Namen nicht einer Laune des Autors, vielmehr einer Laune ihrer verstorbenen Mutter, einer nervösen, phantastischen Frau, verdankt, ist selbst im höchsten Grad reizbar, dumpfer Groll gegen ihr Geschick schlummert in ihr, mancherlei Anzeichen deuten auf schlimme Dinge in der Vergangenheit, auf einen heftigen Ausbruch verhaltener Leidenschaft in naher Zukunft. Dr. Haberland, der Arzt und Freund des Hauses, sucht vergebens besänftigend einzuwirken; sein scharfer Blick errät, daß zwischen Erich und Maja, die sich beide schon früher nahe standen, ein Geheimnis bestehe. Emmerich versteht es nach Haberlands

Meinung nicht, seine krankhaft sensitive Frau zu behandeln; trotz flehentlicher Bitten Majas, trotz der Vorstellungen des Doktors bricht er mit diesem in später Nacht zur Jagd auf. Aus einem hastigen Gespräch Erichs und Majas erfahren wir, daß die beiden eine schwere Verschuldung gegen Emmerich aus früheren Jahren drückt, daß sie in einem „unwahren, unmöglichen Verhältnis" zu ihm sich befinden, und daß die Leidenschaft in beiden nur unterdrückt, nicht überwunden ist. Darum auch die jagende Angst Majas, wie der ahnungslose Emmerich sie allein lassen will. Emmerich aber ist unbeugsam. Er erinnert sie an frühere Zeiten: „Es gab eine Zeit, wo mir die Rehe das Gras im Garten hätten abfressen können des Nachts, ich hätte nicht einen Finger gerührt, nur um bei Dir sein zu können — dort hast Du mich nicht haben wollen —." Er geht mit dem Doktor und läßt Erich, Maja und den alten Landstein, einen knurrigen, verbitterten, asthmatischen Herrn, der etwas zu viel dem Alkohol zugesprochen hat, allein im Hause zurück.

Zweiter Akt.

Dieselbe Szenerie wie im vorigen Akte.

Erste Szene.

Landstein, dann Lisette.

Landstein (liegt und schläft. Kurze Pause, man hört ihn vernehmlich schnarchen. Dann im Schlafe): Lisette, meinen Hut — meinen Stock — mein Halstuch —

Lisette (von rechts herein, erschrickt zuerst heftig, als sie Landstein sieht): Herrjeses, der Herr Major — hab' ich mich jetzt verschrocken! (Sie beginnt den Kaffeetisch abzuräumen.) Der sollte auch besser schon im Bette sein. (Sie summt vor sich hin):

Uf'm Kirchhof, am Chor,
Blüht a Blo — holder — Strauß,
Da fleugt a weiß Täuble,
Vor's taga tuet, aus.

Es streicht wol a Gäßale
Nieder und zwua,
Es fliegt mer ins Fenster,
Es kumt uf mi zua.

Jetzt kenn i mein Schatz
Und sei linneweiß Gwand
Und sei silberes Ringle
Von mir an der Hand.

(Sie hört auf und steht einen Augenblick in Sinnen verloren, dann fährt sie fort):

Drei Wocha vor Ostra,
Wenns Nachthüehle schreit,
Da macha mer Hochzig,
Mei Schatz hot mers g'seit.

Mer macha koi Lebtag — *)

---

*) Aus Eduard Mörikes Erzählungen, Gesamtausgabe, B. 2, P. 207.

(Die Kaffeekanne fällt ihr zu Boden, sie schreit auf): Jesus Christus — die Kanne — (sie starrt entsetzt auf die Scherben).

(Landstein regt sich und setzt sich auf.)

Lisette: Und der Herr Major reget sich auch — o du blutigs Herrgöttle von Biberach —

Landstein (sich die Augen reibend): Ja was ist denn das, wo bin ich denn?

Lisette: Ich muß schon recht sehr um Verzeihung bitten, daß i den gnädigen Herrn aus'm Schlaf hab' geweckt — 's ist mir so arg — ich kann's gar nit sagen — (sie stellt sich vor die Scherben hin, so daß Landstein diese nicht sehen kann, und läßt während des Folgenden eine Serviette auf dieselben fallen).

Landstein: Na, Lisette, beruhige Dich nur! So niedliche Sünderinnen läßt man nicht vergebens bitten! Aber sag' mal: Ich habe hier wohl geschlafen?

Lisette: Jawohl, geschlafen habet Sie, wie i reinkommen bin — und geschnarchet —

Landstein: Geschnarcht?

Lisette: Nix für ungut, gnädiger Herr — Hier z' Land sagt man: Wie a Roß —

Landstein: Ein urwüchsiges Völkchen hier zu Lande — durchaus nichts Geziertes! (Er versucht aufzustehen, sinkt aber wieder zurück.) Verflucht, liegt mir das Zeug noch in den Beinen! Na, da bleib' ich halt!

Lisette: Ich mein, der gnädige Herr solltet sich doch lieber ins Bett legen — 's ist alles g'richt aufs beste! Und 's ischt schon spät — halb drei Uhr hat's geschlagen — ich hab' ja noch d' ganz Küche in Ordnung 'bracht —

Landstein: Meinst Du? Na Du kannst recht haben! „Denn was kein Verstand der Verständigen sieht —." So komm' mal her, hilf mir auf!

(Lisette hilft ihm auf.)

Landstein: Uff! — Siehst Du, Lisette, Du bist doch ein prächtiges Mädchen — Was macht denn Dein Schatz — hm?

Lisette (die Augen niederschlagend): So Sachen müsset Sie nit sage —

Landstein: Na — na — werde nur nicht giftig — — (er greift in die Tasche und giebt ihr ein Zweimarkstück): So, ein Beitrag zur Aussteuer!

Lisette: Oh, Sie sind halt ein grundguter Herr, gnädiger Herr! Sie wisset alles so zu drehen — Ihnen kann man nit bös werden —

Landstein (in die Mondnacht hinaussehend): Haha! — Ich könnte mich eigentlich doch noch auf den Weg machen!

Lisette: O gnädiger Herr, was fallt Ihnen ein? Das hätt' ja gar kein' Wert! Der Zug ischt ja schon lang fort — und denke Sie doch: der weit' Weg —

Landstein: Na, so leuchte mir mal, Du Sibylle, die Treppe hinauf!
(Lisette nimmt die Lampe vom Tisch.)

Zweite Szene.

Vorige. Maja (von links).

Maja (in Negligeetoilette, ganz weiß): Papa —
Landstein (sich umdrehend): Maja — Du?
Maja: Gehen Sie zu Bett, Lisette!
Lisette: Soll ich nicht erst das Kaffeegeschirr —?
Maja: Schweig und geh'!
(Lisette rechts ab, nachdem sie die Lampe wieder auf den Tisch gestellt hat.)

Dritte Szene.

Landstein. Maja.

Landstein (ungeduldig): Hab ich nun bald allergnädigste Erlaubnis —?
(Maja, nicht fähig mehr, sich zu beherrschen, bricht in ein wildes Schluchzen aus. Zugleich sinkt sie auf den Divan hin.)

Landstein (näherkommend, milder): Aber, Deern — was machst Du denn wieder für Geschichten?

Maja: Ach, Papa! Papa — wären wir doch nie nach Berlin gezogen! Wären wir doch lieber in unserem Nest geblieben! Ich bis an mein Lebensende bei Dir —!

Landstein (die Achseln zuckend): Das alte Lied!

Maja (ihre Thränen trocknend): Ja, ich habe eigentlich kein Recht, es zu singen! — Denn ich war ja schuld daran, daß wir damals nach Berlin — — mich hat's ja hinausgelockt —

Landstein (sich allmählich ernüchternd): Na, laß gut sein! Das soll Dich am wenigsten betrüben! — In unserer Garnison war (durch die Zähne) für die Tochter eines unter so merkwürdigen Umständen verabschiedeten Offiziers wenig zu holen — (aufatmend) und dann — ich mußte doch nach einem ordentlichen Auskommen suchen —! Ach was! laß den alten Kram! Gute Nacht, Mädchen —!

Maja (fieberhaft): Laß mich nicht allein, geh' nicht, ich bitte Dich —

Landstein: Nun hab Dich doch nicht so! Sei doch verständig!

Maja: Nur noch ein paar Minuten — bis ich ruhiger geworden bin!

Landstein: Wenn Emmerich merkt, daß Du so nervös bist, dann wäre es seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit, Dich nicht allein zu lassen —

Maja (bitter): Er und etwas merken! — oh, ich hasse ihn mit seiner ewigen Gleichmütigkeit — mit seiner Art, mich wie ein Kind zu behandeln!

Majachen — Kindchen — Püppchen! Immer so von oben herab! So unausstehlich überlegen —? Was ich dabei leide — hat er auch nur eine Ahnung davon? Er, in seinem ewig heitern Optimismus — in seinem Zufriedenheitsdusel!

Landstein: Versündige Dich nicht!

Maja: Ich könnte verrückt werden an seiner Seite, ohne daß er einen Finger krumm machen würde! O, warum mußt' ich mich einem ungeliebten Manne hingeben! Das ärmste Arbeiterweib, das liebt und geliebt wird, ist glücklicher als ich —!

Landstein: Du bist auch gar zu schroff! —

Maja: Schroff —! Hat er denn je das Geringste gethan, mich zu erobern, meine Liebe zu gewinnen? Hat er sein Recht auf mich nicht wie ein Privilegium ausgeübt? Hat nicht jede Zärtlichkeit mich fühlen lassen, daß er — (sie schüttelt sich wie beekelt) ach, weg damit!

Landstein: Emmerich liebt Dich! Verliere Dich nicht in Extravaganzen —

Maja: Er liebt mich — er ist ehrlich — gut — treu — o alles Mögliche! und doch —! — An seine Seite hätte so ein stilles, blondes, emsiges Mädchen gehört, eine Passive, eine Dienerinnennatur —! Nicht ich, die in jeder Fiber die Qual des Gebundenseins — des Unterthanentums fühlt! Vielleicht, wenn ich ihn wirklich liebte! Ich dachte ja, ich würde — ihn lieb gewinnen können — aber (sie legt die Hand vor die Augen) nein! nein! nein!

Landstein (langsam): Kind, mit der Liebe! — Das ist ein eigen Ding! Sieh, ich hab' Deine Mutter abgöttisch geliebt — und auch sie war mir von Herzen gut! Und was ist daraus geworden? Lauter Jammer und Elend — — und dann hab' ich Dich zu lieb gehabt — ich hab Dir jeden Wunsch erfüllt! Du warst ja das Einzige, was ich hatte! Ich hab' Dich gut erziehen lassen, ich hab' Dich aufs Konservatorium geschickt; Theater, Bälle, Gesellschaften — alles hab' ich Dir gegönnt — — — und daß ich Dir nichts versagen konnte, das war mein Fehler; und so sah ich mich zum zweiten Male vor dem Ruin und der Schande —

Maja: Nun, ich hab' Dir's reichlich vergolten! Ich hab' mein Selbst, meine Freiheit, mein Glück vor die drohende Gefahr geworfen!

Landstein: Es war ja noch ein anderer Weg! Es stand Dir ja frei, Emmerichs Werbung abzulehnen! Nur konntest Du dann nicht verlangen, daß ich mich durch dies Leben weiter quäle, etwa als Agent — oder wohl gar als Schlepper beim jeu —

Maja: Ich hab' mich geopfert. Du hattest das Recht, es zu verlangen.

Landstein: Recht?! Was heißt Recht? In jener Lage gab es für

uns nur noch einen Zwang! Du wolltest mich ja nicht gehen lassen — — und es wäre, weiß Gott, besser gewesen: ich wäre gegangen! — Denn das Leben, das ich hier führe, das ist jeder Stunde meiner besseren Vergangenheit unwürdig —

Maja: Papa — o nicht so! sprich nicht so!

Landstein: Und Du hättest ja schließlich bei Deinen Verwandten einen Unterschlupf gefunden —! Freilich, glänzend hättest Du's ja nicht gehabt, jedenfalls nicht glänzender wie hier —

Maja (auf ihn zu, hängt sich ihm an den Hals): Papa, laß uns beide auf ein paar Wochen zu den Verwandten reisen. Dort, in anderer Umgebung find' ich mich wieder.

Landstein: Bei dem hochnäsigen Pack, Herrn Regierungsrat und Konsorten! Wo Dir jede Butterbemme in den Mund gezählt wird — aus Furcht, es könne nicht reichen! — Nee, hier, Maja, hier ist Dein Platz! Und wenn Du mit jemandem reisen willst, dann ist es Emmerich, Dein Mann! Du hast's übernommen, nun führ's auch zu Ende! Und gieb Dir Mühe, das Leben etwas praktischer anzufassen! Bedenke immer, wohin Deine Mutter kam mit — der Romantik. — — Gute Nacht! (Er will abgehen.)

Maja (flehentlich): Papa —

Landstein: Ich bin müde! Der kurze Schlaf hat mich zwar hell gemacht, aber die Abspannung ist noch immer da —

Maja: Nun denn — gute Nacht! (Sie bietet ihm die Stirn zum Kuß, die seine Lippen flüchtig berühren.)

Landstein (mit verhaltener Erregung): Du leidest nicht allein, mein Kind. (Er geht mit schleppenden Schritten nach rechts ab.)

Vierte Szene.

Maja: Er geht — er verläßt mich — kein Ausweg — keine Rettung. Ah — — (Sie löscht die Lampe und legt sich auf den Divan.) Schweigen und Dämmerung. (Vor sich hinbrütend): Und wenn er erst wüßte, wie ich — das Opfer der Kindesliebe entweiht habe — — (Sie setzt sich auf, stützt den Kopf in beide Hände und starrt vor sich hin.)

Fünfte Szene.

(Maja, dann Erich.)

Erichs Stimme (außen): Pst, Tyras! Dummes Vieh — ruhig!

(Maja fährt herum, am ganzen Leibe zitternd.)

(Erich erscheint außen, in der hellen Beleuchtung fast silhouettenhaft. Schwarzer Radmantel, Stock, schwarzer, mittelgroßer, weicher Filzhut.)

Maja (aufspringend und die Glasthüre aufreißend): Erich!

Erich (der im vollen Mondlicht dasteht, wie ertappt): Maja!

Maja: Wo willst Du hin?

Erich (gemacht ungezwungen): Ach — noch einen Spaziergang. —

Maja: Erich! Du willst fort? — (Schweigen.) Du willst fort.

Erich: Und wenn dem so wäre —? Denkst Du, ich habe Lust, hier verrückt zu werden? O, Gott sei Dank — ich habe noch meine Vernunft! Ich will sie mir retten — ich will fort!

Maja: Und ich? (Schweigen.)

Erich (mit erzwungener Härte): Nun muß eben jedes für sich sorgen!

Maja: O, so hart kann nur ein Mann sein — (Leidenschaftlich): Mich will er hier lassen — und er will fortgehen! Bequem, sehr bequem! — Die eine Hälfte der Männer sind Thoren — — Kinder mit dreißig und fünfzig Jahren — und die andere — Feiglinge —

Erich: Maja —! (Er tritt unwillkürlich näher.) Sag' Du mir einen Rat, was ich — was wir thun sollen? Aber keine Schmähung —

Maja: Wärst Du nicht davongeschlichen, ohne mir nur Lebewohl zu sagen — Erich! ohne mir nur Lebewohl — ohne mir — nur —? Wenn ich Dich nicht . . . ? (Sie kann nicht mehr weiter reden.)

Erich: Ach, wenn man so weit kommt! — Wahrhaftig, 's ist zum Davonschleichen! — Kaum tret' ich da oben in meine Zimmer, da überfällt's mich — da scheinen die Gegenstände Leben zu gewinnen — auf mich zuzukommen! Jeder sagt mir: Lügner — Meineidiger — Schuft —

Maja: O still! still!

Erich: Jeder dieser Gegenstände fast ist ein Geschenk meines Bruders. Und auf der Kommode steht die Photographie Emmerichs und lächelt mir zu — und — und — weißt Du, Maja, das — das — — Und da hab' ich's oben nicht ausgehalten! Da bin ich fort! — Wer weiß, ob ich nicht morgen früh wieder gekommen wäre. (Zornig): In diesen Knochen ist ja keine Spur mehr von Mannheit —!

Maja: Erich — komm' doch herein! Du kannst doch nicht da auf der Schwelle stehen bleiben!

Erich: Ja — 's ist eine schlimme Schwelle, auf der ich stehe — — Adieu, Maja — ich gehe jetzt!

Maja (erschrocken): Du gehst — Ach nein! Nun, dächt' ich, wollten wir beraten —! Wer weiß, ob uns wieder so eine Stunde zugeflogen kommt —? So eine ruhige Stunde —?

Erich: Nein! Nein — ich geh fort —

Maja: Du gehst nicht! (Schmeichelnd sich ihm anlehnend): Du gehst nicht, Erich!

Erich: Ja, was soll ich denn da thun?

Maja: Wir wollen uns doch beraten! Es muß doch etwas geschehen! Du selbst hast's ja vorhin gesagt —

Erich: Ja, das hab' ich gesagt —

Maja: Aber schließ' doch die Glasthüre! es fröstelt mich —

Erich (zurückweichend): Nein, nein — ins Haus geh' ich nicht mehr!

Maja (heftig): Und fort darfst Du nicht!

Erich: Du — faſſ' mich nicht so an! Das — das — Du hast dazu kein Recht! Du bist meines Bruders Weib —

Maja (tritt zurück, ihre Arme sinken schlaff herab): Du willst mich beleidigen — Du willst mich verhöhnen — immer zu!

Erich: Du bist ja doch meines Bruders Weib —

Maja: Ist das vielleicht meine Schuld allein —?

Erich: Ja, es ist eigentlich meine Schuld — und nur meine Schuld — ich war ein Feigling! Sag's nur ruhig heraus!

Maja (auf seine Worte nicht achtend, leidenschaftlicher): Was für mich auf dem Spiele stand — erinnerst Du Dich nicht mehr daran? Sollte meiner Mutter der Vater nachwandern, nachwandern (schaudernd) auf derselben furchtbaren Bahn —? Bergehohe Schulden, die Papa meinetwegen gemacht hatte! Denn ich hatte ihn ja geplagt und geplagt, bis er endlich nach Berlin zog — und dann die prolongierten Wechsel — und nirgends, nirgends — nirgends — nirgends — eine Hilfe in der Not — — —!

Erich: Und so ließest Du Dich verschachern —

Maja: Und so ließ ich mich verschachern!.. Aber Du, o großer Held, warum gabst Du's denn zu? Warum gingen wir nicht zusammen in die Spree? Warum kauften wir nicht so ein paar armselige weiße Pulver? Warum brannten wir nicht einfach durch?

Erich: Wie weit glaubst Du, daß wir mit meinem Monatswechsel gekommen wären? Und mein Bruder, der Dich und mich hätte verlieren müssen —?

Maja: Und mein Vater —! (Schweigen.) Ach, lassen wir das! Es ist vergangen!

Erich: Vergangen, vergangen — bis auf jenes Eine — jenes Eine, das lebt, das nie vergeht! Jenes Eine, das wir nimmer hätten thun dürfen! — — (Brütend): Und wenn wir's ihm dann doch gesagt hätten! Aber wie war's möglich, einen Entschluß zu fassen? Diesen Glücklichen aus allen seinen Träumen reißen! Diesen Menschen, der sich an Dir freute, wie ein Kind an seinem Weihnachtsbaum! Dem seine Freude mit einem solchen Geständnis besudeln?! — — Und doch hätt' ich's gethan! Aber da stand ja wieder, wie eine stählerne Mauer, die Rücksicht auf Deinen Vater! — — Oh — oh — diese Hand — und diese Hand — alle zehn

Finger gäb' ich her, wenn wir uns darin rein wüßten! O Ehre — Ehre — Ehre —! gutes Gewissen — Ehre! Und wenn ich tausend Jahre alt würde, das würde nicht weichen!

Maja: Erich — geh' fort! Sieh, jetzt bitt' ich Dich selbst! Geh' fort! Vergiß mich — vergiß Deinen Bruder! Streich uns aus Deinem Gedächtnis! Dann kannst Du auch jenes vergessen — — So leiden kann ich Dich nicht sehen! (Sie schweigt erschöpft.)

Erich: Vergessen! Ja, ein hübsches Wort, das Vergessen! Nur, wo man's einmal braucht, merkt man, daß es ein nichtsnutziges Ding ist! — Weißt Du — Maja — (er tritt nun über die Schwelle und schließt die Glasthüre. Nahe bei ihr): Jene Seligkeit — jene sündige Seligkeit, die wir damals einem anderen hinwegstahlen, die ist in meinem Blute — die ist in meinem Blute — zusammen mit dem Gift der Lüge! Da brauen sie zusammen den Wahnsinn — da schüren sie die Glut des Wahnsinns! — — Und, Maja —, wenn ich Dich so ansehe — so — so — wie Du jetzt vor mir stehst — (seine Augen verzehren sie) Maja, dann wird das Gift rege — es bäumt sich — dann schlägt die Glut auf — und — Maja — begräbt Dich und mich — in den Flammen!

Maja (sieht ihm in die Augen. Plötzlich schreit sie auf): Erich! (Sie wirft sich auf den Divan.)

(Pause. Erich fällt bei ihr nieder und verbirgt seinen Kopf.)

Maja (kommt zuerst wieder zu sich. Sie setzt sich auf und streichelt sanft das Haar Erichs): Erich —

Erich (langsam, jedes Wort muß eine Welt von Qual ausdrücken): Und daß man so eine Sünde und so eine Unwahrheit sein ganzes Leben lang mitschleppen muß — (den Ton ändernd) o — so oft, so oft da draußen in der öden Ferne hab' ich Dir schreiben wollen: Maja, komm! Wir wollen zusammen sterben! zusammen —

(Maja faßt seine Hand.)

Erich (es mit leisem Widerstreben geschehen lassend): Und heute wollt' ich wieder Dir's sagen! (ihrer Antwort zuvorkommend): Aber das ist ja unmöglich! — Emmerich! es wäre auch sein Tod — — Er liebt Dich, Maja, mehr als Du glaubst!

(Maja giebt keine Antwort.)

Erich: Und nun — kein Ausweg aus dieser Not! In diesem Bagno festgeschmiedet! — Eine Zeitlang dacht' ich: meine Wissenschaft wird mich ruhiger machen! Die wird mich ins Freie führen! Es war ein Wahn — Die Wissenschaft, die nur als Betäubungsmittel gebraucht wird, die hat keine befreiende Kraft — — und so seh' ich der Qual kein Ende. — Der einzige Ausweg, die einzige Rettung ist —

(Maja hängt an seinen Lippen.)

Erich (dumpf): Ich gehe für immer!

Maja (sieht ihn groß an, dann lacht sie hysterisch auf): Du —? Du —! für immer? — Eh' breche die Vernichtung über uns alle herein! Hab' ich die Jahre her mit allen Qualen der Erniedrigung, der bezwungenen Glut gerungen, um Dich jetzt Preis zu geben —? O Männer — Männer! Was wißt Ihr vom Weib! — Siehst Du, ehe ich Dich dies thun lasse, eher schlinge ich meine Arme um Dich — siehst Du, so! (sie reißt ihn mit einem Ruck zu sich herauf) und presse Dich zu Tode — (sie umschlingt ihn heftig) Nun geh fort!

Erich (stöhnend): Oh, nicht so! nicht so!

Maja (ihm in die Augen sehend, sanft): Da, auf dem Grunde Deiner Augen, die Du unwillig aufschlägst, entdeck' ich ein Fleckchen holder Vergangenheit — (er will reden, sie schließt ihm sacht den Mund): Stille! — Sollt' es ein Verbrechen sein, der Flut unseres Geschickes noch eine, eine goldumsäumte Welle zu entschöpfen? Hinter uns das Elend — vor uns die Verzweiflung — und eine halbe Stunde Glückseligkeit sollte ein Verbrechen sein?

Erich (langsam, schwer betonend): Und morgen?

Maja: Sprichst Du von morgen? Von morgen sprechen alle, die die Rücksicht zu Tode plagt!

Erich (wie oben, doch etwas rascher): Schon einmal haben wir dem Schicksale eine Stunde Seligkeit abgestohlen — und furchtbar hat sich dieser Frevel gerächt!

Maja: Und wenn wir's jetzt wieder thäten — könnte es schlimmer kommen?

Erich: Oh — wer gab Dir diese Logik?

Maja: Die Verzweiflung!

Erich: Und Emmerich —?

Maja (rauh): Was bin ich ihm denn? Was kann ich ihm sein? Etwas mehr als eine Haushälterin! Sein größter Kummer ist der, daß ich ihm kein Kind gebäre! Wenn das Kind da wäre, hätte ich ausgedient —

Erich: Du bist grausam —

Maja: Ich habe das Sanftsein satt! Es steht mir da oben! Es erstickt mich fast! (Leiser): Weißt Du denn auch, wie er mich genießt? Er macht nicht mehr Umstände mit mir, wie mit einem Apfel oder einer Birne seines Gartens —

Erich: Maja — sei still! Still! Du empörst das Blut in mir — (schwer atmend) gegen den eigenen Bruder!

Maja: So empöre Dich doch! Ich — ich will mich empören!

Erich: Du weißt nicht, was Du sprichst!

Maja: O, so klar wie die Mondnacht da draußen ist mein Denken! Eine fast unheimliche Klarheit ist in mir — unheimlich, ja! Denn mein Wesen schwankt von einem Extrem zum andern! Kann diese Klarheit nicht die Botin der ewigen Trübung sein? — — Wer weiß, ob dies nicht mein letzter lichter Augenblick ist —?

Erich (ihre Hände fassend und diese an sich ziehend): Welch' entsetzliche Gedanken, Maja!

Maja: Wär's ein Wunder, wenn man verrückt würde —?

(Pause.)

Erich (läßt Majas Hände los): Auf diesem Wege kommen wir nicht weiter — (er macht eine Bewegung zum Aufstehen) ich will mir's bedenken!

Maja: Bedenken — — wie das klingt! Als ob wir noch was zu bedenken hätten!

Erich: Wohl haben wir etwas zu bedenken — Unsere Ehre —!

Maja: Unsere Ehre!

Erich: Wir wollen frei und offen vor ihn hintreten — ihm sagen —

Maja: Und dann?

Erich (unsicher): Und dann — —

Maja: Dann ist alles zu Ende!

(Schweigen.)

Erich: Maja — gieb mich frei! Du bringst mich zum Äußersten.

Maja: Nein! wie leicht gehst Du hin für immer! — —

Erich: Ich verspreche Dir —

Maja: Was?

Erich: Nichts zu thun — mir nichts zu thun —!

Maja: Ich glaub's nicht! Sobald Du wieder da oben bist, in den Zimmern — nein, ich laß Dich nicht fort!

Erich (verzweifelt): So hätt' ich denn gar keinen Manneswillen mehr —?

Maja: Nein, Erich! Wir sind nicht mehr frei!

Erich (sich die Stirne wischend): Du hast recht — wir sind nicht mehr frei!

Maja: Was brauchst Du denn gerade in diese dunkle Ecke zu sehen? Sieh doch mich an!

Erich (schnellt auf und tritt einen Schritt zurück. Mit halberstickter Stimme): Maja — oh Maja — — Aber komm'!

(Maja wirft sich an seine Brust, ihr Haupt eng anschmiegend und zu ihm aufsehend.)

Erich: Bald erfüllt sich unser Schicksal — das Unwiderrufliche! — Ich hab' mir den Kopf nach allen Richtungen hin zergrübelt! Es giebt nur eines: Wir müssen Emmerich die Wahrheit sagen —

(Maja schaudert zusammen.)

Erich: Du schauderst — Du fürchtest Dich —?

Maja: Er kann uns töten — er ist es fähig —

Erich: Und er hat das Recht dazu —!

Maja: Wenn wir zusammen fortgingen — Du weißt wohin — und ließen ihm einen Brief zurück? Sterben will ich — ja gern — nur — als Schuldige vor seinem Angesicht stehen —

Erich: Nein, das wäre nicht die volle Sühnung! Nein, Maja, wir müssen's auf uns nehmen! Wir müssen vor ihn hintreten — ihm alles, alles sagen — — und dann erst, Maja, dann erst können wir wieder frei die Augen zu ihm aufschlagen — — dann ist die Sühne vollbracht! Schon der Gedanke daran erfüllt mich mit Seligkeit! Denn unser bisheriges Leben —

Maja: Sprich gar nicht davon —!

Erich: Das Ende! Mit welch' seltsamer Ruhe — mit welcher Entschlossenheit mich die Vorstellung erfüllt, daß über ein Kleines diese ganze Quälerei und Unruhe sich in ungestörte, ewige Ruhe verwandeln wird —!

Maja: Und doch ist es furchtbar, daran zu denken!

Erich: Ja, möchtest Du denn weiter leben mit Emmerich zusammen —?

Maja: Nein! nein! nein! eher tausend Tode —! — aber — —

Erich: Du zitterst — Du frierst — komm'! (Er legt seinen Arm fester um sie.) Hast Du Angst vor dem Tode?

Maja (versucht zu lächeln): Ach, es ist nur so seltsam — glaubst Du an eine Vergeltung —?

Erich: Ja! in diesem Leben! Und diese vollzieht sich — wir wissen's —

Maja (zaghaft): Und nach dem Tode —?

Erich: Nach dem Tode —

Maja: Wenn wir da zur Strafe träumen müßten von lauter schlimmen, furchtbaren Dingen — weißt Du, Erich, wie wenn man einen schweren Traum hat — und so fort in alle Ewigkeit! Wenn wir, Erich, immer von unserer Qual und unserer Sünde träumen müßten — —? Und es gar keine Erlösung mehr gäbe —? (Sie schaudert.)

Erich: Was für unglaubliche Dinge heckst Du da in Deinem Köpfchen aus? Wenn das organische Gefüge des Menschen zerstört wird, dann giebt's auch keinen Traum mehr! Da ist absolute Bewußtlosigkeit —

Maja: Sieh, Erich, mit so schweren Sachen hab' ich mich zerquält! — Mit Emmerich konnt' ich darüber natürlich nicht sprechen — und Du lachst mich jetzt auch aus! Aber es ist doch einmal da und geht nicht weg! Es geht nicht weg! — Was hab' ich gelitten in all den Nächten, an all den Tagen, da Emmerich mich allein ließ —! Immer kam's — und nur, wenn ich an Dich dachte, Erich, da ging's weg! Aber da dacht' ich eben an Dich wie in der alten schönen Zeit, wo wir uns lieb hatten — und das war

dann auch wieder eine Sünde. (Sie seufzt.) Ach, warum sündigen auch die Menschen? Warum giebt es ein Schicksal, das uns sündigen läßt?

Erich: Daß Emmerich Dich auch so gar nicht zu verstehen suchte! Vielleicht hätte doch manches anders werden können —

Maja (langsam): Ja, wenn ich alle die Qualen meiner einsamen Nächte und Tage zusammennehme, dann, mein' ich, kann ich schon freieren Mutes vor Emmerich treten! Scham, Erniedrigung, Gewissensbisse, die Qualen der Sehnsucht, die Kämpfe der sich aufbäumenden Natur, — oh, das alles war mir reichlich zugemessen! Das war meine Mitgift! — Sollte dies Leiden keine Sühnung sein? — Und wenn nun wirklich das Ende kommt — das unaufschiebbare Ende — könnte das Schicksal nicht gnädig sein, könnte es uns nicht diesen letzten glückstrahlenden Augenblick, Brust an Brust, zum ewigen Traume gönnen —? (Ihre Augen öffnen sich, ihre Pupillen erweitern sich; es ist, als ob sie in eine weite Ferne sähe.) Ach, wie wäre dann alles licht und lieb und traulich — (plötzlich aufschreckend und zitternd lauschend): Horch! ging da — nicht jemand im Garten —? (Beide lauschen.)

Erich: Es ist nichts — — aber laß uns jetzt Abschied nehmen!

Maja: Abschied? — Ja, ein Abschied soll es sein! (Sie blickt zaghaft hinaus in die Nacht.) Der Mond steht tiefer — aus den Thälern wallen die Nebel auf, die weißen Nebel. Bald wird es Tag! — Ich höre den Schritt des Schicksals — — Erich, verbirg mich an Deiner Brust!

(Erich umschlingt sie mit beiden Armen. Sie verbirgt ihr Gesicht an seiner Brust.)
(Schweigen.)

Erich (sich losmachend, sanft): Maja! lebwohl!

Maja (aufschreckend): Nein — nein — nein! Nicht fortgehen —!

Erich: Ich muß —

Maja: Bleib' noch eine Weile!

Erich: Nein!

Maja: Laß mich nicht allein! Ich habe Angst —

Erich: Du mußt Dich bezwingen — (er küßt sie auf die Stirne) lebwohl —
(Er macht sich los und geht nach rechts.)

(Maja läßt die Hände schlaff herabsinken und starrt vor sich hin. Ihr Gesicht bekommt einen eigentümlichen Ausdruck, wie den des Irrewerdens. Ihre Lippen beben, ihre Finger bewegen sich wie im Krampf.)

Erich (der, ihr abgewandt, gehen will, sieht sich an der Thüre nach Maja um. Er eilt auf sie zu. In angstvoll besorgtem Ton): Maja!

Maja (sieht ihn an, dann schreit sie auf): Erich! (Sie wirft sich an seine Brust. Er hält sie fest umschlungen.)

Der Vorhang fällt.

Schluß des zweiten Aktes.

Einige kurze Bemerkungen über den Ausgang des Stückes. Eine neue, unerwartete Wendung bringt der dritte Akt: Maja hat in dieser Nacht den Jubel und das Glück des Lebens neu kennen gelernt: sie will nicht sterben. Was der Abschied vom Leben sein sollte, das bedeutet ihr nun den Beginn einer neuen Existenz. Kaum gelingt es ihr, den verzweifelten Erich mit sich fortzureißen. Er will allem ein Ende machen. In kurzen, hervorgestoßenen Worten gesteht er Emmerich, daß Maja schon vor ihrer Ehe die Seine war. In rasendem Grimm braust der tödlich Gekränkte auf. Da spricht Maja das Wort: „Wir müssen dies unnatürliche Verhältnis lösen." Emmerich schwankt. Schließlich scheint er entschlossen, Maja nicht fortzulassen: „Du sollst büßen lernen! Dir soll Dein Trotz gebrochen werden —." Da schreit sie ihm in brutaler Energie auch noch das Letzte entgegen: daß sie vor wenigen Stunden sich Erich unter Emmerichs Dache wiederum hingegeben habe. Das ist zu viel. Emmerich kann nichts mehr hören. Mit Maja ist er fertig; auch Erich kann er nicht mehr sehen und anhören. In furchtbarer Seelennot weist er beiden die Thür. Erich kann sich nicht entschließen. Ihm ist aller Lebenshalt genommen. Schließlich, da Emmerich unbeugsam bleibt, faßt Erich matt und traurig Maja an der Hand, und sie schreiten langsam durch den Garten. Daß sie so fortgehen sollen, Hand in Hand, miteinander, bringt den allein gelassenen Emmerich zur äußersten Raserei. In blinder Wut reißt er die Flinte an sich und schießt in den Garten. Schwere Stille. Dann hört man Erichs Stimme: „Maja! Maja! Tot, tot! Durch meine Schuld!" Emmerich steht aufrecht da. So endet die Tragödie.

Deutsche Lyrik.

Verse.

I.

War Dir die Kindheit ein seliger Traum
Lächelnd erwachender Wonne?
Schien Dir der unermeßliche Raum
Belebt von liebender Sonne?

Hat die Liebe mit weichem Hauch
Die Kinderstirn Dir umspielt?
Hast Du die segnende Hand
Einer Mutter gefühlt?

Und bin ich so hart geworden,
Was hat mich so hart gemacht?
Weil mir keiner Mutter Liebe
Je gelacht . . .

II.

Treulos bin ich gewesen
Und hatte Dich einst doch geliebt.
Kannst Du mir vergeben,
Daß ich Dein Leben getrübt?

Treu hatt' ich Dir geschworen,
Liebe und ewige Treu',
Aber in wilden Stürmen
Brach sie entzwei.

Wüßtest Du, was ich gelitten,
Könnt' ich Dir's sagen,
Welten von Qual und Schmerz
In jenen Tagen. —

Kalte Fernen
Trennen jetzt unser Leben.
Ich folge andren Sternen.
Kannst Du vergeben?

III.

Ein Andrer war gekommen,
Und Du warst fern von mir.
Ihn liebten meine Sinne;
Mein Herz war nur bei Dir.

Weil ich Euch beiden gelogen,
Muß ich nun von Euch gehn. —
Für mein zerrissnes Leben
Bei Gott um Gnade flehn.

IV.

Einer Sünderin.

Sie haben Dich nie verstanden
So manches lange Jahr,
Sie nannten es Deine Schande,
Was Deines Lebens Süße war.

Sie schlugen Dir tiefe Wunden
Mit geißelscharfem Spott,
Sie haben Dir Deine Liebe
Gestohlen und Deinen Gott.

Mir läßt Dein bleiches Antlitz
Tag und Nacht keine Ruh.
Der den ersten Stein geworfen,
War er reiner als Du?

München. Fanny Gräfin von Reventlau.

Heimwehlied.

Oh wie die Thale glänzen
Durch die silberne Sommernacht.
Dort wo der Mond am Himmel steht,
Muß meine ferne Heimat sein.

Oh Glanz der silbernen Thale,
Wie machst das Herz Du weh und wund.
Ich möchte vergehn in Sehnen
Nach meiner fernen Heimat.

Oh warum zog ich junger Thor
Zu diesen blühenden Ländern aus?
Nun bin ich müd und ist mir bang dahin,
Wo stille Nebel über die Felder gehn.

Oh meine ferne Heimat . . .

Halle a. S. Hans Bethge.

Deutsche Flotte.

1860.

1.

Der Klingelbeutel geht durchs Land für eine deutsche Flotte,
Wir öffnen wiederum die Hand, wie immer nur zum Spotte.

Die Schiffe, die davon man baut, bekommen keine Maste,
Weil von den Flaggen, die man hat, darauf nicht eine paßte.

Die Schiffe, die davon man baut, bekommen auch kein Steuer,
Weil's mit der Führung seiner Zeit vielleicht nicht wär' geheuer.

Die Anker bleiben auch noch weg, bis erst der Grund ergründet,
Wer solche deutsche Reichsidee im Volke hat entzündet.

Kanonen. — Ei, warum nicht gar, die lassen wir beiseite,
Sonst käm' am End' der Däne noch mit uns darob zum Streite.

Und England sieht es auch nicht gern, daß wir uns so erhitzen,
Und Frankreich wünscht ja lange schon den Rheinstrom zu besitzen.

Da ging zuletzt die Flotte drauf, gebaut vom Mägdegroschen,
Ein wunderschöner Zukunftstraum wär' wiederum erloschen.

2.

Die Deutschen hatten ein Schiff gebaut
Und stolzen Blicks darauf geschaut.
Welch' Flagge soll vom Maste wehn,
Damit ein deutsches Schiff wir sehn?

Da ist im lieben Vaterland
Der Stämme Zwietracht heiß entbrannt,
Da gab es einen schlimmen Streit
Ob deutscher Flagge Einigkeit.

Der wollt' sie so, der so gestickt,
Bis sie zusammen nun geflickt
Aus mehr als dreißig Lappen war,
Der Schellenkappe gleich fürwahr.

Die Flagge zog man auf am Mast,
Doch viel zu groß war ihre Last.
Das Schiff schlug um, versank im Meer,
Ein deutsches Schiff giebt's nimmermehr.

3.

An Deutschlands Ufer rauscht das Meer
Mit lautem Wogenschlage,
Das klingt bis tief ins Binnenland
Wie eine lange Klage.

Das klingt bis in den deutschen Forst
Zu tausendjähr'gen Eichen,
Zu Tannen, die wie Maste hoch
Bis in die Wolken reichen.

Noch immer zieht von Stamm zu Stamm
Der fremden Mäkler Rotte —
Es klagt umsonst der Wogenschlag
Um eine deutsche Flotte.

München. Heinrich v. Reder.

Der Träumer.*)

Ein Urwald, steinern, zweigt in eine Krone
Der Dom und weitet sich zur Halle.
Die lichterlohen Kandelaber alle
Herbstäste starren. Und im Dämmertone
Durch den steinernen Wald
Ein kühles, heiliges Rauschen schallt.

Wie Feuerfliegen glühn vor Altarrampen,
Als flögen sie, die heiligen Lampen;
Sie schweben um der Wegmadonna Bild.
Als ob ein Priester fern den Wald durchschreite,
Daß eine Seele heimwärts er geleite,
Aus Nebelweiten hell das Glöckchen schrillt.
Am Boden kauert das gehetzte Wild.

In seinen Blicken übermüden Hohn,
Der nachts im Schein der Zornesfackel handelt
Und den ein Zauberstab doch leicht in Mitleid wandelt,
Steht still der Träumer neben Gottes Thron.
Ihr schwarzen Vögel, die ihr ihn umflogt,
Ihr schwarzen Segel, die ihn dort gelandet,
Seht ihr, wie seine Seele zischend brandet
Ins Seelenmeer, das brausend ihn umwogt?

Er hört sie beten, hört die leeren Worte,
Aus denen selbst die Seelen jener drängen —
Wie wenn am Sommertag bei letzten Orgelklängen
Weit blendend sich die große Kirchenpforte
Aufthut und alle in die Sonne treten
Und wortlos zu dem Gott der Freude beten. —

Als sie schon längst den hohen Raum verließen,
Steht er noch betend auf den Sandsteinfließen —
Der Träumer betet länger noch zu Gott.
Verschwunden ist sein Mitleid wie sein Spott —
Und es ward Wald. Und weit vom Himmel schienen
Die roten Sterne, leuchtend wie Rubinen,
Wie Nägel in den Bau des Alls gehämmert.
Und hoch im steilen Glanze über ihnen
Rollt eine Welt, auf der die Sonne dämmert.

München. Wilhelm von Scholz.

Zaudern.

Meine lange Pein zu enden,
Ließ der Himmel Gnade walten:
Einen lieben Brief in Händen,
Halt' ich an, ihn zu entfalten.

Denn wenn ich dann Zeil' um Zeile
Wonnetrunken in mich sauge,
Fühl' ich sie zur selben Weile
Schon verblassen mir vorm Auge.

Voll von dürstendem Verlangen
Sei der Zauber drum genossen,
Wo mir, noch im halben Bangen,
Schon die ganze Lust erschlossen!

Wien. Franz Himmelbauer.

Abendwolken.

Wenn der Abend leis sich senkt,
Und die zarten Schleier fallen
Und, von Müdigkeit getränkt,
Alle Seelen heimwärts wallen,

Seh' ich gerne durch die Scheiben
Auf zu bleicher Wolken Flug,
Die errötend weiter treiben,
Wie ein stummer Nonnenzug,

*) Aus einem noch unveröffentlichten Balladenwerk „Hohenklingen".

Weil ein letztes Sonnenleuchten
Sie zum Abschied noch gegrüßt,
Eh die Nacht die lichtverscheuchten
Kinder in die Arme schließt.

Linz. Rudolf Kafka.

Elegie.

Aus der Ferne hör' ich eben,
Wie ein Geigenton verklingt,
Und das weiche Herz versinkt
Mir in süße Schwärmerei.
Wie der Klang so Lieb' und Leben
Gleiten schattenhaft vorbei.

Wandervögel ziehn gen Süden,
Rote Blätter fallen sacht —
Sinnend hat es mich gemacht:
Ehe sich der Frühling regt,
Haben sie mich Lebensmüden
Ach, wohl schon ins Grab gelegt . . .

Bremen. Arnold Garde.

Lyrik des Auslandes.

Die sieghafte Werbung.

(Stephen Phillips.)

— — — — — — — — — — — — — Da es Frauenart,
Sich zu erbarmen und herab zu neigen,
Sprech' ich ein Wort. Ich liebe Dich — nicht bloß
Um Deines Leibes willen, den die Süße
Der ganzen Welt erfüllt, der vom Entzücken
Des Junimondes überquillt, ein Becher
Holdsel'gen Weines, eine blasse Rose,
In Lebensnächten duftend; nicht allein
Um dies Gesicht, das sagenhafter Städte
Bestürmung glaublich macht, um diese Frische,
Die wie ein Märchenschlummer mich beschleicht —
Um dieses alles lieb' ich nicht allein;
Ich liebe Dich, weil die Unendlichkeit
Dich überdunkelt, weil Du voll von Stimmen
Und Schatten; Du bedeutest, was die See
In sehnsuchtsvoller Brandung unablässig
Seit hunderttausend Jahren strebt zu sagen;
Du bist, was alle Winde stets verschwiegen,
Was mich die stumme Nacht nur ahnen ließ.
Musik, die ich vernahm, bevor ich ward,
Ist Deine Stimme, eine Geisterlaute,
Auf stillem Geistermeere leis geschlagen;
Dein Angesicht kenn' ich aus andern Welten,

Man starb für dies, allein ich weiß nicht wann,
Man sang von ihm, jedoch ich weiß nicht wo;
Es hat die Seltsamkeit der Dämmerstunde
Und trauerschwerer Fernen; nahe Dir
Bin ich mit andern Zeiten, andern Ländern
Und längst vergang'nem Dasein wohl vertraut,
Und meiner Jugend auf entleg'nen Sternen
Entsinn' ich mich. O Schönheit, helle Kerze,
Einsam im finstern Hause dieser Welt!
Du bist mein Weh, mein junges Morgenlicht
Und meines Seins ersterbende Musik.

Dresden. Aus dem Englischen von Bodo Wildberg.

Im Erlenwald.

Aus „Tel qu'en songe".
(Henri de Régnier.)

Wir haben geweint im Erlenwald.
War's, weil wir die Heide verlassen,
Wo der Ruf verhallt,
Verlassen die Wiesen, der Hügel runde Gestalt,
Die Steige auch an der Bäche Gassen?
Wollt' die Erinnerung uns nicht verlassen
Schluchzender Stunden, an alten Schnees Massen,
Als wir weinten im Erlenwald?

Wir gingen im Erlenwald einher,
Bis unseren Traum die Dämmerung erschreckt,
Die nieder sich senkte so tief und schwer;
Nur Seufzer hat stets das Lachen geweckt;
Süß lockt den Herbst der Sommer Begehr;
Trunken von Leben und Liebesgewähr —
Weißt Du, welche Fernen das Heut entdeckt?

Geweint ist der Traum im Erlenwald.
Das Leben tot, der Schatten alt,
Die Hoffnung zerflattert im Wind.
Es schwand der Lebensträume Gewalt,
Und bröckelnd des Baches Furt zerrinnt, —
Der Abend ist bleich wie ein bleiches Kind.

Still weint im Regen der Erlenwald.

Delmenhorst. Aus dem Französischen von Otto Reuter.

Grabschrift.

(N. Minsky.)

Frisch erhob er sich und ging,
Von gewalt'gem Geist getrieben,
Seine Brüder zu erwecken,
Die ein schwerer Schlaf umfing!

Hier hat man ihn beigesetzt,
Jenen Prediger der Wüste!
Der da weckte, ist entschlummert!
Wer da schlief, der schläft noch jetzt!

Moskau. Aus dem Russischen von Theo Heermann.

Deutsches Kunstleben.

IX.

München.

Dramatische Kunst. Endlich ist Joseph Ruederers oberbayrische Dialekt-Tragikomödie: „Die Fahnenweihe“ auf dem einzig sinngemäßen Boden einer Münchener „Freien Bühne“ in Szene gegangen. Der rührige und unter scharfblickender Leitung stehende „Akademisch-dramatische Verein“, verstärkt durch einige gute Kräfte des Drach'schen Ensembles, darf dies Verdienst sich zuschreiben. Das litterarisch gebildete, objektive und ruhige, geladene Publikum ist nicht durchgefallen, was bei einer Aufführung vor der schrankenlosen Öffentlichkeit vielleicht gerade in München, wo es von Schlammbeißern à la „Lorenz“, „Schlegel“, „Frau Posthalterin“, „Rettinger“, aber auch von gemeingefährlichen, „oberbayrischen Rührstück“-Fabrikanten à la „Herr von Beck“ wimmelt. Und die Hiebe des Satirikers Ruederer auf alle herkömmlichen Begriffe von älplerischer Bravheit, Biederkeit und Sittenreinheit fallen zu hageldicht, als daß nicht die ästhetische Verdauung der für „maßvolle Schönheit“ begeisterten Seelen, die vergebens unter all den eindeutigen Lumpen und elegant verkappten Spitzbuben der „Fahnenweihe“ nach einem „guten Menschen“ (es sei denn der „Hans Buchwieser“) ausschauen, erheblich gestört würde. Der Stil dieser ins Rustikale übersetzten Heine'schen Familienleben-Karikatur aus dem „Simplicissimus“ ist wahrhaft „Hogarthisch“ bis auf den echt komödienhaften Schluß mit seiner köstlich ironischen, darum befreienden Wendung zum Guten bei bengalischer Beleuchtung, wenn die bäuerlichen Gesellschaftsstützen, Amtsrichter und Pfarrer und Bürgermeister, katzenfreundlich aber sichtlich geduckt in des Partenkirchener Posthalters sauberes Haus zurückkehren, das sie eben voll sittlicher Entrüstung verließen. Woher die rasche Sinnesänderung? Das sagt uns der „rehabilitierte“ Posthalter selber: „'m Amtsrichter und 'm Pfarrer haben's a trieben, die Prachtmenschen!“ Und so erscheint als letzter „moralischer Faktor“, als letztes Moment der ausgleichenden Gerechtigkeit die von modernen Staatsanwälten so verfolgte uralte bayrische Volksfehme, das nächtliche Haberergericht. Die Tragikomödie ist überreich an packenden dramatischen Spannungen und Entladungen und läßt in der Szenenführung, im Dialog, in den Aktschlüssen den naiven, aber zielsichern bühnentechnischen Instinkt des geborenen Dramatikers herausfühlen. Ruederer steht mit überlegener Ironie und abseits von Tendenzhascherei über seinen Personen und hebt so den Hörer mit hoch. Der freie (aber nur dieser) Mensch wird aus dieser teufelmäßigen Komödie mit größerer innerer Befriedigung herausgehen, als er des Dichters sozialen Roman: „Ein Verrückter“ aus der Hand legen wird. In ihm ließ Ruederer sich noch vom Stoffe hinreißen. Mit höchster Kunst meistert der Autor den Dialekt, den er nicht als komisches Mittel und Selbstzweck im Sinne des alten Rührstücks, sondern als realistisches Ausdrucksmittel anwendet. Köstlich ist die Satire in der Satire: die Verspottung der zahmen Bauerndichter und ihrer Salontirolerіaden vom Schlage der Ganghofer, Rauchenegger, H. Schmid, Achleitner, Hartl-Mitius e tutti quanti. Den Soziologen wird neben der künstlerischen Seite interessieren, wie der Dichter schonungslos die zersetzenden Einflüsse des großstädtischen Kapitalismus und Spekulationstriebes auf die ländliche Naturalwirtschaft gezeichnet hat. Einen Vorwurf muß man dem Dichter machen, daß er nämlich kunstvoll einen Haufen menschlicher Bestien gesammelt hat und nun ihre gemeinen Willensentfaltungen am gleichen Ort, zu gleicher Zeit gegeneinander losprasseln läßt, so daß uns vom Kampfplatz ein

wahrhafter Höllengestank in die Nase fährt, während in Gottes wunderlichem Tiergarten die Bestien doch etwas vereinzelter zu spazieren pflegen. Ich erwähnte oben schon, daß die „Fahnenweihe“ einen durchschlagenden, rein künstlerischen Erfolg zu verzeichnen hatte. Da der neue Direktor des Gärtnertheaters Brackl die Komödie erworben hat, wird es sich zeigen, ob die Hetzereien des katholischen Klerus und anderer Betroffener bis dahin auf den Musenstall am Gärtnerplatz gewirkt haben.

Auch das k. bayr. Hoftheater hat sich endlich entschlossen, einem wirklich „Jungen“ deutschen Stammes, oder, um das vertrackte Schlagwort wieder anzuwenden, „Modernen“ seine Pforten zu öffnen, nachdem es den Pseudomodernen Fulda, Philippi, Rosmer*) und Sudermann diese Gunst bereitwilligst Jahre hindurch erwiesen hat. Ich meine Max Halbes „Mutter Erde“, welche somit zum erstenmal von einem Hoftheater gespielt wurde. Die Akten über diese letzte Arbeit des stimmungsvollen Lyrikers Halbe, der mit Ausnahme der „Jugend“ auf seiner dramatischen Laufbahn bisher mehr Dornen wie Rosen gefunden hat, sind durchaus geschlossen. Ich freue mich, sie nicht wieder öffnen zu müssen. Die Inszenierung war wohl sorgfältig, aber zum Teil verfehlt. Der Regisseur Schneider ist auf das intime Stimmungsmilieu noch nicht geaicht. Die Aufnahme des Werkes war eine sehr freundliche. Die Münchener Tageskritik schillerte wieder in allen Farben: von einer gänzlich kritiklosen, dithyrambischen Hymne Bernsteins bis zur rohen Verspottung in der Revolverpresse.

Das „Münchener Schauspielhaus“ hat uns zwei unerfreuliche Sachen serviert: eine plumpe dramatisierte Verballhornung des alten Daudet'schen Romans: „Fromont jun. et Risler sen.“ und ein Werk J. Schaumbergers. Das sogenannte „Milieu“: Münchener Malerzigeunertum, das Atelierleben.

Der Autor, der hier zum allerlinksten Flügel des brutalen Naturalismus gerechnet wird, hat gleichwohl nicht die Fähigkeiten, der uralten Schablone der Künstlerbohème irgend welche Persönlichkeitszüge zu verleihen. Es sind und bleiben Marionetten, die an den Drähten Ibsens und Sudermanns zu einer Art gegenseitiger Willensentfaltung mühsam gebracht werden. Handlung hat das einer Exposition gänzlich entbehrende Schauspiel kaum. Der Maler Robert lebt seit einem Jahre mehr oder minder glücklich mit seiner kleinen „Mieze“ und einer Anzahl sehr neugierig sich in seine Intimitäten mischender Freunde zusammen. Wie das die fable convenue verlangt, bekommt er urplötzliche Anwandlungen, frei nach Ibsen, etwas Wunderbares erleben zu wollen. „Nur durch ein großes inneres Erlebnis kann meine Kunst reifen“, mit solchen und ähnlichen Phrasen beschwichtigt er seine polygamen Triebe. Où est la femme? Sie spielt abends sehr nette französische Chansons am Flügel und schwärmt dann im tulpenroten Kleide den Abendhimmel an. Sie heißt Ilka und verdreht Robert den Kopf so, daß er seine arme „Mieze“ verläßt und mit der Tulpenfarbenen gen Venedig dampft. Dort will er „das Wunder“ erleben. Doch die schöne Ilka ist launisch, giebt nach vierwöchentlicher Liebeskur Robert den Laufpaß, und dieser strandet als ein gebrochener Lebensschiffer wieder bei der braven „Mieze“, die unterdessen, um sich die Zeit des Wartens zu kürzen, das Blumenmachen gelernt hat und — sich Mutter fühlt. „Das Wunder“ ist rein äußerlicher, physiologischer Art und besteht in der Umwandlung eines zerfahrenen Narren in einen hausbackenen Familienpapa. Die naturalistische Pose eines Sudermann-Epigonen!

Der zweite Akt appellierte mit Glück an die sentimentalen Instinkte der Hörer

*) Ich möchte nachdrücklich betonen, daß in der „Gesellschaft“ jeder Vogel nach seiner Art pfeifen kann. Die „Art“ muß nur gut und individuell sein! Ich unterlasse es daher, einzelnen Urteilen, die ich nicht billige, zu widersprechen. L. J.

und hatte durch das hübsche Spiel des Frl. Centa Bré, der vortrefflichen Naiven des Schauspielhauses, äußeren Erfolg.

Das bedeutendste Ereignis der dramatischen Saison war die Aufführung von Tolstois „Macht der Finsternis" als Debut der „litterarischen Gesellschaft", die damit erfreulicherweise ihrem zahmen Richtungsstandpunkt: „die zwischen den litterarischen Parteien bestehenden Gegensätze zu überbrücken", gleich von vornherein ganz energisch untreu geworden ist. Da hat Heyse doch gut gethan, zu retirieren, denn seine „maßvoll schöne" Seele wäre sicher bei all der Roheit und Gemeinheit, Habgier und tierischen Lust der Tolstoi'schen russischen Bauern seekrank geworden! Die Normal-Ästhetisaxe von seinem Schlage vertragen wohl parfümierte, erotische Zweideutigkeiten, zetern aber über nackte Brutalismen einer ehrlichen Wirklichkeitskunst. Tolstoi hat der bedenklichsten Szene im vierten Akte selbst eine abschwächende Variante gegeben, in der man das Knochenkrachen des von „Nikita" zerquetschten Säuglings wenigstens nicht hört, vielmehr den furchtbaren Vorgang aus dem Empfinden der geängsteten kleinen „Anjutka" widerspiegeln sieht. Die Darstellung stand unter der feinsinnigen Regie E. von Wolzogens. Ein etwas buntgewürfeltes Ensemble, bestehend aus Mitgliedern des Hoftheaters, des Münchener Schauspielhauses, des Gärtnertheaters, Betty L'Arronge vom Altenburger, Rosa Enzinger vom Regensburger Stadttheater, hatte sich vereinigt. Die Tolstoi'schen Charaktere waren im ganzen zu wenig objektiviert; jeder von den Herrschaften fühlte sich berufen, aus seinem höchst persönlichen Empfinden etwas mehr oder minder Passendes darzuthun; so bekam man den Eindruck, als ob keine schlichten russischen Bauern, sondern feindifferenzierte Kulturgeschöpfe mimten. Herr Basil, eine lärmende Größe vom Hoftheater, verzeichnete seiner speziellen Begabung gemäß den Dimitritsch als komischen Poltron. Tolstoi hat aber Dimitritsch als den Ankläger gegen die moderne soziale und kapitalistische Korruption aufgefaßt wissen wollen. Trefflich war Ferdinand Suske in der Maske Tolstois und in der Rolle des alten „Akim", jener Verkörperung der Tolstoi'schen Askese und etwas mystischen Ethik. Das auf Kunstverständnis Anspruch erhebende Auditorium benutzte teilweise die Deduktionen Dimitritsch über Zins und Geld als Gelegenheit zu wohlfeilen Amüsements. Im übrigen wurde die Menge oft sehr warm und zu spontanen Beifallsausbrüchen hingerissen.

Musikleben. Das Wichtigste zuerst: eine Gesamtaufführung des deutschen Nationaldramas. Die Münchener Hofoper, nächst Bayreuth immer noch die beste Wagnerbühne, hat diesen Winter einen Wagner-Rekord zu verzeichnen, indem sie neben vielen Aufführungen anderer Wagner-„Opern" die Tetralogie nicht weniger als viermal herausbringt und zwar — ein ehrendes Zeugnis für den Ernst und die technische und künstlerische Potenz unserer altgeschulten Wagnertruppen vom szenischen und musikalischen Feldherrn bis zum letzten Coulissenschieber — gar nicht etwa „opernmäßig" und liederlich, wie das in der Berliner Reichsoper und anderwärts vorkommen soll. Die Januaraufführung des „Ring" stand hinsichtlich der weihevollen Szene und Tragik des Gesamteindrucks, hinsichtlich des dramatischen Stils des Ensembles, der Reinheit und Klangschönheit des symphonischen Orchestervortrags zwar nicht auf der Höhe jener im Dezember, als die unvergleichliche Ellen Gulbranson die „Brünhilde" sang, war aber immerhin der in einem Tagestheater zu erreichenden Vollendungsstufe nicht ferne.

Vor des Meisters Werk kam einer seiner Jünger zu Wort. Aber ein respektabler. Max Schillings', des jungen Münchener Musikers, nornendüsteres Wikingerdrama: „Ingwelde" ging nach einjähriger Pause und manchen Kabalen der vor ihren

schweren Partien scheuenden Sänger wieder einmal in Szene und erweckte von neuem das Gefühl des Außerordentlichen, Seltsamen, fast Typischen für die der sensitivsten musikalischen Moderne entsprossene Überkompliziertheit des Ausdrucks. Unsere jungen Tonmeister sind doch Teufelskerls. In blutjungen Jahren schreiben sie dramatische und symphonische Werke, die an Kompliziertheit der inneren Technik und der äußeren Struktur, an psychologischem Nüancenreichtum des symbolischen Ausdrucks ihrer Töne scheinbar die reifsten Werke ihrer Vorbilder Berlioz, Liszt, Wagner übertreffen, die jene erst in den späteren Mannesjahren schufen. Ob auch an Gesundheit und urwüchsiger Kraft, an rein musikalischem Empfinden und originellem Gedankengehalt ist freilich eine andere Frage. Gustav Mahler und Richard Strauß schreiben zu Beginn ihres Mannesalters Tondichtungen und Programm-Symphonien, die an überschäumender Leidenschaft, dionysischem Kraftbewußtsein und orchestraler Farbenglut Liszts „Symphonische Dichtungen“ zahm erscheinen lassen. Und Max Schillings vollendet mit 25 Jahren ein Musikdrama, das man nicht ganz zu Unrecht als die „Konsequenz Wagners“ bezeichnete. Ist durch diese abnorme Frühreife nicht die ontogenetische Entwicklungsgeschichte des schaffenden Musikers einfach umgestoßen? Muß dieses frühzeitige Ausgeben und Ausleben in so ungemein intimen, so ungeheuer aufregenden, nervös überreizten Tongebilden nicht eine naturnotwendige Reaktion in der unverhältnismäßig früh eintretenden Sterilität zur Folge haben? Schon die nächsten zehn Jahre werden diese schwere Frage beantworten. Daß die Beckmesser, auch die nicht ganz verkalkten, hier ängstlich rufen: „Erlösung von dieser aufreibenden Nervenkunst, Rückkehr zur idyllischen Einfachheit und Gesundheit!“ kann ich ihnen schon nachfühlen, sogar, daß sie als vermeintlichen Erlöser Humperdinck um den Hals fielen.

Es ist ein erfreuliches Zeichen für die allmähliche Geschmacksverbesserung des musikalischen Publikums, daß es der Lyrik des unglücklichen, genialen Hugo Wolf gelingt, nach und nach in deutsche Konzertsäle einzudringen, wo sie durch ihre sonnige Kraft und ihr warmblütiges poetisches Empfinden die spröden Ohren der solch intimpersönlicher Liedkunst bisher fast ungewohnten Hörer bezwingen und sich in die Herzen aller seiner organisierten Kunstmenschen hineinsingen wird. Die „Gesellschaft“ war bekanntlich eines der ersten Organe, das schon vor acht Jahren für den damals noch völlig unbekannten Wiener Komponisten eingetreten ist. In Stuttgart, Berlin und Wien hat man's schon zu eigenen „Wolf-Vereinen“ gebracht. In München haben wir diese herdenmäßige Begeisterung ex officio nicht nötig: Hier tritt der Meister des Lieds und der Ballade Eugen Gura warmherzig und mit der ganzen Kunst seines nachschaffenden Genies als Bahnbrecher für Wolf auf. Er sang an zwei Abenden je zwölf Lieder. Mit gemischtem Erfolg! Die fortschrittliche Presse erkennt das große Talent und die unvergleichliche Charakterisierungskunst Wolfs an. Die Senatoren bleiben kühl und finden ihn „ganz interessant, doch zu ungleich“ und bemerken sauertöpfisch: man wisse sich schon gar nicht mehr vor Wolf zu retten. Die Desillusionierten aber murmeln mit müdem Lächeln: „Ja, ja, nächst dem Tode ist doch das Irrenhaus die beste Reklame für den Künstler!“ Haben sie unrecht?

Es ist noch nicht lange her, daß der Name Anton Bruckner dem regimentsmäßig gedrillten akademisch-musikalischen Deutschen ein Horror war. Er galt den im alleinselig machenden Glauben an die „Klassiker“ Erstarkten als ein Dissonanzenprasser und Melodienhasser, der „den dramatischen Ausdruck Wagners in die uralt geheiligte Form der klassischen Symphonie pressen wollte“. Ein ziemlich ketzerisches Unterfangen, nicht wahr, ihr lieben Beckmesser? — Anton Bruckner, der große österreichische Ketzer,

den eine kommende Zeit vielleicht „den zweiten Beethoven" zu nennen haben wird, hat IX Symphonien geschaffen! Über der X. nahm ihm der Tod die Feder aus der Hand. Über dem Haydn-Mendelssohn-Schumann-Gedudel fand man bisher wenig Zeit, den machtvollen Symphonien Bruckners die gebührende Ehre zu erweisen. Unser Ferdinand Löwe, Dirigent des Kaim-Orchesters, ist ein Schüler des Meisters. Er hat den Mut gehabt, die V. Symphonie herauszubringen. F. Löwe hat sich mit der ersten deutschen Aufführung dieses in den monumentalsten Formen angelegten Werkes abermals ein großes Verdienst um den in letzter Zeit so arg ins Stocken gekommenen „musikalischen Fortschritt" Münchens erworben. Löwe beherrschte den Stil, die Form und den jenseits aller Vergleiche auf dem Gebiete der modernen Symphonie stehenden Geist des Bruckner'schen Werkes in bewundernswerter Weise, ja er dirigierte es beinahe auswendig ohne Zuhilfenahme der Partitur. Es fehlt uns leider der Raum, hier auf die vielen melodischen Schönheiten, den geistvollen Ideenreichtum, den Zauber der orchestralen Klangmischungen (ich verweise z. B. auf jene ganz mysteriöse Stelle im I. Satze, wo sich die Klänge der sanften und doch vollen Hörner mit dem Pizzicato des Streicherchors im pp verbinden), die dramatische Wucht des Ausdrucks und die tiefinnerliche und wahrhaft naturpoetische Art des gesamten musikalischen Empfindens, endlich auf das Rückkehren nach titanischem Ringen zur weihevollen Abgeklärtheit des kirchlichen Chorals hinzuweisen. Dem Vorbilde des unerreichbaren Beethovens der IX. Symphonie folgend, verwirft auch Bruckner im Schlußsatz nacheinander die Hauptthemen der vorangegangenen Sätze, um dann aber seine höchste Befriedigung nicht wie Beethoven im menschlichen Gesang, sondern im Choral und der freien Fuge zu finden. Wie Bruckner, der durch und durch „absolute" Empfindungs-Musiker, der sich nicht im Geringsten um „Programmmusik", „symbolischen Ausdruck" scherte, gleichwohl die Fähigkeit besitzt, seinen durchwegs plastischen, urgesunden und charaktervollen Themen fast gefühlsbestimmende, d. h. symbolische, eine Idee bezeichnende Kraft zu verleihen, das ist wieder ein Beweis dafür, daß das originale Genie über alle Schulen, Richtungen und „Standpunkte" hinweg schafft und in diesem besonderen Falle die Form zum seelischen Ausdruck zu erheben vermag.

* * *

Bildende Kunst. Ein paar Streiflichter auf vier Münchener Bildhauer!

Realistischer Idealismus und Naturalismus ist die Tageslosung. Zu welcher ästhetischen Falschmünzerei das führen kann, zeigt Rudolf Maison, dessen Realismus das äußerste in formaler Nachbildung der Oberfläche jeden Lebewesens leistet. Schmeichlerisches Opium hat ihn beduselt und mancher glaubte ihn gar auf den Höhen reiner Kunst zu sehen. Daß Maison in seinen Jugendtagen besseres angestrebt als er jetzt leistet, wo seine ganze Kunst dem Panoptikum am nächsten steht, wollen wir gar nicht bezweifeln. Auch das steht fest, daß er trotz seines krassen Realismus sich doch die meiste Zeit in Nifl- und Nirgendsheim bewegt. Seine Bestrebungen der malerischen Plastik gehören entschieden dorthin. Zur Illustrierung dieses Falles sei erwähnt sein „Neger von Leoparden angefallen". Wo fängt da die Plastik an und wo hört sie auf? Wie kann der Bildner die so nötige Ruhe in diesen flüchtigen Moment bringen? Wie kann er ein solches durchaus „unplastisches" Motiv in Stein oder Erz wirksam lösen? — Es ist nur folgerichtig, wenn derselbe Künstler mit seinem andern Spektakelstück, dem abgeschlagenen Kopfe, auf einen Speer gesteckt, die stumpfen Nerven der Menge kitzeln will. Es wurde Maison schon ein promptes, sicheres Auge, — ja wohl! für den rein äußerlichen Teil in der Kunst! — und ein Herz für alle Empfindungszustände des Ewigmenschlichen zugesprochen; Empfindung aber hat das Herz dieses Mannes

wohl noch nicht oft gefühlt; in seiner Kunst hat er es wenigstens nicht geäußert. Sein künstlerischer Instinkt liegt viel niedriger und seine besten Thaten haben alle etwas Marktschreierisches.

Ein kleinerer durch die Presse erhobener Götze ist der schon viel zuviel genannte Hugo Kaufmann, ein markloser Nachahmer. Mancher macht in seinem Leben wohl einmal einen guten Griff und wohl jede Henne legt einmal ein Ei. Kaufmann hat das seinige gethan in der Figur „Der Steinwerfer".

Die Nachzügler sind dem Erstgeborenen aber schon unähnlich. Ich meine die heuer im Glaspalaste prämiierte „Phryne", eine im klassischen Stil gehaltene Figur von süßlichem Geschmack. Nun hat aber die „Jugend" ganz unverständlicher Weise der unzulänglichen Kraft dieses Bildhauers sich anvertraut, um von diesem eine so geschmacklose und simple Böcklin-Medaille wie nur möglich herstellen zu lassen. Man sehe nur den markigen, geistreichen Kopf dieses unvergleichlichen Meisters und verzeihe die Sünde, diesen kränklich philiströsen Schädel, der zuviel vom Spital an sich hat, für die Wohnung eines Genius gelten zu lassen.

Jetzt einmal unser Nummer-Eins-Mann in dieser Tagesbewegung, August Hudler. Wie ganz anders stellt er sich zu diesen Problemen, um dieselben zu lösen.

Auch er ist ganz idealistischer Realist und Naturalist, aber mit wieviel „edler" Einfalt begabt! Das ist der Adel, den er auch allen seinen Werken mitteilt. Hier ist bei aller Einfachheit der Form ein völliges Hingeben und Aufgehen in der zu Grunde liegenden Idee. Und auch diese Idee ist immer so einfach und klar, wie sie eben nur ein seelisch gewecktes Naturkind erfassen und äußern kann. Ruhe ist da, eine heitere, vornehme Ruhe. „Narziß" und sein neuestes Werk „Adam" bezeugen dieses nachdrücklich. Noch mehr tritt seine ungemein wahrhafte und seelische Natur zu Tage, wenn Hudler porträtiert. Alle seine Vorzüge vereinigen sich da zu einem geschlossenen Ganzen und lassen uns die volle Wucht der Charakteristik empfinden. Leider besitzen wir durch die Kurzsichtigkeit unserer Mäcenaten noch keine solche Arbeit in unseren öffentlichen Sammlungen. Dresden hat es sich nicht entgehen lassen, zwei seiner Prachtstücke frischweg von der Berliner großen Ausstellung für sein Museum anzukaufen. Aber in Dresden ist auch ein Treu und ein Seydlitz.

Zur Vervollständigung des Bildes erübrigt mir noch, den Künstler der Form und des gediegenen Geschmackes par excellence hier einzuflechten, Hermann Hahn. Auch er dominiert mit einer Erstlingsarbeit hart neben der Kaufmann'schen Figur auf der Münchener Isarbrücke. Leider ist die Ausführung in Stein hinter dem Original weit zurückgeblieben und läßt die ausgezeichnete Formenschönheit desselben nur ahnen. Formenschönheit, dabei bleibt es, die glatte, kalte Form, wie sie auf dem Parkett des Salons zu Hause, ist das Bezeichnende der Hahn'schen Kunst. Ich habe beim Anblick seiner Werke nie den Puls warmen Lebens verspürt. Warum wendet man sich nicht an Hahn, wenn man bei Gelegenheiten wie die Böcklinfeier eine Medaille schlagen läßt! Solche Geschmacklosigkeit wie Kaufmann würde ihm nie unterlaufen, niemals auch, wenn es sich um einen würdigen Schmuck moderner Bauten handelte.

München. Wilhelm Mauke.

X.

Dresden.

Fast gleich nach dem rein äußerlichen Erfolge des Sudermannischen „Johannes" hatte auch die Oper ihre große Première, auf die Dresden schon seit Monaten in beinahe fieberhafter Spannung gewartet hatte: August Bungerts „Kirke". Dieses Gesangsdrama ist der Ausgangspunkt, sozusagen das „Rheingold" der großen Tetralogie „Die Odyssee", welche mit ihrer Schwester „Ilias" zusammen das sechs Abende beanspruchende Riesenwerk „Die homerische Welt" bilden soll. Man hatte den dritten Teil der „Odyssee", die „Heimkehr" zuerst zur Aufführung gebracht; der große Erfolg dieser Oper ist weltbekannt. Freilich trug die Volkstümlichkeit gerade dieses homerischen Vorgangs das Meiste zum Erfolge bei. Was aber weiß der Durchschnittsgebildete von Kirke (vulgo „Circe"), außer daß die Dame ihre Verehrer in Schweine zu verwandeln pflegte?! So war es auch mehr die Neugier, welche am 29. Januar das Altstädter Haus zum Brechen füllte, und der tosende Beifall galt in erster Linie den märchenhaften Dekorationen und den riesigen Leistungen der Sänger. Da die Tagesblätter einander in ausführlichen Berichten überboten haben, darf ich mich hier kurz fassen. Die Kirke ist „Kaviar fürs Volk". Der Dichter hat hier ein Sonnendrama schaffen wollen, die Tragödie der Sonnensehnsucht des todgeweihten irdischen Helden. Übermenschlich heißes Ringen, daneben Eros und Himeros! Bungert hat die (homerische) Kirkesage ungemein vertieft. Er hat die nachhomerische Telegoneia mit einbezogen, und man sieht voraus, daß der Sohn des Odysseus und der Sonnengottstochter, Telegonos, in der Schlußtragödie seinen Vater (wie unser Hadubrand den Hildebrand) unbekannterweise bekämpfen und die verlassene Göttin-Mutter an ihm rächen wird. Ganz verfehlt war jedoch der Einfall Bungerts, die Polyphemepisode (als Vorspiel) hereinzuziehen. Der scheußliche Vorgang der Blendung des Kyklopen vollzieht sich zwar im Hintergrunde der Bühne, aber man hört das getroffene Auge zischen und das Ungeheuer brüllen — einfach gräßlich! — Dann aber kommt der erste Akt, den einer unserer Musikkritiker mit Recht als „ganz in Sonne getaucht" bezeichnet hat. Da herrscht lautere Lyrik; auch der Text, an anderen Stellen oft recht mißlungen, erhebt sich hier zu seligem Schwung:

„Wonne und Sonne, Sonne und Wonne,
Kreist in der Luft als Lebenswein."

Der Dresdener Prüderie mußte hier wie im letzten Akte manches geopfert werden, was zum Verständnis und zur Wirkung der Szenen zwischen Odysseus und Kirke unerläßlich ist. Man wollte nicht einsehen, daß ein Heros und eine Göttin in dithyrambischem Liebestaumel sich nicht etwa wie ein schüchterner Kandidat der Theologie und ein wohlerzogenes Pensionatsfräulein benehmen können. — Die letzten Aufzüge fallen ein wenig ab, trotz einzelner Schönheiten. Summa summarum: ein achtunggebietendes Werk, aber durchaus nichts für Gevatter Schneider und Handschuhmacher, die in der ziemlich falschen, jedenfalls ganz ungriechischen Sentimentalität der „Heimkehr" gerührt schwelgten und ihre Freude daran hatten, „wie Scheidemantel, heer'n se, die Freier abmurxt!" Mir steht die „Kirke" trotz ihrer Schwächen entschieden höher. Jedenfalls gebührt der Dresdener Hofbühne Dank für die mühe- und liebevolle Einstudierung des Werkes. Da hat man doch endlich einmal wieder in der gesamten deutschen Kunstwelt von Dresden und seinem Theater sprechen gehört!

Eine minder welterschütternde Première, die auch nur für Dresden eine solche war, fand einige Tage später im Residenztheater statt. Das „Weiße Rößl", die

neueste Ausgeburt der Blumenthal-Kadelburg'schen Muse (s. v. v.!), galoppierte geschmackverheerend über die Bretter und gefiel dem Publiko ausgezeichnet. Ich kann mir nicht versagen, hier einen Brief, welchen ein in Dresden wohnender Älpler nach der Erstaufführung heim geschrieben haben soll und der in einem Dresdner Blatte erschien, wenigstens teilweise zu zitieren. Es hieß u. a. darin:

„Lieber Franzl! . . . Alsdann, daß ich Dir erzähl'. Gestern had ich im Residenztheater a neies Stuck g'sehn — in dem Stuck da ham's die Schlierseer und den Herrn Doktor Ganghofer nachmachen wollen. Wann i Dir sag, daß zwei Berliner dös Stuck g'schrieb'n haben — nachher weißt gnua! Das Stuck heißt „Im weißen Rößl“ und ist von den Herren Blumenthal und Kadelburg. Die ham in Berlin a Stuckfabrik, wo's jedes Jahr ein, zwei Kemedi'n fabriziern thun und grauslich viel Geld damit verdienen. Das Rezept zu so an' Stuck is aber net so schwer. Schlag' einige Jahrgänge der Münchener „Fliegenden Blätter“ auf, nimm die ältesten, dümmsten und fadesten Witz', dazu a paar sogenannte Berliner „Kalau'r“; dazu erfindst noch a „Handlung“, etwa daß eine Wirtin an' Doktor liebt, aber an' Oberkellner heiratet, und dann noch a paar Verwechs'lungen, wie sie nur unter Trottln, net aber unter vernünftigen Menschen vorkommen könnten. Daß i net vergeß: a paar Gemeinheiten müssen dabei sein, aber versteckte! A Herr Kritiker, den ich aus der Sommerfrisch'n kenn', der hat zu mir g'sagt: „Das hiesige Publikum würde sich entsetzen, wenn die Kirke (wer is denn dös Weibsbild, Franzi?) nicht bis oben zugeknöpft ginge; aber die Unflätigkeiten hier läßt es sich gefallen und lacht noch dazu.“ — Aber denk' Dir nur, Franzl: a wirklicher Regen kommt in dem Stuck vor! „So was von Natürlichkeit!“ hat der Herr Kritiker höhnisch g'sagt — dagegen sind ja die Schlierseer die reinen Waisenknaben!“ Oft aber had' ich ihn während der Vorstellung bei sich seufzen hör'n: „und das nach den Schlierseern!“ Die Hauptroll', die verliabte Wirtin, hat die Fräul'n Jenny Groß aus Berlin g'spielt. Die Leut' waren wie rasend vor Entzücken, ich had's net ganz begreifen können. Sie is ja mudelsauber, und die Schnadahüpferin hat's recht hübsch g'sungen: aber gar so a G'riß! Da is mir die Anna Dengg oder die Theres Dirnberger doch fast lieber, die spiel'n natürli und ganz ohne Affektation. So a feine Wirtin giebt's net in unsern Gegenden: außerdem hat die Dam' g'sprochen wie a Wienerin und net wie a Oberösterreicherin oder a Bayerin. Aber, mei Franzl, das d'rmirkt hier niemand!“

So weit der biedere Alpensohn. Ich habe an diesem Abend fast einen Magenkrampf bekommen — denn ich liebe die Alpen. Genug davon!

Im königlichen Schauspielhause ist die Heroinenfrage noch offen. Eine dritte Thronkandidatin, Frl. Gertrud Richard aus Weimar, gefiel recht gut als Adelheit und Orsina; entscheidendes wird man erst sagen können, wenn sie als „Medea“ gezeigt hat, ob sie einer wirklich großen, heroischen Partie gewachsen ist. Dies letztere Gastspiel wurde wegen des bevorstehenden „Shakespeare-Cyklus“ bis nach Ostern verschoben.

Einige recht beachtenswerte Neuheiten haben sich der Johannespremière angeschlossen. Am 10. Februar ging „Heimatluft“, Komödie in fünf Aufzügen von Wilhelm von Polenz, in Szene. Der Verfasser der prächtigen Romane „Der Büttnerbauer“ und „Der Grabenhäger“ hat hier wieder etwas recht wohlthuend Gesundes zustande gebracht. Es weht einem eine frische Luft daraus entgegen, eine ganz andere Luft, als man jetzt in diesem Hause gewohnt war; es ist nicht der brutale Pseudo-Naturalismus der „Hauptleute“, es ist nicht die Sodomsatmosphäre des Herrn Sudermann, es ist auch nicht die unsaubere Patschouliluft aus „mit Recht beliebten“

Lustspielfabriken. — Dr. William Arneth, ein alter Achtundvierziger, ist nach dem Kriege 1870/71 von Amerika wieder nach Deutschland zurückgekehrt. Ein alter Aufschneider und Grobian, schimpft er beständig auf Deutschland. Seine Tochter ist durch den Einfluß ihrer Mutter ein deutsches Mädchen, ihr Bruder Robert dagegen ein echt amerikanisches Rauhbein. Ellen verlobt sich mit einem Offizier, was zu einem Konflikte zwischen der „amerikanischen“ und der „deutschen“ Partei führt, der aber versöhnenden Abschluß findet.

Gewiß ist es anerkennenswert, daß Polenz die Überhebung des Amerikanertums und die Undeutschheit so vieler Deutschamerikaner auf der Bühne zu schildern wagte, und das in einer Stadt, wo man vor den reichen Yankees schweifwedelt und kriecht, wie das sonst nur „freie Schweizer“ vor reisenden Engländern zu thun pflegen. Aber warum stellt er als Vertreter des nationalen Deutschtums lauter Militärs auf? Ich gehöre nicht zu denjenigen, die immer über das Militär schimpfen; im Gegenteile, ich hege vor dem deutschen Offiziersstande eine sehr große Achtung. Aber hier hat wohl die Liebe zu seinem früheren Stande den Dichter zur Einseitigkeit verleitet. Wie? Giebt es denn außerhalb dieses Standes keine vaterländisch gesinnten und fremder Anmaßung entgegentretenden Deutschen?! Und dann: hat der aus dem freien Amerika in das deutsche Reich gekommene Dr. Arneth so ganz und gar keine Ursache zur Kritik? In einem Staate, wo es fast zu den täglichen Ereignissen gehört, daß ehrenhafte Frauen von Polizeiorganen beschimpft und mißhandelt werden, ohne daß ihnen Genugthuung zu teil wird; in einem Staate, wo der Mensch sozusagen eine papierene und protokollierte Existenz führt, da darf wohl der Angehörige eines Landes, wo wenigstens das Recht der freien Persönlichkeit gilt, auch ein wenig Verwunderung über diese Zustände äußern dürfen? Ich fürchte, ich fürchte, Herr von Polenz war hier nicht objektiv genug! — Das Stück wurde übrigens sehr beifällig aufgenommen. Der erste Rang, welcher sonst, besonders bei klassischen Dramen, eine gähnende Leere zeigt, war dicht gefüllt; das galt freilich mehr dem sächsischen Freiherrn, als dem Dichter Polenz. Aber der letztere ist tüchtig genug, um eines Standespublikums nicht zu bedürfen. Der Erfolg des Stückes war im allgemeinen ein wohlverdienter.

Einen noch interessanteren Premièrenabend hatten wir am siebzehnten Februar. Zunächst gab man das einaktige Schauspiel „Im Herbst“ von Walther Schmidt-Häßler. Der Erfolg dieses Einakters hier in Dresden erfüllte mich mit freudigem Staunen. Wie? war das noch unser Koppel-Ellfeld- und Schönthan-Publikum, welches in andächtiger Stille den Offenbarungen einer wahrhaft modernen Kunst, einer Kunst der Stimmung und des Intimen lauschte? Ja, selbst wenn bloß die große Wanduhr tickte und der Wind heulte und sonst minutenlang „nichts“ geschah, verspürte man keine Regung der Ungeduld! Alles stand im Banne der Stimmung, welche allerdings durch eine meisterhafte Darstellung und raffiniert feinsinnige Inszenierung wunderbar getragen und unterstützt wurde. Den alten Grafen, welcher nach dem Abschied von der nunmehr glücklich verheirateten Enkelin in erinnerungsvoller Einsamkeit dem Tode entgegenträumt, gab Herr Müller mit außerordentlicher Zartheit, und der unheimliche „Fremde“, welcher dem einsamen alten Manne seinen Besuch macht und nach einem Gespräche voll rührender Poesie ihm den Todeskuß auf die Stirne drückt, dieser dunkle, doch wohlthätige Gast wurde von Fritz Holthaus in geradezu genialer Weise verkörpert. Als die finstere Gestalt verschwunden und in die tiefe Stille die verhallenden Schritte des Mächtigen und dann das Geräusch der zufallenden Hausthüre klangen, da verharrte noch alles regungslos, bis endlich nach dem langsamen Fallen des Vorhangs rauschender Beifall losbrach. — Welch ein merkwürdiges, unberechenbares Wesen

ist doch das Publikum! Hier in der Stadt der „Goldnen Eva“ hatte ein rein auf Stimmung und intime Poesie gestelltes Stück einen glänzenden Erfolg errungen! Man traute seinen Augen und Ohren nicht.

Die zweite Neuheit desselben Abends war das Schauspiel „Die thörichte Liebe“, nach einer Novelle des Russen Pawlow von Wilhelm Wolters und Karl Gjellerup. Diese deutsch-russisch-dänische Verbrüderung hat natürlich kein reines Kunstwerk zuwege bringen können. Wilhelm Wolters und seinem liebenswürdigen, fruchtbaren Talente ist wohl, nebst dem nicht unpoetischen Grundgedanken der Vorlage, das Hauptverdienst an dem Erfolge des Abends zuzuschreiben. Der Kern des Ganzen ist ungefähr der: Die älteste Tochter der verschuldeten Fürstin Wronsky soll den reichen Krassoff heiraten und ist auch bereit dazu; er aber will aus Liebe genommen werden. „Würden Sie mich auch dann heiraten,“ fragt er, „wenn ich arm und elend wäre? Würde die gewaltige, unvernünftige, die thörichte Liebe Sie ganz erfassen können?“ Sonja vermag nicht „Ja“ zu sagen. — Nach zwei Jahren treffen sie sich wieder in Karlsruhe; Krassoff ist arm, verbannt und von der geheimen Polizei verfolgt — alles um seiner Ideale willen. Da fühlt Sonja die wahre, die „thörichte Liebe“, die sich über alle menschlichen Verhältnisse kühn hinwegsetzt, in sich erstehen, und mit den Worten „Mama, mein Verlobter!“ stellt sie den von der loyalen russischen Gesellschaft wie die Pest Gemiedenen ihren entsetzten Angehörigen vor. — Es ist also eigentlich ein Rührstück; aber nach der Brutalität der Hauptmanniaden heißt man selbst Rührstücke gerne willkommen. Herr Wiene und Frl. Salbach spielten die eben angedeuteten Szenen ganz wundervoll.

Auf dem Gebiete der bildenden Kunst hat sich nicht viel Neues ereignet. Doch halt! fast hätte ich die Sonderausstellung vergessen, welche Paul Schulze-Naumburg im Kunsttempel am Brühl'schen Garten veranstaltet hat. In Schulze-Naumburg tritt uns eine starke, reife, klare Persönlichkeit vor Augen. Ein neuer Meister der Stimmung und der intimen Kunst! Seine Landschaften sind gemalte Lyrik. Wie dichterisch ist die Vorherbstabendstimmung im „Fluß“, wie fein abgewogen die Tonwerte im „Thal“! Tiefste Wehmut entatmet dem „Einsamen Haus“. Wie geheimnisschwer wirkt doch dieses Haus, das vor dem bläulichen Streifen der entfernten Höhen wie ein Gespenst, doch greifbar deutlich, auf der Bergterrasse sich erhebt! Die „Romanze“ mit der grüngewandigen Hirtin im Vordergrunde hat eher eine musikalische Wirkung, während in der großangelegten „Thüringer Landschaft“ das lineare Element mehr zur Geltung kommt. Sämtliche Motive der ausgestellten Bilder sind der Saalegegend entnommen, deren eigenartige Poesie noch nie so zum Ausdruck kam wie in diesen Schöpfungen des Naumburgers Paul Schulze. In träumerische Schwermut taucht er die Burgen und Schlösser, die Pappeln und Brücken des Saalethals. Man hat diese Landschaften im Vorübergleiten wohl gerne gesehen, aber ihren eigentlichsten Zauber haben sie nur dem Künstler erschlossen, der seine ganze Seele liebevoll in sie versenkte.

Der Erfolg von Schmidt-Häßlers „Herbst“ und das Aufsehen, welches Schulze-Naumburg hier in kunstfreundlichen Kreisen erregt — sie erscheinen mir wie Vorzeichen einer Zeit echteren, zarteren Kunstempfindens. Sollte Dresden wider Erwarten die Geburtsstätte der zukünftigen Stimmungskunst werden? Vielleicht erlebt man noch Wunder — vielleicht! . . . .

Bodo Wildberg.

Kritik.

Lyrik.

Cäsar Flaischlen, Von Alltag zur Sonne. Gedichte und Prosa. (Berlin, F. Fontane & Co. 1898. 8°. 181 S. 3 Mk.)

Dieses Buch war mir eine starke Freude. Ein Dichter hat den alten Weg zurückgefunden zu seinem Talent. Er hat sich nicht darauf besonnen, was gerade modern ist, sondern er hat seine eigene zarte idyllische Seele ihre eigene Sprache sprechen lassen. Meine Befürchtung, daß Cäsar Flaischlens Begabung im dumpfen Druck des Berliner Lebens untergehen und sein starkes provinzielles Rückgrat seine Schwabenkraft im öden Litteratengetriebe Berlins verlieren würde, hat der Dichter prachtvoll widerlegt.

Flaischlen ist nun einmal kein sogenannter „moderner“ Poet. In den Jahren 1885 bis 1890 hatte die große Scheidung zwischen modernen Talenten und Epigonenbegabungen tiefste Berechtigung. Jetzt, nachdem die Zeiten lautesten Kampfes vorüber sind, nachdem sich Weizen und Spreu getrennt haben, giebt es nur die eine große Partei der Könner, der Echten, der Künstler. Und Flaischlen, der bisher mehr nach dem Ruhm gestrebt hatte, ein „Moderner“ zu sein, hat die schöne Probe bestanden. Er ist ein Könner, dessen idyllische Begabung auf seine einsame Seelen, auf ästhetische Naturen und aparte Stilgenüßler tiefe und anhaltende Reize ausübt. Naturbildchen von intensiver Einwirkung, Beobachtungen aus eigenartiger Seele und stillem Erleben gewonnen, Grübeleien über die uralten geheimnisschweren Menschheitsfragen, sanfte Klagen aus müder Brust, tönendes helles Lachen aus befreiter Seele, Muschelspiel und Sonnenglanz, Meeresrauschen und Mädchenaugen, kurz das ganze Repertoire junger Dichtersehnsucht schaukelt im Nachen des Büchleins an uns vorüber. Eine treue Seele winkt grüßend herüber, ein froher Ruf schallt durch die Luft, und dankbar verfolgt den innerlich so reichen Mann der dankbare Blick von

Ludwig Jacobowski.

Reales und Ideales. Neue Gedichte von Paul Rathmann. (Dresden-Leipzig. E. Pierson's Verlag. 1898. 8°. 213 S.)

Es ist schlimm genug, daß Rathmann, der hier weit über hundert neue Gedichte darbringt, sich doch nicht ein einziges Mal aus dem Wirrsal wüster Einfälle, Bilder und Reime herausretten konnte, noch viel bedenklicher aber, daß nirgends ein einfacher, herzlicher Ton hindurch klingt. Selbst da, wo er in bestem Eifer „satirische“ Wirklichkeitsbilder geben möchte, werden sie — ich kann sie kaum anders nennen — zu Zankgedichten. Ein großer Teil der Sammlung ist von einer Art kosmischen Liedern ausgefüllt, die zu Cyklen vereinigt werden. Es ist ganz sonderbar, in welchem Aufzuge Rathmann die armen Himmelskörper aufrücken läßt, welche Absichten und Handlungen er ihnen zumutet. „Ein Ungetüm die Erde ist, Ein scheußlich Ungeheuer“ und von dieser Erde heißt es ein anderes Mal:

So ward nach göttlichem Spruch und Brauch
Dem Erdenball ein Plätzchen auch,
Wo an des Existenzes Freuden
Er sich als Spartsmann durfte weiden.

S. 81.

Dieser Dichter nun schreibt eine ganze Reihe wütender Epigramme gegen einen — Dilettanten. — — Läßt vielleicht die Waghalsigkeit, mit der er Gedankenpurzelbäume schlägt und die betrunkensten Gleichnisse losläßt, wenigstens so viel hoffen, daß er sich noch einmal schämen wird, diese Verse abgedruckt zu haben? Dazu müßte er aber noch sehr jung sein! Noch besser ist, wenn er einmal darüber so herzlich und ohne Groll lachen wird, wie ich, als ich seine Schilderung des sozialen Kampfes las:

Oft kommen die armen Teufel in Wut,
Sie nehmen die leeren Töpfe,

Sie wollen — Verzweiflung stählt ihren Mut —
Den Fressern zerschmettern die Köpfe.
S. 33.

Von meinem Lebensweg. Lieder und Übersetzungen von Heinrich Dieter. Dritte, vermehrte Auflage. (Salzburg 1897. Verlag von Heinrich Dieter (Hofbuchhändler). 8°. 193. S.)

Dieser alte Herr lebt wirklich in unseren Tagen? Und was bringt er uns „von seinem Lebensweg"? Es ist behaglich und rührend, ihn wie ein Kind von seinen Freunden, von seinen Ausflügen und den anderen winzigen Erlebnissen erzählen zu hören. Da ist keine Kunst dabei. Wie's ihm einfällt, so sagt er's auch. Als er auf einem Spaziergang ganz von Naturseligkeit übermannt wird, ruft er seinem Sohne zu:

„Halt mich, Junge, ich möcht' fliegen!"

Und wenn ihn mal seine Phantasie im Stiche läßt, dann hilft er sich einfach:

Kurze Rast am Saum des Waldes,
Eitle Müh', den Blick zu preisen!
Jede Feder, die's versuchte,
Fort mit ihr ins alte Eisen!
S. 21.

Aber gerade diese Harmlosigkeit bewirkt, daß mir seine Lieder, die mir sonst auch nicht das geringste zu sagen gehabt hätten, doch manches mitgeteilt haben. Und vielleicht fasse ich alles bei diesen Gedichten mögliche Lob in dem Geständnis zusammen, ich könnte jetzt, nachdem ich sie gelesen habe, die ganze stille Lebensgeschichte ihres Verfassers schreiben. Beinahe wollt' ich mich getrauen, ihn, den ich niemals gesehen habe, aus allen Bürgern Salzburgs herauszuerkennen. Da ich ihn so persönlich kennen gelernt habe, kann ich ihm doch nicht leicht böse Worte geben. — Einmal hat der alte Herr auch die Zeilen gefunden:

Immer, wenn sich zwei erkennen
Und von Herzen Bruder nennen,
Stirbt ein Teil vom alten Zwist.
S. 21.

In seinen Versen liegt fast immer ungesuchter Wohllaut. Das kommt seinen vielen Übersetzungen (aus dem Englischen, Französischen, Italienischen und Lateinischen) zu statten. Einige davon kann man recht wohl gelten lassen. Dieters Übertragung eines merkwürdigen, melancholischen Volksliedchens aus der Nieder-Bretagne sei hier zum Schlusse angeführt:

Mona.

Unter Weiden an dem Flusse
Weint um ihr betrog'nes Lieben
Mona. — Wie die kleinen Füße
Doch das klare Wasser trüben!

Sieh, die Welle, die Du störtest,
Sie wird fröhlich weiter gleiten,
Armes Kind, doch Deine Seele
Bleibt gestört für alle Zeiten!

Josef Adolf Bondy.

Dramen.

Paul Remer, Frau Sonne. Komödie in einem Aufzug. (Berlin, Eduard Bloch. 37 S. Mk. 1.—.)

Paul Remer gehört zu der jetzt stattlich gewordenen Zahl junger Poeten, die das norddeutsche Element in der zeitgenössischen Litteratur gestärkt haben und noch ungemein stärken werden. Noch liegt etwas Unfreies über seinem Schaffen; man hat das Gefühl, als stehe er erst vor einer poetischen That, die man von seinem Talente, einer gesunden Mischung von warmer Lebensfreudigkeit und melancholischem Ernst, erwartet. Eine solche That ist sein Einakter „Frau Sonne" noch nicht, aber immerhin eine Stufe dazu, weil dieses kleine Stück angefüllt ist mit Sonne und mit Lebensbejahung. Die junge Frau, die den Beinamen „Frau Sonne" hat und die ein paar reife Männer durch die köstliche Frische ihres Wesens erst zu Männern erzieht, ist aus dem Herzen eines ganzen Poeten geboren. Frau Agnes Sorma wird diese schöne Rolle ihrem Repertoire einverleiben, und so werden wir bald die Freude haben, Paul Remers Sonne hinter der Agnes Sormas einherziehen zu sehen. Jedenfalls ist der vorliegende Einakter ein Versprechen, das einzulösen Remers Talent die ernsteste Pflicht hat. L. J.

Der Nordpolfahrer. Drama in 3 Aufzügen von Elfrida Reinhold. (Dresden und Leipzig, E. Pierson.)

Eine ganz merkwürdige Historie! Der Fischer Thomas muß zu Beginn des Stückes sein junges Weib Else verlassen, um seinen Vetter, den Kapitän Michael, auf einer Fahrt nach dem Nordpolarmeer zu begleiten. Fast ebenso schwer wie dem Ehemann wird der Abschied von Else dem Kapitän. Man merkt etwas! Die beiden Männer fahren ab, und wir finden sie im zweiten Akt — mehrere Jahre sind inzwischen vergangen — auf einer Eisscholle im Nordpolarmeer. Ihr Schiff haben sie verlassen, und ohne Aussicht auf menschliche Hilfe scheinen sie einem sicheren Tode entgegenzugehen. Mit einemmale entdeckt der Kapitän ein nahendes Schiff und macht seinen Gefährten in wahnsinniger Erregung darauf aufmerksam. Thomas benützt nun diesen möglichst unpassenden Moment, um seinem, seit Jahren genährten Argwohn Ausdruck zu geben und will von dem Kapitän wissen, was er in der Stunde des Abschieds, da er (Thomas) sich im Nebenzimmer zur Reise fertig machte, mit Else gesprochen habe. Kapitän Michael verspürt in dem Augenblick, da ihm die Rettung vom sicheren Tode so unerwartet nahe ist, begreiflicherweise wenig Lust, diese Frage eingehender zu beantworten, Thomas wird wütend darüber und es kommt zu einem Ringen zwischen den beiden Männern, wobei Thomas über den Rand der Scholle ins Meer ausgleitet und versinkt. Im dritten Akte wird der von einer Expedition gerettete und in die Heimat zurückgekehrte Kapitän infolge der zwischen den beiden Vettern bestehenden frappanten Ähnlichkeit von Frau Else für Thomas gehalten, und als er sie — spät genug — über den wahren Sachverhalt aufklärt, schlägt sie hin und stirbt. Michael will sich als Doppelmörder verhaften lassen, doch wird man ihn vermutlich statt dessen ins Irrenhaus stecken. Wie gesagt, eine ganz merkwürdige Historie! Und dabei ermangelt die Ausführung jeglichen technischen Geschicks, die Sprache ist meistens recht geschmacklos, (so, wenn es von dem Kapitän heißt: „er wühlt sich in der Brust, wie ein Pelikan") und an Wahrscheinlichkeit läßt die Handlung so ziemlich alles zu wünschen übrig! Weshalb solche Stücke eigentlich gedruckt werden, die ja doch kein Mensch liest, als der Autor selbst und höchstens noch der zu einer etwaigen Kritik Verurteilte, ist mir unklar.

Friedrich Moest.

Romane.

Nächte. Gassen- und Giebelgeschichte. Bilder aus Zeit und Zukunft von einem Mitmenschen. (Berlin, Hermann Walther.)

Inferno. Von August Strindberg, übersetzt von Christian Morgenstern. (Berlin, Georg Bondi.)

Schach der Qual. Ein Phantasiestück von Bertha v. Suttner. (Dresden, E. Pierson.)

Der „Mitmensch" (=Kurt Geucke) stammt aus dem Reich der theosophischen Sphinx-Leute, die mit Franz Evers „den Kopf neigen nach Priesterart", großer Sehnsüchte und klingender Worte voll sind und eine ungewöhnlich erhabene Pose lieben. Es sind zumeist hochsinnige Sonderlinge, denen Offenbarungen geworden, mit denen sie in der modernen Welt nicht fertig werden können. Denn diese moderne Welt ist selbst eine ungeheure Offenbarung, mit der die heimlichen Spezialoffenbarungen nicht immer stimmen wollen. Und da giebt's dann allerlei Risse und Stöße und Püffe, und die zärtlichen Seelen mit ihrem süßen Harmonie-Bedürfnis müssen viel Schmerzen dulden. Das bringt sie dann auf die bekannten unverstandenen Hellands - Gedanken und Übermenschen-Tröstungen. Sie haben meist viel artistische Begabung, viel poetischen Geschmack, aber ihrem bergeversetzenden Glauben an sich und ihr Lebensideal fehlt die bergeversetzende Geistes- und Schöpferkraft, die Wucht des Genius. Franz Evers ist das typische Beispiel dafür. Ihm reiht sich, etwas geringerer Ordnung, der Mitmensch dieser „Nächte" an. Das Buch ist ein bunter Bilderfaal mit viel

künstlichen Düften und Musik aus mystischen Abgründen und heimlichen Winkeln. Echtes und Unechtes, Erträumtes und Erklügeltes, Wirkliches und Ersehntes, Kunstvolles und Erkünsteltes, Naives und Kokettes dicht beieinander. Manchmal in ängstlich aufkreischenden Widersprüchen, trotz aller Beschwichtigungs-Technik. Wer gutmütig und geduldig sucht, wird allerlei Lohnendes finden: zierliche Ausschnitte luniger Poesie, tiefe Seelenblicke voll keuscher Schönheit, mondscheinhelle Visionen, melancholisch-tiefsinnige Naturlaute. Für langsame, andächtige Leser ist das Buch in seinem Bilderschmucke von Fidus, Hauser u. a. jedenfalls eine dankbar begrüßte Weihegabe.

Aber Strindbergs „Inferno“ — wem zur Freude ist dieses Beichtbuch geschrieben? Die schellenlauten Anhänger der alleinseligmachenden Römisch-Katholischen erheben das übliche Triumphgeschrei und tanzen vor der vatikanischen Bundeslade: Strindberg ist unser! Hier ist das Dokument seiner Bekehrung! — Jawohl, der arme Dichter ist verzweiflungsvoll am Kreuze niedergesunken und sein krankes Gehirn wähnt in Rom das Heil gefunden zu haben. Wenn das ein Wunder ist, gut, freut euch des Wunders. Litterarisch angesehen, ist „Inferno“ die schwache Fortsetzung der „Beichte eines Thoren“. Nur wenige Teile zeigen noch die Spuren außerordentlicher Empfindungs- und Darstellungskraft. Um dieser wenigen Teile willen lohnt sich's, die vortreffliche Morgenstern'sche Verdeutschung nicht achtlos in der Flut skandinavischer Neuerscheinungen vorüberziehen zu lassen. Strindberg hat auch in der Zerstörung noch mehr Größe und Schönheit, als der ganze gesunde Haufen der geschickten Durchschnittstalente. Stärker als das litterarische dürfte jedoch das pathologische Interesse sein, das die neueste Veröffentlichung Strindbergs erregen wird. Mit der genial exakten Entschleierung seiner Seelenzustände hat der Dichter dem Nervenarzt und Psychologen ein unschätzbares Beobachtungsmaterial geliefert.

In Niederschriften wie „Schach der Qual“ zeigt sich das litterarische Können der Frau Bertha v. Suttner in einem glänzenderen Licht, als in ihren Romanen. In der Kunstdichtung gelingt es der scharfen Denkerin und furchtlosen Drauflosgängerin nicht immer, Tendenz in Poesie umzusetzen. Viel Wissensqualm und Hirnarbeit im Konstruieren verschleiert oft das reine Bild ihrer Seele im Schöpferischen. Aber unanfechtbare Meisterin ist Bertha v. Suttner auf allen Grenzgebieten der Poesie und Wissenschaft und Lebensgestaltung. Die Bilder, die sie uns hier entwirft, zeigen mehr Kunst und Kraft, und vor allem mehr Hochsinn und Idealität, als man sonst im Lande der Dichter und Denker und Chinesenbrüder auf dem Gebiete des freigeistigen Feuilletons in ganzen Zeitungsjahrgängen zu finden gewohnt ist. Und ihre Beschlagenheit in allem Problematischen ist erstaunlich. Ihr „Schach der Qual“ ist eine Rundreise durch alle zeitgenössischen Erbärmlichkeiten der Kultureuropäer, hoch und niedrig. Aber so hochgemutet ist ihre Kritik, so flammenrein und feuermächtig, daß man nicht in der Empörung verharren kann, daß man vielmehr aufjauchzt in heroischen Entschlüssen — Schach der Qual! M. G. Conrad.

„Das Ei des Kolumbus.“ Eine lustige Kleinstadtgeschichte von Rudolf Greinz. (Leipzig 1897, Verlag von H. Haessel.) — Der Verfasser ist ja nicht unvorteilhaft bekannt, und auch diese „lustige Kleinstadtgeschichte für genügsame Leute“ (wie wir sie nennen möchten) wird wieder ihre Freunde finden — davon sind wir von vornherein überzeugt. Gehört sie doch zu denjenigen harmlosen, aber auch genugungefährlichen Erzählungen, von denen man Seite für Seite immer wieder glaubt, man müsse sie bestimmt schon irgendwo gelesen haben, und die haben ja immer ihr Stammpublikum. Aber von den Qualitäten des Kolumbus-Eis selber ist, wenn auch nur

litterarisch, so gut wie nichts darin zu entdecken. Höchstens, wenn jede Aufregung strengstens verboten ist, und wer gar nichts will, als sich eine ganz durchschnittliche, ein wenig mit den Erfindungen der Neuzeit äußerlich aufgeputzte Liebesgeschichte vorplaudern zu lassen, dem wollen wir sie in leichten Dosen „verordnen". Uns an etwas kräftigere und reizvollere Kost Gewöhnte hat diese reine, aber auch matte Limonade ziemlich langweilig berührt. Wo aber das Salz dumm ist, womit soll man salzen?! das.

Ernst Brausewetter, „Meisternovellen deutscher Frauen, mit 16 Charakteristiken und 16 Porträts". (Berlin, Schuster & Löffler, 1897. 361 Seiten. Mk. 4.—.)

Ernst Brausewetter ist ein fleißiger Autor mit viel praktischem Sinn. Für Leute, welche sich nicht in die Fülle und Breite zeitgenössischer Litteratur versenken wollen, hat er hier ein hübsches Ragout zusammengesetzt aus sechzehn weiblichen Individualitäten. Von jeder dieser Frauen giebt er eine Novelle, schreibt dazu eine Charakteristik und macht den Leser auch mit den oft eigentümlichen, sehr charakteristischen aber selten schönen Porträts der Verfasserinnen' bekannt. So wird sein Buch entschieden seinen Zweck erfüllen und die Namen der sechzehn schriftstellernden Damen — von denen auch die meisten wirkliche Dichterinnen sind — in jene Kreise tragen, die es sonst verschmähen, sich mit der modernen Frauen-Poesie zu beschäftigen. Zwar finde ich die Charakteristiken wenig hervorragend, zwar bekommt man kaum ein rechtes Bild von der Eigenart Aller; dennoch ist das Buch gewissermaßen als Novellen-Anthologie ein hübsches Geschenkwerk für Leute mit kleinen Ansprüchen. L. J.

Zeitschriften.

Das neue Jahr hat nun auch wieder ein paar neue litterarische und halblitterarische Zeitschriften gebracht. Von den mir vorliegenden verdient nur „Frühling, Monatsschrift für Litteratur und Kritik" (Verlag von Caesar Fritsche, München), besondere Erwähnung. Den Umschlag ziert eine stimmungsvolle, den Titel der Zeitschrift illustrierende Zeichnung A. Oppenheims, darstellend einen Sämann. Das 1. Heft bringt einen Einakter von Carl Anton Piper, eine dramatische Seelenstudie voll echter Spannung und tiefer Stimmung. Die Personen sind Frédéric Chopin und George Sand. Der Dialog, der stellenweise kürzer gefaßt sein konnte, verrät ebenfalls entschieden dramatisches Talent. Ferner enthält das Heft den Anfang einer humorvollen Erzählung von Leo Greiner, ein paar Gedichte von Wilhelm von Scholz, von denen namentlich das dritte, „Muspilli", für des Dichters eigenartige plastische Darstellungskunst charakteristisch ist.

Die Wochenschrift „Modernes Leben" (Verlag Albin Gärtner, Gotha) will wohl nichts weiter sein als eine bessere Unterhaltungsschrift.

Gar nicht ernst zu nehmen ist die „Wiener Zeitschrift für Kunst und Leben: Licht". Sie enthält nur Beiträge von Dilettanten.

Eine der interessantesten litterarischen Zeitschriften der Gegenwart ist wohl die „Wiener Rundschau", die nunmehr ihr erstes Jahr glücklich überstanden hat. Im Anfang gab sie ein getreues Bild der österreichischen Kunstverhältnisse. Die süddeutschen Stimmungslyriker Peter Altenberg und Hugo von Hoffmannsthal waren am häufigsten in ihr vertreten. Auch von ausländischen Autoren wurden gerade die herangezogen, die in einer ahnungsvollen, sensitiven Seelenpoesie eine neue moderne Kunst entdeckt zu haben glauben. Es war eine verdienstvolle That der Redaktion, uns ein größeres Werk des genialen Maeterlinck, das Drama: „Atladine und Palomides", geboten zu haben. Seitdem sind in dieser Zeitschrift auch die großen Realisten des Auslandes, wie z. B. Tschechow, vielfach zu Worte gekommen. Die Zeitschrift veränderte allmählich ihr Aussehen und sie bietet uns nunmehr ein Bild der gesamten europäischen Litteratur der Gegenwart. Die bedeutendsten Autoren aller Länder, Skandinavier, Italiener, Polen, sind mit charakteristischen Beiträgen in dieser Zeitschrift vertreten. Man merkt überall, daß eine zielsichere Leitung hinter diesem Blatte steht.

Schon in der Dezembernummer des vorigen Jahrganges hat O. Ch. Kalk die modernen kunstgewerblichen Bestre-

bungen in einem längeren Aufsatze behandelt. Auf den Inhalt der beiden neuen hochinteressanten Zeitschriften, die für diese Bestrebungen eintreten, ist er wenig eingegangen. Mir liegen die Februarhefte der beiden ausgezeichneten, reich ausgestatteten Zeitschriften vor. Beide Schriften ergänzen sich gewissermaßen. Die „Deutsche Kunst und Dekoration" (Verlagsanstalt Alexander Koch, Darmstadt) tritt zielbewußt für das nationale Element in der neuen kunstgewerblichen Entwickelung ein, sie berücksichtigt daneben stark die gesamte Plastik und namentlich die interessante Kleinplastik. (So bringt das Februarheft einen vortrefflichen Aufsatz des Dr. Georg Habich-München über Deutsche Medaillen und Plakette). Die „Dekorative Kunst" (Verlag F. Bruckmann, München) dagegen betrachtet auch das Schaffen der großen Pfadfinder des Auslandes, jener tüchtigen und weitsichtigen Künstler, welche die internationalen Führer dieser großartigen Bewegung geworden sind, wie z. B. die Belgier Lemmen van de Velde, der Franzose Bonnier u. a. Daneben berücksichtigt diese Zeitschrift stark die moderne Architektur. (So bringt das Februarheft einen Überblick über das Gesamtschaffen des genialsten der deutschen Architekten: Bruno Schmitz). Im übrigen haben beide Zeitschriften einen ungemein vielseitigen Inhalt und beide suchen in der Vortrefflichkeit der Illustrationen mit einander zu wetteifern. Hauptsächlich nämlich wollen sie ihren Lesern durch Reproduktionen die Erzeugnisse des neuen Kunstgewerbes nahe bringen. Der Text soll diese erläutern. So wird hier ein ganzes Handwerk, eine ganze Industrie (vgl. z. B. die „Deutsche Dekoration", Februarheft: „Neues Meißener Porzellan", oder „Deutsche Kunst und Dekoration", Februarheft: „Moderne Kunstverglasung und Glasmalerei") betrachtet, dort das Gesamtschaffen eines Künstlers, z. B. das Schaffen Eckmanns, Erlers, Lemmers, u. a.

In dem Verlage Alexander Koch, Darmstadt erscheint noch eine zweite glänzend ausgestattete Zeitschrift, die sich mit kunstgewerblichen Dingen und Architektur beschäftigt, soweit diese Künste den Bau und die Ausschmückung des Hauses und des Zimmers betreffen: „Die Illustrierte Zeitschrift für Innen-Dekoration". Wie die beiden soeben betrachteten wirkt auch diese Zeitschrift im edelsten Sinne bildend. In fast wissenschaftlicher erschöpfender Weise ist das Material in längeren Aufsätzen bearbeitet, welche auch hier meistenteils ein ganzes Kunstgewerbe, einen Stil oder das Gesamtschaffen eines Künstlers behandeln. So bringt das Januarheft folgende hochinteressante Aufsätze: „Möbel- und Holzarbeiten im Charakter der Tiroler Gothik" „Architekt Hermann Kirchmayr", „Mehr Wahrheit und Persönlichkeit in jedermanns Helm" (von Ernst W. Bredt). Die Aufsätze sind ungemein anregend und mit wahrer Begeisterung für eine populäre Kunst und aus einer feinästhetischen, den Nutzen des Kunstgewerbes aber durchaus berücksichtigenden Lebensauffassung herausgeschrieben. Diesen vornehmen Zeitschriften ist die größte Verbreitung zu wünschen. Es sind wahre Erbauungs- und Erziehungsschriften.

Hans Benzmann.

Italienische Litteratur.

Ada Negri ist zwar unbestritten die erste Dichterin Italiens, aber nicht die allein beliebte; denn neben ihr wirken gar viele, die nicht minder zu würdigen sind. In erster Linie sei Elda Gianelli genannt, die als die feinfühligste Vertreterin italienischer Poetik gepriesen wird. Die Beatrice-Ausstellung, die in Florenz im Sommer 1890 stattgefunden, hat denn auch die Dichterin mit dem Kunstdiplom ausgezeichnet und ihr Name prangt in der Mitarbeiterliste der ersten italienischen Blätter und Monatsschriften, da ihre Prosa ebenso elegant ist wie ihre Verse. Ihren Racconti e Bozzetti: „Incontro", aus denen die Erzählungen „Ottuagenari", „Die Achtzigjährigen" und „Fior che uccide", „Tödliche Blume", besonders anmuten, ließ Elda Gianelli einen höchst interessanten Roman: „Nebbie dorate", „Goldene Nebel", folgen und ein Versbuch: „Riflessi", dem sich Viktor Hugos Motto: „sombre ou vermeil, tout feu qui brille est une âme", ungemein charakteristisch anpaßt; denn der Reiz ihrer Muse besteht ja in der Zartheit der Empfindung und harmonischen Schönheit des Versmaßes, so daß die Worte des berühmten Galliers, daß ein Stern die Sonne aufwiegt und ein Funke die Flamme, nicht besser gewählt sein können,

um den Leser über die Dichtung zu orientieren. Schon das erste Gedicht: „Musa amica“ schmeichelt sich ins Herz, ebenso: „Storia pietosa“ und „Sorriso di morta“, das in wenigen Strophen die lange Leidensgeschichte der lächelnden Toten kündet. — Jüngst erschien in zweiter Auflage die kaum vor Jahresfrist bei Licino Cappelli in Rocca S. Casciano verlegten Gedichte: „Tenue stile.“

Die Bescheidenheit des Titels wird vom Inhalt gründlich geschlagen; denn alle Vorzüge der Poetin bekunden sich bereits im: „Arpeggio“, das als Einleitung dient. „Insonia“ kündet die Schrecken schlafloser Nächte und bezeugt, daß die Dichterin auch kraftvoll schafft. Ein Gedicht an den großen Piraneser Geiger und Komponisten Tartini, dessen Denkmal in der malerischen istrischen Stadt am 2. August 1896 feierlichst enthüllt wurde, ist besonders nennenswert. Poetisch groß gedacht und empfunden ist auch ein Hochzeits-Poem an die Freundin der Dichterin: Nella Cambon-Doria, die selbst eine talentvolle Dichterin ist und gelegentlich ihrer Ehe in einem ungemein anmutenden Büchlein, das sie „Primi versi“ nennt, den Abschied ihrer goldenen Mädchenträume wahrhaft ergreifend-schön schildert. — Ein Sonett, das die wahre Liebe besingt, gehört zu den gelungensten der Gianelli, die hierin Meisterin ist und mit einer bewunderungswerten Skala von Eigenschaftsworten schließt: „Pura immortal, pietoso, alto, giocondo“, bezeichnet die Dichterin l'Amor vero . . . . Aber die Liebe hoch und hehr findet sich wohl nur in solchen Versen, die allerdings ein Echo in aller Herzen finden müssen, und dies Echo würde gewiß auch in Deutschland erschallen, wenn Elda Gianelli eine verständnisvolle Übersetzerin fände, die den Deutschen ihre zarte Muse verkünden wollte.

Von der im verflossenen Spätherbst einem tückischen Mordanfall in Rom erlegenen Schriftstellerin und Dichterin, die unter dem Pseudonym, Contessa Lara sehr bekannt geworden und fast sämtliche italienische Blätter beherrschte, erschien der poetische Nachlaß im Verlage der Casa editrice Galli (Chiesa e Guindani) Mailand.

Ein ungemein warm gehaltenes Vorwort von Luigi Donati führt die Edizione postuma der „Nuovi Versi“ ein. Diese Einführung ist zugleich eine edle Rehabilitierung der vielfach geschmähten, unglücklichen Frau, deren Versbuch Luigi Donati als „libro sacro alla pietà dei buoni“ anempfiehlt. Die tiefempfundenen Gedichte sprechen denn auch zum Herzen und lassen nur wenig die sattsam bekannte dämonisch-leichtsinnige Natur der Verfasserin durchschimmern, von der man mit gutem Gewissen behaupten kann, daß sie, wie die unglückliche Schottenkönigin, besser als ihr Ruf gewesen. In der Parte prima verleugnet sie zwar schon im ersten Gedicht die ideale Richtung ihrer früheren Verse und sagt: „E quei versi rinnego“; aber sie schlägt trotzdem warme Herzenstöne an, besonders in der „Naufraga“, die sie die bianca sorella dell' antica Ofelia nennt, und schließlich sich selbst in ahnungsvollem Sinn als diese Schiffbrüchige im Meer des Lebens bezeichnet, dessen Tragödien unermeßlich wie des Ozeans Größe sind. „Sonetto bizantino“ spricht für die große Phantasie der Verfasserin und „Notte di Giugno“ kündet, ebenso wie: „Asilo di pace“, die elegischen Seiten ihrer rastlosen Seele.

Die Sprache der Verse ist durchweg schön, ja gewählt, und die Dichterin hat sich mit ihrem Nachlaß ein würdiges Denkmal gesetzt.

Paul Maria Lacroma.

Auf der Mensur.

An Herrn Dr. M. G. Conrad in München.

München, Februar 1898.

Daß Sie, hochverehrtester Herr, die Güte hatten, im ersten Heft dieses Jahrgangs der „Gesellschaft" an dieser Stelle meine Wenigkeit zum Worte zu rufen, mir Gelegenheit gebend, mich gegenüber einer beleidigenden Schlußbemerkung des unter T. G erschienenen Referates im „Sammler" Nr. 128 bezüglich meines Kammermusik-Abends am 18. Okt. v. J. öffentlich zu äußern, empfand ich als einen Beweis, daß in unserer hastigen, gezwungenermaßen dem Kultus persönlichsten Egoismus verfallenden Zeit sich doch Hüter, von starkem Rechtsgefühl durchdrungen, bereit halten, auch gegen Übergriffe auf dem Gebiete der musikalischen Kritik Stellung zu nehmen, sobald letztere, offen oder verhüllt, systematisch darauf bedacht zu sein scheint, gute, der Anerkennung teilhaftig gewordene künstlerische Leistungen um jeden Preis zu diskreditieren, wenigstens in den Augen derjenigen, die selbst nicht unter den Zuhörern anwesend, unter Umständen nicht abgeneigt sind, ihre Urteile in ungünstiger Weise durch Zeitungs-Phrasen modifizieren zu lassen. —

Es möge mir zunächst vergönnt sein, einige allgemeine Betrachtungen vorauszuschicken.

Hinsichtlich der Beurteilung künstlerischer Reproduktionen auf musikalischem Gebiete sind die Vortragenden nicht in der vorteilhaften Lage, wie beispielsweise der Maler, dessen Bild — unbeschadet seines inneren Wertes — mag es bei seinem Erscheinen einer abfälligen Kritik begegnen oder nicht — besteht, somit jeder Zeit einer sachlichen, vorurteilsfreien Kritik zugänglich erhalten bleibt, wogegen die Vorträge des Musicierenden — ebenfalls die Resultate oft Monate- und Jahretangen Studiums — in wenigen Minuten oder Stunden vor dem Ohre des Hörers verrauscht sind, bezüglich ihrer Wertschätzung — soweit es die Vortragsweise betrifft — in gleicher Weise von vielen undefinierbaren Zufälligkeiten abhängig bleiben.

Das musikalische Verständnis für Darbietungen von Instrumental-Sololeistungen darf man heute im allgemeinen wohl ziemlich auf der Höhe stehend bezeichnen; sehr eng begrenzt dagegen die Fähigkeit zur Beurteilung der rein technischen Handhabung des betreffenden Instrumentes. Immer vorausgesetzt, daß es sich um künstlerische Leistungen handelt, die in erster Instanz vor der eigensten ausgereiften Selbstkritik des Spielers bestehen und sich einer gerechten Beurteilung Seitens der Mehrzahl der Fach-Kritik erfreuen, spiegelt sich in den Urteilen der maßgebenden Fachkreise — soweit nicht persönliche Sympathie oder Antipathie ein solches sowohl nach der einen wie nach der anderen Seite alterieren — ziemlich genau wieder, wenn einem Instrumentalisten gewissermaßen eine Berechtigung, als Solospieler im eigentlichsten Sinne des Wortes zu gelten, zuerkannt wird. —

Fügt es ein glücklicher Zufall, daß sich der reproduzierende Spieler in einem künstlerisch gedeihlichen Fahrwasser befindet, desto besser für ihn, desto allgemeiner die Möglichkeit einer gerechten Schätzung seiner Leistungen. Recht deprimierend dagegen ist es, wenn er — das Los der Mehrzahl seiner Kunstgenossen teilend — unausgesetzt mit äußeren Fatalitäten verschiedenster Art zu kämpfen hat. Da mag es wohl vorkommen, daß ein mit Begeisterung seiner Kunst ergebener Musiker meint, förmlich gegen den Strom schwimmen zu müssen, will er sich künstlerisch überhaupt am Leben erhalten.

Zieht man ferner in Betracht, welche Dünste und Bakterien dem von Menschenhaß und Menschengunst durchtränkten Boden einer Musik-Großstadt entsteigen, deren Luft nicht bloß mit Staub und Rauch, sondern auch mit Mißgunst und Feindseligkeit geschwängert ist, so dürfte eine so geartete Atmosphäre nicht gerade besonderen Anspruch darauf erheben, für zielbewußte künstlerische Arbeit als besonders geeignete Lebensluft zu gelten. —

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen auf die eingangs bezeichnete Kritik zurückkommend, will ich zunächst meine Programm-Aufstellung etwas näher begründen. Die Wahl des Konzertes für Violine und Violoncell Op. 102 von Brahms — Ausgabe mit Klavier — war ein Akt der Pietät anläßlich Brahms Tode im Mai 1897. Um dieses höchst interessante Werk überhaupt weiteren Kreisen zugänglich und verständlich zu machen, halte ich Aufführungen in dieser Form fürs erste weit zweck-

mäßiger, als solche mit Orchesterbegleitung und durchaus für den Rahmen eines Kammermusik-Abends geeignet. — Die mehr verborgen liegenden Schönheiten können infolge intimeren Studiums besonders plastisch herausgearbeitet werden, wogegen eine nicht mit feinstem Stilgefühl funktionierende Orchesterbegleitung — deren Zuhilfenahme doch nur wenigen möglich — unter Umständen das Verständnis eher erschwert als erleichtert.

Absichtlich stellte ich eine so bedeutende Novität in die Mitte des Programms. Um die Genußfähigkeit des Hörers für das schwer verständliche Brahms'sche Werk gewissermaßen zu konservieren, hielt ich die Sonate für Klavier und Violine Op. 26 von Richter — für München zudem auch eine Novität — wegen ihrer vortrefflichen durchsichtigen Struktur als Eingangs-Nummer, dagegen das B-moll-Trio Op. 5 von Volkmann — in Vertretung eines klassischen Stückes — als Schluß-Nummer für geeignet.

Bezüglich der Sonate von Richter ist nun in den „Kritischen Plaudereien" von T. G. zu lesen: „Die Wahl dieses Stückes war insofern günstig, als die Anforderungen, die es in technischer und ästhetischer Hinsicht an die Spieler stellt, gewisse Grenzen nicht überschreiten." Das klingt einigermaßen imponierend. Bei dem unbefangenen Leser jedoch, welcher aus der Kritik ersehen will, ob das betreffende Stück technisch fertig, musikalisch richtig erfaßt und vorgetragen wurde, wird diese Phrase kaum eine ganz klare Vorstellung erwecken. —

Überraschend mußte es wirken, daß bei Besprechung der Brahms'schen Komposition meine Eigenschaften als „tüchtiger Orchestergeiger" betont, ebenso eine mir zugebilligte „gediegene musikalische Bildung" registriert wird. Sieht eine Kritik, die mit Eifer und Bedacht gar nicht zur Sache gehörige Neben-Umstände heranzieht, um unter dem Deckmantel wohlwollender Gesinnung zu operieren — nicht einer fragwürdigen Begutachtung verteufelt ähnlich? —

Obwohl ich eine Notwendigkeit, die Eigenschaften eines Orchestergeigers öffentlich zu diskutieren, nicht recht einzusehen vermag, kann ich doch nicht umhin, ein so feines Ohr zu bewundern, denn sogar für einen routinierten Kapellmeister ist es keine ganz leichte Aufgabe, jeweils die verschiedenen Grade der Leistungsfähigkeit der Spieler mit apodiktischer Sicherheit feststellen zu können. „Tüchtigkeit" ist meines Bedünkens eine ganz selbstverständliche Voraussetzung für das Mitglied eines künstlerisch angesehenen Instituts. Ist daher die Frage berechtigt, was haben die Eigenschaften eines „Orchestergeigers" mit der Beurteilung von Kammermusik bezw. Solo-Vorträgen gemein? so erlaube ich mir noch ergänzend hinzuzufügen, daß man im allgemeinen unter „Orchestergeiger" einen Repien-Spieler versteht, einen Herdengeiger, welcher bei Besprechungen individuell gearteter künstlerischer Leistungen gänzlich außer Betracht bleibt. —

Statt um einer so auffallend persönlich gefärbten Beurteilung der Spieler Raum zu geben, dürfte die bei Gelegenheit dieses Kammermusik-Abends doch sichtbarlich zum Ausdruck gekommene quasi Brahms-Ehrung weit mehr zu einer allgemeinen Würdigung dieses eigenartigen, von jedem Künstler mindestens sehr ernst zu nehmenden Ton-Heros Veranlassung gegeben, höchst wahrscheinlich auch den Erwartungen der Leser der „Kritischen Plaudereien" entsprochen haben. —

Im übrigen ist bezüglich der Ausführung des Brahms'schen Doppelkonzertes im „Sammler" zu lesen: „Das Zusammenspiel war sorgfältig einstudiert." — Vorausgesetzt, daß es keine „Phrase" und sich der Herr Berichterstatter bewußt war, was es sagen will, bei Aufführung eines so selten zu Gehör gebrachten Werkes ein „sorgfältig einstudiertes Zusammenspiel" zu erkennen, bezw. öffentlich zu belobigen, so schließt dieses Faktum logischerweise eine gleichzeitige Verurteilung aus.

Will man den Standpunkt der mit T. G. gezeichneten letzten Kritik meines Kammermusik-Abends am 18. Oktober bezw. deren Schlußworte: „Es muß aber bei dieser Gelegenheit doch wieder einmal nachdrücklich gesagt werden u. s. w.", genau erkennen, so dürften die im „Sammler" meinen Vorträgen gewidmeten Besprechungen in Verbindung mit den sie begleitenden allgemeinen Betrachtungen der Jahrgänge 1893: Nr. 53, 132, 152 — 1894: Nr. 26, 128, 131 — 1896: Nr. 144 genügenden Aufschluß geben.

Meiner Wenigkeit wurde das Verständnis dafür, wessen man sich unter Umständen zu versehen habe, in einer nicht mißzuverstehenden Weise durch folgende kleine Episode wesentlich erleichtert: Ein seit Jahren in München nicht mehr anwesender, angesehener Kunstkritiker, welcher mir gelegentlich einer Begegnung nach meiner ersten

Soirée, April 1893, mitteilte, daß Herr T. G. sich seiner Zeit anerkennend über den günstigen Verlauf derselben ausgesprochen, kommt am Abend der vierten Soirée, April 1894, kurz vor Beginn derselben in das Stimmzimmer, Empfehlungen an meinen noch nicht anwesenden Partner von Herrn T. G. überbringend, und macht mir im Beisein eines Zeugen ungefähr folgende Eröffnungen:

„Quartett spielen, damit sind wir einverstanden, aber **Solo spielen! — nein — das wollen wir nicht!**" —

Wir!

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Ihr sehr ergebener

Oscar Viehr.

Büchertisch.

Vom 25. Januar bis 25. Februar liefen bei der Redaktion nachstehende Bücher ein (Besprechung bleibt vorbehalten):

Arminius, Wilhelm, Bergkrystalle. Gedichte. Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt. 1897. 8. 88 S. 2 Mk.

Bernau, Anna, Ungereimtes aus dem Frauenleben. Berlin, Ferd. Dümmler. 1898. 8. 42 S. 0,60 Mk.

Bienemann, Dr. Fr., jun., Livländisches Sagenbuch. Reval, Franz Kluge. 1897. 8. 278 S. 4 Mk.

Bruns, Max, Der Täufer. Eine Dichtung aus der Zeit des Messias. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. 8. 2 Mk.

Bruns, Max, Aus meinem Blute. Gedichte. Minden i. W., J. C. C. Bruns. 1898. 8. 140 S. 1,50 Mk.

Busse, Hans H., Gedanken-Dämon. München, Karl Schüler. 32°. 81 S. 1 Mk.

Dresbach, Ewald, Veilchen und Himmelsschlüssel. Elberfeld, Baedeker. 1897. 8. 201 S. 2 Mk.

Fuchs, Georg Friedrich, Friedrich Nietzsche, sein Leben und seine Lehre mit besond. Berücksichtigung seiner Stellung zum Christentum. Stuttgart, Chr. Belser. 1897. 8. 41 S. 0,80 Mk.

Gevattersprüche vom Wiegenfeste der Münchener Litterar. Gesellschaft. Ludwig Ganghofer; Fritz Baron v. Ostini; Ernst Freiherr v. Wolzogen; Max Haushofer. München, A. Ackermanns Nfl. (Karl Schüler). 1898. 8. 32 S. 1 Mk.

Gosse, Edmund, A short history of Modern English Literature. London, William Heinemann. 1898. 8. 416 S. 8 Mk.

Guth, Alfred, Draußen im Leben. Berlin, Hugo Storm. 8. 80 S. 2 Mk.

Hamelius, Paul, Die Kritik in der englischen Litteratur des 17. u. 18 Jahrhunderts. Leipzig, Th. Grieben (L. Fernau). 1897. 8. 204 S. 3 Mk.

Hartmann, Eduard von, Ethische Studien. Leipzig, Hermann Haacke. 8. 241 S. 5 Mk.

Heyl, Joh. Adolf, Volkssagen und Meinungen aus Tirol. Brixen, Kath.-pol. Preßverein. 1897. 847 S. 9 Mk.

Hohenlohe-Ingelfingen, Prinz Kraft zu, Aus meinem Leben. Aufzeichnungen. Erster Band. 1848 bis 1856. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. 1897. 8. 379 S. 8 Mk.

Jensen, Wilhelm, Die Juden zu Köln. Novelle a. d. dtsch. Mittelalter. Berlin, S. Cronbach. 1897. 8. 278 S. 2 Mk.

Kassau, A., O Menschenfreud, o Menschenleid! Gedichte. Dresden, E. Piersons Verlag. 1898. 318 S. 8. Geb. 4 Mk.

Wir bitten, sämtliche Manuskript-, Bücher- &c. Sendungen ausschließlich an

Dr. Ludwig Jacobowski, „Schriftleitung der Gesellschaft"

Berlin S.W. 48, Wilhelmstr. 141

zu senden.

Schriftleitung und Verlag der „Gesellschaft".

Verantwortlicher Leiter: Dr. Ludwig Jacobowski in Berlin.
Verlag von Hermann Haacke in Leipzig. — Druck von Carl Otto in Meerane.

1898
Heft 6.

Die Zahl im Kriege.

Von Hermann Sieglerschmidt.
(Groß-Lichterfelde.)

Der Krieg und die Vorbereitung auf den Krieg sind notwendige Übel und werden es bleiben, solange nicht alle Nationen gleichmäßig von einer Friedensliebe durchdrungen sind, welche über jeden Zweifel erhaben ist. So wird uns also auch die friedliche Gesinnung des badischen Landtags nicht von der Notwendigkeit befreien können, unsere Söhne zu tapferen Soldaten zu erziehen. Mögen wir den Krieg im allgemeinen auch noch so sehr verabscheuen, wir werden in einem künftigen Kriege, den wir zu führen haben, nicht unterliegen wollen; Sieg und Niederlage aber hängen wesentlich von der Qualität, d. h. von der kriegerischen Tüchtigkeit der Soldaten ab, welche wir ins Feld zu stellen haben werden. Dies lehrt uns das Werk: „Statistische Daten aus der neuen Kriegsgeschichte in graphischer Darstellung" von Otto Berndt, k. u. k. Hauptmann im Generalst.-Corps (Wien 1897), welches nach mehr als einer Richtung unser Interesse in Anspruch nimmt.

Die Anregung zu demselben hat der Verfasser besonders der Schrift von C. von B. K.: „Zur Psychologie des großen Krieges" entnommen. Es handelt sich also nicht um völlig neue militärwissenschaftliche Ideen; dennoch aber verdient Hauptmann Berndt den Dank aller, die sich für militärische Theorie interessieren oder interessieren möchten, und gleichzeitig aller Historiker, da sein Buch in mit großer Sorgfalt ausgearbeiteten Zusammenstellungen und Feldzugskarten uns eine Menge statistischen Materials und zwar in möglichst genießbarer Form bietet und zugleich als eine Zusammenfassung neuerer Errungenschaften der Kriegswissenschaft betrachtet werden kann.

Die Tafeln, Tabellen und Karten des ersten Teiles enthalten: 1) Aufstellungen über die Kriegsjahre der europäischen Staaten von 1800—1895, über die Zu- und Abnahme der kriegerischen Spannung in Europa im 19. Jahrhundert und über die Kriegsgeschichte Österreichs seit 1495, 2) Angaben über die Stärkeverhältnisse und Verluste der Heere in den einzelnen Kriegen, sowie 3) in den wichtigsten Schlachten, Gefechten und Belagerungen, wobei die Kämpfe der schlesischen Kriege zum Vergleich herangezogen sind, und 4) unter der Bezeichnung „Raum und Zeit" kartographische Darstellung der Größe der Kriegsschauplätze, wichtigsten Operationen und der täglichen Durchschnittsmarschleistungen, wie sie aus dem Verhältnisse von Raum und Zeit hervorgehen. Die Rothert'schen Feldzugskarten sind hier sehr vervollkommt, an Inhalt vermehrt und durch neue Entwürfe ergänzt, und diese Übersichten gewähren dem, der sich selbst oder andere über die Feldzüge der Neuzeit unterrichten will, ein äußerst anschauliches Bild derselben. Die betreffenden Karten sind nicht allein für Soldaten interessant, sondern können auch besonders den Geschichtslehrern zur Benutzung und Nachahmung beim Unterricht nicht dringend genug empfohlen werden. Der zweite Teil des Buches enthält die Besprechung der aus den Tafeln und Karten zu entnehmenden Ergebnisse.

Was diese letzteren nun betrifft, so erregen besonders die in Prozenten angegebenen Verhältnisse der Gesamtverluste, sowie der „blutigen" Verluste (Toten und Verwundeten) zu den Gefechtsstärken unsern Anteil (Tafel 65 bis 69). Wir erkennen, wie sehr die Gesamtverluste durch Krankheiten und Strapazen bestimmt werden, und wir sehen, daß die sogenannten „blutigen" Verluste seit den Schlachten der schlesischen Kriege bedeutend abgenommen haben. Vollkommen überzeugend ist der Beweis geführt, daß die Einführung verbesserter Waffenkonstruktionen diese Verluste weder vermehrt, noch vermindert hat und daß somit voraussichtlich auch die Einführung des Repetiergewehres die Zahl der Getöteten und Verwundeten nicht über das Durchschnittsmaß von 15, höchstens 20% steigern wird. Zweifellos hängt die Größe der Verluste in erster Linie von der Widerstandsfähigkeit, der Ausbildung und moralischen Tüchtigkeit der beiden ins Gefecht kommenden Heere oder Truppenteile ab. Daß gewisse Kriege (österr.-piemontesischer 48/49, österr.-russ.-ungar. 48/49, 2. Periode des Krieges 70/71) ungewöhnlich geringe Verlustziffern aufweisen, ist augenscheinlich dadurch zu erklären, daß schon kleine Verluste eine starke entmutigende Wirkung auf den geschlagenen Teil ausübten. Wenn aber auf mehr als einer Seite des Buches daraus, daß die Schlachten seit 1740 weniger mörderisch geworden sind, die Folgerung gezogen wird, daß Mut und Tapferkeit, daß der kriegerische Sinn in den Heeren abgenommen hätten, so kann ich dieser Behauptung nicht beipflichten.

Schon die bloße Erinnerung an die Zusammensetzung der Heere verschiedener Zeitabschnitte belehrt uns eines besseren. Die überaus zahlreichen Desertionen, welche in den Kriegen des großen Friedrich bei dem unterliegenden Teile nach verlorenen Schlachten einzutreten pflegten, zeigen, daß in der That das moralische Element in den Heeren eher zu- als abgenommen hat. Es ist dagegen einleuchtend, daß die auf dem geschlossenen Vorgehen größerer Einheiten beruhende Taktik früherer Zeiten, das Schießen auf kürzere Entfernungen und das häufigere Vorkommen des Handgemenges größere Verluste herbeiführen mußten, sowie daß auch andererseits der Mutlosere in der geschlossenen Menge mitgerissen wurde, während die zerstreute Gefechtsweise von heute, wie Verfasser S. 159 anerkennt, es dem einzelnen weit leichter macht, dem Selbsterhaltungstriebe nachzugeben und sowohl selbst sich dem Kampfe zu entziehen, wie auch einen anderen demoralisierenden Einfluß auszuüben. Ferner dürfen wir nicht (wie Verf. thut) außer acht lassen, daß das Feldherrngeschick des siegreichen, sowie — in einzelnen Fällen — auch des unterliegenden Führers ebenfalls eine Einwirkung auf die Größe der Verluste ausüben wird. Rücksichtsloses und unüberlegtes Draufgehen muß dieselben erhöhen, und die Feldherrntüchtigkeit beweist sich nicht allein in der Zähigkeit und Energie der Führung, sondern auch in der Vermeidung zweckloser Aufopferung der eigenen Truppen. Endlich ist die Zahl der Toten und Verwundeten sicher auch durch die zunehmende Menschlichkeit der Kriegführung herabgesetzt worden. Hierauf, sowie auf das Überwiegen des Feuergefechts im modernen Kampfe ist denn auch wohl der Umstand zurückzuführen, daß die Verluste des Siegers nicht mehr, wie früher, hinter denen des Besiegten zurückstehen.

Berndt behauptet, daß die Armee infolge der Verkürzung der Dienstzeit in demselben Maße an Qualität abgenommen habe, wie auf Grund der allgemeinen Wehrpflicht und des Wettbewerbes der Mächte ihre Quantität sich vermehrt hat. Das ist zweifellos richtig. Ob aber wohl jemals wieder „kleine, auserlesene, hervorragend kriegstüchtige“ Heere in die Lage kommen werden, in große, schlecht ausgebildete Volksheere hineinzufahren, „wie der Hecht unter die Karpfen“? Wer weiß? Je mehr die Vaterlandsliebe unter mancherlei Bestrebungen leidet, welche sich in einem — noch dazu ganz überflüssigen — Gegensatze zu ihr gefallen, je mehr wir über der Neigung zum Parteigetriebe und zu einseitigen politischen Theorien die Lehren der Geschichte vergessen und je weniger widerstandsfähig wir uns den vielfachen Einflüssen gegenüber erweisen, welche ein Volk körperlich und moralisch entnerven, desto wahrscheinlicher und näher ist der Eintritt einer Entwickelung, die einen neuen Cäsar schafft oder wenigstens einzelne Staaten Europas innerlich und äußerlich von kleinen, aber gutgeschulten

Berufsheeren abhängig macht. Die Geschichte zeigt uns, daß diese Entwickelung unter Umständen eintreten muß.

Jedenfalls beweisen die Zahlen des Berndt'schen Werkes mit Sicherheit, daß unter den sogenannten „Chancen" kriegführender Parteien die Qualität der Heere nicht den dritten, sondern den ersten Rang einnimmt, daß wir aber trotzdem alle Ursache haben, auch — soweit irgend möglich — für die Überlegenheit der Zahl zu sorgen. Wo Ausbildung, Manneszucht, Ehrgefühl, Vaterlandsliebe, Tapferkeit und körperliche Tüchtigkeit, sowie die Feldherrnkunst nahezu gleich sind, wird neben Zufälligkeiten die Zahl über das Schicksal der Völker entscheiden!

Schwächen des Buches sind die Aufstellungen über die Seeschlachten (nicht die Schiffszahl, sondern Tonnenzahl und Geschützzahl wären dem Vergleiche zu Grunde zu legen und zu letzterem wenigstens noch die Schlacht an der Yalumündung heranzuziehen!) und die übermäßige Betonung der Verschiedenheit der Infanteriewaffen im Kriege von 1866. An dem Unterliegen der Österreicher, denen wir gern die Gleichwertigkeit des „moralischen Elements" zugestehen, war das Zündnadelgewehr weit weniger schuld, als die auf preußischer Seite befindliche Überlegenheit der Führung!

Dekadents.

(Ernst Schur und Alfred Mombert.)

Von Max Bruns.
(Minden, Westf.)

Was ist eigentlich „Dekadence"? Nun, zunächst ganz gewiß ein Wort, eins von den vielen Worten, an denen es der „Moderne" nie mangelt, wenn die Begriffe sich zu verwirren und zu verwischen drohen. Aber —

> gewöhnlich glaubt der Mensch, wenn er nur Worte hört,
> es müsse sich dabei doch auch was denken lassen!

Was also soll man sich bei dem Worte Dekadence denken?

Ja, das ist leichter gefragt als beantwortet.

Es gehört eine ganz besondere Stimmung dazu, sich mit den Dekadents überhaupt zu beschäftigen oder gar über sie sprechen zu können; wie finde ich die nur gleich?

Ich wühle mich in meinen Sessel und stoße erregt die dicken Rauchwolken einer türkischen Zigarette in die schwüle Luft des Zimmers . . .

Wie sich das ballt und verdichtet, und mir zu Häupten hängt gleich einer Gewitterwolke, so träg grau und stumpf . . . Und wächst und schwillt . . . Nicht eine Wolke, ein ganzes, weites Himmelsgewölbe ist's . . . Meine Augen schmerzen; die Lider schließen sich fast . . . Und jetzt blinzelt das alles nur noch so: Grünlich ein Meer, darauf große Eisschollen, in grell spitzem Weiß, und alles durchtönt von phosphoreszierenden Fünkchen, flimmernd Holzflötentöne im Tremulo. Eine banale Melodie, der mein halbwaches, müdes Auge kaum lauscht. Aber nun: Hinter graniten lastenden Wolken ein dünner Schimmer in aschigen Streifen, ganz fein und leise. Wächst an: Die aschigen Streifen schon heller, aber noch mattbleich, wie Perlmutter. Und immer klarer: Rötliche Tropfen sickern freudig darein, Blut aus Freundeswunde, versöhnendes Menschenblut! Das stumpfe klagende Grau weicht. Rotes Menschenblut, silbernes Götterblut, innig vermischt. Der ganze Himmel strahlt. Straaa—lt!! Lauter posaunt das Rot: breite, volle, wuchtige Klänge. Der Choral der Liebe. Aber fern, fern ein traumweiches Gold, in Strähnen . . . wie das wellige Haar einer ragenden, demütig-stolzen Frau. O meine Sehnsucht . . .! Dort, dort — das Glück! Sanfte Hände; Hände, die nur Wunden gestreichelt haben; stille, lichte Hände. Halten eine langstenglige Lilie. Die neigt sich. Schwingt die silbrige Glocke. Ganz, ganz sacht. Noch berührt der Klöppel den Mantel nicht. Schwingt nur in seidenfeinem Klange. Meine Nerven beben in schmerzlicher Sehnsucht. Glocke, warum klingst du nicht?? Immer weiter schwingt sie jetzt . . . Und die Augen des Weibes winken . . . Das Glück singt:

> Lilakühl ein Garten.
> Weich verdämmernder Schein.
> Mädchenarme warten;
> wiegen dich warm und wohlig ein . . .

Und die Glocke. Schwingt! Schwingt!! Schallt—!!! Oh, ein greller, scharfer Schlag. Meine Nerven reißen. Reiß—ßen! . . . . .

Das Bild —?

Die Glocke —??

Draußen klang die alte schrille Thürglocke — das war's!!

Und das wollte mir die Nerven zerreißen?!

O freilich: Denn ich war ja eben im Reiche der Dekadence!

Und nun will ich versuchen, es klarzumachen, was das Wesen der Dekadents ist. Das sind sehr zart organisierte Menschen, die aus einer fernen, schönen Welt zu uns gekommen — zu sein scheinen! Ihre Ohren haben sonst den feinen, silberklaren Lauten der Glockenblumen gelauscht: nun dringt Maschinenstampfen und Pfeifen mächtiger Schwung-

riemen auf sie ein: das schmerzt sie, das macht sie nervös. Ihre Augen sahen einst weiche, milde Farben, der Mond war das Licht ihrer stillen Kindestage: Nun bringt die Sonne auf sie ein mit unbarmherzigen Strahlen. Und sie winden sich unter diesen scharfen Stichen: Auch das schmerzt sie. Sie kommen daher aus Harmonie, und müssen nun das Lärmen des staubigen Marktes hören. „Dies Getümmel riecht nach Schweiß“ — und wieder schmerzen ihnen die Nerven, die gewohnt sind, nur von Blumendüften gestreichelt zu werden. Und so werden sie krank: nervös! Farbenhörer sind's und Nachtwandler und Mondsüchtige: Nur in Träumen können sie leben, denn das wirkliche Leben thut ihnen weh, sie leiden am Leben und klagen es an —: „Seht, es sind Schmerzen, an denen wir leiden!“ so lautet ihre Klage. Darum ist Sehnsucht ihr tiefstes Wesen: Sie kehren sich müde von der Erde ab, sie sehnen sich zurück in das Traumland, das „Kinderland“ . . .

So müssen wir die Dekadents auffassen: als Leute, die träumend im Leben stehen. Ewig schweben ihre Seelen über der Erde, und wenn die rauhe Wirklichkeit sie beim Namen ruft, so stürzen sie ab von den Zinnen ihrer stillen Hoffnungen und zerschmettern an den Härten des Tages.

Darum wird es uns Anderen auch nicht leicht, uns in diese fremde Welt hineinzufinden: in jedes ihrer Bücher muß man sich erst „einlesen“. Es kommt uns mehr als seltsam vor, was dort alles als so selbstverständlich, so alltäglich hingestellt wird: daß die Blumendüfte singen, daß die Gesänge farbig klingen, rot oder gelb oder ultraviolett, und daß die Farben körperlich empfunden werden als heiß oder kühl, als spitz oder stumpf, ähnlich wie die „Blinden“ Maeterlincks die Sterne scheinen hören und das Mondlicht auf den Handflächen fühlen. Es ist eben eine Kunst der Nerven, die Dekadence, eine aufgeregte, krankhafte Kunst. Auf manchen gesunden Kerl mit rotem Blute und kräftigen Muskeln wirken ihre Schöpfungen daher oft geradezu wie die Phantasieen eines Fieberkranken, während wieder Andere, die zu jedem Worte den faßlichen „Begriff“ haben wollen, hinter den phantastischesten Dingen einen tieferen Sinn, eine Bedeutung vermuten; und je konfuser die Phantastereien sind, desto mehr wird es ihnen zur Gewißheit, daß sie es mit einem — „Symbolisten“ der „tiefen Richtung“ zu thun haben.

Mir scheint das jedoch keineswegs immer zuzutreffen. Wollte man z. B. die hundert Gedichte des „Glühenden“ (Mombert) alle symbolistisch deuten — welch ein dickleibiger Kommentar müßte da zu dem Bändchen geschrieben werden, und wie oft würde sich der Kommentator vor ganz unlösbare Rätsel gestellt sehen! Nein, es sind eben thatsächlich oft nichts als Phantasieen! Ich selbst habe als Knabe — ich war damals sehr zart und kränklich! — seltsame Gesichts- und Gehörstäuschungen gehabt, und

wenn ich sie in Gedichten festhalten würde, entständen gewiß ganz ähnliche Wunderlichkeiten, wie sie im „Glühenden“ zu finden sind, ohne daß sie einen tieferen oder flacheren Sinn hätten, als jene. Freilich: Nicht selten werden solche Hallucinationen zur Außenwelt irgend welche Beziehungen haben; und dann mag man es symbolistisch nennen, wenn der Dichter diesen Zusammenhang andeutet.

Hermann Bahr*) hat den modernen Symbolismus anders erklärt, etwa so: Irgend welche Ursachen haben im Dichter eine bestimmte, intensive Stimmung erregt, die er nun wieder dem Leser vermitteln will, — aber auf anderem Wege. Er konstruiert sich gewissermaßen eine Gleichung und setzt für die alten, ursprünglichen Werte neue, gesuchte ein: die Wirkung bleibt dann dieselbe, und etwas anderes hatte der Künstler ja nicht beabsichtigt. Das wäre jedenfalls eine falsche Kunst, die so arbeitete; der Reiz der Naivetät würde ihr völlig abgehen, sie würde ihren echten Schmelz verloren haben und darum künstlich geschminkt und aufgeputzt und zugestutzt sein. Allen modernen Symbolismus brauchen wir keinesfalls durch diese künstliche Brille des Wiener Eigenartvirtuosen zu betrachten. Zudem: Welcher Künstler schreibt denn, um „den Leuten“ seine Stimmung zu vermitteln? Ich meine, wir schreiben immer zunächst nur um unsertwillen, um uns von irgend einer Stimmung zu befreien, die uns sonst überwältigen und erdrücken würde.

Ich habe bisher nur von Dekadence im allgemeinen gesprochen; nun aber giebt mir das Erscheinen zweier neuer Gedichtbücher Anlaß, über einige unserer Dekadents speziell mich zu äußern. Da hat unlängst Ernst Schur (bei Schuster & Loeffler in Berlin) ein Buch erscheinen lassen: „Seht, es sind Schmerzen, an denen wir leiden“ lautet — nicht etwa sein Motto, sondern — sein Titel. Ich habe bereits angedeutet, wie dieser Titel aufzufassen ist: Das ganze Leben ist ein großer Schmerz, an dem der Dichter leidet und leiden muß, um geläutert, reif und würdig befunden zu werden an dem großen Tage, da alle Sehnsucht sich erfüllen wird. Welcher große Tag? Welche Sehnsucht? Ja, das erfahren wir kaum, davon wird nur andeutungsweise, wie von etwas Selbstverständlichem, gesprochen; wir müssen wohl die oben erklärte „Sehnsucht nach dem Kinderlande“ darunter verstehen, ein tiefes Heimweh aus die Welt hinaus! Nun liegt jedoch diese Himmelssehnsucht ewig im Widerstreit mit dem Weh der Erde, das von allen Seiten auf das Herz des Dichters einstürmt, nicht nur als der Schmerz um eine verlorene Liebe, nein, in viel feineren Regungen noch: So z. B. wirkt trübes, graues Wetter direkt wie ein drohendes Omen auf

*) „Studien zur Kritik der Moderne.“ Frankfurt a. M., Rütten u. Löning. 1894.

seine Psyche ein, jeder kleinste Eindruck findet ihn leicht verwundbar, äußerst sensitiv: Er ist eben krank! Nervosität, das ist auch bei den Schöpfungen Schurs das Agens! Er fühlt sich beständig müde und matt, darum kann er keinen hohen freien Aufschwung nehmen, darum ist er gefesselt und gebunden an die Tiefen der Erde bei aller heißen Sehnsucht nach Licht und Schönheit. Und so entsteht die Grundstimmung des Buches: „Mein Inneres weint den ganzen Tag." Nur im Schlafe, im Traume, erblickt er zuweilen, visionär, das ersehnte Land; oft aber auch wirken selbst noch im Schlafe, richtiger wohl: im Halbschlafe, die Schmerzen in ihm fort, als unheimliche hallucinatorische Gesichte, die hier und da an Mombert, bisweilen auch an Maeterlinck erinnern: Bald ist's ein Vampyr, der ihm das Blut aus den Adern saugt; bald ein schwarzer Kater, der langsam auf weichen Pfoten durchs Zimmer schleicht; einmal sieht er einen weißen Toten in der Ecke hocken; dann wieder schweben Fratzen um sein Bett, die ihm mit scharfen Krallen das schauernde Fleisch zerreißen wollen; aus dem Dunkel glühen ihn zwei Augen an; er hat die Wahnvorstellung: „Von hinten wird man mir ins Genick schlagen"; u. dgl. m. Vieles, sehr vieles in Schurs Gedichten ist demnach kaum anders als pathologisch aufzufassen. Und nicht nur in seinem inneren Gehalte, auch schon in manchen Äußerlichkeiten stellt das Buch sich als das Werk eines krankhaft überreizten Menschen dar: in der Anordnung der Gedichte, die mit nervöser Hand bald hoch oben, bald tief unten auf die Seiten gestreut zu sein scheinen; in der Anwendung von Gedankenstrichen, ganz gebrauchwidrigen Haken und ungeheuren fetten Ausrufungszeichen, während im allgemeinen Kommata und Punkte als überflüssig betrachtet werden. Solche äußere Zeichen von Nervosität begegnen uns auf jeder Seite, und man muß sich erst sehr daran gewöhnen, ehe man beim Lesen eines Gedichtes gleich in sein Inneres einzudringen vermag. Aber Schur will auch ganz offenbar „noch immer etwas Neues" zu bringen wissen, er setzt sich in dieser Sucht keine Schranken und greift bisweilen sogar in die entsetzlichsten Trivialitäten über, die man nur unendlich bedauern kann: „Meine Empfindungen sind ungeklärt, und steifleinen wie neue Wäsche." (!!) Besonders unangenehm berührt aber eins: dieser — ja, ich kann geradezu sagen: Fußfetischismus in den erotischen Gedichten!

„Deine weichen Sohlen will ich küssen,
will ich voller Inbrunst küssen,
bis sich deine Zehen angstvoll krümmen,
voller Not um meinen Mund sich pressen.
Wimmern werden wir in unsern Schmerzen!"

Das ist nicht die einzige Stelle, die dieses ekelhafte Kapitel aus der Pathologie der libido **sexualis** besingt!

Und dann finden sich wieder die tiefsten Schönheiten, die innigsten, zartesten Töne gleich daneben! Es ist eben ein rechtes Erstlingsbuch, das noch jede Selbstkritik vermissen läßt, ja sogar eine starke Eitelkeit an den Tag legt in der Art, wie den unbedeutendsten Zeilen ganze Seiten eingeräumt sind, Zeilen, die wie Gedicht-Entwürfe wirken, völlig roh und unausgeführt, durchaus skizzenhaft. Durch solche Gespreiztheiten wird Schur gewiß viele abstoßen, doch ist vielleicht zu hoffen, daß er diese Albernheiten bald überwunden haben wird. Dann dürften wir uns auf einen zweiten, gesunderen Gedichtband herzlich freuen; denn Schurs lyrische Begabung ist zweifellos nicht gering. Auch hierfür ein Beispiel:

Bleibe sitzen
und rühre dich nicht —
wenn wie jetzt über dein schmales Gesicht
fällt das blasse, verdämmernde Licht,
wenn du in Schlankheit vor mir liegst,
deinen Nacken zum Küssen mir biegst —
rühre dich nicht,
wie ein trosteinsames Wundergedicht
gräbst du dich tief in mein Inneres ein:
es glänzt vor den Augen —
Sommerschein. — —

Das andere Buch hat Alfred Mombert zum Verfasser und ist betitelt: „Die Schöpfung." Es ist ein zusammenhängendes Gedichtwerk, wie auch schon Momberts voriges Buch, „Der Glühende" (1896), als „ein Gedichtwerk" bezeichnet war; doch ist es leicht in verschiedene Stufen zu zergliedern, die etwa den Akten einer Tragödie gleichkämen: der Tragödie des Individuums!*) Zunächst ist es wieder die Abkehr von der Welt, die aus den Gedichten spricht, die stille Einkehr bei sich selber: In einem einsamen, dunklen Turmzimmer lebt der Dichter, weltentflohen. Nur Sonne und Mond dringen bis zu ihm hinein, das Gemach oft mit geheimnisvollem Zwielicht erfüllend. Und zwischen Sonne und Mond, zwischen Tag und Traum scheint der Dichter anfangs zu schwanken, von Visionen umwirrt. Doch die Einsamkeit klärt und festigt ihn; tief in sein Herz lauscht er hinab und fühlt sich stark und mächtig wie ein König. Immer unwiderstehlicher ergreift ihn die Idee, sich eine neue, schöne Welt zu schaffen.

„In meiner Seele schwimmen Flut und Sterne.
Und ich rede in die Ferne
über Strand und Meer
mein Wort von der ewigen Wiederkehr."

*) Ich nehme „Individuum" hier im Sinne Przybyszewskis, „etwa gleichbedeutend mit dem vagen und abgegriffenen Wort Genie"; vgl. Prz., „Zur Psychologie des Individuums". Berlin, Fontane. 1892.

Mächtig erfüllt ihn dieser Schaffensdrang:

„Meine Seele rauscht voll Glanz und Gesang."

und begeistert endet er mit dem Satze: „Man muß die Welt zerschlagen!" Und er zerschlägt sie in sich, die alte Welt, weil er sich stark und rein genug fühlt, sich die neue, bessere zu erschaffen. — So weit der erste Teil des Werkes.

Ein ganz eigener Ton klingt durch alle diese Gedichte, über den ich mir anfangs nicht recht klar werden konnte. Ich glaube aber, es ist ein tiefes — Staunen. Der Dichter ist immer „außer sich" in des Wortes eigentlichster Bedeutung. Sein Leib belauscht seine Seele oder die Seele den Leib. Er fühlt sein tiefstes Wesen nicht in sich, sondern fern, dämmerfern, in einem weiten Meere etwa, von raunenden Stimmen umklungen; Alles ist dort unweltlich, nie geschaut — so erklärt sich dieses „Staunen". Aber es ist ein freudiges Staunen, wie eines Kindes, das zum erstenmale den Lenz sieht!

So steht der Dichter da, als er sich von der alten Welt losgelöst und den Willen und die Kraft in sich fühlt, eine neue dafür zu schaffen. Da greift er formend in sich hinein, „tiefer als tief in mein Herz ein", und schafft aus seinem Wesen, aus seinem Blute das weite ewige Meer; aus seinem Geiste, seinem Gehirn springen Funken und sind Sonne, Mond und Sterne; aus den Fluten aber hebt sich „lächelnd" die neue Erde, „sie ist grün, ihre seligen Kelche glüh'n" —: die ersehnte Vollendung scheint erreicht zu sein! — Hier haben wir den Höhepunkt der Tragödie.

Doch nicht lange währt die Freude an der neuen Welt, wieder stellt sich ein großer Schmerz ein: diese Schöpfung ist strahlender, prächtiger, vollendeter als ihr Schöpfer! Ein Gram senkt sich über seine Seele, die Lust am Schaffen ist dahin; es sehnt ihn, zu sterben, unterzugehen in seiner Schöpfung: anders weiß er sie nicht zu vollenden. Die Tage des Schaffens der Gestirne waren göttlich, aber die Tage ihres hell strahlenden Da-Seins sind ihm unerträglich: Sein Werk scheint ihm verfehlt; er möchte es von neuem beginnen, anders, tiefer, er will nichts mehr *sehen* müssen im Raume, weil alles Sehen ihn schmerzt:

„Meine Seele will ich als Grundstoff nehmen
für eine Schöpfung ohne Bilder und Zeichen."

Aber er fühlt auch: „Das ist Wahnsinn!" Und an diesem Schmerz, an diesem Wollen, das sein Können übersteigt, geht er unter, still und weich verblutend . . .

Diese „Schöpfung" ist ein tiefes, geistvolles Buch: Sie ist das Werk, mit dem ein Irrender sich befreit, ein Suchender sich gefunden, ein Jüngling sich zum Manne gereift hat. Bisher war es Momberts tragischer Fehler

gewesen, übermenschliche Stoffe mit menschlicher Kraft meistern zu wollen: Hier aber ringt er sich durch zur Erkenntnis, mit ernster Resignation werden diese übermenschlichen Schöpferideen zu Grabe getragen. Nun dürfen wir von Mombert Reifes erwarten, denn er ist eine dichterische Persönlichkeit, eigenartig seit seinem ersten Buche „Tag und Nacht". Und nicht nur ihrem tiefsten Gehalte nach, auch formell bedeutet die „Schöpfung" eine Vorstufe zur künstlerischen Reife: Mombert hat seinen Gedanken festere Formen gefunden, die Sprache fließt klarer, der Rhythmus ist charakteristischer, der Reim — wenn auch hier und da erst noch als Binnenreim (Assonanz) — häufiger geworden. Im „Glühenden" war alles formlos, rauh, brüchig, wie Felsblöcke: zum Abbrechen der Blöcke reichte die Kraft aus, aber zum Glattschleifen fehlte der Hand Geschick. In der „Schöpfung" jedoch schafft nicht mehr ein unruhig „glühender", sondern ein geläuterter Geist. — Und darum: Glück und Heil zu dieser Erlösung und zu den künftigen Werken des Erlösten — des „Geläuterten"! — —

Fasse ich nun das bisher Ausgeführte kurz zusammen, so will mir's scheinen, man könne den beiden hier besprochenen Büchern eine symbolische Bedeutung für die ganze Dekadence beilegen: Sie kennzeichnen den Überdruß an dieser Erde, die Sehnsucht nach einer besseren Welt, die Anstrengungen, sich diese zu schaffen, und — die Ohnmacht zur Verwirklichung des Erträumten, damit aber das Kranke, Kraftlose dieser ganzen Richtung!

Die Dekadents seien „Träumer", die aus einem fernen, schönen „Kinderlande" auf die Erde versetzt zu sein „scheinen" und sich hier nun nicht zurechtfinden können! Nicht wahr: schon diese Voraussetzung ist phantastisch und hält nicht Stich?! Es geschehen heutzutage keine Zeichen und Wunder mehr, wie das früher wohl vorkam, „als unser lieber Herrgott noch auf Erden wandelte". Es fallen uns auch keine Kinder vom Monde oder vom roten Aldebaran herab! Und darum können wir uns am Ende der Erkenntnis nicht verschließen: Eine Kunst, die sich mit solchen Phantastereien in Scene setzt, die nur unter solchen Voraussetzungen haltbar ist, die von Irdischen für Überirdische geschaffen zu sein scheint, wird sich nie heimisch machen auf der Erde. Diese Dekadence ist ein Rückschlag auf den „konsequenten Naturalismus", aber wenn sie auf die Spitze getrieben sein wird, wird man sich auch von ihr abwenden. Sie kann ja keinen Zukunftwert haben, weil sie aus den ewigen Widersprüchen zwischen Phantasie und Wirklichkeit notwendigerweise schließlich einen Pessimismus gebären muß, eine müde, lebenverneinende Stimmung; eine kräftige Zukunft kann uns aber nur aus freudigster Bejahung erstehen! Ich hoffe sogar, daß die Dekadence sich weit schneller überwinden wird, als wie der

Naturalismus es thun konnte, einmal darum, weil sie so nervös und aufgeregt hastig schafft, dann aber besonders, weil sie lediglich eine Kunst für Künstler ist, die im Volke keinen Fuß fassen kann — sie hat ja zudem auch gar keine Füße: nur Ikarusflügel!

Freilich werden die Dekadents in der jungen Künstlerschaft gewiß „Jünger" finden; aber doch nur vorübergehend: Als Reaktion auf den Naturalismus ist ihre Kunst ja „zeitgemäß", dabei unstreitig sehr anregend und interessant. Ihre Werke sind wieder neue „Brücken und Pfeile der Sehnsucht"; jedoch Erfüllung bringen können auch sie nicht. Das Verhängnisvolle an ihnen ist aber ihr unheimlich suggestiver Einfluß auf empfindsame, noch nicht in sich gefestigte Gemüter! Obendrein sind sie leicht zu kopieren! Nur um das zu zeigen, habe ich diesen Aufsatz mit jener Traumphantasie begonnen; nicht etwa, um mich selber als „Dekadent" vorzustellen — gewiß nicht!

Gesänge.

Von Alfred Mombert.

1.

Du bringst mir auf deiner lieben großen Hand
den Stern, den ich suche
in jeder Seele, in jedem Buche.
Ich lehne an einer Felswand.
Mein Haupt ruht schlafend in einer Nische.
Ich fühle die nahe Quellfrische.
Ich höre ein unterirdisch rollend Feuer.
Mich berühren deine kühlen glitzernden Brüste.

2.

Hundertmal in der Nacht
bin ich aufgewacht.
Ich hörte das Summen einer großen Fliege.
Ich sah Schneeländer
und feuerflammende Vulkane.
Ich griff nach einem Skizzenbuch,
sie nachzuzeichnen.
Und das erschütterte mich tief;
mein Herz versteinte.
Dann sah ich stundenlang
in einen schwarzen Abgrund
glänzende Thränen hinuntertropfen.

3.

Wann das Haupt zurücksinkt in Innennacht,
wann die Hand sich träumend an die Harfe macht.
Ich, auf schmalem Bette langgestreckt
und glühend nackt aufgedeckt.
Und neben mir noch ein Lager.
Und liegt lang neben mir noch Einer.
Und irren um diesen viele Weiner.
Ich schaue bethränt glänzende Gesichter.
Man bringt und entfernt Lichter.
So still sah ich noch Keinen
seine Thränen weinen.
Denn der wahrhaft Weinende ist Eri
Das dunkle Großhaupt.
Und heran schwillt ein Meer,
das mich beraubt.
Auf der Woge, fern am Himmelrand seh' ich ihn treiben.
Und mußte zurückbleiben.
Und bin eine Leiche
auf dem Sand am Strand.
Eine Bleiche,
die singt mit blauer Lippe,
da der Mond überschwebt die Kreideklippe.

4.

Wer hat mich so ganz verschleiert?
Vor dem Spiegel leb' ich alle Nächte
und enthülle meines Leibes weiße Prächte.
Und ist ein Schleier gefallen,
Schritte klingen durch die hohen Hallen;
ich werde gefeiert;
von einem ernsten Jüngling,
der ruhestark an der Mauer lehnt;
keinen kleinsten Schritt
näher tritt.
Und ich verstehe und mich schauert.
Und ich werde betrauert.
Ich sinke über ein Lager um.

Ich bin gefallen
in den Donnerhallen.
Es schwebt der Mond über meinem Busen,
daß ich ihn mit Fingerspitzen
rühren kann.

Mein weiches Haupt entsinkt mir,
tief in Abgrund.
Liegt auf einer Felssäule,
auf einem runden Plätzchen grünes Moos.
Mein Orangehaar entfließt mir,
fließt auf und hin,
umfließt die ganze Welt.

Felsen. Flammen. Meere unter Schiffen.
Meine alte Mutter.
Ein Wasserfall.
Ein roter Vogel.
Die Sonne.
Ein sonnerotbeleuchtet Schneefeld.

5.

Wenn einen Schlafenden
das abendrote Licht bescheint:
es versteint
das Herz.

Ich liege unter einem nahen Himmel.
Sterne glänzen
dicht! an meine dunklen Grenzen.

Neben mir hebt sich aus der tiefen Meerbucht
der Mond, den Fels herauf,
mir zu, im Silberlauf.

†

Die Nacht ist kalt. Der Geist wird alt.
Der Mond im Meer. Ich glänze nicht mehr.

Eine neue Sonne. Eine junge Erde.
Ein erstes Tagen.
Still — man muß die Welt zerschlagen!

†

O Herz! o Wunde!
O Nähe! o Stunde!

An Henrik Ibsen.

Wie Mosis Zürnen grollte Dein Wort in den Jammer.
Wie er aus dem Felsen den Quell, so löste Dein Hammer
Die Sehnsucht nach des Lebens krystallensten Gütern
In finstern Gemütern.

Die Sehnsucht nach der Wahrheit zischendem Bronnen,
Die heller strahlt, als tausend elektrische Sonnen:
Wahrhaftig gegen sich selber lichtwärts zu wandern
Und gegen die andern.

Dies Strahlen-Auge, tauend von Menschenliebe,
Sie machten es Dir mit ihrer Gemeinheit trübe.
Wie ein geblendeter Simson schlugst Du die Harfe; —
Seltsam klang sie, die scharfe.

Der Delila „Welt“ gedachtest Du weh beim Spiele,
Die Schacher treibt mit des Streiters keuschem Gefühle
Und, wenn er in glühendem Ueberschwang schauert,
Ihn mördrisch belauert.

Du schlugst die Harfe wacker! Ihr schrilles Nannen,
Es schmiß die Hörer zusammen, wie Zorntagposaunen!
Die protzigen Wichtse sah'n eine Urhand sich heben —
Und mußten beben.

Von Deiner Harfe Klirren schon wanken die Säulen.
Bald werden zwischen des Daches Trümmer die geilen,
Verschufteten und verlog'nen „Gesellschafts-Stützen“
Ihr Zwergblut verspritzen.

Ein Wiking, bist Du aus Norden sieghaft gebrochen,
Hast Flitter gerissen von mürben Reliquienknochen,
Und angerufen gegen Neu-Babels Hur'
Die Göttin Natur.

Wir Jungen schau'n heut' auf zu Dir göttlichem Alten,
Wie Schiffer im Sturm zu getürmten Wolkengestalten.
Bescheere, o Welt, dem Menschheitsschiff mehr solche Kerle!
Dann, Kopf hoch, Herr Werle!

München. Franz Held.

Die Bühne als Tribunal.

Aus einer Charakteristik Henrik Ibsens*) von Edgar Steiger.

(München.)

Ein wirrer Urwald von weißgelockten Haaren, die sich wie streitende Revolutionäre sträuben und bäumen — eine hohe, breitausgebuchtete Stirn, die, sich unter dem Ansturm wuchtender Gedanken gleichsam beständig weitend, wie eine vorspringende Citadelle das ganze Gesicht beherrscht — tiefliegende, kleine, verschmitzte Augen, die sich hinter der Brille hervor unbarmherzig in Menschen und Dinge hineinglühen — eine spitze, neugierig vorgestreckte Nase, deren bewegliche Nüstern alles um sich einsaugen — ein verkniffener, rechthaberischer Mund, dessen schmale Lippen nur zum Ja- oder Neinsagen geschaffen sind, und endlich ein energisch vorspringendes Kinn, das gleichsam jedes Wort dieses Mundes noch einmal unterstreicht — dieser stilisierte Struwelpeter nennt sich Henrik Ibsen.

Es giebt in der modernen Künstlerwelt wenige Charakterköpfe, denen man so, wie dem nordischen Runendichter, alles, was in ihnen steckt, vom Gesicht ablesen kann. Die unbarmherzige Tyrannei des aufrührerischen Zeitgedankens, der sich die ganze schöpferische Kraft des Künstlers willenlos fügen muß, der scharfe Blick für die gesamte Wirklichkeit der Dinge, die Seelentaucherkunst, die aus den dunkeln Tiefen des Menschenherzens alle versunkenen Schätze und allen verborgenen Unrat heraufholt, die Unbarmherzigkeit und Unerbittlichkeit gegen alles, was Schein, Lüge, Heuchelei, Verstellung ist, die neugierige Vorliebe für das Absonderliche und Seltsame, der grüblerische Hang zum Wunderbaren, der versteckte Humor und die hier und da aufblitzende Selbstironie, die Freude am Moralpredigen und der verbissene Ernst, ja Eigensinn dieser moralischen Lebensauffassung — all das steht in des Norwegers scharfgemeißelten Zügen klar und deutlich geschrieben. Es ist keine Physiognomie, die den, der den Dichter bisher nur aus seinen Werken kannte, enttäuscht. Nein, wer von Ibsens Dichtungen kommt und sieht ihn selbst plötzlich vor sich, der sagt unwillkürlich: „Ja, das ist er, so und nicht anders kann er aussehen!“

In den „Stützen der Gesellschaft“ äußert der dunkle Ehrenmann Konsul Bernick, als er mit einemmal die ganze gesellschaftliche Heuchelei

*) Demnächst erscheint ein dreibändiges aesthetisch-kritisches Werk von Edgar Steiger, dessen erster Band („Das Werden des neuen Dramas“) mir durch die Güte des Verlags F. Fontane u. Cie. zu Berlin in Aushängebogen vorliegt. Ich entnehme ihm ein Kapitel, das angesichts des 70jährigen Geburtstags Ibsens doppelt willkommen sein wird. L. J.

von sich abschüttelt und seine Sünden vor allem Volke beichtet, unter anderem die denkwürdigen Worte: „Die alte Zeit mit ihrer Schminke und Hohlheit, mit ihrer Tugendheuchelei und ihren jämmerlichen Rücksichten, soll uns ein Museum werden — offen zur Belehrung." Ist das wirklich nur das reumütige Bekenntnis des so schnell bekehrten großkapitalistischen Gauners? Oder redet hier ein anderer, größerer, redet hier der Schöpfer selbst durch den Mund seines mißratensten Geschöpfes? Als Ibsen die „Stützen der Gesellschaft" schrieb, hatte er der historisch-romantischen Bühnendichtung für immer den Rücken gewandt, und bewußt oder unbewußt sprach er in den knappen Worten, die er im vierten Akt dem norwegischen Rheder in den Mund legt, sein dramatisches Zukunftsprogramm aus. Alles, was er fürderhin dichtet, soll Gesellschaftskritik sein. Die modernen Ideen, die die Geister draußen bewegen und an allen alten Gewohnheiten und Sitten rütteln, die neuen Wahrheiten, die an die Pforte des Jahrhunderts klopfen, sollen in der Heimat von der Bühne herab verkündigt werden. Die alte Gesellschaft mit ihren überlebten Einrichtungen, mit ihrer fadenscheinigen Moral, mit ihrer stumpfen, erlogenen Frömmigkeit will er aus den sie bergenden Coulissen auf die offene Scene schleppen, damit das grelle Rampenlicht ihre traurige Jammergestalt beleuchte und sie sich einmal schämen lerne.

Aber war denn das etwas Neues? Hatte es nicht für alle Zeiten schon eine dramatische Tendenzdichtung gegeben? Hatte nicht schon mehr als vierhundert Jahre vor Christus ein Äschylos die tragische Bühne, wie unsere Professoren der Ästhetik sagen würden, dazu mißbraucht, um für den Areopag, den alten Blutgerichtshof Athens, den die herrschende Demokratie beseitigen wollte, Stimmung zu machen? Hatte nicht selbst im Zeitalter der strengsten Hofetikette, unter dem tyrannischen Regimente des vierzehnten Ludwig, in Frankreich der große Corneille in seinem Cid eine Lanze für das eben verbotene Duell zu brechen gesucht? Und wer hatte der großen Revolution jenseits der Vogesen die Tagwacht geblasen, wenn nicht der geriebene Abenteurer Beaumarchais, als er in der Rolle Figaros von der Bühne herab den adligen Müßiggängern, deren ganze Arbeit im Geborenwerden bestehe, ihr ganzes Sündenregister vorlas? Und was that Lessing, als er seine freieren religiösen Anschauungen gegen pfäffische Unduldsamkeit verteidigen wollte? Er dichtete seinen Nathan. Was that Schiller, als er die Mißwirtschaft der kleinstaatlichen Höfe seiner Zeit geißeln wollte? Er schrieb Kabale und Liebe.

Aber man braucht gar nicht so weit in die Geschichte zurückzuschweifen, um Ibsens Vorbilder zu entdecken. Thatsächlich knüpft der norwegische Dramatiker unmittelbar an die zeitgenössischen Franzosen an, die unter dem

zweiten Kaiserreich die dunkeln Hinter- und Untergründe der sogenannten guten Gesellschaft mit ihrer laterna magica beleuchten und die neuen moralischen Forderungen der Zeit in ein dramatisches Gewand kleideten. Der jüngere Dumas, selber der uneheliche Sprößling eines adligen Abenteurers, in dem Franzosen- und Mulattenblut durcheinanderkochte, das Kind einer Jüdin, die ihm den Groll der unterdrückten Rasse und den unwiderstehlichen Hang zu ätzender Kritik vermacht hatte, dieser geborene Rebell hatte zum erstenmale seit der großen Revolution die Bühne wieder in eine Kanzel verwandelt, um von ihr herab die Rechte des Bastardes, des gefallenen Weibes, der Dirne zu verteidigen. Die Meinung, der man seit 1789 gehuldigt hatte, die Meinung, die Bourgeoisie sei die Menschheit, in ihren Gesetzen verkörpere sich das allgemeine menschliche Recht, in ihren Einrichtungen die menschliche Ordnung, wurde von ihm vor eben dieser Bourgeoisie mit schneidender Ironie als verwerflicher Aberglaube bloßgestellt. Er führte den wohlanständigen Spießbürgern, die sich in ihrer zahlungsfähigen Moral sonnten, die edle, aufopferungsvolle Dirne, den großmütigen Bastard, das selbstlose, gefallene Weib vor und zwang sie, über diese Geschöpfe, die sie im Leben verachteten, im Theater zu weinen. Sie selbst, die ehrenwerten Mitglieder dieser ehrenwerten Gesellschaft, sollten durch diese Thränen bezeugen, daß ihre gesellschaftliche Moral eine Lüge sei, daß das wahrhaft Menschliche mit seinen Wirkungen erst da beginne, wo die polizeiliche Einteilung der Gesellschaft aufhöre.

Versteht man jetzt, warum Dumas gerade das Theater wählte, um seine neuen Wahrheiten zu verkünden? Er wollte, daß die Leute, denen er ihre Heuchelei greifbar vor die Nase hielt, selbst Farbe bekennen, daß sie dem neuen Gesetzgeber, der ihre alten Tafeln zerbrach, recht geben, daß sie ihm, während er sie durchpeitschte und geißelte, zujubeln müßten. Und er hatte sich nicht getäuscht. Gerade weil er kein Dichter, sondern nur ein Bußprediger war, wurde er von den Zeitgenossen den größten poetischen Genies früherer Zeiten gleichgestellt, denn das Publikum vergaß bei den dramatischen Strafpredigten, die auf es herniederdonnerten, daß es im Theater saß, und erbaute sich, als wäre es in der Kirche, in religiöser Verzückung an der weltlichen Beredsamkeit des Anwalts der Verstoßenen.

So wurde der jüngere Alexander Dumas der Schöpfer des französischen Bühnenplaidoyers, dieser poetischen Mißgeburt der moralischen Entrüstung, die lange Zeit die Bühnen des In- und Auslandes beherrschte. Augier und Viktorien Sardou traten in die Fußtapfen des gefeierten Sittenpredigers, und in Deutschland versuchte sich Paul Lindau in der dramatischen Verkleidung sogenannter interessanter Fälle, wie sie sonst in der Tagespresse die Rubrik Vermischtes zu füllen pflegen. Um das Poetische

kümmerte sich kein Mensch mehr. Man hatte ganz vergessen, was eigentlich Poesie sei. Man griff einfach einen sozialen Zeitgedanken, der gerade in der Luft schwebte, hastig auf, formulierte ihn mehr oder weniger geschickt zu einer neuen sittlichen Forderung und suchte dann im Leben oder in der Phantasie nach einer passenden Handlung, um mit ihr von der Bühne herab die neue Wahrheit zu beweisen. Friedrich Nietzsche meint, die eigentümliche Dialogform der griechischen Tragödie, in der Rede und Gegenrede so gern in einzeiligen Schlagern hin- und herfliegen, erinnere an die Gepflogenheiten des Gerichts und der Volksversammlung, in denen der athenische Bürger des fünften vorchristlichen Jahrhunderts herangewachsen sei. Sollte man beim Anblick der französischen Thesenstücke, in denen im Salon von Herren und Damen der guten Gesellschaft das Für und Wider einer brennenden Frage nach allen Seiten hin mit peinlichster Logik besprochen wird, nicht auf den Gedanken kommen, unsere heutige Menschheit bestehe aus lauter Advokaten und das Theater sei ein Gerichtshof, vor dem die armen Sünder der Gesellschaft, die Verachteten und Ausgestoßenen mit allem Aufwand von Geist, Beredsamkeit und Rührseligkeit verteidigt würden?

Bekanntlich war es der Kritiker Georg Brandes, der mit den modernen Ideen seine skandinavischen Landsleute aus dem romantischen Schlummer weckte. Seine Hauptströmungen der Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts, in denen er mit warmer Begeisterung den raschen Siegeszug dieser Ideen durch ganz Europa schilderte, waren ein Mahnruf an die schaffenden Künstler des Nordens, dem Kultus der Vergangenheit den Rücken zu wenden und an der Neugestaltung des modernen Völkerlebens thatkräftig mitzuarbeiten. Lasset die Toten die Toten begraben und helft den Lebendigen! Das war der wackere Heerruf des Meisters nordischer Kritik. Und siehe! Sie folgten ihm alle, alle, die das neue Leben des Jahrhunderts in sich spürten, und ein gütiges Geschick wollte es, daß die Begeisterten zugleich echte Künstler waren. So erlebte denn die Welt das unerhörte Schauspiel, daß ein geistvoller Kritiker durch die schöpferische Macht seiner Kritik eine neue Litteratur aus der Erde stampfte. Und zwar eine Litteratur, die nicht nur die treibenden und gährenden Zeitideen des Auslandes dem norwegischen Volksgeist einimpfte, sondern das Ausland selbst, von dem diese Ideen stammten, durch deren echt künstlerische Ausgestaltung entzückte. Das junge Dänemark und vor allem das junge Norwegen übernahm mit einemmal die Führung in dem großen Litteraturkampfe der Gegenwart, und in Norwegen trat gleich zu Anfang Henrik Ibsen an die Spitze der ganzen Bewegung.

Der Schauspieldirektor Ibsen bewunderte ohne Zweifel die elegante

Bühnentechnik der Franzosen, die über alle inneren Unwahrscheinlichkeiten der Handlung hinwegtäuschte; aber der Dichter Ibsen durchschaute die ganze Hohlheit dieser äußeren Mache und suchte in diesen dramatischen Kämpfen für eine höhere Menschlichkeit vergebens nach dem — Menschen. Ihn konnten diese Theaterpuppen, die alle bloß auf den richtigen Augenblick warteten, um ihr geistreiches Plaidoyer an den Mann zu bringen, um so weniger genügen, als er von der Romantik herkam, wo man den bloßen Verstand, mit dem diese Welt prunkte, nicht allzu hoch anzuschlagen pflegte. Oder wie hätte einen Dichter, der so gern in die dunkeln Tiefen des Gefühls hinabtauchte und den geheimen Ahnungen und Träumen des Menschenherzens lauschte, die kühle, verstandesmäßige Erörterung neuer Wahrheiten zu befriedigen vermocht? Gewiß, die moralische Tendenz dieser Bühnenplaidoyers gefiel ihm; denn er selber warf nur deshalb eine alte Wahrheit von sich, um sich ebenso eigensinnig in eine neue zu verbeißen; er hatte nun einmal einen Hang zum Moralprediger und auch er wollte die Bühne und die ganze dramatische Dichtung den höheren Zwecken der Weltverbesserung dienstbar machen. Allein gerade damit die neue erlösende Idee, die er in sich trug, den Zuschauern in Fleisch und Blut übergehe, mußte sie selber Fleisch und Blut werden. Ibsen schuf Menschen, ganze, lebendige Menschen, das ist der große Unterschied zwischen ihm und den Franzosen. Das Problem, das ihn beschäftigte, spaltete sich gleichsam wie von selbst in seine streitenden Gegensätze auseinander; und diese streitenden Gegensätze wurden Menschen, nicht Theaterpuppen, die nur ihrer schönen Reden wegen da waren, sondern lebendige Wesen, die die neue Wahrheit, die er verkünden wollte, gleichsam schon durch ihr bloßes Dasein bewiesen. Ibsen ist Dichter, Alexander Dumas, Augier und Sardou sind theaterkundige Feuilletonisten, und wenn man Ibsen den Testamentvollstrecker dieser Franzosen genannt hat, so kann das nur in dem Sinne verstanden werden, als er das, was jene wollten und anstrebten, wirklich vollbracht, als er die modernen Ideen künstlerisch ausgestaltet, als er der dramatischen Problemdichtung, von der jene nur ein Zerrbild lieferten, neben der Tragödie alten Stils einen Ehrenplatz erobert hat.

Damit will ich nicht etwa behaupten, daß man den Ibsen'schen Menschen ihre Herkunft nicht anmerke. Nein, sie sind alle, so natürlich sie sich auch gebahren, mehr oder weniger von des Gedankens Blässe angekränkelt. Aber wir wurden es alle erst gewahr, als Gerhart Hauptmann und die ihm folgten, *ihre* Menschen auf die Bühne stellten. Und noch heute, wenn wir im Theater sitzen und ein Ibsen'sches Drama sehen, hält uns der nordische Magier unter seinem Bann. So lange die Kinder seiner grübelnden Phantasie vor uns stehen, so lange wir ihnen in die Augen schauen und

ihre Stimme hören, sind wir wie hypnotisiert und merken nicht, daß sie wie die Figuren eines Schachbretts von ihres Meisters Hand hin- und hergeschoben werden, um eine dramatische Schachaufgabe zu lösen. Das aber ist gerade die Allmacht des Dichters, daß er uns zwingt, an seine Geschöpfe zu glauben, obgleich wir bei jedem Wort, das sie sagen, dunkel fühlen, daß sie nur Kinder des Gedankens sind.

Das moderne Drama beginnt mit der Gestaltung der modernen Ideen. Henrik Ibsen aber ist der Erste, der aus modernen Ideen moderne Kunstwerke macht. Das ist seine geschichtliche Bedeutung. Aber warum mußte gerade einem Norweger gelingen, was den Franzosen versagt geblieben war? Ich weiß wohl, daß solche Fragen leichter zu stellen als zu beantworten sind. Ja, eine einzige Antwort ist in diesem Falle nicht viel besser als eine halbe Lüge. Unstreitig neigt der germanische Tiefsinn des Nordländers mehr zu einer ernsteren Erfassung jeder einmal aufgeworfenen Frage, als der leichtbeschwingte Geist des mehr mit den Dingen tändelnden Franzosen. Dazu kommt beim Germanen ein Überschuß an Gemüt, der die poetische Anschauung der Dinge bevorzugt, während der Gallier sie sich lieber verstandesmäßig klar macht. Aber das alles dünkt mir hier geringfügig, wenn ich an die grundverschiedene Rolle denke, die die modernen Ideen in Frankreich und in Norwegen spielen mußten. Dort eine weitherzige, großstädtische, geistsprühende Gesellschaft, der das gefallene Weib, die edle Dirne und der großmütige Bastard ein pikanter Unterhaltungsstoff mehr waren, hier ein vermuckertes, geistig und sittlich beschränktes Spießbürgertum, in dessen ängstliches Dasein die fremden neuen Gedanken wie Bomben hereinplatzten. Was dort angenehme Spielerei war, erscheint hier schon im Leben als dramatische Spannung. Und dem Genie blieb eigentlich nichts zu thun, als das Leben selbst künstlerisch zu gestalten.

Henrik Ibsen gab sich aber damit nicht zufrieden, sondern vertiefte die Tagesfragen, die ihm von draußen zugetragen wurden, zu Lebensfragen. Sprachen Dumas und seine Nachfolger von dem gefallenen Weib, so begann Ibsen vom gefallenen Mann zu reden. Machten jene viel Aufhebens von der edlen Dirne, so zeigte Ibsen die Märtyrerin der Ehe. Hielten sich jene über die Ausnahme auf, so wies er nach, wie übel es mit der Regel bestellt sei. Und hausierten jene lediglich mit dem alten Fetzen des Liberalismus, mit den starren Ideen der Freiheit oder der Gerechtigkeit, so schleuderte er die großen sozialen Fragezeichen des modernen Denkens, die tröstlichen Zweifel des Sichselbstüberlebenden unter die Menge, damit die wenigen, für die sie bestimmt waren, sich an ihnen erbauen könnten.

Ich sage absichtlich: die wenigen. Denn eines dürfen wir nicht außer

Augen lassen: Ibsen ist — das Wort in seinem ursprünglichen, edlen Sprachsinne verstanden — durch und durch Aristokrat. So revolutionär seine Gedanken sind, so gering er von allem Bestehenden denkt, so wenig glaubt er an den weltgeschichtlichen Beruf der Masse. Man darf eben nicht vergessen, daß er aus der kleinbürgerlichen Gesellschaft Norwegens hervorgegangen ist und die ganze geistige Erbärmlichkeit und Engherzigkeit einer Regierung von Gevatter Schneider und Handschuhmacher am eigenen Leibe erfahren hat. Und diese kleinbürgerliche Gesellschaft Norwegens ist es ja auch, die ihm bei allem, was er dichtet, Modell stehen muß. An ihr haftet sein Auge wie festgebannt: außer ihr giebt es für ihn keine Welt. Nur was er dort an sozialen Kämpfen und Reibungen erblickt, spiegelt er in seiner Dichtung wieder. Kann man sich da wundern, wenn die kämpfende Arbeiterschaft in der Ibsen'schen Dichtung gar keine Rolle spielt? Und muß man nicht vielmehr über den sozialen Tiefblick staunen, mit dem das innerste Wesen dieses kleinbürgerlichen Lebens in seinen verschiedensten Gestaltungen bloßgelegt wird?

Schon im „Bund der Jugend", einem Lustspiel, dessen Handlung sich ganz nach alter Manier auf lauter Mißverständnissen und Verwechselungen aufbaut, sind die sozialen Gegensätze scharf erfaßt. Ibsen stellt hier den alteingesessenen Aristokraten dem gewissenlosen Emporkömmling gegenüber, aber obgleich er uns keinen Augenblick im Zweifel läßt, wer von den beiden erbitterten Gegnern sich seines Wohlgefallens rühmen darf, so hat er doch Licht und Schatten zwischen beiden gerecht verteilt. Kammerherr Brattsberg, ein reicher Hüttenbesitzer, der in patriarchalischer Weise für seine Leute sorgen und sie, wie er meint, zu ihrem eigenen Heile bevormunden will, ist empört über die unsauberen Geldgeschäfte, mit denen der Gutsherr Monsen die Bevölkerung an sich lockt und zu leichtsinniger Spekulation verführt, und er erinnert den geriebenen Sohn an die ehrliche Arbeit des Vaters, der Holzflößer war. Allein der gewissenlose Gauner bleibt dem ehrenfesten alten Herrn die richtige Antwort nicht schuldig. „Kennen Sie etwas von dem Leben in diesem Stande, Herr Kammerherr?" fragt er höhnisch. „Haben Sie ein einziges Mal probiert, was die Leute erdulden müssen, die für Sie droben auf den Felshängen die Waldbäume fällen und sie stromab führen, während Sie in Ihrer warmen Stube sitzen und den Ertrag davon ernten? Können Sie es solch einem Manne verdenken, daß er sich emporarbeiten will?" Nur schade, daß das, was dieser Herr Monsen unter emporarbeiten versteht, noch tausendmal schlimmer ist, als alles, was der Kammerherr sich bewußt oder unbewußt hat zu schulden kommen lassen. Nicht genug, daß er die ehrliche Arbeit verschmäht und durch seine Wuchergeschäfte die Bevölkerung ruiniert: er verführt sogar die leicht-

sinnigen Opfer seiner Spekulation zum Verbrechen: des Kammerherrn eigener Sohn wird durch ihn zum Wechselfälscher.

Doch Monsen erscheint immer noch als eine Ausnahme, und der moralische Kaufmann, der im Theater sitzt, kann sich mit dem Gedanken trösten, daß gerade diese Ausnahme die Regel, das heißt, seine eigene Vortrefflichkeit, beweise. Ganz anders aber steht es mit dem frommen Rheder Bernick, dem gefeierten Wohlthäter und Musterbürger in den „Stützen der Gesellschaft". Hier macht der Dichter gar kein Hehl daraus, daß er ihn als kapitalistischen Typus betrachtet wissen will; denn die Rummel, Wigand und wie Bernicks Geschäftsfreunde sonst noch heißen mögen, sind um kein Härchen besser als der Herr Konsul selbst. Und was thut dieser Mächtige, dessen Wort bei seinen ihm blindlings vertrauenden Mitbürgern alles durchzusetzen vermag? Im klaren Bewußtsein, daß sein bloßer Name jeden etwa auftauchenden Verdacht niederschlagen wird, befürwortet er den Bau einer Eisenbahn, die er noch vor Jahresfrist auf das energischste bekämpft hat. Und zwar nicht etwa bloß, weil diesmal eine Binnenlinie geplant wird, die seiner Rhederei keinen Abbruch thun kann, sondern vor allem, weil er als weitblickender Mann das ganze Terrain, durch das die Bahn geführt werden soll, im Bunde mit ebenso uneigennützigen Geschäftsleuten bereits aufgekauft hat! Aber das ist noch nicht das schlimmste Gaunerstückchen, das dieser von Moral und Frömmigkeit triefende Großkapitalist kaltlächelnd auf sein Gewissen nimmt. Nein, er wächst sich vor unseren Augen zum Verbrecher großen Stiles aus. Er befiehlt aus bloßer Gewinnsucht, wohl wissend, daß sein Befehl nicht ausgeführt werden kann, die Reparatur eines durch und durch verfaulten Schiffes in zwei Tagen fertig zu stellen, und läßt, den sichern Tod der Mannschaft voraussehend, im tröstlichen Bewußtsein, daß die Ladung versichert ist, die seeuntüchtige „Indian Girl" nach Amerika absegeln. Ja, er wird nicht nur selber zum Schurken, sondern zwingt auch andere, zu Schurken zu werden. Er macht den ehrlichen Werkführer Auner, der ihm das Unmögliche seines Begehrens vor Augen stellt, durch die Androhung seiner Entlassung, zum Lügner und Schwindler. Der Kapitalist korrumpiert den Arbeiter.

Sind hier nicht die moralischen Verwüstungen, die der Kapitalismus im Menschenherzen anrichtet, in den grellsten Farben geschildert? Nur schade, daß die altmodische Schubladentechnik und der unwahre, rührselige Schluß den poetischen Wert der „Stützen der Gesellschaft" so tief herabdrücken, daß sich der Leser oder Hörer fast bei der moralischen Genugthuung beruhigen muß.

Aber auch später, als der Dichter dem Moralisten ebenbürtig geworden war, hat Ibsen manch scharfumrissenen kapitalistischen Charakterkopf ge-

zeichnet. Ich erinnere nur an den Großhändler Werle in der „Wildente“. Dieser feine Genußmensch, um den sich die ganze gute Gesellschaft huldigend drängt, versteht es gar vortrefflich, seinem früheren Compagnon, dem Leutnant Ekdal, gegenüber, der für ihn im Zuchthaus gesessen hat, den großmütigen Wohlthäter zu spielen. Der gebrochene Greis, der für des anderen Sünden so schwer gebüßt hat, darf dem vornehmen Herrn Schreiberdienste thun, und den Sohn des Entgleisten läßt der Großhändler gar zum Photographen ausbilden, um ihn mit seiner ehemaligen Maitresse zu verheiraten.

Führte bei diesen Porträts dem Dichter gleichsam der soziale Ingrimm den Pinsel, so zittert über den weißen Verbrecherhaaren Gabriel Borkmanns der verklärende Schimmer der Romantik. Aber wer möchte den greisen Rätselmann darob tadeln, daß er auf seine alten Tage zu seiner ersten Liebe zurückgekehrt ist? Zudem ist ja Gabriel Borkmann, der die gefesselten Millionen in den Bergen um Erlösung rufen hört, der des Goldes schlummernde Geister wecken will, um Menschenglück zu schaffen weit, weit um ihn herum — zudem ist ja dieser verwegene Träumer nicht irgend ein gaunerischer Bankdieb, wie sie heute zu Dutzenden in jedem Zuchthause sitzen, sondern es ist der Kapitalismus selbst. Hier, wo Ibsen, den Gepflogenheiten seiner alternden Dichtung treu bleibend, alles Persönliche im Sinnbildlichen verdampfen läßt, hat die soziale Entrüstung ebensowenig Platz wie in der wissenschaftlichen Analyse. Und nur eine voreilige Kritik, die den symbolistischen Charakter des Ibsen'schen Schwanengesanges ganz verkennt, wird den Dichter gütigst darauf aufmerksam machen, daß unsere Kapitalisten heutzutage keinen Hang und keine Zeit zu solchen sentimentalen Träumereien hätten.

Wir sehen aus all dem, daß dem norwegischen Dichter der moderne Großkapitalist keine unbekannte Erscheinung ist. Nein, er durchschaut ihn bis auf den Grund der Seele, und stellt ihn nackt und bloß, wie er ihn geschaut hat, auf die Bühne. Aber diese Stützen der Gesellschaft haben doch immer, auch wenn sie Verbrecher werden, einen großen Zug. Der Kleinbürger dagegen, wie ihn Ibsen kennt, ist gemein und lächerlich zu gleicher Zeit. Man denke nur an die Krähwinkelgesellschaft im „Bund der Jugend“, die den Gesinnungswandelkünstler Steensgard auf den Schild hebt, den trunksüchtigen Buchdrucker Aslaksen, dessen drittes Wort immer die Lokalverhältnisse sind, an den heruntergekommenen Daniel Heire, der heute mit Monsen am Wirtshaustisch gegen den Kammerherrn hetzt und morgen bei diesem zu Mittag speist, und an den im Gehorsam gegen den Kammerherrn ersterbenden Lundestad, der niemals weiß, ob er das Reichstagsmandat annehmen oder ablehnen soll, und man wird ohne weiteres begreifen, warum Ibsen, als seine künstlerische Kraft erstarkt war, es sich

nicht versagen konnte, diese Leute, deren ganzes Leben sich aus lauter Kirchturmsinteressen und kleinen egoistischen Häkeleien zusammensetzt, noch einmal aufs Korn zu nehmen. Wo hätte er auch die Geißel der Satire so lustig schwingen können wie hier, wo alles, aber auch alles klein und verächtlich war? So entstand der „Volksfeind", diese köstlichste Persiflage des Kleinbürgertums, die die Weltlitteratur kennt.

Oder wer lacht nicht über den würdetrunkenen Bürgermeister Stockmann, wenn er des hohen Rates sozialpolitische Einsicht offenbart? „Welch außerordentlichen Aufschwung hat der Ort nicht schon in diesen paar Jahren genommen!" sagt er, sich mit seiner Gründung, der Badeanstalt, brüstend. „Geld ist unter die Leute gekommen, Leben, Bewegung! Gebäude und Grundstücke steigen täglich im Preise." Und als Redakteur Hovstad ihn darauf aufmerksam macht, daß auch die Arbeitslosigkeit abgenommen habe, klopft er sich befriedigt auf den Bauch und meint: „Auch das ja. Die Armenlasten haben sich für die besitzenden Klassen in erfreulichem Maße verringert." Aber je geringer bei ihm das Verständnis für die brennendste Frage der Zeit und die eigentlichen Aufgaben eines geordneten Gemeinwesens, um so größer sein büreaukratischer Beamtendünkel. „Als Beamter," ermahnt er seinen Bruder, den Badearzt, „hast du gar kein Recht, eine separate Überzeugung zu haben. Als untergeordneter Angestellter der Badeanstalt darfst du keine Überzeugung aussprechen, die mit der deines Vorgesetzten in Widerspruch steht." Aber seine liberalen Gegner, die ihn und seine Sippe so gern entthronen möchten, sind noch traurigere Tröpfe als ihr Stadtoberhaupt.

Das Bad ist vergiftet! Diese Entdeckung des Badearztes Dr. Stockmann bringt mit einemmal Leben in den Ameisenhaufen. Die freisinnigen Journalisten Hovstad und Billing wollen die allgemeines Aufsehen erregende Nachricht politisch ausschlachten, um die alteingesessenen Stadtmächtigen vom Throne zu stürzen. Der Buchdrucker Aslaksen, ein Namens- und Charaktervetter seines Kollegen im „Bund der Jugend", will, soweit man sich nicht gegen die Autoritäten wendet, mit Hilfe der Hausbesitzer dem Doktor die kompakte liberale Majorität verschaffen. Und Dr. Stockmanns Schwiegervater, der alte, verbissene Dachs in der Gerberei droben, freut sich, daß den Herren vom Rat ein Streich gespielt werden soll. Kaum aber hat der dünkelhafte Bürgermeister ihnen allen eröffnet, daß die Umlegung der Wasserleitung mehrere Millionen Mark kosten würde, ja daß man das Bad für mehrere Jahre ganz schließen und so die Haupteinnahmequelle der Stadt verstopfen müßte, so fallen alle miteinander über den armen Badearzt her und steinigen ihn als Volksfeind.

Kann man sich da wundern, daß sich Ibsen über diese kompakte liberale

Majorität lustig macht? Nein, der Humor des Dichters ist souverän, und wer es nicht vertragen kann, wenn der Dichter über etwas spottet, was ihm heilig ist, der mag sich begraben lassen. Aber ganz abgesehen von dem Künstlerrecht des Dichters, muß nicht jede für neue Ideen kämpfende Partei zunächst die traurige Erfahrung machen, daß die Mehrheit, wie Dr. Stockmann sagt, niemals recht habe? Und sollen sich die, die für eine höhere Kultur der Menschheit kämpfen, etwa über dessen Gleichnis vom Köter und Pudel empören? Nein, ich glaube die Zeit der politischen Schlagwörter ist vorüber, und man kann das Recht der Majorität und das allgemeine direkte geheime Wahlrecht in Ermangelung eines besseren Wertmessers für eine politische Notwendigkeit halten, ohne in ihm den Stein der Weisen und aller Tugend Inbegriff zu erblicken.

Ich habe alle Stellen, in denen Ibsen die politischen und sozialen Verhältnisse des großen Volkslebens streift, absichtlich zusammengetragen. Nicht etwa, weil ich wähnte, der heutige Dichter habe vor allem die Aufgabe, das große Getriebe des gesellschaftlichen Lebens darzustellen. Nein, was Dumas den Parisern über die Einrichtungen der bürgerlichen Welt sagte, gilt auch von den ökonomischen Kampfgebilden der Gegenwart: sie sind nicht das Allgemein-Menschliche, sondern erst wo sie aufhören, fängt das Allgemein-Menschliche an. Sie sind Formen, zuweilen notwendige Formen dieses Menschlichen, aber für den Dichter haben sie nur insofern Bedeutung, als sie das Menschliche in sich schließen. Ibsen selbst veranschaulicht uns das am besten. Sein „Bund der Jugend“ und seine „Stützen der Gesellschaft“, in denen diese politischen und sozialen Verhältnisse am breitesten dargestellt werden, haben unter allen Dramen des Norwegers den geringsten poetischen Gehalt, und sein „Volksfeind“ kann sich trotz allem Humor und aller Satire mit den ergreifenden Seelengemälden, die ungefähr zur selben Zeit entstanden, mit den „Gespenstern“, mit der „Wildente“ und mit „Rosmersholm“ nicht vergleichen. Je mehr der Dichter den äußerlichen Umkreis seines Weltbildes verengte, um so mehr konnte er seine ganze gestaltende Kraft auf einen Punkt konzentrieren. Und was er an Breite verlor, gewann er an Tiefe. Was that es, daß er die Menschen preisgab, wenn er dafür den Menschen eintauschte? Anstatt dem ökonomischen Statistiker ins Handwerk zu pfuschen und das Spiel der sozialen Kräfte im Völkerleben oberflächlich zu schildern, tauchte er in die Seele des Einzelmenschen hinab und sah, wie sich dort der große Weltkampf abspiegelte. Und er fand die Lebenslüge und mit ihr den modernen tragischen Charakter.

Kritische Gänge.

Von Ludwig Jacobowski.

(Berlin.)

II.

Gustav Falke und Christian Morgenstern.

Wenn Gustav Falke ein neues Büchlein Verse zusammenstellt, kann man der fröhlichen Gewißheit leben, daß ein ausgereifter Geschmack die Wahl getroffen und eine ehrliche Selbstkritik die einzelnen Worte und Zeilen durchgesiebt hat. Wie wenige unter unserer jungen Generation hat er eine abgerundete, harmonische, klarsehende und klarsprechende Künstlerseele. Er ist nicht einer, der in gutem oder schlechtem Sinne verblüfft wie Richard Dehmel, nicht ein Draufgänger, dessen Siegesfanfaren brausendes Echo finden, wie Liliencron, nicht ein Neusüchtler, der großmütig die neue Poesie von seinen ausgeklügelten Theorien beginnen läßt, wie Arno Holz, nicht ein naiver, kaltherziger Ciseleur mit schmachtender Artistenpoesie und schmächtiger Begabung wie Stefan George —, er ist Poet, Lyriker, Künstler mit herrlichstem Können, aber er hat nicht die Werbekraft, die Schulen bildet, weil er selbst aus Schulen herkommt, und er hat nicht den großen persönlichen Zug, die individuelle Note, die den Sang seiner schönen Seele herausklingen läßt aus dem Chor der jungen Generation.

Dafür zeugt namentlich der Stillstand, der in seiner neuen Gedichtsammlung „Neue Fahrt" (Berlin, Schuster & Löffler. 151 S. 8°. 2 Mk.) deutlich in die Erscheinung tritt. Als Dichter war und ist Falke kein Phänomen. Aber psychologisch verdient es beachtet zu werden, wie der jetzt 45jährige Mann vom ersten Jahre seines öffentlichen Wirkens an nicht einen ehernen Halt in seiner eigenen Kraft gefunden hat. Das Leben muß seine Seele überweich gestaltet haben. Er mochte wohl 36 Jahre alt gewesen sein, als sein Name zuerst auftauchte; er begann in einem Alter an der Bildung seines poetischen Charakters zu arbeiten, in dem unsere großen Lyriker fast alle fertig gewesen sind. Er, der im Leben seinen Mann zu stellen hatte und mit klagloser Tapferkeit auch stellte, er war lyrisch weich und formempfänglich wie ein Neuling von 19 Jahren. So besaß seine Poesie Gesichter, holde, anmutige, liebe, auch ernste und düstere, und doch keine individuelle Physiognomie. Er ergriff die Hand Storms, um dann mit beiden Händen die Liliencrons festzuhalten, bis er schließlich die reine Glut seines Dichterherzens an der Flackerflamme Dehmels, dieser Mischung

von Sonnenfeuer und trüben Irrlichtern, bis zur Unruhe ausbrennen ließ. Er hatte es nicht nötig, fremde Scheite zu seiner Glut hinzuzufügen.

Und so ist die Entwicklung dieses poetisch noch so jungen Dichters noch längst nicht abgeschlossen. Seine „Neue Fahrt" ist nur manchmal „neue" Fahrt. Er hat Gedichte darin, die den Glauben erwecken könnten, er werde sich zu dem ersten deutschen Lyriker auswachsen. Er findet Wendungen von einer Anmut und Zierlichkeit, von einer Anschaulichkeit und Pracht, die ohnegleichen ist; ab und zu fühlt man sogar einen Hauch von Größe und Stärke. Aber diese Gedichte bilden die kleine aber mächtige Partei.

Dafür aber enttäuscht er durch Artistenkunststücke, die kaltes Staunen wecken und nur für eine Handvoll Litteraten bestimmt zu sein scheinen, losgelöst vom Innenleben seiner Nation, frei von den sympathischen Accenten einer heißen Seele. Er kopiert Dehmel mit schlechten Kinderreimen und hätte doch aus den 1500 echten Kinderreimen F. W. Böhmes lernen können, wie Kinder fühlen und spielen und die Volksseele singt und sagt. Und neben schlecht kopiertem Volkston findet sich ein Gedicht (S. 46, „Nachtwandler"), das in seiner vollendeten Lustigkeit und berückenden Echtheit einzig wirkt. Ganz unnaiv wie ein Anfänger bekommt es Falke fertig, mitten in einem Gedicht zu rufen: „Das war ein Bild zum Malen schön", „gebt mir Papier, ich male sie ..." Ach nein, ich möchte ihm wohl Papier geben, aber zum Dichten. Das „Malen" — für wieviele Lyriker der Gegenwart gilt nicht dieser einfache Satz! — sollte er den Malern überlassen. Und in anderen Gedichten entwickelt er geradezu eine unheimlich plastische Kunst der Ausmalung; sie zeugt von unerhörtem Können, und doch entspricht die Wirkung dieser ganzen Wortmalerei, dieses ganzen Farbenrauschs nicht dem Aufwande an poetischer Kraft ...

Falkes neue Gedichtsammlung läßt auf Stillstand schließen; sein Können und sein Streben wird diesen Satz zu nichte machen, wenn er sich darauf legt, selbst auf eigene Art zu pfeifen. Er kann es; weshalb den kleinen Ehrgeiz haben, fremde Weisen wundervoll nachzupfeifen?

Ein Werdender und ein Strebender — nach Goethe immer willkommen — ist Christian Morgenstern. („Auf vielen Wegen", Berlin, Schuster & Löffler. 1897. 8°. 136 S. 2 Mk.) Er hat einen lustigen Studentenscherz auf dem Gewissen: er hat dem guten Horaz eine Berlinische Seele eingesetzt und ihn dann drollig-wirkungsreich plappern lassen. Er hat eine Gedichtsammlung „In Phantas Schloß" veröffentlicht, in der eine kühlschauende Phantasie sich prometheisch gebärdet und statt düsterer Flammen nur Rauch produziert. Und nun ist er emsig und still bemüht, sich selbst zu finden und damit den Reichtum seiner Seele. Er schreitet den Weg, den

alle Poeten von Ehrlichkeitsgnaden wandeln: er geht nicht mehr von Phantasien und Ewigkeiten aus, um darüber sein Ich, das einzig Interessante zu vergessen, sondern aus dem Realismus freundlicher oder betrübter Erlebnisse, aus den Schlägen des eigenen Herzens holt er jetzt den Rhythmus seiner neuen Poesie. Viele Wege geht er. Zwischen Wachen und Träumen führt seine Phantasie ein seltsam-seltenes Wunderleben und führt uns barocke Gestaltungen vor, die aber nicht übermalt sind mit dem lebendigen Hauch voller Poesie. Es ist erstarrte, gefrorene Poesie, Schneemänner der Phantasie, die vergehen, wenn der warme Hauch der lebensvollen Wirklichkeit sie berührt. Aber hier finden sich ab und zu hinter den fremdlichen Gebilden seiner Vorstellungskraft Symbole angedeutet und tiefsinnige Fragen werden zart wie mit Mädchenhand berührt.

Der zweite Weg, den Morgenstern auf der Suche nach dem Gral der Poesie beschreitet, hat ihn ganz hinweggeführt. Für Großstadtpoesie ist sein Können nicht geschaffen. Die Bilder der Nacht, Einbruch beim Bankier u. s. w. sind dürftig, von außen her entstanden, nicht herausgeboren aus dem ernsten Zwang zeugungstüchtiger Kraft. Die Mystik des Todes mit ihrem sinnetrübenden Schauer hat er in schöne Verse zu bannen versucht und nicht selten vereinigt sich Plastik von fast Dürer'scher Härte mit Wucht und Tiefe der Gedanken. Aber dicht vor dem Heiligtum der Poesie steht Morgensterns aparte und feine Kunst in allen Gedichten, die volkstümliche Elemente aufweisen und zum Goethestil hinneigen. Morgenstern hat erkannt, daß das Ideal deutscher Kunst eine Volkskunst ist, nicht eine für Kollegen, Litteraten, Artisten u. s. f. Und als ewige Sterne können dieser Lyrik nur Goethe und das Volkslied leuchten. Nicht im Sinne einer merklichen Nachahmung, sondern im Ausbauen dieser unsere deutsche Litteratur wirklich fördernden Wege liegt die trostreiche Möglichkeit, unsere moderne Poesie aus dem Weihrauch einiger litterarischer Salons und Cliquen in die Freiluft der Natürlichkeit zu retten. Ich habe die freudige Hoffnung, daß Christian Morgenstern diesen Weg gehen wird, denn Begabung und Seele sind bei ihm ehrlich.

Drei Rosamarmor-Stufen.

(Sur trois marches de marbre rose.)

Von Alfred de Musset.

Deutsch von Martin Hahn (Berlin).

Seit jenem Garten, hochbelobt,
Den leider Adam schon verzetteit,
Wo Eva nackt umhergetobt
Und um die Apfelfrucht gebettelt,
Gab's nie ein baumbesetztes Land,
So viel belobt und so bedichtet,
So oft besucht und so bekannt,
So hübsch und zierlich eingerichtet,
So oft geschildert und genannt,
Durchforscht, durchschlendert und durchrannt —
Und dumm, wie der Versaillergarten.
Ihr Götter, Schäfer, Ausfichtswarten,
Ihr glattbeschor'nen Taxusreih'n,
Ihr Hermen, Satyrn, Stein bei Stein,
Ihr Rasenplätze und Fontainen
Und Kreuzgehölz und Buchenhag,
Wo Sommers stets am Feiertag
So viele braven Bürger gähnen;
Ihr Kaiser all aus römischer Zeit,
Ihr Nymphen von gespenst'ger Blässe,
Die ihr die Hand zum Gruße leiht
Und Schnupfen habt von ew'ger Nässe;
Ihr Hecken, wo man ratlos irrt,
Ihr kleinen Wunder von Bosketten,
Wo's überall von Grillen schwirrt,
Und wo's dem Gott so sauer wird,
Sich aus der Wasserflut zu retten:
Seit ohne Sorge, weil ihr glaubt,
Daß ich bisweilen Reime schüttle.
Und dich vielleicht, Kastanienhaupt,
Aus deinem Blätterfrieden rüttle.
Beim dreizackschwingenden Neptun,
Bei jenen schadhaften Najaden,
Die unbequem auf Kieseln ruhn,
Bei des Apoll geweihten Pfaden,
Bei euch, ihr Meister des Balletts,
Ihr Faune, die im Rasen wildern —
Bei dir, du Schloß zu guter Letz',
Das nur bewohnt noch wird auf Bildern:
Von euch will ich nicht einen schildern!
Ich weiß den Grund von eurem Leid:
Ihr müßtet viele Reime dulden,
Und wenn ihr jetzt gelangweilt seid,
Die Dichter tragen das Verschulden!
Sonett, Ballade, Madrigal,
Sie wurden bunt und ohne Zahl
An eure Herrlichkeit gerichtet
Und stopfen euch die Ohren zu:
Ihr, die man einst so viel bedichtet,
Habt nötig nun so vieler Ruh.
Einst bracht' ich dieser Langeweile
Aus Achtung selbst ein Schläfchen dar,
Doch weil mein Geist bei anderm war,
So schlief ich, dünkt mir, nur zum Teile.
Kannst du, mein Freund — zum Teich gewandt
Vom Thor des Schlosses linker Hand —
Die hübschen Rosamarmorstufen
Zur Seite der Gewächshauswand
Dir noch in das Gedächtnis rufen?
Dort stand beim Abendsonnenstrahl
Der König wohl so manches Mal,
Der hoch wie nicht ein zweiter ragte,
Und blieb, so lange noch das Licht
Am Waldessaum herniederzagte,
(Dafern vor seinem Angesicht
Die Sonne zu verschwinden wagte).
Wie hübsch die Stufen alle drei,
Der Marmor, welche Augenweide!
Wir sagten: „Gott vermaledei" —
Erinnre dich, wir sagten's beide —:
„Den Fuß, der ihm was thut zu Leide!"
Welch farbiger Zusammenklang
In dieser Stufe, die zersprang;
Sieh diese bläulich-zarten Streifen,
Wie zierlich sie und wie so fein
Hinlaufen unterm Rosaschein
Und in das Weiß des Marmors greifen:
So lief gewiß der Jägerin

Dianen, über zarte Brüste
Ein Streifen Götterblutes hin —
So liegt ein Händchen mir im Sinn,
Das ich noch jüngst voll Inbrunst küßte,
Laß übrigens nicht außer acht:
Die Stufen, die im Sinn mir liegen,
Gehören nicht zu den von Pracht
Und kaltem Ruhm erfüllten Stiegen,
Wo jener Fürst des Wartens Qual
An sich empfand zum ersten Mal —
Condé kam damals heim vom Siegen —
Nein, dicht dabei voll Eleganz
Steht ein Gefäß von zartem Glanz:
Zwar mögen andre besser wissen,
Ob es antik ist, ob modern,
Allein gewiß, ich möcht's nicht missen,
Und sicher ist's von Gothik fern!
Sie hält gut Nachbarschaft, die Vase,
Und mag so was wie eine Base
Von meinen Rosastufen sein,
Die sie beschirmt mit stolzem Wesen —
Mein Gott, ein Ding, so winzig klein
Und doch so artig, so erlesen!
. . . .
O nennt, ihr Stufen, alle Namen:
Die Herrn Marquis mit Band und Stern,
Die Fürsten, die zu Hofe kamen,
Die Könige, die hübschen Damen,
Die weltlichen und Kirchenherrn,
Die Frau'n zumal mir scheint's, du Treppe,
Sie fielen dir nicht gar zu schwer,
Wenn sie mit Samt- und Seidenschleppe
Gerauscht auf deinen Steinen her!
Wer kam am leichtesten geschritten?
Die Montespan mit stolzem Flug,
Hortense, die ein galantes Buch,
Die Maintenon, die fromme Sitten,
Fontange, die bunte Bänder trug?
Habt ihr La Vallière getragen?
Und die Sabran? und Parabère?
Wer hübscher war, könnt ihr's noch sagen?
Auch der Regent entschied es schwer
Und schwankte zwischen beiden her —
Zumal nach seinen Zechgelagen.
Auch er ist sicher euch genaht.
Des Heilands großer Widersacher,
Verfolgter Unschuld Advokat
Und Küster in Cythereus Staat,
Des Vorurteils Zunichtemacher:
Voltaire, wenn er der Pompadour
Mit falschen Phrasen Liebe schwur?
Saht ihr, wie übern Rasen trabte
Die Dübarry, die ohne Schuh
Gar hurtig lief auf's Schlößchen zu
Und sich beim Lauf an Milch erlabte?
Ach ja, ihr wüßtet viel zu sagen
Von Glanz und Pomp, den ihr getragen.
Und welch' Gewimmel ging hier ein:
Von hohen Herrn und von Lakai'n,
Von Herzoginnen und Geflitter,
Von Seufzern und von Stichelein,
Von roten Schuh'n und Goldgezitter,
Von Wadenstrumpf und Federnstutz,
Von Spitzenpracht und Seidenputz!
Was Puders unter diesen Zweigen
Und Menschen — von den Narr'n zu schweigen!
Dich kann verachten nur ein Tropf,
Du mächt'ge Herrschaft der Perücke,
Und eine Zipfelmütze drücke
Den elenden Philisterkopf!
Und du, gepudertes Jahrhundert,
Reich an Humor und Stärkemehl,
Wer deine Größe nicht bewundert,
Nach dem blickt auch Kupido scheel! . .
Hab ich nicht recht, ihr Marmorstufen?
Und doch, ich nehm' es an mit Fug,
Eh' euch ein Zufall hervorschlug,
War't ihr zu andrem Los berufen:
In wärm'rer Sonne Strahlengruß,
In eines griech'schen Tempels Schatten,
Da hätt' euch ein vom Duft der Matten,
Bethauter jungfräulicher Fuß,
Der mit Sandalen euch geschlagen,
Mehr als der Schritt des Atlasschuh's
Erfüllt mit wohligem Behagen:
Erschaffen wohl hat die Natur
Den Block dereinst, den keuschen wilden,
Damit er edleres erfuhr:
Ihn sollten Künstlerhände bilden!
In diesen Trübsalspark indes
Verbannt euch Maurerkarst und Kelle,
Mansard besiegt Praxiteles
Und welst euch höhnend diese Stelle.
Doch, öffnete der Marmor sich,
Es stiege auf, o sicherlich!

Ein neuer Gott in Strahlenhelle;
Als durch den Stein die Säge schoß,
Da traf ihr ungeschlachtes Greifen
Ein Marmorbild, das er verschloß,
Und aus dem Blut, das ihm entfloß,
Gewannt ihr eure Purpurstreifen!

Zermalmt zu werden und besiegt,
Das sind der Schönheit Erdenlose.
Vom Horst, zu dem der Adler fliegt,
Bis zum verwelkten Blatt der Rose,
Das sterbend mir zu Füßen liegt;
Wenn sie mit ihrem Werk am Ziele,
Dann wirft die schaffende Natur
Den Geist auf Nacht- und Nebelspur,
Den Stoff am Zufall hin zum Spiele;
Ins Wirbeln blinder Macht hinein
Gerät das köstlichste Gestein
Und wird zermahlen und zerrieben, —
Es wird das herrlichste der Welt
Verkannt, verraten und entstellt
Nach einer Maurerfaust Belieben!

Du und ich.

Eine Phantasie von der Freundschaft von H. Erlin.

(Berlin.)

Du und ich, wir saßen in deinem Zimmer. Weißt du, in dem Zimmer mit dem roten Samtdivan, dem Fliederduft und dem welkenden Grün in Vasen und Töpfen.

Dein Platz war auf der altdeutschen Holzbank vor mir ...... Nachmittagszwielicht wob seine Schleier um deine Gestalt.

Wir sprachen vom Theater, von Konzerten, von berühmten Leuten, von der Freundschaft und ...... auf einmal sah ich deine Seele neben dir knieen.

Sie war ein Kind im weißen Kleide, mit den heißen Sehnsuchtsaugen eines Weibes und dem Lächeln eines einsamen Herrschers.

Da fragtest du mich etwas.

Ich wollte antworten.

Gnädige Frau, hätte ich beginnen müssen. Das konnte ich nicht .... ich wußte dich plötzlich nicht zu nennen.

Mein Blick fiel auf ein geöffnetes Buch, das den japanischen Theetisch zierte. ......

Maria, las ich.

Das war dein Name.

Maria ...... Maria!

Und plötzlich breiteten sich blumige, blühende Thäler, mit duftenden Lilien, wie du sie liebst, vor mir aus .... ein Himmel, so blau ....

so tief und rein, wie ihn der Norden nimmer kennt, wölbte sich darüber .... marmorne, rosenumrankte Säulen ragten zu ihm auf, und Berge .... Berge tauchten empor aus leuchtendem Sonnengold. Von irgendwoher aber .... aus der Höhe oder aus der unermeßlichen Weite .... läutete eine Glocke das Ave Maria .... Maria .... Maria ....

Ich schloß die Augen.

Du konntest es nicht merken, denn die Schatten der Dämmerung vertieften sich mehr und mehr .... also erzähltest du weiter von den berühmten Leuten, von den Konzerten, von der Freundschaft .... Ich entgegnete dir auch etwas, dann öffnete ich die Augen wieder und siehe: deine Seele kniete noch immer dir zur Seite, aber sie war nicht mehr allein. Ein wilder, trotziger Knabe stand vor ihr.

O, wie ich ihn kannte .... ihn, der meine Züge trug!

„Du mußt wissen, wer ich bin," sagte er deiner Seele.

„Vielleicht!" erwiderte ihr Blick.

„Ich habe dich gesucht .... dich .... Jahre um Jahre! Du bist ich und ich bin du .... Aber ich will knieen vor dir!"

Deiner weißen Seele Herrscherlächeln gewährte es.

Da war mir's, als zerre mich etwas vom Divan, so daß ich langsam auf das Kissen niederglitt, darauf dein Fuß ruhte.

„Aber was machen Sie, Mensch?"

Du lachtest.

„Mein Ungeschick .... ein Versehen ...."

Wieder suchte ich nach einer Anrede für dich.

„Haben Sie auch ordentlich gehört, was ich sagte?"

Im Aufglühen deiner Zigarette wurde ich gewahr, daß du mich groß anschautest. „Ich sprach von Seelenfreundschaft zwischen Mann und Weib. Glauben Sie an .... an solche körperlose Freundschaft, Sie Träumer?"

„Ja, ich glaube daran!" sagte ich, und mein Herz pochte bis in die Kehle hinauf.

Was war das?

Deine Seele erhob sich ... ihr weißes Kleid verflatterte im Dunkel .... sie war verschwunden.

„Ich sehne mich nach solcher Freundschaft," sprachst du leise.

„O .... Sie .... und ich?" sagte ich zitternd.

Ich fühlte deinen prüfenden Blick.

„Sie sind nicht ehrlich."

Da beugte ich mich auf deine kühlen, schlanken Hände hernieder, bis sie meine Stirn berührten.

„Ich werde vergessen, daß Sie ein Weib sind! Dann ...."

„Dann ....? Ja!“ antwortetest du und standest auf.

Der Flieder duftete berückender, als deine königliche Gestalt die Luft teilte.

„Es ist dunkel .... ich muß die Lampe anzünden.“

Deine Stimme klang gepreßt und ich .... ich atmete kaum.

Die Lampenglocke klirrte, als du sie berührtest .... Zitterten deine Finger so? Oder warst du nur ungeschickt?

Nun wurde es hell.

Welch eigenen, phantastischen Rahmen dieses durch hochrote Schleier gefärbte und gedämpfte Licht um dich zauberte!

Ich empfand, wie schön du warst!

Dein Platz war wieder mir gegenüber.

„Also wir sind nun Freunde, wirkliche, ehrliche Freunde!“

Mir war's, als sagtest du so; ich nickte.

Und weil ich wollte, daß du Recht hättest, sah ich nicht mehr in dein schönes menschliches Antlitz, sondern suchte deine Seele.

Sie erschien mir abermals.

Auf deinen Samtdivan sanken Wolkenkissen hernieder, so rosarot, wie das Licht deiner Lampe. In diese Kissen geschmiegt erblickte ich deine Seele. Sie war ein Weib. Das weiße Gewand hatte sich ihr von Hals und Busen gelöst .... Das Haupt neigte sich, wie von der Schwere des schwarzen Gelocks gezwungen, ein wenig hintenüber .... die Lippen öffneten sich wie zum Rufe .... wie zum Schrei ....

Eine wahnsinnige Furcht vor der Antwort, die ich diesen Lippen geben könnte, packte mich und ich bemühte mich hastig, dir etwas zu erzählen.

Etwas, das .... etwas ....

Nun, ich schilderte dir die Vorzüge meiner letzten Geliebten.

Du lächeltest über meinen Eifer.

„Sehen Sie, wie prächtig reine Freundschaft ist! Man kann sich sogar Herzensangelegenheiten anvertrauen.“

„Ja! Und doch giebt's Ungläubige, die behaupten, solche Freundschaft zwischen Mann und Weib sei unmöglich. Natürlich täuschen sie sich gründlich.“

Während ich dir im Tone vollster Überzeugung diese Antwort gab, riefen meine Gedanken deine Seele herbei .... erwartungsvoll schaute ich nach jener Stelle, wo dein Divan stand.

Sah ich recht?

Wiederum weilte der Knabe mit meinem Gesicht bei deiner Seele. Er that, wie er gewollt hatte: er kniete vor ihr. Und durch das rosige, verschwiegene Dämmer ringsum schwebten unzählige Blumenblätter und dufteten sinnbethörend und sanken hernieder auf das weiße Kleid deiner

Seele, um es zu schmücken. „Ich will dir Geschichten erzählen," sagte da der Knabe zu deiner Seele.

„Thu's, wenn du neue weißt," war ihre Antwort.

„Ja, meine Geschichten sind neu, aber sie haben alle ein und denselben Anfang."

„Nun, und wie fangen sie an?"

Groß und zwingend blickte der Knabe deine Seele an.

„Es wird einmal sein," sagte er dann fest und bestimmt.

„Es . . . .? Was?" fragte sie leise.

Schweigend breitete er die Arme aus, da warf deine Seele stolz ihr Herrscherhaupt zurück . . . . von ihren Gliedern aber, von den leuchtenden, glitten langsam die Gewänder hernieder. Und Blumenblätter, rosige Blumenblätter . . . . . .

„Sagen Sie mal, Sie verträumter Mensch Sie, denken Sie heut gar nicht ans Heimgehen?"

Sanft schlugst du mich mit dem Zipfel deines Taschentuches auf die Schulter. „Ich muß von meinem Freundschaftsrechte Gebrauch machen und Sie wegschicken."

Ich kam mühsam zu mir.

„Verzeihung, gnädige Frau . . . ."

Dann erhob ich mich.

In den Knieen zitternd wie nach langem Marsche . . . tolles Glühen im Hirn und eiskaltes Schauern über dem Rücken.

Ich wollte dir die Hand küssen, aber du entzogst sie mir schnell.

„Nein, nicht! Das thut man unter guten Freunden nicht."

Ich lächelte.

„Also dann so . . . . wie man die Schwester küßt."

Nun kam ich dir ganz nahe . . . . . du wichest mir nicht aus . . . . meine heißen Lippen ruhten auf deiner Marmorstirn.

Maria . . . . Maria . . . . .

Ich hörte, wie tausend Glocken deinen Namen über Blütenthäler in die sonnige Welt hineinsangen. Maria . . . . Ave Maria. Und die Rosen, die sich um weiße Säulen rankten, nickten ganz besonders dazu. Deine Seele aber und der Knabe, der gesagt hatte, daß es einmal sein würde, standen inmitten aller dieser Herrlichkeit und sie küßten sich. —

„Also dann auf Wiedersehen, lieber Freund!"

Du reichtest mir noch einmal die Hand.

„Und gute, redliche Freundschaft!"

Dann ging ich.

Dein rosenrotes, fliederduftendes Zimmer schloß sich hinter mir . . . . .

die Korridorthür klappte zu . . . . kühle Luft umstrich mich ernüchternd . . . . langsam . . . . ganz langsam stieg ich die Treppe hinab . . . .

Unten auf der Straße war es regnerisch und kalt. Fröstelnd zog ich meinen Mantelkragen in die Höhe . . . . machte ein paar Schritte . . . blieb stehen und schaute noch einmal zu deinen Fenstern empor.

Ein matter Lichtschimmer grüßte zu mir herunter.

Freundschaft . . . . . Maria . . . .?

Da war mir's, als atmete ich wieder den berauschenden Duft deines Flieders — und ich dachte an ein Kind im weißen Kleide mit den heißen Sehnsuchtsaugen eines Weibes.

Hypnotisiert.

Von Georg Felix.
(Morchingen.)

Ja, wenn ihr Mann nicht fort wäre! Ihre Schwester war zwar unten im Garten, sie hätte ihren Ruf gehört. Aber der Blick dessen, der ihr im Salon gegenübersaß, verbot ihr zu rufen. Nein, keinen Laut konnte sie über die Lippen bringen! Weshalb hatte sie auch solche Angst vor ihm, dem Freunde ihres Gatten!? Blickte er sie doch nur an mit seinen grauen Augen! Aber er hatte sie schon lange so angesehen, so eigentümlich, so starr, daß ihr ganz unheimlich zu Mute wurde. Ihre Augen, die sie anfangs hatte abwenden wollen, waren müde geworden, totmüde. —

„Willst Du?" — fragte er mit leise zitternder Stimme. Sie machte eine Bewegung, einen letzten Versuch, die Herrschaft über sich selbst zu gewinnen, dem Banne seines Blickes zu entfliehen. Vergebens. — „Willst Du?" wiederholte er. „Ja, ich will," sagte sie endlich halblaut und tonlos. „Nur nicht mehr so anstarren!" setzte sie leiser hinzu. — Ihre Kraft war gebrochen, ihr Schicksal besiegelt.

Das Glück war ihr nicht hold gewesen. Krank und verlassen lag sie auf ihrem Lager. Gar lange schon hatte das Elend sie hohläugig angestarrt. Sie war des Kampfes müde. — „Willst Du?" glaubte sie eine Stimme zu vernehmen. — „Ja, ich will!" sagte sie leise, „nur nicht mehr so anstarren!" — Meinte sie das Leben damit? — Ihre Kraft war gebrochen. Der Tod nahm die Weltmüde in seine Arme.

Deutsche Lyrik.

Dem Frühling zu!

Meiner Mutter.

Lenz, lieblicher Lenz,
Wo nur bleibst du?
Lang, ach zu lange schon
Lastet der Winter überm Gefild'.

Tage, Wochen lag ich
Fiebergebannt in dumpfer Stube,
Sorge, das graue Gespenst
Wachte an meinem Lager,
Ließ die brennenden, müden Augen
In Schlaf nicht sinken,
Hieß mich rastlos rühren
Die zitternde Hand;
Doch wenn die Seele
Nach Rettung hinaus mir irrte:
Ach, nur Eis und Schnee gewahrt' ich,
Und Krähen, kauernd am Gartenzaun,
Bauschten fröstelnd das Federgewand
Und krächzten hungerwütige Lieder ...
Angstvoll, wie ein Kind
Barg ich das Haupt in die Kissen,
Fiebrisch sehnend nach Licht und Wärme.

Ach, das glutende Sonnenaug'
Verhüllen noch immer
Nebel und Wolkenschleier;
Schwarz und tot liegt die Erde,
Kahl stehen Sträucher und Bäume
Und strecken die knospigen Aeste
Verlangend zum Lichtquell auf . . .

Schwankt' ich, langsam genesend,
Wieder zum ersten Male
Hinter der Stadt durchs Gartenland;
Eisig strich die Luft,
Schneewolken-Schwärme
Deckten den Himmel.
Da horch: Ein Vöglein
Über mir im Gezweig'
Probte zaghaft verlorene Liedertöne!
Wundersam ward mir bei dem Gesange:
Lenz-Ahnen quillte im Herzen auf
Und selig Kindheits-Erinnern.

Weit, weit zurück trug mich der Traum:
Da wir, Mädchen und Buben,
Lustfroh im Garten sprangen
Hinterm friedlichen Elternhause,
Bis Mutter ernst-mahnend zur Arbeit rief. —
O du dreimal heilige Stimme,
O Mutterherz, sei mir gesegnet!
Heute schmerzlich gedenk' ich deiner
Wie oft, auf einsamem Wege . . . . .

Hagelgraupeln und Storchschnee-Flocken
Rieseln herab, wo ich schreite;
Aber heller nur schmettert das Vöglein
Über mir im Geäst: —
Süßes Hoffen, o Mutter,
Heischt der kleine liebliche Sänger!
Wann im Gebirg die Lawine saust
Und in der Ebne die Wasser schwellen;
Wann wieder unterm Sonnenkuß
Die Knospen brechen,
Die Blätter sprießen
Und über Nacht
Mit Laub und Blüten
Die Erde sich schmückt:
O, dann eil' ich zu dir,
Daß ich dir streichle die grauen Haare,
Küsse die treuen Augen und Hände;
Und wieder, wie einst, da du
Dem emsig aufhorchenden Knaben
Märchen und Sagen erzählt,
Leg' ich mein Haupt dir aufs Knie . . . .

Über uns wölbt der Himmel
Den blauen, lichtdurchwirkten Plan,
Lerchentriller perlen hernieder,
Von Vogelliedern träuft das Geläube.
Und wir schauen beseligt ins weite Land
Wo der Bauer den Acker stürzt

Und der Krähe nicht wehret,
Dem Schollen-brechenden Pflug zu folgen: –
Lichtglanz, Sabbathstille
Über den Feldern.

So wird es sein,
Wann einst kein Krieg
Die Völker mehr schreckt,

Wann endlich der Menschheit ersehnter
Frühling
Strahlend über die Erde schreitet: —
Goldner Friede ringsum,
Sabbathruhe in allen Herzen.

Lenz, o komm!

Stuttgart. Ernst Kreowski.

Gassenjungenlieder.

I.

Pst! Hör' mal, Mädel! — Was rennst denn so?
Hast Du's so eilig? — Ich bin ja froh,
endlich ein Weibsbild zu kapern!
Frohsinn hab' ich und junges Blut,
kräftige Muskeln und stürmenden Mut —
an einem freilich wird's hapern:

Ich hab' keinen Groschen im Portemonnaie —
da siehst? es ist leer. — Ach herjemineh!
bin ich ein struppiger Bengel! —
Ei was — Du lächelst? Du giebst mir 'nen Schmatz? —
Da, nimm meinen Arm, mein teuerster Schatz!
trotz Schminke bist Du ein Engel!

II.

Nee, sag' mal, Mieze, was hast Du denn heut'?
— Du stinkst ja mit einmal zehn Meilen weit —
nach Patchouli — unausstehlich!
Und den seidenen Rock und die pikfeine Taille!
Ei sag' mal bloß, Du kleine Canaille,
seit wann schwimmst in Gold Du so selig?

Ach so?! — hat vielleicht der döſ'ge Herr Graf,
den ich gestern Mittag mit Dir traf,
Dich für so viel Mammon erhandelt? —
Ich nehm's Dir nicht übel: man braucht ja Geld!
doch daß Dir dieser Kretin gefällt —!
Nee, Mieze, hast Du Dich verwandelt!

Berlin. Leonhard Wetzlar.

Lieder.

I.

Am Waldsee.

Von des Waldsees weißen Rosen
Geht im Volk die dunkle Sage:
Wer sie unbedacht einst breche
Und an seinem Herzen trage,
Ist verfallen dem Verderben,
Und muß tief im Waldsee sterben.

Deine Liederblüten pflück' ich ...
„Stiller Tiefe hold entstiegen —
Gleich den Blumen dort, die weltfremd —
Träumend — sich im Lichte wiegen ..."
Und es kreist auf dunklen Bahnen
Um uns her: der Sage Mahnen ...

Doch umsonst . . . im Gürtel welken
Mir des Waldsees zarte Blüten — —
Und zu spät ist's — vor dem Zauber
Deiner Lieder mich zu hüten ...
Machtvoll — ahne ich zur Stunde —
Zieht es mich hinab zum Grunde ...

II.

Im Traum.

Beim strengen Tag steh' ich im Sold,
In hartem Dienste ihm zu frohnen,
Und nimmer will er mild und hold
Mit reichem Sonnenglück mir lohnen.

Doch nicht mit seinem goldnen Schein
Will um versagte Huld ich rechten,
Bleibt nur erfülltes Sehnen mein
In blassen, stillverschwiegnen Nächten:

„Es winkt ein Traum verstohlen mir ...
Ich folg' ihm leise — glückversonnen — —
Und lächelnd führt er mich zu Dir . . .
Zu unaussprechlich süßen Wonnen.

Das kranke Herz, es wird gesund
Von all dem bangen Tagesharme
In sel'gem Frieden ... Mund auf Mund ...
An Deiner Brust, in Deinem Arme — —"

Nicht mit des Tages goldnem Schein
Will um versagtes Glück ich rechten,
Bleibt nur erfülltes Sehnen mein —
In blassen, stillverschwiegnen Nächten.

III.

Tragödie.

Wie einsam meine Nächte sind,
Seit meine Sehnsucht mich verlassen:
Einst — nächtens — floh, durch Stadt und Gassen,
Glutäugig — bloß — ein Bettelkind ...

Und vor Dir stand, — in stummem Flehn ...
Und Du ...? — Es neigte Dein Erbarmen
Mit milder Gabe sich der Armen.
Die Heimatlose konnte gehn.
— — — — — — — — — — — —

Am Fensterriegel zerrt der Wind
Und pfeift sein Lied durch alle Gassen:
„Verirrt — verloren — und verlassen"
— — — — — — — — —
Wie einsam meine Nächte sind ...

Schönow N.-M. Hanna Thien.

Deutsches Kunstleben.

XI.

Berlin.

Jung-Wien lastete in den letzten Wochen schwer auf uns. Es war eine bittere Prüfung, als die Karlweis, Herzl, Burckhardt, Eldogen, und wie die österreichischen Theatergeißeln alle heißen mögen, Schlag auf Schlag in rascher Folge über uns hereinbrachen! Soviel selbstgefällige Schwatzschweifigkeit und naive Verlogenheit, soviel öder Dilettantismus und gespreizte Anmaßung in die kurze Zeit des kürzesten Monats zusammengedrängt: das war mehr, als selbst das vielgeprüfte Gemüt des professionellen Kunst-Chroniqueurs in christlicher Geduld ertragen kann! Ich habe viel gelitten in diesen Wochen, und erfülle nunmehr die traurige Pflicht, den Premièren-Dornenpfad des Monats Februar im Interesse der „Gesellschaft"-Leser nochmals zu durchwandern.

Am 4. ging im Lessing-Theater das vieraktige Lustspiel „Das grobe Hemd" von C. Karlweis zum ersten Mal in Scene. Das Stück, eine plump gearbeitete Posse, die ihren satirischen Zweck vollständig verfehlt, ist bereits vor einem Jahre in Wien und später auf zahlreichen Provinztheatern gegeben worden. Der Verfasser, den seine Freunde den „Wiener Aristophanes" nennen, wendet sich gegen den Salonsozialismus der reichen Hausherrensöhne, die die Mußestunden ihres vergnügungsreichen Lebens damit ausfüllen, daß sie das Elend der Armen bejammern und den Reichtum anklagen. Ein Wiener Millionär und Spießbürger, der alte Schöllhofer, kuriert seinen von sozialistischen Ideen behafteten Sohn dadurch, daß er sich plötzlich für verarmt ausgiebt und dem verwöhnten jungen Herrn das grobe Hemd überzieht, d. h. ihn die Freuden des Proletarierlebens ein paar Tage hindurch am eigenen Leibe kosten läßt. Mir scheint, daß der alte Schöllhofer mit seinem geistreichen Scherz eigentlich das Gegenteil von dem beweist, was er beweisen will. Denn daß ein junger Mensch, der sein ganzes Leben in Reichtum und Überfluß zugebracht hat, nicht die Fähigkeit besitzt, innerhalb weniger Tage die Lebensgewohnheiten eines Proletariers anzunehmen, und daß ein Angehöriger der goldenen Jugend, dessen Tage bis dahin in Nichtsthun dahingingen, nicht imstande ist, plötzlich durch seiner Hände Arbeit sich und die Seinigen zu ernähren, ist doch selbstverständlich. Kein Mensch wird ihm das verübeln. Wenn man aber nach der Ursache der tragikomischen Hilflosigkeit des verarmten Millionärssohnes fragt, so bleibt nur die Antwort übrig: der Reichtum trägt die Schuld. Der Reichtum, auf dem die Erziehung und die Lebensführung des Beklagenswerten beruhten. Das grobe Hemd soll aber gerade die Strafe dafür sein, daß Schöllhofer jun. den Reichtum und seine sozialen Folgen geschmäht hat. Kurz, die Satire des Herrn Karlweis verfehlt ihr Ziel durchaus, seine Komödie beweist gerade das Gegenteil von dem, was sie be-

weisen soll. Außerdem scheint mir, daß die satirischen Geißelhiebe, die Herr Karlweis auszuteilen sich bemüht, auch in ihrem beabsichtigten Ziel durchaus deplaziert sind. Unter den Millionärssöhnen dürften diejenigen wohl kaum die schlechtesten und lächerlichsten sein, die ihre Zeit nicht ausschließlich mit ritterlichen Zerstreuungen hinbringen, sondern auch Lust haben, über ernste Dinge, wie die sozialen Fragen, nachzudenken. Und wenn die Resultate ihres Nachdenkens im einzelnen Falle nicht besonders geistreich ausfallen, so liegt der Grund in dem intellektuellen Manko des Betreffenden, nicht aber in der Albernheit einer solchen Beschäftigung überhaupt. Oder will Herr Karlweis die Millionärssöhne in sozialen Fragen zu freiwilliger Urteilslosigkeit verdammen? Dann hätte der Talmisozialist Schöllhofer mit seinen Tiraden gegen den Reichtum allerdings teilweise Recht! Das dumme Stück wird durch die Gefühlsroheit und die ordinäre Gesinnung, die aus zahlreichen Stellen spricht, noch besonders widerwärtig. Unter den Darstellern glänzte der Wiener Komiker Tyrolt, der in der Rolle des alten Schöllhofer mit großem, wohlverdienten Erfolg gastierte. Der geistlose und prätentiöse Dilettantismus des Herrn Emanuel Stockhausen verdarb dagegen an der Figur des Talmisozialisten alles, was der Verfasser noch zu verderben übrig gelassen hatte.

Am 5. Februar wurde im Thalia-Theater zum erstenmal das Wiener Sensationsstück „Das neue Ghetto“ des Wiener Theodor Herzl aufgeführt. Bei uns konnte es nur wenige Male über die Bühne gehen, erntete aber bei der ersten Aufführung stürmischen, demonstrativen Beifall. Ich hatte geglaubt, daß Tendenzstücke dieses gemeinen Genres selbst auf einer untergeordneten Berliner Bühne heutzutage nicht mehr möglich wären, aber der Beifallsjubel, der den abgedroschenen, schwülstigen Phrasen des makellosen Idealjuden und Rechtsanwalts Dr. Jakob Samuel und des weisen Rabbiners Dr. Friedheimer regelmäßig folgte, hat mich leider eines besseren belehrt. Allerdings war die überwiegende Mehrheit des Publikums an der Tendenz des philosemitischen Stückes offenbar persönlich interessiert, aber trotzdem hätte eine gewisse Hochachtung vor der schwer gemißhandelten Muse der dramatischen Dichtkunst diesen Beifallsjubelnden eine kleine Reserve auferlegen müssen. Nie hat eine Tendenzdichtung mit plumperen, aufdringlicheren und geistloseren Mitteln gearbeitet, wie dieses vielgenannte Spektakelstück, und der Verfasser hielt es überdies für geschmackvoll, durch die Berliner Presse eine selbstverfaßte Anpreisung seines Machwerkes publizieren zu lassen. Das „Berliner Tageblatt“ übernahm natürlich und sorgte für die Verbreitung dieser Reklame.

Der Wiener Advokat Friedrich Eibogen war der Verfasser eines dreiaktigen Schauspiels, mit dem uns Herr Sigmund Lautenburg in einer Matinée des Neuen Theaters am 6. Februar bekannt machte. Das Stück hieß „Die Komödie“ und behandelte einen dramatisch außerordentlich ergiebigen Stoff, den der Verfasser einem thatsächlichen Erlebnis aus seiner Anwaltspraxis entnommen haben soll. Ein alter pensionierter Offizier beantragt nach vierzigjähriger, scheinbar glücklicher Ehe die Scheidung von seiner Frau, die ihn vor drei Jahrzehnten mit einem Schauspieler betrogen hat. Zuerst aus Rücksicht auf seine Tochter, die als Kind geschiedener Eltern keinen Mann bekommen hätte, später aus Rücksicht auf seine Enkelin Marianne, die elternlos geworden ist und im Hause der Großeltern erzogen wird, hat Major Starke geschwiegen und vor aller Welt Komödie gespielt. Aber jetzt, nachdem auch Marianne verheiratet ist, legt er die Maske ab und hält Abrechnung mit seinem Weibe. Dieser klare und fruchtbare Stoff, der die Grundlage zu einer interessanten dramatischen Charakterstudie hätte abgeben können, ist von dem dilettantischen Verfasser leider dadurch theatralisch verwickelt und romanhaft aufgeputzt worden, daß er der alten Ehebruchsgeschichte eine neue hinzugefügt

hat: auch Marianne ist ihrem Gatten untreu geworden, und zwar ist der Verführer zufällig gerade jener Rechtsanwalt, den der alte Major mit seiner Scheidungsklage beauftragt. Daraus ergaben sich natürlich alle möglichen und unmöglichen Coulissenerschütterungen, die bei der mangelhaften dramatischen Technik des Verfassers auf den Zuschauer keinerlei Wirkung ausübten. Schade, daß ein so prächtiger Stoff in ungeübten Händen eine so wenig künstlerische Behandlung erfahren mußte!

Dr. Max Burckhardt, der verflossene Direktor des Wiener Burgtheaters, hat sich bekanntlich auch als dramatischer Dichter bethätigt. Er ist der Verfasser zweier Stücke, die in Wien mit Erfolg über die Bretter gegangen sein sollen und deren Bekanntschaft wir Berliner jetzt an zwei auf einander folgenden Februartagen gemacht haben. Am Sonnabend, den 12. Februar gab man im Berliner Theater das fünfaktige Volksstück „'s Katherl" und an dem folgenden Sonntage brachte die Dramatische Gesellschaft als dritte Matinée die ländliche Komödie „Die Bürgermeisterwahl" im Residenztheater zur Aufführung.

Beide Stücke hatten dasselbe Schicksal: zuerst lebhafter Anteil des Publikums und freundlicher Beifall, dann allmähliches Erkalten des Interesses und schließlich Ablehnung.

Das Schauspiel „'s Katherl" macht uns mit der rührenden Geschichte von dem armen, unschuldigen, ehrlichen Katherl bekannt, das sich als junges Ding von fünfzehn Jahren opfert, um den verkommenen Bruder vor dem Zuchthause zu retten, das dann nach Jahren, als es meint, alles sei verbüßt und vergessen, mit dem reichen Kaufmannssohne Franz Koberl eine Liebschaft eingeht und nach Beseitigung einiger schwiegermütterlicherseits erhobener Einwände dicht vor der Hochzeit steht, als plötzlich wieder der böse Bruder daherkommt und das Lebensglück der jugendlichen Dulderin zum zweiten Male gefährdet. Er verlangt von der Schwester, sie solle ihm, der direkt aus dem Zuchthause kommt, eine bequeme Stelle in dem Geschäft ihres zukünftigen Schwiegervaters verschaffen. Das ehrliche Katherl willfahrt diesem Verlangen nicht, und der schlechte Mensch verrät aus Rache dem Bräutigam und den Schwiegereltern den Jugendfehltritt der Ärmsten. Das Katherl wird mit Schimpf und Schande davongejagt und bekommt vor Gram die Auszehrung. Aber auch der Franz kann nicht wieder froh werden; er schleppt seine Tage in Sorge und Reue dahin, bis er zufällig die wahre Geschichte von Katherls Jugendsünde erfährt. Nun hält es ihn nicht länger: er sucht und findet die Geliebte, die im Spital schwer krank darniederliegt. Am Krankenbette findet unter reichlichem Thränenerguß die Versöhnung statt, und da der brave Spittelarzt bei guter Pflege und frischer Luft die baldige Genesung der Patientin in Aussicht stellt, so darf man in absehbarer Zeit auf eine dauernde Vereinigung des vielgeprüften Brautpaares hoffen. Auf einer Vorstadtbühne mag der romanhafte Inhalt, die grelle Charakterzeichnung und die naive skrupellose Art der theatralischen Effekte dem Publikum Zähren der Wehmut und der Freude entlocken. Die Besucher des Berliner Theaters vermochten keinen Geschmack an einem Stück zu finden, dessen Handlung unaufhörlich durch gleichgültige und überflüssige Episoden aufgehalten und zerrissen wird, und in dem feine realistische Scenen mit bombastischen und verlogen-rührseligen Effektstellen harmlos abwechseln.

Die unvergleichlich wertvollere Komödie „Die Bürgermeisterwahl" enthält in ihrer ersten Hälfte zwei prächtige Possenakte, die auf jeder Bühne und in jeder Darstellung wirken müssen, entbehrt aber so sehr jeder einheitlichen Handlung, daß man schließlich aus dem Scenengewirr nicht mehr klug wird und das Interesse an den Bühnenvorgängen verliert. Das Stück enthält eine überaus bissige Satire auf die ländliche Rechtspflege und Verwaltungspraxis in Österreich, und es ist wohl verständlich, daß dieses freimütige Werk seinem Autor die höfische Gnade gekostet hat.

Herr Burckhardt ist kein dramatischer Dichter, aber er ist ein scharfer und vorurteilsloser Beobachter, ein geistreicher und sehr witziger Satiriker, der durchaus die Fähigkeit besitzt, sein Publikum ein paar Stunden hindurch ganz angenehm zu unterhalten. Man läßt sich die bunte Scenenreihe, die aus einzelnen launigen Momentbildern aufgebaut ist, eine Weile gefallen: sobald aber das Stück sich zum Ende neigt und man sich fragt: was soll das Ganze? fühlt man sich unbefriedigt, trotz des liebenswürdigen Autors und seiner geistvollen und witzigen Unterhaltung. Den Stücken fehlt innerlich das dramatische Rückgrat und äußerlich die Stilreinheit.

Das von Otto Ploecker-Eckardt begründete und geleitete „Dramaturgische Institut", das sich neben der Prüfung, Begutachtung, Bearbeitung ꝛc. von dramatischen Werken auch die Veranstaltung von Vortragsabenden und Versuchsaufführungen zur Aufgabe gemacht hat, debütierte am 21. Februar im Belle-Alliance-Theater mit der Aufführung der vieraktigen Komödie „M. d. R." (Mitglied des Reichstages) eines ungenannten Verfassers. Das Stück hatte, bei trefflicher Darstellung, nur einen unbeabsichtigten Heiterkeitserfolg. Ein edler Reichstagsabgeordneter und Rechtsanwalt, der nach fünfundzwanzigjähriger glücklicher Ehe an seinem silbernen Hochzeitstage plötzlich entdeckt, daß er eigentlich nicht seine Frau, sondern deren junge Nichte Martha liebe, und diese kleine Nichte, die sich erst mit jugendlichem Ungestüm dem schönbärtigen und schönredenden Oheim an den Hals wirft, am Ende aber gewahr wird, daß ihr Herz nicht ihm, sondern seinem Sohne, dem Herrn Referendar, gehöre, diese seltsamen Menschen und seltsamen Schicksale würden, selbst von einem Meister des dramatischen Handwerks vorgeführt, auf der Bühne einen schweren Stand haben. Bei der geradezu grotesken theatralischen Unbeholfenheit des bescheidenen Ungenannten, bei der weltfremden, bilderreichen Sprache, in der sich seine blutlosen Phantasiegeschöpfe mit weitschweifiger Selbstgefälligkeit ergingen, bei dem ganz hilflosen Dilettantismus, der aus jeder Scene, aus jedem Satze fast naiv-keck zu Tage trat, konnte das Stück wohl keinen andern Erfolg haben, als den, ausgelacht zu werden. Es wäre dem talentvollen und gewandten Leiter des Unternehmens zu wünschen gewesen, daß er mit seinem ersten Debut einen glücklicheren Griff gethan hätte. Unter den für das laufende Jahr noch zur Aufführung in Aussicht genommenen Stücken werden genannt: „Das große Los" von Gunnar Heiberg, „Peer Gynt" von Ibsen und „Über unsere Kraft" von Björnson. Die Aufführung namentlich des erstgenannten Dramas wäre eine verdienstvolle That. Das hochbedeutende Stück ist in Christiania im Oktober 1895 mit gewaltigem Erfolge in Scene gegangen. Die deutschen Theateragenten, denen es vorgelegen hat, konnten sich aber nicht dazu entschließen, es zu vertreiben, weil es nach ihrer Meinung die Zensur nicht passieren würde.

Den letzten Durchfall, über den ich zu berichten habe, zog sich das Berliner Theater am 25. Februar zu mit der Première eines vieraktigen Schauspiels „Das Gewissen". Es handelte sich bei dieser wertlosen Arbeit um eine Dramatisierung der Novelle „Zwischen Himmel und Erde" von Otto Ludwig. Die tragische Geschichte der beiden Schieferdeckersöhne, des bösen Fritz und des guten Apollonius, weist zahlreiche sogenannte „dramatische Momente" auf, und dieser Umstand hatte schon einmal vor Jahresfrist Herrn Otto Franz Gensichen dazu verlockt, aus der meisterhaften Erzählung ein Theaterstück zu machen. Der damalige Versuch mißglückte ebenso wie der jetzige. Der Wert von Otto Ludwigs klassischer Novelle besteht vor allem in der tiefen, detailreichen Ausmalung der Charaktere und ihrer langsamen, konsequenten Entwickelung, die am Ende zur Katastrophe führt. Das „dramatische" Auseinanderplatzen der Gegensätze selbst bedeutet bei Ludwig sehr wenig, da die Charaktere schon vorher bis in alle

feinsten Fasern bloßgelegt sind und uns nichts Neues mehr zu sagen haben. In der Vorbereitung, Motivierung und Entwickelung der dramatischen Auftritte liegt der Schwerpunkt, und diese lassen sich nicht in die Form von Theaterscenen gießen, sondern verlangen eine breite epische Behandlung. Eine Umarbeitung, die lediglich die dramatischen Scenen aus dem Organismus der Ludwig'schen Dichtung loslöst und sie, bühnengerecht präpariert, zu einem Theaterstück zusammenfügt, wird von dem, was die Meisternovelle eigentlich wertvoll macht, natürlich nichts in sich aufnehmen können. Ob aus den Bruchstücken der Erzählung ein wirksames oder unwirksames, ein langweiliges oder spannendes Theaterstück zusammengesetzt wird, das hängt von der handwerklichen Geschicklichkeit des Bearbeiters ab. Die Dramatisierung, die ein übrigens ungenannter Autor für das Berliner Theater ausgeführt hatte, war allzu plump geraten. Die Charaktere waren zu dürftig ausgestattet, der Scenenaufbau zu roh gezimmert. Trotzdem entlockte das an einem Abonnement-Freitag aufgeführte Werk den anspruchslosen Gönnern des Herrn Intendanten Prasch zahlreiche Thränen.

Berlin-Charlottenburg. John Schikowski.

Nachschrift. Am Sonntag, den 13. Februar machte die „Neue freie Volksbühne" zum zweitenmal in diesem Spieljahr den Versuch, einem neuen Autor die Öffentlichkeit zu erschließen. Albert Geiger, ein junger Karlsruher Lyriker, der bisher in zwei Gedichtsammlungen starke Beweise einer zähen und grüblerischen Begabung gegeben hat, kam mit seinem Drama „Maja" zu Wort (Thalia-Theater), dessen zweiten Akt ich im vorigen Heft zum Abdruck brachte. Das mehr durch intime Seelenmalerei als durch kräftiges Bühnenleben wirkende Stück errang bei dem Publikum der „N. Fr. Volksb." einen starken Erfolg, dem der größte Teil der Berliner Presse auch zustimmte. Namentlich anzuerkennen war die stimmungsvolle Inscenierung durch Claudius Merten. Für den in gewollter Einsamkeit lebenden Dichter, der der Première beiwohnte, wird die Aufführung ein Sporn sein, an sich weiter zu arbeiten. L. J.

XII.
Leipzig.

Wenn man von einer Leipziger Theatersaison redet, so kommen die hiesigen Stadttheater nicht mit in Betracht, das muß vorausgeschickt werden. Man gewöhnt sich allmählich daran, ihre Repertoireankündigungen nicht mehr zu lesen, denn sie stehen gegenwärtig unter dem Niveau einer kleinstädtischen Schmiere, die doch wenigstens einen oder zwei „Schlager" zu bringen pflegt. Diesen Winter war Dreyers „In Behandlung" der einzige Lichtblick; im übrigen erlebten wir eine Benediҳperiode, Jacobson, Schönthan u. Co., einige Konsorten und — Fuldas „Jugendfreunde". Dieses Programm können Kommentare nur in seiner Wirkung abschwächen. Daß das Publikum solche Darbietungen nicht mit einem Generalstreik beantwortet, darüber wird nur der erstaunt sein, der nicht längst der auf litterarischem so gut wie auf politischem Gebiete eklatanten Urteilslosigkeit der Leipziger in stiller Resignation zusieht. Bedauernswert sind nur die Talente, die an solchen Bühnen ihre Kraft und Zeit vergeuden müssen.

Um so mehr muß das Bestreben des unermüdlichen Dr. Carl Heine anerkannt werden, die Theaterabende der „Litterarischen Gesellschaft" zu wahrhaft künstlerischen Darbietungen zu gestalten. Zweimal, beim „J. G. Borkmann" und „Turaser",

ist ihm das gelungen; das Debüt des diesjährigen Winters, Brandes' „Ein Besuch“ und Cervantes' „Der Eifersüchtige Alte“, streifte schon mehr ans litterarische Experiment und ganz diesen Charakter trugen die beiden Premièren, die uns Max Halbes „Eisgang“ und Frank Wedekinds „Erbgeist“ brachten.

Der Stoff von Halbes Erstlingsdrama geht über das Konventionelle nicht hinaus. Hugo Tetzlaff, der kaum seine Studien beendet hat, übernimmt das völlig verschuldete und verwirtschaftete väterliche Gut unter Beistand eines in jeder Beziehung rückständigen Onkels. Die halbverdauten sozialistischen Ideen des jungen Mannes kollidieren mit seinem Wunsche, das Gut zu halten. Die Liebe seines naiven Schwesterchens, die epikuräische Lebensweisheit eines befreundeten Arztes, die Roheit seiner Untergebenen verschärfen nur den Konflikt, der ihn schließlich dazu treibt, bei einer Eisgangskatastrophe in den Fluten der Weichsel den Tod zu suchen. — Bei einem solchen Stoffe kommt alles auf den ersten „Wurf“ an, und der ist dem Dichter mißlungen. Die ganze Handlung, aller richtiger Ereigniskette, fällt in genrebildliche Einzelmomente auseinander. In der Darstellung dieser Momente freilich zeigt sich die Kunst der Detailschilderung, die Halbe später in der „Jugend“ so überraschend bewies, wenigstens im zweiten und dritten Akt als des Verfassers Hauptstärke. Ebenso sind die einzelnen Gestalten mit wenigen Strichen trefflich gezeichnet, sogar der unvermeidliche Arzt hat einige vom verbrauchten Typus stark abweichende Züge. Über dem Ganzen liegt die düstere Untergangsstimmung, die im letzten Akt allerdings durch Theatermaschinerie vollendet wird. Wenn man aber Tetzlaff mit Vockerath vergleicht, so trifft man wohl kaum das Rechte. Im „Eisgang“ sehen wir nichts als die Verwesung des Alten, und die Art, wie die Einzelnen sich zu ihr stellen: der Regierungsbauführer ignoriert sie, der Arzt sucht sich mit ihr abzufinden, der alte Onkel will sie mit der Knute kurieren, die Dienstleute stecken alle in ihr drin, der abgesetzte Lehrer nutzt sie zur Agitation aus und der „Held“ wird von ihr zur Verzweiflung getrieben. Kein Hauch einer rettenden Entschlossenheit bringt herein; darum erscheint mir auch Tetzlaff bei weitem nicht so kläglich wie Vockerath, dem die neue Zeit in einem Weibe verkörpert entgegentritt. Die Grundstimmung erinnert also eher an die „Weber“, wenn auch Halbe der monumentalen Kunst der Massendarstellung nicht so fähig ist wie Hauptmann. Die unter aller Kritik unzulängliche Wiedergabe der Hauptrolle that der Wirkung und noch mehr dem Verständnis des Stückes entschieden Abbruch; bei den Massenscenen versagte der Dialekt nach auffallender, als seinerzeit beim „Juraser“. Es mag freilich auch noch schwerer sein, das Weichselplatt fließend zu sprechen als das Brünnerische. Die übrigen Rollen lagen in guten Händen; der Beifall, der den anwesenden Dichter vor die Rampe rief, war freilich nur geteilt. Sicherlich aber hätte das Drama für des Dichters weitere Entwickelung ganz andere Kulminationspunkte als „Jugend“ und gar „Mutter Erde“ erwarten lassen.

Nach intensiver strömte uns die Verwesungsluft aus Frank Wedekinds Burleske „Der Erbgeist“ entgegen. Ich bin, offen gesagt, aus Wedekind nach nie recht klug geworden. In seinen Gedichten und seinem Kinderdrama „Frühlingserwachen“ reizt manches zum Lachen, weit mehr bloß zum Lächeln, und vieles wirkt anwidernd. Ich habe daraus schon den Eindruck gewonnen, daß es tiefe Wunden sein müssen, die ja eitern, und diesen Eindruck hat der „Erbgeist“ nur verstärkt. Es ist unnütz, sich den Kopf darüber zu zerbrechen, ob es sich hier um ein „Ich-Drama“ handelt; die ganze Erfindung und noch mehr die Wiedergabe der Hauptrolle in den feinsten Zügen durch den Autor selber lassen kaum einen Zweifel übrig, daß Wedekind zum mindesten sehr viel eigene Erfahrung verwendet hat, und ich beklage jeden, der über solche Erfahrungen verfügt. Ein zwölfjähriges Blumenmädchen erregt scheinbar

das Mitleid, in Wahrheit die Liebe eines verheirateten Mannes, der das Kind mit sich nimmt und sie erziehen läßt, um sie zu „retten“. Er verheiratet sie an einen alten Arzt, den sie in den Tod treibt, dadurch, daß sie mit einem Maler kokettiert; ihr Beschützer verheiratet sie mit diesem Maler, den er in den Tod treibt, dadurch, daß er ihm über sie die Augen öffnet; er schickt sie zum Ballett, wo sie einen halbspleenigen Prinzen am Gängelbande hält, und schließlich zwingt sie ihren „Wohlthäter“, seine Liebe zu ihr einzugestehen und sie zu ehelichen. Die Beseitigung dieses dritten Gatten, dessen Sohn aus erster Ehe seine Stiefmutter ebenfalls rasend liebt, ist die Aufgabe des letzten Aktes, dessen genauere Resümierung besser wegbleibt. — Eins steht fest: über die durchschnittlichen Pariser Sittenkomödien erhebt sich das Stück bei weitem durch die erstaunliche Feinheit, mit der die Selbstbelügung und das Pharisäertum des Wohlthäters der kleinen Koketten gezeichnet ist, und von der uns durch die Wiedergabe der Rolle durch den Autor nichts verloren ging. Der zweite Akt, wo dieser „Held“ dem Maler reinen Wein einschenkt, wirkte nicht nur stark, sondern tief; später bewegt sich das Stück entschieden in absteigender Linie. Über die komischen Stellen kann man wohl auch nur lächeln, kaum lachen; es ist eine kranke Heiterkeit, die weh thut, anstatt zu befreien, während andererseits die Tragik nicht erschütternd, sondern hohnerregend wirkt. Wedekind spielt mit den Wirkungen der Kunst; er verrät uns ein entschieden bedeutendes Talent, das aber durch den Mangel jeder Selbstzucht zerrüttet ist. Auch der Dialog schwankt zwischen Geistreicheleien und Banalitäten hin und her. Der ganz außergewöhnliche Beifall, den das Stück erntete, galt wohl mehr dem Dichter als Darsteller und seiner Partnerin, die aber gerade in einigen Hauptmomenten den Anforderungen ihrer Rolle nicht gerecht zu werden vermochte, aber auch den tollen Phantasiegeburten, die sich in den Nebengestalten, vor allem in dem schwindsüchtigen vermeintlichen Vater der Heldin, manifestierten. Auf mich war der Gesamteindruck doch nur ein gemischter. Müssen wir denn immer wieder sehen, wie man zersetzt, ohne aufzubauen? Ist die Welt denn nie gesund?

Die Gesellschaftsabende der „Litt. Ges.“ haben uns weniger Bereicherung gebracht, abgesehen von Georg Fuchs' trefflichem Vortrage über und für die dekorative Kunstbewegung. Sonst unterhielt uns Regisseur Grube recht humoristisch über Manuskripte, und Rudolf Steiner gab sich die erdenklichste Mühe, den Individualismus in Goethes Weltanschauung hineinzuinterpretieren — geglaubt hat's ihm wohl keiner, und seine sehr apodiktischen Urteile über Kant als „reaktionären“ und Hegel als „unproduktiven“ Geist können wohl kaum einen andern Anspruch erheben als den, eigenartig zu sein. Ferner haben wir einsehen gelernt, daß Dichter ihre Produktionen nicht selber vorlesen, und am besten nicht einmal selber auswählen sollen, denn sie treffen stets das Falsche; bei Liliencron trat beides am auffälligsten hervor. Der März bringt uns nun noch einen Besuch Spielhagens, und dann — geht für Leipzig die Sonne der Kunst auf ein paar Monate unter, während Dr. Heine mit seinem „Ibsentheater“ in die Welt hinausziehen und verdiente Triumphe feiern wird.

Ernst Gystrow.

Kritik.

Lyrik.

Besprochen von Hans Benzmann.

Martha Strachwitz, Gedichte. (Breslau, G. P. Aderholz' Buchhandlung. 1898.)

Wir können Martha Strachwitz als ein neues episches Talent begrüßen. Das Buch enthält zunächst etwa 130 Seiten lyrische Gedichte, von denen nur wenige eine besondere Begabung, eine Künstlerhand verraten. Trivialitäten und Geschmacklosigkeiten drängen sich förmlich in diesen Gedichten. Nur wo die Dichterin sich selbst als Nordländerin schildert, wo sie friesische Küstenstimmungen mit groben dicken Strichen zeichnet, da wirkt sie originell, da merkt man die Spur eines Talentes. Die Dichterin schweigt auch gern in düsteren, mystischen Stimmungen. Hier findet sie bisweilen volle dunkle Töne für ihre starke, heiße Leidenschaft und eine prächtige tiefe Symbolik voll schwüler Märchenschönheit. So beginnt das Gedicht „Schierling“:

„Wir blühen weiß, wir blühen still
Im feuchten Grund, am grünen See,
Für jeden, dem do brennen will
Die Seele wund ein heißes Weh . . . .“

Und sie sagt zu dem Todeskraut:

„Mit würz'gem Hauche töte du
Den lauten Schmerz, die grelle Pein,
Mit linden Lüften lange Ruh',
Die dufte, dufte süß mir ein!“

Das ist Martha Strachwitz, die Dichterin! Heiße, schwüle Leidenschaften, nordisches Heidentum, Liebesglut und Liebeswut, Rache und Reue, Kraft und Kampf in grellen Farben, in groben Strichen wird sie episch darstellen können. Seltsam, hier begegnet man gar keinen Trivialitäten. Eine Fülle von Bildern! Der kräftige, derbe Stil reißt uns mächtig fort von Gesang zu Gesang. Epische Spannung herrscht überall. Überall umweht uns die herbe nordische Luft, der salzige Atem des Meeres. Wikingerschiffe, mit groben Holzschnitzereien geschmückt, fliegen vorüber . .

Vom Maste flattert ein rotes Tuch,
Noch warm, getränkt in Blut,
Das warnt vor des Nordmeers Pest und Fluch.

Alte, zerfallene Ruinen erheben sich am Strande. Waffengeklirr und Siegesruf, Becherklang und Todesschrei. Verzweifelte Liebe. Verratene Liebe. Brudermord. Treue bis in den Tod. Und das Meer, das ewige Meer . . . Hier erreicht Martha Strachwitz oft die Kraft, die urwüchsige Gestaltungskraft der Annette von Droste-Hülshoff. Hier fliegt ihre Leidenschaft, ihre Phantasie über Zeiten und Fernen! Die schnelle Flucht der Verse, der bacchantische Stil verrät das Weib, die Dichterin. Das verleiht diesen Dichtungen ein eigenartiges Gepräge. Eine Germanin ist es, die diese Nordlandsgesänge geschaffen hat.

Feder und Feile. Poesie und Satire von Leopold Wulff. (Constantin Wilds Verlag, Leipzig und Baden-Baden.)

Es ist mir unbegreiflich, wie ein Verlag, der die Zeitschrift „Die Redenden Künste“ und Schriften von Beyerlein herausgiebt, derartige Geschmacklosigkeiten, wie sie Leopold Wulff fabriziert, der Öffentlichkeit übergeben kann! Dieser Sekundaner, der hier gereimte Nachklänge aus dem Geschichtsunterricht darbietet, der uns z. B. die wunderbare Mythe von Odysseus und Kalypso in den plattesten, ödesten Versen erzählt, wagt es in einer albernen Vorrede, die von widersinnigen Bemerkungen über Kunst und Satire strotzt, die moderne Poesie anzugreifen. Wann werden wir endlich einmal von diesem unpotenten Dilettantismus befreit sein!? Eine ernste Ballade Wulffs beginnt:

„Er stammte von armen Fischern,
Von reichen Bauern sie,
Marie, die liebte den Fischer,
Der Fischer, der liebte Marie.“

Und nun erst die blöden Witze in den „Satiren“! Das Bild auf dem Umschlag,

darstellend Poesie und Satire in zwei Medaillons, widert mich geradezu an.

Gedichte von Josef Gabriel, Landmann. In zwei Abteilungen. I. Abteilung: Lyrische Gedichte, Balladen, Gelegenheitsgedichte. II. Abteilung: Gedichte in banat-schwäbischer Mundart. Im Selbstverlage des Verfassers in Mercydorf. Preis 50 kr. ö. W. (Temesvar, Südungarische Buchdruckerei- und Verlags-Genossenschaft.)

Ein anspruchsloses Büchlein, das neben sentimentalen, wortreichen Reimereien einige Goldkörner echtester, schlichtester Poesie enthält. Daß die Poesie eine Gottesgabe ist — andere haben sie auch einen Fluch genannt —, die den Begnadeten zwingt, sie zu offenbaren, mag er Bauer, Bürger oder Beamter sein, das beweist dieses schlichte Buch aufs neue. Gabriel ist ein wirklicher Dichter; er gehört nicht zu jenen Sonderlingen aus der Volksmasse, die etwas darin suchen, jedermann und alles, was sie sehen, anzudichten; er gehört auch nicht zu jenen „Volksdichtern", die im Grunde nichts weiter sind, als ruhmsüchtige Streber und elendeste Epigonen der Klassiker. Er ist ein Bauer, und wie ein Kind des Volkes dichtet er sentimentale (empfindsame) Strophen und köstlich naive, singbare Lieder. Diese Lieder sind durchaus unmittelbar aus dem Empfinden heraus gedichtet. Sie sind alle wirklich erlebt. Darum wirken sie als echteste, ursprünglichste Poesie. Die Formen sind einfach wie die der Volkslieder. Die Stoffe sind dem Bauernleben entnommen. Die Poesie des Dorfes lebt in Gabriels Liedern; allerdings keine „dörperliche" Poesie, wie sie das Landvolk des Mittelalters liebte, derb und oft unflätig, sondern eine zarte, träumerische Poesie. Ein starker Mann mit einem frommen, dankbaren, weichen Herzen hat diese Lieder gedichtet. Schon die Überschriften verraten eine ländliche, intime, persönliche Poesie („Auf den Tod eines Vögleins während dem Mähen", „Das Lerchenpaar auf dem Friedhofe"). In seinen Liebesliedern weiß der Dichter in echt künstlerischer Art persönlichstes Erleben und volkstümliches Empfinden mit einander zu verweben. Man höre nur folgendes Liedchen, das in seiner Einfachheit ungemein plastisch und stimmungsvoll wirkt:

Verbotene Liebe.

Mein Mädchen saß am Rocken
Im Kämmerchen allein:
Ich sang ihr meine Weisen
Durchs Fenstee laut herein:

Herzliebchen, laß Dir sagen,
Dein Ämplein lösche aus,
Und laß füe heut Dein Mädchen,
Dann komm' zu mir heraus.

Ich darf hinaus nicht kommen,
Heezallerliebster mein.
Nicht dulden es Vater und Mutter,
Daß ich Dein Lieb soll sein u. s. w

Wohl ganz unbeabsichtigt wendet der Dichter hier den Wechselgesang an, durch welchen auch das Volkslied so schöne Wirkungen erzielt hat.

Aber auch kräftige Töne findet Gabriel. Wie feierlich klingt sein „Segensspruch nach der Saat"!

Nun liegt das Ackerfeld bebaut,
Die Saat der Erde anvertraut,
Damit sie nächsten Jahres voll
Der Hände Fleiß belohnen soll.

Doch, wenn der Herr nicht Segen leiht,
Trotz allem Fleiße nichts gedeiht.
Das Korn verdirbt im besten Feld
Und ward es noch so wohl bestellt.

Drum schütz' es seine Vaterhand,
Wir fleh'n: vor Hagel, Rost und Brand,
Vor jedes Ungeziefers Plag',
Vor Frost und was da schaden mag.

Auch wolle reich sie Segen leihn,
Bei Zeiten Regen, Sonnenschein,
Daß jeglichem gedeih sein Brot
Und niemand darbe, leide Not.

Glänzende Beweise seines Talentes giebt Gabriel in den Gedichten in banat-schwäbischer Mundart. Frohsinn, Liebeslust, Scherz und Spott, wie sie das Landvolk liebt, Kirchweihjubel und Lebensweisheit klingen aus diesen prächtigen Liedern. Der Dialekt ist leicht zu lesen. Der Verfasser selbst hat zu diesen Liedern eine besondere

kurze Vorrede geschrieben, in der er die Eigentümlichkeiten des Dialektes vortrefflich erklärt.

Solche Bücher müssen wir mit Freude begrüßen. Solch eine natürliche, urwüchsige Begabung muß sich ungestört entfalten. Wir lächeln wohl zuerst über die Empfindsamkeit in vielen dieser Lieder; wenn wir aber das ganze Büchlein gelesen und neben den Trivialitäten die reinsten und schlichtesten Poesien gefunden haben, dann verstehen wir dieses kindliche Dichtergemüt vollkommen, dann sehen wir ein, daß an dem Gesamtbilde, in dem Wirken dieses Menschen, der uns nunmehr zum Typus, zum Charakter, zur Persönlichkeit geworden ist, jene Sentimentalität des Volkes nicht fehlen darf.

Verse von Karl Maria. (Berlin. Schuster und Löffler. 1897.)

Dieses Büchlein enthält einige ganz reizende, graziöse Gedichte voll intensiver Stimmung. Der Dichter sucht vor allem anschaulich zu wirken, Erlebnisse gleichsam in kleinen feingezeichneten Skizzen festzuhalten. Die charakteristischen Linien der Landschaft wirft er mit dem Stifte hin und übertuscht das Bildchen mit feinen, zarten Wasserfarben. Aber das Buch ist ein Erstlingswerk! Der Verfasser hat immer originelle Bilder und Vergleiche bei der Hand. Er beweist damit eine eigenartige Begabung. Oft aber jagen sich die Bilder geradezu in seinen Gedichten. Das führt zu geschmacklosen Vergleichen, zu unkünstlerischer Überhäufung, ganz abgesehen davon, daß der jugendliche Dichter mit der Zierlichkeit seines Stiles oft in unerquicklicher Weise kokettiert. Oft sind daher seine Verse nichts weiter als geistreiche Spielereien. Wenn der Dichter mit seiner originellen, aber durchaus einseitigen Begabung so weiter fortwirtschaftet, wird das kleine Feld, das ihm gehört, bald unfruchtbar werden. Das wäre schade um diesen Rokokostil. Ich zitiere als besonders charakteristisch das reizende Gedichtchen:

Im Felde.

. . . Die Taille geformt wie aus zartestem Thon (!)
Bückt sie rechts sich und links nach Gräsern und Mohn.

Nun kniet sie, sie knippst sich vom Sonntagsschuh
Ein Zipflein Schuhband und bind't sich ihr Sträußchen zu.

Die Sonne, die rings Millionen Ähren bräunt,
Hell-hellrot durchs Daumenspitzchen ihr scheint.

Sie zeigt's mir — ich küss' es — sie lacht mich an,
Und klemmt in den Gürtel das Sträußchen sich dann . . .

Alfred Guth. Draußen im Leben. (Verlegt bei Hugo Storm.)

Für Alfred Guth gilt ungefähr dasselbe, was ich über Karl Maria sagte. Auch hier ist entschieden ein Talent vorhanden, das stark auf sich Obacht geben muß, wenn es sich nicht in seiner einseitigen Manier, zu stilisieren, frühzeitig erschöpfen will. Doch hat Guth von vornherein ein natürliches, fein ästhetisches Empfinden. Das unterscheidet ihn vorteilhaft von Karl Maria. Dagegen steht ihm nicht wie diesem eine Fülle von originellen Bildern zu Gebote. Er sucht mehr durch eine rein impressionistische Schilderung zu wirken. Er ist, wie Karl Maria, ein fein empfindender Landschafter. Man muß seine Prosaskizzen, die eigentlich lyrische Gedichte sind, in stillen, langen Stunden lesen. Dann wird uns das zarte, keusche Empfinden dieses Dichters bezaubern, dann wird die Seele des Dichters bei uns sein. Viel hat Guth von Peter Altenberg gelernt. Ihm fehlt die tiefe Lebenserfahrung dieses Dichters; aber, Gott sei Dank, auch das ewige orakelnde Spintisieren desselben. Guth ist ein naiver, kindlicher Dichter und die Frische seines Empfindens mag ihn vor dem Labyrinth verwirrender Gedanken und Grübeleien, in dem sich Altenberg allmählich verirrt hat, bewahren. Ein paar feine Stücke seiner Sammlung sind „Der See" und „Die Blumen" — jedes Wort ist hier gewählt; doch nirgends stört ein fremdartiges Bild oder eine Anhäufung besonders prägnanter Worte die einfache

Grundstimmung! —; ferner die beiden Märchen: „Das Wasser“ und „Die Muscheln“.

Gedichte von Hugo Salus. (Paris, München, Leipzig, Verlag von Albert Langen. 1898.)

Ein frischer Wind weht uns aus diesen Gedichten erquickend entgegen! Ein schönes, klares Empfinden giebt sich hier unmittelbar, nicht verschleiert durch Natursymbolik und Wortmalerei. Darin scheint mir der Wert dieser Gedichte und die Eigenart ihres Verfassers zu liegen, daß überall die Anschaulichkeit, die plastisch wirkende Schilderung durch das Empfinden des Dichters durchbrochen wird, ohne daß hierdurch jener abstrakte Ton der Epigonen wiederholt wird. Salus ist ein durchaus modern empfindender Dichter. Er beginnt seine Gedichte zumeist mit einer lebendigen Schilderung der Situation (vergl. „Die Teppichklopferinnen“, „Kammermusik“), mehr und mehr aber kommt sein persönliches Empfinden zum Durchbruch und die Gedichte schließen zumeist mit einem vollen Akkord starker Empfindungen heiterer oder ernster Gedanken. Er bleibt sich gleich in seinen Formen, die nicht originell, wohl aber für den Inhalt charakteristisch sind. Er tastet sich nicht von Stil zu Stil, wie gewisse Wiener Poeten. Eine gewisse Beharrlichkeit im Empfinden und Formen ist ihm eigen, was immer das Zeichen eines natürlich und selbständig schaffenden Talentes ist. Ungemein erfrischend wirkt seine heitere, mutige Lebensanschauung, sein prächtiger Humor, sein feiner Spott, der verständnisinnig das Treiben der Welt belächelt. Keine universale Persönlichkeit spricht aus diesem Buche, wohl aber ein tief empfindender Dichter, der seine Gedichte wirklich erlebt hat. Wie weiß der Dichter sein Liebesglück zu besingen! Bezeichnung für Salus Eigenart ist namentlich folgendes Gedicht:

Erinnerung.

Zünd' festlich im Salon die Kerzen an
Zieh' aneinander fest des Vorhangs Spitzen,
Ich schiebe zum Kamin die Sessel dann,
Dort laß uns, uns umarmend, niedersitzen.

Denn sieh, an solchem Winterabend alt,
Bin als Student ich durch die Stadt gegangen,
Mein Auge, das Erfüllung nie gehofft,
Ist oft an solchen Lichtes Schein gehangen.

An Lampenschein, der mild ins Dunkel bricht,
An Fenstern, draus ich frohe Stimmen hörte,
An Schatten hinterm Vorhang, eng und dicht,
Indes die Sehnsucht drunten mich verzehrte.

Heut' ist ein solcher Abend, kalt und rauh,
Das Glück vertieft sich mir in diesen Räumen!
Lehn' fest dein Haupt an mich, geliebte Frau,
Recht fest an mich — und laß mich träumen, träumen!

*

„In stiller Klause“ von Karl Wilhelm. (Dresden, E. Pierson.) — Ein schwindsüchtiges Bändchen Lyrik, außen wie innen. Uralt in Form und Inhalt: Rauschebächlein, Sonnenstrahl, Vögelein und grünes Thal! Die meisten dieser Gedichte sind didaktisch — von jener Art, wie man sie in jedem „Poesie“-Album einer höheren Tochter finden kann. Es fehlt diesem „Karl Wilhelm“ völlig an Persönlichkeit.

„Gedichte“ von Joh. Ferd. Eck. (Straßburg, Schlesier & Schweikhardt.) — Noch solch ein trockenes Büchlein, das fast mit keiner Strophe über die Reimkunst eines verzückten Sekundaners hinausgeht. Auch hier fehlt jede originelle Anschauung und — eine ganz natürliche Folge davon! — jede originelle Form. Am liebsten zwängt dieser teutsche Dichter den Ausdruck seiner Verzückungen in italienische Formen, wie Stanze und Sonett. Für unsere deutsche Sprache sind das die schwierigsten Metra, mit denen auch größere Geister nicht fertig geworden sind. Ein gewisser Heine hat einmal geäußert, er habe nie im Leben einen Hexameter versucht, weil er überzeugt sei, in dieser Form nie ein gutes Deutsch schreiben zu können. Max Bruns.

Junge Liebe. Rückschau einer glücklichen Braut, getreu in Versen nacherzählt von Heinrich Dieter. (Heinrich Dieter, Salzburg, geb. 1,80 Mk.) — Sechste Auflage. Das wirkt klangvoll. Noch klangvoller das dem Buche beiliegende

Heftchen mit günstigen Besprechungen, die die vorhergegangenen fünf Auflagen bereits erzielt haben. Doch welche Enttäuschung! Es müßte nicht heißen: „getreu in Versen nacherzählt", sondern „getreu nach Daten aufgezählt". Es ist eine Verlobungsgeschichte, zu der der Verfasser, wie er im Vorwort erzählt, durch die brieflichen Mitteilungen einer jungen Freundin begeistert worden ist. Wenn der jungen Dame das gelang, so bin ich geneigt, sie für eine bessere Poetin zu halten, als den Verfasser, trotzdem sie wahrscheinlich nicht imstande ist, ihre Geschichte in achtfüßigen Trochäen zu Papiere zu bringen. Sie hat es aber immerhin verstanden, durch ihre Schilderung eine andere Menschenseele — die Heinrich Dieters in diesem Falle — mitschwingen zu machen, was diesem seinerseits in Bezug auf den Leser nicht gelungen ist. Wir erfahren, bei welcher Gelegenheit Ida ihren Karl zuerst sieht, wir werden genau über die weiteren Gelegenheiten des Zusammentreffens orientiert, bis er schließlich im schwarzen Rock mit Papa spricht und die Verlobung proklamiert wird. Nun wissen wir den Hergang ganz genau. Daß inzwischen das arme, junge Mädchen seine Mutter verlieren muß, ist traurig, unendlich traurig, hat aber doch mit ihrer Liebe nicht das Geringste zu thun! Nicht der leiseste Versuch zu einem Konflikt, weder äußerer noch innerer Art, in der blutleeren Darstellung nirgends eine Spur jener „Stimmung", die den Leser die Luft atmen läßt, die die Gestalten atmen, die ihn miterleben läßt, was sie erleben. Wenn es an einer Stelle heißt: „Erster Kuß! Du trautes Siegel für den Liebesbund der Herzen, Bist ein Wonnemond (!) des Jahres unter Blüten mir geworden!" — so soll es mich für den Autor freuen, wenn es Leute giebt, die bei dieser Art „Schilderung" das ganze wonnevolle Erschauern des ersten Kusses mitzuempfinden vermögen. Möglich, daß das junge Paar, für dessen Hauschronik diese Verse eigentlich bestimmt waren, sich herzlich darüber freut; die Öffentlichkeit ist berechtigt, mit anderem Maßstab zu messen, und vor diesem kann die Verlobungsgeschichte einer höheren Tochter, wenn sie absolut nichts weiter als sinnig ist, nicht bestehen. Eine Palette mit einer einzigen Farbe — das ist etwas wenig und — unwahr. Auch das Leben ist nicht einen Tag lang einfarbig. Daß die kleine Vers-Geschichte den „Vorzug" hat, durchaus wahr zu sein, wie der Autor eigens betont, ist für den Leser genau so gleichgültig, wie für den Kunstwert belanglos. A. H—n.

Romane.

Arachne. Historischer Roman von Georg Ebers. (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. 1898. 502 S.)

Auf dem uralten Kulturboden des nördlichen Ägypten, der seinem eigenen Schaffen längst eine zweite Heimat geworden ist, läßt Georg Ebers auch diesen seinen jüngsten Roman, wie so manchen vorangegangenen, sich abspielen. In die kunst- und genußfrohe Regierungszeit des zweiten Ptolemäers, der nachmals Philadelphos hieß, sind die Fäden seiner Handlung eingesponnen. Der alexandrinische Großkaufherr und Spinnereibesitzer hat zwei junge alexandrinische Bildhauer, seinen Neffen Hermon und dessen Freund Myrtilos, damit beauftragt, ihm je eine Statue der Demeter und eine der Spinnerin Arachne zu schaffen. An diesem Wettbewerb soll sich zeigen, ob der den alten Schönheitsidealen huldigende Myrtilos oder der nach realistischer Kunstauffassung strebende Hermon, der Führer einer kleinen Gruppe von „Modernen", seine Aufgabe mit größerer Kraft und Wirkung zu lösen vermag. In dem kleinen Seestädtchen Tennis, wo Archias eine große Spinnerei besitzt, haben die beiden Künstler ihr Atelier aufgeschlagen und in aller Stille ihre Demeterstatuen vollendet. Hier hat Hermon auch das lange gesuchte Modell zu seiner Arachne in der Gestalt einer jungen Biamitin, der

schönen Lebscha gefunden, die sein rein künstlerischen Interessen geltendes Werben für Liebe hält und mit ungestümer Leidenschaft erwidert. Als sie aber bald genug erkennt, daß sein Herz einer anderen, seiner Base Daphne gehört, weiht sie sich in jäh erwachtem Haß der grimmigsten Rache. Seeräuber, Stammesgenossen, mit denen sie sich verbündet, müssen das Haus der beiden Künstler überfallen und sollen ihr den treulosen Geliebten lebendig einfangen. Durch eine Verwechselung entgeht Hermon zwar diesem Schicksal, wird aber bei dem nächtlichen Überfall durch einen der Eindringlinge mit brennender Fackel geblendet. Zugleich fällt eine der fertigen Demeterstatuen, dem Anscheine nach die des Myrtilos, dem Vandalismus der Räuber zum Opfer, Myrtilos selbst wird entführt, indes man ihn zu Hause als tot betrauert. Die Demeter des erblindeten Hermon aber gelangt nach Alexandria und erregt dort brausende Bewunderung. Mit königlichen Ehren fast wird der schwergetroffene Künstler in der Hauptstadt überschüttet, und nachdem er seine Zweifel, ob auch wirklich sein und nicht des Myrtilos Werk das gerettete sei, an den Aussagen eines Goldschmieds flüchtig beruhigt hat — niemand sonst hatte bis dahin die beiden Bildwerke sehen dürfen — giebt er sich trotz seiner Blindheit berauscht den ihm dargebrachten Huldigungen hin; um so leichteren Herzens, als er sich der Liebe Daphnes sicher weiß und zugleich durch das eröffnete Testament des totgeglaubten Myrtilos der Erbe von dessen fürstlichem Vermögen geworden ist. Indessen erwartet ihn die furchtbare Enttäuschung, daß es dennoch das Werk des Freundes und nicht sein eigenes war, dem er die junge Blüte seines Ruhmes verdankt, und bald erfährt er auch, daß Myrtilos selbst noch lebt, wiewohl in der Gewalt der Piraten und Lebschas. Im Schweigen der Wüste, wohin er sich begiebt, um die Heilung seiner geblendeten Augen abzuwarten, geht eine Läuterung seines Innern mit ihm vor, alles eitle und nichtige fällt von seiner Seele ab, und aus der Welt der Ideen, die im Dunkel der langen Nacht seinem geistigen Auge aufgeht, lernt er erkennen, daß das Streben nach Wahrheit allein nicht der Kunstzweck sein könne, wenn nicht auch die Schönheit sich ihr zum Bunde gesellt. Geheilt an Leib und Seele findet er schließlich an der Seite der treuen Daphne und im Verein mit dem wiedergewonnenen Freunde ein neues Lebens- und Schaffensglück. — Dieser antike Künstlerroman kann zum Glück auch ohne die unzweifelhafte Beziehung auf künstlerische Fragen und Schwebungen unserer Zeit stofflich interessieren. Denn diese Beziehung selbst, durch die Georg Ebers sich mit der Existenz und den Zielen einer neuen Kunst abzufinden und auseinanderzusetzen wünschte, scheint mir in ihren Grundlagen anfechtbar genug. Es fehlt dann doch zu sehr an einem tertium comparationis zwischen der realistischen Seitenströmung in der alexandrinischen Kunst vor zweitausend Jahren und dem evolutionistischen Realismus unseres Zeitalters, über dessen Berechtigung man heute überhaupt nicht mehr von ästhetischen Gesichtspunkten aus streiten, den man nur noch aus kulturhistorischen, sozialen und naturwissenschaftlichen Faktoren heraus verstehen und würdigen kann. Überdies sieht man im vorliegenden Falle nicht recht ein, weshalb sich in Hermon, dem überzeugten Realisten, während der Monate seiner Blindheit eine Wandlung nach der idealistischen Seite hin vollziehen muß; es fehlt ein triftiger Grund dafür und wir müssen es auf Treu und Glauben hinnehmen, daß einem Blinden andere künstlerische Anschauungen erstehen und eigen sind, als einem Sehenden, — wer vermag das zu beweisen, wer es zu bestreiten? Darum wird für und gegen die großen Fragen unserer Zeit aus diesen Hergängen keinerlei Argument gewonnen. So weit Ebers sein eigenes, künstlerisches Glaubensbekenntnis formuliert, sagt er uns nichts Neues: zu lange schon und zu stetig nimmt er seinen Platz in der

Litteratur ein, als daß darüber jemand je hätte im Zweifel sein können. Und fast etwas verspätet will es mir erscheinen, wenn an die Reihe der mehr oder minder scharfen Kampfromane von Wildrandt, Spielhagen, Heyse, Hopfen jetzt nach Jahren auch Ebers noch den Anschluß sucht. Das Getöse der Waffen, das noch vor einigen Jahren auf dem litterarischen Kampfplatz von manchem kräftigen Buhurt ertönte, ist doch heute so gut wie verstummt. Man hat sich nicht gerade versöhnt, aber doch an einander gewöhnt und einander Platz gemacht. Die echten Talente haben sich durchgesetzt, die unechten, die so viel Spektakel machten, sind vergessen oder ins Hintertreffen geraten. Darum, wie gesagt, ist es gut, daß der neue Ebers'sche Roman auch rein stofflich genügend interessieren kann und daß die Parallele des „Fall Hermon" mit modernen Kunstfragen nicht den Kern, nur den Beisatz des Buches bildet. Auffallend war mir das ungeheuer langsame Tempo, in dem sich die ersten zwanzig Kapitel des Romans abspielen. Diese Weitläufigkeit ist gerade in der ersten Hälfte der Erzählung durch innere Gründe nicht gerechtfertigt. Aber ausgezeichnet wird auch hier das Historische und das Kulturhistorische beherrscht, und die poetisch stilisierte Darstellung ist den Verhältnissen jenes antiken Barock-Zeitalters mit vollkommener Sicherheit des Tons und der Farbe angepaßt. Josef Ettlinger.

Novellen aus Österreich. Von Ferdinand von Saar. Zwei Bände. (Heidelberg, Georg Weiß. 1897.)

Man trifft solche Bücher in der litterarischen Produktion der neueren Zeit nur mehr selten an. In allen ihren Kennzeichen und in ihrem ganzen, nicht verwischbaren Gepräge weisen sie auf die Vergangenheit, und ihre Bedeutung wird, wenn sie von Autoren geschrieben sind, wie es Saar einer ist, von Jahr zu Jahr mehr litterarhistorisch. Das soll kein Tadel sein und soll auch nicht sagen, als ob sie in unsere Tage nicht mehr taugen würden oder überständig geworden wären. Im Gegenteil, wir müssen es mit Freude begrüßen, daß diese Novellen, in neuen Auflagen gesammelt, wie zu neuem Leben wieder erwacht sind. Denn wir können daraus viel Genuß und auch manche gute Lehre ziehen. Mit dem geistig erhöhten Wohlbefinden, das eine in seinen Stimmungen sich äußernde Kunst stets erregt, schauen wir in die Welt der uns längst entschwundenen Jahre, denen diese Geschichten entnommen sind. Die blassen Farben, die zuerst, ineinandergehend, wie in fernem Dunst schimmern, werden hell und leuchtend, und wir haben gar nicht mehr das Gefühl, als ob wir etwas Altertümlichem, uns Fernem gegenüberstehen würden. Oft erscheint uns ja das Milieu vergangener Jahrzehnte viel altväterischer und entlegener, als das vergangener Jahrhunderte. — Wie im Traume wandern wir mit dem Dichter. Gewöhnlich ist das Wien der Vierziger-, Fünfziger-Jahre der Schauplatz, also ein Stück Alt-Österreich, das der Poesie gewiß nicht entbehrt. Und überall treffen wir inmitten einer freudigen, heiteren Umgebung Schicksale voll Schwermut und Trauer, die Saar mit einer Ruhe und Vornehmheit erzählt, die oft an Stagnation grenzen würde, wenn nicht die Fülle des Thatsächlichen das treibende Moment bilden würde. Meistens läßt Saar nach kurzen Einführungen die Personen selbst erzählen: Männer, die am Ausgang ihres Lebens stehen und, nun sich in stillen, leidenschaftslosen Geleisen bewegend, sich in ihre Erinnerungen zurückversenken. Die Entsagung spielt darin eine große Rolle. Einst waren sie jung und sehnten sich nach dem Reichtum des Glückes, dem sie nachjagten. Dann kam aber — nach süßen Stunden des Seligseins, des Harrens und Bangens — mit ängstigenden Schritten die Enttäuschung und die lange, lange Zeit des Überwindens, bis endlich der Tag anbrach, an dem sie alles, das Liebe und das Traurige, in milder Verklärung schauen und nur mehr

mit Wehmut, losgelöst von grollenden Gefühlen, daran zurückdenken. Überall kehren bei Saar diese Motive wieder, ohne jedoch eintönig zu werden. Das verhindert wohl seine feine, zarte Künstlerhand, die auch am Kleinsten und Unbedeutendsten stets Neues und Gewinnendes findet. Ein großes Gemeinsames besitzen diese Erzählungen außerdem noch: sie sind alle so spezifisch österreichisch, daß sie oft beinahe als Kulturbilder gelten könnten. Österreichisch in allem und jedem, in ihren halben Geschehnissen, ihrem Typus des Entsagenden, Zaudernden, Lässigen und auch in ihrer weichen, liebevollen Form, dem Stil, der einem an Schönem reichen, milden und so wenig strengen und harten Leben entspringt, das sich schrankenlos und ohne Scheu äußert. Aus diesem starken Eindrucke des rein Persönlichen können wir die alte, aber nie genug zu betonende Lehre ziehen, daß in allen Büchern stets das, was mit der Person und der Zeit des Dichters am innigsten zusammenhängt, das dauerndste sein wird. Saars Novellen wird man ja auch in künftigen Zeitläuften noch lange nicht vergessen haben. Trotzdem seine Kunst so schlicht und durch keine starken Äußerlichkeiten aufdringlich ist, und trotzdem er jetzt schon geraume Jahre zu den „Alten“ zählt. Hugo Greinz.

Mann und Weib. Novellen von G. von Beriepsch. (Dritte Auflage. 1898. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt.)

Die Geschichte eines jungen Mädchens. Roman von Erna Juel-Hansen. Mit Genehmigung der Verfasserin aus dem Dänischen übersetzt von Ernst Brausewetter. (Ebenda.)

Das erste Werk, ein neues Buch der bekannten Wiener Schriftstellerin, besteht aus einer Reihe von Novellen, welche durch die gemütliche, stimmungsvolle und flotte Art, in der sie erzählt sind, den Leser in müßigen Stunden eine Zeitlang ganz angenehm zerstreuen. Einen bedeutenden oder neuen Vorwurf behandelt keine von ihnen; sie bieten alle nur anspruchslose, einfache Bilder, die das Leben der mittleren Schichten der Wiener Gesellschaft abspiegeln und von manchem spaßigen oder rührenden Erlebnis, aber auch von manchem tiefen, herzbrechenden Weh — wie in der tragisch endenden Novelle: „Ein Maitag“ — Kunde geben. Die Charakteristik der einzelnen Gestalten ist verständig und liebevoll; doch geht die Schilderung mehr auf die äußerlich wahrnehmbare Stimmung, als auf das innere Seelenleben der dargestellten Personen.

Wirklich psychologisch angelegt ist dagegen das zweite vorliegende Werk von Juel-Hansen, welches die Geschichte eines jungen Mädchens der „bessern“ Kreise erzählt, die von ihrer Mutter, einer prüden, beschränkten, vorurteilsvollen Frau, absichtlich in völliger Unkenntnis in Bezug auf alles Menschliche und Natürliche gehalten wird, trotzdem sie bereits in einem Alter steht, wo ihr erwachter Verstand nach Wissen und Aufklärung aufs Heißeste verlangt. Ihre gesamte Gedankenwelt wird vor uns aufs Feinste entwickelt: die innere Leere, die sie fühlt, da sie nichts Ernstliches zu thun hat; ihre Spuren nach dem Geheimnisvollen; ihr Einspinnen in erträumte Romane; ihr Seelenschmerz, als sie endlich hinter die Geheimnisse des Geschlechtslebens gekommen ist, das ihr brutal dünkt; ihr inneres Glück aber, nachdem sie selbst trotz aller Bewachung durch ihren Geliebten, einen jungen Maler, zum Weibe geworden, und ihr an Wahnsinn grenzendes Weh, als sie sich verlassen sieht! Aber alles dies wird uns nicht mit objektiver Kühle erzählt, sondern wir empfangen es frisch und unmittelbar, einfach und unverblümt, wie die Eindrücke auf die Heldin selbst wirken. Doch möchte ich nicht unerwähnt lassen, daß die Verfasserin durch größeres Zusammendrängen des vorhandenen Stoffes eine künstlerischere Abrundung ihres Romans, der ein recht gutes Kulturbild giebt, erzielt hätte. Paul Szymank.

Litteratur- und Kunstgeschichte.

Stephan Milow. Eine litterarische Skizze von Max Morold. (Leipzig, Georg Heinrich Meyer. 1897. 8°. 2 Mk.)

Wenn man lebenden Dichtern ein ganzes Buch widmet, gerät man leicht in die Gefahr, das Urteil der Nachwelt schon heute vorwegzunehmen. Es ist daher doppelt geboten, eine sorgfältige Auswahl zu treffen. Sonst wird — wie jetzt bei Gerhart Hauptmann — ein Unfug daraus und die einsichtige Kritik weicht einer thörichten Lobhudelei. So haben die letzten Jahre Broschüren hervorgebracht, deren Urheber eben so simpel und geringwertig waren wie ihre Helden. So die Broschüre eines Herrn Stümcke über den Halbdichter Richard Zoozmann, so ein Druckheft über den Dilettanten Otto Weddigen u. s. f. Mit diesen das Buch Max Morolds zu vergleichen, hieße zwiefach Unrecht üben, Unrecht an dem Verfasser, der sich durch ein paar Librettos bekannt gemacht hat, und an seinem Helden. Aber 108 Seiten über Stephan Milow! Nur mit Besorgnis wage ich meine Zweifel vorzutragen, denn aus dem Buche spricht ein so starker Zorn über die mangelnde Beachtung, die Milow gefunden, und in der Auswahl seiner lyrischen Proben ein so tiefer Pessimismus, daß eine gerechte Einschätzung seines Wertes schwer fällt. Wenn ich die prächtige Strophe lese:

> Dem laut Geschäft'gen lauscht die Runde,
> Dem klug Gewandten lacht Gewinn;
> Mich aber prüft noch jede Stunde,
> Wie stark ich im Entsagen bin!

möchte man wohl einen Lorbeerkranz tröstend reichen. Aber Ehrlichkeit ist wohl auch etwas wert im Reiche der Kunst, und so meine ich, dem Buche Morolds entspricht die Bedeutung Stephan Milows nie und nirgends. Gewiß, andere Epigonen, wie Bodenstedt, Alfred Meißner u. a. m. durften ganz anders im Lichte des Ruhmes ihr Haupt erheben, und sicherlich ist die schöne und reine Begabung Milows unverdient unbeachtet geblieben. Aber die Hauptschuld liegt in seinem Epigonentum. Das äußert sich in der formalen Behandlung seiner Stoffe, in seinem Pessimismus, in seinem Naturgefühl, in seiner Lebensanschauung. Ehrlicher Begeisterung voll ist Morold, wenn er den von ihm so sehr geliebten Dichter gewissermaßen als Erzieher hinstellt; sympathisch ist sein forsches Auftreten und sein Wettern gegen die landläufige Kritik, aber all das beweist nichts, weil sein Held keine großen Werke geschaffen hat. Ja, sein Eintreten für Milow ist nicht einmal sonderlich geschickt insceniert. Er hätte statt selig in der Rede mehr selig im Geiste sein sollen. Einmal freilich fällt ihm doch ein, daß man litterarisch die Milow'schen Werke weniger einschätzen könne, als er es thut (S. 46) und so will er wenigstens seinem Dichter „ethische Genialität" zuerkannt wissen. Dieser freilich geht die Litteraturgeschichte gar nichts an, denn sie muß in erster Linie fragen: „Kann der Dichter etwas?" und nicht erst: „War er eine vornehme Natur?" In jedem Falle wünsche ich, daß die begeisterte Schrift auch begeisternd wirken und dem Lebensabend des Dichters neue Verehrer zuführen möge. Ich selber kann mich leider nicht dazu zählen.

Ludwig Jacobowski.

Paul Remer: Theodor Storm als norddeutscher Dichter. (Verlag von Schuster und Löffler. Berlin.)

Wenn ich mir einen ganz besonderen Genuß bereiten will an sommerstillen Sonntagsnachmittagen oder in tiefruhiger Mitternachtsstunde, dann nehme ich mir einen Band Goethe oder Storm vor, und Storm noch lieber, weil mich bei dieser Lektüre der Dichter selbst niemals stört, und weil die tiefe Harmonie, die reine Poesie Storms mich ganz von mir selbst befreit. Wenn ich in Storms Novellen lese, bin ich im Reiche der Poesie! Satz für Satz fügt sich harmonisch aneinander. Ein unendliches Gebilde der Schönheit,

der Einfachheit, und dennoch stört die Schönheit des einzelnen Verses, des Satzes nie die Schönheit des ganzen Gedichtes, der Novelle! Das ist die wahre Meisterschaft, die so große Kunstwerke geschaffen hat und an deren Werken man doch nicht eine Werkzeugsspur wahrnimmt. So unabsichtlich, so aus reinster Freude hat Storm gedichtet! — „wenn ihn der Genius dazu trieb", sagt Liliencron.

Es ist zu wünschen, daß Theodor Storm ebenso populär wird wie etwa Fritz Reuter. Solche Kunstwerke, die uns nur einen reinen poetischen Genuß gewähren wollen, wirken gerade hierdurch im höchsten Sinne erzieherisch. Und zumal Storm vereint alles in seinen Dichtungen, was das deutsche Volk an seinen eigenen Poesien liebt: Tiefste Empfindung und hierfür eine ganz undefinierbare, charakteristische, persönliche und zugleich höchst unpersönliche Form, in der nur das schlichte, nicht einmal prägnante, wohl aber einzig passende, gleichsam durch die einfachste Inspiration gefundene Wort verwandt worden ist! Dazu ist Storm Romantiker und als Romantiker ein feinrealistischer Schilderer! Alle diese Eigenschaften, die ihn dem Volke lieb machen mußten, wurzeln in Storms Heimatsempfindungen. Als Heimatsdichter wird Storm von Paul Remer, der selbst ein Norddeutscher ist, in oben genannter Schrift betrachtet. Wenn Storm selbst über sich und sein Wesen geschrieben hätte, er hätte wohl ähnliche Worte wie sein Landsmann Paul Remer über sich und über das Wesen der Lyrik gefunden! In der Einleitung trennt Remer Genie und Talent. Über seine Auffassung vom Wesen des Genies will ich mit Remer nicht rechten. Die graue Theorie gehört nicht in unser Thema. — Wenn Remer sagt, daß Storm nie mehr hat sein wollen als ein Heimatsdichter, und daß auf dieser Selbstbescheidung seine Eigenart und seine Größe beruhe, so ist hiermit das Wesen des Menschen und Dichters Storm vollkommen charakterisiert. Das heimatliche Element hat den Poesien Storms den stimmungstiefen Zauber verliehen. Die Schilderungsweise, die Wahrheit und Schlichtheit des Empfindens wurzelt bei Storm in seiner norddeutschen Natur. Remer begleitet den Dichter auf seinem Lebensgange, und in dieser einzig richtigen Art des Charakterisierens entwickelt er das Wesen, das Wachsen des Dichters. Die Hauptwerke werden kurz erläutert. In keinem Werke verleugnet Storm seine norddeutsche Natur, selbst seine von jedem Pathos freien politischen Lieder offenbaren in ihrer tiefen, wahren Empfindung, in ihrem präzisen, herben Ton den Norddeutschen. Aus der Fremde treibt den Dichter immer wieder eine starke Sehnsucht in die Heimat zurück. „Nichts von seiner Eigenart gab Storm in der Fremde auf, sie wurde draußen nur weiter und umfassender. Erst im Zusammenprall mit fremder Art wird man sich des Eigenwesens mit voller Klarheit bewußt." Auf die vortrefflichen Bemerkungen Remers über das Wesen der Lyrik will ich nur besonders hinweisen.

Mit Freude ist das Büchlein zu begrüßen, auch weil Verfasser und Verlag mit ihr ein selbstloses, ideales Ziel verfolgen: Der Reinertrag des Werkes ist für das Theodor Storm-Denkmal in Husum bestimmt.

Hans Benzmann.

Erinnerungen an Johann Georg Fischer von seinem Sohne Hermann Fischer. (Tübingen, 1897, H. Laupp. 70 S. 1,20 Mk.)

Erst wenige Monate sind es her, daß sie ihn in Stuttgart begraben haben. Er war der letzte große Schwabendichter aus jener alten Schule der ewig neuen und ewig jungen Kunst. Er hat Gedichte geschrieben, die eines Goethe würdig sind; in vielen Liedern zeigt er eine Beseelung und eine Sprachgewalt, die dicht an Mörike heranreichen, und in seinem ganzen Denken und Fühlen war er eine treue Vereinigung von deutschen und schwäbischen Eie-

menten. Wohl hat er eine Anzahl Dramen geschrieben, aber sie sind verschollen, während die köstliche Reife seiner lyrischen Kunst etwas von unvergänglichem Glanze ausstrahlt. Er hat es mir, als er noch lebte, nicht ohne Resignation geschrieben, daß der Norden sich um ihn nicht kümmerte; und als endlich zwei Dichter aus dem Norden seinen Ruf und seinen Ruhm verkündeten — Dr. Karl Busse und ich — da fand er Worte des rührendsten und bescheidensten Dankes. Auch sein Sohn erwähnt unser Eintreten für den großen Schwabendichter mit freundlichem Lob; und doch war es nichts weiter als der Zwang, der mich trieb, das Köstliche, was ich in den Dichtungen Fischers gefunden, auch anderen mitzuteilen. Fischers Sohn, der Tübinger Professor, hat eine schöne, tiefgefühlte, eine knappe und doch vielsagende Charakteristik seines Vaters gegeben; kein sentimentaler Zug stört diese kindlichen Erinnerungen, ja, manchmal fällt sogar der kluge Professor dem liebenden Sohne zurückhaltend ins Wort. Über J. G. Fischer wird die Nachwelt noch viel zu sagen haben. Erst knapp vor seinem Tode hat ihm die Mitwelt den reichen Lorbeer gepflückt, den er während seines ganzen, nach außen stillen und innerlich so bewegten Lebens verdient hat. Daß dieser Lorbeer unvergänglich bleibt, dafür laßt Junge sorgen.

Ludwig Jacobowski.

Albrecht Dürers Vollbilder „Die geheime Offenbarung Johannis", fünfzehn an der Zahl, hat nach der Straßburger Ausgabe von Martin Graeff (1502) soeben der Münchener Professor Dr. J. N. Sepp veröffentlicht. Die geradezu meisterhaft ausgeführten Reproduktionen der Bilder und des Urtextes rührt von der Graphischen Kunstanstalt von J. Hamböck & Cie. in München her (Verlag von Carl Haushalter, München). Mit 22 Jahren hat Dürers deutsches Genie die schwersten Visionen der heiligen Schriften zu konzipieren begonnen. Die Vereinigung von tiefster Religiosität und Sinnenfreudigkeit, die so oft bei Dürer hinreißt, ist hier noch nicht klar zu spüren. Schwer und düster sind die Visionen der hl. Offenbarung Johannis und düster und schwer arbeitet die Phantasie Dürers hier, um seinem Vorbild gerecht zu werden. Immer ist seine Gestaltungskraft gleich kräftig und gleich naiv. Gerade wo jetzt wieder eine nationale Kunst sich wieder auf ihre Traditionen besinnt, kann dieses prächtige phantastisch-gemütsfromme Werk von Einfluß werden. H. Tr.

Philosophie.

Wissenschaft der Geisteseinheit (Pneumato-Monismus). Dargestellt von Dr. J. Rüti. Vierter Teil des Systems einer neuen Metaphysik. (Leipzig. 1898. Hermann Haacke.)

Der Verfasser dieses wahrhaft monumentalen Werkes, der Frucht eines langen, fleißigen und erfahrungsreichen Lebens, war bestrebt, vor allem wahr zu sein und sich von keiner Selbsttäuschung übermannen zu lassen. Er will eine Weltanschauung geben, die vollkommen befriedigt, weil sie sich mit den Anschauungen der Laien- und Gelehrtenwelt, der Erfahrung und Wissenschaft an keinem Punkte in Widerspruch setzen will, und war eifrig bemüht, alle Schwierigkeiten zu überwinden und alle Rätsel zu lösen, ein Gebäude zu errichten, darin die philosophischen Wissensbestände, Lehrmeinungen, Weltanschauungen aller Zeiten Aufnahme und Unterkommen finden und mit Glauben und Wissen, Religionslehren und Naturforschung in Frieden leben und verkehren können. Ein jedes von den fünf Büchern, welche das System einer neuen Metaphysik darstellen, umfaßt die ganze Welt und zeigt sie uns jedesmal von einer anderen Seite, derart, daß sie uns immer mehr ihr edles, vergeistigtes Angesicht enthüllt. Zuerst sucht der Verfasser dem Leser die Welt der Dinge und dann die Welt der Begriffe, aber selbstverständlich nur im Gedankenbilde nahe zu bringen. Das Ergebnis waren die beiden Bücher: „Wissenschaft des Weltgedankens" und „Wissenschaft der Gedankenwelt". Die Welt in ein System von Gedanken aufgelöst und ein Gedankensystem, das die Welt darstellen soll, waren zwei verschiedene Bestände, die wohl sehr viel Ähnlichkeit, aber wenig Gleichheit bekundeten. Auf der einen Seite der Gedanke der Welt, auf

der anderen die Welt der Gedanken, und ganz außerhalb stehend wir selbst, die wir diesen Unterschied machen. Alles das zur Einheit zu bringen, das war die nächste Aufgabe. Die Substanz oder der Urgrund, aus dem alles mit Notwendigkeit hervorgegangen war und abgeleitet werden konnte, das Prinzip, welches alles hervorzubringen die Kraft besaß, war kein anderes, konnte kein anderes sein als die Kraft selbst. Die Darstellung ihrer stufenweisen Entwicklung und Ausreifung zum Allsein läßt die „Wissenschaft der Krafteinheit“ gewinnen, das dritte Buch der Rülf'schen Metaphysik. Die Krönung des Gebäudes bildet die sich selbst erkennende Kraft oder den Geist. Der Nachweis, daß alle Kraftgebilde auch Geisteskundgebungen gewesen seien, bildet den Inhalt des uns jetzt vorliegenden vierten Buches, der „Wissenschaft der Geisteseinheit“. Das Kraftwesen zeigte sich als Geisteswesen, das Geisteswesen aber enthüllt sich dem Verfasser schließlich als Gotteswesen. Seine Aufgabe erblickt er nun darin, zur wissenschaftlichen Erkenntnis zu bringen, daß Allkraft und Allgeist nichts anderes seien als das Gotteswesen, der Urgrund alles Seins und Werdens, das All-Eins und Eins-All, darin aller Weltgedanke und alle Gedankenwelt und schließlich wir selbst aufgehoben, das bedeutet verloren und versunken, das bedeutet aber auch für alle Ewigkeit aufbewahrt sind. „Alles,“ sagt Rülf, „muß sich schließlich in Gott verlieren, um sich für alle Ewigkeit wiederzugewinnen Jede Kreatur, an sich selbst nichtig und hinfällig, gewinnt in Gott Bestand für die Ewigkeit. Und ebenso ist alles erst in Einheit und Wahrheit erfaßt und begriffen, wenn es in Gott erfaßt und begriffen ist. Die Philosophie ist die Wissenschaft des Einen und des Wahren; darum ist ihr Höchstes und Letztes: ‚Wissenschaft der Gotteseinheit‘.“

Dies der Grundzug in dem Rülf'schen System einer neuen Metaphysik, die zu erfassen und zu würdigen des Schweißes der Edlen wert ist. An dieser Stelle kann nur das gebildete Lesepublikum auf das Erscheinen eines Werkes aufmerksam gemacht werden, das ein nicht zünftiger Gelehrter mit dem vornehmsten Rüstzeug der Wissenschaft vollbringt. Mit bewunderndswertem Freimut tummelt sich hier ein hoher Geist, der das Weltall umspannt und durchforscht hat. Es giebt nicht viele universale Köpfe; Rülf gehört zu diesen wenigen. Seine Metaphysik kann ebensowohl studiert wie gelesen werden. Die Frische der Darstellung und die Schönheit der Sprache blitzen dem Leser und dem Forscher wie ein seltenes Kleinod aus den Blättern des Rülf'schen Buches entgegen. Möge es dem Verfasser vergönnt sein, mit dem Schlußstein, der Wissenschaft der Gotteseinheit, sein bedeutsames Werk zu krönen. M. W. Norden.

Politik.

Dr. Buchenberger: Grundzüge der Agrarpolitik. (Berlin, Paul Parey. 1897.)

M. v. Brandt: Drei Jahre ostasiatischer Politik. (Strecker u. Moser. 1897. 3,50 Mk.)

Zwei Werke, die man in gutem Sinne Gelegenheitsarbeiten nennen darf. Solche bieten den Vorzug unmittelbarer Anschauung, freilich auch die Gefahr, einem bestimmten Zweck zu dienen.

Der Verfasser der „Grundzüge“, als badischer Finanzminister wie als wissenschaftlicher Nationalökonom gleich hochgeschätzt, scheint eine gewisse politische Absicht selbst anzudeuten, indem er dem Titel seiner Arbeit hinzufügt: „unter besonderer Würdigung der kleinen und großen Mittel“. Bedenkt man nun, daß diese „Mittel“ der Agrarier viel schärfere Waffen gegen die heutige Wirtschaftsordnung sind, als alle sozialdemokratischen Theorieen, und daß andererseits Dr. Buchenberger ausgesprochenermaßen Protektionist ist, so gewinnt seine entschiedene und wohlbegründete Verwerfung des Antrages Kanitz, des Bimetallismus der Rentengarantie &c., um so größere Bedeutung. Ist es aber bei dem schutzzöllnerischen Standpunkt des Autors natürlich, daß er den Getreidezoll an sich billigt, ja ihn unter Umständen erhöhen möchte, so überrascht doch seine Stellung zur Abschaffung des Terminhandels in Getreide. Ueber den börsenmäßigen Verkehr selbst sagt er zwar: „die Vorteile desselben steigern sich gerade auch in landwirtschaftlichen Erzeugnissen mit dem wachsenden Verkehr und dessen Entwicklung zum Weltverkehr, weil der einzelne Produzent und ebenso der provinzielle kleine Aufkäufer ... ohne die fortlaufende Kenntnis der von den größeren Handelsplätzen gezahlten Preise . . . völlig im Dunkeln tappt“ — und deshalb sei „der Ruf nach Beseitigung der Produktenbörsen . . . ein unverständiger“. Und auch dem Terminhandel billigt der Verfasser die gewiß nicht zu unterschätzende Stellung einer Ver-

sicherung gegen rasche Preisschwankungen zu. Weshalb er ihn aber schließlich dennoch verurteilt, das beruht hauptsächlich auf der Meinung, der Terminhandel könne gemißbraucht werden und das sei wiederholt geschehen.

Beides bestreitet niemand; aber diese Beobachtung kann man auch bei einigen anderen Einrichtungen des Wirtschaftslebens machen.

Der Ruf nach dem Schutzmann und der Kinderfrau ist eben der innere Schaden alles Protektionismus, dem sich selbst ein so bedeutender Autor nicht überall entziehen kann. Freilich wußte Dr. Buchenberger noch nicht, daß man in London am 1. Oktober den Getreideterminhandel einführen würde, um einzuheimsen, was die deutschen Agrarier auf die Straße geworfen hatten. Jetzt, nachdem der Inlandspreis des Getreides bei uns seit Monaten erheblich unter dem Weltmarktpreis steht, muß es z. B.: die Pommersche Landwirtschafts-Kammer in einem Rundschreiben anerkennen, und führt „diese Disparität (von 8—10 Mk. p. Tonne zwischen Berlin und New-York) auf die Qualitätsansprüche" zurück. Also ist unser Weizen schlechter? Wenn ja, so haben das doch nicht die bösen Händler verschuldet! Wenn der Produzent sich gute Preise für seine Ware wünscht, und daß er sie sich zu verschaffen sucht, ist berechtigt, aber daß er zu diesem Zweck den Reflektanten tot schlägt, hat wohl noch niemals die ersehnte Wirkung gehabt. Und nun möchte man der Welt auch noch glauben machen, mit diesen geistreichen Maßregeln sei der Großhandel, die Großmüllerei getroffen! Im Gegenteil. Ich könnte eine der angesehensten Mühlenfirmen nennen, die seit Erlaß des Börsengesetzes kein einziges Termingeschäft mehr gemacht hat, auch nicht in der Form des handelsrechtlichen Lieferungsgeschäftes. Die Firma hat Unbequemlichkeiten dadurch, vielleicht auch erhöhte Spesen, aber sie beweist, „daß es auch so geht". Wollten sich doch die Agrarier, die immer den einen „Fall Ritter und Blumenfeld" als Paradepferd tummeln, vergegenwärtigen, daß es grade in ihren Reihen jenen schlesischen Großgrundbesitzer gab, der zwar gegen den „Giftbaum" donnerte, aber selbst so lange Getreide „fixte", bis die Karte fehlschlug und er im Armenhaus endete. Und auch jene paradigmatischen Händler sind ja ihres Raubes nicht froh geworden. Endlich muß ich aber noch ein schönes Wort unseres Autors anführen, was er gelegentlich der Verschuldung, Zwangsvollstreckung etc. den Grundbesitzern zu bedenken giebt. „Der Kredit teilt die Eigenschaft mancher, an sich nützlicher und wertvoller Gesellschaftseinrichtungen, daß er in gewissem Sinne ein zweischneidiges Werkzeug ist, und daß dieses Werkzeug unter Umständen denjenigen, der es zu nützlichen Zwecken verwenden wollte, tödlich verwunden kann. Aber wie verfehlt wäre es, aus diesem Grunde das Werkzeug selber in Acht und Bann thun zu wollen: „„Werkzeuge,"" meinte ein bekannter deutscher Nationalökonom, „„die für den schlechten Wirt gar nichts Gefährliches haben, können auch dem guten Wirt nicht viel nützen.""

Auch der Terminhandel war ein solches Werkzeug. Man hat es täppisch zerschlagen, weil sich ungeschickte Leute damit in den eignen Beutel geschnitten haben — und nun?!

Auch der frühere kaiserliche deutsche Gesandte in Peking, Herr von Brandt, behandelt ein Thema von aktuellem Interesse: der chinesisch-japanische Krieg in 1894—95 gab ja den Anstoß zu jenen Verschiebungen in Ostasien, in welche Deutschland durch die Besetzung der Bucht von Kiaotschau endlich thatkräftig eingegriffen hat.

Der Verfasser will kein abschließendes Urteil geben, vielmehr nur das Material zu selbständiger Beurteilung dieser für deutsche Leser noch ziemlich undurchsichtigen Zustände bieten, die doch täglich an Wichtigkeit zunehmen. Er behandelt in fünf Kapiteln die Verhältnisse der beiden Reiche der gelben Rasse, zunächst vor dem Kriege (April bis Juni 94), dann während desselben bis zum Frieden von Schimonoseki (August 94 bis April 95) und nach dem Kriege bis zum Abschluß des Handelsvertrages zwischen den beiden Staaten (Mai 95 bis Oktober 96). Ferner werden die Beziehungen der fremden Mächte zu den Kriegführenden (Mai 94 bis Mai 95), und endlich der latente Kampf um Korea zwischen Rußland und Japan (Juni 94 bis Febr. 97) geschildert, und alles das im Anhange durch eine Reihe diplomatischer Aktenstücke ergänzt.

Der eigentliche Grund des Krieges zwischen Japan und China muß nach der Darstellung des Verfassers in der Verlegenheit gesehen werden, welche der Japanischen Regierung durch den wieder auflebenden Fremdenhaß bereitet wurde. Japan war ziemlich unvermittelt zur parlamentarischen Regierungsform übergegangen, und in der jungen Volksvertretung rissen nun — nach

berühmten europäischen Mustern! — gewisse rückständige Teile kleiner aber mächtiger Koterieen die Herrschaft an sich. In dieser Lage gelang es der Regierung, aus einem Streit mit China über den beiderseitigen Einfluß in Korea den Kriegsfall herzuleiten, dessen sie bedurfte. Japan, besser bewaffnet und organisiert, konnte von vornherein auf Erfolg rechnen, und die Regierung benutzte den Krieg, um der inneren Schwierigkeiten Herr zu werden. Ohne das Dazwischentreten der europäischen Mächte hätte Japan sicher auf chinesischem Boden festen Fuß gefaßt. Es wird sich aber erst nach dem bevorstehenden Aufhören der Konsulargerichtsbarkeit in Japan zeigen, ob die Europäer nicht diesen Eingriff in die Rechte des Siegers, dessen Verfahren ohnehin keineswegs sympathisch geschildert wird, werden büßen müssen.

Von den kämpfenden Staaten hat, wie so oft, der Sieger den eigentlichen Preis seiner Anstrengungen nicht erreicht: Japan ist aus Korea völlig verdrängt, um welches sich Rußland und England im stillen streiten. China ist Rußland für seine, natürlich „uneigennützige" Hilfe noch mehr tributär geworden, und dieses, wie Frankreich, hat durch das geschickte Zusammenwirken der trefflichen Diplomaten beider Staaten immer mehr Boden am gelben Meere gewonnen, während England nur den zurückweichenden Beobachter spielte. Die nordamerikanische Union agierte bei alledem eine nicht ganz klare Vermittlerrolle.

Inzwischen scheint sich nun freilich ein Zusammenarbeiten Englands und Deutschlands anzubahnen, welches, ohne andere Länder vom Mitbewerb auszuschließen, den beiden Reichen germanischer Rasse nur nützlich sein würde, und niemand kann sagen, welche neue Gestalt der Dinge daraus werden mag.

Aber um so wichtiger sind Aufklärungen von kompetenter deutscher Seite, wie die vorliegende Schrift des Herrn von Brandt.

L. Jordan.

Dr. jur. David Farbstein, „Der Zionismus und die Judenfrage, ökonomisch und ethisch". (Bern, Steiger & Cie. 1898. 29 S. 0,50 Mk.)

F. stellt hier die Ursachen zusammen, welche die Juden zu Händlern machen mußten. Das ist schon oft weniger oberflächlich geschehen. Daraus zieht er den Schluß, daß die Juden nach nationaler Wiedergeburt streben müßten. Auch wenn der Verfasser seine Ansichten mit weniger Überhebung vorgetragen hätte, wären sie noch nicht begründet. Die Judenfrage ist sicherlich in erster Reihe, wie Bismarck richtig betont, eine wirtschaftliche Frage, ein Symptom der großen sozialen Frage, und im Zusammenhang mit dieser zu behandeln und der Lösung näher zu bringen. Aber auch jetzt schon können die Juden vielen berechtigten Vorwürfen den Boden entziehen. Sie brauchen nur die Art ihrer Lebensweise zu ändern, ja, das müssen sie, wie F. richtig erkennt. Das hat vielfach mit dem Nationalkultus nichts zu thun. Wo es aber der Fall, da sollen sie ihrem Nationalkultus untreu werden. Der Kultus ist nicht das Wesen einer Religion, auch nicht der jüdischen. Man schleppt ihn nach dem Gesetz der Trägheit oder aus Eigensinn durch die Jahrhunderte. Die Masse der westeuropäischen Juden ist überdies innerlich völlig entfremdet.

Wer aber für die „Assimilationsjuden" nur Spott hat und seinem Vaterlande so kalt und herzlos gegenübersteht wie der Zionist, der sollte den Staub von den Füßen schütteln und gen Osten wandern. Je eher, desto besser.

Charlottenburg. Max Jos. Cohn.

Verhandlungen der vom 23. bis zum 25. September 1897 in Köln am Rhein abgehaltenen Generalversammlung des Vereins für Sozialpolitik. (Leipzig, Duncker & Humblot. 1897. 456 S. 10 Mk.)

Auf Grund der stenographischen Niederschrift hat der ständige Ausschuß des bekannten „Vereins für Sozialpolitik" die Verhandlungen veröffentlicht, die er im Herbst 1897 über die Handwerkerfrage, den ländlichen Personalkredit und die Handhabung des Vereins- und Koalitionsrechts der Arbeiter im deutschen Reich veranstaltet hat. Namentlich wertvoll erscheinen die Referate über die Handwerkerfrage. Gerade in einer Zeit, in der die Worte „Mittelstand" und „Mittelstandspolitik" bis zum Überdruß von allen Parteien angewendet werden, ohne daß ein Mensch sich einen richtigen Begriff davon bilden kann, hat „der Verein für Sozialpolitik" durch seine 10 starke Bände umfassende Enquête über die Lage des Handwerksstandes in Deutschland, mit besonderer Berücksichtigung seiner Konkurrenzfähigkeit gegenüber der Großindustrie geradezu eine That geleistet. Wer aber nicht imstande ist, sich durch diese 10 dicken Bände hindurchzuarbeiten, der wird in Professor Karl Büchers Referat die Hauptideen wiederfinden. Diese eine Rede sollte jeder, der Anspruch auf politische Bildung macht, dem Schatze seiner Kenntnisse einverleiben;

sie fegt eine große Anzahl von Vorurteilen und Voreingenommenheiten hinweg. Wenn auch die reaktionären Elemente innerhalb des Handwerkerstandes den Ergebnissen dieser Enquete sehr skeptisch gegenüberstehen — es hilft ihnen nichts, die Ideen der Wahrheit sind stärker als die rückschrittlichen Gelüste und Wünsche der Zünftler und ihres Anhanges. Gegenüber dem ungeheueren Ansturm der Großindustrie absterbende Handwerkszweige mit künstlichen Mitteln retten zu wollen, heißt, um einmal mit Schiller zu kommen, dem Rad der Zeit in die Speichen fallen. Unwiderlegbar ist der Beweis, daß Zwangsinnung und Befähigungsnachweis dem Handwerk in keiner Hinsicht helfen. Wer für diese noch ernsthaft eintritt, hat eigentlich das Recht verwirkt, in der Politik mitsprechen zu dürfen. Gewiß hat Professor Karl Bücher aus Respekt vor der Wahrheit eine eminente Vorsicht, Konsequenzen zu ziehen; er vermeidet es, sie durch extreme Folgerungen zu diskreditieren. Um so eindringlicher aber wirkt die Klarheit in seinem knappen Referate über die Handwerkerfrage. **X. F.**

Report by the Chief Labour-Correspondent on the Strikes and Lockouts of 1896 (Board of Trade, Labour Department, London 1897).

Eine saubere Arbeit und eine lehrreiche, wertvoll besonders durch die Zusammenstellung der Ergebnisse, zu denen die Arbeitseinstellungen der letzten Jahre geführt haben. Vorweg sei bemerkt, daß dem Jahre 1893 mit seinen großen Kohlenarbeiterstreiks eine Ausnahmsstellung anzuweisen ist. Die Zahl der Streitigkeiten zwischen Arbeitern und Arbeitsherren scheint nach zu wachsen. Der wirtschaftliche Effekt dieser Abweichungen von der Welt-Arbeitsordnung deutet aber auf einen erfreulichen Fortschritt in der Kulturentwickelung; denn die Zahl der verloren gegangenen Arbeitstage betrug im Jahre:

1892: 17 381 936	1895: 5 542 652
1893: 31 205 062	1896: 3 748 525
1894: 9 322 096	

Die Zahl der Arbeiter, welche ihre Thätigkeit einstellten betrug in den Jahren

1892: 356 790	1895: 263 758
1893: 636 386	1896: 198 687
1894: 324 245	

Von den endgültig beendeten Streitigkeiten wurden beigelegt in den Jahren

	durch gegenseitige Zugeständnisse	zu Gunsten der Arbeiter	zu Gunsten der Arbeitsherren
1892:	52,6 %	27,5 %	19,9 %
1893:	25,0 %	62,9 %	12,1 %
1894:	35,8 %	22,1 %	42,1 %
1895:	48,0 %	24,1 %	27,9 %
1896:	27,1 %	39,5 %	33,4 %

Der Grund für die Abnahme der Arbeitseinstellungen liegt darin, daß die Arbeiter im Durchschnitt aufgeklärter geworden sind. Soweit sie den „Trade Unions" angehören, haben sie sich mehr als ihre Genossen von Streitigkeiten mit den Arbeitsherren freigehalten. Die festgeschlossene Organisation scheint also keineswegs auf die Mitglieder verhetzend zu wirken. Von Angehörigen der „Trade Unions" standen im Jahre 1893: 7,5 %, 1894: 6,9 %, 1895: 5,8 % und 1896 nur noch 3,4 % infolge von Lohndifferenzen außer Arbeit. Immer mehr bricht sich die Überzeugung Bahn, daß ein Krieg heutzutage — auf militärischem wie auf sozialem Gebiet — nur noch mit schwersten Verlusten auf beiden Seiten endigen kann. Beide Parteien rüsten sich daher mit Bildung und Gesittung, um in respektvollem Frieden leben zu können. **Max Wittenberg.**

Vermischtes.

Lemberg, Februar 1898. **Marrell Salzer**, der treffliche Recitator moderner Dichtung, trug hier vor kurzem öffentlich Halbes „Jugend" vor. Er führte bekanntlich einen langen Kampf mit der Zensur, ehe ihm (vorerst für ein Jahr) die Recitation dieses von den österreichischen Bühnen ausgeschlossenen Werkes gestattet wurde. Mit feinem Verständnisse, mit überraschender Klarheit und voller Plastik brachte Salzer das Drama zur Geltung; sowohl die erwachende Leidenschaft des jungen Paares, als der glühende Fanatismus des Gregor, dessen polnischen Accent Salzer diskret und geschmackvoll andeutete, kamen zum vollen Ausdruck. Am glänzendsten aber sprach Salzer die große Scene zwischen Hoppe und Gregor, wobei er auch den sonst mehr gedämpften Ton zurückgehaltener Leidenschaft durchbrach und die ganze Macht der Rede dahinströmen ließ. Die Wirkung auf das Publikum war sehr tief; atemlose Stille herrschte in dem Saale, so lange Salzer las, dann aber wollte der Beifall nicht enden. Wir Deutschen in Lemberg, die wir kein Theater besitzen, danken Salzer doppelt für den Genuß.

Am Abend vor dem öffentlichen Vortrag las Salzer im hiesigen militärwissen-

schaftlichen und Kasinoverein eine Reihe von ernsten und heiteren Skizzen in Vers und Prosa; besonders ergriff er mit dem Vortrag der Wiener Dialektnovelle „Das Pferd" von Morgenstern und gefiel er durch die Plauderei „Die schöne Frau" von Hermann Bahr.

Salzers Vorzüge sind ein ganz schlichter Vortrag, ein künstlerisches Abtönen und Maßhalten, ein leichtes, fein pointiertes Sprechen, ein gewisser prickelnder und pikanter Reiz im Detail, vollständige Gewalt über seine Stimme, Beherrschung des Hochdeutschen wie der Dialekte und nicht zum wenigsten litterarisches Gefühl und geschmackvolles Verständnis bei der Auswahl der Vortragsstücke. R. M. Werner.

„Hie gut Württemberg allwege." Ein litterarisches Jahrbuch aus Schwaben. (Heilbronn, Eugen Salzer, 1898. 302 Seiten. Mk. 5.—.)

Das ist ein Buch, nicht aus Notwendigkeit, sondern aus mitleidigem Herzen geboren. Es verlangt einen harmlosen Maßstab und verdient auch nur einen solchen. Als das württemberger Unterland unter Fluten stand, hatte auch der Herausgeber, Eugen Salzer, das lobenswürdige Bedürfnis, sein Scherflein dazu beizutragen, um das Elend zu lindern, und so gab er ein Sammelwerk schwäbischer Denker und Dichter heraus, um diesem ersten Bande späterhin weitere folgen zu lassen. An und für sich sind Jahrbücher, welche die Dichter einer Landschaft oder Provinz vereinigen, ungemein wertvoll. Durch solche Sammelwerke, welche den Typus provinziellen Charakters tragen, kann der Litteratur eine Art neuer Stärke, Verjüngung und Kraftzuführung zu teil werden. Freilich muß man ein scharfes Auge dafür haben, was wirklich echten Erdgeruch und wirklichen Provinzcharakter trägt. Von diesem Salzer'schen Buche kann man das nicht gerade behaupten. Es enthält eine ganze Menge minderwertiger, ja direkt dilettantischer Erzeugnisse, und wo sich Männer in die reine Sphäre der Poesie erheben — wie Cäsar Flaischlen und Karl Weitbrecht — da fehlt der Dichtung das eigentlich schwäbische Gepräge; sie atmet weder Schwabengeist, noch strömt Schwabenblut darin. So wertvoll einige litterarhistorische Beiträge sind, wie Aufsätze von Theobald Ziegler, Rudolf Krauß, namentlich aber der Aufsatz „Schwäbische Art" von O. Kirn, so kann man die einzelnen Dialektdichtungen ruhig herausnehmen, ohne daß man Württemberger- oder Schwabenart in dem Buche spürt. Der Herausgeber hat ein gutes Gericht versprochen und ein minderwertiges vorgesetzt. Hoffentlich folgen ihm bald bessere. L. J.

Mensch, Dr. E., „Konversations-Lexikon der Theaterlitteratur". (Stuttgart, Schwabachers Verlag. 348 S. Eleg. geb. 4,50 Mk.)

Ein praktisches Hand- und Nachschlagebuch zur schnellen und sicheren Orientierung über die Dramen des In- und Auslandes von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart hat Dr. Ella Mensch geben wollen. Der Gedanke ist nicht übel, leider ist die Ausführung so mangelhaft, daß das Buch einen unfertigen Eindruck macht. Die Schlierseer Bauerntruppe wird besprochen, Henri Becque z. B. dagegen fehlt. Ludwig Jacobowski mit seiner einen Komödie ist so lang besprochen, wie Karl Bleibtreu mit seinem Dutzend Dramen. Dramentitel schwirren nur so umher, und nicht eine einzige Jahreszahl orientiert über ihre Herkunftszeit und Reihenfolge. Wollte man erst über die einzelnen Urteile referieren, reichte ein Heft der „Gesellschaft" nicht aus, um alle die Schiefheiten richtig zu stellen. Mehr Fleiß und mehr Arbeit hätten das Buch wirklich brauchbar gestalten können. So wie es jetzt ist, befriedigt es kaum ein Bedürfnis. H. T.

Rumänische Litteratur.

Vor kurzem erschien in Bukarest in zweiter Auflage ein Bändchen „Balladen und Idyllen", dessen erste Auflage im Jahre 1893 auf den Büchermarkt gekommen war. Man denke, lyrische Gedichte, noch dazu unter so schlichtem Titel, in zweiter Auflage in einem Lande wie Rumänien, wo doch der kaufkräftige und kauflustige Leserkreis ein recht enger ist. Doch diese Balladen und Idyllen sind auch ganz besonderer Art; sie verdienen wohl diesen Erfolg und noch mehr. Der junge Dichter George Coșbuc, der seiner ersten Sammlung einen zweiten Band Gedichte „Webefäden" im Jahre 1896 folgen ließ und 1897 einen dritten („Verse und Prosa"), ist erst seit einigen Jahren in Rumänien bekannt. Das liegt zum Teil daran, daß er nicht aus dem Königreiche stammt und bisher fern den großen Städten gelebt hat. Seine Heimat ist jenseits der Berge der Karpathen: er ist ein Transsilvane. Dort

in den Bergen, inmitten einer urwüchsigen Bauernbevölkerung, ist er aufgewachsen, und in jener Umgebung, in der frischen Natur, von keinem nervösen Grübeln angekränkelt, hat sein Geist sich entwickelt und sein eignes Gepräge erhalten. In seinen Gedichten schildert er mit inniger Wärme und doch wunderbarer Objektivität die freie Natur, den Wald, den geliebten Bruder der rumänischen Bauern, und dann den Menschen, den Bauern selbst. Wir sehen, wir hören die Dirne und den Burschen in ihren Liebesgedanken und -reden, wir hören die rührende Klage des verlassenen Mädchens, das einsam am Spinnrad sitzt und ohne es zu wollen, ein altes wehmütiges Lied summt; nie hat man den Eindruck, als ob hier ein aufmerksamer Beobachter gekommen sei und das, was er emsig studiert, nachbildend in schöne Verse gebracht hat; alles ist schlicht und natürlich, wie es aus der eigenen Seele des Bauerndichters fließt. So sehen wir in seinen Gedichten das ganze Leben des Bauern in Freud und Leid an uns vorüberziehen. Aber nicht nur in „Liebes Lust und Leid" kündet er uns die innersten Regungen der Seele des Naturkindes, auch für die düstersten Seiten des bäuerlichen Lebens, die drückende soziale Not, findet er packenden Ausdruck, wie in den Strophen voll außerordentlicher revolutionärer Gewalt „Wir wollen Land!" Im ganzen bieten Cojbucs Gedichte in ihrer lebensfreudigen Frische und Natürlichkeit eine ersehnte Erholung gegenüber der pessimistischen Strömung des Klagens und der Ermüdung, die gerade auch in der modernen rumänischen Litteratur sehr weit verbreitet ist. Liest man die Verse Cojbucs, so ist es, als ob man hinausträte unter die grünen Bäume des freien frischen Waldes, als ob der kräftige Duft der Erde von den Feldern und Äckern draußen fern der Stadt herüber wehte. Und das ist es, was Cojbuc zu der eigenartigsten Erscheinung, ja zum bedeutendsten unter den jetzt lebenden rumänischen Dichtern macht. Georg Adam.

Büchertisch.

Vom 25. Februar bis 10. März liefen bei der Redaktion nachstehende Bücher ein (Besprechung bleibt vorbehalten):

Ambrosius, Johanna, Gedichte. 2. Teil. Ausgewählt von Karl Schrattenthal. Königsberg i. Pr., Thomas & Oppermann. 1897. 8. 156 S. 3 Mk.

Bethge, Hans, Syrinx. Ein Skizzenbuch. Breslau, S. Schottlaender. 1898. Schm. 8. 171 S. Geb. 1 Mk.

Blind, Mathilde, a selection from the poems of Mathilde Blind. Edited by Arthur Symons London, T. Fisher Unwin. 1897. 8. 146 P.

Dinkelberg, Hugo, Nordlandsfahrt. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (J. F. Richter). 1898. 8. 129 S. 2,50 Mk.

Ehrenfeld, Dr. Alexander, Studien zur Theorie des Reimes. Erster Teil. Zürich, E. Speidel. 1897. 8. 122 S. 2,50 Mk.

Gotthard, August, Juliane oder die Macht der Liebe. Trauersp. in 1 Akt. Dresden, E. Pierson. 1897. 8. 46 S. 1 Mk.

Gotthelfs, Jeremias, Hundertster Geburtstag. Zwei Studien von J. Ammann und Dr. H. Stickelberger. 1897. 8. 45 S. 1,20 Mk.

Heinzel, Richard, Beschreibung des geistlichen Schauspiels im deutschen Mittelalter. Hamburg, Leopold Voß. 1898. 8. 354 S. 9 Mk.

Heyne, Moritz, Beowulf. Angelsächs. Heldengedicht. 2. Aufl. Paderborn, Ferd. Schöningh. 1898. 8. 134 S.

Heyse, Paul, Marthas Briefe an Maria. Ein Beitrag zur Frauenbewegung. 2. Aufl. Stuttgart, J. G. Cotta Nfl. 1898. 80 S. 2. Mk.

Kniepf, Albert, Die Psyche des Ganglienſystems als Quelle der mediumistischen und verwandten Erscheinungen. Zehlendorf, Paul Zillmann. 8. 23 S. 0,50 Mk.

Derselbe, Die psychischen Wirkungen der Gestirne. Hamburg, Selbstverlag. 8. 14 S.

Krüger, Hermann Anders, Sirenenliebe. Ein Riviera-Roman. Leipzig, Alfred Janssen. 1897. 8. 213 S. 3 Mk.

Lázár, Prof. Dr. Béla, Ueber das Fortunatus-Märchen. Leipzig, Gustav Fock. 1897. 139. S. 8. 2 Mk.

Maupassant, Guy de, Gesammelte Werke. Bd. I.—II. Berlin, F. Fontane & Co. 1898. 8. 286 und 234 S. à 2 Mk.

Mauerhof, Emil, Schiller und Hein-

rich v. Kleist. Zürich, Karl Henckell & Co. 170 S.

Münsterberg, Dr. jur. E., Die Armenpflege. Berlin, Otto Liebmann. 1897. 213 S. 8. 3 Mk.

Nietzsche, Friedrich, Gedichte und Sprüche. Leipzig, C. G. Naumann. 1898. 8. 203 S.

Ondama, Gerhard, Die Dekadenten. Psychologischer Roman. München, Piloty u. Loehle. 8. 316 S. 3 Mk.

Pataky, Sophie, Lexikon deutscher Frauen der Feder, Bd. I. A—L. Berlin, C. Pataky. 1898. 8. 527 S. Geb. 10 Mk.

Personalkredit, Der, des ländlichen Kleingrundbesitzes in Österreich. Berichte und Gutachten, veröffentlicht vom „Verein für Sozialpolitik“. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1898. 8. 394 S. 8,80 Mk.

Pollak, Gustav, Das tote Kätzchen. Roman. Leipzig, Georg Heinrich Meyer. 1898. 181 S. 8. 2,50 Mk.

Prins, Freiheit und soziale Pflichten. Deutsch von E. Münsterberg. Berlin, Otto Liebmann. 1897. 164 S. 8. 2,80 Mk.

Ramann, L., Allgemeine musikalische Erzieh- und Unterrichtslehre. 2. Aufl. Leipzig, Schmidt u. Günther. 1898. 8. 264 S. 3,60 Mk.

Reichel, Eugen, Brüder und Schwestern. Berlin, Ferd. Dümmler. 1898. 390 S. 8. 4 Mk.

Rod, Edouard, Essai sur Goethe, Paris, Perrin et Cie. 1898. 309 S. 8. 3,50 Mk.

Rode, Helge, Königssöhne. Schsp. in 4 Akten. Leipzig, G. J. Göschen. 1898. 8. 106 S. 1,80 Mk.

Salus, Hugo, Gedichte. München, Albert Langen. 1898. 8. 112 S. 1,50 Mk.

Schell, Otto, Bergische Sagen. Elberfeld, Bädeker. 1897. 608 S. 4,50 Mk.

Schnitzler, Arthur, Anatol. 3. Aufl. Berlin, S. Fischer. 1898. 8. 138 S. 2 Mk.

Derselbe, Freiwild. Berlin, S. Fischer. 1898. 8. 158 S. 2 Mk.

Scholz, Wilhelm v., Annette von Droste-Hülshoff als westfälische Dichterin. München, Jnaug.-Dissert. 1897. 8. 47 S.

Schloß, E., Schwabenatb. Historien und Sagen. Schwäbisch-Hall, Wilh. German. 8. 164 S. 2 Mk.

Simplicissimus-Album. 7. Heft. (Okt. bis Dez. 97) München, Albert Langen. 1898. 1,25. Mk.

Stave, Ludwig, Unbesiegbar. Roman. Leipzig, August Dieckmann. 8. 326 S. 2 Mk.

Sudermann, Hermann, Johannes. Tragödie. 20. Aufl. Stuttgart, J. G. Cotta Nfl. 1898. 158 S. 3 Mk.

Tappolet, Dr. E., Wustmann und die Sprachwissenschaft. Zürich, E. Speidel. 1898. 8. 28 S. 0,80 Mk.

Thoma, Ernst, Eine Lebensgeschichte. Zürich und Leipzig, Karl Henckell & Co. o. J. 8. 379 S. 5 Mk.

Tovote, Heinz, Abschied. Novellen. Berlin, F. Fontane & Co. 1898. 8. 197 S. 2 Mk.

Treu, Georg, Constantin Meunier. Mit 34 Tafeln. Dresden, Emil Richter (Hermann Holst). 1898. 8. 26 S. 5 Mk.

Viajero, Carlos, Ein Leben in Liedern. Gedichte. Buenos Aires, Guillelmo von Woerden u. Cia. 1897. 187 S.

Voigt, Helene, Schleswig-Holsteiner Landleute. Mit einem Vorwort von Heinrich Sohnrey. Leipzig, Georg Heinrich Meyer. 1898. 8. 240 S. 3 Mk.

Wetzlar, Leonhard, Aus meiner Welt. Berlin, Gustav Buschhardt. 1897. 66 S. 8. 1,50 Mk.

Wilhelm, Paul, Welt und Seele. Gedichte. Leipzig, Georg Heinrich Meyer. 1898. 8. 125 S. 2 Mk.

Zangwill, J., König der Schnorrer. Deutsch von Adele Berger. Berlin S. Cronbach. 1897. 8. 193 S. 2 Mk.

Derselbe, Die Kinder des Ghetto. 2 Bde. Ebendaselbst. 8. 410 u. 326 S. 7,50 Mk.

Wir bitten, sämtliche Manuskript-, Bücher- &c. Sendungen ausschließlich an

Dr. Ludwig Jacobowski, „Schriftleitung der Gesellschaft“

Berlin S.W. 48, Wilhelmstr. 141

zu senden. Unverlangten Manuskript-Sendungen ist stets Rückporto beizufügen.

Leipzig, Querstraße 23.

Verlag der „Gesellschaft“. **Hermann Haacke.**

Verantwortlicher Leiter: Dr. Ludwig Jacobowski in Berlin.
Verlag der „Gesellschaft“ Hermann Haacke in Leipzig. — Druck von Carl Otto in Meerane.

Die Gesellschaft

Halbmonatschrift

für

Litteratur, Kunst und Sozialpolitik.

Herausgegeben

von

M. G. Conrad und L. Jacobowski.

Jahrgang 1898.

Zweites Quartal.

Leipzig.
Verlag der „Gesellschaft"
Hermann Haacke.

Inhaltsverzeichnis.

Inhaltsverzeichnis.



J. J. David

1898
Heft 7.

Das Beispiel.

Von M. G. Conrad.

(München.)

An der Isar, 6. III. 98.

Wohin ist meine grüne, brausende, heimtückische Isar gekommen? Nackt liegt das Bett da, weißschimmernder Kies, breit und wie ganz entblößt hingestreckt. Hundert Stege hat man von den Ufermauern hinunter gebaut, und tausend Arbeiter wühlen und schaufeln und karren den frostigen langen Tag drin herum: aus dem Kies und Sand des Isarbettes wird das Müller'sche Millionen-Volksbad in üppigstem Barockstil erbaut — eilig, eilig, bevor mit der Frühlingssonne die große Schnee- und Gletscherschmelze im Hochgebirge beginnt und die stürmischen Wasser das Isarbett tosend erfüllen und alle Auen von Tölz bis Landshut überfluten.

Aus den Steinabfällen der Alpen formt sich die reiche Kunststadt München die Beton-Grundmauern ihrer Paläste. Auf Abfällen von den verwitternden und überspülten Felsenkolossen des Hochgebirges bauen sich unsere architektonischen „Wunder" auf.

Die Menschen sind einmal für große Worte, ihr komödiantischer Trieb schwelgt in übertreibender dekorativer Rhetorik. Die heroischen Gesten wie die demütigen Unterwerfungsexcesse gegenüber den Göttern und Teufeln und den Phantomen des Himmels und der Hölle beliebt jetzt der moderne Technikmensch der Natur gegenüber. Er „versetzt Berge", er „bändigt den Blitz", er „vernichtet den Raum", er „bezwingt die Natur"! Großsprecherei. Er hat seine primitiven Verkehrs- und Produktionsmittel, an denen die Jahrtausende ihre erfinderische Energie geübt, verbessert. Er fährt schneller und bequemer, er beleuchtet kräftiger, er baut rascher, er ist reicher an Schutzmaßregeln, er ist widerstandsfähiger. Das ist alles.

Im Grunde lebt der „Beherrscher" der Natur nach wie vor von der

Gnade der Natur, und was er ihr ablistet und abgewinnt, sind — ihre Abfälle. In das Innere ihres Reiches und ihrer Herrlichkeit, in das Centrum ihrer Schatzkammern dringt er nicht. Nach wie vor währt sein Leben siebzig Jahre, „und wenn es hoch kommt, sind es achtzig Jahre, und wenn es köstlich gewesen, so ist es Mühe und Arbeit gewesen".

Naturabfälle, Kulturabfälle.

Und wie gegenüber der Natur und gegenüber der vieltausendjährigen Kultur der Vergangenheit stehen die Menschen von Nation zu Nation in theatralischer Pose. Und was sie sich gegenseitig abdrücken, abgucken, abdiplomatisieren oder durch die Suggestion des Beispiels mit der bekannten „affenmäßigen Geschwindigkeit" aneignen, ist, bescheidentlich gesagt, auch nur Abfall, in jedem Sinne. Denn das Eigentlichste, Wertvollste, Einmal-undnichtwieder-Genialste der National-Individualität in ihrer besonderen Wesenheit ist nicht übertragbar, ist nicht nachahmbar. Es gehört die ganze Verblödung eines im materialistischen Sumpf versunkenen Zeitalters dazu, die ganze Verrohung der brutalen Gewaltpolitik eines verheuchelten Jahrhunderts, um sich in der Schätzung des Unschätzbaren, in der Wertung der Imponderabilien alles höheren Lebens so zu vergreifen, wie es in der Gegenwart gang und gäbe ist.

In der Politik hat nichts so sehr auf das liberalisierende deutsche Unterthanenvolk gewirkt, als das Beispiel Frankreichs. Mit den Abfällen der französischen Revolutionen haben wir unsere deutschen Miniaturumwälzungen und Selbstbefreiungen bis zum Jahre 1849 zusammengeklittert. Von da ab haben wir es wiederum den Fürsten und Diplomaten und Generälen überlassen, sich aus den „großen Traditionen" französischer Glanzzeiten das Nötige auszuborgen, um uns mit Herrlichkeiten zu beglücken, die unsere werten „Erbfeinde" schon in ihrer Weise unter ihren Ludwigen und Napoleoniden als blendende Schaustücke besaßen und als Nutzungsobjekte weidlich in Mißkredit brachten. Wie fällt das alles ab, betrachtet man's schlichtmenschlich. Und gäbe es noch Christen mit dem lebendigen Geiste des Evangeliums Christi, wie plunderhaft und bettelarm müßte sich in ihrem Auge diese ganze Scheingröße der materiellen Erdengötter von heute malen.

Die Deutschen schicken sich an, ihr „tolles Jahr" zu feiern. Berlin, die Reichshauptstadt und Zentrale germanischer Intelligenz, hat sich zu einem interessanten Beispiel aufgeschwungen. Es verweigert zur Halbjahrhundertfeier des Jahres 1848 den „Märzgefallenen" Denkstein und Denkinschrift. So hoch wertet man der Väter Werke, der Väter Blut. Woher dieser Abfall? Wenn man sich von Abfällen nährt —!

Der Antisemitismus in Deutschland.

Von Henri Lasvignes.
(Paris).

(Autorisierte Uebersetzung.)

Die Emanzipation der Juden ging vor mehr als einem Jahrhundert von Berlin aus. Aus Berlin, aus den Salons der schönen Jüdin Henriette de Lemos nahm Mirabeau den ersten Gedanken zu jenem Antrag mit, den er im Jahre 1791 der konstituierenden Versammlung unterbreiten sollte.

In eben jenen Zeiten schenkten wir Deutschland unseren Voltaire; es gab uns dafür seinen Schiller, der im Jahre 1793 unter dem Namen des Bürgers „Gilles" das französische Bürgerrecht erhielt. Seither gestalteten sich die Beziehungen beider Völker etwas weniger vornehm. Aus Berlin kommt heut zu uns der Antisemitismus, ein neuer Ausfuhrartikel, den Deutschland bei uns einführt, auch hierin treu seiner Handelstaktik, die darauf ausgeht, Erzeugnisse von guter Qualität für den heimischen Markt zu reservieren und den Schund auf die Märkte des Auslandes zu werfen.

Der Haß gegen die Juden ist in Europa unzweifelhaft Jahrhunderte alt. Aber der Antisemitismus, der Konflikt zwischen Ariern und Semiten, gehört unserer Zeit an. Er ist ein neues Übel, welches erst seit der Emanzipation aufgetreten ist, und für das Deutschland eine neue Bezeichnung erfand. In Europa verbreitete er sich von Ost nach West; er erreichte Frankreich, nachdem er Österreich und Deutschland durchschritten hatte.

Sein Charakter wechselt mit dem des Landes, in dem er herrscht. Der französische Antisemitismus unterscheidet sich wesentlich vom deutschen und nähert sich mehr dem österreichischen. Um den Doktor Lueger und den Prinzen Aloys Liechtenstein schart sich eine Demagogie, die ziemlich genau der boulangistischen Bande gleicht, die heute das Gros der antisemitischen Partei Frankreichs bildet. Im Gegensatz hierzu zeigt diese Partei in Deutschand keinerlei revolutionären Charakter, zum mindesten nicht rücksichtlich der zu Recht bestehenden Staatsgewalten; sie bezeichnet sich als konservativ und rekrutiert ihre Anhänger aus der Aristokratie und dem

---

Anmerk. der Red.: Es dürfte unsere Leser interessieren, zu erfahren, wie sich der deutsche Antisemitismus in der Auffassung eines geistvollen Franzosen darstellt. In zahlreichen Einzelheiten ist diese Darstellung freilich unrichtig. Daß Liebknecht nicht Jude ist, daß der Liberalismus kein „jüdisches" Produkt, daß der Anteil der Juden an der liberalen Presse übertrieben ist u. s. f. werden die Leser der „Gesellschaft" selbst zu korrigieren wissen.

Mittelstande. Auf den vierten Stand, der zum Sozialismus hält, hat sie keinen Einfluß.

Bei aller Heftigkeit der aufgewühlten Leidenschaften ist doch die Geschichte des Antisemitismus in den deutschredenden Landen ziemlich arm an Thatsachen. Das einzige Ereignis, das für Österreich-Ungarn in Betracht kommt, ist die bekannte Tisza-Eszlar-Affaire, die vor siebzehn Jahren ganz Europa in Aufruhr setzte. Ich rekapituliere kurz jenen traurigen Prozeß, an dem man so recht erkennen kann, was die **Res iudicata** dann wert ist, wenn auch die Richter unter dem Einfluß der Volksleidenschaften stehen. Ein christliches junges Mädchen aus dem ungarischen Dorfe Tisza-Eszlar war verschwunden. Augenblicklich klagte die öffentliche Meinung die jüdische Gemeinde des Dorfes an, einen Ritualmord begangen zu haben: dem Mädchen sollte die Kehle durchschnitten und ihr Blut aufgefangen worden sein, um bei der Bereitung des ungesäuerten Brotes Verwendung zu finden. Diese blödsinnige Anklage fand bei den Behörden Glauben, und die gerichtliche Untersuchung feierte ein Fest. Man brauchte Zeugen, man wußte sie sich zu verschaffen. Der Hauptzeuge war ein jüdischer Knabe, der sich dazu hergab, den Ankläger seines Vaters zu spielen. Eine grausig geschickte Abrichtung hatte von vornherein mittels eines wohlberechneten Wechsels zwischen Schmeichelei und Drohung in dieser Seele jede menschliche Empfindung ertötet. Mittlerweile findet man an einem Schlagbaum der Theiß den Leichnam eines jungen Mädchens, das sofort als mit der verschwundenen Person identisch erkannt wird. Da Spuren einer Gewaltthat nicht vorhanden waren, hätte man auf einen Unglücksfall schließen müssen. Die Ankläger wollen aber nicht widerrufen, die Justiz will nicht anerkennen, daß sie sich getäuscht hat, und hier hebt ein Verfahren an, weit abscheulicher noch, als jenes erstere. Die Schiffer, welche den Leichnam gefunden haben, werden gezwungen, auszusagen, er sei ihnen von den Juden übergeben worden. Zugleich sollten diese ihnen befohlen haben, auszusagen, daß sie den Leichnam in den Fluten der Theiß gefunden hätten. Um ein Zeugnis in gewünschtem Sinne zu erzwingen, foltert man sie aufs fürchterlichste. So gestehen sie denn alle mit Ausnahme eines Einzigen, dessen herrische Beharrlichkeit uns C. Cherbuliez mit beredten Worten geschildert hat. In ihre Heimat zurückgekehrt, widerrufen die armen Teufel natürlich sofort vor ihrem Bürgermeister die Aussagen, die sie vor dem Untersuchungsrichter gemacht haben. Natürlich mußte die Untersuchung selbst gegen den Spruch der Richter Recht behalten.

In Österreich hat der Fanatismus seit der Tisza-Eszlar-Affaire keineswegs abgenommen. Vor ganz kurzer Zeit, vor kaum einem Monat, brachte Theodor Herzl, einer der Vertreter des Zionismus, am Wiener Karl-

theater ein schmerzvolles und bezeichnendes Drama zur Aufführung: „Das neue Ghetto.“ Er wirft Österreich vor, die Juden in einem moralischen Ghetto eingeschlossen gehalten zu haben, nachdem die Mauern des wirklichen gefallen seien.

Man begreift angesichts der Ausschweifungen des Hasses, wie einige Juden in ihrer Entmutigung den Entschluß fassen konnten, aus einem Vaterlande zu entfliehen, das, obwohl sie seit Jahrhunderten in ihm ansässig sind, mit der Hartnäckigkeit einer bösen Stiefmutter sich weigert, sie als seine rechten Kinder anzuerkennen. So entstand die Idee des Zionismus. Sie fand Anhänger unter den Juden Ungarns und Rußlands, bei jenen, die heute noch den Talmud als höchstes nationales Gesetz verehren; sie wurde mit ablehnender Kälte aufgenommen von den französischen und deutschen Juden, die gar nicht daran denken, die Städte, in denen sie geboren wurden, zu Gunsten eines wüsten Landes zu verlassen, von dem man ihnen vorerzählt, daß es ihre Heimat sei.

In Deutschland bildet, abgesehen von einigen Anklagen wegen Ritualmordes, deren Nichtigkeit übrigens die Justiz sofort nachwies, der Fall Ahlwardt das einzige, bedeutsame Vorkommnis.

Im Jahre 1892 klagte der Rektor Ahlwardt in einer Broschüre, betitelt „Judenflinten“ den Israeliten Isidor Loewe, den Direktor der bekannten Waffenfabrik, an, der deutschen Armee auf eine Lieferung von 1500000 Gewehren mehr als 400000 schadhafte übergeben zu haben. Ahlwardt wurde vom Landgericht zu Berlin wegen Verleumdung zu fünf Monaten Gefängnis verurteilt; seine Verurteilung trug ihm die Wahl in den Reichstag ein. Dort nahm er die Angelegenheit der „Judenflinten“ wieder auf, er versprach seine Anklagen zu beweisen. Was er indessen an Beweisen beibrachte, war nur belangloses Zeug und wurde vom Reichskanzler von Caprivi kurzer Hand zurückgewiesen. Ahlwardt war im Reichstag besiegt worden, draußen wurde er von der wartenden Volksmenge als Sieger bejubelt und im Triumph davon getragen.

Herrscht somit ein Mangel an Thatsachen, so giebt es dafür eine unglaubliche Menge Schriften; es ist kaum ein deutscher Denker, der dieser Frage nicht seine Aufmerksamkeit zugewendet hätte.

Um den deutschen Antisemitismus verstehen zu können, muß man die Laienreligion kennen, die im Jahre 1807 unter Stein und Hardenberg festgesetzt wurde und heut zum definitiven Kultus geworden ist. Als erstes Dogma gilt den Gläubigen, daß das deutsche Volk ein homogenes Ganzes bildet, das sich im Lauf der Zeiten kontinuierlich entwickelt hat. Diesen Gläubigen gelten die guten Frankfurter oder Hamburger Bürger als echte Abkömmlinge der Anbeter Wotans — historische Gesichtspunkte, die falsch

oder eigens gefälscht sind, um dem deutschen Nationalismus eine festere Grundlage zu geben. Um an sie zu glauben, müßte man der blutigen Streifzüge vergessen, in denen ein Volk das andere durchdrang, vergessen ferner jenes Stromes wandernder Völkerschaften, ganz anderer als die Juden und weit weniger darauf bedacht, ihre Individualität zu erhalten, die durch Vermischung des Blutes die Germanen der ersten Jahrhunderte spezifisch verunreinigt haben.

Bei dieser Theorie der homogenen Entwickelung der Völkerschaften sind natürlich alle Generationen ein und derselben Nation untereinander solidarisch. So machte man Frankreich im Jahre 1870 für Jena, für die Verwüstung der Pfalz u. s. w. verantwortlich.

Jena ist gerächt; aber es ist nicht ausgeschlossen, daß eines schönen Tages einem dieser vom Welschenhaß entflammten Teutonen der Gedanke käme, daß man ja noch den Tod Konradins von Hohenstaufen zu rächen habe. Man sieht, wohin der ethnologische Chauvinismus führt.

Derselbe Schematismus, der dem Germanen den Vorrang vor der lateinischen Rasse zusichert, schuf in Deutschland die semitische Gefahr. Die wütendsten Franzosenfresser, die, welche den Begriff des „Erbfeindes“ erfunden haben, die Savigny, Dühring, Treitschke, stehen in der ersten Reihe der theoretischen Gegner des Juden. Ich sage „theoretischen“, weil man in Deutschland durchaus zwischen dem Antisemitismus als Meinung und zwischen der antisemitischen Partei unterscheiden muß.

Der theoretische Antisemit beschränkt sich darauf, über den judäischen Einfluß zu stöhnen, der deutsche Sitten, deutsches Denken, deutsche Kunst, ja sogar deutsches Christentum verseuche. Er läßt der Narretei des nationalen Chauvinismus so recht die Zügel schießen.

Es scheint danach, als ständen jüdische und germanische Weltanschauungen in unversöhnlichem Gegensatz zueinander, als bilde dieser Gegensatz den innersten Kern des Streites zwischen Judentum und Christentum. Man wird einwenden, die christliche Weltanschauung sei ja aus der semitischen hervorgegangen, das Christentum sei nur ein fortgesetztes Judentum. In der That erklären Dühring und Nietzsche — vollkommen logisch — allen beiden den Krieg. Aber um so geringfügige Thatsachen kümmert sich nicht, wer von wahrhaft christlichen Gesinnungen beseelt ist. Für diese Leute sang Jesus, als er das Evangelium predigte, die Marseillaise des Antisemitismus. Wie jede Religion, hat sich auch das Christentum im Laufe der Jahrhunderte verändert. Das ursprüngliche Christentum wurde durch das Judenchristentum des heiligen Paulus ersetzt. Aber, sagen sie, das Grundprinzip war arisch, mit anderen Worten indogermanisch, germanisch. Kein Zweifel, Jesus war ein Arier, der sich unter die Semiten verirrt hatte.

Kein Zweifel — Gott wollte, daß er sich just in arische Form inkarnierte, darthun, daß sein „auserwähltes Volk" nicht mehr Israel, sondern die indogermanische Rasse sei, von der der Pastor Stöcker abstammt.

Der theoretische Antisemit predigt prophylaktische Maßregeln, aber er geht nicht bis zur Verfolgung; ihm scheint es eben so thöricht, die Juden nach Palästina zurückzuschicken, wie es uns thöricht erschiene, wenn wir unsere Normannen zu den skandinavischen Fjords, ihrer ursprünglichen Heimat, zurücksenden wollten.

Die politische Partei ist wesentlich agressiv.

Der Pastor Stöcker ist das vollendetste Modell des Antisemiten der That. Bis in die letzten Jahre hinein war er Hofprediger und zugleich das Haupt der christlich-sozialen Partei. Indem er sich fest an den Thron anschloß, suchte er seine Anhänger wesentlich unter den Konservativen. Aus seiner Partei machte er eine zweischneidige Waffe, mittels deren er einmal die Sozialdemokratie auf ihrem eigenen Boden angreifen und zu gleicher Zeit die Juden schlagen wollte.

Pastor Stöcker würde sich vielleicht mit dem Kollektivismus an sich befreunden können, er mißtraut ihm wegen seines volkstümlichen und internationalen Charakters. Er wittert da jüdische Einflüsse und vielleicht hat er nicht unrecht, freilich unserer Meinung nach zur Ehre des Judentums. Um die soziale Frage nicht in den Händen der Sozialisten zu lassen, hat er sich ihrer bemächtigt, versuchte er, sie in die spanischen Stiefel des orthodoxen Protestantismus einzuschnüren, und ihr einen konfessionellen Charakter zu geben. Sind wir erst einmal Herren des Sozialismus, dann auf zur „Judenhetze"!*) „Wirklich, es sind ihrer zuviel," sagte er eines Tages in öffentlicher Versammlung, womit er auf die 500000 Israeliten Deutschlands anspielen wollte. Ein Wort, das seiner Zeit Ströme Tinte vergießen machte.

Also: Raub! Raub! Mord! Mord! Stöcker hat niemals ein Hehl daraus gemacht.**) „Der Antisemitismus wird durch die Revolution siegen, man muß das Volk gegen die Juden hetzen; eine Revolution ist nötig, und sie wird kommen — dessen seid gewiß!"

Natürlich mußte ein Verbündeter dieses Schlages, abgesehen davon, daß er kompromittierend wirkte, auf die Dauer gefährlich werden. Der Kaiser entfernte ihn im Jahre 1896 und nahm ihm seinen Hofpredigerposten. Seither trat an die Seite der alten eine junge christlich-soziale Partei unter der Führung des Pfarrers Naumann, der bei Hofe **persona grata** zu sein scheint!**) Diese neue Reichstagspartei behauptet, es gebe

*) So auch im französischen Original. (D. Red.)

**) Ist nicht richtig. (D. Red.)

nur eine soziale Frage — die Arbeiterfrage, und leugnet mit Entschiedenheit das Bestehen einer Judenfrage.

Die eigentliche antisemitische Partei besitzt nicht die Härte des Pastors Stöcker. Sie nennt sich „deutsch-soziale Reformpartei" und entstand im Jahre 1894 auf dem Kongreß zu Eisenach durch die Verschmelzung der antisemitischen Volkspartei und der deutsch-sozialen Partei. Thatsächlich bot die Vereinigung keine Schwierigkeit, weil beide Parteien sich lediglich durch ihre Taktik unterschieden.

Man fand einen neutralen Boden, auf dem die Anhänger der entgegengesetztesten politischen Überzeugungen einander friedlich begegnen. Die Zauberformel lautet: Soziale Reform und nationale Wiedergeburt.

Diese Partei nun führt Krieg gegen alles, was die Größe und das Elend des neunzehnten Jahrhunderts ausmacht: Gegen die Großindustrie, die Finanz, den Merkantilismus und die national-ökonomische Manchestertheorie. Man könnte glauben, ihr Programm sei identisch mit dem des Sozialismus; dem ist nicht so. Sie macht gleichzeitig Front gegen die Plutokratie und gegen die Sozialdemokratie, und tritt ein für den Mittelstand. Sie macht sich im Gegensatz zu jenen Beiden zum eifersüchtigen Hüter der nationalen Tradition und der Rasse, der sie jede unreine Berührung fernhalten will. Ihr natürlicher Gegner ist der Jude, und so kommt es, daß heute Israel den Sündenbock spielen muß. Nach dieser Partei trägt der Liberalismus die Schuld daran, daß dekadente Instinkte das Land verseucht haben. Und für einen waschechten Antisemiten giebt es keinen Unterschied zwischen Liberalismus und Judentum. Der Liberalismus ist jüdisch, das Judentum ist liberal.

In der That ist der Liberalismus nicht deutscher Herkunft. Der Jude, welcher der Revolution seine Befreiung verdankt, wurde in Deutschland der Träger der Ideen des Jahres 1789.

Die liberale Presse ist fast ganz in den Händen der Juden. Ihr Werk war die Emancipation, die im Jahre 1848 begonnen, im Jahre 1869 definitiv vollendet wurde. Aber diese Presse hat nicht nur für die Juden gearbeitet. Alle liberalen Ideen, politische, wie ökonomische, sind durch sie in Deutschland eingedrungen. Natürlich darf man den deutschen Liberalismus nicht mit dem französischen vergleichen. Er mußte sich den bestehenden Autoritäten anpassen und mit Ausnahme des Jahres 1848 ist er nie angreifend vorgegangen. Von 1870 ab sah sich Bismarck einer unangreifbaren Macht gegenüber, die er nicht einen Augenblick zu brechen versuchte. Übrigens trat ihm diese Macht nicht entgegen, sondern sie bot sich ihm an und er acceptierte das Bündnis. Die nationalliberale Partei, die in ihren Reihen einige sehr mächtige Juden (Lasker und Bamberger) zählte, ent-

wickelte sich unter der Wirksamkeit der jüdischen Presse zu einer gewaltigen Macht.

Das Kartell, welches die parlamentarische Grundlage Bismarcks bildete, ging aus dieser Konstellation hervor; auf dieses gestützt vermochte er es dann, dem katholischen Centrum die Stirne zu bieten. Der Kulturkampf war ebenso das Werk der liberalen Presse, wie des Kanzlers. Beide handelten hier gemeinschaftlich, obgleich sie verschiedene Ziele verfolgten. Bismarck war in diesem Kampfe ein Liberaler wider Willen. Nur aus Furcht, die kaiserliche Machtvollkommenheit beschränkt zu sehen, machte er sich daran, eine Partei anzugreifen, die von Rom aus ihre Befehle erhielt; nur aus Furcht vor der klerikalen Tyrannei, welche die Gewissensfreiheit bedrohte, leistete die liberale Bismarck ihre unbegrenzte Hilfe. Bei dieser Gelegenheit ließ die Haltung des Reichskanzlers in der Judenfrage an Klarheit nichts zu wünschen übrig; er sprach folgendes bezeichnende Wort aus: „Es muß verboten sein, nach der Konfession zu forschen."

Im Jahre 1848 hatte Bismarck die Vorurteile des „Junkers"; er wußte in der Folge seinen Widerwillen zu besiegen. Er gelangte zu der Erkenntnis, daß von den Ultramontanen und den deutschen Juden nur jene ersteren eine wirkliche Gefahr für den deutschen Staat bilden, und für sie sparte er seine Härte auf.

Es ist ja auch klar, daß der Mann des „do ut des" nicht die Wut eines Stöcker, eines Boeckel, eines Liebermann gegen Leute teilen konnte, die nicht angriffen, sondern nur dienen wollten.

Bleichroeder war der große Hebel seiner Finanzpolitik; er verschloß sich nicht den Einflüssen Ferdinand Lassalles, welche noch posthum in der Arbeiterschutzgesetzgebung von 1893 und 1894 zu Tage traten.*)

Es ist in der That für das deutsche Judentum charakteristisch, daß man es auf den beiden äußersten Flügeln der Nationalökonomie gleichmäßig vertreten sieht. Während es durch seine sozialistischen Apostel Marx, Lassalle, Singer, Liebknecht**) das absolutistische Prinzip des persönlichen Eigentums aufs stärkste erschüttert hat, ist es auf der anderen Seite beharrlich bei der Arbeit, das Kapital umzugestalten und es durch Ansammlung zu einer namenlosen Großmacht zu machen. Empört steht der Deutsche, der mit dem Urdeutsch seinen Kultus treibt, vor den Finanzoperationen, die von der Berliner Börse ausgehen. Es ist natürlich, daß, wenn das

*) Diese ganze Darstellung der Haltung Bismarcks dem Liberalismus gegenüber ist nur teilweise korrekt; insonderheit ist es falsch, die Arbeiterschutzgesetzgebung von 1893/94, welche bekanntlich auf die persönlichen Intentionen des Kaisers zurückzuführen ist, durch posthume Einflüsse Lassalles zu erklären. (D. Red.)

**) Liebknecht ist nicht Jude. (D. Red.)

deutsche Kapital sich mit dem anderer Nationen solidarisch erklärt, wenn es international wird, auch sein Besitzer international wird, und der stets wiederkehrende Vorwurf, den man, ganz abgesehen von jeder Kritik der Finanzoperationen selbst, gegen die jüdischen Bankiers erhebt, ist der, daß sie darauf ausgehen, Deutschland seiner Nationalität zu berauben, und die Völker zu friedlichen Beziehungen zu zwingen, indem sie ihre Interessen unlöslich mit einander verbinden. Das ist die glückliche Kompensierung für die Verwüstungen, die der Kapitalismus anrichtet. Es ist eine seltsame Ironie des Schicksals, daß gerade das Volk, welches am meisten darauf hält, seine Nationalität zu wahren, im Internationalismus die besten Hoffnungen für seine Zukunft sieht. Die Vermischung der Nationen erfolgt von oben durch das Kapital, von unten durch den Sozialismus.

Was wollen die Antisemiten? Daß Deutschland fortfahre, auf den Bahnen zu wandeln, die es sich 1866 und 1870 mit Blut und Eisen eröffnet hat, daß der Staat wie ein furchtbarer Götze sich über dem Recht des Individuums erhebe, daß der Germane, vor jeder Vermischung mit fremdem Blute bewahrt bleibe und es als ein Recht, eine historische Mission betrachte, die benachbarten Völkerschaften von älterer und entarteter Civilisation zu vernichten.

Morgen schon werden die Herren die Sklaven besiegen, und die „Herrenmoral“ wird die „Sklavenmoral“, die jüdisch-christliche Moral, ersetzen.

Denn der morgige Tag gehört den großen Kriegen; Moltke, Treitschke und Nietzsche erklären ihn.*)

Der morgige Tag gehört dem blutigen Schweifen der „blonden Bestie“.

„Wie ein Tänzer in der Schlacht,
Unter den Kriegern der fröhlichste,
Unter den Siegern der härteste.“

---

*) Eine merkwürdige Zusammenstellung von Namen. Moltke mit Treitschke und Nietzsche in einem Atemzuge. Keiner dieser drei Männer hat auch nur entfernt daran gedacht, einen Krieg mit Frankreich aus reinem Gefallen am Kriege vom Zaun brechen zu wollen. Nietzsche liebt allerdings den Krieg an sich, von Franzosenhaß ist er fern. (D. Red.)

J. J. David.

Ein litterarisches Profil von Paul Wertheimer.

(Wien.)

Jeder Dichter von starker, eigener Art, besonders jeder Stilist und Charakterist, hat eine bestimmte, ihm eigentümliche, in allen Werken immer wiederkehrende Grundfarbe. Diese in allen Nuancen hervortretende Farbe drückt, dem Schaffenden selbst unbewußt, sein innerstes Wesen symbolisch aus. Zum Beispiel, um Extreme zu nennen: Byron, Keller und Jacobsen. Byron ist der Dichter des Rot in allen Übergängen vom Rosa zum Purpur. Keller liebt am meisten Licht und Duft des Sommermorgens, Jacobsen das ruhige Nebeneinander aller Farbentöne oder ihr Verschwimmen und Ineinanderfließen . . .

J. J. David ist der Dichter des Grau.

Dieser eine sofort auffallende Grundton: das Dämmerhafte des Kolorits, der Zeit, der Umgebung, der Schicksale seiner Gestalten ist dem Schaffen des ganz abseits stehenden deutsch-österreichischen Dichters vor allem eigen. Er ist darum auch wenig, nur von den seltenen Liebhabern und „Kennern" der dichterischen Graumalerei gekannt und geschätzt. J. J. David stellt sich nach seinem ganzen schwerblütigen und schwermütigen Wesen, wie es in seinen lyrischen, dramatischen und erzählenden Werken zu Tage tritt, als Vertreter jener grüblerisch-ernsten und dunklen Richtung dar, der Gerhart Hauptmann wenigstens in den Motiven seiner ersten Dramen als erster angehört. Nur daß Hauptmann von der damals wirksameren veristischen Methode ausging, während der Österreicher die gut realistische heimatliche Litteratur mit ihrem fein verborgenen Lyrismus, die Anzengruber-, Saar- und Ebner-Schule in seinen ersten Schriften weiterbildete. Schon das Temperament und Talent des Österreichers scheinen dem des schlesischen Dichters in vielem verwandt: nur ist Hauptmann von einer günstigeren litterarischen Strömung als jener, die in dem Wien der achtziger und ersten neunziger Jahre herrschte, emporgetragen worden, und er hat, von persönlichen Umständen und reicheren Erlebnissen gefördert, seine ebenfalls einer trüben Weltbetrachtung geneigte Eigenart nicht zu jener schroffen Selbstbeschränkung und Herbheit wie J. J. David ausgebildet. Doch in dem Grundzuge des Profils, dem pessimistischen, unlustigen, vom Leben gleichsam stets niedergedrückten Blick stimmen sie überein . . .

Seine Lebenserfahrungen und Schicksale im Vereine mit einer sehr sensiblen und ernsten natürlichen Anlage machen die graue Art J. J. Davids begreiflich. Es ist David wohl persönlich selten sehr rosig gegangen. Ihm

scheint besonders eine traurige Kindheit und Jugend, in kleinen mährischen Ortschaften verbracht — J. J. David ist 1862 in Mährisch-Weißkirchen geboren — und die an Entsagungen reiche Studentenzeit in Wien, wo er Germanistik und Geschichte studierte und seitdem verheiratet, als politischer Journalist, Korrespondent und freier Schriftsteller lebt, die entscheidenden Eindrücke gebracht zu haben. Wie oft hat er, wenn wir im „Winterbierhaus" gemütlich zusammen saßen und er nach dem fünften oder sechsten Krügel mitteilsamer wurde, von seinen harten Gymnasialjahren erzählt — er mußte seit dem zwölften Jahre selbst für seinen Unterhalt sorgen — von dem Elend des Lektionierens und Hofmeisterns, von seiner frühzeitigen Vereinsamung und der düsteren Wiener Bohèmezeit. „Ihr wißt ja gar nicht" — so schloß er dann gerne — „wie gut Ihr jungen Leute der Litteratur es jetzt in Wien habt, noch dazu, da fast alle in sorglosen äußeren Umständen leben! Uns, der älteren Generation, und mir besonders ist es nicht so gut geworden — in keiner Weise!.." Dazu kommen noch körperliche Übel, von denen er selbst in dem schönen, bezeichnenden Gedichte „Gebet" klagt:

„Allmächtiger, Du hast mir viel genommen,
Du weißt allein, was alles ich verlor;
Mein Auge sieht die schöne Welt verschwommen,
Und nur gedämpft, gedämpft und leise kommen
Des Lebens Laute in mein krankes Ohr.
Einst that mir's weh — und war zu meinem Frommen,
Ich dank' Dir's heute, schalt ich doch zuvor —
Du hast mir vielen Jammer, manches Grauen
Erspart zu hören und erspart zu schauen . . ."

Bedenkt man dies alles, wie selten eine so scharf umrissene Natur den Zugang zum Publikum und äußeren Erfolg findet, und noch dazu wie schwer der Dichter in ihm auch jetzt noch die journalistische Bürde trägt, so wird man begreifen, wie J. J. David zu dieser knorrigen, düster-geschlossenen Persönlichkeit wurde, die als eine der markantesten des gegenwärtigen litterarischen Deutschland in ihrem Rembrandthaften Ernst einmal betrachtet zu werden verdient.

J. J. David ist, eingeführt von Ludwig Speidel und Erich Schmidt, dem er auch seinen Erstling gewidmet hat, anfangs der Neunziger Jahre, also fast ein Dreißiger, mit einer Erzählung „Das Höferecht"*) in der „Neuen Freien Presse" hervorgetreten. Die nicht gewöhnliche gestaltende Kraft, an Hebbel und Kleist erinnernd, die Würde und Wucht der Diktion ließen sogleich das gewichtige novellistische Talent erkennen. Noch dazu gewann die Er-

*) Bei Heinrich Minden. Dresden und Leipzig.

zählung durch gleichzeitige Parlaments-Verhandlungen über das bäuerliche Liegenschaftsrecht besonderes Interesse. Die Handlung ist, wie in allen Novellen Davids, der weniger Fabulist als Charakteristiker scheint, von sehr einfach-geradliniger Führung. Von den zwei Söhnen eines wohlhabenden mährischen Grundbesitzers wird der eine, den das heimatliche Recht von der Herrschaft über den väterlichen Besitz ausschließt, zu gelehrten Studien bestimmt, während der viel geringer begabte Bruder den Hof erhält. In der Mittelschule läßt nun der Student in der That die beste Zukunft erhoffen, an der Hochschule in Wien aber verbummelt er ganz durch eine Liebschaft mit einem Judenmädchen aus dem heimatlichen Dorf. Dahin nach seinem moralischen Schiffbruch zurückgekehrt, gerät er in heftigen Zwiespalt mit dem Bruder, der ihm jetzt gesetzlich überlegen ist. Die Leidenschaft treibt ihn zum letzten: er wird in einer wüsten Raufscene zum Totschläger an dem Bruder. — Dem „Höferecht" folgten im nächsten Jahre „Gedichte"*) von derselben Schwermut, derselben tiefen, manchmal ein bißchen pathetischen Glut und Innigkeit der Stimmung und Sprache. Dieses Buch, dem Professor Richard Heinzel gewidmet, enthält in den fünf Abteilungen: „Leben", „Lieder von der Straße", „Ein Weihnachtstraum", „Visionen", Stücke von seltener Fülle und Schönheit des dunklen Timbres. Viele dieser Gedichte („Der Mutter", „Ein seltsam Klingen", „Meine Muse", „Gelienna!", „Burgmusik" und andere), besonders die balladenhaften, sind Meisterstücke der Gattung, der ganze Band ist von einem so starken „eigenen Ton" wie wenige der letzten Jahre. Hier sei eines ohne Wahl aus der so wenig bekannten Sammlung herausgegriffen:

Von Zweien.

Er spricht:

Ich bin die Glut, ich bin die Flamme,
Du bist wie Seehauch sanft und lind,
Ich bin aus Judas finsterm Stamme,
Du bist ein blond' Germanenkind.
Dir starb von Bethlehem der Seher,
Ich habe Heiland nicht noch Heil;
Und jedem anderen wird eher
Als mir Dein reines Herz zu teil.

Ich nannte nie ein Heim mein eigen,
Du wohnst in wohlgefügtem Hag;
Mein Reich sind Finsternis und Schweigen —
Du selber bist ein Maientag:

*) In demselben Verlage, 1892. Die ersten Gedichte Davids sind im „Deutschen Dichterbuch aus Österreich, von Karl Emil Franzos" erschienen.

Und doch, ich lasse Dich mit nichten:
Nah ist die Stunde, wie mir scheint,
Da Deinem Tag, dem ewig lichten,
Die Nacht zum Dämmern sich vereint . . .

Das Mädchen:

Vorüber zog er mir im ersten Grauen:
Ich sah ein todesfarb' und ernst Gesicht;
Zwei Augen glühten unter dunkeln Brauen
So traurig, wie ein Allerseelen-Licht;
Im Abendwinde flog sein schwarzes Haar,
Gehobnen Hauptes durch die Menge schritt er:
Vorüber zogst Du wie ein Ungewitter
Und meine Seele folgt Dir immerdar . . .

Ein anderes:

Der Mutter.

Du starbst, und ich war nicht zugegen,
Hab' nicht die treue Hand gedrückt;
Du starbst und gabst mir nicht den Segen,
Hast mir zu meinen wirren Wegen
Den Scheidegruß nicht zugenickt.

Ich bin allein seit vielen Jahren,
Und trag' es klaglos, wie ich muß;
Nur hätt' ich gerne doch erfahren,
Wie lind auf früh ergrauten Haaren
Liegt einer Mutter Abschiedskuß.

Still geh ich weiter, ach alleine!
Und finster ist's, wohin ich seh'.
Und wenn ich klage nicht, noch weine —
Mein ganzes Leben scheint mir eine
Tiefbange Klage und ein Weh!

Den „Gedichten" folgten in den letzten Jahren drei Novellenbände: „Die Wiedergeborenen"*), „Probleme"*), „Frühschein"*), ein Roman „Das Blut"*) und zwei Dramen „Hagars Sohn"*) und der „Regentag"*). Die „Wiedergeborenen" und „Frühschein" nähern sich dem Genre der historischen Novellen C. F. Meyers, ohne daß man deshalb von Nachbildung sprechen müßte. Die „Wiedergeborenen" behandeln Renaissance-Stoffe, zumeist Cinquecento-Gestalten, im „Frühschein" sind vier Erzählungen aus dem dreißigjährigen Krieg vereinigt: in beiden Büchern tritt

*) Die „Wiedergeborenen", „Probleme", „Das Blut" bei Minden, Leipzig. „Hagars Sohn" bei L. Weiß in Wien. Der „Regentag" und „Frühschein" bei G. H. Meyer in Leipzig. Das zuletzt genannte Werk erhielt heuer den Bauernfeld-Preis.

wieder die für David charakteristische holzschnittartige Figurenzeichnung hervor und darunter der sparsam gehaltene landschaftliche und kulturelle Hintergrund. Die „Probleme" bieten eine Anzahl Problem-Novellen aus dem gegenwärtigen Leben. Sie sind voll Feinheiten der Analyse und Gestaltung. „Woran starb Sionida?" und „Ein Poet?" sind in jeder Beziehung die bemerkenswertesten des Buches. Von den Dramen, die als Theaterstücke nur teilweise wirkten, greift „Hagars Sohn" — das Stück spielt in der Reformationszeit — auf das alttestamentarische Hagar-Motiv zurück, der „Regentag" sucht die Wirkung eines trüb-ernsten Milieus auf eine leichtblütige Wienerin zu zeigen, von dem letzten Schauspiel Davids „Neigung", womit Direktor Dr. Schlenther seine Burgtheater-Periode begann, will ich hier vor der Wiener Première nichts verraten. Der Roman „Blut" ist unter dem Eindruck der neuen Lehre von den erworbenen und vererbten Eigenschaften entstanden: er stellt die fortwirkende, zwingende Macht des „Blutes" dar. Ein neuer Roman Davids, der ein großes Bild des Wiener Studentenlebens bieten soll, ist im Drucke noch nicht erschienen. Zahlreiche Essays sind in der „Nation", in „Cosmopolis" u. a. O. veröffentlicht worden. Prüft man nun diese Werke genauer, um den menschlichen und künstlerischen Umriß des Dichters deutlicher zu gewinnen, so wird der erste Eindruck verstärkt und bleibend: J. J. David ist der Dichter des Grau ... Das lehrt jede Seite ...

Er liebt keine andere Stimmung gleich die „öder und schauernder Dämmerstunden". Er liebt die Luft „grau und nebelvoll", die „uferlos hindämmernde Heide", den „aschfarbenen" Horizont, das „falbe Zwielicht"! „Grau war der Himmel, grau die Nebel, die in der Ferne wogten, grau selbst der alte Schnee zu seinen Füßen, graue Krähen zogen in dichten Zügen ...." Solche Bilder, Grau in Grau, weist jede Seite auf; dieser Ton ist dem Landschaftsschilderer vorwiegend eigen. Grau nimmt er als Farbe, wenn er das Leben malt.

Als Lyriker, die eigene Seele deutend, findet er immer von neuem — Grau:

„Kein Liebesfrühling war's, den Reigen schlang
Der Nebel in der Stadt auf grauer Heide." (Roman.)

Im Westen siehst Du grau zu Thal
Die schwersten Wolken hangen —
Das mahnt der Tage mich zumal,
Die mir vergangen." (Symbol.)

„Im Osten hat es spät und scheu gegraut.
Und um mich klang's wie ein wilder Klagelaut." (Lenzsturm.)

Grau bleichte zu früh sein Haar, das Leben „umgraut ihn fahl“; sein „Traumglück“ nennt er ein „graugeaugtes“, sein Lied „so dämmerfroh und unbestimmt“; seine Seele in düster mächtigen Rhythmen — „Gehenna“; sich einen „Enterbten“, seine Muse „die Not“. Und in der That, sie gleicht beinahe seiner stillen „Margareth“ an dumpfer Trauer und Scheu der Seele: „Wie mit grauer Asche war alles an ihr überflogen — das Haar, die Farbe des Gesichtes selbst, dann ihre Kleidung, weil sie fahl und ungebleichtes Linnen am Körper trug.“

Sein Leid der „Armen, Verderbten“, lyrisch meist zu weichen Klagen gedämpft, verkörpert der Erzähler und Dramatiker in herben, harten Gestalten. Auch wo er sich unpersönlich giebt, grollt hinter den Worten Zorn ob seinem eigenen, engen Geschick; denn, er ist Lyriker durchaus. Als Dramatiker vermag er vorwiegend nur das Lyrische, die Stimmung der Scene. . . Gedrückte, stolze Naturen, welche das Leben brach, formt er nach seinem Ich. Vereinsamung, verfehltes Streben, Unterdrückung — zag oder knirschend getragene — das sind seine Stoffe. Er hat nur das eine scharf umgrenzte Gebiet; allein dieses meistert er ganz — wenigstens in lyrischen und epischen Formen. Er zeichnet mit Vorliebe einen Menschen — oft auf der Höhe, öfter im Elend . . . bald die fürstliche Felicitas, bald eine Verlorene — doch immer derselbe Mensch: der Unbehauste, Vergrämte, von frühen Sorgen, harter Arbeit gebleichte, in der Seele Heimweh und große Sehnsucht, die aber nicht frei, sondern ängstlich, grau . . . fledermausartig flattert. . . .

Da ist im „Höferecht“ der mährische Bauernsohn, enterbt durch das harte Recht der heimatlichen Scholle; Fanny, das Judenmädchen, eine Enterbte durch ihre Geburt; das Studenten- und Litteratenelend im Wiener Café „Zur akademischen Legion“. Im Roman „Das Blut“ — dem „Katzensteg“ an gedrungenem Aufbau ähnlich — Gabriele, das liebeleere, liebeverlangende Kind, Vagabundenblut in einem nüchtern kalvinischen Haus. Es schmiegt sich an einem vergrämten, einsam alternden Lehrer, an die Mägde, einen Betteljungen. . . . . In seinem Drama „Hagars Sohn“, diesem trotzigen Aufschrei des unterdrückten Starken: Hagars Sohn selbst, das ledige Kind einer Magd auf einem dörflichen Hof, von jedem zur Seite gedrückt, gemißhandelt . . . „Sie thun Dir Unrecht, wie sie heißen, alle zusammen, daß Du glaubst: Es kann nicht anders sein. Und dann siehst Du: es hätte anders sein können, und Dir gehörte viel und man gab Dir wenig und aus Mitleid, und das frißt an Dir und der Haß wächst . . .“ In dem Novellenbande „Probleme“: Sionidas Mutter mit dem ewigen Sehnen nach Licht und Leben; die „stille Margareth“; der verlassen sterbende „letzte“ Barfüßer-Mönch; sein „Poet?“ vor allem, zu Re-

porterdiensten gezwungen, dessen letzter Bericht erst — über den eigenen Selbstmord — Beifall findet. Und auch in seinen jüngsten Erzählungen „Der Bettelvogt", das „Totenlied" wieder: die unfügsame Vagantin; Frau Adriana, die Gräfin, unter dem traurigen Himmel Böhmens sehnsuchtsbangend nach den Rebengeländen ihrer burgundischen Heimat.

Hintergrund dieser Beichtbücher bildet fast immer, J. J. David kennzeichnend, das Farblos-Einfache, das Grau des protestantischen oder kalvinischen Hauses. Priesterkonflikte liebt er besonders. Doch funkelt es selten bei David von Weiß, Purpur und Violett, dem Farbenrausche katholischer Andacht: er bleibt den schüchternen Formen des lutherischen Gottesdienstes ergeben . . .

Abseits stehen die „Wiedergeborenen" — scheinbar.

Die „Wiedergeborenen" sind Menschen einer groß aufdämmernden neuen Zeit, des Cinquecento, durch hohe Erfahrung geläutert, wiedergeboren. Allein selbst hier die gleiche Neigung für Gebannte, für daheim verödete Seelen. Die letzte stolz-einsame Malespina, der unstet heimatlose Hussitenführer, der trotzige Tiroler Goldsucher, Michel Angelo, einsam, ringend um die erhabensten Weihen der Kunst, sind mit teilnehmender Liebe gestaltet. Und abermals prunken diese Novellen nicht mit farbigem Leben, dem Treiben der Renaissancehöfe; sie spielen um Klosterhallen, Gelehrten- und Künstlerstuben, um dumpfe Fürstengemächer. Es ist, als ob J. J. David, einem Triebe gehorchend, alle freudigen Farben meiden müsse . . .

Dieser graue Grundton ist den Dichtungen J. J. Davids vor allem gemein. Gemein ist ihnen ferner seine archaistisch-karge, gehämmerte Sprache, gebildet an den Klassikern, der Bibel und besonders dem Schweizer C. F. Meyer. Von solcher Art — kraftstrotzend, ohne die Schlangenlinien nervös nuancierten Empfindens — ist J. J. David. Er zeichnet selten durch zierliche, feine Striche, er meißelt mit wuchtigen Händen. Schroff ist diese schwere, mühsame Form von dem weichen, Wiener Wesen geschieden. So steht J. J. David in unserer Dichtung, wie er den Heinrich Grenzer („Probleme") hingestellt: „Stark, breitschulterig . . . wie einer, der seinen Anteil an dieser Erde hart erkämpft hat und nicht gewillt ist, auch nur das kleinste Teilchen dessen aufzugeben, was er sich erstritten."

Von dem, was man „Jung-Wiener" Kunst nennt, wird man bei J. J. David wenig finden, abgesehen etwa von seiner nahen Beziehung zu Malerei und Plastik. Man denke nur den Gegensatz: J. J. David und Altenberg oder Hermann Bahr!*) Alle Merkmale der jungen Wiener

*) Vergl. den Aufsatz „Hermann Bahrs Renaissance" im vorigen Jahrgang der „Gesellschaft", Oktoberheft.

Schule fehlen bei ihm: die tiefe Sensibilität, die Grazie, die alle Schwere des Lebens vermeiden möchte, die Leichtfüßigkeit der Gedanken und Verse. So darf es nicht wunder nehmen, daß er in Wien weniger wirkt, als das vielleicht in irgend welcher norddeutschen Centrale der Fall wäre. Auch der starke „soziale Zug" seiner Werke, die Trotz-Rufe des verarmten dritten und vierten Standes, kämen dort wohl eben so zur Geltung, wie seine nahe Beziehung zur Gegenwarts-Stimmung. In Wien, in dem Geister-Capua, das freilich auch auf J. J. David, so fest er noch immer an der heimatlichen Scholle, seinem Kuhländchen in der Nanna haften mag, die Wirkung zu üben beginnt, wird es ihm nach seiner dem Wienertum so entgegen gesetzten, wirklich engen, aber echten Richtung schwer, breitere Leserschichten zu gewinnen. Auch die Wiener Kritik vermeidet es, an diesen ungefügen Eckstein zu rühren; sie umgeht ihn lieber. Nur Ludwig Speidel und Ludwig Hevesi sind öffentlich für ihn eingetreten und hie und da ein Jüngerer, der so frei ist, sich seine Meinung nicht verbieten zu lassen. Im Berliner Schrifttum hat er mehr Freunde, darunter einige persönliche. Ich glaube nicht indiskret zu sein, wenn ich unter den litterarischen Maximilian Harden und Ludwig Jacobowski, unter den persönlichen Otto Erich Hartleben und Max Halbe nenne. Mögen diese nur hinweisenden Zeilen dazu beitragen, dem still, ohne jedes Sich-Vordrängen arbeitenden und still strebenden Manne neue Freunde zu werben. Er hätte, wie kaum ein Zweiter, für seinen Boden die Wärme der Anerkennung nötig . . .

Das junge Ungarn.

Von Prof. Dr. Béla Lázár.

(Budapest.)

Die neuere ungarische Litteratur lebt jetzt das schwere Zeitalter der tiefgehendsten inneren Umwandlungen. Die letzten dreißig Jahre waren das Zeitalter bewunderungswürdigen Fortschrittes, fieberhafter Arbeit. Die Nation, endlich vom Drucke der Bachperiode (1867) befreit, begann auf allen Gebieten, auf dem Gebiete des Handels, Gewerbes, des Landbaues auf einmal mit hingebendem Fleiße vorwärts zu schreiten. Die Tisza-Periode charakterisierte dieser starke Bereicherungsbetrieb. Man eilte zum

Ausland um Vorbilder, und fremder Standpunkt, kosmopolitischer Geist, Verleugnung nationaler Individualität herrschte in materieller und geistiger Beziehung gleichmäßig vor. Diesem weihte die Presse ihre Dienste, dies wurde vom Parlament gekräftigt und faßte auch in der Litteratur Fuß. Vergeblich erhob Johann Arany seine Stimme, die letzte große Gestalt der Periode der vom großen Nationalgeist durchdrungenen Dichter, gegen die kosmopolitische Neigung der damaligen Litteratur. Vergeblich mahnte eine dogmatische Kritik, besonders Paul Gyulai, zum Dienste der nationalen Richtung; die Litteratur stürzte sich kopflos in die Arme fremden Geistes. Nur Jókai stand und arbeitete weiter nach den Einflüsterungen seiner eigenen Individualität, in der Welt seiner mächtigen Phantasie seine romantischen Gestalten auch fernerhin erschaffend. Dessenungeachtet pflanzte die neuere Litteratur entweder die Ausschweifungen der späteren romantischen Schule, oder die halbwahren Gestalten des französischen Halbrealismus in die ungarische Welt über, ohne daß sie auf ein Eindringen in die wunderbar sich umbildende neue ungarische Gesellschaft gestrebt hätte. Eugen Rákosi und Ludwig Dóczi haben mit ihren romantischen Dramen das Publikum unter die unmöglichen Sagengestalten einer Märchenwelt geführt; Gregor Csiky hingegen erschuf nach dem Vorbilde französischer Schriftsteller auf den Brettern eine aus Halbwahrheiten bestehende Welt; der größte Teil der Romanschriftsteller überschrieb seine Beobachtungen ausländischer Schriftsteller mit falscher Magyarisierung; die Lyriker dagegen wiederholten Byrons Spott, Petöfis Leidenschaftlichkeit, oder Leopardis Klagen. Was da eigentlich Budapest sein sollte, das ist in Wirklichkeit Talmi-Paris, oder Packfong-London, was da Provinz, das ist zum größten Teil Karikatur oder das unbekannte Utopien. Wo aber blieb denn Ungarn?

Das Übergreifen des kosmopolitischen Geistes kann den Kenner der Litteratur nicht überraschen. Es ist ja dies der Weg natürlicher Entwickelung. Einer solchen Zeitperiode der produktiven Offenbarung nationaler Kraft, die einen Petöfi, Johann Arany, Michael Tompa, Maurus Jókai geboren, mußte auf dem Fuße eine Zeit folgen, in der die kleineren Talente neue Quellen suchen, neue Ideale aufhissen. Die fremde Schule kann von befruchtender Wirkung auch auf den Nationalgeist sein, der durch Nachahmungen hindurch seine eigenen neuen Talente entdeckte, die dann mit erstarkter Technik die Gestalten der umgebildeten Gesellschaft in nationalem Geiste auszudrücken vermögen.

Die heutige Litteratur lebt noch im Zeitalter der Krisis. Die neuen Talente sind die Bahnbrecher des neuen ungarischen Stiles, von denen wir hier die drei hervorragendsten charakterisieren wollen.

I.

Alexander Endrödi.

Seit Alexander Petöfi konnte nur er die lyrische Flamme, die wahre Leidenschaft der Jugend, den Reiz männlicher Kraft ausdrücken. Diese lyrische Flamme, die uns fortreißt und fesselt, ist der herrschende Zug der Lyrik Endrödis.

Eine Zeit lang liebte er es, auf Heines Pfaden zu wandeln. Seine eigenen wahren Gefühle, sein Leid und seine Freude, seinen Schmerz und seine Liebe drückte er auf eine gewisse Heine'sche Art aus. Die kurzen kleinen Verse und die Kontraste, das Pointe-Haschen, der Resumée-Stil, die Träume und Phantasien erinnern alle an Heine. In seinem Innern sind zwei Seelen, — er und Heine. Während Heine seine Leidenschaftlichkeit materialistisch färbte und dadurch derselben pikanten Duft verlieh, und fortwährend mit solchen Gefühlen liebäugelte, die er auch durchfühlen hätte können, blieb Endrödis Seele rein und unberührt von Ausgelassenheit und Materialismus. Er hatte Sehnsucht und Phantasien, er liebte und wurde wiedergeliebt, er fühlte nicht den Spott der Verachtung, seine Seelenkämpfe stammten nicht von religiösen Fragen her, ihn quälten nicht philosophische Gedanken, und ihn kränkte auch nicht die traurige Borniertheit der Masse. So machte ihn das Leben und sein Schicksal immer mehr selbständig. In der Reihe der Jahre, unter wechselndem Schicksal, nach dem Nestbau an frostigen Lehrstuhl gebunden, gleich einem bemitleidenswerten Mazeppa, mit den Bitterkeiten des Lebens ringend, nach dem Tode seiner beiden Kinder und seiner geliebten Gattin, bildete sich durch tragischen Schmerz sein Dichtertalent vollständig aus. Er ist nicht mehr der Sänger zarter Träume. Seine klingende Sprache, seine strahlende Malerkraft, die farbigen Bilder, die zaubervolle Farbenpracht, sie sind ihm geblieben, aber zu ihnen gesellte sich das Zersetzen der Stimmung, eine in lyrischer Kraft vollkommene, männliche Flamme, seine Phantasie offenbarte sich in leidenschaftlichen, wollüstigen Bildern, oft aber auch in scharfem, bitterem Spott.

Eine seiner künstlerisch vollendetsten Schöpfungen ist sein Gedicht „Triumph" (Diadal). Hier ist Endrödi schon Herr seiner eigenen Seele. Es ist darin nichts mehr enthalten von jener romantischen Schwärmerei und excentrischen Liebe, welche früher Endrödis Lyrik Heineisch erscheinen ließen. Wir vernehmen hier die erschütternden Töne wahrer Leidenschaft; eine starke Dichterindividualität offenbart sich uns; ein Mann, in welchem Vergangenheit und Gegenwart gährt; in leidenschaftlichem Kampfe wogt in seiner Seele alles, und schließlich feiert die Vergangenheit ihren glänzenden Triumph! Der frühe Tod seiner Gattin hat ihn tief berührt. Die

Hand des Herrn hat ihn getroffen, doch hadert er nicht mit ihm. Er kann nicht trauern, weinen, klagen, wie so viele andere Herzen. Ihm ist das Leid: Schöpfung, Dichtung, Auferstehung. Er liebt sie, er liebt die Tote; denn Lebende zu lieben, — ist das wohl Liebe? Was wir besitzen, haben wir ja schon halb verloren, — nie jedoch das Wesen, das in der Glorie unserer Träume weilt. Nein, sein Herz jammert also nicht; er fühlt, daß es hier eine Wiedergeburt giebt, nicht Tod. Singen wird er, Hymnen anstimmen und den Triumph über den Tod verkünden. Die Neuheit des Gedankens, das flammende Feuer der Begeisterung, das unsere Seele traurig erhebt, und die Kunst, welche diese komplizierten Stimmungen so rein, so einfach zum Ausdruck bringt, machen dies Gedicht Endrödis so wertvoll.

Seine Stimmungen liebt er in Bilder zu gießen. „Regen" (Eső) ist eines seiner charakteristischen Gedichte, in welchem er seine elegische Stimmung beim Tode seiner Kinder und seiner Gattin ausdrückt. In seinem quälenden Schmerz, in seiner tiefen Verfinsterung lebt visionenhaft das Bild der verlorenen Geliebten auf. Seit Tagen aber regnet es, und die geliebte Tote ist vor ihm bis auf die Knochen durchnäßt, eine der Verwesung anheimgefallene Leiche. Mit schauerlicher Verbitterung, mit leidenschaftlichem Schmerz, aber mit großer Kunst stellt er vor uns die Teile der Leiche hin. Als ob er im Schmerze nun Wollust fühlte. Diese Leidenschaftlichkeit, die wollüstige Farbenpracht ist für seine Phantasie charakteristisch.

Und mit dieser Dichterindividualität errang er seine jüngsten großen Erfolge; er wußte im Tone und mit den Motiven der Kurutzen-Lieder des XVIII. Jahrhunderts das lyrische Zeitbild jener verschwundenen, glänzenden Periode zu zeichnen.

Dies Unternehmen, das ebenso originell, wie nationalem Gefühle entsprungen war, hatte auch von vielen Gesichtspunkten aus Erfolg. Koloman Thaly, der glückliche Erforscher dieser Zeitperiode, hat die Kriegsweisen, die Balladen, die Märsche, die Liebes- und Klagelieder der Kurutzen- und Labantzenzeit bändeweis veröffentlicht. Von diesen Liedern kann nicht gerade nur eins mit den von Percy gesammelten schottischen Balladen verglichen werden. Rachsucht und Kampflust, Klaggesang und Sturmruf tobt in diesen Liedern, klagend über das Los des zum Endniedergang gelangten Vaterlandes, zum Kampf auf Tod und Leben aneifernd. Die Verfolgung der Protestanten war der Urgrund dieser Kriegszüge, und dies kommt natürlich auch zu dichterischem Ausdruck. „Verwaist geblieben ist das ungarische Zion", wird gesungen, an die Erhabenheit der Psalmen erinnernd. Das Unglück der Erhebung, das traurige Los der Flüchtigen gelangt in ergreifenden Klageweisen zum Ausdruck, aus denen gar häufig religiöse Ergebung hervorklingt.

Was den Grundton dieser Dichtungen bildet, war mit allen Variationen und Schattierungen in Endrödis Dichterindividualität drinnen, und so konnte er leicht und getreu dieselben wiedergeben, künstlerisch zum Lied gestaltend die zerschlitzten, zerrissenen, aus sich selber entstandenen Tonbruchstücke; bald weint er, bald ist er spöttisch, bald klagend oder gar streitsüchtig, bald schluchzend, bald grimmigen Ton anstimmend. Die Stimmung ist voll Farbe; Gefühl, das, wo nötig, tobt, wo nötig, sehnsüchtig fleht; Flamme, die lodert und Funken sprüht, dies alles, alles war in Endrödis Poetenseele vorhanden, und aus diesen hat er in seinen Kurutzenweisen die Kurutzenwelt geschaffen.

Nur etwas konnte er nicht ausdrücken: die altertümliche Kraft dieser Lieder; die schwächste Seite seiner Dichtungen ist eben der Mangel an Altertümlichkeit. Aber Endrödis Dichterindividualität, die ganz und gar Gesang, Musik, Melodie, Arie, im Gegensatz stehend zu den mächtigen, erhabenen, eben deshalb abgebrochenen, bisweilen stotternden, rohen und unmelodischen Tönen der alten Kurutzenlieder, erklärt diesen Mangel, spricht ihn aber davon nicht frei. Seine schwebende, zarte, farbige, strahlende Seele paßte nicht besonders zu den altertümlichen, mächtigen, bald stürmenden Zorn, bald starre Verzweiflung ausdrückenden Tönen, aber künstlerisch trefflich ist er in der Zeichnung seiner neckischen, spöttischen, satirischen, seiner klagenden, sehnsüchtigen, liebenden Gefühle. Der erste Teil seines Liederbuches, der geradezu einen lyrischen Roman in Liedern erzählt, ist voll von echten Perlen. Ausgezeichnet ist er dort, wo es Aufgabe ist, lyrische Leichtigkeit, wechselvolle Stimmungen, Hohn und Spott auszudrücken, was alles er nur seiner lyrischen Individualität entnehmen brauchte. Auch das Zeichnen männlicher Kraft, bis zur Roheit nicht gelangender Satire, der stürmischen Kampflust ist ihm gelungen; kurz, alles das, was seiner Seele entsprungen, was seine farbenreiche, wechselvolle, strahlende Phantasie ihm vorzauberte.

II.

Alexander Bródy.

In der neuesten Erzählungslitteratur nimmt neben dem früh verstorbenen Edmund Justh einen eigentümlichen Platz Alexander Bródy durch seine Originalität ein.*)

Alexander Bródy ist ein romantischer Realist. Ob wir nun seine

*) Ins Deutsche sind übersetzt seine Werke: 1) Ein ärztlicher Faust, Berlin, Janke, 1893; 2) Menschen, Berlin, Janke, 1894; 3) Bibliothek für fremde Zungen, III; 4) Eine Doppelseele, Köln, Ahn, 1895; 5) Die Tote, Köln, Ahn, 1895; 6) Schneewittchen (Sammlung moderner Belletristik, IV. Bd.), 1897.

älteren Werke, oder sein jüngstes: „Tündér Ilona“ (Ilona Tündér) untersuchen, die eigentümlichen Züge seiner Individualität erkennen wir an jedem seiner Werke. Sein neuestes Werk „Tündér Ilona“ führt abermals eine solche märchenhafte realistische Gestalt uns vor, bei der uns, das Märchenhafte fahren lassend, die inneren Unmöglichkeiten seiner Gestalt sogleich unlieb in die Augen fallen.

Im erzbischöflichen Garten wuchs des Gärtners Tochter, Ilona, heran. Sie paßte auf, daß die Gärtnerburschen nicht stahlen. Sie saß dort im Glashause mit ihrem Marmorantlitz, ihrem herabfallenden Haar, in das sie Wasserlilien gesteckt hatte, mit ihrer strahlenden Stirne und ihren wunderbar flammenden Augen. Nur ihr Vater, ihre Mutter, die Gärtnerburschen und der Erzbischof sahen sie. In der Stadt gehen über sie nur Märchen herum, über ihre Schönheit, ihre wunderbare Schönheit. Treibhauspflanze ist auch sie, die nur in dieser phantastischen Umgebung so recht wahrhaft auf uns wirkt, im gewöhnlichen Leben gar bald verkümmern würde, hier aber blüht, in ihrem eigenen sonderbaren Glanze, in ihren wunderbaren Farben und herrlichen Stimmungsschattierungen, zwischen Phantasien und Träumen lebend.

Was kann eine Treibhauspflanze träumen? Phantastische Träume, in denen die hineinfallenden Strahlen des wirklichen Lebens zu Zerrbildern werden, sich verlängern oder verkürzen. Dies ist wieder eine Bródy'sche Gestalt: sie ist wieder nur Sklavin solcher Zweifel, Träume, Alternativen, Haßgefühlen, Sonderlichkeiten, wie seine früheren Gestalten, welche Seelenzweifel stören, kränkliche, fieberhafte Zustände, voll von Visionen und Hallucinationen, mit Fieberbildern nervöser Stimmungen. Diese Ilona ist wieder eine Gestalt, die von fieberhaftem Gefühl beherrscht ist, eine Sklavin kränklicher, pathologischer Gefühle; ein Nervenleben lebt sie, irgend ein wunderbares, interessantes, fesselndes, die Phantasie entzündendes Leben. Berühre sie mit dem Maßstab der Realität: sie bricht zusammen. Man muß sich in diese phantastische Welt versenken, um sich unter der Führung der Phantasie des Schriftstellers an seine Gestalten heranbrängen zu können, um seine Realität in dieser phantastischen, romantischen Traumwelt verstehen zu können. Denn in der Erweckung leidenschaftlich märchenhafter Stimmung ist Alexander Bródy Meister. Man darf bei ihm nicht das mit freiem Auge Sichtbare suchen; seine Gestalten huschen mit geschlossenen Augen das Leben entlang, in der von ihnen selbst geschaffenen Traumwelt lebend, stets mit irgend einer wunderlichen, sonderlichen, excentrischen Eigenschaft. Tündér Ilonas Eigenschaft ist die Gefühlslosigkeit dem anderen Geschlechte gegenüber, ein dunkles Sehnen nach den ihrem Geschlechte angehörigen Schönheitskultus, der überaus egoistisch ist, und alles dies in

einer mystisch ineinanderfließenden Gedankenwelt, deren Zusammenhang unverständlich, deren Teile aber wahr sind, wie nur die der „Kételkeüasszony" („Eine Doppelseele")... Einen wunderbaren, mystischen Luftkreis kann er aus einem erzbischöflichen Garten schaffen, aus einem Treibhause, in welchem slovakische Gärtnerburschen arbeiten, aus der Tochter des Obergärtners, die ihr Haar mit Lilien schmückt, die dem Erzbischof zu Gefallen kommt, der die Hälfte seines Vermögens ihr hinterläßt, und aus der schönen Maid nun eine reiche Maid wird. Aber sie ist eine kalte Schönheit, die ruhig sieht, wie sich aus tiefer Liebe zu ihr ein Professor der Rechte erschießt, wie die jungen Männer ihr nachstürmen, der zweite Erbe des Erzbischofs, der Budapester Poet, den sie auch lieben könnte, wenn eben der Poet eine Maid wäre, und auch die älteren Herren, der große Oligarche, der Graf Simon; dieser ergraute, willensstarke Graf Simon, dessen Gattin sie wird; betäubt von diesem großen Herrn, von seinem Geld, seinen Ländereien, von seinem Schlosse, seinen Wäldern, von seinen Rossen, von seiner Willenskraft, vom mystischen Abendausflug, wird sie seine Gattin, aber Mutter will sie nicht werden, lieber sterben, denn die Hauptsache ist die Schönheit, die Gestalt, das strahlende, glänzende, wellige Haar, das ihre Schultern entlang wogt und ihre Fersen streift . . .

Diese phantasiegeborene Gestalt zeichnet der Verfasser auch als Phantasiebild, und mit seinen eigenen leidenschaftlichen Stimmungsanalysen malt er uns seine bunten Träume vor... Ist es Wirklichkeit oder Traum? Ist solch eine märchenhafte Gestalt in Wirklichkeit da? Er will auch nicht durch Wirklichkeit, sondern märchenhaft wirken, seine fieberhafte, leidenschaftliche, ins Extrem schweifende Phantasie schafft mit natürlicher Kraft diese Automatengestalten, mit ihren kränklichen Gefühlen, diese Sklaven der Instinkte, der Aufregungen, der Leidenschaften, deren Illusionen und Visionen sich mit einander verweben, und es ist nur die Frage, welche die märchenhaftere ist, nicht, die der Wirklichkeit getreuere.

Ein solches märchenhaftes Weib ist auch Ilona Oláh, die Heldin des Romans „Doppelseele" oder „Die beiden blonden Frauen" (Kétszökeasszony). In allen seinen Werken erklärt er zusammengesetzte Stimmungen, aber nicht, wie Bourget, jedes Gefühl, nicht wie Pierre Loti, die malerischen Stimmungen, nicht wie Jacobsen, nur die resignierenden Gefühle. Bródy ist ein Meister in der Zerlegung komplizierter, leidenschaftlicher Stimmungen, in der Auflösung in winzige Farbenschattierungen, im virtuosen Nebeneinanderreihen. Dies aber kann er nur bei Ausnahmsmenschen thun; seine Gestalten sind wirkliche Ausnahmen, wie Abraham Wejer („Apró regények" — Kleine Romane), Attila Farkas („Nász" — Hochzeit), theoretisch wie Dionysius Benggel (Arzt Faust), vergiftete Seelen, wie Gevike („Menschen"); Fieber-

kranke, wie Hanka („Zwei blonde Frauen"). Das Nervenleben beherrscht sie. Ihr Grundinstinkt ist schärfer entwickelt, sie handeln intensiver; sie handeln unter den Illusionen der Farben, Gerüche, Gefühle. Sklaven ihrer Stimmungen, die fortwährend miteinander hadern, jeder neue Eindruck kompliziert dieselben und bringt Umänderungen, Mißgeburten in ihrer inneren Welt hervor. Mit Recht können wir also fragen: ist denn jeder Mensch so nervenkrank? Bródys Menschen sind zum größten Teile Wesen der Einbildung. Solche Gestalten handeln freilich nicht aus freiem Willensbewußtsein; sie stehen unter dem Einfluß ihrer Instinkte; sie thun das, was sie thun müssen, was ihre Nerven wünschen, denn Zwangsinstinkte wirken bei ihnen. Insgesamt sind sie impotente Automaten. Es ist also klar, daß die Einwirkung, die sie hervorrufen, traurig, verzweifelnd ist, aber nicht mutwillig, cynisch. Wir fühlen, daß sie ihr Bruch mit den allgemeinen Moralbegriffen schmerzt, sie verachten dieselben nicht, sie lachen sie nicht aus, sie sind nur krank, folgen nur dem Befehl ihres Zwangsinstinktes, sind mit weiblicher Gefühlsüberschwänglichkeit ihrer widerstandsunfähigen Seele unterthänig. „Die allerehrenvollsten Gründe, die unwiderstehlichste Kraft zwingt sie zum Handeln," wie die Gattin Arthur Olahs. Tod und Selbstmord ist das einzige Rettungsmittel, das ihnen aus ihren Gegensätzen heraushilft. Bródys Gestalten leben während ihrer Erdenlaufbahn in einer abgesonderten Traumwelt, in einer Traumwelt, wo die Lebensnüchternheit ihnen verschlossen und die farbenschillernde, märchenhafte Auffassung der Herrscher ist.

Alexander Bródy ist ein romantischer Realist.

(Schluß folgt.)

Der Symbolismus in der amerikanischen Litteratur.

Von A. von Ende.

(New-York.)

Archimedes gleich, der nur den festen Punkt suchte, wo er seinen Hebel anlegen konnte, um die Erde aus den Angeln zu heben, sucht der Menschengeist fortwährend nach dem festen Punkt, dem einen Unverrückbaren, Unwandelbaren in der Erscheinungen Flucht — und noch hat niemand „Heureka!" gerufen. Der Thor, der in der Wissenschaft das „Sesam, öffne dich" zu finden glaubt, das ihm alle Rätsel der Welt lösen, alle Ge-

heimnisse des Daseins offenbaren, alle Fragen, die sich seinem Hirn aufdrängen, beantworten soll, wendet sich ungeduldig und enttäuscht ab, und spinnt sich in einen kunstvollen Cocon von Träumen ein, von Phantasien, in denen sich das Unerreichbare, das nimmer zu Lösende nach seinem Wunsche erfüllt, in denen sein Wähnen Frieden findet. Und mitleidig blickt er von der Höhe seines Wähnens herab auf diejenigen, die sich im Schweiße des Angesichts abmühen, Baustein auf Baustein zum Tempel des Wissens herbeizuschleppen. Wozu? fragt er sich. Das Wissen von heute ist morgen kein Wissen mehr. Alles ist Schein. Sein Wahnfried ist für ihn der feste Punkt in der Erscheinungen Flucht, der Punkt des Archimedes; und verächtlich blickt er auf die Welt herab, welche er die Welt der Erscheinungen nennt, meint, an der Schwelle des Reiches angelangt zu sein, wo es keine Zweifel, keine Fragen giebt, und vergißt, daß selbst der Regenbogen, auf dem Wotan nach Walhall hinüberschritt, auf der Erde ruhte. Er mag das sinnlich Wahrnehmbare als Schein leugnen, aber er kann nicht aus dessen Kreis heraus, so lange er ein Mensch unter Menschen ist.

Die überwältigend zahlreichen, einander ergänzenden, verdrängenden oder gar aufhebenden Ergebnisse der modernen wissenschaftlichen Forschung haben viel Köpfe verwirrt, in denen der, ach! so menschliche Wunsch nach Frieden mit sich selbst und mit der Welt besonders lebhaft pulsierte. Statt des von ihnen ersehnten harmonischen Ganzschlusses trafen sie eine unabsehbare Reihe Dissonanzen, von denen eine immer die andere ablöst; statt der zart verhüllten Schönheit des Ideals eine häßliche, nackte Wirklichkeit. Während auf der einen Seite die Nacktheit der Klinik und der Morgue in der Litteratur wahre Orgien feierte, flüchtete sich auf der anderen Seite ein kleines Häuflein in ein Wahnfried, das außerhalb der sinnlich wahrnehmbaren Welt liegt. Als Zola, der auf dem Boden wissenschaftlicher Spekulation stehende, scharfe Beobachter und Menschenkenner, über die neuen Strömungen in der Litteratur befragt, antwortete: „Der Symbolismus wird vielleicht die Litteratur der Zukunft sein“ — wußte er wohl, daß der Menschengeist auf der Irrfahrt nach seinem Ithaka stets aus einem Extrem in das andere schweift.

Es ist einigermaßen befremdlich, daß die besonders in Frankreich zahlreiche Schule der Symbolisten zwei Dichter amerikanischer Abstammung zu ihren eifrigsten Mitgliedern zählt, Francis Vielé-Griffin und Stuart Merrill. Noch eigentümlicher aber ist die Thatsache, daß sie mit dem meistverleumdeten und höchstbegabten amerikanischen Klassiker, Edgar Allan Poe, einen wahren Kultus treibt. Somit reichen die Wurzeln des Symbolismus in der amerikanischen Litteratur in eine Periode zurück, wo der Ausdruck in seiner litterarischen Bedeutung noch nicht existierte. Die Dich-

tungen Poes sind in der That durchaus symbolisch in Inhalt und Form. Man findet in ihnen alle charakteristischen Merkmale des modernen Symbolismus. Dasselbe Balancieren auf der Grenze zwischen Wirklichem und Unwirklichem, Sinnlichem und Übersinnlichem; dieselben refrainartigen Leitmotive, Worte, die eine bestimmte Stimmung oder Idee bezeichnen; dasselbe impressionistische Schwelgen in Klangfarben, Wortmalerei durch Assonanz und Alliteration, und über allem der undefinierbare mystische Hauch. Denn

„Was wir seh'n und scheinen
Ist nur ein Traum im Traum"

singt der Dichter und sucht ein „Eldorado" über den Bergen des Mondes, im Thale der Schatten, ein Traumland, jenseits von Raum und Zeit.

„Der Rabe", „Melume" und selbst manche Jugendgedichte lassen in metaphysische Tiefen blicken, die ergründen zu wollen vergeblich wäre. Man berauscht sich an der Schönheit der Bilder, an der Musik der Sprache, aber sie analysieren zu wollen, fällt einem nicht ein. „Das Wesen der Poesie," erklärt Poe in einem Essay, „ist das menschliche Streben nach höchster Schönheit, und die Verkörperung derselben äußert sich in einer erhebenden Seelenerregung, die von der Leidenschaft, welche den Rausch des Herzens, und von der Wahrheit, welche die Befriedigung des Verstandes darstellt, gleich unabhängig ist." Damit ist der Poesie überhaupt ihr Reich zugewiesen; und damit ist der Vorwurf gegen die symbolistische Poesie, daß sie aller Vernunft Hohn spreche, und mit Logik, Grammatik und Interpunktion willkürlich umspringe, entkräftet. Wer nur an „Vernünftigem" Gefallen findet, liest keine Dichtungen, mögen sie in gebundener oder ungebundener Sprache geschrieben sein.

Die französischen Symbolisten erheben Poe auf ihr Schild, ohne dessen Anhänger und Nachahmer zu werden; sie erkennen in ihm einfach den verwandten Geist. Auch bei den modernen amerikanischen Symbolisten wird man vergeblich eine Anlehnung an ihren berühmten Landsmann und Vorgänger finden. Der amerikanische Symbolismus tauchte fast gleichzeitig mit dem französischen auf und ist durchaus individuell. Eigentümlich ist es, daß Kanada die Heimat mehrerer bedeutender Schriftsteller dieser Schule ist: Gilbert Parker, der freilich jetzt schon längere Zeit in England lebt, Charles G. D. Roberts und Bliß Carman. Roberts' Tiersagen und Carmans Gedichte sind von eigentümlicher Schönheit. Am bedeutendsten sind aber Parkers symbolistische Prosadichtungen. Die beiden Bände kanadischer Skizzen und Erzählungen „An Adventurer of the North" und „Pierre and his People" enthalten wahre Perlen dieser eigenartigen Poesie. Pretty Pierre selbst, der Zigeuner der kanadischen Steppe, redet meistens in diesem orakelhaften, mystischen Stil. Als ihm der methodistische Missionär

in „The Red Patrol“ sein unheiliges Leben vorwirft und ihn fragt, was er lehre, was er predige, deutet Pierre mit der Hand nach dem Weltraum und sagt:

„Dies.“

„Was ist dies?“ fragt der andere unwillig.

„Was Ihr hier fühlt.“

„Ich fühle die Kälte,“ war die verdrießliche Entgegnung.

„Ich das Unermeßliche, das Weite,“ sagte Pierre langsam.

Der andere verstand ihn noch nicht.

„Ihr habt große Worte gelernt,“ sagte er verächtlich.

„Nein, große Dinge,“ erwiderte Pierre scharf.

Eine wunderbare Mythe ist die von der abenteuerlichen Jagd auf die gespenstische Büffelherde in „The Scarlet Hunter“, welche Pierre und seine Gefährten einer Fata Morgana gleich lockt. Tag um Tag folgen sie ihr, und Nacht um Nacht hören sie den Ruf der Schläfer auf den Kimaschbergen, den Vorfahren der Rothäute, wie Barbarossa im Kyffhäuser des Tages wartend, da sie ihre Herrschaft wieder antreten.

„Tagt es?“ tönt die Frage wie ein tiefer, voller Accord.

„Nein, noch ist es Nacht!“ antwortet eine klare Stimme und durch die Berge zittert leise der Ruf: „Wir schlafen — wir schlafen!“ und im Thale hallt es wieder: „Schlafen — schlafen!“

Als die Eindringlinge in dieses Reich der Mysterien eines Morgens erwachen, steht der rote Jäger vor ihnen und spricht:

„Unglücklich sind die, welche an des Regenbogens Fuß Gold suchen, dem Leuchtkäfer in der Nacht nachjagen, der Herde im weißen Thale folgen.“

Großartig ist das Prosagedicht „Der Felsen“. Dasselbe läßt sich kaum verkürzt wiedergeben. Am Abhang des Purgh Hill hängt ein Felsblock, ein riesiges Damoklesschwert, das jederzeit hinabzustürzen scheint und das drunten liegende Dorf zu zerschmettern droht. Der erste Mann, der in das Thal kommt, sieht eines Morgens einen Adler auf dem Felsblock, und von unheimlichem Grauen erfaßt, kann er sein Antlitz nicht abwenden, von Furcht erfüllt, des Adlers Gewicht könnte den Felsblock zum Fallen bringen. Trotzdem siedelt er sich in dem Thale an und andere folgen ihm. Aber das Schicksal ist ihm feind. Sein Weib verhungert, während er sich in den Bergen verirrt; sein Sohn wird von den bösartigen Bewohnern des Dorfes ermordet. Vereinsamt, verbittert geht er hinauf auf den Hügel, und baut sich eine Hütte; und wer ihn fortan sieht, findet, daß er gealtert und dem Felsen ähnlich geworden sei. „Der Felsen“ und „der Mann“ verschmelzen im Geiste der Dorfbewohner zu einem Ganzen, zu etwas Furchtbarem. Sie fahren aber fort, ihre Missethaten auszuüben. So werfen sie Pretty Pierre,

der in das Thal gekommen, meuchelmörderisch in eine Schlucht. „Der Mann" findet ihn und pflegt ihn. Als Pierre des Nachts auf seinem Lager in der Hütte liegt, hört er ein eigentümlich scharfes, metallisch hartes Geräusch. Klick, Klick, Klick! Sobald er seine Glieder wieder bewegen kann, schleicht er sich auf Händen und Füßen hinaus, und sieht den Mann mit Hammer und Meißel am Fuße des Felsblockes arbeiten! Unten liegt das Dorf, durch die Dunkelheit leuchten seine Lichter, Menschenlichter — und Pierre spricht: „Vielleicht sind zehn Gerechte darunter." — Einen Augenblick schweigt der Hammer, dann antwortet der Mann: „Um der zehn Gerechten willen schone ich es nicht." Der Mond kommt hinter einer Wolke hervor — ein Windstoß — „Jetzt!" ruft der Mann — und das riesige Felsungeheuer springt von seinem Piedestal und rast donnernd in die Tiefe. Die Lichter verlöschen. Wo der Felsen stand, steht der Mann — als aber Pierre sich ihm nähert, verschwindet auch er — für immer.

Solcher Art sind die symbolistischen Allegorien Gilbert Parkers. Aber auch Stephen Crane, der Realist par excellence unter den jüngeren amerikanischen Erzählern, ist in seinen Dichtungen Symbolist. Unbekümmert um die herkömmlichen Formen, unbekümmert um die Tradition, von der er singt:

„Tradition, du bist für Säuglinge,
Du bist die Lebensmilch der Kinder,
Aber kein Trank für Männer;
Darum —
Aber ach, wir sind alle Kinder!"

Faßt Crane seine kühnen Gedankenblitze und flüchtigen Phantasien in „Zeilen" wie diese:

„Ich sah einen Menschen dem Horizont folgen —
Rundum, rundum eilten sie beide.
Es störte mich die Jagd —
Ich sprach zu dem Manne:
Es ist umsonst, sagte ich,
Ihr könnt nimmer —
Ihr lügt! rief er
Und rannte weiter."

Stephen Cranes „Lines" erregten vor zwei Jahren einen Sturm in der kritischen Welt der amerikanischen Litteratur, aber so excentrisch die Form ist, in die er seine Gedanken kleidet, dichterisches Empfinden und Ursprünglichkeit der Erfindung konnten ihm die strengsten Richter nicht absprechen; und so hat er schließlich sogar in England seinen siegreichen Einzug gehalten.

Einen inneren Zusammenhang zwischen dem amerikanischen und dem

europäischen Symbolismus kann man nur in dem „Puppet booth“ von Henry B. Fuller erkennen. Dieser vielseitige, hochbegabte Schriftsteller verleugnet den Einfluß Ibsens und Maeterlincks keineswegs, ist aber nichtsdestoweniger eine Individualität hervorragenden Ranges. In dem erwähnten Bande von zwölf Einaktern warf er den kritischen Nußknackern eine Handvoll harter Nüsse hin, an denen sie ihre Zähne wacker probierten. Sie sahen in dem Buche eine Art Rätselspiel — sie suchten den Schlüssel, das Kryptogramm. Sie äußerten die widersprechendsten Ansichten. Nur in einem Punkte stimmten sie überein — daß die Stücke unaufführbar seien. Seitdem freilich hat man einige derselben in einer dramatischen Schule in Chicago insceniert, und mit durchaus günstigem Erfolge; aber bei den meisten trifft das Urteil zu. Fuller ist ein scharfer Denker und Beobachter; er ist sogar eine Art Moralist. Einige der kleinen Dramen erinnern an mittelalterliche Moralitäten, besonders das erste „The Cure of Souls“; aber der ethische Inhalt ist der Sphäre lehrhafter Predigt entrückt, die allegorischen Persönlichkeiten sind wirksam kostümiert, die Scenerien sind künstlerisch schön, und alles ist von der Wirklichkeit weit genug entfernt, um das didaktische Element nicht aufdringlich werden zu lassen. Der Symbolismus Fullers dociert auf Suggestion. Eine unheimliche Hereditätsstudie, Ibsens „Gespenster“ heraufbeschwörend, ist „Northern Lights“. Von intensiv dramatischer Scenierung sind „On the Whirlwind“, „At. St. Judas“ und „The Dead-and-Alive“. Manche der Dramen enthalten eine feine ironische Pointe, und ein leiser pessimistischer Hauch durchweht die meisten. In einem derselben fragt eine der Personen:

„Wer bist Du, Mensch, der uns alles raubt, was uns die Erde lieb und das Leben wert macht?“ Und eine andere Person antwortet statt des Angesprochenen:

„Der Mensch, der die Dinge sieht, wie sie sind“ und sie flüchten vor diesem Menschen. Er aber packt sein Handwerkszeug zusammen und spricht:

„Ich lasse Euch in dem Thorenparadies, das Ihr Euch geschaffen und das Ihr durch jenes Licht erhellt, welches Eure Augen brauchen: das Licht, welches ist, welches immer war, und welches vielleicht immer sein wird, sein muß. Bleibt innerhalb Eurer Grenzen; Ihr werdet dort glücklicher sein, als anderswo.“

Es ist sehr bezeichnend für den konservativen Geist der litterarischen Kritiker Amerikas, daß sie Henry B. Fuller selbst mit diesem Manne vergleichen, „der die Dinge sieht, wie sie sind“, daß sie ihm Cynismus vorwerfen. Unparteiische Leser fühlen sich von der Gedankentiefe und der Vornehmheit der Empfindung, die seinem Schaffen einen eigenartigen Reiz giebt, wohlthuend berührt.

Der Symbolismus hat im Lande der praktisch-nüchternen Verständigkeit festen Fuß gefaßt. Er bildet eine exklusive Gruppe, die durch Überproduktion nicht verkommen kann, weil ihre ungezügelte Phantasie, ihre metaphysische Abstraktion, ihre doppelsinnige Sprache und das Schwelgen in Farben und Tönen sich dem Verständnis der Masse entzieht. Aber die amerikanischen Symbolisten haben eins vor ihren französischen Genossen voraus. Sie verzichten nicht ganz auf den festen Boden unter ihren Füßen — sie verschmähen es nicht, auch in anderer Richtung thätig zu sein. Mancherlei Umstände begünstigen die neue Schule, besonders in diesem Lande, dessen Bewohner neben ihrer praktischen Nüchternheit einen unleugbaren Hang zu metaphysischen — Spielereien haben. Aber der feste Punkt in der Erscheinungen Flucht wird trotzdem nicht gefunden, denn die Kunst, wie das Leben, ist nur ein Wandelpanorama, und statt bei jeder neuen Erscheinung auszurufen: „Heureka!", — müssen wir uns daran gewöhnen, zu fragen: „Was nun?"

Verstörte Zeit.

Novelle von J. J. David.

(Wien.)

Über ungefügen Bruchsteinen, geschwärzt und angeschmaucht von manchem Brande, erhob sich das Haus. Vordem hatte dieser mächtige Unterbau wohl ein stattlicher und ein besser bestellt Bauwerk tragen müssen: das wies der erste Blick. Nun war aus Blöcken und Bohlen ein ungeschlachtes und übel gerichtetes Bauwerk erhöht worden; ein Unterschlupf mehr, denn eine wirtliche Behausung. Lehm war übergeworfen: er bröckelte ab von dem Sonnenbrand, und der Wind, der ungestüm und zügellos über diese Höhe dahinzufegen liebte, blies zu Stücken davon ab mit dem Odem seines Zornes. Lehm, häßlich gesprungen und in vielen Spalten klaffend, war das Estrich der Flur und der einen Stube; und wenn es recht wehte, so zog der Rauch durch das eine Gelaß und quoll träg und gedrückt an allen Fugen vor. Sonst aber, an hellen Tagen, glich das Häuschen einer gelben Uniform, die mit braunen Flecken frech durch das Grüne schimmerte, das es allenthalben umgab. Denn der Wald drang nah und näher herzu.

Im Hofraume lagen schwarze Pfosten und verwitterten. Ein Holunderstrauch, der die Brandstätten liebt, war aufgeschossen und stand mit seinen

kraftlosen Zweigen und den hellen Blättern in vollem Safte. Stechapfel und Bilsenkraut, das hinter den Wegemarken der Zigeuner sein freches Haupt erhebt, wucherte allenthalben. Haselsträuche grünten hart an der starken Lattenumhegung, die das Anwesen abschloß gegen das Rauschen und Brausen ringsum. Eine mächtige Linde stand innerhalb der Umfriedung: Feuerzungen, die oftmals an ihrem Stamme geleckt, vermochten nichts über ihre Kraft. Über ihrem Wipfel war ein Luginsland errichtet, und man übersah von ihm aus das tiefe Thal und noch weiterhin, bis zur blauen Ferne. Das Auge wurde aber müde und sank. Denn es war überall die gleiche Öde und nur selten und ganz im weiten erhub sich ein leiser Rauch. Aber man wußte nicht, wölkte er sich über einem einsam friedlichen Bauernhofe, oder stieg er über einem Lager der Heimatlosen auf. Denn noch trieben sich die Unbehausten zu starken Scharen im Lande um, überfielen Gehöfte und raubten, wo sie's thun zu dürfen vermeinten. Selbst an übelbehütete Städtchen wagten sie sich; bei den Bauern war nämlich längst so gar nichts mehr zu erbeuten, daß sich die meisten selber zu den Schweifenden geschlagen hatten. Nur ganz Halsstarrige oder völlig Verzagte hielten noch zu Hof und Hufe.

Hart am Thore, das in schiefen Angeln sich widerwillig drehte, stand eine alte und rostige Schwedenkanone. Man hatte sie den Bergeshang mühselig hinaufgeschleift, und es hatte Monate gebraucht, ehe man sie Schritt vor Schritt heroben hatte. Nun beherrschte sie dräuend die Landstraße, die sich völlig überwachsen nur mit lichterem Grün durch das feierliche Dunkel der Wälder dahinzog, um endlich irgendwo zu verschwinden, ohne daß jemand auch nur danach fragte, wohin sie sich in ihren vielen Schlangenwindungen kehre. Denn kein Gefährte grub mehr seine Radspuren in das wuchernde Gras, nun, nachdem auch die kriegerischen Umzüge geendigt. Wer wandern mußte, der that's wohl bewehrt: jeder Pfiff unter den Bäumen, jedes Knacken im Geäst, jedes stärkere Stöhnen des Windes ward beachtet. Jeder Schritt barg neue Gefahren. Denn wie in diesem Thale, so war es allenthalben im weiten Lande; und kein Gesetz galt auch nur eine Spanne weiter oder mehr als bis wohin ihm die stets bereite Gewalt den Arm zur Stütze und die Faust zum Dreinschlagen lieh. Einzig die Straße, die sich die March entlang gegen die Donau zog, war einigermaßen sicher und vom schlimmsten Unwesen gesäubert.

Es war ein sehr stiller Mittag. Der Rauch stieg gerade und schön in die Lüfte. Um die hohe Linde war ein unablässiges Summen. Denn es war im halben Mai und die wilden Immen schwirrten und schwärmten um jede der Blüten, die sich zu Tausenden aufgethan; dazu sauste es ganz leis und mit heimlicher Musik durch das Gezweig, aber eben nur stark

genug, daß sich die Ähren auf dem Stückchen Feld, das man unordentlich mit Roggen und Gerste gemischt bestellt hatte, gerade noch auf den schlanken Halmen wiegen durften. Gedieh nur überhaupt etwas, so war's gut, und ob es etwas mehr oder minder reif war, wenn man's einheimste, darauf kam es nicht an. Neben dem Haufen Kugeln ungleichen Kalibers, wie man sie gelegentlich gefunden, den man um die Wallbüchse gethan, lag ein großer Hund und blinzte mit roten und gierigen Augen. Und in diese Stille hinein klang ein hastiger Ruf aus der Krone der Linde: „Lois! die Lunde anzünden!"

Ein Mädchen trat aus der Hütte. Der Hund rührte sich nicht einmal bei seinem Nahen; nur mit dem starken und buschigen Schweif schlug er hastig die dürren Flanken. Aloisia Hirschvogel hob sich in den Zehen und hielt die rote Hand vor die Augen, damit sie das Flimmern nicht blende, welches die Mittagssonne aus den feuchten Gründen sog. Ganz ferne trabte ein Reiter: er schien unmittelbar auf den einsamen Hof zuzuhalten. Sie hatte Augen von ungemeiner Schärfe: so nahm sie jetzt schon aus, daß er stattlich und ansehnlich angethan, daß sein Pferd wohlgenährt, groß und gut gehalten war. Im Näherkommen sah sie funkelnde Stickerei an Gurt und Wams, einen Hut mit nickenden Federn auf dem kurzgeschorenen Kopfe. Sie krümmte die Hand und legte sie vor den Mund: „Meinst?" rief sie dadurch mit geller Stimme hinauf zum Bauern.

Er kletterte eilfertig hinunter. „Ich mein's." Sie bückte sich und richtete das Geschütz. Er kniete nieder und hob eine alte, schmutzige Radflinte auf die Gabel und richtete hastig am Schloß. Das finstere, sonnenbraune Gesicht des Mädchens und das verschrumpfte und runzelige seines Vaters waren in einer Höhe. Beide schwiegen; die Lunte glomm und der Dunst, der ihr entstieg, reizte sie zum Husten. Endlich sagte die Lois: „Er ist noch gar jung. Und ein starker Bursch scheint's. Warum grad' den?"

Er zischte zwischen den Zähnen: „Ein verabschiedeter Soldat wird's sein. Ein Schwed'. Wo käm' ein Kaiserlicher jetzt zu so einem Aufzug und Gaul? Dem kräht kein Hahn nach. Eingescharrt und weg! Ich zwing's lang genug in mir, so einem Räuber abzunehmen, was sie mir gestohlen haben. Und das Pferd haben, wenn ich nur thät! Wenn mir die liebe, heilige Mutter Gottes nur dazu wollt' hilfreich sein! Aufhelfen könnt' man sich."

„Aber . . ."

„Schweig! Schieß!" Und er selber visierte zornig und ließ das Mädchen prüfend schnurren.

Es krachte. Ein graues Wölkchen quoll vor, breitete sich aus, schimmerte

weißlich in der Sonne. Die Kugel flog summend dahin, schwirrend wie ein Kreisel. Weit über ihr Ziel hinaus. Hirschvogel schrie auf, drückte hastig los. Aber die Gabel fiel um; ein starker Fußtritt der Lois stieß sie aus den Boden. „Du, du," stöhnte er in seiner Wut, „wenn einen die eigenen Kinder zu nichts kommen lassen!" Und mit geballter Faust und in maßloser Erregung stürzte er auf sie zu.

Sie griff ihn an der Schulter und hielt ihn mit eisernem Arm von sich. „Könnt' der Vater sein lassen. Ich bin stärker wie du. Das weißt. Und der Reiter hat gewunken. Gleich nach meinem Schuß. Im Bügel hat er sich gehoben, das Ding um sich los gebunden und gewunken damit. Her will er. Und fürchten werden sich unser drei nicht vor ihm. Kann man's hier endigen, wenn's sein soll. Ich will's aber nicht," und sie warf sich auf den Boden neben dem Hunde, und drückte das Haupt des Tieres an ihre Wangen. Faul und schlank, sich wohlig räkelnd in der Sonnenhitze und unbekümmert darum, wie kurz ihr Rock war, lag sie da, während ihre Augen rastlos in der Runde gingen und den Reiter verfolgten. Und plötzlich schrie sie: „Der kennt sich aus; den Richtweg nimmt er. Von hinten herum kommt er auf den Hof. Weiß Gott, was er bringt!"

„Bringen wird er was? Umbringen wird er uns. Die zwei Gaisen nehmen. Den Hof uns überm Kopf anstecken wird er. Und Recht haben wird er. Hättest besser gezielt! Hättest mich schießen lassen!" und jammernd und in kopfloser Verwirrung lief er auf und ab und trieb's noch immer so, während schon eine helle Stimme spöttisch fragte: „Ist das ein Gruß, wie er sich für einen Heimkehrenden gehört, Wenzel Hirschvogel?"

Die andere Pforte des Gehöftes war aufgeflogen. Ein Reitersmann trat ein durch sie. Er hatte die Zügel um den linken Arm geschlungen; die Rechte hielt das Faustrohr schußfertig und hinter ihm trabte das Roß schnaubend und zierlich einher. Der Ankömmling war reichlich eines guten Kopfes höher als der Bauer; das Haupt war entblößt und ganz kurz verschorenes Haar flimmerte in der Sonne, vor deren Licht eine furchtbare Narbe, die sich tief in die Stirne zog, rötlich glomm. Er sah dreist und rauflustig aus dunkeln, ganz runden Augen in die Welt, wie er wuchtend mit gebogenen Beinen einherschritt, daß der Pallasch an seiner Hüfte klirrte und die Sporen klangen. Und mit offener Hand trat er, nachdem er sein Handgewehr geborgen, auf den ganz verdutzten Alten zu: „Gehört sich das, Wenzel Hirschvogel? schießt man auf den eignen Sohn?"

„Jesus Maria und Joseph und alle Heiligen," ächzte der Bauer. „Das ist ja der Gregor! Wie kommst her? Woher weißt, das ich noch da sitzen thu? Lois, der Gregor! Lois, dein Bruder ist's! Jesus Maria, ist das eine Heimsuchung!"

„No — und meine Hand nimmst nicht, Wenzel Hirschvogel?“

Das Mädchen hatte sich endlich lässig erhoben, mit ihm der Hund. Der richtete sich hoch, schnupperte um den Fremden, knurrte und sprang dann an ihm empor, die gewaltigen Pfoten auf seine Brust legend. Gregor Hirschvogel drückte ihn nieder. Dann bot er dem Mädchen die Rechte: „Grüß Gott, Schwester.“ „Grüß Gott daheim, Bruder,“ und die beiden Hände lagen fremd und gleichgültig ineinander. Der Alte aber besann sich mühselig, was in einem solchen Augenblicke thun, wo sich seiner Empfindung nach etwas Besonderes gehörte. Was aber nur? Er wischte emsig an den trockenen Augen, stotterte und stammelte immer unverständlichere Worte, that sehr erregt und unbeholfen und machte dabei den Eindruck eines müdgejagten Huhns. Die Lois aber löste ihre Hand aus der des Gregor, fuhr damit prüfend über sein Wehrgehenk: „Was ist das, was da so glänzen thut?“

Er lachte. „Gold ist's.“

„Schön ist's. Haben möcht ich's. Nur, weil's so ein Gefunkel an sich hat. Ich hab' meiner Lebtag noch nichts so geseh'n. Wie wenn du ein Stückel Sonne tragen möcht'st an dir.“

„Gieb'st Ruh, Mädel,“ wehrte der Alte, froh, daß er endlich dreinreden konnte, „giebst Ruh! Weil der Gregor nur heil da ist und ihn die lieben Heiligen beschirmt haben in der Zeit! Führst ihn ins Haus, hörst? Hungrig sein muß er — weißt?“

„Ja, aber mein Pferd, wo soll ich hin damit?“

„Laß mir's,“ bettelte der Alte, „ich werd's schon einstellen.“ Und schon hatte er dem Sohn die Zügel aus der Hand genommen, und zog's, während die beiden jungen Gestalten sich der Hütte zukehrten, einem offenen Schuppen zu. Das Tier wieherte, wie es das nahe Obdach spürte, und der Alte atmete dabei tief und fast schluchzend auf und streichelte dann dem Fuchs den glatten Bug. Endlich, als er sich allein und unbeobachtet spürte, umfing er den Hals des Pferdes und küßte es und weinte dabei laut und unbezwinglich. Er selber erschrak fast, als er sich die Thränen kommen spürte; er wußte nicht, wie lang ihm ähnliches nicht mehr widerfahren. Dann, nachdem der Gaul nach Kräften versorgt und er seines Anblicks ersättigt war, schob er sich ins Haus. Bruder und Schwester saßen um den Tisch, eine mächtige Schüssel mit Milchsuppe vor sich. Der Alte setzte sich zu ihnen: „Freut mich, daß ihr schon so gut seid miteinander,“ löffelte mit und schielte unabläßig nach dem Gurt des Gregor, während die Lois die beiden für sich musterte und prüfend verglich. Es war eine Ähnlichkeit, aber nicht größer als die zwischen einem vielverprügelten Hund und einem reisigen Wolf. Besonders Farbe und Bildung des Auges war sehr gleich.

Der Alte aber blinzelte unabläſſig damit und ſchlug ſie nieder, während Gregor Hirſchvogel herriſch um ſich ſchaute, ſo daß ſelbſt die Lois das Dreiſte ſeiner Blicke und ſeiner Gebärden empfand. Verwundert hörte er das endloſe Gebet, das ſein Vater vor und nach dem Eſſen herleierte. „Mir ſcheint, für gar ſo viel haſt du deinem Herrgott nicht zu danken," warf er höhniſch dazwiſchen. Der Bauer aber ließ ſich durchaus nicht ſtören. Erſt als er fertig war und ſich oftmals bekreuzt hatte, ſagte er: „Man muß Gott alleweil danken. Schon fürs Leben alleinig und daß man's gerettet hat in ſolchen Zeiten. Wo ein Tag immer böſer war wie der andere und man niemals gewußt hat, wie hart einen der ſchlagen wird, der noch kommen hat ſollen, wo man ewig verſtört war in ſo einer verſtörten Zeit. Und daß du mir geſund heimkommen biſt nach ſo viele Jahr, und ſo ſtark, und daß dir nichts geſcheh'n iſt, nicht erſt im Krieg, und nicht heut — iſt das nix? Aber ein Heid' biſt geworden in der Zeit, ſchwant mir. Der nicht glauben will an Gott . . ."

Gregor gab ihm nicht einmal eine Antwort. An die Lois wendete er ſich: „Thut er immer ſo wie jetzt?"

„Nicht immer gar ſo arg. Aber viel anders auch nicht, ſeitdem ich's denk," entgegnete das Mädchen. Es waren die erſten Worte, welche die Geſchwiſter, die ſich vordem noch mit keinem Auge geſehen, mit einander wechſelten.

„So! das kann nachher lieb und luſtig werden," und er pfiff ſo laut und ſo gellend, daß der Hund zuſammenfuhr und winſelte und Wenzel Hirſchvogel ſich verfärbte. Dann ſchritt der Junge auf ſeinen Vater zu, warf ihm den Gurt — eben losgeſchnallt — hin und ſprach: „Da, heb' einmal. Was, ſchwer iſt's, gelt? Da bleiben will ich jetzt eine Weil, wo's mit dem Reiten gar iſt, und bauen wollen wir. Ich hab's meinige wenigſtens zuſammengebracht, weil's noch gegangen iſt."

Es war ein ſehr begehrlicher Blick, mit dem der Alte den Gurt öffnete und ſchweres Gold und allerhand köſtliches Geſchmeide durch die geſpreizten Finger gleiten ſah. Darnach erſeufzte er: „Blut iſt dran — Bauernblut und Schweiß. Es kann nicht gedeihen, was man bauen will damit."

„Wird ſchon, wird ſchon," lachte Gregor. „Ich hab' keinen Unſegen daran verſpürt, ſo lang ich hinter ſchwediſchen Fahnen geritten bin. Was der Schwed' hat, das greift er, und nimmt ihm's keiner mehr, und ich hab's gelernt bei ihm."

„Beim Schweden warſt? Beim Lutheraner? Bei den Feinden vom Kaiſer, den Heiden? Du, ein Katholiſcher? Biſt am End' ſelber ſo einer geworden?"

„Nun, und was? Oder haſt wirklich gar nichts mehr behalten? Hätt'

ich vielleicht zu die Kaiserlichen sollen? Hast vergessen, was die uns gethan haben? Oder haben sie sich gar so angenommen um dich? Ich habe einen besseren Merks für das, was gewesen ist — ich schon," und er schlug mit einem Ausdruck so unbezwinglichen Zornes auf den Tisch, daß der Alte verstummte und diesmals selbst die Lois erschrak.

Durch volle siebzehn Jahre war Gregor Hirschvogel von Hause gewesen. Der ein Bub und recht ein Muttersöhnchen entlaufen, kam als ein Mann wieder, der seinen Gaul aus dem Rhein wie aus der March getränkt, der ihm hinter den Hecken, in Schlössern und in Kirchen den Stall bereitet. Geflüchtet war er, als man seines Vaters Hof zum erstenmale niedergebrannt. Er stand damals in seinem zehnten Jahre und eine Partie Kaiserlicher war im Aufzuge und umlagerte sein väterlich Anwesen. Damals war das noch wohlbestellt und gedeihend. Noch hielt man leidlich auf Manneszucht, und dem starken Jungen gefielen das bunte Leben und die verwogenen Trachten. Da reizte man seinen Vater; mutwillig trieb man ihm die beiden besten Rosse aus dem Stalle. Er wollte sich wehren, ward niedergestoßen und schmählich mißhandelt. Die Mutter, die zu Hilfe kam, warfen sie nieder, was mit ihr weiter geschah, konnt' er nicht sehen, denn es war ein Rudel um sie, und auf ihn selber schlug ein Reiter an. Er entrann in den Wald, der damals noch viel ferner war als nun. Von einem hohen Wipfel aus, der ihn laubig verbarg, sah er die Feuersäule, welche seine Heimat samt all ihrem Wohlstand verzehrte. Mühselig hielt er sich diese Nacht wach, und schwere und folgenreiche Gedanken waren in ihm. Denn wo solches geschehen konnte, nur weil man nicht schwieg, wenn man sich seiner besten Habe beraubt werden sah, dort mußten Bauernzeit um und es klug sein, ein ander Gewerke sich zu erlesen. Das begriff er in all seiner Jugend. Erst zu Mittag, nachdem der Hall der Abziehenden, ihr Trummen, Pfeifen, Zinkenblasen längst verklungen war, wagte er sich scheu zur Nähe der Brandstatt. Sie lag völlig öd. Alles Vieh war weggetrieben, nur ein Hund, verstümmelt an den Hinterbeinen, winselte kläglich. Sein Vater erhob sich, mühsam auf den Jungen gestützt; er spie viel und häufiges Blut und schier nach jedem Schritte zwang ihn seine Ohnmacht, zu rasten. Die Mutter aber stand nimmer auf. Einen Monat blieb der Gregor noch zu Hause, bis der Vater sich in etwas gekräftigt, und harrte, ob ihm von einiger Ahndung so furchtbarer Greuel eine Kunde würde. Denn er war nach der festen Stadt Olmütz, sein und der Seinigen Recht zu suchen. Tag für Tag zählte er; da in ihnen allen nichts, gar nichts verlautete, so verschwand er sonder Abschied. Er wollte lieber schlagen, als geschlagen sein.

Durch die ganze, uferlose Zeit nun, die seiner Flucht folgte, trieb er

sich mit den Evangelischen um, denn er mochte nicht denen dienstbar sein, die seiner Mutter ein solches Ende bereitet — dies war fortab sein Glauben und sein Bekenntnis und galt ihm sonst alles gleich. Erst wartete er der Pferde, bis er sich späterhin selber in den Sattel schwingen konnte. Die zähe Bauernart, die nichts Erworbenes mehr ausläßt, war immer in ihm; sein Schwertgurt verwahrte mehr an Beuten, als einer ahnte, und die goldenen Vögel, die anderen nur zu leicht entflogen, nähte er sogleich in sein Wams, damit sie nicht auch ihm entflatterten, bis er ziemlich schwer daran zu tragen hatte und es statt eines Harnisches nützen konnte. Bei Affären und Partien that er das seinige und wehrte sich grimmig. Nicht einmal ward er gefangen; ihn schirmte ein sonderbares Glück. Wenn aber die anderen spielten, die Schelmenbeine rollten, und ein hitziger Umtrunk gethan ward, so sah er lieber zu und that manchen kräftigen Schluck und manchen schlauen Kauf wohlfeil dabei. Ihm war immer, als müsse das wüste Wesen, auf dessen Endlosigkeit die Genossen zu schwören schienen, mit eins wieder vorbei sein. In solcher Gesinnung und Haltung diente er dem König; dann, mit Königsmarck überrannt' er Prag und spickte dabei seinen Säckel abermals kräftig. Darnach aber, als er sah, daß man auf gastlichen und wohlgelegenen Höhen wiederum Galgen recht solid zu mauern anhub und auch Soldaten um anderes, als Kriegsartikel zu einer feinen Zierde daran hing, ward er wiederum sehr nachdenklich und kehrte sich heim, ob wohl sein Vater noch lebe. Was Recht oder Unrecht sei, wußt' er nicht; was sich zwingen ließ, meint er, stünd' ihm zu. Und inzwischen, während er sich also entwickelte, hatte sich Wenzel Hirschvogel zum zweitenmal beweibt. Da sie ihm die Lois brachte, starb ihm die Frau; denn kein Beistand war zu finden, als den ihr der Mann, ungeschickt genug, bot. Auch dies Kind gedieh und wuchs heran. Aber so wild und nach eigenem Ermessen, wie nur eine Birke, die in einem Mauerspalt Wurzeln geschlagen und nun dorten grünt, wo sonst niemals Lebendiges gestanden. Sie sah noch zweimal, daß man ihr Heim niederbrannte, daß es immer dürftiger wieder erstand. Des Nächtigens unter Bäumen war sie gewohnt. Keines Mannes Auge ruhte auf ihr; keine Mutter lehrte sie jene Schamhaftigkeit, die dem Frauenzimmer so wohl ansteht. Der Vater aber rauchte unablässig von jenem Bilsenkraut, das einen giftigen Rausch mit Träumen voll süßen Verderbens erzwingt, wie er's vom Volke der Zigeuner gelernt; klammerte sich an seinen Glauben; betete unablässig, ohne ihr einen klaren Begriff von Christentum oder Andacht zu geben und geben zu können. Der dürre Stecken aber, den er ihr in die Hand pressen wollte, genügte ihr nicht, die sich kräftig genug fühlte, um ohne jede Stütze zu schreiten . . .

Und so einigte ein Dach drei Menschen, wie sie niemals ungleicher beisammen gewesen: den Bauern, verdumpft und verdrückt in seinem Kerne, mit einem ungewissen Lichtchen im Geiste, das von der längst verloschenen Ampel vor dem Gnadenbilde in jener zerstörten und überwucherten Kirche herüberglomm, in der er einmal gebetet, den nur Gewohnheit und der Mangel an Wagemut an diese undankbare Scholle ketteten; den Gregor, der verwildert war, wie nur ein Hund, der sich so lang unter wüsten Wölfen umgetrieben, bis er ihresgleichen ward, immer bereit, auszureißen, und in seinen Wildnissen dem Raube nachzugehen; die Lois endlich, den Wildling, die niemals eine höhere Gnade begreifen gelernt und nur aus sich lebte und dem Dunkeln, was in ihr war. Und dennoch lebten sie in leiblicher Eintracht und nährten sich zur Genüge mit dem, was der Wald bot und was sie ihm mit Schlingen und mit Fallen ablisteten. Noch war das Recht des Waidwerkes nicht in seiner ganzen Strenge wieder hergestellt, die vordem so auf den Pflichtigen gedrückt. Einmal ging der Gregor in Gottesfrühe, nur mit einer Axt bewehrt, zu Holze, Stämme schlagen. Als er heimkam, schleifte er einen ungeheuern Bären hinter sich her, den er mit dem Beile gebändigt. Nicht ein Wort gedachte des Kampfes, der grimmig genug gewesen sein mußte; denn er trug Risse von Krallenhieben allenthalben und konnte nachher die Linke durch Wochen nicht gebrauchen. Sie sättigten sich am Fleische des Gewaltigen; sein Fell aber, nachdem es der Alte künstlich bereitet, ward dem Gregor zu einer Lagerstätte, und er verbrachte die Nächte darauf und verdämmerte auch über Tag viele Stunden also. Seither sah ihm die Lois manchmal heimlich nach, wenn er sich zu seinen Gängen anschickte. Denn sonst schritten sie alle neben einander her, ohne Worte, ohne daß dem Jungen nur einmal die Versuchung gekommen wäre, von seinen Abenteuern und seinen Thaten zu erzählen, recht wie Leute, die eben keinen Teil des Lebens oder seiner Erinnerungen gemeinsam haben. Und in diesem Schlendern, wo ihm mit jedem Schritte Gedächtnis und Sterne seiner Jugend kräftiger aufgingen, wie ihm so langsam die Stapfen, die sein Fuß vordem diesem Grunde eingedrückt, auftauchten aus dem weichen Moose, das sie in Jahren überwachsen, in dieser lassen und halben Ruhe, doppelt hold nach so vielen Aufregungen und Gefahren, wie sie kaum hinter ihm lagen und nun ihm erst so recht zum Bewußtsein kamen, erwachte ein leises Heimatsgefühl in der Brust Gregor Hirschvogels. Und eine kräftige Würze gewann es dadurch, daß er meinte und der Überzeugung war, immer noch mit einem Rucke die Fesseln sprengen zu können, die ihn so unmerklich und also lind umspannen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Gespräch.

Von Samuel Falkland (Amsterdam).

Aus dem Holländischen von H. Phil.

„Sam!“

Ein Knurren unter den Decken.

„Sam! Hollah . . .“

Ein Seufzer.

„Sam, werd' doch munter . . . 's ist bald zwei Uhr.“

Ein häßlicher verschlafener Kopf mit starrem, verwirrtem Haar und lichttrunkenen Augen guckt erschrocken aus den Decken heraus.

„Bald zwei?“

„Komm nun 'raus! Hast Du gebummelt?“

„Nein, gearbeitet bis halb fünf heute früh . . . Laß mich bloß noch ein bissel liegen. Ich bin wie gebraten.“

Aber Lou fängt an in der Küche eine Arie zu brüllen und das Tageslicht strömt fröhlich durch die Alkoventhüre.

„Komm' doch heraus, Sam. Ich möchte Dir etwas sagen, was Ernstes.“

Ganz wach schau ich nun auf, wegen des ernsten Tones. Rob ist blaß und thut fremd.

„Was zu sagen? . . . Wie spät ist es?“

„Zwei Uhr.“ — Er lacht.

„Willst Du vorn warten?“

„Nein, ich bleib' schon hier.“

„Gut.“

Ich fahre mit meinen mageren Beinen ins Tricot.

„Ist zu Hause was los?“

„Nein.“

„Was ist Dir denn? Du siehst doch so blaß aus.“

„Zieh Dich nur erst an!“

Ich geh in die Küche, nehme mein Bad.

Lou ist fort, auf die Anatomie.

Wir sprechen immer weiter.

„Studierst Du tüchtig?“ schrei' ich. „Das frische Wasser hat mir so wohl gethan. Ich bin in gemütlichster Stimmung.“

„Nein,“ ruft er aus dem anderen Zimmer.

„Wie steht's mit Anna?“

Er antwortet nicht.

„Wie steht's mit Anna?“ ruf' ich lauter.

„Gut."

„Du mußt bloß mal die Katzen ansehen, wenn die im Garten schäkern!" ruf' ich wieder.

Ich hör' ihn ans Fenster gehen.

Auf dem Grase im Gärtchen rennen die Katzen ausgelassen in der warmen Sonne umher. Alles sieht freundlich und lieb aus draußen. Das Stückchen schwarze Erde liegt grad heut Morgen so einladend und freundlich da. Das Sonnenlicht macht einen Prachtgarten draus. Am Zaun fängt das Unkraut an zu sprießen. Im schwarzen Geäst der blätterlosen Bäume piepsen Vögel. In einem anderen Gärtchen spielen Kinder an einem weißhölzernen Tischchen und backen Kuchen aus Sand. Aus einem Küchenfenster hoch oben klingt das vergnügte Geplärre einer Magd.

Ich höre, wie Rob mit den Fingern an die Glasscheibe trommelt. Ich singe eine Melodie aus Carmen. Es ist spät gewesen heute Nacht. Aber die Sonne und das kalte Wasser machen alles wieder gut.

Endlich komm' ich herein. Rob hat den Kopf an die Fensterscheibe gedrückt. Von seinem Hauch hat sich ein breiter bleicher Heiligenschein um seinen Kopf herum gebildet.

„Hier bin ich."

Er wendet sich um und während ich meine Tasse Kakao fertig mache, sitzt er am Fenster. Er hat die Zeitung genommen. Ich kann sein Gesicht hinter dem Papier nicht sehen.

„Du bist tüchtig vorwärts gekommen heute Nacht?"

„Ja, 's ist spät geworden."

Ich esse. Er liest. Wir schweigen. Aber wie ich zufällig mal aufsteh', um den Wasserkessel wegzunehmen, seh ich, daß er mit geschlossenen Augen hinter der Zeitung sitzt und nicht liest. Er schrickt auf. Ich frage nicht. Ich fühle, daß er von selber sprechen wird.

„Du siehst schlecht aus, Junge."

„Ja, ja."

Im Zimmer ist Sonnenschein, der fröhlich durch die Gardinen guckt, klingelt das Löffelchen in der Tasse, klirrt das Messer auf dem Teller. Draußen das herzige Geplauder, das summende Leben der spielenden Kinder und das derbe Gezwitscher der Spatzen.

„Willst Du rauchen?"

„Danke."

„Bist Du noch nicht fertig mit der Zeitung, alter Junge?"

Sacht knitternd fällt das Papier herunter auf sein Knie. Er sieht zum Fenster hinaus.

„Sam! . . . es ist alle —"

„Gott, Kerl, was bist Du doch down! Was meinst Du?“

„Ich hab' . . . . . was sie alle gehabt haben.“

„Was? — Was denn?“

„Die Schwindsucht!“

„Einbildung! Albernheit. Reiß' Dir doch die Verrücktheit aus dem Kopf!“

Er sieht mich mit stillen Augen an.

„Ich spuck' Blut, Sam!“

„Bist Du bei einem Doktor gewesen?“

„Bei unserm Hausarzt.“

„Was hat er gesagt?“

„Auskultiert — . . . und — alle.“

Nun spiel' ich schweigend mit meinem Messer.

„Vater ist dran gestorben, Junge . . . Dora und Karl auch. Nun bin ich dran.“

„Komm', Junge, Du siehst das viel zu schwarz an.“

„Ach, Sam, wir werden einander doch nichts weiß machen.“

Ich schweige. Er versteht mehr davon als ich. Was sollen Redensarten bei solcher Gelegenheit?

Rob hat die Zeitung wieder aufgenommen und sieht nach den Buchstaben mit finsterem Gesicht.

Ich denke an Anna, das frische, freundliche Kind, mit der er verlobt ist.

Das Stillschweigen dauert lange. Nun es einmal gesagt ist, braucht man nicht weiter darüber zu reden, denn die Gedanken bewegen sich in derselben Sphäre. Es ist, als ob zwischen der Stille des Zimmers und dem fremdartigen Getobe der Kinder draußen im Sonnenlicht Frage und Antwort hin und wider ginge, von einem zum anderen und vollkommenes Begreifen. Worte klingen hart. Schweigen sagt. Aber seine Augen sind voll Thränen und er sieht starr hinaus, um es zu verbergen.

„Rob,“ sag ich, und in meiner Rede liegt meine allerinnigste Überzeugung: „Ich glaube, man muß das Leben nehmen so wie es kommt. Wir haben so oft ernsthaft zu einander gesagt, daß das Leben nur eine Phase vor dem Tode ist . . . . und daß nichts in diesem Leben sein kann, was uns schwach machen dürfte . . . Ich glaube, daß ich so ruhig sterben würde, wie wenn ich meine Arbeit — verschenkte.“

„Ich bin nicht schwach, ich bin nicht schwach. Aber Mutter weiß noch nichts davon. Und Anna . . . .“

Er stockt und sieht zum Fenster hinaus. Ich fühl's, daß er heult.

O, Philosophie über Tod und Leben . . . ein Unding, wenn die Gewißheit des Todes da ist. Nur gesunde Menschen sind stark im Vornehmen.

Ich versuche ihn aufzumuntern, spreche mit ihm. Er bleibt traurig. Und ich lüge abscheulich.

Es wird geklingelt. Es ist ein Bekannter, der lärmend hereinkommt. Er hat uns am Fenster gesehen.

„Was für ein herrliches Wetter, nicht? Rob, ich bin Deinem Mädchen in der Kalverstraat*) begegnet."

„So, ging sie auf der Kalverstraat?"

„Mit Deiner Mama."

„So."

„Was seid Ihr still? Habt Ihr Euch gezankt? Sag' mal, Du bist übrigens zeitig auf. Kaffeetrinken um halb drei Uhr. Wie kannst Du dann bloß Mittag essen?"

„Giebt's was neues in der Stadt?"

„Ja, ein Bulletin. Doms hat verloren."

„So, hat Doms verloren."

„Er bekam Krampf in den Händen."

„So."

„Gehst Du ein Stück mit, Rob? Ich geh' in die Stadt."

„Gut."

„Fehlt Dir etwas?"

„Ich fühl' mich nicht besonders."

„Kommt vom langen Brautstand."

Rob lacht ein wenig gezwungen. Ich will ihn noch halten. Aber er geht weg. Er muß um drei Uhr Anna abholen.

Ich stecke eine Pfeife an und sitze am Fenster. Die Kinder füllen kleine Blechformen mit Sand und stürzen sie um auf das weißhölzerne Tischchen. Aber es fängt an zu regnen. Die Vögel flüchten unter die Dachziegel. Die Kinder werden hereingerufen. Es kommt eine große, ruhvolle Stille. Nur das Aufschlagen der Regentröpfchen auf die Küchentreppe und der Gesang des Mädchens oben. Die Katzen sitzen auf dem Thürpfosten.

Alles so recht zum Träumen ...

*) Hauptverkehrsader in Amsterdam.

Der Schüler.

Scene von Hugo Salus.

(Prag.)

Personen:

Faust.
Mephisto.
Der Schüler.
Die Sünde.

Fausts Studierstube.

(Faust und Mephisto sind eben eingetreten. Mephisto hat noch eine Art Reisemantel um.)

Mephisto: Ihr habt befohlen; aus des Lebens Braus
Gelüstet's euch zu fliehn: seid wieder denn zu Haus!
Ich kenne das! Ihr seid ein deutscher Mann,
Der ohne Zimmerluft nicht leben kann.
Und hast du noch so heiß nach Leben dich gesehnt,
Hast nach der Welt die Arme überdehnt:
Kaum leuchtet dir der Sonne warmer Schimmer,
Wirst du elegisch und — verlangst dein Zimmer!
Faust: Schweig still! Der du die Welt durchstreifst
Und ohne Heimat durch die Lande schweifst,
Ein Teufel, der du bist, verstehst du nie
Der Klause heimlich reine Poesie!
Meph.: Die Poesie der Flöhe, Schaben, Wanzen!
Doch, da ihr pfeift, was nützt's, so muß ich tanzen.
Faust: Du sollst nicht über harte Herrschaft klagen,
Kein unzufried'ner Diener sein:
Will dir's in meinem Zimmer nicht behagen,
Geh deinen Wünschen nach! Laß mich allein.
Meph.: Ihr schickt mich fort; nun gut, so will ich gehn.
Nun raunzt euch lyrisch aus. Es dauert, wie ich hoffe,
Nicht überlang. (Singend): Es giebt ein Wiedersehn.
(Zur Thüre, die auf den finstern Gang führt. Beim Öffnen stößt er mit dem Schüler zusammen.)
Zum Teufel auch, ihr seid aus gutem Stoffe!
Schüler (draußen):
Ich wollte mir erlauben . . .
Meph.: Das habt ihr ja, ich spür's.

Schüler (bescheiden):
Ich war schon einmal hier.
Meph.: Jetzt kenn' ich euch. Seid ihr's!
Weilt einen Augenblick, ich will euch melden.
(Schließt die Thüre, der Schüler bleibt auf dem Gange.)
Meph. (zu Faust): Ich bring' euch jenen Mutterschürzenhelden,
An dem ich einmal schon magistrum Faust vertrat.
Ich bitte euch, folgt meinem Rat:
Von eurem Mißmut euch zu heilen,
Sollt ihr im Zimmer hier verweilen,
Indes mein Geist, höchst witzig und gelehrt,
Dem Leben eine Audienz gewährt.
Ihr wißt gar nicht, wie wohl's selbst einem Teufel thut,
Vor einem Publikum recht geistreich fein zu können,
Und heut ist meine Stimmung ganz besonders gut.
Ich fühl' in meinem Kopfe eine Hölle brennen.
Faust: Du eitler Narr! Stultitia und Stolz
Wächst nicht nur sprachlich auf demselben Holz!
Meph.: Nicht schlecht. Doch kommt drum Witz noch nicht von vitium!
Beenden wir dies kluge exercitium!
Gebt euren Rock und nehmt dafür den meinen.
Wer etwas ist, muß auch was rechtes scheinen.
(Sie tauschen die Röcke.)
Meph. (karrikierend): Nun, lieber Famulus, nun öffne ihm die Thür.
(Schüler tritt ein und verbeugt sich tief.)
Meph.: Was führt euch heute wieder her zu mir?
Habt ihr euch meinen Rat gedeihen lassen?
Schüler: Ich sah mich um in allen Weisheitsklassen,
Doch wollte nirgends Freude mir erblühn.
Zum Schluß versucht ich's mit der Medizin.
(Treuherzig): Von euren Sprüchen hat mir der vor allen
Über den Geist der Medizin gefallen.
Meph.: Ah, ich versteh. (Der Schüler sieht Faust und wird verlegen.)
Braucht euch nicht zu genieren.
's ist nur mein Famulus; der thut euch nichts zu Leid.
Benütztet ihr auch gut die kurze Zeit?
Schüler: Ich fing ja eben an erst zu studieren.
Ich habe ganz nach eurem Rat gethan,
Ich fing die Pülslein erst zu drücken an,
Versuchte dann recht tief ins Aug' zu schauen —

Meph. (rasch, ironisch): Den kranken Männern?
Schüler: Nein, den kranken Frauen!
Mit Männern hab' ich mich nicht abgegeben,
Wollt' ganz genau nach eurem Rate leben.
Nun aber merk' ich, recht im Herzen bang,
Die Medizin macht mich recht müd' und krank,
Ich kann nicht schlafen mehr, bin matt und bleich.
Drum komm' ich ratsbedürftig her zu euch.
Meph.: Ein intressanter Fall! Ein männlich Frauenleiden!
Nur, um es ganz genau zu unterscheiden,
Mußt du ganz ohne Prahlen, ohne Mildern
Mir die Symptome deiner Krankheit schildern.
Schüler: Es faßt mich an, wie ich was Weibliches erschau.
Sei es ein Mädchen, eine junge Frau,
Es drängt mich hin zu ihr und stößt mich dennoch weg,
Ich möchte fliehn und kann doch nicht vom Fleck;
Ich möcht' ihr tief ins dunkle Auge blicken,
Sie warm umfangen, recht aus Herze drücken,
Von ihrem Mund, von ihren lieben Augen
Gesundung mir und rotes Leben saugen,
An ihrem Leib, dem jungen, lebenswarmen,
In ihren vollen, lilienweißen Armen
Die Bitternis des Lebens ganz vergessen,
Mich um mein armes, junges Leben pressen,
Und all die Leiden, all die tiefen Schmerzen
An ihrer Brust mir aus dem Leibe herzen . . .
Meph.: So, Herzen, Schmerzen! D'rauf hab ich gewartet.
(Spöttisch besorgt): Das Leiden ist sehr sonderbar geartet!
Faust (beiseite): Der arme Junge! Wie er fiebernd glüht!
Schüler (in tiefer Erregung): Werf ich mich Nachts, von banger Sehnsucht müd,
Aufs Lager hin, beginnt das Leid aufs neue.
Der Schlaf, auf den ich abgehetzt mich freue,
Bringt mir im Traum ein ganzes Heer von Frauen,
Feen und Megären, gräßlich anzuschauen;
Sie wirbeln mir vorbei mit nackten Hüften,
Umgaukeln mich in dunstig heißen Lüften,
Sie drängen buhlend sich in meine Nähe
Und pressen sich an meine schwere Brust,
Daß ich vor Sehnsucht und verhaltner Lust
Zu sterben glaube und vor Schmerz vergehe.

O, fänd ich eine nur, um sie zu lieben!
So aber, in der Sinne wilden Trieben
Fehlt mir der milden Neigung heilige Reinheit,
Und, ach, mein Herz verblutet in Gemeinheit!
O, fänd ich eine nur! Wie wär ich treu!

Meph. (wegwerfend): Bah, diese Schwüre sind mir nimmer neu!
Was ihr, bewundrungheischend, Treue nennt,
Ist doch nur Mangel an Temperament,
Ein Bauch, der, überfüttert, schlecht verdaut,
Ein zahnlos Maul, das alte Krümel kaut!

Schüler (wie oben): Nach Liebe sehn' ich mich, nach heißen Flammen!
Indessen brennt mein armer Leib zusammen.
O, Meister, heilet mich!

Faust (ergriffen): Der arme, arme Wicht!

Meph.: Die Heilung ist so einfach wahrlich nicht,
Doch will ich, was ich weiß, an dir versuchen.
Erste Bedingung: anamnesin buchen!

(Winkt Faust, zu schreiben. Dieser schlägt einen Folianten auf und notiert.)

Meph. (zum Schüler):
Dein Alter?

Schüler: Achtzehn Jahr.

Meph.: Sehr jung, bei meiner Ehr!
Und warst du wirklich keusch und rein bisher?

Schüler: Wie meint ihr das?

Meph. (streng): Hast du in sündiger Lust
Jemals ein Weib gedrückt an deine Brust?

Schüler (erschrocken):
Was fällt euch ein? Noch nie! (Zögernd.) Doch darf ich's offen sagen,
Ich hätt's gethan, hätt' nicht der Mut gefehlt,
Das Ungeheuere so leichten Sinns zu wagen.

Meph. (jesuitisch): Dies Mittel wäre auch durchaus verfehlt!
Man heilt die Sünde nicht durch neue Sünden!
Ich werde dir den Weg zur Heilung künden.
Du hast bisher, durch Sinnenlust umnachtet

(bedeutend):

Zu wenig — deines Pulses Zahl beachtet!

(Fühlt seinen Puls):

Dein Blut ist viel zu heiß! Allein durch deinen Willen
Kannst du das Kochen deines Blutes stillen:

(Mit überlegener Ironie):

Der tiefe Kern der menschlichen Moral
Liegt in des Pulses überwachter Zahl!

Faust (aufmerksam): Was will er nur?

Meph.: Gieb acht! fürder, dein ganzes Leben
Sollst du wohl acht auf deine Pulszahl geben!
Wenn immer dich der Taumel fassen mag,
Beachte wohl des Herzens Wellenschlag!
Indem du es beachtest, sänftigt sich dein Blut,
Wenn du sie kritisierst, wird deine Sitte gut!

Faust (für sich): O teuflisch kluger Rat! (Laut): O, welch ein feiner Kopf!

Meph.: Du hältst, sinnbildlich, stets dein Herz beim Schopf
Und hemmst es, schäumend mit dir durchzugehen.
Wirst du von fern die Sünde winken sehen,
Beginnt dein Herz, ein junges, wildes Füllen,
Erregt zu tänzeln, in den Zaum zu schäumen
Und heischend gegen deinen Zügel sich zu bäumen,
Wirst du, es bändigend, dein Sehnen stillen.

(Mit großem Nachdruck):

Kritik hemmt jede Stimmung!

Faust (beiseite): Kritik hemmt den Genuß!
O, unglückselig, wer der Neigung Keime,
Wer seiner Phantasie goldglänzend heit're Träume
Stets mit dem kalten Strahl des Geists verscheuchen muß!

Meph. (mit erhobener Stimme): Zur herrlichsten Moral, zur wahren Ethik
Führt dich allein des Herzens Arithmetik!

Schüler (verwirrt): Du großer Arzt, so werd' ich wieder heil!

Faust (wie oben): Verzichtend auf des Daseins bestes Teil:
Auf den Genuß, mehr, auf die Phantasie!

Schüler: O Meister, deinen Rat vergeß ich nie.

Meph.: Und wirst dabei fürwahr am besten fahren.
Ein Knabe noch mit wirren Lockenhaaren,
Bist du nun klüger, wie so mancher Greis!

Faust (immer beiseite): Nur daß dein Blut gerinnt zu starrem Eis.

Schüler: Lebt wohl und tausend Dank!

Meph.: Verweile noch, bleib hier.
Du brauchst, zu des Erfolges Vorbereitung
Noch meiner Aufsicht, meiner weisen Leitung.
Zur Prüfung ruf ich her — die Sünde dir!

(Zu Faust tretend, leise):

Nun sollst du sehn, wie ich den Fisch zum Spaße
Am Sündenköder prächtig zappeln lasse.

(Zum Schüler):

Merk' auf den tiefen Sinn und gieb fein acht.

(Beschwörend, mit seltsamen Gebärden):

Teilt euch, ihr träumenden Wolken der Nacht,
Der Stern der Liebe ist entfacht.
Dein Busen leuchtet, dein Auge lacht,

(Nebel senken sich von der Decke nieder.)

Ich, ich beuge mich deiner Macht.
Tugend ist Sünde, Sünde ist Recht:
Ich bin dein Herr, ich bin dein Knecht!

(Die Wolken teilen sich. Ein herrliches, lockendes Weib, eine zärtlich klingende Leier in der Hand, löst sich aus den Wolken. Der Schüler starrt mit großen Augen auf die Erscheinung.)

Schüler (in atemloser Erregung): Du göttliches Weib, du lockender Leib!
Meph.: Denke des Rates! Stehe, bleib!

(Hält den kämpfenden Schüler am Arme, drohend):

Beim Heil deiner Seele!
Zähle, zähle!

Schüler (greift, fast unbewußt, einen Augenblick auf sein Herz):
Mein Herzblut lodert, die Flamme loht!
(Außer sich): Ich komme zu dir!

(Er ringt mit Mephisto. Diesem fällt der Mantel von den Schultern, er steht in seiner wahren Gestalt da.)

Meph. (furchtbar): Bedenk' das Gebot!

(Der Schüler reißt sich los. Er stürzt auf die Sünde zu. Diese wirft die Leier weg und schließt ihn jauchzend in die Arme.
Faust, mitgerissen, will ihm nach. Dieser hält die Sünde mit einem Arme umfangen, die andere macht eine jubelnde Bewegung des Sieges; sie stürzen davon.)

Faust (kommt zu sich, dann freudig): Das Leben siegt!
Meph. (ist besiegt auf den Sessel niedergesunken. Dann erhebt er sich. Mit großer Kraft):
Es siegt der Tod!

Deutsche Lyrik.

Vor ihrer Bahre.

Still, Gewitter! — Schweig vor diesen Mauern!
Halte Frieden, wo zwei Seelen trauern. —
Eine wandelt jetzt auf dunklen Wegen,
die in lauter Dornen nur gelegen.
Und inmitten aller Not und Schmerzen
barg sie noch mein Haupt an ihrem Herzen,
daß des Lebens Stachel nimmer quäle
meine Seele!

Weiße Rosen schütt ich auf die Bahre;
dunklen Lorbeer in die blonden Haare.
In der Ecke hängen, an den Wänden
trauernd meiner Kränze Sammetenden. —
Hub da eine Stimme an zu klagen:
„Deine Rosen welken schon nach Tagen;
gieb mir doch, auf daß mir nichts mehr fehle,
deine Seele!"

Berlin. Ludwig Jacobowski.

Die Genevernixe.

In einen Krämerladen,
Es mochte täglich sein,
Trat lächelnd, wie aus Gnaden,
Ein fittsam Fräulein ein.
Und kauft sich Wacholderbeeren,
Hat weiter kein Begehren
Als diesen Wunsch allein.

Die andern Kunden staunten,
Und fragten hin und her,
Und wie sie rieten, raunten,
Das Rätsel wurde schwer.
Das Fräulein schien wie ein Engel,
Fehlt nur der Lilienstengel
Als Gottes Unschuldswehr.

Als einmal voll die Diele,
Trat wieder sie herein,
Und handelt sich am Ziele
Die schwarzen Beeren ein.
Da fangen sie an zu lachen
Und ihre Glossen zu machen:
Seht nur den Heiligenschein.

Und stumm zieht sie von dannen,
Und wird nicht blaß, noch rot,
Doch ihre Thränen rannen,
Als wär's in Angst und Not.
Und sie wendet sich mit Beben:
Mir kauft' ich das ewige Leben,
Ihr aber kauft euch den Tod.

Dann geht sie durchs Gedränge,
Durch Gassen fort zum Fluß,
Begleitet von der Menge,
Die folgt ihr, weil sie muß,
Und sieht im Strom sie versinken,
Und unterm Sternenblinken
Ufert ein Wellenkuß.

Hamburg. Detlev von Liliencron.

An . . .

Ich folge Dir in jedes Haus,
Und seh' Dich an, Dir unbewußt;
Ich breite meine Arme aus
Und presse Dich an meine Brust.

Und schlummerst Du, ich bin bei Dir,
Und wenn so Wang' an Wange ruht,
Ein Herzschlag nur in Dir und mir
Und eines Traumes holde Glut.

Ob's Liebe ist?
Ich weiß es nicht,
Es flog mir an, weiß nicht woher.
Nun leuchtet's mir vom Angesicht
Als wenn nur Sonne in mir wär . . .

Strzebowitz. Marie Stona.

Auf dunkeln unbekannten Wegen.

Ich komme über weites Land und weite Meere,
Das Herz voll Müdigkeit der fremden Erde,
Und immer noch auf unbekannten Wegen,
Da schon der schwere,
Herbstliche Regen
In traurigen Tropfen niederrinnt . . .

In die Dämmerung, die dichter und dichter,
Schwarze Bäume steigen,
Bleiche Häuser steigen —
Zitternde Lichter —
Schritte im Nebel, der auf den Aeckern spinnt . . .
— — Und wieder kalte fremde Gesichter? — —

Ein Mann, dessen Haar zu ergrauen beginnt,
Kommt mir entgegen . .
Auf dunkeln unbekannten Wegen . .
Er breitet seine Arme nach mir aus . .
Ich sage: Vater! — —

Paris. Karl Gustav Vollmöller.

Erwachen.

Ich habe ein so süßes Wort
Aus Deinem Mund im Schlaf vernommen.
Wach auf! Die Dunkelheit ist fort.
Es klinkt: der Tag ist angekommen.
O sieh den gelben Sonnenschein,
Wie zart er unser Bett umgittert!
Komm ganz, ganz in mein Herz hinein,
Mein Weib! Da, fühle, wie es zittert!

Und unserm Schmerz, dem wollen wir
Wie einem Kind die Backen streicheln.
Dann wird er fortan mir und Dir
Mit seinem dunklen Blicke schmeicheln.
O Gott, Dein seliges Gesicht!
Sag mir, wer hat Dir das gegeben!
Ich, ich. Komm! So! Ein ewiges Licht
Verschmelzt in Eins jetzt unser Leben.

München. Emanuel von Bodman.

Die Louisette.*)

Bei Louis' Töchterlein, mein Duc,
Bei Louisette,
Da trau' nicht Deinem alten Glück,
Da dräng' Dich nicht aufs Bette;
Kneif' aus, weich' aus dem herben Dirnchen,
Geh', mache Dich auf Reisen, Duc,
Und rette Dein Gehirnchen
Vor Louisette!

Du prunkst mit Deiner Krone Glanz
Bei Louisette?
Mein Duc, ihr ist das Firlefanz
Samt Stern und Kreuz und Kette!
Die Ketten gar mag sie nicht leiden,
Die zupft sie wirsch und leichterhands
Entzwei wie Flöcklein Seiden,
Die Louisette!

Schau nur, sie hat verdammt viel Schwung,
Die Louisette!
Du bist ihr nicht gewitzt genung,
Mein feiner Herr, ich wette;
Gieb acht, Du wirst Dich trollen müssen,
Sonst wird sie Dir, mein Herzensjung',
Den Kopf vom Halse küssen,
Die Louisette!

Innsbruck. Hans von Vintler.

Liebesreim.

Verderblich loht die Feuersbrunst, ob längst
Die Fackel auch erlosch, die sie entflammte.
Mein Herz vergeht in Liebe, ob auch längst
Deins kalt ward, dem des meinen Glut entflammte.

Berlin. Anselm Heine.

Heilandsehnen.

Vision.

Umschrofft von Höh'n, die in die Wolken steigen,
Steht stumm die Menschheit da in schwarzem Schacht,
Und tausend Arme langen in das Schweigen
Nach lichtem Wunder in der Seelen Nacht.

Den Mond ums Haupt, im Sonnengoldgewand
Zeigt sich der Heiland und entschwebt nach oben.
Sie fühlten's nicht. — Ihr Aug' war erdgebannt — —
Doch alle tausend Arme sind erhoben. —

Berlin. Josef Adolf Bondy.

*) Scherzname der 1792 vom Wundarzt Louis verbesserten Guillotine.

Träumerei.

Traumweiche Jasminen
schlinge ich mir ums Haupt zum Kranze,
meine Mienen, selig still,
lächeln in einem fremden Sonnenglanze.

In weltferne Einsamkeiten
will ich meine wiegenden Schritte lenken;
meine tiefsten Stunden
schmücke ich mir mit Deingedenken.

Minden i. W. Max Bruns.

Serenade.

Wach auf vom Sarg, mein Lieb. Schau, wie die Nacht
Im stillen Mondscheinglanze ruht. Kein Laut
Durchraunt die Luft. Und sacht
Getreten knistert dürres, welkes Laub.

Und wie von Küssen flüstert's in den Zweigen.
Süß schläft die Nacht. Komm, meine Braut.
Zur Erde nieder Trauerweiden neigen
Ihr müdes, schweres, hängendes Laub.

Ihr müdes, hängendes Laub. Ein fernes Singen
Ertönt. Guitarrentöne in den Zweigen.
Komm, komm! Von Dingen
Der Liebe spricht die silberne Nacht . . .

Athen. Julius Konst. v. Hoeßlin.

Provinzkunst.

Von Ludwig Jacobowski.

(Berlin.)

Die realistische Bewegung hat seit Jahren in ein ebnes Bett eingemündet. Die temperamentvollsten Vertreter hat das Leben oder die Journalistik verschlungen, und ein Teil hat sich aus dem Gestrüpp selbstverfertigter Kunstregeln in die liebliche Blumenregion der Romantik geflüchtet oder die Unklarheit eigenen Wollens und Könnens mit dem holden Tief- und Schiefsinn des Symbolismus vertauscht. Die Poesie des großstädtischen Lebens, in einer Unzahl von Dramen und Romanen eingefangen,

lyrisch dagegen fast gar nicht herausgeholt, machte den Märchenstücken Platz, und wo vorher nur Maschinensausen und Brandreden losgelassen werden mußten, säuselte jetzt das schmachtende Idyll daher und fand mit seiner zartseligen Poesie freundliche Anhänger und freudige Nachahmer.

Und doch hätte die Entwicklung dieses Großstadtrealismus noch nach einer anderen Seite hin umbiegen können. Großstadt und Kleinstadt, Städter und Bauer, Handelsstand und Nährstand, Maschinenarbeit und Handarbeit, Großindustrieller und Kleinbauer, städtischer Atheismus und Provinzfrömmigkeit . . . all diese Gegensätze, die vorhanden waren, schreien nach ihrer dichterischen Bewertung. Und doch schwieg die Poesie, schwiegen die Poeten. Wohl tauchten hie und da, schließlich gar in Rudeln, sogenannte bäuerliche Dichter auf, aber alle diese bäuerlichen Köpfe dichteten aus angelesener Lektüre heraus. Statt ihre Seele in Versen hinzugeben, reichten sie die schalen Kopien ihrer jeweiligen Lieblingslektüre.

Auch rein stofflich blieb die ganze Provinz unentdeckt. Daß fern von den Kulturzentren der Hauptstädte sich das tiefste und echteste, das wurzelkräftigste und eigenknorrigste Leben der Nation abspielte, daß der laut schwatzenden Großstadt die bedächtig plaudernde und kopfschüttelnde Provinz gegenüber stand, daß vorläufig noch immer das Heil der deutschen Größe in der Bauernfaust, nicht im Gigerlstock der Großstadt ruhte, diese beleidigend klaren Wahrheiten fanden in der Poesie kein tönendes und aufregendes Echo. Aus der Stadt flüchtete die Poesie in die Wolken, oder in die Märchenlande tief in Thälern oder weit in Arabien.

Sie hätte es bequemer haben können: Die Provinz mit der gelassenen Kraft ihrer unbesiegbaren geistigen und moralischen Kräfte stand ihr offen.

Kein Bauernroman, keine Kleinstadtidylle, keine Dorfgeschichte . . . .

Aber die Provinz regt sich. Die stärkste provinzielle Kraft, Wilhelm von Polenz, hat in drei großen Romanen das Landleben aufgefurcht und mit hartem Griffel, trotzigem Auge und weichem Herzen Fülle von Bitternis und Süße, Fieberkräfte von Liebe und Haß aufgezeichnet. Er findet Nachfolger, die Stammesart zeigen und Provinzkunst entdecken wollen. So Helene Voigt („Schleswig-Holsteiner Landleute." Leipzig, Georg Heinrich Meyer. 1898. 8°. 240 S.), so Max Bittrich („Neue Spreewaldgeschichten." Ebenda. 125 S.), so Heinrich Sohnrey („Der Bruderhof." Eine Geschichte aus dem Hildesheimischen. Ebenda. 8°. 126 S.).

In ihrem dichterischen Können sind sie ungleich. Am tiefsten von ihnen steht Heinrich Sohnrey. Der bekannte Herausgeber des „Land" hat sich starke Verdienste um die Erforschung des Volkslebens erworben, aber als Mann der Praxis auch politisch Wege gewiesen, wie dem Kleinbauernstand zu helfen sei. Innere Kolonisation, Errichtung von Dorf-

bibliotheken, Wohlfahrtseinrichtungen auf dem Lande, Erhaltung der bäuerlichen Kräfte ..., immer finden sie in ihm einen kenntnisreichen und volkstümlich beredten Anwalt. Aber zum Dichter fehlt ihm das intuitive Element. Er arbeitet leicht am ethnographischen Detail, doch ungeheuer schwer an der Poesie. Wenn er eine Bauernhütte schildert, kann man gewiß sein, daß jeder Gegenstand echt ist. Bis zum Lichtstumpf hinab ist es kulturhistorisch getreu, ein kenntnisreicher, fast gelehrter Mann hat hier seine Wissensfülle ausgebreitet; aber wo es sich um die Seele der Zeit handelt, um die Menschen in jener Hütte, um ihre Reden und Thaten, da versagt sein Können, und schließlich stehen uns Figuren von einer Einfachheit der Konturen gegenüber, die an Gustav Nieritz und Franz Hoffmann erinnern. Bravheit hockt in einem häßlichen Kerl, Tücke und Falschheit in einem hübschen Menschen. Beides sind Brüder und werben um dasselbe Mädel. Der falsche Kerl betrügt seinen Bruder, dieser wird wahnsinnig und stirbt und die Ehe ist — folglich! — ohne Glück und Segen. Diese einfache und von Phantasiekargheit zeugende Struktur der Handlung ist kulturhistorisch mit Accuratesse behandelt, aber die Poesie ist selten hinzugetreten und nur ab und zu blitzt eine Stelle auf, die ihr Finger goldig berührt hat. Sohnrey wollte zu viel und konnte zu wenig. Er wollte ein Kulturbild geben und hat es nicht verstanden, die reichen Schätze seines Zettelkastens zu verarbeiten. Der biedere Tischlermeister wettert wie aus einem Lehrbuch: „Überall im Lande rauchte es von den Trümmern des scheußlichen Joches, unter dem der Bauersmann seit Jahrhunderten zu kratzen und zu keuchen gehabt hat.“ Ein Bauernhof unterm Herrenjoch kommt ihm vor „wie so 'ne alte häßliche Kröte, die erst tapfer geküßt werden muß, um wieder in die reiche, wunderschöne Jungfrau zurückverwandelt zu werden“. Und der totkranke Bauer schluchzt zur Antwort: „Ich komme mir vor wie Moses auf dem großen Berge: Ich sehe das gelobte Land von ferne, doch hinein komme ich nicht mehr.“ Das ist sentimentaler Stil und völlig unangemessen der Heimatskunst, die Sohnreys Hildesheimische Geschichte bieten will. Und während der alte Bauer schon fast im Sterben liegt, zählt er drei Seiten lang all die Abgaben auf, die seine Söhne an den Gutsherrn zu zahlen haben: Meierzins, Hofzins in bar, Rottlandszins so und soviel, Meierbriefstempel, 25 Himten gutes marktgängiges Korn, ein Schwein, ein Schaf, drei Schock Eier u. s. f. u. s. f. Und dabei hat sein Sohn gewiß alljährlich gesehen und gehört, wie hoch sich der Meierzins beläuft. Diese Stelle ist bezeichnend für das künstlerische Unvermögen Sohnreys. Anstatt diese Weisheit zu verarbeiten, wird sie zu unpassendster Zeit und an unpassender Gelegenheit ausgebreitet.

Dieser Mangel an poetischer und darstellerischer Kraft verschuldet es, daß

das provinzielle Element des Buches wirkt wie eine Studie etwa über das Hildesheimer Bauernleben, d. h. auf den interessierten Verstand, nicht auf das empfängliche Gemüt. Ein lebloses Buch, und so zwingt es auch nicht zum innerlichen Nach- und Durchleben.

Etwas höher steht Max Bittrich, aber auch er ist auf dem Wege zur echten Provinzkunst stehen geblieben. Und doch hätte gerade das Spreewaldleben seinen Erzählungen zur feinsten Kunstverwertung Anlaß gegeben. Auch für Bittrich ist noch das kulturhistorische Detail die Hauptsache; auch er versteht es noch nicht, es unmerklich zu verarbeiten. Schließlich ist am Menschen doch der Mensch das Wertvollste, und nicht sein Gewand, sein Haus, seine Sitten. Aber andererseits hat Bittrich das fremdartige ethnische Kolorit so trefflich einzufangen verstanden, daß langsam aus dem schmucken Büchlein der echte feuchte Hauch der Spreewaldsgewässer aufsteigt. Er stopft melancholische wendische Volkslieder hinein, eine Hochzeitsgeschichte wird bis auf die Unterröcke des Mädels genau beschrieben, aber ab und zu huscht doch so ein Stück Handlung in die Details — die Unterröcke natürlich ausgenommen! — und belebt das starre ethnische Gerüst. Und merkwürdig, hier ist Bittrich von einer verblüffenden Schweigsamkeit. Wo man erwartet, daß seine dichterische Phantasie nunmehr in Ausmalungen alle Zügel schießen lassen würde, da findet er nur einen kurzen Satz, ein paar schlichte Worte, und — der Vorhang fällt. („Hanke und Gottlieb ruhen im Wasser".)

Überragt an Begabung werden die beiden Männer von einer jungen Dame. Von einem Neuling. Helene Voigt heißt sie und stammt aus Marienhoff bei Holzdorf in Schleswig-Holstein. Hat gerade über die zwanzig Jahre hinweggeguckt, kann wilde Füllen reiten und im Krautgarten das Dienstmädchen ersetzen. Also zu lesen im hübschen Geleitwort Sohnreys.

Wir haben hier ein mächtiges Talent vor uns. Und fast fertig in der Kunst des Aufbaus, wie in der Gedrungenheit und Geradheit des Stils. Selten, daß eine Stilunreinheit stört. Augen, die klar und scharf sehen, aber nie hart und grausam, ein Herz, das männlichen Ernst und tollen Kraftüberschuß so gut begreift, wie tiefstes weibliches Schämen und Scheuen, ein Naturgefühl, das die schleswig-holsteinische Ebene mit wunderlichem Glücksgefühl umgreift — in neun prachtvollen Novellen hat Helene Voigt alles vereinigt. Es ist etwas Jungenhaftes in ihr, und doch oft etwas Weiblich-Herbes. Vor unholden Zügen scheut sie nicht zurück, und ist jenem Realismus der Beobachtung treu, der aus dem Charakter quillt wie Harz aus der Rinde, mit Naturnotwendigkeit, und nicht aus ästhetisierender Schulweisheit heraus.

Was kann nun unsere Litteratur aus dieser stammestümlichen Dichtung,

aus dieser Provinzkunst für Gewinst ziehen? Erweiterung des Stoffgebietes und der Menschenkenntnis, Gesundung von psychopathischem Großstadtleben durch die Idyllen und stillen Tragödien der einfachen Provinzseele, Entdeckung von bisher unbeachteten deutschen Kultur- und Gemütscentren, Decentralisation der zeitgenössischen Poesie und Bruch mit dem Übergewicht der Reichshauptstadt in den Fragen, die nicht nur das Berliner Pflaster, sondern die Nation angehen. Das sind doch Ziele, ehernster Ausdauer und zähester Arbeit wert! Denn unsere Dichtung sei nicht ein Amüsement einer Handvoll Großstädter, sondern aus dem Leben der Nation geboren, gleite sie über in das Leben der Nation.

Lyrik des Auslandes.

Gedämpfte Saiten.

(Paul Verlaine.)

Die hohen Zweige stillen
Den Tag und decken ihn zu;
Laß unsere Liebe sich füllen
Mit dieser tiefen Ruh.

Laß Herzen und Seelen sich weiten,
Der Sinne glutzitternden Traum,
Wo müde sich niederbreiten
Erdbeer und Fichtenbaum.

Schließ' halb die Augenlider,
Die Arme kreuz' auf der Brust,
Laß keinen Wunsch Dir wieder
Rauben des Schlummers Lust.

Und laß uns horchen und lauschen
Dem weichen, wiegenden Wind,
Wie herbstroter Blätter Rauschen
Zu Deinen Füßen verrinnt . . .

Wenn dann von den Eichen leise
Der Abend dunkelt zu Thal,
Singt unseres Unglücks Weise
Schluchzend die Nachtigall.

Delmenhorst. Aus dem Französischen von Otto Reuter.

Späte Gäste.

(Konstantin Michailowitsch Fófanoff.)

Von dorther, wo die Sonne schied
In majestätisch roten Strahlen,
Die Schar der Nachtgespenster zieht
Im Abendschatten. Sieh, sie stahlen
In meinen Garten sich — sie nicken
Aus windigen Sträuchern, raunen hier,

Von lockigen Häuptern tückisch blicken
Die Kronen, Sternen gleich, zu mir,
Auf ihren luftigen Gewanden
Da rieselt Tau, so bleich und klar.
Mich rufen wie aus toten Landen
Die Stimmen dieser Geisterschar.

Tief aus der Erde dunkler Enge,
Des Kleides Falten funkelnd, schlich
Hierher die hundertäugige Menge,
Mit Hoffnung zu umgaukeln mich.
Sie kamen — wie sie eifrig winken
Mich an den unbekannten Ort;
Was ich an Hoffnung sah versinken,
An Lebenswünschen, giebt es dort.

Dort künden sie mir Edens Tage,
Der Erde Lust und all ihr Glück.
Doch ich schon unter Thränen klage:
Ihr späten Gäste, weicht zurück!
Verwirrt entflieh ich, sehnsuchtsbange
Dem eis'gen Kuß der Grabesluft —
Und sind sie fremd auch meinem Drange,
Ich flieh an der Lebendigen Brust . . .

Charlottenburg. Aus dem Russischen von Elisar von Kupffer.

Zwei weiße Rosen.

(Wladyslaw Nawrocki.)

Mir sanken aus der zitternden Hand,
Als ich — verwelkt sie wiederfand,
Zwei weiße Rosen . . .
Vor Wehmut konnt' ich mich fassen kaum . . .
Mir rannen über der Lider Saum
Zwei heiße Thränen . . .

Sie netzten die Rosen, wie perlender Tau
Im dämmernden Frühlicht die lechzende Au
Bei Sommerschwüle . . .
Doch werden sie, die wie Lava so heiß,
Erwecken wieder in ihnen leis
Das blühende Leben? . . .

Mir taucht, wie aus silbernem Nebelflor,
Dein Antlitz aus der Erinn'rung hervor,
Das marmorbleiche . . .
Dies Antlitz flammte wie Purpur so rot,
Als schüchtern meine Hand Dir entbot
Zwei weiße Rosen . . .

Dies Antlitz erglühte wie Wolken so rot,
Wenn flüchtig das Frühlicht im Osten loht
Am Meeresstrande,
Als stolz Du von mir Dich abgewandt,
Verschmähend aus meiner zitternden Hand
Zwei weiße Rosen . . .

Heut klagen sie manchmal im Dunkel der Nacht
Wenn sinnend ich seufze, vom Schlummer erwacht,
Mir ihren Kummer:
Sie möchten Dir blicken ins Angesicht
Und, schmiegend an Deinen Busen sich dicht,
Vor Wonne sterben . . .

Sie möchten Dir tief in die Augen schau'n
Und träumen, sie blühten auf Himmelsau'n,
Um nie zu welken —
So aber welkten dahin zur Stund',
Vor Sehnsucht nach Deinem Rosenmund
Zwei weiße Rosen. . . .

Cassel. Aus dem Polnischen von Albert Weiß.

Der heimlich Geliebte.

(Merere.)

Wie ist doch mein Herzgeliebter
mehr als alle andern groß!
Ach wie bin ich still zufrieden,
geht er auch vorüber bloß.
Liebe läßt sich nicht erzwingen,
fällt dem Glückskind in den Schoß.

Dâr-es-Salâm. Aus dem Suahili von A. Zache.

Nachschrift d. Red. Dieses Gedicht stammt von einem Suahili-Dichter, den wir als Kollegen in Apoll um so eher begrüßen können, als er ja unser — Landsmann ist. Zache erzählt in der „Zsch. für afrik. und ozean. Sprachen" (Berlin 1897. S. 130) von ihm: „Noch durchschlagender aber war der Erfolg, den die kleinen Gelegenheitsgedichte des Schalks Merere bin Kawamba Mjare überall erzielten. Merere ist, wie ja auch viele unserer „Allerjüngsten", die lange nicht mehr in Locken und schäbigem Havelock einherträumen, ein echtes Salonherrchen, dessen süßlichgeziertes und fast widerwärtig affektiertes Wesen mich anfangs abstieß. Aber zweifellos wird mir der sprachkundige Leser Recht geben, daß unter dieser Maske ein großes lyrisches und vor allem satirisches Talent steckt. Ich behaupte, daß Lieder wie Nr. 13: „Das verlorene Ringlein", und Nr. 22: „Der heimlich Geliebte" (s. o.), ebensogut auf dem Boden der mittelalterlichen Provence, als in Bilindo (sechs Stunden von Dâr-es-Salâm) erwachsen sein könnten. Die Eltern des — nach seiner Angabe siebenundzwanzigjährigen — Dichters, den ich nach Abzug dessen, was er in dem Wunsche, würdiger zu erscheinen, hinzugedichtet hat, auf dreiundzwanzig Jahre schätze, stammen aus Magogoni, dicht bei Dâr-es-Salâm, sind also wohl Wazarama. Er wurde auf einer Handelsreise, die sein Vater — Jumbe von Magogoni — nach Usango (Urori) unternahm, in der Hauptstadt dieses Landes geboren, wo der mächtige, vor vier Jahren verstorbene, bekannte deutschfreundliche Landeshäuptling Merere mit dem sinnigen Geschenke einer Sklavin und einer Kuh sein Pate wurde. Ein berühmter Gelehrter aus Chole (bei Mafia) wurde später sein Lehrer; selbstverständlich nennt der junge Dichter, der übrigens ganz im Gegensatze zu seinen wehmütigen Klageliedern in recht wohlhabenden Verhältnissen lebt, bereits eine Frau und eine Suria sein eigen; von einer zweiten Frau hat er sich geschieden."

Paul Schlenther's „Gerhart Hauptmann“.

Von Hugo Greinz.

(Triest.)

Es war wohl keiner von der großen Anzahl moderner Kritiker berufener, ein solches Buch zu schreiben, als eben Paul Schlenther, der dem Dichter seit dessen erstem Auftreten, seitdem dessen „Frühlingssang des deutschen Naturalismus“ in so starken, sieghaften Tönen erklungen war, treu zur Seite stand, in glücklichen Zeiten und in schweren Stunden sein verständnisvollster und gerechtester Beurteiler war und mit echt deutscher, inniger Zähigkeit ihm gegen seine offenen und heimlichen Widersacher schneidig und mit großem Geschick sekundierte. Und weil Schlenther die überragende Größe und Bedeutung von allem Anfang an erkannt hatte und dessen Erscheinung, wie ja ganz selbstverständlich, als etwas Ganzes auffaßte, von dem sich nie ein Teil wird lösen können, steht er so turmhoch über allen anderen, die zuerst über Hauptmann nicht genug schmähen konnten, dann auf einmal die Augen aufrissen, mit vollen Backen in die Lobesposaunen bliesen und gerade dadurch, daß sie zwischen Hauptmanns Werken steile Scheidewände aufstellen wollten, den Beweis erbrachten, daß sie ihn eigentlich nie verstanden. Man kann getrost sagen, daß unter der ganzen, stets höher anschwellenden Hauptmanns-Litteratur sein Buch (Gerhart Hauptmann. Sein Lebensgang und seine Dichtung. Berlin, S. Fischer) uns die richtigsten Urteile bringt, sowohl in Bezug auf künstlerische Auffassung, als auch auf das Verstehen des Werdeganges einer Persönlichkeit. Vorzüge, die sich sonst in Werken ähnlicher Art nur selten vereint finden, stehen hier nebeneinander: die Gründlichkeit des geschulten und gewissenhaften Litterarhistorikers neben der bei Schlenther leicht begreiflichen warmen persönlichen Anteilnahme und dem bei solchen Büchern billigerweise zu verlangenden neuen, modernen Stil, der über Weitläufigkeiten und Traditionen unbekümmert hinwegsetzt. Zum Glück sind wir ja jetzt doch schon so weit, daß über diese neue Methode litterarkritischer Arbeiten nur mehr die verstaubtesten Professorenzöpfe entsetzt wackeln. Die zehn Kapitel des Buches zerfallen in zwei Teile, deren erster den äußeren und inneren Lebensgang Hauptmanns bis „Vor Sonnenaufgang“ bringt, und deren zweiter in der Hauptsache die ästhetische Würdigung seiner Dichtungen enthält. Ein feinerer Zuseher merkt leicht, wo Schlenthers Sympathieen stehen. Seine Ansichten und sein kritischer Standpunkt ist so ziemlich derselbe, wie zu Anfang der modernen litterarischen Bewegung. Schlenther ist einer der konstantesten und beharrlichsten Kritiker. Hauptmann

aber hat natürlich, wie jeder Dichter, seine Wandlung durchgemacht und wird wohl auch noch in Zukunft durch manche hindurch schreiten. Oft liegt ja eine solche schon zwischen zwei einzelnen Werken und nicht nur zwischen zwei Lebensperioden. Anders ist dies bei den scharfen und, trotz aller freudigen Anerkennung und Zustimmung, doch nie beirrten Blicken eines Beurteilers, wie Schlenther. Er, der in den Kämpfen für die Berechtigung einer kräftigen, stolzen Wirklichkeitspoesie unter den Ersten stand, — findet das Dauernde und die Grundfesten der Hauptmann'schen Dichtung viel eher in den ernsten Tragödien, wo sich die Schicksale moderner Menschen entrollen, als in den Märchendramen. Und wenn er daher einmal sagt, es gälten ihm die „Einsamen Menschen" mindestens ebensoviel als wie die „Versunkene Glocke", so dürfen wir in diesem halben Urteil lächelnd eine kleine Unaufrichtigkeit konstatieren. Ihm gilt das erste Drama nicht „mindestens ebensoviel" als wie das zweite, sondern gewiß viel mehr, eine Ansicht, die er wohl mit sehr vielen teilt, die nicht nur deswegen die „Einsamen Menschen" so hoch stellen, weil des Dichters letztes Drama seinen Namen so „beängstigend populär" gemacht hat . . . . Das, was Schlenther über Hauptmanns moderne Dramen sagt, ist so treffend und gültig, daß es ein anderer schwerlich besser und schöner hätte sagen können. Überall sucht er nach den letzten, innersten Gründen und Trieben und legt manches bloß, was den meisten bisher unbekannt war und das vieles, worüber sich mancher den Kopf zerbrechen mochte, klar und verständlich macht. Dem Historiendichter Hauptmann widmet er ein eigenes, langes Kapitel, in dem er mit Energie und Logik sich für den vom Berliner Premièrenpublikum so grausam niedergezischten „Florian Geyer" einsetzt. Wie schwer diese Niederlage den Dichter traf, ist bekannt. Hätte dieses „cyklopische Drama" einen glänzenden Sieg errungen, wer weiß, was nachgefolgt wäre? So entstand aber gewissermaßen wie ein Werk der Selbstbefreiung und Reinigung die Tragödie Heinrichs, des Glockengießers. In einigen Jahren, meine ich, wird man erst klar erkennen, daß ihre Bedeutung hauptsächlich nur in ihrem Verhältnis zur Person des Dichters liegt. Noch einige Worte über den biographischen Teil des Buches. Aus ihm erfahren wir beinahe ausnahmslos Neues. Wie der junge Gerhart zwischen so vielem schwankte, noch unklar darüber, was in ihm bestimmender und hervorragender sei, „Künstlernatur oder Weltverbesserer", und dann wieder zwischen den einzelnen Künsten — Bildhauer, Schauspieler oder Dichter — wie er vieles begann und nicht beendete oder knapp vor der Vollendung wieder unterdrückte — all das ahnte man bisher aus den wenigen Einzelheiten, die man von des Dichters Leben wußte, aber in seiner Gänze und in seinem Zusammenhang mit den verschiedensten Einflüssen, Stimmungen, Eindrücken und Erlebnissen

kam es erst jetzt an das helle Licht der Öffentlichkeit. Dazu gewinnen wir in noch so vieles Einblick, was mit Hauptmanns Leben im Zusammenhang stand, in die Anfänge unserer jungen deutschen Dichtung, in den frisch-fröhlichen Kampf, der damals, vor zehn, fünfzehn Jahren lustig entbrannte und in einen großen Teil der Genesis alles Nachfolgenden. Wir haben also ein gutes, modernes Buch über Hauptmann erhalten, das nicht nur diesem ein würdiges Denkmal setzt, sondern auch einen großen Beitrag zu der im Werden begriffenen modernen Ästhetik und Litteraturgeschichte bildet.

Deutsches Kunstleben.

I.

München.

Schauspiel. In konsequenter Verfolgung seines Ibsen-Kultus brachte der akademisch-dramatische Verein, die „Freie Bühne" Jungmünchens, das senilste Drama des Meisters, den in seinen Schwächezuständen wenigstens zu überwinden die nächste ästhetische Forderung aller freien Menschen mit unbefangenem Blick und entsprechendem Autoritätsmangel sein sollte. Aber freilich, junge Germanen und noch jüngere Germanisten sind ihrer ganzen geistigen Dressur nach, und zumal sie „das akademisch-dramatische" ex officio betreiben, die letzten, die mystischen Tiefsinn, schrullenhafte Grübelsucht, hereditäre Psychopathie, anatomische Nervenkunst und symbolistische Manier überwinden könnten. Dieses Ibsen-anbetende Geschlecht ist noch nicht reif für das befreiende Lachen und Tanzen Zarathustra-Nietzsches! Die Bühnenwirkung im „Baumeister Solneß" war entsprechend der überall nur mittelbar zum Ausdruck kommenden stofflichen Wirkung sehr gering. Peinlich geradezu mutete uns das endlose Warten auf den Turmsturz an. Mit den einheimischen auf die schaurige Flüsterweis' schon gut eingestimmten Darstellern hatten sich Schauspieler aus Frankfurt und Stuttgart zu einer nicht immer harmonischen Gesamtwirkung verbunden. Unsere immer noch größte Ibsen-Darstellerin, Frau Conrad-Ramlo, die die müde Seele der überflüssig gewordenen „Frau Aline" bewunderungswürdig verkörperte, wurde vom Publikum, das die geniale Künstlerin im Hoftheater immer seltener und dann in erbärmlichen Rollen zu sehen bekommt, mit demonstrativem Beifall begrüßt.

Mit einmütiger Anerkennung ging im Gärtnertheater Philipp Langmanns Volksstück auf sozialer Grundlage: „Bartel Turaser", gut vorbereitet in Scene und machte eine Reihe von Abenden volle Häuser.

Die „Litterarische Gesellschaft" brachte nach Tolstois „Macht der Finsternis" Hartlebens beste Satire „Die Erziehung zur Ehe" (der in München sehr beliebte Autor war anwesend, weil die Première „zufällig" auf den Josefitag verlegt war, wo Otto Erich, der Trinkfeste und Beharrliche, jedes Jahr in Isarathen landet, um die Salvator-Saison auf dem Nockherberge mit zu eröffnen!) und den dramatischen Erstling eines homo novus: „Notturno", Drama in einem Aufzug von C. A. Piper. Das

Dramolet ohne Handlung hat als Motiv den Bruch zwischen Chopin und George Sand, den der Autor, der Geschichte etwas Zwang anthuend, in möglichst romantischer Form sich auf Majorka vollziehen läßt. Es ist Piper zum Teil gelungen, eine im Grunde historische Scene zum reinmenschlichen Ausdruck zu erheben, der trotz äußerer Unbeholfenheit und etwas Rührseligkeit zwingender Stimmung und eines Zuges echter Tragik nicht entbehrt. Leider hat der Dichter in dem Bestreben, das Zufällige und Individuelle zu Gunsten des Typischen, Allgemeinmenschlichen zu unterdrücken, fast jeden Persönlichkeitszug jener beiden historischen Charaktere verblassen lassen. Aber das Seelenleben der beiden hat Piper trefflich gezeichnet. Hier der steuerlose, menschenmüde, lethargische und hektische, künstlerisch impotent gewordene Tonromantiker. Dort die ihn erst aufrüttelnde, dann aber in fast physischem Ekel und mit brutalen Worten von dem Melodielosen und Kranken sich abwendende Sand. Sie geht von ihm, dem Verlorenen, denn sie kann ja durch ihre Aufopferung „nichts Herrliches mehr für die Nachwelt retten“. Sie geht, um sich in Paris dem ersten Besten hinzugeben, um sich in trunkener Wollust von stärkeren Liebesarmen emporheben zu lassen. Der verlassene Mann am Flügel schluchzt zum Erbarmen. Es wird Nacht um ihn. Aber in ihm zündet sein Genius noch einmal das heilige Feuer an. Er findet neue Töne. Und vor unsern Ohren entsteht Chopins berühmte Fis-dur-Notturno. Das Werkchen, das trotz zeitweiliger Stimmungsduselei und etwas pathetischer Diktion als eine Talentprobe aufzufassen ist, fand einhelligen Beifall, für den sich Herr Piper bei den trefflichen Darstellern Frl. Alma Renier und Herrn Ludwig Heller vom Augsburger Stadttheater zu bedanken hat. Bei der „George Sand“ Alma Reniers wären die stärksten Ausdrücke der Bewunderung am Platze. Es genügt, wenn ich sage, daß sie die komplizierte Psyche der weltlüsternen, liebegirrenden, in ihrer unverhüllten Geschlechtlichkeit fast zur Demimondaine herabsinkenden Sand, einer hysterischen Erotikerin, mit einem Stil ins Sacher-Masoch'sche, mit verblüffender Lebenswahrheit analysierte. Wie packend diese seltene Künstlerin zu gestalten versteht, wie sie andererseits die feinsten Gefühlsnüancen in ihrem durchgeistigten Gesicht reflektieren läßt als Empfindungen, denen das Wort des Dichters als selbstverständlicher äußerer Ausdruck folgen muß, das bewies sie in jener Scene, wo sie innerlich von Chopin frei wird und nun die müde Seele verlassen muß kraft ihres robusten Gewissens, kraft ihres Laura-Marholmtums. Wie können die braven Isarathener eine Alma Renier nur so leichten Kaufs ziehen lassen! Nach Hamburg! Ans Thaliatheater! Zu den Pfeffersäcken! Ein erneuter Beweis, wie München seine wahren Künstler behandelt! —

Im „Gärtnertheater“ ließ uns Josefine Glöckner vom Deutschen Volkstheater in Wien in den hausbackenen Rollen der „Therese Kroner“, der „Leni“ in „Drei Paar Schuh“ und in Offenbachs pikanter „Großherzogin“ empfinden, daß wir in ganz München keine Soubrette haben, die es mit dieser feurigen, temperamentvollen, ebenso poetisch wie gesund gestaltenden Wienerin aufnehmen könnte. Dabei keine Spur von Frivolität in ihrem Spiel! Peppy Glöckner kann eine zweite Wessely werden.

Wenige Tage darauf debütierte Yvette Guilbert, die große Künstlerin des modernen französischen Chanson, die einzige Priesterin der sozialen Lyrik, vor den erstaunten Münchener Bieromanen, die gekommen waren, an Pariser Zoten und obscönen Gesten sich zu erregen und nun mit Kopfschütteln inne wurden, daß eine „Chansonnette“ fast ernsten Antlitzes als Sittenrichterin vor ihnen stand, daß das „Brettl“ zur moralischen Anstalt erhoben wurde. Über die ganze eigenartige Kunst der Madame Yvette sind ja wohl schon Bücher geschrieben worden. Wir können uns deshalb kurz fassen. Einem Interviewer hat Yvette ihr Herz „rückhaltlos“ ausgeschüttet, soweit man bei

einem zur Veröffentlichung in allen möglichen Blättern bestimmten Speech überhaupt von „rückhaltlos“ reden kann. Sie sagte damals ungefähr: „Nur Wehmut und Menschenliebe wären die Faktoren, welche sie dazu trieben, vom verlästerten Boden des Brettls aus in der pikanten Form der Chansonnette der Menschheit einen sozialen Zeitspiegel vorzuhalten, in dem diese ihre verzerrten Züge wiedererkennen könne.“ Jedenfalls tritt uns Yvette Guilbert äußerlich als eine Fanatikerin der Wahrheit entgegen, die an ihre beispiellose Aufgabe mit einem heiligen Ernst herantritt, ob sie nun in „Les ingenues“ die Prüderie unserer höheren Tochter geißelt, ob sie das schauerlich-brutale Pariser Nachtstück „La Pierreuse“ entrollt, oder ob sie Richepins berühmte Apotheose der Mutterliebe singt. Vor geladenem Publikum hat Yvette sogar einen „sozialistischen Monolog“ gehalten. Die Bourgeois, die Erdprinzen und andere Gesellschaftsstützen haben dabei natürlich sehr verdutzte Augen gemacht. Jedenfalls ist Madame Yvette eine vorzügliche Schauspielerin, wenn sie nach 15jährigem Auftreten den Schein echten Empfindens noch so täuschend wahr herausbringen kann!

Ein närrisches qui pro quo ist's aber doch, daß die in Goldminen zur Kapitalistin gewordene Dame Yvette den Kapitalisten-Genossen mit naturalistischer Pose vom Proletarierelend vorsingt, die darüber Krokodilsthränen vergießen. Thut sie das, um ihr Publikum meuchlings zu verhöhnen, oder ist's ein anderer Grund, warum sie nicht vor das einzig ihr gebührende Forum geht: vor's Voik?

Musikleben. In der Oper ist alles ruhig! Immer noch! Unser Orchester, Herr von Possart sucht seinen Ruhm längst nicht mehr darin, die erste musikalische Bühne Bayerns mit dem „lyrischen Drama“ auf dem Laufenden zu erhalten, sondern beschränkt sich darauf, die immer trauriger werdenden Preisprodukte der total verunglückten Luitpold-Konkurrenz („Theuerdank“, „Sarema“, „Der tolle Eberstein“) peu à peu herauszubringen und Mozart, Auber, Donizetti mit und ohne Drehbühne neu zu stilisieren. So bekommen wir weder eine der „Bohèmes“, noch Sandbergers „Ludwig der Springer“, noch „Wagner-Reßler redivivus“, Herrn August Bungert, zu hören. Dafür werden uns Kuriositäten versprochen wie Heinrich Vogls Oper: „Baldur“, Jung-Siegfrieds: „Der Bärenhäuter“ und sogar ein Singspiel des Primgeigers im Hoforchester, Herrn Miroslaw Weber. Das kann nett werden!

Das VI. Kaimkonzert soll hier erwähnt werden, weil es uns Felix Weingartner, den ehrgeizigen vielseitigen Berliner Maëstro, als Gastdirigenten brachte. Herr W. ist mit halbfrischen Kräften aus seinem sizilischen otium sine dignitate zurückgekehrt, um den Rest der Saison über das otium cum dignitate des Wanderdirigenten-Metiers in den großen Musikcentren Alldeutschlands auszuüben. Die Art freilich, wie er's ausübt, mit einer kunstvollen Mischung von echter unbewußter, ja wahrhaft poetischer Empfindung und bewußtvoll manierierten Pultvirtuoseneffekten geht mir sehr auf die Nerven. Muß wie auf die jedes sensitiven Hörers auch auf die Weingartners selbst gehen! Das spezifisch preußisch-schneidige Moment des mit exakten Rhythmen Lustliebe-Schlagens war mir persönlich sehr peinlich. Er wendet's bei großen orchestralen Steigerungen bis zum erreichten Höhepunkt mit Vorliebe an. Wie schön wär's doch, wenn man Weingartner'sche Orchesterspiele bloß zu hören, nicht zu sehen brauchte, wenn er nach Bülow'schen Vorschlag einen grünen Vorhang zwischen sich und Publikus zöge! W. brachte uns Berlioz „Episodes de la vie d'un artiste“, d. h. seines eigenen mit. Das erste große symphonische Werk des „vulkanischen“ Franzosen ist bekanntlich der Urahne der Programmmusik i. I. der unter einer poetischen Idee stehenden Tondichtungen oder des musikalischen Dramas ohne Worte und birgt in sich das erste Leitmotiv, die „idée fixe“, in der Berlioz die Geliebte des Künstlers in allen Situationen und

zugleich ihr Gefühl für sie zu verkörpern suchte. In der „Symphonie fantastique“ haben wir in nuce das neue künstlerische Programm vor uns, das mit und nach Berlioz die Liszt und Wagner ausbauten und vertieften und mit dem sie allen Normalästhetikern, die in der Musik nur „tönend bewegtes Formspiel“, nur abstrakten Kling-Klang, nur den Ausdruck des reinen und absoluten Tonempfindens zu sehen vermochten, dauerndes Unbehagen verursachten. Weingartner, ein tiefer Kenner seines Berlioz, war als Meister des subjektiven und periodischen Vortrags hier ganz in seinem Element.

Während Ferdinand Löwe an der Spitze des Kaimorchesters augenblicklich in Wien mit der V. Simphonie Anton Bruckners unglaubliche Triumphe feiert und vielleicht auch etwas Beschämung bei den lustigen Weanern erweckt, daß erst eine deutsche Kapelle kommen mußte, um ihnen eine der monumentalsten Schöpfungen ihres „II. Beethoven“ zu demonstrieren, geht im verwaisten Münchener Kaimsaal allerhand Unfug vor sich: maskierter Mummenschanz mit versteckten flottenpolitischen Motiven, Kochkunstausstellungen und — ein öffentlicher musikalischer Thee. Denn anders kann man das Wohlthätigkeits-Konzert für ein Musiker-Witwen-Heim nicht bezeichnen. Zwischen Liszt'schen Psalmen und Possart'schen Rezitationen, Schiller'schen Balladen und Eugenie Menters (der größern, aber weniger bekannten Schwester Sofie Menters) herrlichem Liszt-Spiel sollten „Damen der besten Gesellschaft und des Hoftheaters Thee servieren.“ Erfreulich ist aus dieser Zusammenstellung der offiziellen Ankündigung nur eins: die soziale Ebenbürtigkeit der Künstlerin mit der Dame aus „der besten Gesellschaft“. Ich meine erfreulich für die letztere. Max Schillings, der Komponist der „Ingwelde“, hatte zum „Eleusischen Fest“ und zur „Kassandra“ eine wuchtige und unmelodische melodramatische Musik geschrieben. Der junge Musiker läßt sich neuerdings gern als Gelegenheits- und Fanfaren-Komponist verwenden. Vielleicht um populär zu werden, was ihm durch seine ernstern Werke nicht so mühelos gelingt wie seinem Freunde R. Strauß.

Neue „Lenbachs“ im „Kunstverein“. Die behagliche Stimmung, die wir bei öfterem Anblick altmeisterlicher Werke wie die eines Holbein empfinden, wird uns niemals vor Lenbachs zeitgenössischen Porträts entstehen.

Genußerregend sind beide in hohem Maße. Sinnverwirrend, berückend ist Lenbach, aber nicht ohne schalen Nachgeschmack; Holbein dagegen anspruchslos und einfach in der Erscheinung, fruchtbar und stärkend in seiner Nachwirkung. In Lenbachs raffinierte Kunst ist etwas von dem zuckenden Nerv unserer Zeit übergegangen. Erstehen nicht seine Gestalten vor uns wie im Fieber geschaut und sehen nicht alle dadurch einander erstaunlich ähnlich! Wie wohlthuend berührt hingegen die ruhige Sachlichkeit des alten Malers, der hierin eigentlich gar nicht alt, sondern ein ewig junges Vorbild ist. Wie Lenbach, ist auch er ein innerlich Schauender, aber mit der bei weitem liebevolleren Ausführlichkeit des Malers, er ist sozusagen gewissenhafter in seinem Berufe. Er hatte nicht ein Rezept für alles, jedes sprach ihn an in seiner Eigenart, und dieser Eigenart der Objekte in ihrer zutreffendsten Erscheinung, Umgebung und Färbung wurde er gerecht. Dadurch kam auch die ganze Würze — des Dargestellten, wie es leibt und lebt, mit in das Bild hinein.

Wie Holbein, wenn auch unter dem Einflusse seiner Zeit stehend, die Natur sah und wertete, ist seine Kunst doch weit mehr aus eigenem Holz, als die Lenbach'sche durch aufgepfropfte fremde Reiser zu sein scheinen möchte. Bezeichnend für seine Kunst ist auch ihre Nachwirkung auf seine Nachahmer.

Die ganze Serie der diesmal ausgestellten Porträts bewegt sich in dem erwähnten Lenbach'schen System, es ist keine Ausnahme darunter. Wie die Dame im Goldhaar

und dem grünen Kleide malerisch verwertet ist, welche Stimmungsmacht der halbentblößte Frauenleib auf düsterem Hintergrunde besitzt, hat jeder Eindrucksfähige empfunden. Das „Kind Marion“ ist so sensibel aufgefaßt, daß man meinen könnte, es gebe wirklich ein solches Kind. Auch die „Lola Beeth“ hat er so glücklich hypnotisiert, daß er mit dem Erfolg zufrieden sein kann. Die Männerköpfe sind wieder am markantesten gestaltet. Am unvorteilhaftesten werden wir mit des Malers unmalerischer Eigenschaft bekonnt in der virtuosen Schlußnote, dem Kopfe einer schwarzen Dame. Der Maler sollte es unterlassen, auf solche Art zu zeigen, wie leicht er das alles machen kann. Es hat dies ebenfalls etwas vom üblen Nachgeschmack. Wilhelm Mauke.

II.

Dresden.

Unser Hoftheater giebt jetzt einen „Shakespeare-Cyklus“. So nennt sich das künstlerische Unternehmen, aber der Ausdruck „Cyklus“ trifft nicht recht zu; es handelt sich hier nur um eine Reihe von „Musteraufführungen“ bez. Neuinscenierungen der bereits im Spielplan stehenden Dramen, mit Ausnahme der Historien, welche in einem wirklichen Cyklus doch nicht vermißt werden dürften.

Man begann ziemlich unchronologisch mit dem „Hamlet“, der diesmal fast ohne Strich gegeben wurde, so daß die Vorstellung vier Stunden dauerte und an die Körperkräfte der Interpreten wie auch der Genießenden hohe Anforderungen stellte. Die Übersetzung A. W. v. Schlegels und Tiecks war im ganzen Cyklus nur einmal durch eine der neueren (Dingelstedt) ersetzt, dafür aber überall gründlich revidiert und berichtigt; so war im „Hamlet“ das unsinnige „fett“ glücklich aus der Welt geschafft und mit dem richtigen „heiß“ vertauscht. (Eine Verwechselung von ‚fat‘ und ‚hot‘ hatte bekanntlich den jahrhundertelangen Irrtum gezeitigt.) Der Geist des Königs erschien zu meiner größten Freude im dritten Akte nicht mehr in voller Rüstung, sondern im Hauskleide, wie es Shakespeare ursprünglich vorgeschrieben hat und wie es den Gesetzen des „örtlichen Spukes“ völlig entspricht. Der ganze Vorgang war ausgezeichnet insceniert. Man hat hier vielfach über diese „Neuerung“ gespöttelt; ich kann die Regie zu diesem Nachweis ihres Stilgefühls und ihres Feinsinns nur herzlich beglückwünschen. Meine persönliche Meinung habe ich in einem Artikel „Die Geisterfrage im Hamlet“ in der „Deutschen Wacht“ (Nr. 59 dieses Jahrgangs) ausführlich zu begründen versucht. — Der Hamlet Paul Wieckes dürfte unter den deutschen Hamlets der Gegenwart seinesgleichen kaum finden. Wiecke faßt den Dänenprinzen als Sensitiven auf, dessen Nerven die Last der Verhältnisse wund drückt. Sein Spiel ist ganz Empfindung, Aufregung, Traumangst und unsägliches Leiden. Er ist jedenfalls ein durchaus moderner Hamlet. Und hat nicht jede Zeit das Recht, ewig Menschliches mit ihrer besonderen Farbe zu sättigen?

Das zweite Stück des Cyklus war „Romeo und Julia“. Diese Aufführung war leider von einer „Musteraufführung“ recht weit entfernt. Nur das Technische war vortrefflich; zum erstenmale gab es an der Neustädter Bühne keine Verwandlungspausen, welche die Stimmung in so hohem Grade zu stören pflegten. Alles verwandelte sich bei offener Scene, während einer raschen Verdunkelung des Theaters. Mir persönlich ist „Romeo und Julia“ nur als Buchdrama wert. Die Amme und andere „komische“ Personen können mir diese Liebestragödie auf der Bühne völlig verekeln.

Wird ein Regisseur einmal den Mut haben, diese Figuren zu streichen und nur die Veroneser Adelsfehde als wirkungsvollen Hintergrund für das Liebesdrama beizubehalten?!" — Über die dritte Aufführung des Cyklus, den „Kaufmann von Venedig", ist nicht viel zu sagen. Der Dresdner Shylock, Herr Wiene, gab den Wucherer, ohne die bei einer älteren Schauspielergeneration beliebten tragischen Mätzchen, recht und schlecht als einen „bösen alten Kerl", dessen schlimme Pläne fehlschlagen, wofür man ihn weidlich auslacht; so ist Shylock vom Dichter ohne Zweifel gedacht, denn sonst wäre der „Kaufmann" kein Lustspiel mehr. Daß Shakespeare die Schattenseiten des orientalischen Charakters, Züge, die wir heute z. B. besonders bei den Arabern Nordafrikas wiederfinden: Fanatismus, Beschränktheit und Blutdurst, so untrennbar in dieser Figur vereinigt hat, zeugt von seinem trotz aller Schwächen doch riesigen, divinatorischen Genie. Wenn es richtig ist, daß zur Zeit Shakespeares die Juden aus England verbannt waren, so hat der Dichter also keineswegs irgend einen Londoner Wucherer im Auge gehabt, sondern nur auf Grund von Berichten (auch Marlowes „Jude von Malta" kommt hier als Vorbild in Betracht) einen echt orientalischen Charakter geschaffen und entsprechend gesteigert.

Recht interessant war wieder die „Macbeth"-Vorstellung. Die Einheitlichkeit der nordischen Stimmung, welche diese Tragödie vor allen übrigen Werken Shakespeares so sehr auszeichnet, kam in der teilweise neuen Inscenierung gut zur Geltung. Gleichsam nornenhaft erschienen die Hexen hinter dem grauen Nebelschleier; dann eine schottische Haide (neue Dekoration), von der sich die Nebel langsam loslösen und sich entwirren; dann die Prophezeiungs-Scene, die drei Hexen in ihrer Gruppierung und Haltung nicht etwa rein grotesk, sondern mit einem Anflug antiker Hoheit; dann die Zeitscene mit dem hereinfunkelnden Sternenhimmel in der geöffneten Thüre des Hintergrundes; das alles glitt wie ein Traum vorüber, denn die Verwandlungen gingen tadellos von statten. Der zweite Akt war vermöge der Dingelstedt'schen „Treppeneinrichtung" vollkommen frei von Verwandlungen.*) Diese beiden ersten Akte waren, was Stimmung und Scenerie anbelangt, geradezu musterhaft. Leider läßt sich dies nicht auch von den letzten Akten sagen. Einzelnes, wie die Erscheinung Banquos und die dritte Hexenscene, war allerdings nach vorzüglich; aber sonst beleidigte gar mancherlei das künstlerische Empfinden. Die Armee Seiwards war äußerst bescheiden, die Kampfscenen streiften ans Lächerliche. Im allgemeinen muß aber dem Oberregisseur J. Lewinger für seine große Mühe aufrichtiges Lob gezollt werden. — Holthaus war als Macbeth nicht so ganz aus einem Gusse, wie er sich z. B. in seinem wohl übertrefflichen Wallenstein zeigt. Pauline Ullrichs großartige Lady Macbeth ist weltbekannt. Die übrigen Darsteller verdarben nichts. So war auch der vierte Abend des „Cyklus" ein recht befriedigender. — Von den weiteren Vorstellungen des Cyklus berichte ich das nächste Mal.

Im Opernhause hatten wir wieder eine Neuheit: „Ratbold", Oper in einem Akte von Reinhold Becker. Der nicht sehr glückliche Text von Felix Dahn behandelt jene bekannte rührende Rettungsgeschichte von der ostfriesischen Küste, welche vor etwa drei Jahren durch die gesamte Presse ging und alsogleich von Julius Wolff, Dahn und anderen Gelegenheitspoeten balladesk verzapft wurde. Dahn hat nun seine Ballade zur Operndichtung ausgedehnt und Becker, der liebenswürdige Liederkom-

*) Dingelstedt, der seinerzeit diese Bearbeitung auf Grund der Übertragungen Schillers, Tiecks und Kaufmanns geschaffen, läßt den zweiten Akt mit der Briefscene beginnen und führt ihn bis zur Flucht von Dunkans Söhnen fort.

ponist, hat diese in Musik gesetzt. Das beste in der ganzen Oper ist aber nun leider nicht von Becker, sondern von Beethoven (wenn nicht gar von einem unbekannten schottischen Volksmusiker); es ist das wunderschöne Lied vom „treuen Johnnie", und wie es gerade an die ostfriesische Küste kommt, das weiß niemand als Dahn und Becker allein und wird uns Profanen „immerdar verhohlen sein". Das liebliche Volkslied ist recht gewandt als Leitmotiv verwendet. Auch sonst hat die Oper manche wirkungsvolle Stellen. Solche Rettungsscenen sind aber im Grunde höchst undramatisch; auch hat die Leitung das Werk des heimischen Tondichters nicht eben sorgfältig insceniert. Wie unendlich widersinnig ist es z. B., wenn während des kritischen Momentes, da Ratbold im Hintergrunde den „Mann im Mastkorb" retten will, der gesamte Chor nicht auf die See, sondern — auf das Publikum schaut und mit voller Lungenkraft in dasselbe hineinschreit; ferner, daß der eben gerettete Uwe, ohne auch nur einen Schluck Rum genommen zu haben, gleich aufsteht und singt wie einer, der zwölf Stunden geschlafen und mit gutem Appetit gefrühstückt hat; allerdings ist dieser Opernunsinn teilweise schon im Text begründet. Scheidemantel war als edelmütiger Bruder und verschmähter Liebhaber ganz vortrefflich, er betonte den wilden rauhen Seemann, den harten Friesen, und vermied so jegliche Sentimentalität. Recht gut war auch Frl. Bassenberger als Atta. Daß die friesische Küste wie ein Gemisch von sächsischer Schweiz und Rügen aussehen soll, war eine neue und interessante Entdeckung der Regie!

Im Residenztheater gastierte Schweighofer, und zwar zunächst in dem ziemlich albernen Stücke „Die Logenbrüder" von Laufs und Kraatz. Felix Schweighofer hat sich immer mehr vom befreienden Humor zur bloßen Komik herab entwickelt, vielleicht aus instinktiver Erkenntnis dessen, was das Publikum im Herzen wünscht und von seinen Lieblingen verlangt: Zeitvertreib und Zerstreuung! Ich habe ihn in Rollen gesehen, wo er durch sein echtes, seelisches Spiel Thränen erpreßte. Aber immer mehr ist er zum Komiker geworden. Selbst im „Nullerl", einst eine Paraderolle von ihm, bricht nun sein lebhaftes Temperament durch die von ihm selbst gezogenen Stilgrenzen und der steierische Bauer „feixt" und rollt plötzlich die Augen, gerade wie der Fabrikant Habelmann in den Logenbrüdern oder der diesem verwandte Heib der „Bockssprünge". Trotz allem bleibt Schweighofer noch immer eine achtungswürdige Künstlerpersönlichkeit. —

Was die bildenden Künste anlangt, so wäre die kleine Ashbee-Ausstellung in Ernst Arnolds Kunstsalon zu erwähnen. Ashbee schafft im Geiste der modernen englischen Kunst-Reformatoren, der Burne Jones und William Morris auf dem Gebiete des Schmuckes und der Metallarbeit. Wir bewunderten bei Arnold eine Anzahl edelgestalteter Schmucksachen von seiner Hand, Gold-, Silber- und Kupferarbeiten, sämtlich eigenartig und im besten Sinne modern. Da sind Armbänder und Serviettenbänder, da sind reizvolle Broschen, z. B. ein silberner Nachtfalter mit einem Amethyst an kurzem Kettchen, da sieht man phantastisch geformte Löffel, Blumen mit Halbedelsteinen im Kelche u. s. w. u. s. w., alles himmelweit verschieden von der landläufigen Ware dieser Art, alles aber das Gepräge eigenen Stiles tragend, nicht, wie meist bei uns berühmten Mustern, aus dem „Grünen Gewölbe" und anderen Sammlungen nachgeschaffen, sondern selbständig erdacht; anfechtbar vielleicht vom rein technischen, sozusagen handwerkmäßigen Standpunkte, aber künstlerisch hochbedeutend. Hoffentlich wird diese fremde Saat hier Ersprießliches wirken; nicht eine dumme, anglomane Nachäfferei, sondern edlen Wetteifer im eigenen Kunstgeiste sollen derartige Fortschritte ausländischer Kleinkunst bei uns erwecken!

Eine interessante „Einer-Ausstellung" hatte der Dresdner Maler Ernst Otto

Simonson Castelli in der Villenvorstadt Strehlen veranstaltet. Er lebt dort als glücklicher Besitzer eines freundlichen Landhauses, dessen Räume er auf vierzehn Tage zur Bekanntmachung seiner neuen Arbeiten und Entwürfe dem Publikum zu erschließen den guten Einfall hatte. Im Atrium der in antikisierendem Stile erbauten kleinen Villa begrüßte den Eintretenden ein großes Gemälde: „Sankt Bonifaz verkündet den Sieg des Christentums im Anhalt". Der Titel berührt Pilotyartig, aber das Bild ist ein modernes Stimmungsgemälde, indem Luft und Landschaft neben der asketischen Gestalt des Bekehrers fast die Hauptrolle spielen. Links davon das anmutige Bildchen „Moderne Peripathetiker"; zwei rotgekleidete Alumnen des Deutschen Konviktes zu Rom spazieren am Meeresstrande. In dies leuchtkräftige rote Kleid der Priesterzöglinge hat sich der Maler gleichsam verliebt; er bringt es noch zweimal im Nachbarzimmer (dem Atelier), als „Caprice in Roth" (mit Sonnenuntergang im Flusse als Hintergrund) und dann dasselbe Motiv mit blaugrünem Landschaftshintergrunde. „Hero und Leander" erinnert etwas an Böcklin. Die „Corpus-Domini-Prozession" ist wohl die beste der hier ausgestellten Arbeiten, ungemein licht und farbenfroh, die Gesichter der Patres voller Lebenswahrheit. — Doch ich breche lieber ab, da Sie ja die Bilder, welche inzwischen zu Schulte nach Berlin gewandert sind, nunmehr selbst beschauen können. — Eines freilich konnte der Künstler nicht mit nach der Reichshauptstadt schicken — die Villa selbst, deren reizende Räume einen so günstigen Rahmen für seine Werke abgeben. Wenige Künstler sind in der beneidenswerten Lage, sich eine solche Umrahmung zu leisten.

Jedenfalls bleibt wohl das vom Künstler ausgeführte „gelbe Zimmer" in Dresden, beziehungsweise in Strehlen. Das ist ein kleines Zimmer auf der Gartenseite der Villa, welches von des Malers Vorliebe für das Sonnige noch beredter spricht als seine Gemälde. Alles ist da in sattem Kaisergelb gehalten, eine goldene Leiste läuft wandentlang, die Möbel sind Empire und mit gelbem Stoff überzogen, eine alte Uhr und einige Rokokozierrate in mattem Gold beleben die sonst ungeschmückten Wände, dazu ein Sims mit gelben und orangeroten Potterien und einer grotesken, mit blauen Herzen besäten Nancy-Porzellankatze. Ich fragte den Maler, ob er nicht vorher Edgar Poes „Maske des roten Todes" gelesen habe, wo der Fürst die Gäste durch eine Reihe von Zimmern führt, deren jedes streng in einer besonderen Farbe gehalten ist. Es war aber seine eigene Erfindung. Solche stilreine Gemächer verhalten sich zu den Prunkzimmern eines Protzen, ungefähr wie Aschbees Schmucksachen zu den Renaissance-Kopien der Mehrzahl unserer Goldarbeiter. Bodo Wildberg.

Kritik.

Lyrik.

Bergkrystalle. Gedichte von Wilhelm Arminius. Berlin 1897. Concordia Deutsche Verlagsanstalt. VI, 88 Seiten, klein 8°.

Fast alle Gedichte halten Naturstimmungen fest, dabei überwiegt die gehaltene Stimmung des Herbstes so sehr, daß man den Vers (S. 11) „ein früher Herbst" dem Bändchen als Motto vorsetzen könnte. Der Dichter entwirft mit einfachen klaren Strichen Bilder des äußeren Naturlebens, wie er sie geschaut hat; dabei bleibt er

freilich meist am Zuständlichen haften, doch wählt er es glücklich und vermag uns in seine flüchtigen Gefühle zu versetzen. Mehrmals hört man den Ton Busse'scher Lyrik heraus, am stärksten in dem lieblichen Gedichte „Erwartung“ (S. 28), mancher Ausdruck gemahnt an das Muster. Nur die unsinnlichen Vergleiche, die Arminius gern braucht, sind nicht im Sinne Busses. Die Reime klingen oft nicht charakteristisch genug, sind mitunter gewöhnlich, ja sie scheinen sich nicht immer leicht zu ergeben. So wird S. 37 nur mit einer syntaktischen Verrenkung der Gleichklang erzielt. Aber Arminius verrät doch in nicht wenigen Liedern, daß ihm auch die äußere Form gelingt, zum Beweise sei das wohlklingende Lied Seite 44 f. „In tiefer Nacht“ genannt, ja, daß er auch schwierigere Formen beherrscht und in glücklicher Laune zu verwerten imstande ist, dafür kann man S. 76 f. „Wanderlied“ anführen. Selten vergreift er sich im Ausdruck, nur einmal stört „brünstige Lust“ (S. 33) doch zu sehr. Am besten gelingen jene Stimmungen, die man als ahnungsvoll-schwermütig bezeichnen könnte, Herbstabend, Dämmerung, Frühlingserwachen, Waldesstille und ähnliche Momente. Die ganze Sammlung ist in einer Art Zwielicht gehalten, das gedämpft aber nicht trüb, blaß aber nicht farblos erzittert. Gedämpften Klängen, dem stillen Atmen der Natur lauscht der Dichter am liebsten. Nur die beiden Schlußgedichte kreischen mit schrillem Trompetenton in die Ruhe hinein. Plötzlich, unvermittelt zerreißt die Einheit des Ganzen — politisch-vaterländisches Geschmetter. Diesen ungeschickten Ausklang kann man höchstens mit der Anekdote vergleichen, die Hanslick einmal erzählt. Chopin hat den Freunden einen ganzen Abend vorgespielt; wie sie von ihm gehen, meint einer, er möchte jetzt aufschreien, um wieder einmal einen lauten Ton zu hören. Nach dem Flüstern und Wispeln macht sich der junge Dichter Luft in einem grellen Trara! R. M. Werner.

Veilchen und Himmelsschlüssel. Vermischte Gedichte von Ewald Dresbach. 204 S. Kl. 8°. (Elberfeld, Baedeker.)

Mich hat dieser „Gedicht“-Band an Holzens famose Einleitung zu seinem „Buch der Zeit“ erinnert! —:

Ihr dichtet jeden dritten Tag
ein hohes Lied auf eure Liebe,
reimt selbstverständlich darauf „Triebe“
und gebt's dann schleunigst in Verlag.

Zwar, seid ihr noch kein „großes Tier“,
müßt ihr auf alle Fälle „zahlen“,
doch dann wird's auch mit Initialen
gedruckt auf fein Velinpapier . . .

Von Wein und Wandern, Stern und Mond,
vom „Rauschebächlein“, vom „Blauveilchen“,
von „Küßmichmal“ und „Warteinweilchen“,
von „Liebe, die auf Wolken thront“! u. s. w.

Solcher Gedichte kann jeder halbwegs intelligente Sekundaner mit Hilfe eines „Reimlexikons“ in einer langweiligen Cicero-Stunde unter der Bank ein rundes Dutzend fabrizieren und sich noch zwischendurch mit seinem Nebenmann über die letzte Tanzstunde unterhalten. Es sollte mich nicht wundern, wenn Dresbachs Buch in Kürze mehrere Auflagen erleben würde, denn es ist wirklich sehr schlecht!

Max Bruns.

Michael J. Friedl: Flaneurien, Gedichte und Gedanken. (Leipzig, Wien, Litterar. Anstalt. 1897.)

Was hinter dem monströs gesuchten Titel steckt, sind weder Gedichte, noch Gedanken, sondern nur mit großer Prätension auftretende nichtige und ungereimte, meistens auch unreine Reimereien. Es könnte genügen, ein paar haarsträubende Reime, wie: Transvaal — Weltenall, erfahren — Thespiskarren, Bergeshöh — Himmelsnäh, und Wortbildungen wie: „Lampenschatten-Mädchenbild“ und „Spatzenlärmesheer“ (!) anzuführen, ich will aber ein übriges thun, und zur Probe ein liebes, neckisches Liedlein hierhersetzen:

Zu sterben für ein schönes Kind,
Das recht zu küssen weiß,
Das ist noch lang und ewig nicht
Der treusten Lieb' Beweis.

Ich hab' beim Abenddämmerschein
Ein Mittelchen erdacht,
Mamsellchen gab mir zärtlich recht,
Als ich die Brod' gemacht.
Ruht an der Wange traut sie mir
Und lächelt still vergnügt —
Blas tüchtig ich die Backe auf,
Damit sie weicher liegt.

Kann sich ein sinniges Dichtergemüt ergreifender äußern? Und das ist nicht das schlechteste Gedicht der Sammlung! Schauderboll, höchst schaudervoll!

Friedrich Moest.

Romane.

Alexander Kielland: Arbeiter. Übersetzt von Dr. Leo Bloch. (Zürich, Karl Henckell & Co.)

Da machen wir im Reich Weltpolitik mit Pangermanismus und Kiaotschau-Pachtung und rühmen uns der sublimsten Grüße zu allen möglichen Errungenschaften: aber einen norwegischen Dichter im Originale lesen, das lernen wir in unsern gloriosen Zwangsschulen noch lange nicht. Dafür werden wir zu Altgriechisch demnächst Neuchinesisch auf unsere Studienpläne setzen — alles zur größeren Ehre und Macht des germanischen Gedankens und der „gepanzerten Faust". Ich habe keine Ahnung, wie sich Kielland in der Ursprache ausnimmt. Ich muß dem glücklicheren Doktor Bloch aufs Wort glauben. Doch kann ich mich des Gedankens nicht erwehren, daß dieser Roman im Original farbiger und saftiger wirken müsse. Es ist ja eine Satire großen Stils, dieses köstliche Wirklichkeitsgemälde, und da ist ein Kielland gewiß bald des trockenen Tones satt und läßt seine Palette in Buntheit überfließen. Scharf und kraftvoll sind die Konturen auch in der Übertragung. Und plastisch stehen die Menschen in der Landschaft. Aber ist diese Nüchternheit, dieser Verzicht auf koloristische Reize wirklich eine Wesenseigenschaft des norwegischen Dichters? Und diese Magerkeit in der ironischen Visage? Ich weiß nicht. Das Buch ist sehr gut, aber es verdiente noch besser zu sein.

M. G. Conrad.

Aus dem Sonnenflimmern. Novellen und Erzählungen von Wanda von Bartels. (Leipzig, Ed. Avenarius, 1898. 4 Mk.)

Alltagsleute. Roman von Wilhelm Meyer-Förster. (Berlin W., F. Fontane & Co., 1898. 3,50 Mk.)

Arme Suse. Roman von Ei Correi. (Leipzig, Verlag von Wilh. Friedrich, 1897. 4 Mk.)

Das erste Buch, das wohl die Frau des bekannten Aquarellisten geschrieben hat, ist einer königlichen Hoheit zugeeignet und also hoffähig. Was zu dieser beneidenswerten Qualität gehört, läßt sich nicht so genau feststellen, aber was nicht dazu gehören darf, weiß man ja jetzt sattsam in deutschen Landen. Auch für dies Buch ist das wichtig. Es zeigt sehr wenig positive Vorzüge, aber um so mehr negative. Es ist nicht keck oder vorlaut, ist nicht kühn noch selbstbewußt, ist nicht schädlich oder gar gefährlich, ist nicht wild oder anstößig, es ist also ein liebes, braves Büchlein, bescheiden und harmlos, so daß es jede junge Prinzessin ruhig lesen kann, ohne Schaden an Leib und Seele zu nehmen. Die Verfasserin hat im großen und ganzen sehr schön nachempfunden und nachgeschrieben, was größere, aber vielleicht weniger harmlose Leute stellenweise in ihren Werken niedergelegt hatten. Die Form ist leidlich gewahrt, nur der „Spiritus leider dabei zum Teufel gegangen". Aus dem schönen, vollen, hellen Sonnenschein ist eben ein klägliches, unklares Sonnenflimmern geworden.

Meyer-Försters „Alltagsleute" lesen sich weit besser, es ist wenigstens eigne Ware, wenngleich sie auch nur leicht ist. Aber der Verfasser entschädigt für die mangelnde Tiefe, die zu den Alltagsleuten wohl nicht passen will, durch flotten Humor und beißende Satire. Weniger anmutig wirken seine tragischen Tastversuche. Einmal passen sie gar nicht in die Situation, und zweitens fehlt hier auch die Kraft.

El Correis „Arme Suse" ist das Werk eines strebenden, aber noch unfertigen Künstlers. Die Gestalt des armen Mädchens, das aus der elenden Misère eines bankrotten Elternhauses sich zur Braut eines hochstehenden Musikers emporringt, ist gewiß mit großer Sorgfalt und ersichtlichem Geschick gezeichnet, aber fast alle übrigen Figuren des Romans sind mehr oder minder Durchschnittstypen, zu denen ein echter Künstler sich nie verstehen oder deutlicher gesagt, erniedrigen sollte. Auch die Sprache ist noch nicht durchaus treffsicher und mitunter geradezu undeutsch. Im übrigen ist es wie „die Hinterbliebenen eines Unglücklichen" des Verfassers ein Buch, das man mit Interesse lesen wird, auch wenn der Widerspruch sich oftmals regen wird.

Hermann Anders Krüger.

Johann Ferdinand Eck. Im Dienste der Wissenschaft und andere Geschichten. (Straßburg i. E. 1897.)

Herr Eck hat die Naivität besessen, auf 113 Seiten die Dispositionen zu 5 Novellen zu veröffentlichen, in dem Glauben, damit abgeschlossene Arbeiten zu bieten. Da sich eine Kritik nur mit letzteren zu befassen hat, so muß man abwarten. Im übrigen scheint mir der Autor zu harmlos zu sein, als daß es sich der Mühe verlohnte, seine gigantische Unfähigkeit und Unkunst im einzelnen aufzuzeigen. A. F. C.

Herz-Sieben. Geschichten von J. M. Lankau. (Leipzig, Robert Friese.)

Sieben blutrote Herzen drängen sich dem Beschauer des Büchleins entgegen; jugendliche Herzen sind's, mitunter sehr jugendliche. Wenn aber aus dem Beschauer ein Leser geworden ist, wird er ein großes, tiefgründiges Frauenherz sich nahe fühlen. Es sind sieben traurige, oft sentimentale Geschichten, die innig empfunden und anschaulich dargestellt sind. Am besten ist die Eingangs-Novellette „Basilikum" gelungen, ein treuherziges Bild schlichten, nordischen Empfindens. Auch „Anna Gerlach", die Geschichte einer Lehrerin, deren Herz sich einem jungen, frischen Maler zuneigt, könnte künstlerische Ansprüche befriedigen, wenn die Verfasserin stark genug gewesen wäre, die Heldin, welche sich rasch die Sympathie des Lesers erwirbt, über den Dunst der Alltäglichkeit mehr hinauszuheben, und das Konventionelle besser zu vermeiden. Die in der Sammlung enthaltenen Kindergeschichten stören den Eindruck des Ganzen. M. W—g.

Der Kraft-Mayr. Ein humoristischer Musikanten-Roman. Dem Andenken Franz Liszts gewidmet von Ernst von Wolzogen. (Stuttgart, J. Engelhorn, 1897. Geh. 1,00 Mk., geb 1,50 Mk.)

Ein köstliches Buch, das den Kritiker zum Schweigen bringt, wie ein übermütiges Krauslöpfchen seinen bärbeißigen Liebhaber. Wolzogen, der vielen als feinempfindender Musiker, als Cellist bekannt ist, hat hier dem Größe mit Güte paarenden Menschen Liszt ein lustiges Denkmal gesetzt. Die Streitfrage, die aufgetaucht ist, ob Wolzogen sich in seinen Schilderungen an Vorgänge und Personen hielt, ist gar nicht am Platze, ebenso wenig wie die Einwendungen derer, die Liszt lieben oder seine große Bedeutung bestreiten. Wolzogen mit seiner spezifischen Begabung mußte die Aufgabe locken, das köstliche Bohêmetum an dem Hoflager zu schildern, das sich um diesen einzigartigen Künstler gruppierte und das kaum seinesgleichen hat in der Geschichte. In diese gottssträflich leichtledige Gesellschaft läßt er einen guten deutschen Umstandsmenschen, den Florian Mayr, geraten, einen strebenden, Bestimmtes wollenden Künstler, gutmütig, leichtgläubig, ehrlich, grob, gewissenhaft und moralisch bis auf die Knochen. Daraus ergeben sich die spaßhaftesten Situationen, die nach einem Wolzogen schreien. Er läßt sich auch nicht nötigen und zeichnet uns dazu noch ein paar Charaktertypen wie aus dem Leben geschnitten. Vor allem ist da der Florian Mayr, der „Kraft-Mayr" selbst, dann die lustige, nicht umzubringende und liebereiche, daher

„höchst unmoralische" schöne Ungarin Ilonka Badacs. Köstlich, wie diese Beiden aneinander geraten! In diesen Scenen verrät der Dichter zu verschiedenen Malen, daß er den Born jenes tiefen Humors fand, zu dem nur Harmonie und Reife Zulaß gewähren. Diese beiden so verschiedenen Menschen achten und helfen sich einander, lieben sich auch einmal heftig, wie das so ein im Dunkeln stehendes Sofa mit sich bringt; Ilonka aber, die den reuigen Taps auslacht, der ihr nun anstandshalber absolut die Heirat antragen zu müssen glaubt, und die zu wohl einsieht, daß sie kein Ehemensch ist, führt gutmütig und just noch zu rechter Zeit ihren Florian mit dem guten Mädchen zusammen, das nach ihm und nach der Erlösung von einem ekelhaft schleimigen „weichen Künstler" schmachtet. Dieses Theklachen und der Florian kriegen sich nun endlich rechtmäßig. Ilonka aber, die mit einem ihrer „fähr lieben Freinde", mit dem reichen Maler Jean d'Oettern eine „erholungs-Reise nach der Schwaitz andrehten" muß, kann leider nicht zu der Hochzeit kommen und entschuldigt sich in einem ulkigen Briefe, der mit dem P. S. schließt: „Der Taifel hohle den Daitschen orthographie — ich werde ihm nie lärnen!" — — Diese Ilonka ist ein Prachtstück von Wolzogens Gnaden. —

Man soll das Buch lesen. Es kann bei diesem und jenem einen teuren Arzt ersparen. Und wer lacht, stirbt einstweilen nicht. w. sp.

Der Manksmann. Roman von Hall Caine. Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. 1897.

Die eigentliche Handlung dieses drei Bände starken Romans ist ungemein einfach. Ein junges Mädchen hintergeht ihren Verlobten, während er jahrelang in der Ferne weilt, mit seinem besten Freunde, — ein Verhältnis, das sie auch nach ihrer Zwangsheirat nicht löst. Später verläßt sie, von Gewissenskämpfen gequält, ihren ahnungslosen Gatten, der jedoch ihr und dem Freunde in seinem engelsgleichen, an Tennysons Enoch Arden gemahnenden Edelmut verzeiht und beiden durch Bewirken der Scheidung zu einer endlichen glücklichen Vereinigung verhilft. — Künstlerisch kann man die unsagbar breite Schilderung dieses Gegenstands kaum nennen; sie erinnert stark an die Erzählungen in Familienblättern; von wirklicher Tiefe und Konsequenz in der Erfassung und Behandlung des zu Grunde liegenden Problems ist nicht die Rede. Zudem endet das ganze mit einem theatralisch aufgeputzten, unwahren versöhnlichen Schluß, der verzweifelte Ähnlichkeit mit der Selbstanklage des Konsuls Bernick in Ibsens „Stützen der Gesellschaft" aufweist, und dieser trägt vollends dazu bei, den Gesamteindruck zu verderben. Ein Lob aber — und zwar uneingeschränkt — verdient das Werk trotzdem: es entrollt ein reich belebtes, farbenfrisches, unmittelbar wirkendes Kulturbild, welches das eigenartige, mannigfaltige Leben und Treiben der keltischen Bewohner der kleinen, westlich von England gelegenen Insel Man mit eingehender, liebevoller Genauigkeit schildert. Diese Abschnitte machen die schönsten, thatsächlichen Genuß bietenden Teile des Romans aus, und in ihnen fehlt es mitunter auch nicht an einem gewissen großen Zug, wie z. B. die erregte Kundgebung der mankischen Fischer gegen die englische Regierung zeigt.

Paul Szymank.

Philosophie.

Ethische Prinzipienlehre von Harald Höffding. Bern, A. Siebert.

Die ethische Prinzipienlehre Höffdings, mit der die „Schweizerische Gesellschaft für ethische Kultur" ihre ethisch-sozialwissenschaftlichen Vortragskurse eröffnet hat, verdient Beachtung wegen der klaren Vortragsweise und der ruhigen Untersuchungsart Höffdings. Der Kopenhagener Professor stellt sich, wo nur irgend möglich, auf den Boden der Erfahrungsthatsachen: in der Ethik, die lange genug durch den spekulativen Betrieb in Mißkredit gewesen,

ist das besonders wichtig. Nicht bei den Sternen und nicht in einem goldenen Zeitalter der Vergangenheit, sondern auf unserem kleinen Planeten und in der vielgestaltigen Gegenwart müssen die Richtlinien unseres Handelns gesucht werden, wenn man nicht einen Treffpunkt im Blauen statuieren will, zu dem der schlichte Durchschnittsmensch aufblickt wie der Mops zum Monde.

Durch die Methode seiner ethischen Erörterung kommt Höffding der englisch-schottischen Schule nahe; auch darin, daß er das Wohlfahrtsprinzip zur ethischen Hauptnorm macht und geschickt gegen mehrere der landläufigen Einwürfe verteidigt. Aber Höffding nimmt auch den ethischen Evolutionismus hinzu. Wie sehr eine Umwertung der Werte der allgemeinen Wohlfahrt gefährlich werden kann, läßt er dabei außer Betracht. Und doch ist Entwicklung auf die Dauer unvereinbar mit Fortbewegung in ausgefahrenen Geleisen. Mit ihrem Entwicklungstriebe wirft eine künftige Ethik vielleicht einmal das ganze Wohlfahrtsgebäude ein. Und wenn nach Höffding jegliche Entwicklungsstufe Selbstzweck sein, nie bloß Sprungstein zu einer höheren Stufe werden darf, so tritt das Widersprechende seiner Ausführungen über Entwicklung und Norm deutlich zu Tage. Jegliche Norm, auch die aus der allgemeinen Wohlfahrt hergeleitete, wird im Laufe der Geschichte einmal zur Fessel für lebensfähige und lebenswerte Träger einer neuen Entwicklung, der Mensch selber schiebt die Ziele, denen er zustrebt, in immer weitere, fernere Regionen: wir sollen und dürfen heute nicht feststellen, was der endgültige Leitstern unserer Entwicklung sein soll.

Dr. G.

Hugo Stehr: Über Immanuel Kant. Leipzig, W. Friedrich.

Ich habe einmal einen Schuster gehabt, der des öftern die Meinung aussprach, daß alle bisher für die Kugelgestalt der Erde beigebrachten Beweise ungenügend seien. Er freilich wisse einen überzeugenden Grund: die Stiefelabsätze aller seiner Kunden zeigten Abschrägungen nach längerer Berührung mit der Erde. Ein ähnliches Schustergenie entwickelt auf metaphysischem Gebiete Hugo Stehr. Er verspricht im Vorworte, endlich einmal den ordentlichen Beweis für die Existenz Gottes zu geben, schimpft in der Einleitung auf die philosophischen Herren, welche durch eine schändlicherweise ersundene Terminologie die Philosophie der Masse unverständlich gemacht hätten, und verspricht endlich die Wahrheit, die stets einfach sei, zu bringen: man möge nur trotz der Wiederholungen ruhig weiter lesen.

Nachdem Stehr somit die Erwartungen etwas hoch gespannt hat, folgt er Kant auf das Gebiet der reinen und der praktischen Vernunft, daß der Mensch „keine Vernunft im Sinne Kants" habe, steht als Programmsatz auf dem Titelblatte. Die kreisenden Berge bringen freilich ein sonderbares Mäuschen hervor. Es knuspert recht vergnügt an Kants Lehre von den Begriffen und Erkenntnissen, von Raum und Zeit, Verstand und Vernunft. Was dem Mäuschen zu hart erscheint, das ist unverdaulich, wo das Mäuschen keinen Ausweg sieht, da muß sich schlechterdings auch Kant verrannt haben. Einige recht hübsche Gedankensprünge könnten uns das Tierchen manchmal angenehm machen, schleppte nur nicht der garstige Schwanz nackter Trivialitäten, unverhüllter unberechtigter Eitelkeit nach. Um wenigstens etwas Neues zu geben, giebt er endlich verkehrte Etymologien von Wahrnehmung, Verstand und Vernunft: natürlich müssen nun die Stehr'schen Werte etwas anders als die von Kant überall sehr vorsichtig eingeführten Termini bezeichnen: was aber Kant anders lehrt als Stehr — das sei verflucht. Schließlich erscheint Vernunft als Vernehmen des Göttlichen, von dem wir abhängen — ein schlecht umgebildeter Satz Schleiermachers — als Gottesbeweis. Ob Stehr sich vielleicht mit dem ganzen Schriftchen bloß einen wohlfeilen Spaß hat machen wollen?

Dr. G.

Dr. Ch. Rappoport: Zur Charakteristik der Methode und Hauptrichtungen der Philosophie der Geschichte. Bern, A. Siebert.

Auf dem weiten und fleißig angebauten Gebiete der Weltgeschichte stehen sich heute zwei große Parteien gegenüber. Die Verfechter der älteren Methode suchen auf jeden Fall Gesamtbilder zu geben, eine Idee nachzuweisen in den Ausgestaltungen des jeweiligen Zeitgeistes. Ihr Schutzheiliger ist Hegel. Auf der anderen Seite stehen die Leute, welche alles Heil der Geschichtsforschung in der Häufung statistischen Materials erblicken und uns einreden wollen, daß sie auf solcher Zahlengrundlage objektive Darstellung aufzubauen vermöchten. Beide Parteien führen überzeugende Gründe für Verkehrtheiten ihrer Gegner an.

Von jenen Fehlern, von Absonderlichkeiten beider Richtungen ließen sich viele abstreifen, wenn das Gros unserer Geschichtsschreiber zu den Anschauungen Be-

griffe, zur Geschichtskenntnis Geschichtsphilosophie mitbrächte. Wie schön geht das einem auf, wenn man ein Buch wie dasjenige Rappoports zur Hand nimmt! Der Verfasser berichtet ja zunächst nur über die Ansichten der verschiedenartigen Denker von der Geschichte; aber er thut das mit ausgedehnter Sachkenntnis und ruhiger Kritik. Die physisch-klimatische, die physiologisch-psychologische und die kulturhistorische Richtung der Geschichtsphilosophie läßt er seinen Leser betrachten, auf Licht und Schatten einer jeden weist er hin, um endlich aufzusteigen zu der Forderung, daß diese drei unentbehrlichen Richtungen systematisch in Einklang zu bringen seien, wenn man dem äußerst komplizierten historischen Prozeß gerecht werden wolle. Das Buch ist sehr empfehlenswert, und seine geringe Verbreitung ist kein erfreuliches Zeugnis für unsere Historiker. Dr. G.

Französische Litteratur.

Leopold Lacour: Humanisme intégral. Le duel des sexes. La cité future. (Paris, P. V. Stock.)

Ist erschienen als 13. Band der bekannten „Bibliothèque sociologique“, in der auch die französische Übersetzung der „Anarchisten“ unseres John Henry Mackay herausgekommen ist. „La femme dans la révolution française“ hat Lacour unter der Feder. Er beherrscht sein Material wie wenige Feministen romanischer Zunge. Was ihn von den deutschen Frauenrechtlern unterscheidet, ist sein ideologischer Hochflug, seine glühende Beredtsamkeit, seine leidenschaftliche Empfindung. Neben ihm ist der überzeugteste Deutsche ein geschäftsmäßiger, fachmännischer Nüchterling. Der Deutsche will alles mit dem Verstande machen, mit der Taktik der Thatsachen. Der Franzose nimmt noch das Gefühl dazu, er ist der vollständigere Mensch. Seine Klarheit hat zugleich Wärme und Glanz. In seiner Kämpfernatur schlägt das künstlerische Temperament vor. Lacour ist echter Franzose.

M. G. C.

Emile Pierret: Les Amantes célèbres — Correspondance amoureuse (1120—1874). (Paris, Perrin.)

Es sind unbewachte Herzensergüsse Liebender, angefangen von Héloise an ihren Freund Abailard bis zu Aimée Desclée, der bekannten Pariser Froufrou unseres Jahrhunderts, welcher Alexander Dumas eine Leichenrede hielt. Diese freien Liebesbekenntnisse aus nahezu acht Jahrhunderten gewähren oft mehr Einblick in die sozialen Zustände als Folianten von sogenannten authentischen Chroniken, denn St.-Beuve sagt: Les lettres sont écrites en moment de la passion, et qui en refléchissent les mouvements successifs, sont inappréciables. — Liebe giebt dem Menschen das Leben; Liebe ist die Triebfeder seines Daseins; warum soll nicht der ungezwungene Ausdruck der Liebe, sei sie noch so leidenschaftlich, das Menschenleben wiederspiegeln? Deshalb nehme der Leser diese Briefe nicht zur Hand, um seine Sinne zu kitzeln, sondern um Erkenntnis der Welt daraus zu ziehen. Ähnliches gilt auch von dem Werke:

Joseph Turquan: Napoléon Amoureux d'après les temoignages des contemporains. (Paris, Librairie Illustrée.)

Wir treffen da eine Blumenlese von Liebesabenteuern zweideutigster Art, von Napoleons erstem Auftreten als schmucker Lieutenant in Valence bis zu seinen einsamen Stunden auf dem sturmumbrausten Eilande. Die Tugend der Frau war ihm stets nur ein leerer Schall, und daher genoß auch der kaiserliche Hof in Paris durchaus nicht den Ruf großer Ehrbarkeit. Napoleon schrie im Frieden wie mitten im Kriege nach dem Weibe; verschiedene Momente mögen dazu beigetragen haben: Erstlich das feurige südliche Blut, das ungleiche Altersverhältnis zu Josephine, an deren Seite er kein häusliches Heim fand, und endlich der Drang, seinem großen Werke eine Dynastie zu geben. Immerhin wird Napoleon auch in Hinsicht der Liebesneigung noch lange ein psychologisches Rätsel bleiben, und dies um so mehr, als bei seinem reichen Liebesleben die Frauen doch nur geringen Einfluß auf Staatsgeschäfte übten, da er die Frauen als inferior betrachtete und ihm

alle, Madame Rémusat ausgenommen, wenig imponierten.

G. Lenotre: La Captivité et la Mort de Marie Antoinette. (Paris, E. Perrin.)

Lenotre, ein bekannter Forscher über die Zeit der französischen Revolution, ist auch hier, wie in seinen früheren Werken (Un Conspirateur royaliste pendant la Terreur und Les quartiers de Paris pendant la Révolution), den Berichten von Augenzeugen und ungedruckten Dokumenten gefolgt und ist so in der Lage, uns ein anschauliches Bild über Marie Antoinettens letzte Lebenstage zu geben. Es ist gleichsam ein geschichtliches Tagebuch über deren Aufenthalt im Convent des feuillants, Temple und in der Conciergerie, über die Verurteilung, Hinrichtung und die feierliche Übertragung der irdischen Überreste der unglücklichen Königin und deren Gemahls von dem Friedhofe der Madeleine nach Saint-Denis. Pläne der einzelnen Örtlichkeiten, sowie zwei Porträts der Königin verschönern das Werk. — Welch ein Gefühl über die Wandelbarkeit aller Herrlichkeit überkommt dem Beschauer vor dem Porträt der lebensstrotzenden, krausköpfigen Königin im Jugendkostüm und der hageren Skizze vor dem letzten Gange! M. Mayr.

Englische Litteratur.

Im Verlage von William Heinemann in London erscheint eine Sammlung von Litteraturgeschichten, die Professor Edmund Gosse herausgiebt. Bisher liegen drei Bände vor: einer über die griechische Litteratur von Professor G. Murray, einer über französische Litteratur von Professor Edward Dowden und der neueste Band über die „Englische Litteratur" von Professor Edmund Gosse selbst. Gosse hat sich bereits durch seine Studien aus der Geschichte des 17. Jahrhunderts und über die Jakobäischen Poeten einen Namen gemacht. Seine Biographie von Gray ist mustergültig und die Ausgabe der Werke dieses Mannes ist mit Recht geschätzt. Seine Litteraturgeschichte ist eine eigenartige Mischung von akademischem Geist und moderner Auffassung. Sein Werk hört mit den präraphaelitischen Poeten auf; er wagt noch nicht, entscheidende und sichere Urteile über das moderne englische Drama und die gegenwärtige englische Lyrik zu fällen. Andererseits ist er modern genug, die gesamte englische Litteratur unter entwickelungsgeschichtlichen Gesichtspunkten aufzufassen, und nie ist ihm wohler, als wenn er den Zusammenhang zwischen Tennyson und Keats oder zwischen Milton und Pope analysieren kann. Er hat sein Werk nicht mit biographischen und bibliographischen Details beschwert. Seine ästhetischen Raisonnements sind ungemein spärlich. Dafür geht aber ein großer Zug durch seine Darstellung, welche in jeder Zeile den stolzen, selbstbewußten Engländer erkennen läßt. Nirgends verleugnet sich auch der überlegene und gelehrte Professor, und nur zum Schlusse macht er der modernen Schule ein Zugeständnis, indem er dem in Deutschland völlig unbekannten Walter Pater einen Lorbeerkranz auf's Haupt setzt, einem Kritiker, dessen Prosa immer mehr Bewunderer findet und der im Jahre 1894, ein Fünfzigjähriger, in völliger Unbekanntheit starb. Auch in Frankreich beginnt man jetzt sein Andenken zu ehren, denn die letzte Nummer des „Mercure de France" enthält eine Studie über ihn. Das schöne Werk Professor Gosses verdient auch bei uns eifrig studiert zu werden. Dr. H. Tr.

Spanische Litteratur.

In wenigen Monaten hat die Madrider Academia de la Historia durch ein grausames Geschick drei ihrer bedeutendsten Mitglieder verloren: im August durch die Tragödie von Santa Agneda ihren Präsidenten, den Staatsmann, Redner, Geschichtsschreiber und Dichter Don Antonio Cánovas del Castillo; im September durch einen unglücklichen Sturz

den jugendlich frischen, ideenreichen Don Luis Vidart, der soldatische Neigungen mit der Liebe zur schönen Litteratur und zur Geschichte zu vereinen wußte, der militärische und litterarische Berühmtheiten Spaniens, wie den Marqués de Santa Cruz de Marcenado, wieder auferweckte, für die Jahrhundertfeier des Calderón Propaganda machte, vor dem Centenarium des Colón Vorträge im Madrider Ateneo hielt, um Spanien von dem Vorwurf der Undankbarkeit gegen den großen Entdecker zu befreien, und der mit Campoamor das Geheimnis des Lebens darin erkannte, jeden Morgen, nicht bloß mit dem Körper, sondern mit dem Geiste neugeboren zu werden. Und endlich im Oktober vorigen Jahres hat die Madrider Akademie der Geschichte durch einen Unfall in den Straßen Londons den bereits 88jährigen Sevillaner Don Pascual de Gayangos, den hochangesehenen Lehrer vieler Generationen, den großen Arabisten und Bibliophilen, verloren, von dessen unermüdlicher Arbeitsamkeit unzählige Werke Kunde geben. Mit Gayangos sind viele Geheimnisse des spanischen Lebens, des politischen wie des litterarischen, zu Grabe gegangen. Er war mit der englischen Sprache so vertraut, daß er sogar das Englisch zur Zeit der Königin Elisabeth zu schreiben verstand.

Ein berühmter mexikanischer Prälat und Poet, der zugleich ein hervorragendes Mitglied der Academia Española, der Bischof von San Luis Potosí, D. Ignacio Montes de Oca y Obregón, hat am 9. September v. J. in der Kathedrale seiner Bischofsstadt bei den von der spanischen Kolonie gefeierten Exequien eine Grabrede auf Cánovas del Castillo gehalten, in der er mit der Kunst eines Plutarch und der Beredtsamkeit eines Bossuet ein Bild von dem Verblichenen entwarf, der die lebendige Verkörperung des spanischen Gedankens gewesen, ja noch mehr, der in beiden Hemisphären das panhispanische Element vertrat.

Vor fünfzig Jahren schrieb der junge Cánovas del Castillo, der die Illusionen eines Papstes wie Pio IX. teilte, ein Loblied auf Italien, ohne zu ahnen, daß ihm aus dem Lande, das er geliebt, der Mörder erstehen würde, der ihm ein blutiges Grab bereiten sollte.

„Ruhmreich," sagte der Redner, „war das Leben des Cánovas; aber noch unendlich glorreicher ist sein Märtyrertod." Jeder, der 1892 den Kolumbusfesten in Spanien beigewohnt und Cánovas del Castillo in Huelva und Madrid präsidieren sah, wird sich des trefflichen Mannes mit Bewunderung und Wehmut erinnern.

Wie der gelehrte und poesiereiche Bischof von San Luis Potosí, so ist auch der für Religion und Dichtkunst begeisterte D. Victoriano Agüeros, der Direktor der in der Hauptstadt Mexikos erscheinenden Zeitung El Tiempo, ein Repräsentant der mexikanischen Litteratur. In der Biblioteca de Autores mexicanos, welche die vollständigen Werke von García Icazbalceta, Orozco y Berra, Roa Bárcena, Mungía, Pesado, Carpio, Conto, José Lopez Portillo y Rojas u. v. a. veröffentlicht, ist jetzt auch der erste Band der Obras literarias de D. Victoriano Agüeros erschienen. Dieselben sind wertvolle Beiträge zur Geschichte der mexikanischen Litteratur, der mexikanischen Kultur und der mexikanischen Akademie und in anmutigstem Stile mit feuriger Begeisterung für das Schöne geschrieben. Er tritt kräftig dafür ein, daß sich doch auch in Mexiko, der strebsamen Jugend zum Heil und zum Nutzen, Vereine wie in Spanien bilden sollten, wo die Dichter, von Glück und Ruhm träumend, sich verbinden, wo Antonio de Trueba, Luis de Eguilaz, Narciso Serra, Agustin Bonnat ihre ersten Erzeugnisse vortrugen und Pedro Antonio de Alarcón seine Romane vorlas. Victoriano Agüeros stellt die Wichtigkeit historischer Studien besonders auch für Mexiko dar, das so viele Männer erzeugt, die Vorbilder für alle Zeiten dienen könnten. Eine besondere Vorliebe aber hat der

liebenswürdige mexikanische Schriftsteller für das Land der Walhalla, und dem Bild der Walhalla selbst räumt er einen Platz in seinen Blättern ein. Victoriano Agüeros ist nicht bloß ein Journalist, er ist auch ein Poet: er ist es in den ebenso kernigen wie schwungvollen Artikeln über die Bibel, über die Macht des Christentums, in der malerischen Schilderung der Frühlingstage in Mexiko und der Monate, in der Skizze El dia de muertos en mi pueblo und in vielen anderen. Er vereint die Liebe zu Mexiko, die Liebe zu Amerika mit der Liebe zu Spanien.

Das thut auch die in Barcelona wohnende spanische Schriftstellerin Doña Emilia Serrano, Baronesa de Wilson, die soeben in Barcelona wieder ein Werk über ihr Lieblingsland Amerika herausgegeben hat. Es heißt: América en fin de siglo und liest sich trotz seiner Fülle von belehrenden Notizen, indem es alle Präsidenten der amerikanischen Republiken unserer Zeit und die Hauptgestalten der amerikanischen Geschichte und Litteratur unserer Tage an uns vorüberziehen läßt, wie ein spannender Roman. Alle diese Actualidades und Semblanzas haben den Reiz des Intimen, da die Verfasserin, die für alles ein offenes Auge hat, auf ihrem Roß in das Labyrinth der amerikanischen Wälder eingedrungen.

Von der Baronesa de Wilson ist demnächst auch ein Werk über Deutschland zu erwarten.

Spanien mit Amerika zu verbinden war auch der Zweck der berühmten Cardas americanas des trefflichen D. Juan Valera, des Meisters des spanischen Romans. Er hat in den letzten Monaten viele seiner in Zeitschriften zerstreuten Artikel gesammelt und in Madrid 1897 unter dem Titel A vuela pluma veröffentlicht. Wer liest nicht mit der vollen Befriedigung des litterarischen Feinschmeckers alles, was Valera in seiner natürlichen Art, sich zu geben, in seiner freimütigen, geistvoll pikanten, humoristischen und doch immer wohlwollenden Manier schreibt, als ein Meister der Kunst bei aller Gelehrsamkeit liebenswürdig heiter zu plaudern? Valera plaudert lehrreich und interessant über tausend Dinge: über den Regionalismus der galizischen Dichter, über den frühverstorbenen südamerikanischen Schriftsteller D. Juan Montalvo, der seine spanischen Vorbilder nachzuahmen bestrebt ist; über die Antologia de poetas líricos castellanos, die D. Marcelino Menéndez y Palayo herausgiebt und von der der 6. Band erschien, der sich mit der Kultur Spaniens zur Zeit des katholischen Königspaares beschäftigt.

Der Byzantinismus, von dem wir im modernen Deutschland ein Liedchen zu singen wissen, herrschte auch schon gewaltig zur Zeit der Ferdinand und Isabella, richtete doch Antón de Monsoro an die katholische Königin die Worte:

> Alta reina soberana,
> Si antes nasciérades vos
> Que la hija de Santa Ana,
> En vos el hijo de Dios
> Recibiera carna humana.
>
> (Königin auf hohem Thron,
> Wärest früher du geboren
> Als Maria, dann zum Sohn
> Hätt' als Mutter dich erkoren
> Sicher Gott für seinen Sohn!)

Spanien bedarf eines Schriftstellers wie Valera, der stets Optimist bleibt, der ihm immer einschärft, daß das spanische Volk, das 200000 Mann nach Kuba schicken kann, nicht arm und nicht schwach ist; daß die heutigen Spanier aus demselben Metall geschmiedet sind wie der Cid, der Gran Kapitán, der Herzog von Alba, Cortés und Pizarro; daß der spanische Genius im Ausland noch viel mehr gewürdigt zu werden verdient und daß auch die spanischen Dichter der Gegenwart ebenso wie die spanischen Künstler es mit jedem anderen Lande aufnehmen können. In Bezug auf die spanischen Staatsmänner aber fehlt es Valera an dem Maßstab der Vergleichung, denn er hat den Riesen des Jahrhunderts, Bismarck, nicht kennen

gelernt. Für uns Deutsche hat besonderes Interesse, was Valera, der in den letzten Jahren als Botschafter in Wien lebte, über Gerhart Hauptmanns „Hannele“ und Adolph Wilbrandts „Meister von Palmyra“ schreibt. In Hauptmanns Drama sieht er den grausamen Ausdruck des an allem verzweifelnden Pessimismus und Wildrandts Drama erscheint ihm noch extravaganter. Auch von den „rarezas“ (Sonderbarkeiten) in Goethes „Faust“ weiß Valera besonders viel zu reden. Es will ihm nicht in den Sinn, daß der Mann, den Gott als einen zweiten Hiob darstellt, einen Pakt mit dem Teufel schließe, um unnütze Verbrechen zu begehen und mehr Dummheiten zu machen, als D. Simplicio Bobadilla y Majaderano.

Von Valeras A vuela pluma bis zu dem in Sevilla 1897 veröffentlichten Buche Nuestra Señora de Valma, das D. José Alonso Morgado zu Ehren der hohen Schützerin von Dos-Hermanas herausgegeben, ist ein großer Schritt. Dem priesterlichen Verfasser hat Begeisterung für die ruhmvolle Geschichte des heiligen Fernando die Feder in die Hand gedrückt. Und de Valme! Hilf mir! der an die Himmelskönigin gerichtete Ruf des Gebetes ist, der aus den Tagen des Eroberers von Sevilla noch heute an den Ufern des Batis wiederklingt. So haben sich die Dichter Sevillas unter dem Banner des D. José Lamarque de Novoa zu einer poetischen Huldigung für die Virgen de Valme vereint. Der Geschichtsfreund wird in dem schätzenswerten Buche manches Neue und Interessante finden. Von dem religiösen Sinn des spanischen Roland in unseren Tagen aber geben folgende cantares Zeugnis:

Mutter, heut' geh' ich nach Kuba
Als Verteid'ger dieses Landes.
Bitt' für mich zur heil'gen Jungfrau,
Die auf dein Gebet stets achtet.

Bei dem Abschied hat mein Liebchen
Ew'ge Liebe mir geschworen.
Mich umarmt' sie und die Mutter,
Meer von Thränen sie vergossen.

In der Schlacht ist meiner Seele
Trost die Virgen: „Meine Mutter,“
Ruf ich, „hilf mir, Valme, Valme!“
Und es schonen mein die Kugeln.

Als ich heimkam aus dem Kriege,
Tot, ach, meine Mutter fand ich,
Und mein schönes braunes Mädchen
Schon vermählt mit einem andern.
Ohne Mutter und Geliebte
Jetzt, ist die Virgen de Valme
Mir als einz'ger Trost geblieben.

In dem reizenden Dos-Hermanas unweit Sevilla spielt der dritte Akt des ersten Don Juan-Dramas, des Burlador de Sevilla von Tirso de Molina. Spanien, die Heimat des Don Juan Tenorio, hat in jedem Jahrhundert seinen Don Juan: im 17. den des Tirso, im 18. den des Zamora, im 19. den des Zorrilla. Der letztere, den neulich D. José Echegaray den definitiven nannte, wird seit mehr als fünfzig Jahren in allen Theatern Spaniens und des spanischen Amerika in der Allerseelenoktav aufgeführt.

Johannes Fastenrath.

Südslavische Litteratur.

Mit diesem Jahre ist eine neue Zeitschrift „Mladost“ (Jugend), Revue für moderne Litteratur und Kunst, ins Leben getreten, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, unter den österreichischen Südslaven, den Kroaten, Serben und Slovenen modernen Geist in Litteratur und Kunst zu vertreten und zu verbreiten. Das zweite Heft, das vor kurzem erschienen, bringt aus fremden Litteraturen die Übersetzungen einer kleinen Skizze von Marcel Prévost „Rivale“ und des ungarischen Romans „Mariana“ von Toma Kóbor; im Anschluß daran einen Überblick über die moderne ungarische Litteratur, ferner in einer lebendig geschriebenen Abhandlung von Dinko Politeo eine Würdigung Daudets und seiner Werke. Recht erfreulich ist der Artikel über „Die Frauenbewegung“ von Guido Jeny, der mit Geschick und Wärme für die Rechte der Frau und die moderne Frauenbewegung eintritt. Die

Wissenschaft ist durch einen Artikel von Dr. Gaj, „Die Telepathie" vertreten. An litterarischen Originalbeiträgen wird uns außer den Gedichten „Die Sünden der Väter" von Weber und „Oster-Sonette" von Aleksij Nikolajev eine Skizze „Tod und Meer" von Branimir Livadić geboten, die sich auszeichnet durch anschauliche Schilderung des Meeres und über der eine Stimmung tiefer Melancholie sich breitet. Als anerkennenswerten künstlerischen Schmuck finden wir eine recht gute Reproduktion von Böcklins „Gefilden der Seligen". Man sieht, slavischer Geist regt sich jetzt überall. Georg Adam.

Büchertisch.

Vom 10. März bis 25. März liefen bei der Redaktion nachstehende Bücher ein (Besprechung bleibt vorbehalten):

Behrend, Otto, Roman einer Liebe. Berlin, S. Fischer. 1898. 8. 202 S. 2,50 Mk.

Bernardakis, D. N., Fausta. Schsp. in 5 Aufz. Autor. Uebers. v. Ludwig Zepharovich. Leipzig, W. Friedrich. 8. 141 S. 2 Mk.

Born, Stephan, Erinnerungen eines Achtundvierzigers. Leipzig, Georg Heinrich Meyer. 1898. 8. 295 S.

Boelitz, Martin, Aus Traum und Leben. Berlin, A. Ebering. 8. 100 S.

Brandies, Bechtold, Merkwürdige Geschichten. Berlin, Carl Duncker. 1898. 8. 263 S.

David, J. J., Neigung. Schsp. in 4 Aufz. Leipzig, G. H. Meyer. 1898. 8. 128 S. 1,60 Mk.

Falke, Baronesse (A. v. Falstein), Erbsünde. Roman. Dresden, Heinrich Minden. 1898. 8. 394 S. 4 Mk.

Gröger, Fannie, Thränen. Skizzen. Berlin, S. Fischer. 1898. 8. 134 S. 2 Mk.

Hahn, R. Edmund, Der letzte Jagiello. Hist. Trsp. in 5 A. Dresden, E. Pierson. 8. 72 S. 2 Mk.

Holbachs Soziales System oder Natürliche Prinzipien der Moral und der Politik... Uebers. v. Johann Umminger. Leipzig, Theodor Thomas. 1898. 8. 212 u. 173 u. 167 S. 5 Mk.

Hunnius, Carl, Gedichte. Leipzig, Theodor Rothe. 1898. 8. 274 S. Geb.

Ibsen, Henrik, Sämtliche Werke in deutscher Sprache. Durchgesehen und eingeleitet von Georg Brandes, Julius Elias, Paul Schlenther. Berlin, S. Fischer. 1898. 8. Bd. II. 323 S. 3,50 Mk.

Kirchberg, C., Heinrich v. Stephan (Männer der Zeit. Lebensbilder. Her. v. Dr. Gustav Diercks. I.) Dresden und Leipzig, Carl Reißner. 320 S.

Lerse, Richard, Erzählungen. Leipzig, W. Friedrich. 8. 82 S. 1 Mk.

Leopold, Svend, Prinzessin Charlotte. Roman. A. d. Dän. v. E. Brausewetter. Berlin, S. Fischer. 1898. 8. 400 S. 4 Mk.

Linke, Oskar, Vasanta. Indische Lieder. Die Lieder des Agastl. Berlin, Hugo Storm. 8. 70 S.

Löwe, K. R., Wie erziehe und belehre ich mein Kind. Berlin und Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior). 1898. 8. 152 S. 1,50 Mk.

Müller, Dr. Josef, Die Keuschheitsideen in ihrer geschichtlichen Entwicklung und praktischen Bedeutung. Mainz, Franz Kirchheim. 1897. 8. 196 S.

Schlaf, Johannes, Gertrud. Drama. Berlin, Joh. Sassenbach. 1898. 8. 57 S. 1,50 Mk.

Segger, J., Exekutiv-Polizei und Publikum. Hann.-Münden, R. Werther. 1898. 8. 48 S.

Sonneck, O. G., Eine Totenmesse. Gedichte. Frankfurt a. M., Gebr. Knauer. 1898. 2 Mk.

Wir bitten, sämtliche Manuskript-, Bücher- ꝛc. Sendungen ausschließlich an

Dr. Ludwig Jacobowski, „Schriftleitung der Gesellschaft"
Berlin S.W. 48, Wilhelmstr. 141

zu senden. Unverlangten Manuskript-Sendungen ist stets Rückporto beizufügen.

Leipzig, Querstraße 23. Verlag der „Gesellschaft". **Hermann Haacke.**

Verantwortlicher Leiter: Dr. Ludwig Jacobowski in Berlin.
Verlag der „Gesellschaft" Hermann Haacke in Leipzig. — Druck von Carl Otto in Meerane.

1898
Heft 8.

Unterwegs.

Sammel-Briefe von **M. G. Conrad.**

(München.)

I.

28. III. 98.

Mein lieber Freund und Reichstags-Kollege! Der Herr von Miquel ist auch unser Mann — „naturgemäß“, wie der oberste Posthusar Podbielski flickwortet. Der große Sammler. Es wird ein ungeheuerliches Experiment werden. Wir beziehen rechtzeitig unsern Beobachterposten.

Schon stehen zwei Heerhaufen einander gesammelt gegenüber. Vielleicht stößt noch ein dritter und vierter dazu. Miquel gedachte zunächst freilich nur für sich zu sammeln, für sich und seine Leute: alle Reaktionäre, Umsturzgesetzerstreber, Profitmacher großen Stils zusammengeschart auf dem Fels der nackten materiellen Interessen für Gott, König, Kaiser, Vaterland. Parole: Enrichissez vous! Wie zu des seligen Louis Philipp Zeiten im bürgerköniglichen Frankreich. Dann kam ja wohl das Jahr 48. Und der Friedensfürst mit dem Regenschirm und der Sammel-Moral flog. Und nach der Republik kam der dritte Napoleon, der Dezembermann, der Erwürger der Demokratie. Der versuchte es mit Weltpolitik und militärischen Effektstücken, mit Friedens-Phrasen und idealen Momenten, einem gräßlichen Sammelsurium pseudogenialer Räuber-Hauptmann-Einfälle. Das ging so an die achtzehn Jahre. Dann flog auch er. Und dann kam die Republik der Gebrüder Rothschild. Sie erfreut sich des Segens des Papstes und der Allianz der Knute. Das Geschäft blüht wieder.

Das ist auch Miquels Ideal: Alles Geschäft. Blühendes Geschäft. Keine Ideale, nur Interessen. Im Staat eine einzige herrschende Interessenten-Gruppe: Großgrundbesitz, Großkapitalismus in Industrie und Handel.

Um die Krone geschart, kaisertreu bis in die Knochen — „naturgemäß“. Kolossale Weltfirma. Und Flotte und Heer, ebenso kolossal, zum Schutz dieser Weltfirma in kritischen Zeiten, zur glanzvollen, imposanten Repräsentation, so lange alles glatt geht.

Und das genau wie in Frankreich mit dem segnenden Zublinzeln des Papstes, vertreten durch die mächtigste Partei des Reichstags, und dem stille Händedrücke tauschenden Wohlwollen des russischen Väterchens.

Zolas Wutschrei hat auch in Deutschland seine Berechtigung: „**La réaction cléricale est partout, elle éclate dans la politique, dans les arts, dans la presse, dans la rue!**“

Miquel und seine Sammelgenossen vom blauen und vom Protzenblut rüsten sich also, dem guten deutschen Reich die letzten Ideale abzugewöhnen. Herrenmoral! Herrenrecht! O nicht im Geiste Zarathustra-Nietzsches, den man jetzt um seine klassischen Formeln und Schlagworte prellt! Im Sinne des Raubritter-Übermenschen. Und das genügt ja auch.

Die evangelischen Bundesbrüder werden nun freilich unruhig in ihrem reichstreuen Gemüte, das sich von der hohenzollerischen Kaisermacht eine neue Blüte des Luthertums und eine überwältigende Kurssteigerung seiner ideellen kleinen und großen Katechismusgüter erträumt hatte. Mit dem Zentrum schöpft aber Rom und nicht der protestantische Bergmannssohn den Rahm ab und setzt sich breit ins neue Evangelium hinein: „Reichsgewalt ist Seegewalt“ und baut sich seine Herrschaft mit den Sammlern zu Wasser und zu Land recht kräftig aus. Das flottenstiftende Zentrum ist obenauf im Lande der Reformation. Diese Situation läßt uns den grundstürzenden Umschwung aller sozialen und kirchlichen Verhältnisse am Ausgange des Jahrhunderts mit Händen greifen. Es ist der Triumph des krassesten Materialismus, der mit der Lüge vom Schutz der nationalen Arbeit und der Wahrung der heiligsten Güter romantisch verschleiert werden soll.

Mit der militaristischen Hypnose hat man alle freibürgerlichen und freigeistigen Instinkte in der großen Masse des begüterten Reichsbürgertums eingeschläfert. Nun kann man unumschränkt über alle seine Kräfte und Fähigkeiten zu Gunsten der Sammelpolitik gebieten. Der Staat ist in jedem Betracht zur Handelsgesellschaft geworden. Eine Handelsgesellschaft, welche die mystisch umstrahlte Krone als Symbol und Reklame im Wappen führt.

Die idealistische Welt- und Staatsauffassung der altfränkischen Träumer und Denker ist damit endgültig niedergebrochen.

Die Kultur wird sich umformen und anpassen. Sie wird sich nach den Phöniziern und Karthagern stilisieren und frisieren. Wunderschön wird's werden in diesem neuen Baalsreich. Das soziale Ideal im Recht wird

noch eine Weile als Fahnenbild für die Weichmütigen und Leichtgläubigen aufgestellt bleiben. Unablässig aber schmiedet die neue Gewalt zu Land und See an den Ketten, das Persönlichkeitsrecht zu knebeln, das sittlich und frei auf sich gestellte Individuum, das sich nicht in schweigender Dienstbarkeit den herrschenden Sammelinteressen fügen will, auszurotten.

Ja, auszurotten. Der arme Teufel, der arme Künstler, der arme Dichter und Denker, der sich selbst ausleben und auswirken will und sich sein Dasein nach seinem Geiste unabhängig gestalten will, wird von der Handelsgesellschaft Staat ausgerottet. Unbarmherzig, systematisch.

Das heißt: wenn nicht aus dieser Drangsal der wahrhaftige Übermensch entsteht, der die Macht für sich zu organisieren und die Handelsgesellschaft zu stürzen versteht. Und das wird er.

Somit hat auch die Rechnung der Sammler wieder das bewußte tragikomische Loch aller Gewaltthätigkeitsvergötterung: Sie züchtet sich selbst ihre Umstürzler.

Drum ist der Herr von Miquel auch unser Mann. Er treibt den Teufel mit Beelzebub aus. Sehen wir ihm auf die Finger!

Politische Satire.

Von Leo Berg.

(Berlin.)

So oft irgend ein Buch verboten wird oder ein neues Umsturzgesetz in irgend einer Form droht, erhebt sich in der Presse ein Skandal, als sollte nun alle geistige Freiheit zum Teufel gehen. Denn wir bilden uns immer noch ein, die geistige und litterarische Freiheit sei abhängig von dem Zustande unserer Preß- und Vereinsgesetze. Ein Blick in die Litteratur- und Kulturgeschichte lehrt uns beinahe das Gegenteil. Es hat in Zeiten, in denen die Zensur mächtig war, weit freiere Schriftsteller gegeben als heute. Man hat zu allen Zeiten und überall die Freiheit gehabt, zu der man den Mut fand; und man hat alles sagen können, wofür man eine Form hatte. Die Schriftsteller, welche Märtyrer geworden sind, sind meist nur wegen der Form bestraft worden; und der gemeine Mann, welcher heute wegen Majestätsbeleidigung ins Loch gesteckt wird, hat dies bloß seinem Mangel an Form zu danken. Könnte er sich gewählt und zweideutig ausdrücken, dürfte er weit mehr sagen, ohne daß ihm etwas geschähe.

Das beste Beispiel hierfür bieten die Witz- und Karikaturenblätter. Vor 1848 gab es in Deutschland sehr scharfe und witzige Blätter, kecke Lieder, die von Mund zu Mund gingen, und denen keine Polizeigewalt beikam, weil sie vom Volke sofort aufgegriffen wurden. Was nutzte es, den Verfassern oder Druckern Übles zuzufügen, da doch jede Verfolgung nur ins Feuer blies. Nach der Revolution war es ruhig geworden. Das Feuer des deutschen Philisters war bald verpufft. Ja, der Geist selbst zog sich gleichsam zurück. Man arbeitete in der Stille, unter dem Deckmantel der Objektivität. Es beginnt die Epoche des Realismus. Das Revolutionäre arbeitete sogar geradenwegs in die Regierungsinteressen hinüber. Wir hatten das seltene Beispiel, daß die revolutionärste künstlerische Erscheinung (Richard Wagner) über Nacht zur offiziellen Kunst erhoben wurde. Das eigentliche oppositionelle Witzblatt des noch nicht zu seiner heutigen Würdelosigkeit gelangten Freisinns war der „Kladderadatsch“, fast das einzige politische Witzblatt großen Stils, das wir gehabt haben. Man sieht es dem heut so vorsichtig gewordenen und fast aus Versehen oder im Drange der Zeiten plötzlich einmal konfiszierten Blattes nicht mehr an, welche scharfe politische Satire es ehedem geübt hat.

Das Jahr 1871 brachte uns allerlei Freiheiten, aber keine einzige Freiheit. Das deutsche Bürgerpublikum schien im Rausch der Siege alle seine Ziele vergessen und plötzlich eins auf den Kopf bekommen zu haben. Seit nahezu zweihundert Jahren hatte die deutsche Litteratur und Presse nicht mehr diesen Tiefstand erreicht. Ist die Litteratur im allgemeinen ein Spiegelbild der Zeit, so ist das Witzblatt wieder ein Gradmesser für die Freiheit dieser Litteratur. Das typische Witzblatt unsrer Zeit aber sind die Münchener „Fliegenden Blätter“, die künstlerisch alles übertroffen haben, was deutsche Witzblätter je geleistet. Für ein Witzblatt aber, das immer die gesellschaftliche Geißel sein soll, sind sie zu vornehm, zu reserviert, zu unfrei, im Text wie in den Illustrationen. Keine Nummer, die nicht in jeder Kinderstube gelesen werden könnte! Die Physiognomie dieser Karikatur ist die Harmlosigkeit. Man denke: ein Witzblatt, das die Politik, die Religion, das soziale und sexuelle Leben ausschließt! Das Jahrzehnte von ein paar Typen lebt, dem alles Brennende, dem jeder Stachel fehlt, das nie irgend jemanden oder irgend etwas trifft! Alles in die Sphäre des Objektiven gehoben, wo es dem deutschen Philister ja erst wohl wird. Witz und Bild sind hier so bestimmte Grenzen gezogen, alles ist so aufs Typische angelegt, daß der Umkreis ihrer Komik sehr bald umlaufen war. Unsere eigentlichen politischen Witzblätter aber, wie „Ulk“, waren meist so fad in Witz und Zeichnung, und vor allem so harmlos, daß sie niemals ernste Bedeutung beanspruchen konnten. Sie rieben sich am liebsten

in harmloser Weise an Harmlosigkeiten. Es ist kein gutes Zeichen für die geistige Beschaffenheit unserer Sozialdemokratie, daß ihre Witzblätter so trostlos und einfältig sind, wiewohl sie doch Stoffes genug haben. Von allen andern Witzblättern ganz zu schweigen, die meist nur schwächere Nachahmungen der „Fliegenden" waren, und denen vor allem die tüchtige und gebildete Form ihres Vorbildes fehlt.

Erst in allerjüngster Zeit regt sich wieder ein freierer Geist. Man kann wieder lachen, man lacht den Gewalten ins Gesicht, die sich als Tyrannen aufspielen. Man nimmt sie nicht mehr ernst, damit entwaffnet man sie. Einen guten Anfang machten die „Lustigen Blätter", das erste politische Witzblatt, aus dem wieder ein freierer Geist sprach. Die Illustration wurde kühner, und zuweilen trafen auch die Pfeile des Witzes. Nur daß sie alle nach derselben Richtung zielten, gab dem Blatt nur eine beschränkte Wirkungskraft. Genau vor zwei Jahren tauchten gleichzeitig zwei Witzblätter auf einmal auf, und zwar beide in München: „Die Jugend" und der „Simplicissimus". „Die Jugend" war zunächst eine Revolution in künstlerischer Hinsicht. Ein unbändiger Übermut tobte sich aus. Allein sie war von Anfang an mehr Kunst- als Witzblatt, es war ein Capriccio der Künstler eher als eine Karikatur der Zeit. Und dann hat sie auch die Frische verloren, sie ist geistig kein so starker und charakteristischer Ausdruck unserer gesellschaftlichen Zustände als der „Simplicissimus", der, was sonst „Die Jugend" vor ihm voraus haben mag, von vornherein viel zielbewußter auf die politische und soziale Karikatur lossteuerte. Und heute ist es schlechthin das politische Witzblatt unserer Zeit.

Zwar ist auch der „Simplicissimus" in mancher Hinsicht von den „Fliegenden Blättern" ausgegangen und hat von ihnen gewisse Typen übernommen. Aber es ist interessant, die Entwickelung dieser Typen zu verfolgen. Da ist z. B. der schneidige, eitle, geistesöde Lieutenant. Aber das ist kein politischer Typus. Es fehlt diesem Lieutenant in den „Fl. Bl." jede Aktualität, es ist der Lieutenant von Nirgendswo und Überall; und schließlich ist er, wie in den Moser'schen Schwänken, ein harmloser Kerl, dessen ganze Komik in der ungeheuren Eitelkeit besteht, besonders in seiner Unwiderstehlichkeit auf Frauenherzen. Ich erinnere z. B. an den köstlichen Witz des Lieutenants, der in der Kunstausstellung vor dem Portrait eines Kameraden steht und selbstgefällig bemerkt: endlich siegt wieder das Schöne in der Kunst. Diesen Lieutenant kennt auch der Simplicissimus, und er steht hinter dem der „Fl. Bl." zunächst zurück. Man findet es einfach als eine Gemeinheit von den „Fl. Bl.", sich immer über sie zu mokieren. Aber dann wird er aktueller. Er fühlt sich als Herr der politischen Situation; z. B. wenn zwei Knirpse von Kadetten schon über das

Volk die Nase rümpfen; oder ein Kavallerist dem andern zuruft: die Juristen, das sind eigentlich die Kavallerie vons Zivil; oder ein anderer findet das Gehen eine Gemeinheit; oder ein Lieutenant sagt einem Rekruten zur Aufmunterung: 's wird schon gehen, schließlich waren wir doch alle mal Zivilisten; oder ein Husaren-Offizier spricht seine Besorgnis darüber aus, daß man sich heute gar nicht mehr auf seinen Ruhestand freuen kann, weil man nie weiß, ob man nicht schließlich noch zum Postdirektor oder Minister befohlen wird, man kann doch schließlich nicht alles verstehen. Der Lieutenant weiß sich in diesem Gesellschaftszustande gar nicht zu lassen vor Glück und Ehre, er kann nicht begreifen, was die Nörgler alles an unseren Verhältnissen auszusetzen haben, da er sich doch allerlei herausnehmen darf. Das berühmteste dieser Witzbilder ist das von Th. Heine: „Der Lieutenant ist los," das direkt auf einen eben aktuellen, die Gemüter aufregenden Fall zielt und durch ungeheuerliche Übertreibung wirkt, jene Übertreibung, die verdeutlicht, indem sie entstellt, und die die Wahrheits-Form des Satirikers ist.

Neben dem Lieutenant ist es der Philister, der in dieser Zeitschrift mit besonderer Vorliebe gehechelt wird. Th. Heine hat da eine ganze Serie von Bildern aus dem Familienleben*) gezeichnet, die glänzend den glückseligen Stumpfsinn, die Lüge und Roheit dieses Philister-Daseins karikiert. Das Titelbild eines Quartals-Albums zeigt uns ein älteres Philisterpaar in Zipfelmütze und Nachthaube in tiefstem Schlummer versunken, und über ihren Betten weg galoppiert ein Genius der neuen Zeit, ihnen mit der Tuba vergeblich in die Ohren gellend. Die Tendenz des Blattes kann nicht besser veranschaulicht werden. Freilich liegt die Philister-Satire fast ausschließlich im Bild, das Wort reicht nicht an die herrlichen Zeichnungen Heines heran, oft klingt es recht matt dagegen, wie denn im allgemeinen in modernen Witzblättern den Witz das Bild und nicht das Wort ausdrückt. Man darf auch nicht so frei reden wie malen. Der Witz besteht gewöhnlich darin, daß irgend eine Ungeheuerlichkeit des Tages einfach dargestellt wird. Die besten Witze produziert eben die Tagesgeschichte selbst. Und keck greift der „Simplicissimus" alles auf, was der Tag bringt, den Fall der Prinzessin Chimay, die Hintermänner, die Geschmacklosigkeit des Reichstagsgebäudes, über die einem Lieutenant nun doch die Augen geöffnet sind, die Majestätsbeleidigungsprozesse, die Zustände in Bulgarien, gewisse Zeitungsphrasen, und was immer ein grelles Licht auf das freie und humane Europa wirft.

*) Ein Album dieser Bilder ist im Verlage des „Simplicissimus" erschienen. München, Verlag A. Langen.

Die politische Satire des „Simplicissimus" bleibt aber beim Philister, für den er Typen geschaffen hat, so wenig stehen als beim Lieutenant. Er wagt sich höher hinauf und karikiert sogar, woran sich die anderen Blätter schon gar nicht vergreifen, die höchsten Häupter des Staates und verspottet unnachsichtlich die Lächerlichkeiten, die ernsthaft mit ihnen getrieben werden. Da wird ein alter Stiefel als heilige Reliquie aufbewahrt, weil Hoheit allergnädigst darauf zu spucken geruht bei höchst dero letztem Besuche der Stadt. Oder ein wüster Kampf entsteht um den weggeworfenen Zigarrenstummel des Fürsten. Besonders das komische Höhenbewußtsein unserer Kleinfürsten wird lustig verspottet, z. B. sehr drollig in dem Bilde, auf dem zwei fesche Radlerinnen über einen steinernen Weg gehen und zum Bescheide erhalten, die Steine hätte der Fürst anfahren lassen, weil es ihn „gewormt hätte, wenn die Leute so schnell durchs Fürstentum radelten". Ein andermal ist der ganze Hofstaat in Aufregung versetzt, weil der König sich einen Knoten ins Taschentuch gemacht hat und sich nicht besinnen kann, woran er denken wollte, bis ihm schließlich, nachdem die Minister und Räte und Kammerdiener vergeblich ihre schweren Köpfe angestrengt, einfällt, daß er aus Volk habe denken wollen. Oder beim Kaffee klagen sich drei hohe Damen ihre Not, es sei kein Auskommen mehr mit den Dienstleuten, schon elf Minister hätten in diesem Jahre weggejagt werden müssen. Oder ein Fürst ruft seufzend aus: Pöbel ahnt ja gar nicht, wie schwer das Regieren ist; jeden Morgen die Sorge, soll man nun dichten, komponieren oder malen. Der Erbprinz ist eine typische Figur in diesen Blättern und die ewige Sorge ihrer Mitarbeiter; bald will er sich nicht einstellen, und die Hofdame, die zu melden hat, daß wieder ein Mädel gekommen ist, fügt respektvoll hinzu: „Hoheit werden sich halt noch einmal bemühen müssen"; oder stellt er sich ein, hat er einen geistigen Defekt, die Hofärzte sprechen ihm alles ab. „Aber wird er denn nicht regieren können?" fragt der besorgte Vater. „Ja, das wird er schon können!" Wie der Erbprinz schwimmen lernt, das erste Pulver riecht, den ersten Bock schießt u. s. w., das alles können wir im „Simplicissimus" mit Behagen verfolgen.

Die soziale Satire leidet in diesem Blatte an den zuweilen entsetzlichen Illustrationen. So genial diese auf anderen Gebieten und auch oft hier sind, so grenzen sie doch, wenn sie soziale Zustände schildern wollen, zu oft hart an und übers Geschmacklose hinaus. Auch die Zeichnungen zu den Novellen und Gedichten sind nur selten so tüchtig, wie die politischen Karikaturen. Hier steht der „Simplicissimus" weit hinter der „Jugend" zurück. Der belletristische Text ist naturgemäß ungleichmäßig. Neben fein pointierten, flott geschriebenen, abgerundeten, zuweilen meisterhaften kleinen Novellen und Satiren, deren glänzendste vielleicht die ver-

botene der Gräfin zu Reventlow „Das jüngste Gericht" ist, viel Unwahres, Gewaltsames und Salzloses. In dieser Beziehung ist mir das Blatt zu forciert französisch. Die vielen Geschmacklosigkeiten können einem die Freude an dem satirischen Inhalt und den famosen Zeichnungen vereiteln. Im allgemeinen aber scheint es in jüngster Zeit hierin besser geworden zu sein. Von den Gedichten kann ich das freilich nicht sagen. Hier ist das Gute gar zu sehr in der Minderheit. Ein erfrischender Vagabundensang, wie Gustav Falkes „Wir zwei" mit J. B. Engls köstlicher Illustration, verhallt ganz, und frische, fröhliche, namentlich auch satirische Lyrik fehlt fast gänzlich. Allerdings liegt das an den Lyrikern, die weder naiv noch frei genug sind zu solchem Sang. Aber es ist deshalb nicht nötig, so viel Mittelmäßiges und Thörichtes zu bringen, wie hier vereint ist. —

Und noch von einem großen Mangel muß ich reden, für den allerdings die Redaktion weniger Schuld trägt als die Zeit: Es betrifft das Geschlechtliche. So lange dieses fast wichtigste und dankbarste Gebiet dem Witz verschlossen bleibt, ist er noch nicht frei. Aber man kennt ja die Gesellschaftsmoral des deutschen Philisters: Über drei Dinge darf nicht geredet werden: über Politik, über Religion und über die Liebe. Die Eitelkeit, die Empfindlichkeit und die Prüderie müssen geschont werden. Ohne dies Gesetz der öffentlichen Lüge wäre der deutsche Geist, die moderne Gesellschaft, und infolge dessen die Presse, nie so tief gesunken. Damit war jede freie Regsamkeit unmöglich. Und aus einem freien Austausch von Gedanken und dem ehrlichen Kampf von Interessen und Leidenschaften wurde ein ödes Parteigetratsch und stumpfsinniger Kunst- und Familienklatsch. Ein Witzblatt, das an diese drei Säulen unserer öffentlichen Verlogenheit nicht schlägt, hat eine nur beschränkte, fast kleinliche Wirkung. Der „Simplicissimus" rührt wenigstens an die eine: Politik. Es würde ihm freilich übel bekommen, thäte er mehr. Aber wagen muß er es wenigstens. Jedenfalls hängt seine Entwicklungsfähigkeit von diesem Wagnis ab.

Auch muß er, will er sich auf seiner Höhe halten, eine gewisse Eintönigkeit vermeiden. Er wiederholt sich in manchen Typen zu oft. Der Witz, wenn er wirken soll, muß überraschen. Leistet der „Simplicissimus" was er bisher geleistet hat, und was er sich selbst vorgeschrieben hat zu leisten, dann wird er ein wichtiger Faktor in der Entwickelung unserer Zeit sein. Litterarische Erzeugnisse und Karikaturen sind zuweilen mächtiger als Parlamente und große Gesellschaften. Parlamente können geschlossen, Vereine aufgelöst werden; ein Witz aber, der gezündet hat, ist nicht mehr umzubringen. Gegen ihn ist die Staatsgewalt ohnmächtig, weil er geflügelt ist (im Verhältnis zu ihm hat das Buch etwas schweres, das sich langsam durchringt und daher in seinem Laufe aufgehalten werden kann).

Die Polizei-Chikanen, denen Blätter wie der „Simplicissimus" ausgesetzt sind, haben nur den Erfolg, daß sie auf den Vogel aufmerksam machen. So lang es ihm an Mut und Frische nicht fehlt, darf er lustig seines Weges dahin ziehn.

Der europäische Areopag.

Von Christaller.

„Über das Niederträchtige niemand sich beklage,
Denn es ist das Mächtige, was man dir auch sage."

Trotz diesem wahren Wort des alterfahrenen Goethe kann man doch nicht immer vermeiden, schmerzlich berührt zu werden, wenn man gerade die Mächte Niedertracht üben sieht, die berufen sind, Recht und Gerechtigkeit zu pflegen.

Welch ein trauriges document social, das man über dem Rhein drüben öffentlich ausgearbeitet hat. Sind wirklich in unsrem Jahrhundert die öffentliche Bildung und Moral noch so schwach, daß man ihnen dergleichen bieten kann? Unmöglich! Man rufe sie nur auf, so werden sie sich geltend machen. So dachte Zola und fühlte als hervorragendes Glied der geistigen Aristokratie sich verpflichtet, die moralische Kraft der Nation gegen die Korruption der materiellen Staatsmacht mobil zu machen. Es ist ihm vorerst mißlungen, nur die vollendete moralische Besoffenheit hat er zum Ausbruch gebracht: da wollen sie ihrer Größten Einen anspucken, totschlagen, ersäufen, einsperren, und ihren would-be-Metzger Esterhazy tragen sie auf Eselsrücken im Triumph zur Droschke.

Zola ist erlegen, weil er ein Einzelner war und weil die realpolitische Myopie seiner Gegner die Riesenmacht des Geistes, welche hinter dem tollkühnen Draufgeher steht, nicht sehen konnte. Wäre er auch dann erlegen, wenn das, was hinter ihm steht, eine organisierte, in ihrer Wirkungskraft bereits genau erprobte geistige Aristokratie wäre? Dann doch wohl nicht! Jetzt schon ist er moralisch Sieger, und wenn jenen Herren ihre Säbel- und Kanonenherrlichkeit, die sie für allmächtig halten, nicht so übermäßig die Augen blendete, dann würden sie von dem wahren Wert ihrer Machenschaften auch für ihren persönlichen Vorteil wenigstens eine Ahnung haben. Aber eine Gewißheit darüber hätten sie (ja sie hätten sie zum Voraus schon gehabt und ihren kühnen Wagemut dadurch wohl dämpfen lassen), wenn Zolas Stimme nicht die eines einzelnen, sondern die einer organi-

sierten Macht des Geistes gewesen wäre. Darum rufen wir nach einer solchen Macht, nach einem freien europäischen Areopag aller geistigen Kapazitäten in Kunst und Wissenschaft — ich wollte, man könnte hinzusetzen: und Religion, aber die ist nicht frei, sondern selbst als materielle Macht organisiert oder solcher doch dienstbar. Diesen hohen Areopag, der ruhig dem Treiben der Machthaber zuschaut und nur, wo es notwendig wird, sich erhebt, gewichtig durch die persönliche Unbeteiligtheit und den Ruhm seiner Mitglieder — wir brauchen ihn; das ist die Lehre aus dem Fall Zola, die wir uns klar zu machen haben.

* * *

Mancher mag wohl denken: so etwas wie die Sache Dreyfus-Zola ist nur bei den Franzosen möglich; **wir** sind dafür zu rechtlich, zu besonnen, vor allem, wir sind monarchisch, das ist Schutz und Garantie, mehr als genug! Es ist wahr, daß durch das Naturell und durch die republikanische Verfassung der Franzosen die Korruption der öffentlichen Gewalten erleichtert wird; aber doch eben nur erleichtert; die wirkliche Ursache solcher Skandale ist etwas durchaus Internationales, etwas Allgemeinmenschliches, nämlich das gemeinschädliche Vordrängen von Sonderinteressen vor die Interessen des Ganzen. Es hieße wirklich, den Chauvinismus bis ins Unanständige treiben, wenn man sagen wollte: Korruption giebt es nur bei jenen, wir haben die Tugend gepachtet. Nein, was dort möglich ist, ist es bei uns auch, ist's überall, wenngleich die Wahrscheinlichkeitsziffern verschieden sind; überall muß daher ein Antiskandalin wie der vorgeschlagene Areopag nur willkommen sein. Ein prüfender Blick auf die Genesis und Qualität der öffentlichen Gewalten wird diese Aufsichtsbedürftigkeit erweisen.

Es war ein schöner Traum Platos, daß die Philosophen die Herrscher sein sollten. Oder sagen wir statt Philosophen allgemeiner und besser die geistige Auslese. Wer wollte leugnen, daß diese die Herrschaft haben sollte? Macht doch auch thatsächlich der Staat einige Anstrengungen in dieser Richtung. Aber zu behaupten, daß er dies Ziel erreiche und wirklich in seiner Beamtenschaft die geistige Blüte der Nation, dazu noch in der richtigen Rangordnung vereinige, wäre gerade so wahr, wie die Kindermärchenvorstellung, daß die Prinzessinnen die schönsten Mädchen seien. Es wäre ja allerdings ideell so äußerst passend, aber die Wirklichkeit thut einem den Gefallen nicht.

Gleich von Anfang geht, so lange nicht sämtliche Bildungsanstalten bis zu den höchsten hinauf völlig unentgeltlich sind, eine große Anzahl Intelligenzen für alle höheren Berufe, so auch für die Staatsbeamtenschaft verloren. Das ist an sich noch kein gar zu großer Schaden, denn es giebt

noch immer genug Intelligenzen; doch wird immerhin durch diese Beschränkung der freien Auswahl die Durchschnittsqualität der Auserwählten ein wenig herabgedrückt. (Die schlimmste Folge des Verkaufs der Bildung, daß die Macht der Unzufriedenen durch die zu armen Intelligenzen vermehrt wird, gehört nicht in diesen Zusammenhang.)

Über die Bildungsanwärter, die bezahlen können, ergeht nun zwölf Jahre lang ein Unterricht, den man beim besten Willen nicht loben kann; man genießt ihn mit tausend Qualen. Gewiß geht es ja, wenn etwas Tüchtiges erreicht werden soll, nicht immer nur in dulci jubilo, sondern harte Arbeit ist durchaus unerläßlich; aber eine solche Zwangsbildung, wie die gymnasiale, die an Gewaltsamkeit dem Gänsestopfen gleicht, kann nicht das Wahre sein, kann vor allem den geistigen Fähigkeiten nicht zuträglich sein. Wenn man diese Bildungsanstalten verläßt, so hat man erstens eine große Masse Inschriften in seinem Hirn, die nun zu verblassen und zu verwittern anfangen und oft schon nach wenigen Jahren zum größeren Teil unleserlich sind; zweitens das je ne sais quoi des humanistisch gebildeten Menschen, das soll nicht verachtet werden; drittens geschwächte geistige Fähigkeiten (die Faulsten vielleicht am wenigsten); manche haben gegen alle geistige Beschäftigung einen bleibenden Widerwillen, den sie als Studenten des nötigen Examens wegen noch einigermaßen überwinden, nur um ihm nachher desto sicherer ganz zu verfallen. Wäre das nicht so, dann müßte im öffentlichen geistigen Leben, in Litteratur, Kunst, Wissenschaft ein ganz anderes Treiben herrschen, als wir's gewohnt sind. Für den geistig lebendigen Menschen ist's doch ein Vergnügen, sich auf diesen Gebieten zu bewegen, und zwar konkurrenzlos das höchste Vergnügen. Aber man forsche einmal nach den Bildungsgenüssen unsrer Gebildeten; man wird entsetzlich viele Nullen finden; die armen Geister sind auf dem Gymnasium schon gestorben an ihrem verunglückten Bildungsversuch.

Ist dann das gymnasiale Bildungsmartyrium absolviert, so kommt die Berufswahl. Da gehen wieder viele beste Kräfte dem Staatsdienst verloren, nämlich alle, die aus innerem Drang sich freien geistigen Berufen widmen. Es wird sich nicht leugnen lassen, daß es beste Kräfte sind, welche an diesem Scheideweg sich gegen die Anstellung in öffentlichen Diensten entscheiden. Man vergleiche nur die Objekte, zwischen denen die Wahl steht: dort an der soliden Staatskrippe ein gesichertes Brot mit viel Subalternität und geistig verhältnismäßig wenig befriedigender Thätigkeit; hier im freien Beruf unendlich mehr Selbständigkeit und Bethätigung der allerhöchsten menschlichen Triebe, der rein geistigen Bestrebungen in Künsten und Wissenschaften bei großer, ach in der heutigen Bildungsmisere nur zu großer und mörderischer Unsicherheit der materiellen Existenz. Es ist doch

klar: dorthin tendieren vorwiegend die niederen Naturen, die spießbürgerlich klugen Realisten, zur Freiheit dagegen die Leute mit starken idealen Instinkten (was natürlich beidemal nur im allgemeinen, durchschnittlichen gilt). O wie falsch ist das Wort von den Litteraten, als den „Leuten, die ihren Beruf verfehlt haben"! Nicht ebenso unwahr, aber auch übertrieben wäre es, wenn man den Stiel umdrehen und sagen wollte: Beamte? das sind die Leute, die keine Talente hatten. Ein jeder in seiner Art. So viel aber wird wohl unbestreitbar sein, daß wirklich durch die freien Berufe dem Beamtentum viele beste Kräfte entzogen werden. Eben diese sind es auch, deren Auslese (obwohl ja der Erfolg kein ganz ideales Auswahlprinzip ist, aber es giebt kein besseres —) wir als den vorgeschlagenen Areopag für die öffentlichen Angelegenheiten nutzbar machen möchten.

Aber auch die Beamtenschaft hat ja eine Auslese durch die Examina. Wenn sie nur besser wäre! Weitaus in erster Linie werden da die Kenntnisse geschätzt und zwar die bis zum zweiundzwanzigsten Jahr erworbenen; nach diesen wird man in der Regel für die ganze Lebenszeit etikettiert; auf die Fähigkeiten als solche, die bei zweiundzwanzig Jahren noch wenig spruchreif sind und die gerade, wenn sie groß angelegt sind, oft besonders langsam reifen und auch zu studentischen Extravaganzen verführen, wird wenig geachtet. So werden durch die Examina poussiert: das mittlere normale Talent, das starke Gedächtnis, die Frühreife (die natürlich früh alt wird), die frühe Solidität und philiströse Lebensklugheit, die schon zur Zeit des ersten Bartflaums in der Höhe der künftigen Besoldung die leitende Idee des Lebens erblickt. Was dann nach dem Examen für die Carriere in erster Linie, um nicht zu sagen einzig, maßgebend wird, das ist die „gute Gesinnung", die stramme Subordination, der unbedingt verehrende Blick nach oben und schöne Pedanterie in der Tretmühlefunktion. Daß Nepotismus und andere unehrliche Begünstigung überraschend selten vorkommt, soll zur Ehre der herrschenden Gewalten gerne anerkannt werden. Oder gebührt die Ehre dafür noch mehr den sehr entwickelten Preßzuständen?

Was ist nun das Ergebnis aus diesen nur im allgemeinsten Umriß skizzierten Einwirkungen auf die Qualitätsbildung der Beamtenschaft? Eine immerhin mehr als wünschenswert ramponierte Vortrefflichkeit derselben. Es ist ja freilich alles ramponiert auf Erden; aber darum ist es auch berechtigt und notwendig, zu flicken wo man kann. Und eine unvermeidliche Begleiterscheinung dieser zweifelhaften Überlegenheit einer Schicht, die ihrer Idee nach überlegen sein sollte, ist der Beamtendünkel, in dem man vielfach zu stinken beliebt. Dünkel ist die aus dem unklar gefühlten Mißverhältnis zwischen Ansprüchen und thatsächlicher Würdigkeit hervorgehende Pose. Leute von wahrem, persönlichem Verdienst sind nie dünkelhaft und

können im Gefühl ihrer persönlichen Würde sich unmöglich auf irgend eine Etikette, die man ihnen anhängt, etwas einbilden, mag es nun ein Beamtentitel oder ein adliges Wappen oder sogar ein selbsterworbener berühmter Name sein. Der Lakai brüstet sich vor den Kreisen, aus denen er stammt, mit seiner Livree; denn thatsächlich hat er vor ihnen keinen Vorzug als eben die Livree und die damit verbundene Atmosphäre von Feinheit, Reinlichkeit und Müßigkeit. So brüstet sich auch unbedingt nur der Beamte mit seinem Titel und Rang, der ohne diese Etikette ein ganz gewöhnlicher Mensch ist. Leider ist das die Mehrzahl.

Mit dem Dünkel im Zusammenhang steht der Corpsgeist. Während der Mann von eigenem Wert nicht ungern einsam ist, — wird er doch gar nicht gefragt, sondern muß eben, — so gehören dagegen die Etikettierten zusammen, schon um den Wert der Etiketten sich gegenseitig zu garantieren. Da ist die Versuchung groß, sich auch dann gegenseitig zu decken, wenn Unrecht geschieht, selbst wenn es unten geschieht, z. B. vom gewöhnlichsten Polizeiknecht, wie viel mehr, wenn es oben geschieht. Auch darum muß ein wachsames Auge daneben sein.

Sind die Gerichte ein solches, auch da, wo nicht nur kleine Einzelne mit einander streiten, sondern die großen Staatsgewalten selbst beteiligt sind? Ohne Zweifel sind sie nicht wertlos, auch in solchen Fällen, wie schon manches rühmliche Verhalten derselben bewiesen hat. Die persönlichen Interessen des Richterstandes sind durch eine gewisse Unabhängigstellung von denen der ausübenden Staatsgewalt getrennt. Aber man weiß auch, daß dies in keinem der heutigen Staaten in völlig wünschenswerter Weise durchgeführt ist. Schon ohne Verletzung des bestehenden Rechts sind gewisse Einwirkungen der Regierungsgewalt auf die Rechtspflege möglich und rechtswidrige Wege sind ebenfalls nicht schwer zu finden. Außerdem gilt auch von den Richtern im wesentlichen das oben über die anthropologische Qualität der Beamten Gesagte; denn jene unterscheidende Eigentümlichkeit der juristischen Laufbahn, daß man nach der Studienzeit dem Staat drei Jahre lang umsonst zu dienen hat, sichert diesem Stand zwar pekuniär aber nicht intellektuell oder moralisch ein etwas höheres Niveau als den übrigen studierten Berufen.

Kontrollierende Mächte sind ferner Parlament und Presse, deren Privatinteressen vielfach denen der Regierung und ihrer Beamten entgegengesetzt sind. Beide sind aber selbst reale Mächte und so sehr gewöhnt, direkt persönlichen Nutzen oder Schaden infolge ihres beruflichen Verhaltens zu haben, daß die Korruption, d. h. die Abweichung von dem ideell Notwendigen ihnen noch weit näher liegt als der Staatsgewalt.

Parlament und Presse können daher durch ihren wachsamen Antago-

nismus öffentliche Rechtswidrigkeiten oft erschweren und hindern, namentlich wenn es sich um einzelne und kleinere Dinge handelt; ebenso aber auch können sie bei fetteren Angelegenheiten einen Anteil an den Früchten der Ungerechtigkeit von der Staatsgewalt oder von Privatunternehmungen erzwingen. In welchem Maß auf diese letztere Möglichkeit etwa freiwillig verzichtet wird, läßt sich natürlich nicht konstatieren, des beabsichtigten Dunkels halber. Nach den Lichtstrahlen zu schließen, die zuweilen bei Skandalen da hineinleuchten, dürfte der moralische Heroismus in diesen Kreisen das wünschenswerte Maß nicht ganz erreichen. Das würde auch mit der apriorischen Wahrscheinlichkeit stimmen, denn die anthropologischen Auspizien für unbeugsame Rechtlichkeit jener sozialen Mächte sind nicht sonderlich, wie ein Blick auf die Genesis beziehungsweise Neurekrutierung derselben zeigt. Zuerst des Parlaments.

Warum werden wohl die politischen Bevollmächtigten nicht ebenso gewählt, wie andere Sachverständige und Geschäftsträger, z. B. Ärzte, Rechtsanwälte u. s. w., nämlich so, daß man aus einer Anzahl notorischer Sachverständigen sich Personen seines Vertrauens auswählt, denen man dann wirklich auch sein Vertrauen schenkt, ohne Räsonnieren, Tadeln und Besserwissenwollen? Der Hauptgrund liegt darin, daß die politischen Bevollmächtigten über Riesenwerte zu entscheiden haben, angesichts deren niemand an eine kontrolllose Rechtlichkeit glauben will. Da man aber doch nicht lauter Plebiscite veranstalten kann, sondern notwendig Bevollmächtigte haben muß, so schwebt die ganze Nation in fortwährender Aufregung, sie möchte etwa bemogelt werden, und diese Aufregung wird noch gesteigert von Agitatoren, welche bestimmte Zwecke erreichen wollen. Nichts anderes als der Ausdruck dieser Aufregung ist das Politisieren in Kneipen und Zeitungen, welches bei der Mehrzahl der Spießbürger alle nach der Erwerbsarbeit noch übrige Gehirnkraft in dem Maß in Anspruch nimmt, daß für andere Arten geistigen Lebens, für Kunst und Wissenschaft, nichts mehr übrig bleibt. Das ist recht schade. Denn wenn der Normalmensch einen Roman liest oder ein Bild beschaut, oder ein Theaterstück sieht, so geht in seinem Geist — man mag von seinen Fähigkeiten denken wie man will — immerhin etwas Respektableres vor, als wenn er politisiert. Letzteres ist ein Denkversuch, welcher schon an sich schwieriger ist, als ein vom Künstler suggerierter Vorstellungsversuch; und dazu kommt noch, daß jener Denkversuch Dinge betrifft, welche dem eigenen Interesse nicht fernstehen; in solchen Dingen klar sehen zu können, ist eine Eigenschaft, die auch bei geistig Höherstehenden gar nicht so häufig ist, wie man wohl meint.

Thatsächlich besteht das politische Denken der Masse darin, daß sie fremde Gedanken nachspricht. Nun, was für Gedanken? Erstens solche,

von denen der Einzelne zu erkennen glaubt, daß sie mit seinem direkten materiellen Vorteil stimmen, zweitens solche, die irgendwelchen Leidenschaften in ihm schmeicheln, drittens solche, mit welchen er (oft ganz gegen seinen Vorteil und seine Natur) hypnotisiert ist durch kirchliche oder staatliche Autoritäten oder gewandte liebenswürdige Agitatoren.

Das Ergebnis aus etlichen Tausenden solcher politischen Überzeugungen ist die Wahl eines Abgeordneten. Was hat nun dieser für eine Aufgabe. Soll er nach seiner eigenen Überzeugung stimmen oder nach der seiner Auftraggeber? So weit es möglich war, ist ja vor der Wahl in den Versammlungen festgestellt worden, daß beide übereinstimmen. Wenn aber eine neue damals noch nicht vorausgesehene Frage sich erhebt? Die konventionelle Lüge sagt wohl, daß er auch da nach seiner eigenen Überzeugung stimmt, wobei nur merkwürdig ist, daß die Abgeordneten so oft erst dann ihre Überzeugung fertig haben, wenn sie ihre Wähler sondiert haben. Nach oben, von wo allerlei gute Gabe kommt, wird auch viel geblickt und so kommt es, daß die parlamentarischen Verhandlungen vielfach einen Eindruck machen, den unhöfliche Leute mit dem Ausdruck Kuhhandel bezeichnen. Dabei sind aber die eigentlich Handelnden nur wenige hervorragendere Männer, die auf Wähler und Fraktion durch ihre Bedeutung so viel Einfluß haben, daß man sagen kann, es sind wirklich aktive Persönlichkeiten. Im ganzen aber ist soviel Unselbständigkeit, soviel Lavieren, so wenig natürliche Geradheit in der Sache, daß man von den Persönlichkeiten, welche in dieses Milieu eintreten und sich in ihm halten können, kein starkes moralisches Rückgrat in großen Angelegenheiten erwarten darf.

Wertvoller als die Parlamente ist die Presse, wenn es sich um Wahrung und Rettung idealer Interessen handelt. Nicht als ob diese intellektuell und moralisch höher stünde; man kann in beiden Beziehungen unglaublich niedrig stehen, braucht z. B. nicht einmal seine Muttersprache richtig schreiben zu können und kann doch die Ehre haben, ein Preßmensch zu sein. Aber die außerordentlich freie Konkurrenz, welche auf diesem Gebiet herrscht, bringt es mit sich, daß auch schwache Stimmen, wie die der idealen Gerechtigkeit, sich bemerkbar machen, über das Machtgebiet der interessierten Gewalthaber hinausdringen und jenseits dieses Bereichs vielleicht Teilnahme und Unterstützung finden können. Doch hilft es nicht immer viel, eine schwache Stimme zu erheben, wenn viele starke und laute sie niederschreien, so daß der Spießbürger, der ja schon Gerechtigkeitsgefühl hat, wo es nichts kostet, aber auch unendlich träg und bequem ist, sich damit trösten kann, daß die Sache eben doch nicht ganz klar sei. Gedruckt ist ja wie gelogen. Darum braucht das Recht vertrauenswürdigere Eideshelfer als die Presse.

Aber ist nicht der Monarch der höchste Hort des Rechts? Ist er nicht erhaben genug über jeden Verdacht und mächtig genug gegen alle schlimmen Elemente, so daß andre Instanzen nicht mehr nötig sind? In der That, die Idee des konstitutionellen Monarchen ist sehr gut, entschieden von allen, die in unserem öffentlichen Leben verwirklicht sind, die geistreichste. Das macht: sie ist nicht durch Menschenwitz erfunden, sondern durch die Entwicklung der Thatsachen entstanden. Das hervorragendste Verdienst bei ihrer Erschaffung erwarb sich das allmächtige Gesetz der Trägheit. Einst in roheren Zeiten war der Monarch der stärkste Räuber, der aus der Arbeit und Habe möglichst vieler Menschen sich ein schier übermenschliches Dasein erbaute und folgerichtig auch oft genug sich wie Nebukadnezar für ein übermenschliches Wesen hielt. Mit dem Steigen der Kultur aber wurden immer mehr derartige Möglichkeiten zu Unmöglichkeiten, und heute haben schon manche Völker die Existenz eines Monarchen als etwas Unzeitgemäßes gänzlich gestrichen. Klügere haben ihn gelassen, haben ihm seine hohe einzigartige majestätische Stellung auf dem Thron, etwas ins Menschlichere ermäßigt, erhalten, und so aus ihm eine höchste Instanz gebildet, welche eben infolge ihrer fast absoluten Gesättigtheit mit allem Wünschenswerten gegen alle Versuchung mit der Ungerechtigkeit zu liebäugeln gesichert erscheint. Nur eine Versuchung, die höchste, nämlich den Machtkitzel, konnte man nicht beseitigen; aber einerseits steht dieser starken Versuchung als Gegengewicht der drohende starke Fall gegenüber, andrerseits war man bemüht, in den übrigen konstitutionellen Faktoren ausreichende Garantieen zu schaffen.

Indes auch abgesehen von diesem einen Punkt kann die monarchische Stelle nicht alles Unrecht paralysieren. Sehen wir auch ab von kulturell rückständigen Ländern, in welchen Ungerechtigkeit, ja Verbrechen so wahnsinnig stark sind, daß selbst ein absoluter Monarchen-Herkules den Augiasstall nicht misten könnte; bleiben wir bei zivilisierteren Ländern —: wie schwer ist das Ohr des Monarchen zu erreichen! Und dann: wie oft kann, bei der ungeheuren Folgenschwere alles dessen, was ein Monarch thut, eine bestimmte Sache für ihn ein Rührmichnichtan sein müssen. Wiederum erscheint eine andere Instanz als nicht überflüssig.

Warum ist man noch nie derjenigen Idee im Ernst nähergetreten, welche das Gegenstück zum Monarchismus bildet, mit diesem übrigens auch sehr gut zusammen bestehen könnte. Dem Monarchen hat man alle die menschlichen Appetite, deren Triebkraft die gewöhnlichen Sterblichen so oft zu Ungerechtigkeit und Verbrechen treibt, gelassen, befriedigt sie aber auf so eminent reichliche Weise, daß sie unmöglich durch ihre Begehrlichkeit gemeinschädlich wirken können. Warum macht man nicht auch den Versuch,

diese Begehrlichkeit selbst zu beseitigen, die natürlichen Appetite versiegen zu machen, eine Menschenart zu züchten, die ihrem eigenen Wesen nach allen materiellen Versuchungen unzugänglich wäre. Das erscheint natürlich fast allen als eine verrückte Idee. Die Menschen haben so wenig psychologische Phantasie und meinen alles Ernstes, was sie an sich selbst sich nicht vorstellen können, sei auch anthropologisch unmöglich. Und doch könnte man so leicht durch einen Blick in die Geschichte der menschlichen Wunderlichkeiten, närrischer sowohl als bewunderungs- und anbetungswürdiger, sich eines besseren belehren. Jeder kann schon in seiner eigenen realen Umgebung, wenn er die Augen aufmacht, die wunderbarsten psychologischen Gebilde beobachten. Freilich macht man meistens die Augen nicht auf und beurteilt alles, was man an Menschen wahrnimmt, sehr oberflächlich und falsch nach sich selbst, wodurch dann allerdings eine große Uniformität in die Menschheit kommt. All die menschlichen Sonderbarkeiten, die man mindestens in der Geschichte sehen wird, sind unter bestimmten Verhältnissen psychologisch gesetzmäßig entstanden. Man muß nur studieren, unter welchen Verhältnissen es geschah; in vielen Fällen werden dieselben sich bewußt rekonstruieren lassen. Ist's nicht sonderbar, daß man im Physischen in jedem Zirkus die wunderlichsten unglaublichsten Spezialitäten ansehen kann, mit der Erkenntnis, daß das bewußt gezüchtet ist, und daß man trotzdem im Geistigen nicht an die Möglichkeit gezüchteter Spezialitäten denkt und glaubt. Vielleicht wird einmal ein Millionär, der nicht weiß, welche Bestimmung er seinem dereinst zu hinterlassenden Mammon geben soll, eine Anstalt stiften zur Züchtung fanatisch gerechter, um alle ungeistigen Genüsse unbekümmerter Menschen. Der Mann gehörte zu den größten Wohlthätern der Menschheit.

So lange aber diese postulierte Menschenart nicht besteht, müssen wir den Blick, mit allerdings stark ermäßigten Erwartungen, auf der Suche nach einem neuen Hort des Rechts, auf den ersten Stand der Menschheit richten, auf den ihre geistigen Führer, die sich zu einem freien Areopag zusammenschließen. Wir nennen ihn den ersten Stand, das Haupt am Organismus jedes Volkes. Es ist freilich ein anderer Stand, der als erster gelten will und auch soeben in Frankreich als solcher sich aufspielt; doch ist er vielmehr die partie honteuse eines Kulturvolks. Zieht er nicht gewaltsam die besten Säfte des Ganzen an sich und schwillt und schwillt, der finstern Wollust des Kriegs entgegen? Mag man ihn loben in seiner Art, ihn unentbehrlich nennen und unter Umständen hochwillkommen heißen — aber ihn als Erstes und Höchstes betrachten? wie nieder und ungeistig! Was hat vom höchsten, vom geistigen Gesichtspunkt aus dieser ganze Rummel für einen Wert? Wenn es am besten geht, nur den, daß im Substrat, dem besiegten Volk,

vielleicht ein Kindlein erzeugt wird, ein neuer regenerierter Volksgeist. Es giebt Menschen von niederer Geisteskultur, denen der Gegenpol des Gehirns das edelste Organ deucht, das sie am wenigsten missen möchten. Mag sein, daß es auch für Völker einen solchen Kulturgrad giebt; das muß aber überwunden werden. Nun, unter Menschen von Geist ist ja darüber auch kein Streit.

Warum aber geschieht es, daß „des Menschen allerhöchste Kraft", die der geistigen Führer der Menschheit, für die Führung der öffentlichen Angelegenheiten so ganz und gar ungenutzt bleibt? Die Dichter und Denker wollen von der wüsten Politik nichts wissen? Wohl wahr, aber es giebt Fälle, wo man im Namen der Gerechtigkeit muß. Die Dichter und Denker haben keine materielle Macht. Wohl wahr, aber sie haben moralische Macht.

Was ist denn materielle und moralische Macht? Die Maßeinheit der ersteren, sozusagen das materielle Machtatom, ist die Menschenfaust, oder in Kulturzuständen die qualifizierte Menschenfaust, die durch Bewaffnung und Disziplin ein je nach der Entwicklungshöhe der Mordskultur verschiedenes Vielfaches der einfachen Faust wert ist. In diesem Maß kann man, so wie man in der Mechanik von Pferdekräften spricht, jede materielle Machtgröße ausdrücken, nur daß man damit nicht eine Vergleichung macht, sondern die Sache selbst sagt. Ein Bataillon ist tausend Paar qualifizierte Fäuste, das deutsche Reich zweiundeinhalb Millionen. Zu einer realen Entfaltung der Macht kommt es zwischen den Völkern selten und noch seltener innerhalb eines Volkes; man weiß in der Regel zum voraus, woran man ist.

Moralische Macht ist die Fähigkeit, materiellen Machtteilen eine als freiwillig empfundene bestimmte Richtung zu erteilen. Die materielle Macht kann ja auch dirigieren, aber nur zwangsweise; dadurch verbraucht sie von ihrer eigenen Kraft nach innen und schwächt sich. Ein Heer, das nur durch Zwang und nicht auch durch freiwillige Begeisterung beisammen ist, wäre nicht viel wert. Darum müssen die Größen der materiellen Macht immer auch nach moralischer streben und suchen daher Begeisterung um sich zu verbreiten.

Man kann nun moralische Macht auf verschiedene Weise erwerben, auf stupidere oder geistreichere, man kann sie auch stehlen. In Beherzigung des Wortes „denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht und die Gewohnheit nennt er seine Amme" kann man sich moralische Macht erwerben durch zielbewußtes, immer neu wiederholtes Anschwätzen geistig geringer Leute. So ist z. B. viel sogenannter Patriotismus und monarchischer Sinn nichts als geprägte Stupidität. Dergleichen ist nicht viel wert; unter Umständen kann ein beliebiger Anderer sie anders prägen.

Ebenfalls zu den zweifelhaften Werten gehört die gestohlene moralische

Macht. Wenn ein Diplomat z. B., der einen Krieg wünscht, die Sachen so zu drehen versteht, daß nationale Eitelkeit und ähnliche niedere Instinkte die Leute zu Freiwilligkeiten treiben, welche ihm, dem Arrangeur, nützlich und willkommen sind, so hat er ohne Zweifel eine gewaltige moralische Macht ausgeübt, wiewohl man sie eher eine unmoralische nennen könnte, — aber selbst bei den heutigen noch gilt in der Politik die Moral ja nichts. Immerhin ist's eine bedenkliche Sache; vielleicht gilt doch die Moral mehr als man meint.

Die einzig legitime moralische Macht ist die, welche sozusagen der Dank für erwiesene Wohlthaten ist, seien es materielle oder geistige Wohlthaten. Daher die instinktive Hinneigung der Inhaber materieller Gewalt zu Kriegen, durch welche sie ihr Volk groß und reich zu machen und sich selbst den notwendigen Nimbus zu erwerben hoffen.

Die edelste und dauerhafteste moralische Macht ist aber die, welche man sich durch geistige Wohlthaten erwirbt, durch große Leistungen auf geistigem Gebiet. Solche Thaten erzeugen in dem empfänglichen Menschen, der in den Bann des Dichters oder anderen Künstlers gerät, einen Rausch, ein Gefühl der Anbetung, wie man es gegen ein geliebtes Weib, oder besser, wie das Weib es gegen den Mann empfindet; es wäre eine Wonne, ihm alles zu schenken, sich selbst und alles. Freilich, das ist ein vorübergehender Rausch, von dem man sich recht gut wieder erholt; man schenkt seinem Halbgott in Wirklichkeit auch nichts, aber ein sehr solides und tiefes Gefühl der Ergebenheit bleibt für immer. Das ist die moralische Macht der großen Geister. Man wende nicht ein: so fühlen nur Wenige. Das ist ja wahr, aber durch die Wenigen hindurch wirkt es doch weiter auf Viele, so wie der Regenbogen ein größeres, wenn auch blasseres Spiegelbild erzeugt. Es fühlen doch nicht alle wirklich den Goethe, den sie preisen? Dennoch, wenn es heißt: „Goethe sagt . . .“, so machen sie pflichtschuldig ehrfürchtige Schafsgesichter. Schade, daß den Lebenden gegenüber diese Pflicht viel seltener geübt wird, als gegen die längst Verstorbenen. Doch haben auch lebende Größen schon genug dieser edelsten Macht, und gerade in unserer Zeit, in der alle Talmiautoritäten immer mehr ins Wanken kommen, wird jene solideste und langlebigste aller Mächte immer schneller dem Ziele sich nähern: alle zu übertrumpfen.

Hermann Sudermanns Tragödie „Johannes“.

Kritische Studie von Martin Kriele.

(Berlin.)

Vor einigen Tagen wanderte ich durch das Flachland an der Oberspree, welches zwischen Erkner und Neu-Zittau liegt. Der Weg führte mich zunächst am Rande des weiten Rüdersdorfer Kiefernforstes entlang und alsdann durch sumpfiges Wiesenland. Hier und da, seitab von der Landstraße, traten in meinen Gesichtskreis einige kleine Kolonieen; tot, freudlos, ohne Sonnenglanz. Selten begegnete ich einem Menschen. Das Wetter war stürmisch und es regnete. Über die Stoppeln des schilfigen Grases sauste der Wind dahin und peitschte die kleinen Wassergräben und Wasserlachen, als wollte er sie zu Heiterkeit und Frohsinn aufwecken. Die zarten Bäume am Rande der Straße bogen sich knarrend und mit Widerwillen. Ab und zu flog eine krächzende Nebelkrähe vom Dämeritzsee und der flach dahinfließenden Spree her über die Landstraße dahin auf die feuchten, zerrissenen Grasflächen oder in den düsteren Forst hinein. Schreiende, träge Krähen, wie die Schmerzensseelen und die bösen Gewissen, die nirgends Ruhe finden und ratlos und thatlos umherflattern. Aus jedem Erdenwinkel schien mir die Melancholie der märkischen Kiefernhaide zu stöhnen. Es lag ein dunstiges Empfinden über der weiten Fläche.

Düstere Gemüter müssen es sein, die hier wohnen. Die Schwermut einer gequälten Seele scheint sich in jenem Lande niedergelassen zu haben. Eine schmerzliche Einsamkeit überkommt uns und mit ihr im Bunde, gleichsam sie umhüllend, eine glückliche Einsamkeit, die man nur dann empfindet wenn man einmal die Tiefe der Stimmung erfaßt hat, welche in dem kostbaren Worte „Mutterseelenallein“ liegt, und die man um so tiefer fühlt, wenn man nicht allein, sondern zu zweien mutterseelenallein ist. Eine wunderbare Verschmelzung des Herben und des Wonnigen. Gleichsam wie den Erdgeruch, ja geradezu als solchen, atmen wir diese Stimmung ein.

Wo die Spree an die Chaussee näher herantritt, liegt zwischen beiden eine kleine Anhöhe, gegen den Fluß geschützt durch hagere, hochaufgeschossene Bäume. Auf ihr erblicken wir ein paar Kossätenhäuser, leblos und armselig, eine kleine Kolonie, die den Namen Schön-Schornstein trägt und aus Gerhart Hauptmanns Novelle „Bahnwärter Thiel“ bekannt ist. Wie tief hat der Dichter in dieser Erzählung die schwere Stimmung, den Erdgeruch jenes Landstreifens in seine Seele aufgenommen. Das regenschauerträge Ächzen der Nebelkrähen, die das Wesen jener Landschaft trefflich symbolisch darbieten, zieht durch die ganze Novelle, wie ein Niederungs-

bach, der langsam dahin fließt, als könne er sich von den schmerzlich traurigen Uferteilen, seinen Leidensgefährten, nicht trennen. Schön=Schornstein, von dem herab sich der Rauch schwer und düster über das Land legt, das ich darum gerne die Wiesen von Schön=Schornstein nenne.

Nichts stört in jenem Streifen Flachlandes unsere Stimmung, unser Empfinden. In jedem Halme, jedem Steinchen, jedem Strauche, jedem Hause, jedem Tiere und Menschen spiegelt sich der herbe, in seiner feierlichen Einfachheit so schöne Schmerz einer gequälten und in sich dennoch so glücklichen Seele, jene doppelte Einsamkeit. So bietet uns die Versenkung unserer Seele in die einheitlich stimmungsvolle Natur und alsdann die Aufnahme der Natur in unser Herz einen Genuß von großartiger Schönheit und Reinheit. Wir saugen mit glühender Liebe die schmerzenglückliche Seele der Landschaft ein, auf daß sie eine Schwester unserer eigenen Seele werde. Durch die natürliche Herrlichkeit ihres förmlich abgeschlossenen Wesens bringt sie Reichtum, Frieden und Reinheit, Güte und Liebesfröhlichkeit in unsere vom täglichen Barrikadenkampfe der Weltstadt trübe und matt gewordene Gottesebenbildsseele.

Wie auf den schmerzenglücklichen Wasserwiesen von Schön=Schornstein, so in den lachenden Kornfluren Niederschlesiens, so im majestätisch aufjauchzenden Schwarzwalde, so in den heiterernsten Blumen= und Gemüsegärten der Elbemarschen. — Wie ein Hauch der Ewigkeit senkt sich die Allschönheit der Natur in unser Herz: leise, linde, liebevoll. —

Als ich in dieser religiösen Stimmung vor das Dorf Neu=Zittau kam und noch einmal zurückblickte über das thränenfeuchte, einsame Wiesenland bis zu den Kiefern des Rüdersdorfer Forstes und dem Turme der Kirche von Erkner, da trat mir wieder einmal der tiefinnerliche Zusammenhang von Natur und Kunst vor die Seele, in einer anderen Beziehung als in der von Arno Holz aufgestellten Kunstformel. Jene einheitsvolle Stimmung, welche aus dem kleinsten, zunächst vielleicht als häßlich erscheinenden Flecken Landes in unsere Seele einströmt, sofern sie nicht verschlossen ist, sie soll auch aus jedem Kunstwerk in uns fließen so, wie ich es an dem Beispiele der Natur zwischen Erkner und Neu=Zittau zu zeigen versuchte: einheitsvoll, königlich und schlicht. Wir wollen leben vereint mit dem Kunstwerk, wir wollen es nicht sehen. Nicht daß sein materieller Inhalt ein Teil unseres Lebens werde, sondern daß seine Seele in unserer Seele aufgehe. Hierfür ist allerdings die nächste Voraussetzung, daß das Werk, das sich ein Kunstwerk nennt, überhaupt eine Seele besitzt. Das Kunstwerk muß eine Grundstimmung besitzen, aus der wie aus einer silberklaren Quelle alle inneren und äußeren Handlungen ausströmen, aus der sich das Leben des Kunstwerks erschließt, lautlos wie der Kelch der Blume.

Und nach dieser allgemeinen Betrachtung gingen meine Gedanken zurück zu einer Dichtung, die ich vor kurzem gelesen hatte, zu Sudermanns Tragödie „Johannes". —

Der Inhalt dieser Bühnendichtung von Hermann Sudermann ist die Tragödie von Johannes dem Täufer. Sie stellt die Unvereinbarkeit der einsamen Weltanschauung einer innerlich veranlagten Person, die den Drang der Propaganda in sich leben verspürt, mit derjenigen der öffentlichen Meinung, welche im vorliegenden Falle in zwei ihrem Wesen nach feindliche Lager, in dasjenige der herrschenden Priesterklasse und das der regierenden Familie, geteilt ist, dar. Dieser doppelte Widerstand verlangt einerseits um so größere Kraft des gemeinsamen Gegners, da es eben ein gemeinsamer ist, andrerseits eine um so größere künstlerische Fähigkeit des darstellenden Dichters.

Der Gegensatz der drei Parteien muß sich in den Lebensäußerungen, den Handlungen von Persönlichkeiten, welche eine der drei Weltanschauungen repräsentieren, offenbaren. Diese müssen als lebendige Wesen vor uns stehen, damit wir in ihnen leben können. Nur so können wir den Zusammenstoß und seine Notwendigkeit, und alsdann die Tragödie in uns aufnehmen. Wenn wir in dem Drama den Kampf der drei Weltanschauungen miterleben, den Ausgang desselben so empfinden, wie er vom Dichter beabsichtigt ist, d. h. im vorliegenden Falle als einen tragischen, dann saugen wir aus der Dichtung das, was ich den Erdgeruch oben nannte, ein. Eine einheitliche Stimmung erfaßt uns; wir haben ein Bild in der ihm zukommenden Farbe vor uns, nicht eine Reihe von neben einander als Vorarbeiten ausgeführten Skizzen. Nicht die aus verschiedenen Ideenkreisen zu einem Ganzen vereinigte Physionomie der Zeit, der historische Untergrund, ist dieser Erdgeruch. Diese spiegelt sich wohl in einzelnen Teilen des Kampfes oder in seinem Ausgange, um die Darstellung als eine historische in unserem Empfinden zur Geltung zu bringen.

Notwendig ist nach dem heutigen Stande der Kenntnis vom Wesen der Kunst dieser Grundzug nicht einmal in allen Fällen; man denke z. B. an Eduard von Gebhardts Gemälde aus dem Leben Christi.

Indessen Sudermann hat es gewollt, seinem Drama den historischen Boden nach der Überlieferung zu geben. Soweit das überhaupt möglich ist; denn eine Darstellung in hebräischer Sprache mit Zusätzen von Latein und Griechisch war nicht angängig. Diese Sprache hat er durch die feierliche Ausdrucksform der Bibelübersetzung von Luther zu ersetzen versucht. Das lag schon aus dem Grunde am nächsten, weil wir (ein interessanter Fall) sprachliche Darstellungen aus dem Neuen Testamente nur in dieser Sprache als historisch empfinden, abgesehen von den wenigen Leuten, die

in der Gymnasialprima einige Bücher des Neuen Testamentes im Urtexte gelesen haben. Dieser Versuch Sudermanns ist keineswegs als gelungen zu bezeichnen. Er hat es nur zum Teil vermocht, zugleich mit der bilderreichen Sprache und des in ihr liegenden feierlichen Wortfalles das Leben, das an Ort und Stelle, bei Luther, uns anspricht, in seine Dichtung aufzunehmen. Wie wäre es sonst möglich, daß die liebliche, knospende Blume Mirjam am Anfang des Vorspiels ein so zartes Wort, wie „Ihr Fuß rührt nicht an den Stein, und ihr Fleisch ist wie der Odem des Nachtwindes" anwendet, ohne daß man vernünftiger Weise weiß, was es an dieser Stelle bedeuten soll. Dieses allegorische Bilderwort soll doch nicht etwa wörtlich auf die vorüberziehenden dunklen Gestalten anzuwenden sein. Soll man es ferner für möglich halten, daß Sudermann den Täufer, als er des Gichtbrüchigen ansichtig wird, in einer Situation, wo uns die Feierlichkeit seines Wesens zum ersten Male zu Herzen treten soll, sagen läßt: „Was kriecht dort am Boden und wimmert?"? Das Wort steht wahrscheinlich irgendwo im Luther'schen Texte. Indessen, es kommt doch auf den Zusammenhang an; hier ist es einfach ein verständnisloser Mißbrauch der Sprache Luthers. Zum dritten: im ersten Akte fragt Hachmoni den Eliakim: „Weißt Du noch nicht? Johannes ist in der Stadt"; darauf Eliakim: „Der Johannes giebt es viele"; alsdann Hachmoni: „Der Täufer, Mensch." Dieser Ausruf „Mensch" stört jede feinere Stimmung. Außerdem: eine eigentümliche Abart des Naturalismus, den Bierstimmungston des modernen Berlins in die Straßen des neutestamentlichen Jerusalems zu exportieren. Weiter: als im dritten Akt der Knabe der Jaël weinend sich an die Mutter schmiegt, während diese ihm befiehlt, vor Johannes niederzuknieen, fragt Johannes: „Was soll das, Jaël?" Die Worte der Frage wirken wie ein ästhetischer Rippenstoß. Einen noch herrlicheren ästhetischen Genuß bieten uns folgende Worte des dritten Aktes aus dem Munde der Herodias: „Und Du gedenkst der Nächte nicht mehr, da irre Schritte zu den duftenden Gärten sich hinuntertasteten, da in das Fieber des großen Blühens zwei Nichtschlafende ihre Seufzer mischten." Im fünften Akte läßt der Dichter den Marcellus beim Eintritt der Salome zum Tanzen, wo jeder Leser angesichts der bevorstehenden Katastrophe in tragischer Stimmung sich schon befinden soll, die gänzlich überflüssigen Worte sagen: „Das muß man sagen, Gabalos, lumpen laßt ihr euch nicht." Ein neuer Rippenstoß; abgesehen davon, daß der Ausruf eine sonderbare Psyche des für die plötzlich auftretende Schönheit der Semitenjungfrau Salome wohl kaum unempfänglichen Römers Marcellus darbietet. Und da sollte Vitellius wirklich wortlos bleiben und nicht zum mindesten einen ähnlichen Kraftausdruck (etwa: „Frecher Bursche"; ich meine das im Ernst) zur Hand

haben, als in seiner und seines Gefolges Gegenwart Johannes (der zögernde!) zu Manasse und Amarja sagt: „Redet; denn mich dünkt, wir sind ganz allein." — Wir sehen schon hier, daß mit dem Mißbrauch der lutherischen Sprache das Widerspruchsvolle in der Charakterisierung einzelner Personen, wovon weiter unten die Rede sein wird, zusammenhängt. Die angeführten Beispiele ließen sich noch vermehren; sie mögen genügen, um über den mehr nebensächlichen Punkt, die Anwendung der lutherischen Sprache, hinwegzukommen. Diese Verwendung ist in sehr vielen Fällen als rein äußerliche zu bezeichnen, in vielen als ein unästhetischer Mißbrauch. — Im übrigen ist der Stoff, wie ihn die Evangelien darboten, äußerlich mit großer Treue benutzt und durch die Phantasie des Dichters sogar ziemlich reich ausgeschmückt worden. Die Tiefe der Zeit, die religiösen, die sozialpolitischen und sonstigen politischen Zustände, hat der Dichter jedoch nicht einmal versucht zu ergründen. Auf einem solchen Boden hätte das Wesen des Johannes vielseitiger und bedeutungsvoller dargestellt werden können und müssen.

Gehen wir nunmehr zur Beurteilung des tragischen Konflikts über, so haben wir uns das Wesen derjenigen Personen, welche an demselben einen thätigen oder leitenden Anteil haben, in lebendiger Klarheit vorzustellen. Die Pharisäer, die zwar unbeliebte, aber mit strenger Kraft herrschende Priesterklasse in Judäa, kommt dabei so gut wie garnicht in Frage. Der Dichter hat einige Repräsentanten nur nebenbei eingeführt, um den Gegensatz zwischen dem Bußeprediger und der unbußfertigen Herodias und deren Tochter desto schärfer hervorzukehren, um seine Fertigkeit, Salonscenen darzustellen, besser verwerten zu können. Sudermann hat dadurch einerseits den Konflikt in Johannes wesentlich vereinfacht und damit eine Vertiefung der Seele des Täufers sehr einfach und handwerksmäßig ausgesondert, andererseits dem Konflikte die Tiefe der Handlung genommen. Ich habe den Ausgang des Johannes überhaupt nicht als tragisch empfunden, weil eben die Tiefe des Konflikts fehlt; der Abschluß hat in mir keinen Schmerz wachgerufen. Ich habe mir nur gesagt: zu ärgerlich, daß es so kam. Mein verehrter Lehrer an der Gelehrtenschule des Johanneums zu Hamburg, Professor Lic. theol. Adolf Metz, hat im Jahre 1886 eine sehr feine Abhandlung „Über Wesen und Wirkung der Tragödie" geschrieben, in welcher er, ein Schüler von David Friedrich Strauß, die religiöse Tiefe des Wesens der Tragödie mit vornehmer Schärfe darlegt. Das Büchelchen kam mir jetzt wieder in die Hand und befestigte meine Ansicht von der Oberflächlichkeit der Darstellung Sudermanns noch mehr.

Um das Fehlen der Tragik in der vorliegenden Bühnendichtung uns zu erklären, müssen wir uns die Person des Johannes, der Salome und der Herodias näher ansehen.

Was erfahren wir von dem Wesen des Täufers? Er ist ein Bußeprediger. Was wissen wir über seine Bußepredigt selbst? Nichts! Niemand im Drama scheint eine klare Vorstellung von ihr zu haben, nicht einmal der gesetzeseifrige Wollenhändler Eliakim, der doch sicherlich genug Gelegenheit hat, um von den Vorgängen im Volke Kunde zu bekommen! Wie hätte sich in der Kerkergartenscene, in welcher Johannes dem Vierfürsten Herodes gegenübertritt, die Natur des bußepredigenden Vorläufers Christi, der Inhalt seiner Predigt offenbaren können, ja müssen, wenn es nun einmal nicht möglich war, dies in den langen Akten vorher zu thun! An Stelle dessen erhalten wir die Konfrontation eines zaudernden, schwächlichen Ideologen und einer faden Serenissimus-Seele. Der Mann, der den Beruf hat, dem Heiland der Welt den Weg zu bereiten, sollte wenige Tage vor der Erfüllung seines Berufes wie ein unreifer, in ewigem Bangen schwebender Gymnasiast über das Wort Liebe gestaunt haben? Er, der dem Könige der Liebe die Bahn des Siegeszuges freizumachen vom Himmel beauftragt ist? Dieser unschlüssige Schwächling Sudermanns (pg. 148) sollte einen so scharf die Situation überblickenden Entschluß fassen können, daß er bei der ersten Anwesenheit im Hause Josaphats plötzlich diesen bittet: „Willst du mir die deinen vertrauen für einen Augenblick?" Er, der so scheu seine Jünger fragte, ob sie zweifelten, daß er den Herodes und sein Weib richten würde, zu welchem Zweifel er allerdings soeben sehr begründeten Anlaß gegeben hatte, und der kurze Zeit darauf in einer höchst schwachen Schaubühnenscene den erhobenen Stein fallen läßt — er sollte plötzlich so gestärkt sein durch die Nachricht von dem Nahen Christi, daß er in Gegenwart der Dinergesellschaft des fünften Aktes die selbstbewußten Herrenworte spricht: „Redet; denn mich dünkt, wir sind ganz allein?" Dieser nüchterne, wortkarge Johannes Sudermanns sollte espritreiche Wortspiele (pg. 90) führen? Kurz und gut: von dem Wesen des Johannes erfahren wir so gut wie nichts, und was wir von ihm hören, ist eine Reihe von psychologischen Unmöglichkeiten.

Mit dem Wesen der Salome steht es um keinen Grad besser. Von allem besitzt sie etwas. Zuweilen ist sie tückisch (pg. 125), zuweilen philosophiert sie (pg. 67, 141), zuweilen gefällt sie sich in geistreichelnden Posen (pg. 73), zuweilen ist sie übermütig (pg. 126), zuweilen kindlich zart (pg. 70), zuweilen poetisch (pg. 126, 127); meist jedoch ist sie tigerhaft wollüstig, doch wiederum hierbei manchmal naiv, mehr hauskatzenartig. Sie versteht es (pg. 141), in der einen Minute eine „zähnefletschende" Bestie zu sein, in der nächsten eigenwilliger Philosoph. Auch als Dämon offenbart sie sich (pg. 65) und scheint als solcher bei Hauptmanns Rautendelein (Hauptmann, Die versunkene Glocke, pg. 74 und 75) ein gelehriger Schüler ge-

wesen zu sein, ja selbst die Ausnutzung der nämlichen Situation in sich aufgenommen zu haben. Wie sie dazu kommt, den grauenhaften Wunsch der Mutter gleichfalls zu empfinden, ist rätselhaft. Auch bei Salome also eine große Unklarheit des Wesens, nirgends ein sich überall wiederspiegelnder Grundzug. Ich bin außer Stande, irgend eine Entwicklungsstufe dieser Prinzessin von Leibes Gnaden mir vorzustellen.

Und Herodias endlich? Sie besitzt allerdings in den meisten Situationen einen Grundzug. Sie ist ausschließlich Tiger, dem die Fähigkeit gegeben ist, poetische Ausdrücke in tiefem Unverständnis herzusagen und die Krämerseele des Vierfürsten zu hypnotisieren. Ein sonderbares Weib!

Die Unklarheit der drei Hauptpersonen des Dramas, dazu der gänzliche Mangel an Vertiefung des Inhalts ihres Wesens nehmen dem Drama jede Tragik. Das würde schon genügen, um den Wert des Schauspiels festzustellen.

Es kommt aber noch die Roheit der Technik und der theatralischen Effekte in Betracht. Ein unmotiviertes Hinaus- und Hineingehen beim Wechsel der Scene ist des öfteren festzustellen (z. B. pg. 138/139). Die häusliche Auseinandersetzung zwischen Herodes und Herodias bricht (pg. 62) in dem Punkte ab, wo sie für das Drama erst einigen Wert zu erhalten scheint. Das Vorspiel ist eine Spukscene, anstatt eine unsere Seele ergreifende Episode aus dem Leben eines Menschen zu sein, der in einsamen Gedanken und Empfindungen lebt und seelenadligen Menschen eine Quelle der Stärkung und Heilung ist. Im zweiten Akte (pg. 64) trifft den Johannes unter Harfenspiel ein Blumenregen ins Gesicht, wobei er erstaunt fragt: „Wer spielt mit mir?“ Am Ende der neunten Scene des dritten Aktes, in dem Augenblicke der Verwandlung der Bühne, verläßt Mirjam ohne irgend eine Veranlassung das Zimmer im Hause Josaphats. Und nun der Schluß! Das Drama hätte mit der neunten Scene des fünften Aktes abschließen sollen; denn damit ist die sogenannte Tragödie beendet. An Stelle eines solchen Schlußes folgen aber noch zwei Scenen. Wir hören das Volk Hosianna jubeln, während Christus feierlich in die Stadt einzieht. In diesem Augenblicke springt Herodes auf die oberste Stufe, die zum Altane führt, und ruft, indem er seine Weinschale schwingt: „Gegrüßt seist Du mir, König der —“. Bei dem letzten Worte „stutzt er, wendet sich ab und verhüllt sein Haupt“. Wir haben bereits angeführt, daß eine zehnte und eine elfte Scene überhaupt überflüssig sind; die von Sudermann uns gebotenen beiden Scenen sind im besonderen noch deswegen wertlos für das Drama, weil sie Handlungen enthalten, die uns schon bekannt sind; denn von dem Einzuge Christi sind wir bereits durch die Jünger des Täufers unterrichtet worden. Die Gegenüberstellung Christi

und des Herodes ist ebenfalls für die „Tragödie" ohne jeden Wert, denn sie bringt nichts neues zur Charakterisierung des Herodes. Ja, nicht genug damit; diese Scene bietet eine widerliche Roheit dar, für welche Sudermann vor dem Forum der Litteraturgeschichte die Verantwortung tragen mag. Christus, im Strahlenkranze der Liebe und des Friedens einziehend, eine Feier von hellster Reinheit und Seelenstille. Die Mitfeier dieses Augenblicks wird uns in taktloser Weise dadurch zerstört, daß der vom Weingenuß erhitzte Schwächling sich nochmals uns präsentiert. Eben war er noch der Zeuge der Enthauptung des Täufers gewesen und hatte sich als empfindungslosen Gesellen von reinster Farbe erwiesen. Jetzt sollte dieser Mensch plötzlich von dem Einzuge Christi ergriffen werden, nachdem er wenige Sekunden vorher in tollstem Übermute den Seelenkönig (in Gegenwart des Vitellius!) willkommen geheißen, wenn auch mit ironischer Färbung? Zum mindesten eine sehr unwahrscheinliche Seelensituation. Es ist aber eine Roheit, die jeder vornehmen Regung entbehrt, eine solche Episode als Krönung des ganzen Dramas ohne innere Notwendigkeit uns darzubieten, lediglich um einen Theatereffekt, ja noch mehr, einen Zirkuseffekt hervorzurufen. Mit einem Zirkuseffekte endet die „Tragödie"! —

Schließen wir die Akten. Von einigen Schönheiten einzelner Scenen und von der vornehm und stimmungsvoll gezeichneten Mirjam abgesehen, einem Wesen, das Sudermann in kluger Berechnung höchst selten unterläßt in eines seiner Theaterstücke einzusetzen, enthält die „Tragödie" nichts, was mit der Kunst etwas gemein hätte. Possen von Schönthan oder Moser, pikante Halbweltstücke, wie sie der Erzieher von Berlin W., Siegmund Lautenburg, aufführen läßt, ad hoc bestellte und gezimmerte, mit zehn Prozent Rührung gemischte Sittenschaustücke im Alexanderplatztheater erheben wenigstens nicht den Anspruch, sich mit der Kunst berühren zu wollen; sie dienen lediglich Finanzzwecken und dem Unterhaltungsbedürfnisse. Das Effektbild Sudermanns, welches dank der Unbildung des Theaterpublikums in hervorragender Weise, als Buch und als Schaustück, massige Gelder eintreibt, erhebt mit dem schweren und ernsten Worte Tragödie jenen Anspruch. Da kann man nur die Achseln zucken. —

Wie kommt das Drama überhaupt zu dem Titel „Johannes"? Nach dem, was wir von dem Wesen des Johannes kennen lernen, erscheint es sehr rätselhaft. Selbst wenn dieser tiefer erfaßt worden wäre und die Zeit, in welcher er auftritt, mit dem historischen Geiste, d. h. mit der gewaltigen Tragik, welche sie für das Altertum bringt, erfüllt worden, also eine zweifache Tragödie entstanden wäre, hätte Johannes nicht als vielseitige Persönlichkeit, sondern lediglich als bußepredigender, zorneifernder Vorläufer des Messias der Mittelpunkt der Tragödie werden können.

Daher wäre in jedem Falle ein unpersönlicher Titel mit größerem Rechte am Platze gewesen, vielleicht: „Vor Sonnenaufgang". Damit hätte auch Sudermann, wie es Hauptmann im Jahre 1889 that, sagen können, was er mit seiner Bühnendichtung geben wollte: den ersten Wurf in einer neuen Periode künstlerischen Schaffens. Das Johannesdrama soll eine solche Bedeutung haben; das ist nicht zu unterschätzen, da es sich um einen einflußreichen Bühnenschriftsteller handelt. Ein Mann, der die Fähigkeit, die Seelen der Menschen in der Tiefe zu erfassen, nicht besitzt, was das Schaustück Johannes genügend gezeigt hat, der indessen eine ziemlich gute Kenntnis von Salonkonflikten und das technische Geschick, dieselben überall zu verwerten, besitzt, was das Schaustück Johannes gleichfalls, wie alle seine Vorgänger, in ausreichendem Maße bewiesen hat, begiebt sich auf das Gebiet des intimen Dramas, und zwar sogleich mit einem historischen Stoffe! Die Johannes-Dichtung hat wohl den endgültigen Beweis gebracht, daß Sudermann kein Künstler ist. Ein Bühnenschriftsteller, wie es deren mehrere von derselben Bedeutung auf dem Tagesplane giebt, mag er sein. Dem Bühnenschriftsteller steht das Unterhaltungsbedürfnis des Publikums gegenüber, dem Künstler der ewige Drang der Menschheit zur Klarheit und Reinheit der Seele und des Geistes, der Drang über sich selbst hinaus. Auf diesen Drang kann nur derjenige wirken, der mit seinem Gemüte und mit seinem Verstande das Objekt seiner Darstellung durchlebt. Ein solcher Mensch ist ein Künstler. Nur auf dem Wege des Durchlebens kann einem Werke dasjenige verliehen werden, was jenem Drange, man verzeihe das Wort, aber man nehme es in seiner inneren, eigentlichen Bedeutung, „imponieren" kann. Das kann nur der Adel. Dieser offenbart sich in dem, was ich oben den Erdgeruch nannte. — Geruch von der Erde, aus der die Seele des Künstlers entsprossen, Geruch von der Erde, auf der das Objekt erwachsen.

Das junge Ungarn.

Von Prof. Dr. Béla Lázár.

(Budapest.)

(Schluß.)

III.

Franz Herczeg.

Franz Herczeg hat mit seinem Drama: „Die Tochter des Nabob von Dolova" (A dolovai nábob leánya) seinen stürmischsten Erfolg geerntet, aber seine Erzählung „Die Töchter der Frau Gyurkovics" (Gyurkovics leányok) hat gleichfalls hohen Ruf im Lande erlangt.*)

Als Erzähler hat er sich mit seinem Werke „Szabolcs Heirat" (Szabolcs házassága) zu wahrhaft künstlerischer Höhe erhoben; seine novellistischen Erfolge indessen erklären einige seiner modernen Eigentümlichkeiten, in erster Reihe eben sein ausgezeichnetes Gefühl für volkstümliche Probleme. Das Geheimnis des Erfolges ist aber stets das: ob der Schriftsteller den Gedankenkreis findet, der sich mit der Seele, den Gedanken, der Gefühlswelt und mit dem Interesse des Publikums deckt?

Franz Herczeg hat dies gefunden, sowie es eben auch ein Ohnet findet; aber wir fragen: ob seine Kunst auch tiefere Seelenzustände beleuchtet, ob er uns den Menschen vorführt, den Menschen mit seiner Seele und seinem Physikum, und zwar in der mächtigen Phantasiekraft einer Künstlerindividualität? In seinen vorhergehenden Werken — und gerade diese rissen das Publikum mit sich fort — strebte er gar nicht nach dergleichen. Er wollte einfach Erfolg ernten. Und hierzu wandte er das folgende Rezept an:

Alte Märchenmotive. Hieraus kannst du nehmen, soviel du eben willst; wozu hätte man denn die Gesetze der Permutation entdeckt? Löse dieselben in neuen und modernen Einzelzeichnungen auf. Das Kleid, welches dein Held anzieht, die Konditorei, die er zu besuchen pflegt, soll modern sein. Vom Zonentarif angefangen, soll er den gesellschaftlichen Anstand kennen, und zwar bis in die kleinsten Teile hinein.

Nicht zu gut ungarisch sprechen? Die Mädchen sollen skandalös

*) Ins Deutsche sind übersetzt von seinen Werken: 1) Frau Lieutenant und andere Humoresken. Berlin, Janke. 1894. 2) Bibl. für fremde Zungen. XIX. 3) Sammlung mod. Belletristik. III. 4) Sumpfblume. Univ. Bibl. 5) Baron Rebus. Univ. Bibl. 6) Die Töchter der Frau Gyurkovics. Budapest, Singer und Wolfner. 1897.

schlecht, die jungen Herren sollen noch skandalös schlechter ungarisch sprechen. Eine Portion

Sprechfreiheit muß ihre Konversation zeigen, grobe Ausdrücke sind bisweilen sehr treffend. Ihr Auftreten soll immer

gleichmäßig männlich sein, sowohl das der Weiber, als auch das der Männer; militärische Hauptmannsweiber sind hinreißend „schneidig". Wenn du dich aber nichts scheerst

um die Gefühle, so erstickе die sentimentalen Scenen in Selbstspott, die Liebe in Liebelei; als Draufgabe sollst du auch

Einfälle haben, die du geschickt anbringst: fertig bist du mit der modernen Novelle, die ganz gewiß gefallen wird. Daß die Komposition in die Länge gezogen, die Moral falsch und obscön, um dergleichen Kleinigkeiten darfst du dich nicht kümmern! Die Hauptsache ist, daß deine Stoffe geschickt sein sollen; und Franz Herczeg verstand es gar sehr, seine Stoffe von der Oberfläche des Lebens zu schöpfen. Die Frage bei den „Gyurkovics-Maiden" (Gyurkovics leányok) lautet: wie gab Frau Gyurkovics ohne Geld und Mitgift ihre Töchter in die Ehe zu lauter Herrenleute? Dies ist eine sehr kitzlige Frage, die gar viele Mütter und gar viele Töchter interessiert. In den „Gyurkovics Söhnen" (Gyurkovics fiuk) zeigt er: wie man zu Stelle, zu Ansehen bloß durch Hohlheit gelangen kann. Das kümmert ihn gar nichts, daß er lauter Karikaturen zeichnet; macht man denn in Ungarn thatsächlich auf diesem Wege Carriere? Dergleichen leere Kavalierdienste genügen wirklich, um zum Reichstagsabgeordneten gewählt zu werden? Als Einfall ist dies traurig, als Beispiel herabstimmend! Wenn es aber unterhaltend ist?

In seinem Roman „Szabolcs Heirat" (Szabolcs házassága) hat er Wertvolleres geschaffen, als alle seine früheren Erzählungen. Einen tiefen Blick hat er hier in die Verstecke der menschlichen Seele geworfen; und wenn er auch sein Hauptproblem: die Beschreibung der Liebe, — der Liebe, die tötet, — ungelöst ließ, so hat er doch ein wahrhaftes Milieu geschaffen, in dem er eben vortrefflich die Hohlheit der ungarischen Gesellschaft gezeichnet hat, und zwar in abgerundeter, geschlossener Handlung. Alexander Szabolcs hat seine Seele vor uns aufgedeckt, die des verarmten Gutsbesitzers, der durch eine gute Heirat sich auf die Füße zu stellen strebt, aber seine innere Hohlheit steht seiner später erwachten Liebe im Wege. Als Alexander Szabolcs im Frühjahrspferderennen die letzten Trümmer seines Vermögens verloren, heiratete er Malvine Forgács, und fand, daß seine Gattin genug fesch, sein Schwiegervater genug reich sei. Aber Malvine sehnt sich nach gesellschaftlicher Carriere, und während er seine Heirat für einen Rückzug ansah, wollte seine Gattin diese für eine Erhöhung ansehen. Auf diesen Gegensatz baute der Verfasser die Tragik der beiden. In der

Frau war der Größenwahn stärker, als die Liebe, Szabolcs hingegen war schwach genug, um dies bei seiner Frau im Keime zu ersticken. Seinen gewaltthätigen Charakter hatte ja eben diese seine Schwäche gestürzt. Szabolcs Vetter, der Graf Bakó, bemerkt diesen Gegensatz und benützt den gegebenen Augenblick; er wird in der vornehmen Gesellschaft der Cicerone der Frau, und Malvine wird deshalb die Geliebte des Grafen Bakó. Weshalb soll man diese hingeworfene, aber nicht erklärte Wendung glauben? Viel wahrheitsgetreuer ist seine Zeichnung des Verhältnisses, das sich zwischen Szabolcs und der Herzogin Lätitia entspinnt. Das launenhafte, verzärtelte Zuckerpüppchen, die Herzogin, wird eine Zeit lang Szabolcs Geliebte, verläßt ihn aber, als daraus ernstere Gefühle entspringen. Diese Gestalt ist mit glänzender Phantasie gezeichnet. Diese gekrönte Grisette ist die beste Gestalt Franz Herczegs. Szabolcs kehrt nach diesem Sturz zu seiner Gattin zurück, macht ihr anfangs aus Trotz den Hof, verliebt sich dann in sie, und erfährt nun freilich das Verhältnis seiner Gattin zum Grafen Bakó. Er tötet im Zweikampf den Grafen, — und auch seine Gattin? Nein, sich selbst, und schreibt an die Gattin einen sentimentalen Brief. Dies ist zwar unwahrscheinlich, bis zu diesem Punkte aber führt er uns in Szabolcs eine trefflich gezeichnete, echt ungarische Gestalt vor.

Auch in der „Tochter des Nabob von Dolova" (Dolovai nábob leánga) hat er eine solche ausgezeichnete Gestalt geschaffen, den Oberlieutenant, der sich in die Tochter des für einen Nabob geltenden Grundbesitzers verliebt, und diese auch in ihn. Es entpuppt sich, daß der Grundbesitzer zu Grunde gegangen ist; wie soll er nun die Tochter heiraten, sie hat ja keine Kaution? Die Farbe der Lebenswahrheit trägt diese Gestalt an sich, die einzelnen Scenen des Dramas sind herrliche Bilder der ungarischen höheren Gesellschaft. Die Lösung ist sehr erzwungen: die Maid kommt zu Geld, also ist kein Hindernis vorhanden. Aber der Oberlieutenant ist ein echter ungarischer Husar; der Stil des Stückes ist rechte Salonsprache, freilich, wie sie in der Provinz gebräuchlich ist.

Zum Erfolg aber verhalf ihm auch hier die Volkstümlichkeit des Problems. Sein Drama „Das Horthy Haus", das bühnengemäß und viel wertvoller ist, wies das Publikum zurück, das an den komischen Situationen der „Drei Grenadiere" oft und gerne sich unterhält. Jedes seiner Stücke charakterisiert die Oberflächlichkeit des Problems. Nur in „Szabolcs Heirat" versuchte er das tiefere Analysieren, und bewies, daß, wenn er sein vortreffliches Schriftstellertalent, das er in seinen glänzenden Nebengestalten leuchten läßt, der scharfen, eindringenden Beobachtung der Wirklichkeit, des Lebens zuwendet, auf wahre künstlerische Erfolge rechnen kann.

Zerstörte Zeit.

Novelle von J. J. David.

(Wien.)

(Fortsetzung.)

Einmal führte ihn sein Weg zu einer sehr stillen Stelle. Es hatte nach langer Dürre geregnet und das Laubwerk gewann davon seine ganze grüne und leuchtende Freudigkeit wieder. Riesenhüter eines Geheimnisses, das er nicht ahnte, standen Rotbuchen da; ihre Kronen verschränkten sich hoch im Blauen und das rote Licht der Mittagssonne tanzte flockig und gedämpft auf dem Braunrot der rissigen Borke. Es war ein eigen Schweigen; nur ein Finke rief lockend und hastig sein Pinke Pink und in einem heimlichen Grunde zwitscherte ein verhohlen Wasser, das sich über Geröll seinen eilfertigen Weg brach. Zwei eingesunkene Hügel waren vor ihm; auf dem einen erhob sich ein Kreuz und er wußte, daß darunter seine Mutter schlafe, auf dem anderen stand nur noch ein Stecken aufgerichtet; kürzer, lag ein zweiter daneben. Den hatte der Vater wohl einmal mit Bast, weil alles Eisenwerk so kostbar geworden war, an den stärkeren Stock gebunden, und seither war er abgefallen, ohne daß sich wer Mühe nahm, das Zeichen einer ewigen Verheißung wiederum aufzurichten. Da mußte die Mutter der Lois schlummern. Er nahm sein Messer, schnitzte ein rechtschaffen Kreuz und rammte es tief in das weiche Erdreich. In einem dumpfen Sinnen, das ihm öfter aus seiner Abspannung kam, verweilte er sich, bis er endlich dem Hunde pfiff und sich mit ihm heimwärts kehrte, ohne den er seit dem Bärenkampf nicht mehr zur Wildnis ging. Das ungebändigte Tier, das vordem nur der Lois gehorchte, lief ihm zu und verstand jeden seiner Winke. Zu Hause aber fuhr er das Mädchen an: „Hast Deine Mutter gekannt?"

Sie sah ihn fast verdutzt an: „Wie denn soll ich? Wo sie gestorben ist, wie ich gekommen bin!"

„Weißt, wo sie begraben liegt?"

„Ja. Einmal bin ich dorten gewesen. Öfter nicht. Weil's mir nicht gefallen will dorten. Einödig ist's. Und was soll ich machen dabei?"

„Hast sie denn nicht gern gehabt?"

Sie lachte: „Komisch fragst, Gregor. Wo ich sie mit keinem Aug' gesehen hab'!"

„Weil sie eine Heidin ist," jammerte der alte Hirschvogel. „Wie ich ihr zuerst gesprochen hab', von Gott, hat sie auch gesagt: „Ich hab' ihn

mit keinem Aug' nicht geseh'n," und wie ich ihr hab' beten lernen wollen, meint sie: „Wozu? Ist er so gut, wie du sagst, so thut er mir so nichts; ist er's aber nicht — na, dann wird er auf mein Beten viel hören. Und überhaupt — betteln thut die Lois nicht, lieber was anderes" . . .

Das Mädchen sah sich finster um: „Ja, so hat sie gesagt, die Lois. Ja, und so ist die Lois. Und, wem sie nicht recht, wie sie ist, der soll sie gehen lassen und ihr eine Ruh' geben. Anders wird die Lois nicht mehr." Und sie wendete sich mit zorniger Bewegung nach dem Hofe, und man hörte über eine Weile ihre gelle, jauchzende Stimme, wie sie mit voller Kraft die Weise eines Schelmenliedes, die ihr, weiß Gott wie, zugeflogen war, mit sinnlosen Worten in das Land hinunterjubelte. Als sie sich aber aus der Stube kehrte, so empfand sie einen eigenen Blick des Gregor auf sich ruhen und ihr folgen. Eine fast körperliche Empfindung weckte er in ihr. Um sich davon zu befreien, tollte sie mehr denn je, wie denn überhaupt etwas Kindisches, völlig Ungewecktes in ihr war. Sie reizte den Hund, fuhr behend zur Seite, wenn er täppisch an ihr aufsprang und nach ihr schnappte, bis sein heiser Gekläff und ihr schreiender Jubel in einer Note zusammenklangen. Gregor aber trat auf die Schwelle und verfolgte jede ihrer geschmeidigen Bewegungen, ihrer Fohlensprünge, in denen die volle Kraft ihrer sechszehn Jahre ihr Genüge suchte, mit sonderbar schwimmenden Augen. Und ihr Bild, wie die Rüde damals an ihr aufgesprungen und mit weit offenem, rotem Rachen nach ihrem Gesichte im Spiele fuhr, daß ihr der heiße Odem entgegendampfte, und, wie sie lachte, ein blankes Gebiß das andere zu fordern schien, wie ihr dabei das braune Haar in die niedere Stirn fiel und um das bräunliche Gesicht mit den nußbraunen, lachenden Augen flog, konnt' er nimmer los werden. Immer sah er fortab nach ihren braunen, runden und dennoch kräftigen Armen, bis sie die manchmal in leiser Verlegenheit zu bergen begann, weil ihr war, als sei an ihnen irgend eine Unform, die sie besser verstecken müßte. Ein Gedanke, der ihr vordem fremder gewesen wäre, als selbst der an den Tod oder das ewige Leben. Denn wie sie war, just also wollte die Lois auch sein und bleiben....

Mancherlei ward inzwischen vorgekehrt und vorgesorgt für bessere Zeiten. Einmal lief ein armselig Knechtlein bettelnd und halbverhungert auf den Hof. Es ward gedungen, und der alte Hirschvogel war selig und sehr wichtig, als er wieder einmal Lohn erörterte und Handschlag empfing. Es blieb fortab bei ihnen, und war also abgezehrt vom Darben, daß ihm alles köstlich dünkte. Später einmal ritt der Gregor zu Markte. Er kam erst nach Tagen wieder, die der Lois endlos schienen, und brachte eine tragende und eine milchende Kuh, ein junges Stierlein, einen anderen Gaul mit ihm heim. Ein Stall ward für diese ersehnten und kostbaren Gäste hart an

die Wohnstatt grenzend aufgerichtet; die Lois, der Vater, der seit einem Menschenalter zuerst aufatmete, das Knechtlein arbeitete rüstig und der Gregor ordnete an und that nach Kräften mit, denn er wußte zu befehlen, daß kein Einspruch laut werden konnte, und er wurde leichter müd' als sie, der Bauernarbeit entwöhnt, wie er war. Dafür griff er heftig zu, da es die Umwallung bessern galt, die fortab solche Schätze hüten mußte. Ein neues und kräftiges Thor ward zurechtgezimmert und an jedem Eingange des Hofes verfugt und mit eisernen Bolzen befestigt; die Kartaune fegte er, und stellte sie, mit gehacktem Blei geladen, auf ein erhöhtes Gestell. Rings um das Haus ward geholzt; Stamm an Stamm lag im Hofe und dörrte entrindet in der Sonnenglut dieser schwülen Julitage; denn man fragte nicht, ob es auch an der Zeit sei, Bäume zu schlagen. Schon sah man den Platz bestimmt und abgezirkt, wo sich einmal ein heimliches Dach erheben sollte den Dreien und ihrem Gesinde, das sich etwa noch zu ihnen finden würde, ein Schirm in allen Nöten. Trotz solcher Mühen aber und trotz ihres sichtlichen Gedeihens war eine fremde Unrast in allen, nur in dem Knechtlein nicht, das sich noch seines sicheren Unterschlupfes freute und nach Laune und Witterung nun im Freien, nun auf dem Flur nächtigte. Denn es zog eine unentrinnliche Schwüle durch das eine Gemach, darin die Anverwandten ihre Ruhe suchten. Sie schläferte ein und stachelte auf. Jeder Atemzug des einen umwehte den anderen, wenn er für Augenblicke wach ward, und die Kraft und das noch unklare Sehnen des Gregor strebte hin zur Lois und umfing sie grüßend. So empfand jedes dumpf und dennoch erregend die Nähe des Gefährten. Nur war dem Manne leichter, als dem Mädchen. Denn er hatte immerhin das Seine gethan für die Seinen — auch für einen gewaltliebenden Gesellen ein tröstlich Gefühl. Mit der nächsten Frühe schon durft' er scheiden, sein Reiterglück anderwärts probieren. Denn immer noch wußt' er sich zu Hause auf dieser Welt, allüberall, wo starke Knaben mit Pallasch und Faustrohr über grünen Rasen traben und ihre flinken Rößlein steigen lassen.

Kein Feind von außen pochte ans Thor. Was sich aber im Innern anhub, das sah der alte Hirschvogel nicht. Ihm kamen nunmehr Erinnerungen längst toter Zeiten zu heftig: ihm vor Augen wogten Ährenfelder im gelben Lichte, wie sie einst, eine goldene See, um den Hof geflutet; er dachte nur des neuen Gedeihens seines Wohlstandes und seines Geschlechts, das sich ihm anzukündigen schien, und verlor alle Besinnung darüber. Ein großer Strich im Ebenen war gerodet und umbrochen; geruhter Boden, der zwanzigfältig Korn verhieß. Die Baumstümpfe, die jede Arbeit erschwerten, wurden mit unsäglicher Mühsal entfernt. Ein Axthieb fuhr dabei einmal der Lois ins Bein, daß reichlich Blut floß. Der Gregor wendete

sich schaudernd und mit einer heimlichen Verwunderung über sich selber davor. Seit wann denn vertrug er diesen Anblick nicht mehr, den er so vielfach und oftmals so gräßlich gehabt? Aber er bezwang sich: er selber umschnürte die Wunde und als ihm das Blut über die hilfreichen Finger rieselte, so empfand er ein leises Wohlgefühl dabei. Die Lois zuckte zusammen, als sie seinen starken Griff verspürte. Sie war längst genesen, und sie empfand's noch manchmal mahnend wie ein Nachklang dieses Druckes an der Narbe, die sich also weiß und also schimmernd abhub vom Braun ihrer Haut. Und dabei war eine unbändige Lustigkeit und ein Jauchzen in ihr, dessen gleichen sie nie zuvor geahnt. Sie versuchte immer wieder ihre Kraft, wollte das nachthun, was dem Gregor mit dem grimmigen Ernst, der ihn beim Werke überkam, spielend gelang. Alles glückte ihr nicht; er aber that sein bestes immer zu Beginn, während sie zäher denn er, durchhielt den ganzen langen Sommertag hindurch. Manchmal überfiel ihn eine feindselige Unlust, wenn er sie schaffen sah. Dann griff er alles verdrossen an und suchte einen Vorwand, um sich auf den Hof zu begeben. Dorten schritt er dann in sich erzürnt auf und nieder oder riß an den Pflöcken, die man so tief zu einer Umwallung in den Boden gerammt, daß sie niemandes Gewalt mehr daraus zu reißen vermochte.

Eine Wolke lastete über allen gewitterhaft. Während das Mädchen aber in dieser Schwüle rascher und freudiger atmete, in sich davon etwas zur Reise drängend ahnte, das längst zur Vollendung strebte, drückte sie auf den Mann, der keinen Ausweg und kein Wort der Lösung wußte. So richtete er denn sein Streitgewand wiederum zu; er scheuerte an seinen Waffen, bis sie blinkten, prüfte in manchem weiten Schuß die Sicherheit seiner Hand und war unzufrieden damit, denn es kam häufig ein Zittern über ihn, daß er des Nächsten fehlte — und dennoch fühlte er sich stärker als je. Ohne Bängnis, selbst ohne Gedanken sah die Lois dem zu; nur als er sein Roß wieder zu strählen begann, das vor der harten Bauernarbeit allerdings nicht mehr so fröhlich und zierlich ging, wie einmal vordem, ward sie unruhig. Er schwang sich vor ihr darauf; es stieß hart im Traben. Mißvergnügt schwang er sich zur Erde.

„Willst fort, Gregor?" Neben ihm stand die Lois. Er wußte nicht, wie, noch woher sie so plötzlich aufgetaucht war.

Er zuckte ärgerlich die Achseln. „Kann ich's denn so? Das Pferd taugt mir nicht mehr um einen roten Groschen. Verbauert ist's und verbauern thu' ich. Das ist kein Zweck auf der Welt für mich. Ein neues Roß kaufen muß ich mir. Dann, ja dann!" Und er hob sich in den Hüften, als empfänd' er schon die Bügel unter den Füßen und einen starken Pferdeleib zwischen den Schenkeln, der ihren Druck empfinden müßte.

„Also — und darnach willst fort?“ Und sie sah ihn in diesem Augenblick wiederum so vor sich, wie damals, als er gekommen war und ihr Schuß ihn begrüßt hatte. Nur in die Kehre des Weges sah sie ihn diesmal reiten, der ihn vordem heraufgeführt. Und ihr war, als stürzte damit etwas ein, das sie nicht zu nennen wußte, und es wäre klüger, sie schösse wieder nach ihm, nur besser zielend, als nun vor zwei Monaten. Und unbedacht fuhr sie auf: „Gut. Aber dann gieb dir acht, daß nichts geschieht!“

Er sah sie finster an: „Ich fürcht' mich nicht, Lois; vor dir schon gar nicht!“

Das Mädchen blickte ihm ruhig und fast dreist in die Augen. „Sollst auch nicht, Gregor, vor mir schon gar nicht!“

„Na also.“ Und nun lacht' er grimmig und gezwungen. „Was red'st du nachher so daher? Bist dumm geworden über Nacht?“

„Dumm bin ich geworden über Nacht,“ gab sie eintönig nachsprechend zurück. „Aber ich bitt' dich — geh' nicht fort, Gregor! Thu's nicht!“

„Ja, warum nicht?“ Eine Unruhe quoll in ihm, als stünd' er vor etwas und müsse sich bemeistern, um's nicht zu verscheuchen. „Um euch nicht? Ihr habt lange genug gelebt ohne mich.“

„Lange genug haben wir gelebt ohne dich!“ sie kauerte vor ihm nieder, schlang die Arme um die Knie und sah so zu ihm auf, „weil wir nicht gewußt haben, wir könnten leben mit dir. Und weil wir nicht gewußt haben, es gäb' überhaupt ein ander Leben, wobei man sich nicht muß immer verstecken und man kann seine Arbeit thun, auch ohne daß man sie thut in der Furcht und der Bängnis des Herzens: wer kommt jetzt über mich? Und jetzt wissen wir's und jetzt können wir uns nicht mehr finden in das, was einmal gewesen ist, als hätt's so müssen sein.“

Je eindringlicher sie sprach, desto gewaltsamer verstockt' er sich. „Ich denk', ich reit' zu morgen in aller Früh' in die Stadt und kauf' mir einen braven Gaul.“

„Thu's nicht,“ sie sprang an ihm empor; ihr Haar flog um seine Stirne; der Odem ihres Mundes hauchte über ihn hin. Eine Lohe schoß jählings zwischen ihnen beiden aus dem Boden, so grell und flackernd, daß er davor zurückschrak. „Thu's nicht — oder nimm mich mit, Gregor!“

In dieser Nacht schlief der alte Hirschvogel einen so erquicklichen Schlaf, wie niemals zuvor. Dafür rührte an die Wimpern des Gregor kein Schlummer. Er wälzte sich auf seinem Bärenfell, das ihm zu glühen schien. Endlich hielt er's nicht mehr aus; er erhob sich, in dem Flure stieß er achtlos an das Knechtlein, das ihm im Wege lag, nun die Augen aufthat und verwundert gewahrte, wie hinter dem jungen Herrn leise auf den Zehen die Lois einherschlich; dann schlief es wieder ein. Gregor aber

trat in den Hof, ob ihm vielleicht der Nachtwind Kühlung bringe. Es war eine schwere Dunkelheit, so groß, daß man selbst das vermodernde Holz, das da herumlag, in geheimem Glanze glosen sah. Die Sterne schimmerten sehr matt und mit verschlafenem Blinzen; nur an den Himmelsrändern war ein weißliches, ungewisses Licht, als zög' ein Traum von versunkenen oder von aufdämmernden Tagen durch die Seele der Nacht. Es war jene heftige Stille, die einen anfällt und beklemmt. Nur ein kaum vernehmliches Wiegen floß durch das Schwarz der Bäume dahin, als wollten die mit geheimer, für kein Menschenohr bestimmter oder faßlicher Weise einschläfern all das Getier, das unter ihrem Schirmdach zu nächtigen pflegte. Gregor aber, ohne einen Blick für all das, suchte sich durch das Dunkel seinen Weg, da hört' er plötzlich leise, gehaucht, zögernd: „So willst fort, Gregor? Ohne: „behüt' euch Gott", oder „ich komm wieder?" und fühlte die Arme der Lois um seinen Hals. Er kehrte sich; jählings riß er das Mädchen an sich, das wehrlos in einem unerhörten Schluchzen an seiner Brust lag. Er hob sie gewaltthätig auf; er preßte sie an sich, daß er vermeinte, ihr wehe gethan zu haben und eine verhohlene Freude bei diesem Gedanken in sich spürte. „Ich geh' nicht fort; ich geh' nicht fort. Nimmer fort oder du gehst mit mir," stöhnte er. Und dann schlug wieder dies unerhörte Schweigen seinen Mantel schirmend um sie und versiegelte ihren Mund für Worte irgend eines Sinnes oder irgend einer Bedeutung.

Erst im Morgengrauen und eine gute Weile nach einander betraten der Gregor und die Lois wieder das Gemach. Beide entschliefen im Augenblicke und es war schon heller Sonntag, als sie erwachten. Fast hätte das Knechtlein daran gezweifelt, was es zur Nacht gesehen, wenn nicht ein Schmerz in der Seite eine ziemlich eindringliche Erinnerung an den Tritt des Gregor gewesen wäre. Beim Frühmahl ward noch weniger geredet, als auch sonst nach Bauernsitte. Nur fiel dem alten Hirschvogel dabei zweierlei als sonderbar auf: wie der Gregor seine Schwester, als sie die Schüssel auftrug, mit seinem eigenen, leuchtenden, fordernden und dreisten Blicke, den er immer an sich hatte, überflog, da wurde sie rot davor. Das hatt' er noch niemals an ihr bemerkt und es ließ ihr ganz gut. Danach, als man abgegessen hatte und sie das Gerät an Holztellern und Löffeln wegzuräumen hatte, und sich ihr der Rock lüpfte in der behenden Bewegung, so zupfte sie ihn nieder und ihr stieg dabei wiederum das Blut in die Wangen und es schien, nicht allein von der Anstrengung des Bückens. Ihr war, als hätte das Knechtlein wissend und lüstern nach ihr herübergelugt. Aber derlei hatte sie doch vordem niemals gewahrt noch beachtet. Woher also mit eins? . . .

Fortab gedachte der Gregor seiner Abreise nicht mehr und sein Rüst-

zeug verstaubte und rostete wieder. Wenn er sich einmal um Kaufes willen zu einem Ausritt bereitete, so sah ihm die Lois gerne lange nach, ehe sie gelassen und unbekümmert an ihr alltäglich Gewerk ging. Sie allein wußte auch vorher, nach welcher Zeit Verlauf er heimzukehren gedachte. Dann stand sie vorher schon erwartend und ihr geller Ruf klang ihm weithin entgegen und schwebte über der Wildnis, eintönig, schrill, unharmonisch und dennoch begehrlich-ausdrucksvoll, wie der Schrei des kreisenden Hühnergeiers im Blauen. Oder, wenn sie's konnte, so lief sie ihm entgegen; sie führte dann das Roß, sie belud sich mit dem Schwersten, das er ihr gab und er ging ledig nebenher und warf manchmal ein Wort hin über das, was er verrichtet. Denn nach Reden trug keines Begehr von ihnen; und dem Mädchen war oft, als bestünde die Zeit vor des Gregors Heimkehr überhaupt nicht mehr. Das war abgethan und gerne vergessen; was hernach gekommen war: die rechtschaffene Arbeit ohne Sorgen, die heimliche Seligkeit, die sich dazu gefunden, das allein war das Wahre und also das Dauernde. Reicher nach Fülle und Inhalt waren die Wochen nach seiner Heimkehr, denn die vielen, vielen Jahre vorher, die so einförmig und also farblos gewesen, daß nicht ein bestimmter Eindruck aus ihnen blieb. Und sie genoß all dies Gute; in sich ruhig und hingegeben dem Augenblicke, ohne jeden Gedanken an das Kommende, wie nur ein Geschöpf, das sein Ziel erreicht, seinen Zweck erfüllt weiß. Er aber erkannte sich durch ein neues, durch ein Band an die Muttererde geknüpft, das vollkommen unlöslich und fesselnd war. Denn anders war die Lois, denn die Weiber, die ihm sonst begegnet, die mit dem Troß in stäter Furcht vor Weibel und Profoß hinter dem Zuge einhergetrottet waren, deren Gunst er genossen oder, war eine Stadt erstürmt, erzwungen hatte. Sie lebte ganz in ihm: sah er sie einmal grimmig an, so erschrak sie innerlich und nicht weil sie einen Ausbruch seines jähen Zornes und seine schmerzlichen Folgen fürchtete. Arbeiteten sie gemeinsam, so that immer eines unbewußt den Handgriff, der des andern fördern mußte, und es war dem Knechtlein und dem Hirschvogel ein Wunder, wie das förderte und wie unter ihren Händen alles gedieh. Er hielt sich lässiger, nicht mehr soldatisch stramm in Kleidung und Schreiten; sie suchte, womit sie sich nach ihren Begriffen schmücken konnte, verlängerte die Kleider aus ungebleichten Linnen, die sie immer trug, und die sie nicht mit anderen, besseren vertauschen wollte, von denen sich von beider Müttern her noch einiges fand. Es schien eine Art Aberglauben in dieser dumpfen Natur, daß sie so bleiben müsse, wie sie gewesen, da sie einander begegnet. Geschmeide, das ihr der Gregor gerne schenkte — denn auch davon hatt' er noch manch' ein kostbar Stück —, legte sie das einemal an, da sie's erhielt, that es aber wieder von sich, ver-

wahrte es, um es nie wieder umzuthun. Nur eine breite silberne Kette trug sie um den Hals.

Hätt' irgend wer diesen zweien gesagt, daß sie in einer in der gesamten Christenheit unerhörten Sünde dahinlebten, sie hätten sich ganz verdutzt gewundert. Ihnen nämlich schien es nicht also. Ein ertötet und ein niemals gewecktes Gewissen war in ihnen. Gefunden und gesellt hatten sie sich, zwei Tieren des Waldes gleich, die nach einander heiser und gurgelnd rufen, wann ihre Zeit gekommen ist. Nun aber hielten sie sich und wollten beisammen bleiben, und dadurch war nach allen ihren Begriffen gut gemacht, was an ihrer Begegnung etwa ungehörig gewesen sein konnte. Auch warnte sie niemand, da es noch an der Zeit war vor der überall und für sie unentrinnlich lauernden Gefahr, die sie nach ihrer Art kaum begriffen hätten. Keiner ermahnte und sprach zu ihrer Seele, nachdem sie ihr jähes Blut erst zu einander gerissen hatte. Anderes schien dem alten Hirschvogel nachdenklicher und von weiterem Belang. Sie waren so unfromm, beide, wie er die Frömmigkeit verstand. Denn er hatte eine Anzahl Heiligenbilder und Amulette vorgekramt und aufgetrieben, Gott allein mochte wissen woher. Damit behängte er jegliche Wand der Stube; sämtliches Getier, das sie im Hause hatten, wurde damit aufgeputzt; auf seinem Hute trug er eine besonders heilige Mutter Gottes, schwer und aus Zinn, und legte die vor sich hin und betete in sehr andächtigen Stunden zu dem Bildchen. Und der Spott des Gregor darüber, der allerdings unter den Schweden nicht viel Achtung vor solchem Thun erlernt, verletzte ihn, trieb ihn immer tiefer in seine Andächteleien zurück, erfüllte ihn mit einem nagenden Grolle gegen den, von dem er nun abhing, und der ihm nehmen wollte, was allein ihm geblieben war, was allein ihn in verstörter Zeit aufrecht erhalten hatte. „Man sollt' gar nicht glauben, was der Vater auf und im Kopf alles hat, bevor man nicht seinen Hut und ihn alleweil ein neues Gebet herleiern gesehen hat," höhnte er dabei gerne, und der Wenzel mußte sehr an sich zwingen, damit er nicht auffuhr. Aber er scheute die Gewalt des Jungen und einen Zusammenstoß mit ihm. Denn Ehrfurcht vor dem Vater, wie sie doch Gott so nachdrücklich geboten, war keine in diesem dreisten Gesellen. Das kränkte den Bauern zumeist; was sich aber sonst begeben, das focht ihn wenig an. Das war, wie's war; wozu sich Gedanken machen über Unabänderliches? War vielleicht, wie nach der Sündflut; denn dieser gleich waren die Schrecken des Krieges unentrinnlich an ihm vorübergebraust. Ausgetilgt waren die Gesetze, die vordem verpflichtet hatten. Wie damals, so mochten sich auch nun wieder Bruder und Schwester zu einander gesellen. Und wenn's schon eine Vergehung war, was verschlug das neben der Zahl der anderen, die ungesühnt begangen worden waren, nach denen man nicht

einmal zu forschen wagte? Es war verstörte Zeit; genug, daß man wieder sicheren Boden unter den Füßen hatte — in ihm schürfen aber hieß Greuel aufwecken, die besser unter dem Rasen bedeckt blieben. Ein eigen Recht galt, eine neue Sühne, wenn schon etwas so laut nach Vergeltung schrie, daß es durch die Klage- und Anklagerufe hindurch sich vernehmlich zu machen wußte . . .

Und dazu schien gerade dieser Sommer überreich gesegnet und niemals endigen zu wollen. Noch zu Beginn des Oktober war nicht ein welkes Laub in den Bäumen. Regen und Sonnenschein kamen und wechselten, wie sich's ein Herz nur begehren wollte. Ein Treiben und Drängen, ein junger, kraftvoller Schuß war in allem. Schon arbeitete man rüstig am neuen Hause; schon huben sich auf den Grundmauern die Blöcke, mit dem Winkelmaß kunstgemäß aufgesetzt und gerichtet und wohlverfugt. Es war um vieles räumlicher, wohnlicher als das Rotdach, das sie noch beherbergte; ein merkwürdiges Geschick bekundete der Gregor beim Bauen. Noch vor Winterbeginn mußte man so weit gediehen sein, daß man sich's im neuen Heim behaglich werden lassen konnte. Das andere aber, hergerichtet und von Grund ausgebessert, sollte dem Vater zum Altenteil werden. Denn sie fühlten sich schon so völlig als Herren dieses Erdreichs, daß sie dem nicht einmal eine Frage gönnten, dem es doch nach allem Fug zugehörig war. Ihr Schicksal schien ihnen vorgezeichnet und bestimmt, so lange ihnen nur verstattet sein mochte, in diesem Leben zu verweilen. Sie sahen unablässig vor sich hin, mit jener geheimen Gierigkeit in der Seele, die von jedem Tag ein neues Licht und eine neue Sonne fordert; nicht ein Blick fiel zurück, in jenes Grauen, das hinter ihnen lag und hinter jedem ihrer Schritte augenblicklich wieder zusammenschlug, gefällig verhüllend, was nimmer gesehen sein sollte.

Je mehr sich aber ihnen beiden die Zuversicht in ihr Glück und seine Dauer verfestigte, desto unruhiger ward der alte Hirschvogel. Er stand nun durch lange Stunden in seinem Luginsland in der Linde: aber von nirgends mehr näherte sich eine reisige Schar, daß man an Gegenwehr oder Flucht hätte denken müssen. Ungebraucht blieb die Kartaune; er sehnte sich beinahe wieder einmal ihre Stimme zu vernehmen, einen Nachklang jener Schlachtendonner, denen er oftmals und bangend von dieser Stelle aus gelauscht. Warenzüge, allerdings noch von wohlbewahrten Reisigen ängstlich umgeben, zogen durchs Thal, der großen Heerstraße zu, die gegen Wien führte. Ein Krämer kam einmal zu Hofe, ein verwegener fauststarker Bursche, dem man lieber den Mut zutraute, sich allein in solche Wildnis zu wagen, als man ihm in ihnen begegnet wäre. Er trug noch Passauer Segen, die kugelfest machen, Alraunwurzel, Wundsalbe und solcherlei Dinge mit sich;

aber auch schon einen geweihten Rosenkranz, den der Alte für sich kaufte ohne Feilschen, weil das bei solchem Handel Sünde gewesen wäre, und andächtig küßte, silberne Ringe und sonst wohlfeilen Schmuck, von dem der Gregor etwas für die Lois kramte. Zum Dank berichtete der Fremde Wunderdinge. Da hatt' er im wilden Walde, wo sich sonst niemand angesiedelt, einen Kohlenmeiler rauchend gefunden, den Köhler mit seinem Weibe dabei und war von ihnen gastlich empfangen worden. Eine starke Räuberbande war überfallen und gesprengt worden; die man fing, hatte man in sämtliche Städte des mährischen Landes verteilt und überall einige von ihnen gehangen, damit jedermann seine Warnung und jeder Galgen seine gebührende Zierat hätte. Blitze Eisen in der Sonne, so müsse es nicht mehr das von Schwertern sein. Bald nach seinem Scheiden siedelte sich ein Bauer in der Nachbarschaft, nicht ganz eine Wegstunde weit, im Thalgrunde an, und machte ein Gebot auf ein Stück Grund, das ihm paßlich lag. Der alte Hirschvogel ging hin, den Kauf abschließen. Aufgeregt und trunken — es hatte Wein gegeben zum Leutkauf — kam er heim. In seinem Gurte klang sein eigen Geld und er vergnügte sich unablässig an seiner Musik, weil ihm war, als hätt' er all die Zeit her in der Dienstbarkeit seines Sohnes gelebt, sei ihrer nun ledig und könne den meistern. Etwas Tabak bracht' er heim; mit dem Gregor, froh, dem etwas geben zu können, was er entbehrt, rauchte er davon, statt wie sonst von seinem giftigen Zigeunerkraut, und erzählte, wie wohlig sich's jener Nachbar, vordem gleichfalls Soldat, aufgethan und was für prächtiges Gerät er habe — ganz wie vor dem Kriege bei ihnen. Er sei noch unbeweibt. Ihnen zu Füßen saß dabei die Lois und er sah sie an: sie horchte verdutzt den Wundern und schlich sich dann, betrübt, daß sie niemals Ähnliches gesehen, von dannen. Der Alte atmete auf. Ihr Anblick, ihr umgewandelt' und stilles Wesen war ihm heut peinlich. Denn sie ward gelassener, in sich versunkener mit jedem Tage, als wüchse in ihr ein Geheimnis auf, dessen Gedeihen sie gespannt und mit verhaltenem Atem lauschen müsse . . .

(Schluß folgt.)

Deutsche Lyrik.

Die Flöte.

Ich saß in einem dunklen Bann,
rings starrte mich Vernichtung an:
Um mich ein Feld, von Marmorsteinen grau,
die einstmals trugen einen stolzen Bau.
Zur Seite mir der Tod.
Weit hinten das Abendrot.

Und immer dunkler ward's. Und tief
auf fernen Bergen lag der Mond und schlief.
Und näher rückt der Knochenmann
und sah mich frech vertraulich an —
da nahm ich meine Flöte vor
und blies ihm keck ins Ohr.

Und blies hell in die Nacht hinein:
Auf einmal lebt es im Gestein,
von tausend Rosen fließt ein Duft
berauschend durch die tote Luft,
aus der Zerstörung wundervoll
ein tausendfältiges Leben quoll . . . .

Und meine Flöte jubelt durch die Nacht.
Und immer höher schwoll die Pracht.

Und als der junge Morgen kam,
saß neben mir ein Knabe
mit goldenem Wanderstabe,
der lachte zu mir auf und nahm
mich bei der Hand und führt mich aus dem Segen
dem lichten Tag entgegen.

Berlin. Hans Benzmann.

Sonnenrausch.

Die Heide dehnt sich rot und blühend,
In heißen Wogen wallt die Luft,
Am Himmel steht die Sonne glühend,
Vom Wald her zieht ein harz'ger Duft.

Ich fühl' in meinen Schläfen klopfen
In Siedeglut das heiße Blut,
Es perlt die Stirn in hellen Tropfen, —
Vom Kopfe reiß' ich da den Hut:

„Hier! gieße nieder, Göttin Sonne,
„Auf mich den vollen goldnen Strahl!
„Dein heißer Kuß ist trunkne Wonne,
„Dein Glühn ist wollustvolle Qual!" —

Vor meinem Blick ein zitternd Flirren —
Es fühlt mein Fuß den Grund nicht mehr—
Die Sinne wollen sich verwirren —
Ringsum ein goldnes Flammenmeer. —

„Hier! gieße nieder, Göttin Sonne,
„All deines Goldes Überfluß!
„Laß mich vergehn in Qual und Wonne!
„Laß sterben mich an deinem Kuß!

„Berauscht vom Leben so zu scheiden,
„Ein Opfer deines Glutenquells,
„Das wär' ein Sterben, zu beneiden
„Gleich dem Verröcheln Rafaels!" —

M.-Gladbach. Johannes Schürmann.

Verse.

I.

Du.

Und preß' ich meine kalten Hände
An meine fieberheiße Stirn,
Ist mir, als ob sich Eis verbände
Mit all der Glut in meinem Hirn.

Und schließ' ich die verstörten Augen,
Ich bleibe doch in Deiner Macht
Und meine armen Sinne saugen
Sich immer tiefer nur in Nacht.

II.

Vergebens.

Mein Antlitz ruht in meinem Schoße;
Ich streichle sacht Dein dunkles Haar.
O sieh nicht auf, sonst wird die große
Unrast in mir Dir offenbar.

Verzweifelnd will ich niedersinken,
Dir meine ganze Schuld gestehn —
Doch, wehe . . . Deine Lippen trinken
Nur Worte, die um Wonne flehn.

III.

Liebe.

Nun weiß ich, daß Du in mein Leben greifst
Und nicht in Unrast nur vorüberstreifst.
Wie eine Sonne stehst Du über mir
Und angstvoll bebend blick' ich auf zu Dir.

Du stolzes Himmelsfeuer, glutentfacht,
Du leuchtest Blut in meine stille Nacht.
In Flammen blüht, wen je Dein Hauch berührt,
Auflodernd hat es meine Brust gespürt.
Bist eine Sonne, die nicht wiederkehrt,
Achtlos, was sie auf ihrer Bahn verzehrt.
Ob hell in Gluten dörrt die arme Flur,
Sie rollt vorbei auf roter Feuerspur.

O Sonne, sieh im Staube mich vor Dir;
Mir bangt vor Deiner Glut, — mir bangt vor mir!
Ich fühl' es, daß Du mir Vernichtung bringst,
Wenn Du die Flammenarme um mich schlingst.
Und doch! —
Hier steh' ich und ich fleh' Dich an:
Zerstör' mich, so Du willst — was liegt daran!

IV.

Demut.

Ich fühl' mich Deinem Haß so nahe,
So nah ich Deiner Liebe bin;
Weiß nicht, ob ich zur Fürstin werde,
Ob eine arme Bettlerin.

In Demut falt' ich meine Hände,
Und was Du giebst, will ich empfahn,
Wie Halme sich am Wege neigen,
Bei einer Feuerwolke Nahn.

V.

Rache.

Wohl ist es wahr, ich habe Dich verlassen
Um ein Phantom, das rasend ich verfluche,
Mein ist die Schuld, wenn Du mich lerntest hassen;

Allein die Reue, die mich jäh zerwühlt,
Da ich vergebens Dein Verzeihen suche,
Sie lehr' Dich fassen, was mein Herze fühlt!

VI.

Erinnerung.

Wunden trag ich unermessen,
Die Du schlugst in meine Brust,
Dennoch kann ich nicht vergessen
Meine Lust und Deine Lust.

Hell wie Paradiesesgrüße
Leuchtet die entflohne Zeit,
Ihre Wunder, schwer an Süße,
Schwinden nicht in Ewigkeit.

Strzebowitz. Marie Stona.

Heimweg.

Wie ist der Himmel trüb und sternenleer,
ein totenstill, apathisch grauer Raum.
Der Wind wühlt brünstig im Akazienbaum.
Wie ist der Himmel trüb und sternenleer.

Ich halte Deine schmale Hand umfaßt
und klammre meine fest in sie hinein.
Wie zum Gebet soll'n sie gefaltet sein!
So halt' ich Deine schmale Hand umfaßt.

Wir beten heiß. Wir beten heiß und wild.
Ein jedes Wort, das aus dem Munde geht,
ein jedes Wort ist uns ein Lustgebet.
Wir beten heiß. Wir beten heiß und wild.

Nicht zum Holunderstrauch, ich fürchte ihn.
Über den Zaun hängt er, in Dolden schwer.
Schamlos, der Duft. Ich hasse ihn so sehr.
Nicht zum Holunderstrauch, ich fürchte ihn.

Einst wirst Du meiner überdrüssig sein —
dann werd' ich nach Dir dürsten Nacht und Tag
und träumen, wie Dein Leib an meinem lag —
einst wirst Du meiner überdrüssig sein.

Und alles wird versinken um mich her.
Dann lächle ich wild, wenn meine Sehnsucht schreit —
Umfange mich, qualvolle Einsamkeit! . . . . .
Wie ist der Himmel trüb und sternenleer.

Charlottenburg. Friedrich Perzynski.

Geschichten aus der Natur.

Von Jules Renard.
(Paris.)

Der Puter.

Einem Pfau gleich brüstet er sich auf dem Hofe, als lebte er unterm **ancien régime.**

Das andere Geflügel thut nichts, als immer essen, einerlei was. Er liegt zwischen seinen regelmäßigen Mahlzeiten nur dem Bemühen ob, mit seinen Schönheiten zu glänzen. All seine Federn sind gesträubt, und mit den Spitzen seiner Flügel schleift er den Boden, als wolle er den Weg bezeichnen, den er schreitet. Nur so bewegt er sich vorwärts und nicht anders.

Er wirft sich so sehr in die Brust, daß er niemals seine Füße sieht.

Er ist sich eines jeden sicher, und wenn ich mich nur nähere, bildet er sich ein, ich wolle ihm meine Huldigung darbringen.

Schon kollert er hochmütig.

— Edler Puter, sage ich zu ihm, wenn Ihr eine Gans wäret, so würde ich Euch, wie es Buffon that, mit einer Eurer Federn eine Lobeshymne schreiben. Doch Ihr seid nur ein Puter.

Das hat ihn wohl sehr verdrießen müssen, denn das Blut steigt ihm zu Kopfe. Zornlappen hängen ihm am Schnabel. Ihn befällt die Rotsucht. Er klappt mit barschem Schlag seinen Schwanzfächer auf, und dann kehrt mir der Fant schnippisch den Rücken.

Der Schwan.

Er gleitet über das Bassin wie ein weißer Schlitten, von einem traumweichen Wolkenbilde zum andern. Denn ihn hungert nur nach diesen Wolkenschäfchen, die er entstehen, sich fortbewegen und im Wasser sich verlieren sieht. Da ist so eins von denen, die sein Begehr sind. Er richtet den Schnabel darauf und taucht auch alsobald mit seinem schneeigen Halse unter.

Dann, wie wenn ein Frauenarm aus der Hülle taucht, zieht er ihn zurück.

Er hat nichts.

Er schaut hin: die aufgescheuchten Wölkchen sind verschwunden.

Nur einen Augenblick währt die Enttäuschung, denn siehe, nicht lange zögern die Wölkchen und kommen wieder, und dort, wo des Wassers Wellenkreise ersterben, zeigt sich eins in neuer Schöne.

Leise, auf seinem leichten Federkissen, rudert der Schwan näher.

Er erschöpft sich im Fischen nach diesen Wahnbildern, und vielleicht muß er so sterben, ein Opfer dieses Wahns, ohne ein einzig Stückchen solcher Wolke erreicht zu haben.

Doch was sage ich?

Jedesmal, wenn er taucht, rührt er mit dem Schnabel den nährenden Schlamm auf und bringt einen Wurm herauf.

Und er wird fett wie eine Gans.

Der Esel.

Alles ist ihm schnuppe. Jeden Morgen fährt er, in nicht gerade lebhafter, mehr behördenmäßiger Gangart, den Boten Jacquot in die Dörfer, der dort die in der Stadt besorgten Kommissionen verteilt, die Spezereien, das Brot, das Fleisch vom Schlächter, einige Zeitungen, einen Brief.

Wenn diese Rundreise beendet ist, arbeiten Jacquot und der Esel für ihre Rechnung. Der Wagen dient als Karren. Sie gehen zusammen in den Wein, ins Gehölz, in die Kartoffeln. Sie führen bald Gemüse, bald frische Besenreiser mit sich, dieses oder jenes, wie es der Tag bringt.

Jacquot erschöpft sich, „hü! hü!“ zu sagen, ohne Grund, wie er schnarchen würde. Sei es, daß er eine Distel wittert, sei es, daß ihm eine Idee durch den Kopf geht — manchmal bleibt der Esel stehen. Jacquot legt ihm einen Arm um den Hals und schiebt ihn vorwärts. Wenn der Esel nicht will, beißt ihn Jacquot ins Ohr.

Sie essen in den Gräben, der Herr eine Brotkruste und Zwiebeln, das Tier, was ihm gefällt.

Erst zur Nacht gehen sie heim. Ihre Schatten gleiten langsam von Baum zu Baum.

Plötzlich kommt Leben und Aufruhr in den See des Schweigens, in dem die Dinge schon baden und schlafen.

Welche Hausfrau zieht wohl zu dieser Stunde noch an rostiger und schreiender Welle Wasser aus ihrem Brunnen?

Der Esel ist's, der munter seiner Stimme Laut vernehmen läßt, und, bis er nicht mehr kann, mit seinem Ya! Ya! beteuert, daß er lachen, ja daß er sich totlachen müßte über diese närrische Welt.

Die Kröte.

Geboren unter einem Stein, lebt sie unter einem Stein und wird sich dort ihr Grab graben.

Ich besuche sie häufig, und jedesmal, wenn ich ihren Stein lüfte, fürchte ich, sie wiederzufinden, und fürchte, daß sie nicht mehr dort ist.

Sie ist da.

Verborgen in dieser elenden Höhle, die ihr geeignet, angemessen und gut scheint, nimmt sie sie mit ihrem ganzen Körper ein, geschwollen wie die Börse eines Geizhalses.

Bringt ein Regen sie heraus, so kommt sie mir wohl auch entgegen. Einige täppische Sprünge, und sie setzt sich auf die Hinterbeine und schaut mit ihren geröteten Augen zu mir auf. Während sie der ungerechten Welt als aussätzig verrufen ist, fürchte ich mich nicht, dicht bei ihr niederzuhocken und ihrem Gesicht mein Menschenantlitz zu nähern.

Dann überwinde ich einen Rest von Ekel und tätschele dich mit der Hand, Kröte!

Man hat im Leben sich mit Dingen abzufinden, die dem Herzen noch weher thun.

Dennoch habe ich es gestern an Takt fehlen lassen. Es gohr und sickerte aus all' ihren geöffneten Warzen.

— „Meine arme Freundin," sprach ich sie an, „ich will dir nicht wehe thun, aber, Gott! wie bist du nur häßlich!"

Sie öffnete ihren kindischen und zahnlosen Mund mit einem scharfen Odem und antwortete mir mit einem leichten englischen Accent:

— „Et toi?"

Eine Familie von Bäumen.

Nun habe ich eine in Sonnenglut gedörrte Ebene durchwandert, und begegnete ihnen.

Sie wohnen nicht am Rande der Straße, des Lärms wegen. Sie bewohnen die unbestellten Felder, und stehen über einer Quelle, die nur den Vögeln gekannt ist.

Von ferne scheinen sie kein Eindringen zu gestatten. Doch nun ich mich nähere, treten ihre Stämme auseinander. Sie nehmen mich mit Vorsicht auf. Ich darf mich niedersetzen, mich erfrischen, aber ich merke, daß sie mich beobachten und Argwohn haben.

Sie leben in Familie, die älteren in der Mitte, und die kleinen, jene, denen die ersten Blätter wachsen, ein wenig verstreut, doch ohne sich je zu entfernen.

Sie brauchen lange, ehe sie ganz sterben, und sie halten die Toten zwischen sich aufrecht, bis sie endlich in Staub zerfallen.

Sie betasten sich schmeichelnd mit ihren ausgestreckten Zweigen, um sich zu versichern, daß sie noch alle da sind, wie die Blinden. Sie gebärden sich zornig, wenn der Wind sich wild schnaubend müht, sie zu entwurzeln.

Doch nimmer ist das ein Zank unter ihnen. Nur ein Murren in Übereinstimmung.

Ich fühle, daß sie meine wahre Familie werden sollen. Ich werde die andere schnell vergessen. Diese Bäume werden mich mehr und mehr als ihr Kind betrachten, und um dessen würdig zu werden, lerne ich, was man verstehen muß:

Ich verstehe schon, in die Wolken zu schauen, die vorüberziehen.

Ich verstehe auch, auf meinem Platze auszuharren.

Und ich kann fast schweigen.

Nervös.

Von Jenny Hartmann.

(Zürich.)

Ein trockener, kalter Märzabend. Die Sonne ist eben untergegangen und hat feuerrote, windverheißende Streifen hinterlassen. Es liegt etwas Friedenraubendes in der Luft. Im Hause des reichen Rechtsanwalts Girt steht an einem mit kostbaren Gardinen geschmückten Fenster seine junge Frau. Sie steht schon seit einer Stunde wie festgebannt da, ihre Stirn fest an die Glasscheibe gedrückt, ihre Finger trommeln von Zeit zu Zeit einen müden Marsch. Sie scheint sich kaum bewußt zu sein, daß sie sich ganz allein im Zimmer befindet; denn sie nickt oft mit dem Kopfe und ruft laut abwehrend aus: „Nein, nein, das geht nicht! Geht nicht!" Dann versinkt sie in Grübeleien. In Grübeleien kraftraubender Art. „Warum ist mir so schwer? Was fehlt mir eigentlich?" stellt sie sich immer wieder und wieder die Frage und kann sich keine Antwort darauf geben. Dann aber durchzuckt es sie plötzlich: „Die langweiligen Zimmer! Das Buffet mit den vielen Gläsern und Tellern! Das Klavier! Das Bett, die Chaiselongue! Alles! alles! Langweilig! Zu Tode langweilig!" Sie fühlt einen namenlosen Ekel vor allen diesen Sachen. „Was soll das werden?" grübelt sie weiter, „was ist mir? Herrgott, am Ende liebe ich Konrad nicht mehr!" Dieser Gedanke läßt ihr das Blut in den Adern gerinnen, sie macht verzweifelte Anstrengungen, auf etwas anderes zu kommen. „Ist heute nicht Waschtag?" Richtig, richtig, Waschtag! Und die Frau kann am Ende die kostbare Wäsche falsch behandeln, verderben! „Ich muß nachsehen! Ja, gleich, gleich!" Aber sie rührt sich nicht von der Stelle.

„Laß die Wäsche verderben,“ flüstert eine Stimme ihr ins Ohr, „er kann andere kaufen!“ „Wer, er? Konrad? Konrad! Lieb' ich Konrad? Lieb' ich ihn?“ Und auf einmal steht er vor ihren Augen da: mit zwei großen Nasenlöchern, zwei Schnurrbartenden und zwei roten Fleischlappen! Ein kalter Schauer fährt ihr über den Rücken. Und dann erinnert sie sich, wie sie vor zwei Wochen seine dicke, fette Hand beobachtet hatte und wie ihr dabei physisch übel wurde. Je länger sie bei dieser Erinnerung verweilt, desto öder und leerer wird ihr dabei zu Mut. Noch einmal rafft sie sich zusammen und sucht die Zeit ihrer Liebe zurückzurufen, aber wenn sie schon nahe dabei ist, dann tritt plötzlich die dicke, fette Hand in den Vordergrund und zerstört alles. Mit grausamer Deutlichkeit malt sie sich unheimlich klar ihr künftiges Leben aus; wie sie immer allein, oder, was noch schlimmer, mit dem langweiligen Besuch, mit den noch langweiligeren Möbelstücken zusammen sein wird und wie Konrad nach Hause kommen, ihr galant die Hand küssen und wie er dann gleich nach Abendbrot zur Zeitung greifen wird! Und die dicke, fette Hand wird immer dabei sein . . . Und die Nasenlöcher! Die Schnurrbartenden, die Fleischlappen . . .! Sie preßt ihre Stirn noch fester an die Glasscheibe. „Warum nennt er mich immer Kind? Mein liebes Kind! Mein teures Kind!“ beginnt wieder eine Stimme in ihr und ihr wird so elend, so sich selbstbedauernd zu Mut, daß sie dem Weinen nahe ist. Vor ihr ersteht das totgeborene Kind und die Zeit der langen, entsetzlichen Krankheit! Ihr ist's, als dürfe sie nach diesen überstandenen physischen und moralischen Schmerzen keiner mehr Kind nennen! Sie war damals zum Weib, zum Schmerzensweib geworden. „Das tote Kind,“ murmelt sie gebrochen, „diese qualvolle, lange Zeit umsonst durchgemacht! Umsonst!“ Ob sie sich jetzt noch ein Kind wünsche? Nein, sie hat keine Kraft mehr, alles zu überstehen, keine mehr.

Ein Betrunkener, der auf der Straße Lärm macht, erweckt die junge Frau aus ihren Grübeleien, sie wendet ihm ihre Aufmerksamkeit zu; sie zieht ihre Stirn von der Scheibe zurück und atmet tief auf! Ihr wird auf einmal fast leicht ums Herz. Mit nervöser Gespanntheit verfolgt sie das Taumeln des Betrunkenen, doch wirkt sein unsicherer, schwankender Gang ganz eigentümlich auf sie: ihre Knie wanken mit und ihr ist, als müsse sie umfallen. Eine Blutwelle steigt ihr ins Gesicht, sie setzt sich tief erschöpft nieder und die düstern Gedanken beginnen den wilden Tanz wieder. Mit einer entsetzlichen Gleichmäßigkeit zieht ein langweiliger Tag nach dem andern aus der Ehezeit vorbei, jede Kleinigkeit wächst ins Riesengroße und martert ihre müde Seele.

„Wenn ich noch nicht verheiratet wäre,“ stöhnt sie fast, „wenn ich noch auf etwas zu hoffen, zu warten hätte! Wie glücklich müssen die Unver-

heirateten sein!“ Sie stellt sich das Leben der Tante, die sie sonst von Herzen bedauert hatte, als ein herrliches vor! Die Waschfrau erscheint ihr aber im Vergleich zur Tante, zur Lehrerin noch glücklicher. „So recht, recht müde sein! So tüchtig frieren! Wie warm muß dann einem nachts die Decke vorkommen! So eine einfache Decke — ach! — nur nicht das weiche, breite Bett!“ stöhnt förmlich etwas in ihr; gähnend blickt ihr aus dem Bett die Langeweile entgegen! „Ich muß fort, fort von hier!“ schreit sie laut auf. Erschreckt über ihren eigenen Laut schauert sie zusammen, rafft sich auf und eilt nach der Küche, Abendbrot besorgen. Die Bewegung, das Gespräch mit dem Mädchen wirken auf sie erfrischend, sie versteht kaum, was vor einem Augenblicke in ihr vorging. „Ich werde im schlimmsten Falle auf einige Wochen aufs Gut zu den Alten reisen,“ tröstet sie sich und hilft den Tisch decken.

Für einen Augenblick sind alle Sorgen vergessen; sie plaudert mit dem Mädchen und erkundigt sich nach ihren Eltern, dann ordnet sie an, man solle ja der Waschfrau ein Glas Wein in die Waschküche herunterbringen und ihr etwas Warmes zum Abendbrot reichen. Sie erkundigt sich, ob die Waschfrau Kinder habe und ob sie sehr arm sei. Zu Weihnachten nimmt sie sich vor, die ganze Familie der Waschfrau zu beschenken. Ein warmes, in dieser Stärke früher nie gekanntes Gefühl überkommt sie und sie malt sich den Weihnachtsabend mit den rosigsten Farben aus. Aber die Stimmung hält nicht lange an. Weihnachten ist noch so weit! Und bis dahin? Was bis dahin!? ... Die dicke, fette Hand! ... Das Buffet! Die langen Tage! ... Konzerte! ... Theater! ... Ihre übersättigte Phantasie würfelt alles zusammen und alles wächst zu einem turmhohen Berge der Langeweile an! —

Konrads Kommen, sein üblicher Handkuß, seine Frage: „Wie geht's, liebes Kind?“ der Gedanke, daß alle Menschen sie für glücklich halten und keiner, keiner sie in ihrem Leide verstehen werde, dies alles dringt mit einer fieberhaften Hast auf sie ein und dazwischen schwankt der Betrunkene vorbei und macht sonderbare, unsichere Bewegungen und sie muß ihm nachahmen, sie hat keine Kraft, Widerstand zu leisten — das tote Kind ... die vielen Ärzte ... die überstandenen Schmerzen und Konrad mit seinem, von oben herabklingenden „mein liebes Kind“ — alles das macht ihr Wesen erschüttern, ein kalter Schauer nach dem andern durchjagt ihren Körper — Thränen — Schluchzen — wildes Lachen — und sie kennt sich nicht mehr. — — — — Zwei Männer und das Mädchen mühen sich an dem Bett der Kranken. Der Rechtsanwalt steht mit besorgtem Gesicht da, doch das Zwinkern des Arztes beruhigt ihn bald.

„Wissen Sie, verehrter Herr Rechtsanwalt, so ein wenig hysterisch sind

die meisten Frauen; wir Ärzte können darüber ein Lied singen. Ist aber nicht gefährlich! Seien Sie nur nicht nachgiebig und beachten Sie dergleichen so wenig wie möglich! Vor allem aber streng sein, Verehrtester!"

Und der Herr Rechtsanwalt nimmt sich vor, streng zu sein! Über Hysterie hat er gehört; hysterische Frauen sind ihm stets unangenehm gewesen. Er weiß zwar nicht, was Hysterie ist, weiß zwar nicht, daß hier Leere und Inhaltslosigkeit des Lebens das tiefe, arbeitsbedürftige Gemüt geknickt haben, aber — er wird streng sein!

Lyrik des Auslandes.

Trinkspruch.

(Lorenzo Stecchetti.)

Der Freude Lieder hallen durch die Nacht,
In meinem Haar ein Kranz von Rosen lacht,
Beim heitren Mahle schwinge ich den Becher:
„Schenkt ein dem Zecher!"
Thor, daß ich auf der Liebe Straße ging,
Mit meiner Seele nur an Liebe hing,
Die Nächte all durchwacht, in heißem Sehnen,
Gebet und Thränen! —
Thor, der im Ernst ein weiblich Herz begehrt,
Das liebend sich für ihn allein verzehrt!
Trag' nur zur Schau des feilen Schmeichlers Züge,
Lieb' nicht, nein — lüge! —
Der Glaube starb, die Hoffnung sank dahin,
Und düstre Trauer nagt an meinem Sinn.
Den Toten gönn' ich Ruh, doch nicht dem Becher:
„Schenkt ein dem Zecher!"

Berlin. Aus dem Italienischen von Walter Kaehler.

Alles für die Sache.

(William Morris.)

Hört mein Wort, ein Wort bei Zeiten,
Denn der Tag kommt näher stets.
Unsere Sache ruft. Zum Leben
Oder Heldentode geht's!

Wer da stirbt, stirbt nicht alleine;
Mancher ging ihm schon voran.
Wer da lebt, soll keine Bürde
Schwerer als das Leben ha'n.

Schöne Kronen schenkt die Sache,
Schönes Leben, schönen Tod.
Euch und anderen schafft Ihr Frieden
Nur durch bittre Kampfesnot.

Berlin. Aus dem Englischen von Fr. v. Oppeln-Bronikowski.

Der Wandrer.

(Pentscho Slawejkoff.)

Aufwärts an des Waldes Rande
Fern ein schmaler Pfad sich zieht,
Ein verlaſſ'nes Feuer dorten
Glimmt und flackert und verglüht.

Hier und dort noch sprühen Funken,
Eine Flamme zuckt hervor,
Rauch erhebt sich hoch in Säulen
In des Mondes Licht empor.

Sieh, am Himmel zitternd breitet
Sich das erste Morgenrot —
Dort die Feuerstatt am Wege
Liegt erkaltet jetzt und tot.

Wohl ein unbekannter Wandrer
Rastete an diesem Ort,
Nächtens an der Glut sich wärmend;
Vor dem Frührot zog er fort.

Wo mag jetzt er unstät irren?
Wo wird heut die Nacht ihn finden?
Wo wird heut zu flücht'ger Ruhe
Er sein einsam Feuer zünden?

Wieviel wird er solcher Feuer
Zünden und verlaſſen kalt,
Weiter in des Frühlichts Schimmer
Wandernd — und vergessen bald.

Berlin. Aus dem Bulgarischen von Georg Adam.

Deutsches Kunstleben.

III.

Berlin.

Der Frühlingsmond brachte uns eine Anzahl verspäteter Premièren.

Am 5. März hat man im Deutschen Theater nach fünfjähriger Pause wieder einmal den Versuch gemacht, Gerhart Hauptmanns „Biberpelz" zum Bühnenleben zu erwecken. Ich bin der Meinung, daß das geniale Werk überhaupt nicht auf die Bühne gehört. Die subtile Art der Charakterzeichnung, die auf den Leser der Dichtung ihren vollen Reiz ausübt, kann durch unsere groben Theatermittel nicht wiedergegeben werden. Selbst die vollendetste Darstellung muß notwendig ein falsches Bild geben. Daß bei alledem noch immerhin eine unterhaltende und ergötzliche Theateraufführung zustande kommen kann, mag zugegeben werden: nur handelt es sich dann nicht um die Meisterschöpfung Gerhart Hauptmanns, sondern um das scenische Arrangement eines talentvollen Regisseurs.

Im Jahre 1893 war der „Biberpelz" im Deutschen Theater mit Pauken und Trompeten durchgefallen. Georg Engels hatte in der Rolle des Wehrhahn seine ganze

geniale Komik aufgewandt und Else Lehmann gab die Mutter Wolffin. Der erste Akt schlug ein, die übrigen ließen kalt, und der Schluß verblüffte und ärgerte das Publikum. Die jetzige Aufführung zählt nicht zu den Glanzleistungen des Deutschen Theaters. Die Inscenierung war — das merkte man bei jeder Scene — übers Knie gebrochen, und von einer Regieführung konnte man wenig spüren. Die Schauspieler liefen, wie es ihnen gefiel, auf der Bühne umher, und wenn eine Scene gerade klappte, so war es ein glücklicher Zufall; die meisten aber klappten nicht. Außerdem war man in der Besetzung der weiblichen Hauptrolle ungemein ungeschickt gewesen. Else Lehmann wurde übergangen und die Rolle der Mutter Wolff an Luise v. Poellnitz gegeben, deren künstlerische Eigenart dieser Aufgabe direkt widerstrebt. Für den Amtsvorsteher hatte man in Oskar Sauer einen klugen und feinen Darsteller gefunden, der jedoch seine Kunst an einer undankbaren Aufgabe umsonst verschwendete. Die Rolle des Wehrhahn vermag auf dem Theater nie zu der vom Dichter beabsichtigten Wirkung zu kommen, da die feinen und intimen Züge, in denen ihre Komik besteht, im Bühnenlicht verschwimmen. Die Wirkungen, die selbst das diskrete Spiel Sauers hervorbrachte, waren überwiegend possenhafte. So blieben denn nur die Nebenrollen übrig, die passabel gegeben wurden; der Amtsschreiber Glasenapp (Paul Biensfeldt) war sogar eine kleine Meisterleistung.

Das Publikum des Deutschen Theaters schien an der Aufführung großen Gefallen zu finden. Auf jeden Aktschluß folgte lebhafter Beifall. Nur der Dichter selbst schien in hohem Grade unbefriedigt zu sein; er saß mürrisch in der Direktorloge und ignorierte die stürmischen Ovationen seiner Verehrer in fast beleidigender Weise.

Was bewies der Erfolg des Biberpelzes? Entweder, daß es in Berlin wirklich schon 600 Männlein und Weiblein giebt, die, über das grobstoffliche Vergnügen hinaus, ein dramatisches Kunstwerk als solches zu genießen vermögen — oder daß die Berliner Direktoren es bereits wagen dürfen, mit Hauptmann'schen Dramen Klassikervorstellungen zu veranstalten, die, noch so liederlich herausgebracht, bei dem gebildeten Publikum des Beifalls sicher sind, da das gebildete Publikum sich durch eine Ablehnung zu blamieren fürchtet.

Ein weitbekanntes Werk, das bereits vor drei Jahren im Druck erschienen und inzwischen über viele deutsche Bühnen gegangen ist, Ernst Rosmers „Königskinder", mit der Musik von Humperdinck erschien am 11. März zum ersten Male auf den geweihten Brettern des Königlichen Schauspielhauses.

Die gescheute Frau Rosmer hat das schlichte Märchen von den Königskindern mit einer reichen, mehr geistvollen als tiefen Symbolik ausgeschmückt, die den intelligenten Zuschauer in den Stand setzt, sich bei jedem Vorgange auf der Bühne noch etwas Besonderes zu „denken". Leider aber ist die Weisheit, die uns zu teil wird, nicht so wertvoll wie die verloren gegangene Poesie, und das dichterische Können der Frau Rosmer, die wir als feine, realistisch kühle Beobachterin schätzen, reicht nicht hin, um einen Märchenstoff zu bewältigen, der neben der dramatischen auch lyrische Kraft verlangt. So einfach und frisch-natürlich die Kunst der Frau Rosmer ist, wo sie den Boden der Wirklichkeit unter den Füßen hat, so schwülstig und tanzmeisterlich geziert erscheint sie, sobald sie sich ins Reich der Phantasie verliert. Die schlichte, kraftvolle Plastik ihrer Prosa verwandelt sich in eine tönende Rhetorik, deren schnörkel- und bilderreicher Schwulst über die innere hausbackene Nüchternheit nicht zu täuschen vermag. Der modernen scharfsinnigen und geistvollen Weltdame mangelt jede Spur von Naivetät: Das einfältige Märchen wird zur allegorischen Fabel, seine duftigen Traumgestalten verdichten und ernüchtern sich zu bewußten Ideenträgern.

Die Bühnenwirksamkeit der Dichtung wird durch die musikalische Begleitung, die an sich recht wertvoll sein mag, stark beeinträchtigt. Die melodramatische Rezitation machte mit ihrem getragenen Tempo den breiten Wortreichtum mancher Scenen noch unangenehmer fühlbar und wurde namentlich dem letzten Akt verhängnisvoll. Die Darstellung ließ mancherlei zu wünschen übrig. Die Rolle der Gänsemagd hatte man unbegreiflicherweise nicht der Frau Paula Conrad gegeben, sondern einem völlig unzureichenden Frl. Erl vom Deutschen Landestheater in Prag. Als Königsohn debütierte Herr Rudolf Christians vom Deutschen Volkstheater in Wien, ein gewandter und talentvoller junger Mann, dessen wohltönendes Pathos dem modernen Geschmack des Berliner Publikums allerdings wenig zusagte. Die dekorative Ausstattung des Märchens bietet mit ihrem Reichtum an flatterndem und watschelndem Geflügel, Sternschnuppen, Blütenregen und Schneegestöber mannigfache technische Schwierigkeiten, die man mit Grazie zu überwinden wußte.

Den Ibsen-Tagen, die natürlich auch bei uns mit Festvorstellungen, Trinkgelagen und Jubelartikeln in üblicher Weise gefeiert wurden, verdanken wir zwei wertvolle Errungenschaften: Die ersten Aufführungen von „Kaiser und Galiläer“ und „Brand“.

Das erstgenannte Drama, dessen Première am 16. März im Belle Alliance-Theater stattfand, hatte in leidlich geschickter Bearbeitung, die wenigstens die Gestalt des Helden und die Grundideen der Dichtung klar hervortreten ließ, einen starken Bühnenerfolg, der durch weise Kürzungen noch bedeutend verstärkt werden könnte. Jedoch ist keine Theaterdarstellung imstande, den künstlerischen Genuß zu schaffen, den die Lektüre des gewaltigen Werkes dem Kenner und Verehrer bereitet. Merkwürdig bleibt es immerhin, daß noch nie zuvor eine Berliner Bühne eine Aufführung gewagt hatte!

Die bescheidenen Bühnenverhältnisse und die schauspielerischen Kräfte des Belle Alliance-Theaters reichten natürlich für die Darstellung des anspruchsvollen Werkes nicht aus, doch hatte man wenigstens für die Hauptrolle in Herrn Paul Wiecke vom Dresdener Hoftheater einen feinen, geistreichen und temperamentvollen Interpreten gefunden.

Am 19. März ist Ibsens tiefste und ideenreichste Dichtung „Brand“ zum ersten Mal auf einer deutschen Bühne erschienen. Nicht das Theater des Ibsenapostels Brahm, sondern das bescheidene Schiller-Theater hatte das Wagnis unternommen. Zwar gehört „Brand“ in Christiania schon lange zum festen Repertoirbestand der Nationalbühne, und namentlich der vierte Akt wird dort selbständig unter dem Titel „Der Weihnachtsabend“ häufig und mit starker Wirkung gegeben. Doch die Ansprüche des deutschen Publikums, dem vor allem das nationale Interesse an dem Werke fehlt, sind andere, und so konnte der Versuch einer Bühnendarstellung in Berlin immerhin als Wagnis gelten, zumal das Stück in Bezug auf äußere Ausstattung ꝛc. sehr hohe Anforderungen stellt.

„Brand“ ist das Drama des starren Individualismus und des rücksichtslosen Wahrheitsmutes. „Alles oder nichts,“ ist die Devise des Helden, der sich die Aufgabe gestellt hat, den Willen und das Thun von Halbheit zu befreien und Schlaffheit und Lüge aus dem Herzen zu reißen. Für sich selbst und für jedermann heischt er das eine Recht: „Platz, um ganz ich selbst zu sein!“ Mit seinen idealen Forderungen tritt er dem Treiben der Alltagsmenschen entgegen. Er verlangt, daß sie entweder ausschließlich ihren materiellen Interessen leben, oder ihre Seelen ganz und ungeteilt zu Gott wenden sollen. Seiner sterbenden Mutter, die Neunzehntel ihrer Habe für seinen geistlichen Zuspruch hingeben will, verweigert er das Sakrament, weil sie nicht

alles opfert. Er besiegt den ihn anfeindenden Hüter der bürgerlichen politischen Gemeinschaft, der ihm vorwirft, daß er durch die ewige Feststimmung, in die er die Bürger versetze, die ruhige Arbeit des Werktages unmöglich mache. Er triumphiert über den amtlichen Vertreter der Kirche, der der idealen individualistischen Anarchie Brands ein geordnetes und wohldiszipliniertes Zusammenleben der kirchlichen Herde vorzieht. Schließlich aber geht er dennoch an den Konsequenzen seines radikalen Idealismus zu Grunde. Er, der die unabweisbaren realen Forderungen des Alltags negiert, Wunder aber nicht verrichten kann, vermag die Menge, die ihm im Rausche der Begeisterung zugefallen ist, auf die Dauer nicht zu fesseln.

„Brand“ hat sich auch auf der Bühne des Schiller-Theaters als theatralisch außerordentlich wirksam erwiesen, obwohl die Darstellung keineswegs eine tadellose war. Die schauspielerisch interessanteste Rolle des Stückes ist nicht die des Helden, dessen Darstellung nur einen verständigen und — stimmkräftigen Sprecher verlangt, sondern die der Agnes, des „reizenden Schmetterlings“, der sich zur Lebensgefährtin des starren Wahrheitsapostels macht und unter der Schwere der Opfer zusammenbricht. Hier liegt eine neue und würdige Aufgabe für unsere großen Bühnenkünstlerinnen vor!

Hoffentlich erobert sich nach diesem ersten gelungenen Versuche das große Werk nunmehr endlich die deutsche Bühne!

Die Novitäten, mit denen unsere ständigen Institute im Monat März ihr Repertoire zu erfrischen gedachten, bedeuteten durchweg keinen Gewinn für Kunst und Kasse.

Georg Engel stellte sich am 19. März mit einem neuen vieraktigen Schauspiel „Abschied“ dem Publikum des Berliner Theaters vor, das seine dürftige Darbietung freundlich genug entgegen nahm.

„Abschied“ ist eins von jenen künstlich konstruierten und ausgeklügelten Theaterstücken, bei deren Anblick der seiner fünf Sinne mächtige Zuschauer von der ersten bis zur letzten Scene den quälenden Wunsch nicht los wird: Möchte doch nur ein vernünftiger Mensch auf die Bühne steigen und den bejammernswerten Idioten, die dort oben ihr Wesen treiben, den klaren und so naheliegenden Weg zeigen, auf den sie mit einemmal heil und gesund aus all ihren Bedrängnissen herauskämen! Dieser vernünftige Mensch würde z. B. zu der verarmten und stolzen Frau Senatorin Bremer, die, um den äußeren Schein ihres verlorenen Reichtums zu wahren, eine Geldsumme unterschlagen hat, also sprechen: Gehen Sie, stolze Frau Senatorin, zu dem rechtmäßigen Eigentümer der dreißigtausend Mark, zu Onkel Karl, dem alten, reichen Junggesellen, Ihrem früheren Verehrer, der Ihnen den Zinsgenuß jenes Kapitals ja ohnehin auf Lebenszeit gewährt hatte, und sagen Sie zu ihm: „Lieber Onkel Karl, Ihr Geld ist alle, und der böse Zimmermeister Krabbe, der von meiner schwarzen That Kunde hat, droht, alles an die große Glocke zu hängen, wenn ich ihn nicht mit einigen hundert Mark zum Schweigen bringe. Ich habe nun, um das Geld Ihnen wieder zurückerstatten zu können, meinen Sohn Otto, den hoffnungsvollen Ingenieur, anstiften wollen, die Tochter eines reichen, unangenehmen Protzen zu heiraten, aber der edle junge Mensch hängt an seiner armen Jugendliebe und will von der häßlichen Millionärstochter nichts wissen. Wenn Sie nun, lieber guter Onkel Karl, erklären wollten, daß Sie mir das Kapital, das Sie ja doch niemals wiederkriegen, geschenkt hätten, so könnte der böse Krabbe nichts gegen uns unternehmen, die Ehre unseres einst wertvollen Namens bliebe unbefleckt und mein guter Junge würde sein Lottchen, das ja außerdem Ihre Nichte ist, heiraten! Es bliebe dann sogar für die Hoffnung Raum, daß Otto, der eine vielversprechende Erfindung gemacht hat, Ihnen in ein paar Jahren Ihr Geld zurückzahlen könnte. Sehen Sie, lieber guter bester Onkel Karl, jedermann

im Zuschauerraum, selbst der Lieutenant dort im ersten Rang, hat gleich nach Ihrem ersten Auftreten begriffen, daß Sie sich nur äußerlich als hartherziger Tyrann aufspielen, in Wahrheit aber eine Seele von einem Menschen sind! Ich nun, die ich schon viele Jahre mit Ihnen verkehre, muß das, was jener Lieutenant nach wenigen Minuten kapiert hat, notwendigerweise schon lange wissen — und darum, lieber Onkel, wagte ich meine Bitte!" Und Onkel Karl, den der Lieutenant ganz richtig beurteilt hat, wird zuerst ein wenig fluchen, sodann aber eine hochherzige That begehen.

Leider ist dieser vernünftige Mensch auf der Bühne des Berliner Theaters nicht erschienen, und so mußten die vom Autor mit Blindheit geschlagenen Vorpommern vier lange Akte hindurch lauter überflüssige Dinge unternehmen, deren Ergebnis schließlich war, daß die Familie Bremer ihren ehrlichen Namen thatsächlich verlor und Otto mit seinem Lottchen nach Amerika ausriß. Der gute Onkel Karl aber wird unter den Kreisen seiner Heimatstadt bis in alle Ewigkeit mit Unrecht für ein Rauhbein gelten.

Das Thalia-Theater erlebte am 26. März einen häßlichen Durchfall. Und zwar hatte es sich zur Erreichung dieses Resultats diesmal ungewöhnlicher Weise der tragischen Muse bedient.

Das vieraktige Drama „Verwirktes Glück" von Hermann Friedrichs aus St. Goar a. Rh., welches auf der Bühne des Herrn W. Hasemann seine Feuerprobe bestehen sollte, macht uns mit den traurigen Schicksalen einer Frau Reimann bekannt, die als junges unerfahrenes Mädchen — ohne, wie sie selbst sagt, „von den Vorgängen im menschlichen Organismus genügend unterrichtet zu sein" — von „einem französischen Lebemann" verführt wurde, ihr Töchterchen im Findelhause zu Neapel unterbrachte und jetzt, nach neunzehn Jahren, vom Unglück verfolgt und von Reue gemartert, dem Ehegatten alles gesteht. Der sehr gutmütige Herr Reimann ist keinen Augenblick darüber ungehalten, daß seine Frau ihn hintergangen hat, sondern findet es nur inhuman, daß das uneheliche Kind in einem Findelhause untergebracht ist. Er überredet seine Gattin, sogleich eine Reise nach Neapel zu unternehmen und das unglückliche Produkt ihrer physiologischen Ignoranz aufzusuchen. Der letzte Akt führt uns in ein neapolitanisches Familienidyll: Don Giovanni, ein einfacher Arbeiter, und sein junges Weib schnäbeln sich an der Wiege ihres Kindes. Die glückliche Donna singt zufällig gerade ein Lied, welches diejenigen Mütter tadelt, die ihre unehelichen Kinder in Findelhäusern unterzubringen pflegen, als auf der Schwelle eine vornehme schwarzgekleidete Dame erscheint. Nach einem kurzen Kreuzverhör ist die Sachlage geklärt: Die Schwarzgekleidete, Frau Reimann, steht vor ihrer Tochter. Als letztere aber hört, mit wem sie es zu thun habe, erklärt sie klipp und klar, daß sie nach den in ihrer frühesten Jugend gemachten bösen Erfahrungen von der Reimann'schen Sippe nichts wissen wolle; die Schwarzgekleidete möge sich eine Thür weiter bemühen. Angesichts dieses „verwirkten Glücks" sinkt die sentimentale Rabenmutter tot zu Boden.

Ich weiß nicht, ob es so seltsame Leute, wie die in diesem Drama geschilderten, in Neapel oder in St. Goar giebt. In Berlin jedenfalls sind sie seit mehr als zwanzig Jahren auch auf der Bühne vollständig ausgestorben. Das Publikum vermochte daher Frau Reimann und ihre Schicksale nicht zu würdigen und lehnte das Stück des Herrn Friedrichs ab.

Die dramatische Gesellschaft hatte mit ihrem am 27. März im Residenz-Theater veranstalteten vierten Matinee bei Publikum und Presse einen starken Erfolg. Auf das feinsinnig inscenierte einaktige Schauspiel „Die Eule" von Gabriel Finne (Deutsch von Ernst Brausewetter), welches die Einwirkungen der düsteren nordischen Nebel auf das Gemüt sensibler Menschen zur Darstellung bringt, folgte der burleske

Einakter „Lumpenpakasch“ von Paul Ernst, eine ebenso ergötzende, wie giftige Satire auf gewisse Kuriosa, die die Handhabung des Gesetzes vom Unterstützungswohnsitz in kleinen ländlichen Gemeinden zeitigt. Die Einstudierung der beiden mit großem Beifall aufgenommenen Stücke war ein Werk des Oberregisseurs Steinert, der von der nächsten Saison an im Lessing-Theater des Herrn Neumann-Hofer wirken soll und vor dem litterarischen Berlin die erste Probe seiner Regiekunst ablegte.

John Schikowski.

IV.

Wien.

Ein neuer unersetzlicher Verlust hat das Burgtheater durch den Tod der Helene Hartmann getroffen. In ihr schied die ausgesprochenste Individualität, welche das Burgtheater unter seinen Darstellerinnen seit dem Hinscheiden Charlotte Wolters hatte. Man muß ihren Verlust tief und aufrichtig beklagen. Sie war eine Künstlerin von den seltensten Qualitäten. In ihrer Jugend eine gefeierte Naive, fand sie rechtzeitig und glücklich den Übergang ins Mutterfach, und wurde schließlich komische Alte zu einer Zeit, in der gleichalterige Künstlerinnen noch Naive spielen. Diese Selbstverleugnung ist sprechend für den Ernst, mit welchem sie an ihre Kunst herantrat. Ihr zweiter Vorzug war der, daß sie stets und jederzeit mit Freude bei der Sache war. Sie hatte keinen Rollenhunger, sie spielte mit leidenschaftlichem Eifer, was ihr lag, und begehrte nicht nach dem, das außerhalb ihrer Art oder ihres Könnens war. Sie ist keine Schauspielerin des großen tragischen Stils gewesen und hat nach diesem Lorbeer auch nie gerungen. Im Konversationsstück aber hatte sie mehr als eine Rolle, die ihr keine zweite deutsche Schauspielerin nachspielte. Ihre Mutter Vockerath wird jedem, der sie gesehen, unvergeßlich bleiben. Man nannte sie einen „weiblichen Baumeister“ und nicht mit Unrecht. Ihre Natürlichkeit war bewundernswert, sie hatte niemals etwas Komödiantenhaftes an sich, und spielte immer mit Geist und Ursprünglichkeit. Die letzte Rolle, welche sie studierte, war in J. J. Davids „Neigung“. Es sollte eine ihrer besten Darstellungen werden: als sie zwei Tage vor der Première ein plötzlicher Tod ihrer letzten großen Aufgabe entriß. Bei den Proben hatte sie durch ihr ergreifendes Spiel alle Mitspielenden fortgerissen; und niemand mochte ahnen, wie jäh und unerwartet dieses helle, freundliche Gestirn für immer erlöschen sollte. Wie wir hören, soll Frau Wilbrandt-Baudius zur Nachfolgerin der Hartmann in Aussicht genommen sein. Man kann dieser Wahl Direktor Schlenthers nur aufs freudigste zustimmen. Eine Künstlerin vom Range der Frau Wilbrandt ist im Burgtheater gewiß am Platze. Man wird sie allgemein mit Freuden wieder an der Stätte ihrer ersten, noch unvergessenen Triumphe begrüßen!

Der jüngste starke Premièrenerfolg in Wien gehört dem Raimundtheater. Es ist der dreiaktige Schwank „Im Fegefeuer“ von Direktor Ernst Gettke und Alexander Engel. Alexander Engel, der schon im Vorjahre mit seinem Schwank „Das liebe Geld“ einen ausgesprochenen Erfolg errang, besitzt Geist, Witz, Erfindung und guten Geschmack. Direktor Gettke, den wir bisher als Autor nicht kannten, hat sein, wie es scheint, gleichfalls bedeutendes litterarisches Können und seine unleugbar hervorragende Bühnenkenntnis mit dem Talente des jungen Autors vereinigt. Diese Compagniearbeit ist aber geschickt gefeilt und geschmiedet, sodaß man nirgends merkt, daß

sie zwei Väter hat. Der Stoff des lustigen und amüsanten Stückes ist gut erfunden, die Beobachtungen sind durchwegs glücklich und teilweise sehr scharf und fein. Das Stück schildert zwei Brautpaare in ihrem Zustande vor der Hochzeit. Die einen leben unbekümmert um die Leute ihrer Liebe und ihrem Glück, die anderen machen ein wahres Martyrium in der Familie durch, so daß schließlich die ganze Heirat noch in Brüche zu gehen droht. Die vielen kleinlichen Bedenken im Hause des Mädchens, der Tantentratsch, die kleinen Verlogenheiten, die Art, wie anfangs der Bräutigam eingefädelt, dann festgehalten und schließlich ordentlich gequält wird, sind mit sehr viel Humor und Laune gezeichnet. Daneben spielt auch ein Liebespärchen eine Rolle: ein junges, etwas modern angehauchtes Mädchen und ein Jurist, der immer vor dem Examen steht und damit nie recht fertig werden will. Man weiß nicht, wie viel auf das Konto jedes der beiden Verfasser geschrieben werden muß. Unleugbar ist, daß diese Compagniearbeit ein gutes, ja mehr als das, ein — amüsantes Stück ist, das sogar manche tiefere Lebensfragen ernsterer Art enthält, an die aber nur leise gerührt wird, und über welche der sprudelnde Humor der beiden Autoren scherzend hinweghuscht. Alexander Engel berechtigt noch zu größeren Hoffnungen. Wir vermuten in ihm mehr, als einen guten Schwankdichter. Er hat jene Dosis scharfer Lebensanschauung, die ihn auch befähigen würde, ein Gesellschaftsstück mit sittlich-ernstem Hintergrund zu zeichnen. Gespielt wurde durchwegs vortrefflich. Fräulein Hansi Niese, der beste weibliche Komiker, den Wien gegenwärtig hat, ein weiblicher Girardi, dem auch echte, tiefe Herzenstöne zu Gebote stehen, war in der Rolle der Christl vorzüglich. Die Damen Häberle, Anatour und Burger, die Herren Balajthy, Burg, Godai, Krug und der köstliche Straßmeyer halfen wacker mit. Vortrefflich war Herr Schildkraut in der Rolle eines zudringlichen Versicherungsagenten. In der Rolle des Fräulein Häberle debutierte nach der dritten Aufführung eine junge Künstlerin, Frl. Hetsey, die von der Schauspielschule Arnau direkt ans Raimundtheater engagiert worden war. Sie brachte eine sehr wirksame Doppelempfehlung an Kritik und Publikum mit: Schönheit und Talent, und fand somit freundlichste Aufnahme.

Der 70. Geburtstag Henrik Ibsens hat in Wien die Gemüter nicht allzusehr in Erregung gebracht, denn das Interesse der Kunstfreunde ist von der Burgtheaterkrise Wilhelmine und Adele Sandrock zum größten Teil absorbiert. Der Kontrakt des Fräulein Wilhelmine Sandrock ist nicht erneuert worden, weil die Intendanz auf die von der Künstlerin gestellten Anforderungen nicht eingehen wollte. Fräulein Wilhelmine Sandrock wünschte nämlich ihre Ernennung zur Hofschauspielerin und die Zuerteilung einiger Rollen, die etwas über die Stärke ihres Talentes hinausragen. Fräulein Sandrock war eine verwendbare Schauspielerin, sie hatte manchen hübschen Erfolg zu verzeichnen und ihr Wirkungskreis war ein nicht unverdienstlicher, wenn auch bescheidener. Freilich hätte sie nach dem Titel einer Hofschauspielerin noch nicht greifen sollen, einem Titel, der erst vor Wochen Fräulein Bleibtreu verliehen wurde, einer Künstlerin ersten Ranges, die in ernstem und stetem künstlerischen Reifen eine der bedeutendsten Heroinen, und vielleicht die beste Heldenmutter der deutschen Bühne geworden ist. Wo bleibt dagegen das hübsche Fräulein Sandrock mit ihrem doch recht bescheidenen Talente? Es war allerdings hart, der Künstlerin mit ihrer Entlassung zu antworten. Die General-Intendanz hätte doch zu bedenken gehabt, daß Frl. Sandrock durch 16 Jahre am Hofburgtheater wirkte, und, da sie stets nur in kleinen Rollen auftrat, für eine größere künstlerische Thätigkeit an einer andern Bühne nicht genügendes Rollenmaterial sammeln konnte. Natürlich entwickelte sich sofort eine ernste Krise, die wieder die Aufmerksamkeit der Wiener etwas von den traurigen politischen Zuständen abzulenken vermochte. Das Inter-

esse an dem Grafen Thun und seinem Regierungsprogramm tritt in den Hintergrund gegen die alle Gemüter erregenden Bulletins, die teils aus der General-Intendanz, teils vom Krankenlager der Künstlerin, die an nervöser Aufregung zu Bette liegt, teils aber auch von ihrer Schwester kommen, die kurz und bündig erklärte, nicht früher auftreten zu wollen, ehe das an Fräulein Wilhelmine begangene Unrecht nicht gutgemacht werde. Ein heroischer Entschluß, bei dem Frl. Adele Sandrock voraussichtlich nicht verharren wird. Vorläufig läßt sich die Künstlerin in ihrem Heim von Journalisten interviewen und schimpft sich den geduldig und aufmerksam zuhörenden Berichterstattern gegenüber weidlich über das Burgtheater und ihre Kolleginnen aus. Natürlich werden die anläßlich der Abdankung Direktor Burckhardts aufgetauchten Klagen über die bekannten Cottage-Intriguen wieder einmal aktuell. Fräulein Sandrock hat ihre Stellung am Burgtheater arg erschüttert. Es geht denn doch nicht an, daß eine Schauspielerin streikt, weil man die Wünsche ihrer Schwester nicht erfüllt. Das ginge an einem Privattheater, dessen materielle Wohlfahrt von einem Star abhängig ist; eine Hofbühne kann und darf sich nichts abtrotzen lassen. Es wäre schade, wenn man Adele Sandrock ziehen ließe, sie ist eine hervorragende Künstlerin, wenn sie auch keine Wolter ist. Würde sie ihre Kraft nicht stets an Aufgaben wenden, die mehr von ihrem Ehrgeiz zeugen, als von der Größe ihres Könnens, könnte sie in ihrem Wirkungskreis bald unbestritten dastehen. Aber der Ruhm der Wolter läßt sie nicht ruhen, sie will von der klassischen Tragödie nicht lassen, obwohl sie geradezu für die moderne geboren ist. Der unbegrenzte Ehrgeiz scheint eben in ihrer Familie zu liegen.

Während jede Darstellung einer Ibsen'schen Frauengestalt durch Fräulein Sandrock uns lebhafte Freude bereiten müßte, haben wir im Karl-Theater, das sich in anerkennenswerter Weise zu einer Feier des 70. Geburtstages Henrik Ibsens aufgeschwungen hat, ein Fräulein **Riechers** aus Leipzig als Hedda Gabler genießen müssen. Einem großen Dichter gerade an seinem Geburtstage so wehe zu thun, ist wirklich grausam. Fräulein Riechers und Hedda Gabler sind zwei sehr verschiedene Dinge. Hedda Gabler ist eine Schauspielerin im Leben, Fräulein Riechers ist keine auf der Bühne. Hedda Gabler ist abscheulich, aber interessant, Fräulein Riechers war zwar auch abscheulich, aber uninteressant. Es giebt ein gewisses Gefühl, das man Pietät nennt. Wenn schon der Theaterdirektor es nicht thut, sollte doch dieses Gefühl manchen Schauspieler und manche Schauspielerin von der Darstellung gewisser Rollen abhalten. Ibsen fiel zu Ehren seines 70. Geburtstages im Wiener Karl-Theater durch. Hedda Gabler ist nicht sein bestes Werk. So verblüffend manches darin an genialer Charakteristik, an dämonischer Seelenmystik ist, es fehlen doch häufig Übergänge. Die Kontraste der nervösen, komplizierten Natur Hedda Gablers und die simple Menschlichkeit der übrigen Mitspielenden mit Ausnahme des Gerichtsrates Brack wandeln häufig auf der Schneide zum unfreiwillig Komischen. Eine geniale Darstellung kann darüber hinwegbalancieren, eine unbeholfene fällt beim ersten Schritt und reißt den Dichter mit sich hinab. Herr **Reusch** als Gerichtsrat Brack spielte vortrefflich, auch Herr **Klein** als Eilert Lövborg faßte seine Rolle glücklich auf. Er traf den Ton des genialen Bohemiens und stolperte nur einmal — allerdings über ein Loch, das der Dichter gelassen hatte. Herr **Meyer-Eigen** (Jörgen Tesmann) ist kein übler Schauspieler. Der Tesmann lag ihm wohl nicht, er gab ihn ein wenig zu simpel im Stile der L'Arronge und Ohnet. — Das Stück vermochte keine Wirkung zu erzielen. Für Hedda Gabler ist das Wiener Publikum noch lange nicht genügend „Ibsenreif". Das Raimund-Theater bringt eine Aufführung der „Nora" zu Ehren des Dichters, das Volks-Theater der „Stützen der Gesellschaft."

Einer Vorlesung möchte ich auch Erwähnung thun, welche Hermann Bahr im Verein mit dem Rezitator Raphael Faelberg zu Gunsten des Dichters Detlev von Liliencron veranstaltete. Leider war der Abend nur schwach besucht, und die Wiener Indolenz und Gleichgültigkeit hat wieder einmal einen ihrer schönsten Triumphe gefeiert. Die aber diesem Ehrenabend des größten modernen Lyrikers beiwohnten, werden einen tiefen und nachhaltigen Eindruck empfangen haben. Hermann Bahr sprach mit gewohntem Elan in seiner geistvollen amusanten und charakteristischen Weise. Aber er bereitete dennoch einige Überraschung durch die Wärme und Innigkeit, mit der er die Art unseres Liliencron schilderte und würdigte. Das war für Augenblicke nicht der leicht-spöttische, geistvolle Causeur, es war eine echte herzenswarme Kunstbegeisterung in seinen Worten, die diesmal nicht nur glänzten und funkelten, sondern auch leuchteten und wärmten. Und das soll Herrn Bahr lange nicht vergessen sein. Nicht minderen Genuß boten die Rezitationen aus Liliencron'schen Werken, welche Raphael Faelberg übernommen. Dieser Künstler, dessen moderne Art, mit ihrer tiefen inneren Geschlossenheit und Reife, ihrer schlichten seelisch-beredten Einfachheit und Empfindungsgewalt sich zur Interpretation Liliencrons besonders eignet, wußte die Hörer für den Dichter aufrichtig zu begeistern. Er traf die düstern Töne seiner Stimmungslyrik ebenso meisterlich, wie die sonnige Kraftnatur, die aus den „Adjutantenritten" schmettert. Es wird nur wenige Rezitatoren deutscher Sprache geben, die ihm das gleichzuthun vermöchten!

Die sonstigen Kunstgenüsse der letzten Zeit waren mitunter ebenso originell wie unkünstlerisch. Der Verein deutscher Bühnenangehöriger veranstaltete eine Cirkus-Vorstellung, bei der zahlreiche Wiener Bühnenkünstler, teils mit Witz, teils mit Geschick ihre sonstigen Anlagen produzierten. Herr Treßler ritt auf dem Rudelbrettschimmel, Fräulein Riese führte als Clown einen gelehrigen Pudel vor, Adele Sandrock ein dressiertes Pferd, Annie Dirkens ritt die hohe Schule u. s. w. Die Wiener boten 50 fl. und noch mehr für eine Karte. Es muß aber auch ein erhebendes Gefühl sein, zu hören, wie die erste Heroine des Burgtheaters mit der Peitsche knallt, und zu sehen, wie ein jugendlicher Liebhaber im Clownkostüm in der Manege herumreitet. So etwas zieht noch in Wien! Auch das Fest des „Touring-Clubs", bei dem man hübsche lebende Bilder mit Text von Chiavacci, dem beliebten Wiener Humoristen sah, versammelte ein zahlreicheres und gewählteres Publikum, als es eine Aufführung des „Kollegen Crampton" im Burgtheater vermöchte. Man soll aber darüber nicht klagen. Die Wiener sind nie ein ernstes Völklein gewesen, wenn sie nun auch ihren Humor verlieren würden — was dann?

* * *

Im Künstlerhause fand jüngst eine Ausstellung des Nachlasses Alois Schönns statt, welche der Kunsthändler H. O. Miethke veranstaltete. Sie gewährte einen Überblick über das Gesamtschaffen des bekannten Landschafters und Historienmalers, der, wenn auch keine moderne Individualität, so doch eine vornehme und beachtenswerte Erscheinung gewesen. Er besaß ein reiches malerisches Können, viel Fleiß und künstlerischen Geschmack.

Die Vereinigung bildender Künstler Österreichs — die „Wiener Secession" — giebt im Verlage von Gerlach & Schenk eine Zeitschrift heraus, die sich „Ver sacrum" betitelt, und von welcher mir die ersten drei Hefte vorliegen. Die Wiener Künstlerschaft — meist sind es die jüngeren — bekundet darin ein ernstes Streben. Freilich läuft zuweilen ein Wechselbalg mit unter und auch manche künstlerische Verlogenheit giebt sich für

modernstes Empfinden aus. Das scheint mir aber bei jedem Vorwärtsdringen unvermeidlich. Auch die Sprache, mit der die neuen Kunstprinzipien erörtert werden, scheint mir zu hart. Es ist mancher bei der Genossenschaft geblieben, auf den die Secession stolz sein dürfte, und mancher bei der Secession, der schon die Genossenschaft kompromittiert hat. Aber trotz allem wäre es ungerecht, zu leugnen, daß von unseren jüngeren Künstlern einige das Zeug zu tieferer Entwickelung und weiteren Perspektiven in sich tragen, während die Art, wie manche von den älteren, so Gustav Klimt, sich in den moderneren Geist der Kunst einzuleben verstanden, geradezu überraschen muß. Freilich ist stets eine kleinere oder größere Dosis von Anempfindung dabei, die aber zu eigenem Empfinden emporreißen kann. Ich sage wohlweislich kann — aber nicht muß. Was die Ausstattung der neuen Zeitschrift betrifft, ist sie eine in jeder Beziehung vorzügliche. Einzelne der Reproduktionen sind mit einer Vollendung wiedergegeben, die der Firma Gerlach & Schenk das allerehrendste Zeugnis ausstellt. Unter den litterarischen Mitarbeitern findet man hervorragende Namen, wie Max Burghardt, Hermann Bahr, Ludwig Hevesi u. a. Sehr hübsche Gedichte sind von Rainer Maria Rilke und Hugo Salus enthalten. Fast sieht es aus, als wollte es bei uns wirklich ein wenig grünen und blühen. Möchte es doch auch endlich Frühling werden!

Paul Wilhelm.

Kritik.

Französische Litteratur.

Jules Renard: Histoires naturelles. (Paris, Ernest Flammarion, 1897.)

Die letzten Jahre der Litteraturentwicklung in Frankreich haben uns stark genötigt, dem allgemeinen und noch immer seine Geltung verlangenden Urteil über das französische Schrifttum zu widersprechen. Mit „Jamben“, mit „Pathos“ und mit „Naturalismus“, welche drei Dinge in Litteraturkompendien und in oberflächlichen Gesprächen bisher eine so große Rolle spielten, hat die strebende moderne Litteratur Frankreichs nichts mehr zu schaffen. Wer beispielsweise den ersten neugierigen Blick in das Reich von Verlaine, von Maeterlinck, von Laforgue u. a. m. wirft, den werden hier Form und Inhalt so verblüffen, daß er einen organischen Zusammenhang mit dem allgemeinen Schrifttum Frankreichs leugnen zu müssen glaubt. Er wird erst durch tieferes Eindringen die Momente erfassen, die in einzelnen Dichtern fast bis zur Verleugnung des romanischen oder gallischen Elements führen mußten. Den Freunden dieser Litteratur erscheint es gewiß immer mehr geboten, sich über den Ursprung der Töne ganz klar zu werden, aus denen uns so häufig deutsche Seele herauszuklingen scheint. Meine eigenen Ergebnisse hier mitzuteilen, ist nicht der Augenblick. Aber bei den wunderbaren „Histoires naturelles“ von Jules Renard muß darauf hingewiesen werden, daß wir in ihnen wiederum einem Geiste begegnen, den wir als spezifisch germanischen anzusehen gewohnt sind. Zwar läßt ja gleich die schärfere Beobachtung, die wir in diesen Geschichten aus der Natur finden, erkennen, daß viel Reflexion im Spiele ist, die das deutsche Tiermärchen nicht kennt, und auch die knappe Form verrät eine neue Kunst. Aber welch ein Gegensatz gegen Lafon-

taine, der viel mehr Franzose ist, und dem dennoch moderne deutsche Fabeldichter so nahe stehen, daß sie französischer aussehen als Renard! Der deutsche Hauptmann, der jüngst den Märchenwald wieder aufsuchte, hat mehr Reflexion als Renard. Es zeigt sich bei weiteren Beobachtungen, daß viele deutsche Dichter unserem Wesen fremder sind, als bestimmte neuere Dichter Frankreichs. — Von dem eigentümlichen Reiz der Renard'schen kleinen Kunstwerke und von seiner reinen Mystik, die uns das Verborgene schauen und erkennen läßt, mögen die wenigen Übersetzungen, die dieses Heft enthält, selbst reden.

Wilhelm Spohr.

Russische Litteratur.

Die Welt der Verstoßenen. Memoiren eines Zwangsarbeiters von Nicolaj Melschin. Petersburg, 1897/98. (Russisch.)

Seit Dostojewski sein „Totenhaus" geschrieben, sind etwa 40 Jahre verflossen. Unterdes hat sich auch in Rußland vieles geändert, nicht minder jene Welt, welche Dostojewski in seiner Dichtung mit noch nie dagewesener Genialität behandelt hat. Melschin schildert dieselbe Sphäre, aber unter den neuen Verhältnissen. Sein Werk ist die schönste Blüte der neuesten litterarischen Schöpfungen Rußlands. Er läßt uns mit demselben Talent in die geheimsten Winkel des Zwangsarbeiterlebens eindringen; Grauen und Entsetzen erweckend, entlockt er uns doch eine heiße Thräne des Mitleids. Die entartete Verbrecherseele in ihren fein nuancierten rohen wie edlen Trieben, die typischen Gestalten der Zwangsarbeiter, ihre Gebräuche und Sitten beanspruchen die schärfste und gerechteste Beobachtungsgabe, ebenso die glühendste Menschenliebe des humanen Verfassers. Der Leser wird unwillkürlich an Dostojewski erinnert und verläßt das Buch, indem er neben dem tiefsten Gefühl für die leidende Menschheit die freudige Empfindung gewinnt, daß 40 Jahre auch an der Verbrecherwelt nicht spurlos vorübergehen.

Grundfragen der Geschichts-Philosophie von Prof. Karejew. Petersburg, 1897. (Russisch.)

Die Bezeichnung „Geschichtsphilosophie" ist altmodisch; man denkt dabei unwillkürlich an Hegel, man zieht geistreiche und minder geistreiche Parallelen zwischen Geschichts- und Naturphilosophie, man lächelt und fragt: „Philosophiert man noch immer über die Geschichte?" Der Skepticismus ist nicht ganz unberechtigt; lag doch die Gefahr schon häufig genug sehr nahe, wegen eines geflügelten Wortes, eines fein pointierten psychologischen Aperçus oder sogar zu Gunsten extremer Systemwut die ganze Gesetzmäßigkeit der geschichtlichen Entwicklung zu verkennen und deren reale Lebendigkeit zum Schattenbild zu degradieren. Karejew verdrängt mit Meisterhand alle Bedenken gegen die Geschichtsphilosophie. In erster Linie ist er Historiker: Einzelne Untersuchungen, wie über die Bauern in Frankreich vor der großen Revolution — nach dem Geständnis der französischen Kritik die beste Untersuchung auf diesem Gebiete, — die Geschichte der Neuzeit, Forschungen auf dem Gebiete der russischen und polnischen Geschichte u. s. f., bildeten jenes umfangreiche Material, welches ihn zu „philosophieren" zwang. Es handelt sich hier darum, die Grundfragen, welche die Erkenntnis der geschichtlichen Entwicklung aufdrängt, in ihrer Selbständigkeit hervorzuheben und durch glückliche Kombinationen zu einer Theorie des historischen Prozesses zusammenzufassen. Eine Theorie der historischen Prozesse ist auch der leitende Gedanke seiner Bemühungen. Kritische Beurteilung der vorangehenden geschichtsphilosophischen Theorien, die Erkenntnis der Tragweite jedes einzelnen Faktors der Geschichte von ihrer natürlichen Bedingtheit angefangen (physische und biologische Gesetze) bis auf diejenigen Faktoren, welche auf ihrem spezifischen Boden gedeihen (psychisch-kulturelle Mo-

mente), die Rolle der Persönlichkeit in der Geschichte, die objektive und subjektive Seite des historischen Geschehens, all das findet man hier mit umfassender Vielseitigkeit behandelt. Ohne den Anspruch zu erheben, das letzte Wort zu haben, was leider in der geschichtsphilosophischen Forschung üblich geworden, bietet der encyklopädisch gebildete und kritisch denkende Verfasser in seinem Werke wirkliche „Grundgedanken“, denen gegenüber keiner gleichgültig bleiben kann, für den die Geschichte trotz dem Boulevard-Skepticismus kein sinnloses Spiel ist.

Unsere Volkswirtschaft nach der Bauern-Emanzipation von Nicolaj-on. Moskau, 1897. (Russisch.)

Wie wir hören, soll dieses Buch binnen kurzem in deutscher Sprache erscheinen. Dies wäre ein großer Gewinn für die sozial-wissenschaftliche Litteratur.

Volkswissenschaftliche Fragen, mit scharf analysierendem Verstande behandelt, haben hier neben ihrem brennenden zeitgenössischen Interesse eine außerordentliche Bedeutung dadurch für sich, daß sie ein in ökonomischer Beziehung so wenig bekanntes und eigentümliches Land, wie Rußland, dem Leser erschließen.

Der Übergang der Naturalwirtschaft zur Geldwirtschaft in Rußland, der fast neugeborene und mühsam sich Bahn brechende russische Kapitalismus, die Rolle Rußlands auf dem Weltmarkte, seine Landwirtschaft, seine Gewerbe und seine Industrie in ihren Entwicklungstendenzen sind hier mit kritischem Auge betrachtet und mit objektiv-wissenschaftlicher Ruhe dargestellt. Besonders hervorzuheben ist die lehrreiche Parallele, die zwischen der Getreideproduktion Rußlands und Amerikas gezogen wird.

Nicht minder interessant finden wir hier das russische Bank- und Eisenbahnwesen in seinen Beziehungen zum russischen ökonomischen Leben überhaupt und zur Landwirtschaft insbesondere behandelt. Den theoretischen Untersuchungen läßt der Verfasser ein praktisches Programm folgen, in dem zwar zwischen den Zeilen — wie in Rußland üblich, um dem Zensurskepticismus zu entgehen — gelesen werden muß, das aber nicht ohne originelle Ausarbeitung wissenschaftliche sozialistische Ideen enthält. In letzterer Hinsicht kommt der lange Jahrzehnte in Rußland währende Streit der Vertreter der eigenartigen ökonomischen Entwicklung Rußlands und derjenigen, die es zum Grundsatze machen, daß Rußland in den Fußstapfen Westeuropas gehen muß, zur eingehenden Besprechung. Ein allseitiges, auf den neuesten Daten beruhendes, statistisches Material und mit viel Geschmack und synthetischem Urteil zusammengestellte resumierende Tabellen sind ganz besonders dazu geeignet, den Wert des Werkes zu erhöhen, das eine der ersten, wenn nicht die erste Stelle in der ökonomischen Litteratur der letzten Zeit einnimmt. Dr. Georg Polonski.

Slavische Litteratur.

Pentscho Slawejkoff, Träume. Epische Lieder. Zweites Buch. Philippopel, 1898. (Blènobe. Epičeski pêsni. Plovdiv 1898. Chr. G. Danoff.)

Ein Büchlein von hervorragender Bedeutung für die bulgarische Litteratur, von hohem Interesse auch für das Ausland, besonders für Deutschland. Der Verfasser, welcher seit Jahren in Deutschland lebt, mit dem ich jetzt in Berlin manche Stunde verplaudere, hat von deutschem Geiste und seinem Schaffen auf dem Gebiete der Litteratur und der Philosophie mannigfache Anregung empfangen. Am deutlichsten zeigt sich in seinen Dichtungen dieser Einfluß in den Gedichten „Michel Angelo“ und „Der Schatten des Übermenschen“, ferner in den drei in seiner ersten Sammlung erschienenen „Fis-Dur“, „Zur Ruhe gefunden“ und „Das Herz der Herzen“. Momente schmerzvollen Kämpfens, gewaltiges Leben im Widerstreit mit einem feindlichen übermächtigen Schicksal, die Schaffensqual des Meisters, dessen Geist

in schwerem Ringen das ewige Geschöpf gebiert, das ist es, was den Dichter hier beschäftigt und was er aus mitfühlender Seele in packenden Worten zum Ausdruck bringt. Und um diese kämpfenden, in Schmerzen ringenden Menschen weiß er eine Natur zu zeichnen, die in ihrer schweren düsteren Stimmung in harmonischen Accorden die Vorgänge in den Menschenherzen begleitet. Die Helden dieser Dichtungen sind Beethoven, der, des Gehörs beraubt, doch in der majestätischen Gewalt der Töne Natur und Schicksal zu besiegen sucht, Lenau, dessen quälende Melancholie zu unheilbarem Wahnsinn sich vertieft, Shelley, der in seinem edlen, fast überirdischen Idealismus inmitten der Niedrigkeiten der Welt die ewige Liebe predigt, dann Nietzsche, dessen gequältem Geist in vernichtendem Kampfe der Gedanke des Übermenschen sich entringt, und Michel Angelo, der, umtobt vom Schlachtenlärm der Straße, seinen Moses schafft, „die Idee der Zeit vom Heute in die Ewigkeit zu tragen“.

Ganz anders tritt der Dichter uns entgegen in seinen „Weihnachtsliedern“ (Koledari). Hier ist er ganz Bulgare. Im Tone der Volkslieder, welche nach altem Brauche die Bauern zu Weihnachten singen, wird uns darin ein anschauliches frisches Bild gegeben von dem Leben und der Art des bulgarischen Landvolkes, einem Leben in wenigen schlichten Freuden und in vieler mühevoller Arbeit. Die Balladen Slawejkoffs, deren Stoffe meist der alten bulgarischen Geschichte oder den letzten Kämpfen gegen die Türken entnommen sind, zuweilen unter Bevorzugung Nietzschescher Gewalt- und Übermenschen, seien hier nur kurz erwähnt. Auf eines will ich noch eingehen, das ist die Dichtung „Balkan“, ein Präludium zu einem längeren Epos, das die Freiheitskämpfe des bulgarischen Volkes gegen die Türkenherrschaft besingen soll. Slawejkoff schildert da aus innigem Naturempfinden den majestätischen, uralten Bergesriesen, den Balkan, der unwandelbar hinabblickt auf die wechselnden und doch immer sich wiederholenden Geschehnisse im Schicksale des Menschenvolks, das zu seinen Füßen wimmelt. Dies Gedicht ist einer glücklichen Vereinigung entsprungen von des Dichters eigenem grübelnden Wesen, dessen Richtung auf das Gedankliche in der deutschen Schule sich noch vertiefte, und national-bulgarischem Geiste. Gelingt es ihm fürderhin, diese Vereinigung zu einem harmonischen Ganzen durchzuführen, so darf Pentscho Slawejkoff Anspruch erheben, einen hervorragenden Anteil dazu beigetragen zu haben, die Litteratur seines Vaterlandes aus engen Grenzen zu europäischer Bedeutung zu heben. Für die bulgarische Litteratur im besonderen liegt seine Bedeutung auch in der Form seiner Dichtungen, denn häufig sind es dort neue Metren, die er einzuführen sucht, und vor allem ist die Sprache eine durchaus originelle und durch viele Ausdrücke, die dem Volksmunde abgelauscht sind, bereichert.

Georg Adam.*)

Italienische Litteratur.

Den originellen poetischen Schöpfungen Riccardo Pitteris sei diesmal in erster Linie die verdiente Erwähnung gezollt. Das Versbuch: „Nel Golfo di Trieste“, das im Kommissionsverlag der Fratelli Dumolard in Mailand erschien, während der eigentliche Verleger, der als Schriftsteller hochgeschätzte Besitzer der ersten artistischen Druckanstalt, Caprin, in Triest ist, vereint eine schöne Auswahl tiefempfundener Gedichte. Die klangvolle italienische Sprache mit ihrer bezaubernden Weichheit, die das Ohr mit sanften Molllauten umstrickt, ist nicht oft so einschmeichelnd und dennoch so kraftvoll behandelt worden. Ist's die Heimat, die teuere, schöne, fascinierende, die den Dichter so glücklich zu inspirieren gewußt, oder der

*) S. das Gedicht Slawejkoffs in dieser Nummer. D. Red.

ureigenste Genius, der seine Muse so sieghaft geleitet, gewiß ist nur, daß die Gedichte überwältigend wirken: „San Giusto“, das die alte Kathedrale der blühenden Handelsstadt verherrlicht und rührend kündet, wie das Kind, der Knabe und der Mann mit gleicher Ehrfurcht das Gotteshaus verehrt, das sich byzantinischen Ursprungs rühmt, ist geradezu wunderbar.

Den vielen historisch-denkwürdigen Punkten und Objekten seiner Vaterstadt widmet der Dichter gleichfalls schöne Verse, die zugleich sein tiefes Wissen verkünden. Für sein warmfühlendes Herz sprechen die Gedichte an seine Freunde, und an seinen Vater, den langjährigen, rühmlichst bekannten Bürgermeister der Adriastadt. Des Meeres gleißende Pracht, das der Dichter innigst liebt, wie alle, die an seinen Ufern geboren, besingt er unter anderen mit den ausdrucksvollen Worten:

Sento in cor orgoglio
Del mio mare amato
Presso al mar son nato
E morire voglio.

Die bedeutendste Publikation Riccardo Pitteris ist ein Carmen: „Al Bove“, das gleichfalls bei Caprin in Triest erschien. Es wird so manchen Wunder nehmen, daß der Dichter ein allgemein als minder poetisch betrachtetes Geschöpf zur Verherrlichung gewählt, aber die Art und Weise, wie Pitteris dem meist wenig beachteten, ja fast nur als Schmähwort beliebten Ochsen mit der Aureole schaffensstarker, achtbarer, bewunderungswerter Kraft umgiebt, ist so originell und überzeugungsvoll, daß jeder, der die merkwürdige Dichtung liest, den Ochsen fortan als „Respektsperson“ betrachten wird. Mit Recht bemerkt er: „All' nom tu sei vero, primo tesoro“, und die Schilderung des braven Tieres, das, ins Joch gespannt, Feld und Flur mit gleichmäßigem Schritt durchwandert, heldenhaft die Peitsche erträgt, die Stiche der Insekten stoisch duldet, und die Last der Arbeit pflichttreu vollbringt, sucht ihresgleichen an Zartheit der Empfindung und Beobachtungsgabe der subtilsten Ereignisse des Landlebens; denn die Natur herrscht als Königin in dem Carmen: „Al Bove“. Da uns aber schon die alten Römer und Griechen und nicht minder die Germanen lehrten, den Ochsen, der als Opfertier eine große Rolle spielte, zu ehren, so sei der Dichtung die volle, berechtigte Anerkennung gezollt. — Die neueste, in den letzten Monaten erschienene poetische Arbeit Pitteris besteht in fünf Sonetten an seinen Freund und Sangesbruder, den jüngst erwählten Deputierten der Stadt Triest, an Attilio Hertis, von dem man nicht genau feststellen kann, ob sein Ruf als Dichter oder Gelehrter ein größerer sei. Die Sonette heben sich weit über das Maß der Gelegenheitsdichtung und sind überdies ein getreuer Spiegel der edlen nationalen Gesinnungen eines echten Triestiners, der sich mit Stolz italienischen Herzens fühlt.

Beredte Zeugen großer Vaterlandsliebe sind auch die berauschenden Verse, die der geniale Dichter Enrico Panzacchi „Makallè“ nennt (Nicola Zanichelli, Bologna) und die den Helden der unseligen afrikanischen Kriege gewidmet sind. Sein Carmen ist knapp gehalten und doch außerordentlich inhaltsvoll. Der Dichter, der zu den litterarischen Berühmtheiten der bella Italia zählt, hat seinen Ruf in den herrlichen Versen glänzend bewährt.

Zu den geschätzten Dichtern Italiens zählt auch Luigi Pinelli, der bereits mit seinem ersten Bande: „Poesie minime“ (Nicola Zanichelli, Bologna) die Aufmerksamkeit der Freunde schöner Künste und die der Kritiker nicht minder erweckt hat. Den „Poesie varie“ folgten im selben Verlage und in letzterer Zeit: „Reliquie“ bei Luigi Zopelli, Treviso. Die „Poesie minime“ enthalten auch wertvolle Übersetzungen aus dem Deutschen und Lateinischen und sprechen für die umfassende Bildung des Dichters, der meist ein beschauliches Landleben führt und seinen Idealen lebt. Er ist kein Vielschreiber

und bedarf äußeren Impulses, um zur Feder zu greifen und sich seiner zartbesaiteten Muse in voller Schaffensfreude zu ergeben. Wohl die beste Art, um sich niemals zu erschöpfen und seiner Urkraft sprudelnden Quell als kostbarsten Schatz der Dichtkunst zu erhalten. Seine Verse sind ungemein harmonisch und der leichte Anflug von Melancholie, der ihnen zuweilen anhaftet, verleiht denselben einen Reiz, wie beispielsweise: „Vae soli!"

Come raminghi angel nella tempesta
I tuoi tristi pensieri passeranno
I tuoi pensier'che fitti entro la testa
Si come frecce irrugginite stanno.

Attilio Tambellinis Dichterruf reiht sich den zitierten Poeten würdig an. Seine letzte Verssammlung: „Nugae" (Plaudereien) erschien gleichfalls im beliebten Dichter-Verlage von Nicola Zanichelli, Bologna. Der begabte Verfasser beherrscht darin mit Glück auch das historische Helden- und Sagengedicht, nebst den rein lyrischen Anklängen, während die Gefühlshymne mit besonders hinreißender Kraft in den Gedichten zum Ausdruck kommt, die er seinen drei Töchtern widmet.

Den Mut, eine Serie von je hundert Sonetten herauszugeben, fand Alfonso Tartarini, der unter dem griechischen Titel: „Fasma" (Vision) jüngst in Bologna in der Libreria Treves di P. Verano hiermit begann.

Italien ist die Wiege des Sonettes, das, von seinem Meister Petrarca angefangen, sich stets großer Beliebtheit in der Dichterwelt erfreute, aber an eine Massenproduktion, wie dies nun von Tartarinis Seite geschieht, wagte sich denn doch nicht bald der vielen Dichter einer. Dem ersten Centurio nach zu urteilen, ist es jedoch dem waghalsigen Poeten geglückt, den welschen Sonettenruhm nicht nur aufrecht zu halten, sondern auch durch ein neues Ehrenreis sieghaft zu festigen.

Von Alfredo Baccelli erschienen nun auch in zweiter Auflage die vielbesprochenen Gedichte: „Diva Natura", denen berühmte Kritiker, u. a. Enrico Nencioni, lange und eingehende Rezensionen gewidmet. Der junge Dichter wird mit Recht vielfach gepriesen und mitunter auch mit gleichem Recht getadelt. Hervorzuheben aber ist unstreitbar, daß die keusche Göttin Natur, zu deren Einfachheit der Verfasser zurückkehren will, selten so verstanden ward, wenn seine Verse auch zuweilen von gesuchter Gelehrsamkeit sind. Unter den fünf Gesängen: „All foco, alle acque, ai venti, alle rocce und all' uomo" verdient Il canto delle rocce am meisten gelobt zu werden. Die Kraft und Schönheit der Sprache allein muß allerdings in der ganzen Dichtung des eblen Reimfalles melodischen Rhythmus zu ersetzen trachten; denn Baccelli gehört zur allerneuesten Schule, die dem naturalismo und der scienza allein huldigen, ohne jedoch das alte Banner didaktischer Poesie neuerdings zu entfalten.

Unter den aufstrebenden Talenten darf Marcello Gandolfo nicht vergessen werden. Sein Erstlingswerk „Nostalgie" (Heimweh) erschien im Verlage Minotti in Savona. Den Stempel des Neulings, ja zuweilen des hilflos Tappenden tragen seine Verse wohl, aber sie verraten dennoch eine schöne Begabung und ein reiches Gemütsleben, so daß man immerhin auch den debütierenden Poeten zu dem hoffnungsvollen Nachwuchs im italienischen Dichterwald zählen kann.

Paul Maria Lacroma.

Briefe an die Redaktion.

Für Wilhelm Arent.

Audiatur et altera pars!

Ich weiß, auch Sie, verehrter Herr Jacobowski, huldigen diesem schönen Worte und noch schönerem Grundsatze. So gestatten Sie mir noch einige Worte. Ist da letzthin immer von Wilhelm Arent die Rede oder, wie man nehmen will, auch nicht die Rede, bestand doch die letzte Äußerung über ihn in der „Gesellschaft“, ein Gedicht in seinem Sinne, nur aus Satzzeichen.

Man scheint, sicher vielfach unbewußt, beflissen, ihm Unrecht zu thun, wo man nur kann, in Gespräch und Buch, in Zeitung und Monatsheft.

Nun ist ja sicher, daß gerade Arent durch seine Äußerlichkeiten, seine künstlerischen und menschlichen Launen viel Anlaß zu mißliebigem Urteil, vielleicht auch zu Haß und Schmähreden geben kann.

Besonders die Fernstehenden sind geneigt, ihn nach einer zufälligen Äußerung, vielleicht noch verstärkt durch Kolportage, zu be- und damit auch zu verurteilen.

Aber das ist eben so sicher, wenn je ein Dichter ein starkes, ein übermäßig starkes, vielseitiges, feuriges Innenleben führt und dieses aufrichtig, fast zu jäh, noch in Stücken seiner Seele wieder hinaus schwingen ließ in melodische Worte, so ist auch das wieder Wilhelm Arent. Er ist zu viel Lyriker auch zum Lyriker und lebt seine Dichtung, ehe sie von ihm ausglutet, viel zu sehr selbst. Es würde ihm künstlerisch und in Bezug auf Lebensglück nicht so viel schaden, wenn er, wie es andere thun, diese Versgedichte einfach hübsch in seinem Hirn aufwärmte. Dem Publikum würden diese Gerichte besser munden, und er würde sich nicht schlecht dabei stehen.

Aber für den Dichter leistet man gern auch etwas auf seine Dichtung Verzicht, Dichternaturelle, lebende, nicht bloß denkende, Dichter in englischem Sinne, Byron, Shelley — sind etwas seltenes bei uns.

Arent ist ein dämonischer Lebemann, der alles bezwingen muß und darum ein Proteus und zu sinken, zu unterliegen erscheint.

Dem ist nicht so.

Freilich, es fällt ihm schwer, auch künstlerisch ganz mit sich fertig zu werden. Aber nur darum, weil er so reich, so unmittelbar, so innig ist, weil das Leben schon durch sein Dasein in seiner zarten und milden Seele zur Qual wird. Jeder Philister wird mit sich fertig. Aber es ist dann auch darnach.

Und ich meine — hier in der „Gesellschaft“ redet man wohl zumeist zu solchen, die eingeweiht sind in die Qualen des künstlerischen Innenlebens — wir hätten am allerwenigsten Ursache, auf Seite der Philister zu stehen in dieser Beziehung.

Und es wird manches Buch von denen, die nun auf den Markt kommen, ihren Weg machen und höchlich gepriesen werden, vergessen sein, vergessen in all' seiner braven Mittelmäßigkeit, die dem Hervorbringer keinen Tropfen Schweiß, noch weniger Herzblut, sondern nur dem seine drei bis fünf Mark gekostet hat, wenn die Lieder von Wilhelm Arent einsamen Lebensgängern erscheinen wie ein geselliger Geist.

Die Nachwelt wird in der Regel, mindestens aber oft, gerecht.

Aber wollen wir es nun so weit kommen lassen?

Wollen wir die Arent'schen Werke, die ein fatalistischer Wirbelwind weit ab von den Bahnen regsam steter Verleger in vorzeitiges Vergessen und beginnende Unerreichbarkeit trieb, erst vollständig umkommen lassen?

Treibt es uns nicht, die Stücke dieser kosmisch gährenden Seele liebevoll aufzuheben und zusammenzustellen und immer wieder und wieder darauf hinzuweisen?

Gerade wie er selbst so glühend liebevoll für die ungerecht Vernachlässigten war — wie Sonnenberg und Lenz.

So einer vernachlässigten Kraft zu ihrem Rechte zu verhelfen, es ist schon deshalb angezeigt, weil es einmal etwas Besonderes ist.

Besonders in einer unbefangen künstlerischen Zeitschrift wie die „Gesellschaft“. So werde ich demnächst von Ihrer gütigen Erlaubnis Gebrauch machen und im Laufe des Sommers eine möglichst knappe und eindringende Darstellung vom Schaffen und Wirken Wilhelm Arents geben.

Ich bin wohl berufen hierzu, denn ich habe sein fieberndes Schaffen, seine schmerzhafte Sehnsucht nach reiner Menschlichkeit und seine Empörung über die Jammerhaftigkeit unserer Lebensumstände, das Elend unserer Kunst kennen gelernt. Ich weiß, wie edelmütig und opferwillig er nicht mir allein, auch anderen gegenüber war. Er hat mir eine ganze Zeit lang eine monatliche Zubuße ausgeworfen und mein Drama „Des Platonikers Sohn" drucken lassen. Deshalb mußte ich sprechen.

Wer also in dieser Erklärung Befangenheit sehen will, mag sein Vergnügen haben. Ich finde aus genauen Beobachtungen eigener Regungen, die ich tüchtig in die Kur nehme und nicht aufkommen lasse, und aus den Erfahrungen um mich herum, daß Undankbarkeit weit eher die Regel ist in solchen Fällen.

Es muß also wohl nur das Verlangen nach Gerechtigkeit sein, was hier aus mir spricht.

Peter Hille.

Büchertisch.

Vom 25. März bis 10. April liefen bei der Redaktion nachstehende Bücher ein (Besprechung bleibt vorbehalten):

Adler, Georg, Die Sozialreform im Altertum. Jena, Gustav Fischer. 1897. 8. 98 S. 2 Mk.

Bewer, Max, Lieder aus der kleinsten Hütte. Dresden, Glöß. 8. 112 S. 1 Mk.

Derselbe, Gedichte. Ebenda. 8. 210 S. 2 Mk.

Biedermann, Dr. Karl, Das erste deutsche Parlament. Zu dessen 50jähr. Bestehen. Breslau, S. Schottlaender. 1898. 8. 109 S.

Drews, Arthur, Der Ideengehalt von Richard Wagners „Ring des Nibelungen" in seinen Beziehungen zur modernen Philosophie. Leipzig, Hermann Haacke, 1898. 8. 115 S. 2,50 Mk.

Ernst, Paul, Lumpenbagasch. — Im Chambre separée. 2 Schspie. Berlin, Joh. Sassenbach. 8. 79 S. 1,50 Mk.

Evers, Franz, Paradiese. Gedichte. Leipzig, Kreisende Ringe (Max Spohr). 8. 63 S. 2 Mk.

Fried, Alfred H, Das Tagebuch eines zum Tode Verurteilten. M. e. Einleit. v. L. Büchner. Berlin, Carl Duncker, 1898. 8. 153 S.

Fricker, Dr. Carl, Antarktis. Berlin, Schall u. Grund, 1898. 8. 230 S. 5 Mk.

Hassell, Ulrich v., Die Christlichen Vereine junger Männer in Deutschland und ihre Aufgabe. Stuttgart, Chr. Belser. 8. 60 S. 1 Mk.

Janitschek, Maria, Kreuzfahrer, Novellen. Leipzig, Kreisende Ringe (Max Spohr). 8. 231 S. 3 Mk.

Jastrow, Dr. J. Die Einrichtung von Arbeitsnachweisen und Arbeitsnachweis-Verbänden. Berlin, H. S. Hermann. 1898. 8. 164 S. 4 Mk.

Kaiser, Emil, Nicht schlecht. Eine Charakterstudie. Dresden, Carl Reißner. 1898. 8. 194 S.

Lanzky, Paul, Aphorismen eines Einsiedlers. Leipzig, Kreisende Ringe (Max Spohr). 8. 163 S. 3 Mk.

Lind, Dr. phil. Paul von, Eine unsterbliche Entdeckung Kants oder die vermeintliche „Lücke" in Kants System. Eine historische Rechtfertigung Kants. Leipzig, Hermann Haacke. 1898. 8. 62 S. 1,50 Mk.

Moeller, Marx, Totentanz, Eine Aschermittwochsdichtung. Leipzig, Kreisende Ringe (Max Spohr). 8. 42 S. 2 Mk.

Scheerbart, Paul, Der Tod der Barmeliden. Arabischer Haremsroman. Leipzig, Kreisende Ringe (Max Spohr). 8. 208 S. 3 Mk.

Wir bitten, sämtliche Manuskript-, Bücher- rc. Sendungen ausschließlich an

Dr. Ludwig Jacobowski, „Schriftleitung der Gesellschaft"
Berlin S.W. 48, Wilhelmstr. 141

zu senden. Unverlangten Manuskript-Sendungen ist stets Rückporto beizufügen.

Leipzig, Querstraße 23. Verlag der „Gesellschaft". **Hermann Haacke.**

Verantwortlicher Leiter: Dr. Ludwig Jacobowski in Berlin.
Verlag der „Gesellschaft" Hermann Haacke in Leipzig. — Druck von Carl Otto in Meerane.



M. Maeterlinck.

1898
Heft 9.

Sammel-Briefe.

Von M. G. Conrad.
(München.)

II.

Inzwischen hat der Kaiser seine Halbemilliardenflotte von den Klerikalen und den Konservativen im Reichstag zugebilligt erhalten, das Schicksal der Weltpolitik mit der „gepanzerten Faust“ mag nun seinen Lauf nehmen. Prinz Heinrich, der Seefahrer, ist immer noch unterwegs nach Kiautschou. Von heldenhaften Thaten und Abenteuern haben die seitherigen Reisenotizen in den Tagesblättern nichts Sonderliches zu vermelden gewußt. Seine Schiffe sollen ein paarmal stecken geblieben sein. Andere schreckliche Fährnisse scheinen sich nicht ereignet zu haben. Die Pachtung von Kiautschou haben die Diplomaten am grünen Tisch schon fertig gehabt, bevor der Prinz-Seefahrer chinesischen Wind in die Segel bekam. Man sieht, daß auch in der alten Weise ohne große Mittel und große Worte noch Beute zu machen war. Kiautschou ist deutsch, der kaiserliche Aar hat's in seinen Fängen. Die Chinesen hüben und drüben mögen nun in ihrer Arbeit weiter machen. Wir haben kein Interesse daran, sie darin zu stören. Unsere Ideale von deutscher Politik, deutscher Macht, deutscher Kulturgröße und deutscher Schönheit haben mit dieser Sorte von Unternehmungen nichts gemein. Die Wonnen und Sehnsüchte und Triumphe der chinesischen Fraktion des deutschen Reichstags lassen uns so kalt wie der Niedergang Eugen Richters und seiner freisinnigen Zöpfe. Was im fernen Ostasien gewonnen wird an fragwürdigem Besitz, geht uns daheim an der Schwelle des Reichs positiv verloren: die deutschen Ostseeprovinzen mit ihrer ehrwürdigen germanischen Tradition sind bis auf die Knochen russifiziert, die herrlichen deutschen Volksstämme der

österreichischen Monarchie erliegen langsam aber sicher der Magyarisierung, Slavisierung und Italianisierung, und wie ein Schimmelpilz wächst der Klerikalismus schön sacht auf der glänzenden Oberhaut der Reichskultur immer dichter zusammen. Der moderne Militärstaat, der sich nur durch systematische Begünstigung aller reaktionären und grundsätzlich kulturfeindlichen Elemente anfrecht zu erhalten und auszubreiten vermag, hat Preußen groß, aber Deutschland klein gemacht. Rußland ist dadurch naturgemäß zum Herrn von Europa geworden. Das Schicksal der zukünftigen europäischen Kultur wird nicht in Berlin und Paris, sondern im Reich des Czaren bestimmt werden. Wir gehen einem Weltalter neuer Brutalisierung und Bestialisierung entgegen. Wenn nicht — —

Wenn nicht der liebe göttliche Zufall in der Fülle seiner unerschöpflichen Phantasie den Herrschaften einen Strich durch die Rechnung macht.

Einstweilen wiegen wir Freien im Geiste, wir Sonnenwanderer und Sendboten einer neuen Menschheit, wiedergeboren im geheimnisreichen Schoße urewiger Weisheit, Schönheit und Stärke, uns in den Erlösungsträumen der dreimalheiligen Kunst. Und wohin wir uns wenden, mitten im Chaos der herrschenden Ordnung, schlagen uns die Herzen der Auserwählten entgegen. Der „Einzige“ und sein unentwendbares, keinem Despotenwitz zugängliches „Eigentum“, seine Weltseele, fühlt sein Reich wachsen in stiller Herrlichkeit. Im Drang und Zwang der wirtschaftlichen Entwickelung, die im tollen Fieber des Materialismus Güter auf Güter häuft und dennoch keines Menschen wahres Glück und selige Befriedigung geschaffen, entfalten sich in allen Landen die blühenden Schätze der freien Menschenkunst. Eine übermenschlich mächtige Empfindungswelle flutet durch die Welt. Und wo sie die entweihte Erde berührt, klingt es wie heiliges Frühlingsahnen in den Seelen. In geheimnisvollen Tönen schlägt die ewige Melodie der selbstherrlichen Menschheit an und fügt sich über Raum und Zeit zu triumphierenden Accorden, zur Urharmonie der „Einzigen“. Die Massenhaften mit ihren langen, dicken Ohren und trüben Augen, wie sollten sie um unser Geheimnis erfahren! Und erführen sie davon, glaubst du, ihre plumpe Klugheit, ihr täppischer Hohn und Spott, ihr polternder Zorn, ihre langsame Heimtücke vermöchten etwas dawider? Und wenn sie den Leib bezwingen, haben sie je Seelen bezwungen oder Geister gebannt? Holen sie zu Schlägen aus und Fußtritten, so treffen sie Zerrbilder, die sie äffen, oder Schatten von Zerrbildern, nicht uns. Darum ist unsere Zuversicht unzerstörbar und unsere Freude so innig und groß. Nie werden die Einzigen erreichbar sein den Massenhaften. Keins ihrer Gifte ist wirksam in unserer Luft, in unserem Blute. Keiner ihrer Blitze tötet in unserer Atmosphäre. Ihre Zähne beißen umsonst, wenn sie nach uns das

Maul aufreißen, und ihre Krallen fangen nichts, wenn sie die Tatzen nach uns ausstrecken. Ihre mechanischen Gesetze verlieren die Kraft in unserer Welt. Es stört nicht unseren Tanz, wenn sie uns ihre Beine stellen. Ihre stärksten Formeln und Höllenzwänge sind Luft für uns. Über nichts, was uns eignet, besitzen sie irgendwelche Gewalt. So frei sind wir, so ganz wir selbst. Niemandes Unterthan — **ni dieu, ni maître**. Denn Gott ist in uns. Und ist er in uns, wer will wider uns sein? Damit wurde schon einmal die Welt überwunden, und sie war stärker, als die der heutigen römischen Epigonen mitsamt ihrer windigen Gewaltpolitik. Der Frühling, der siegreiche göttliche Frühling —!

Die Zukunft des Protestantismus.

Von Ernst Gystrow.

(Leipzig.)

I.

Wieder, wie schon einmal in diesem wechselvollen Jahrhundert, beginnt eine Bewegung sich zu entfalten, die dem „rein Ästhetischen" zum Siege verhelfen möchte; die neben der Pflege prunkender, bestrickender Form mit mystischen Grübeleien spielt und von der Notwendigkeit magischer Vertiefung unseres Geistes- und Kulturlebens phantasiert; die fiebernd nach den dunkelsten Tiefen einer „neuen" Seele spürt, die das helle Sonnenlicht der Wissenschaft und Philosophie scheut und verzückt in dem geisterhaften Dämmerschein der Elfen- und Nymphenwelt oder in dem gedämpften Halbdunkel, dem umschleichenden Weihrauchdunste katholischer Kapellen nach Offenbarungen schmachtet. Jede geistige Regung aber, die, von irgendwo entsprungen, mit Rom zu kokettieren anfängt, verdient die ernsteste Beachtung aller, denen die Freiheit des Kulturlebens eine heilige Sache ist; und wem es vergönnt war, bei einer Unterredung über die neuesten Dinge in Litteratur und Kunst in das befriedigte, schmunzelnde Gesicht eines ultramontanen Priesters zu schauen, dem drängt sich unwillkürlich die Frage auf, ob die Macht, die im breiteren Volksleben ein kraftvolles Gegengewicht gegen den Katholizismus bilden sollte, der Protestantismus nämlich, diese Aufgabe mit Erfolg durchzuführen heute noch in der Lage sei.

Die Prognose, die man dem Protestantismus heute zumeist stellen hört, ist eine traurige. Unheilbar schwindsüchtig, jedoch ohne Aussicht auf

einen schnellen Tod, werde er langsam dahinsiechen, unter der sorgsamen Krankenpflege des Staates und seiner Bureaukratie auch weiterhin dem Zeitenfortschritt mit der apathischen Müdigkeit und Teilnahmlosigkeit des Todeskandidaten zuschauen, und schließlich sich auflösen oder zur leblosen Mumie versteinern. Über seinem Grabe werde die Geschichte, ihrer Pflicht gehorchend, einen Denkstein errichten.

Ist's in der That so? Ist wirklich schon der ganze Körper zerrüttet, oder ist nur ein Organ erkrankt, das die andern in Mitleidenschaft zieht? Ist es vielleicht gar ein entbehrliches, das man herausreißen und damit den ganzen Leib retten könnte?

Schon lange leidet der Protestantismus an der evangelischen Kirche.

Niemals ist sie mit dem Protestantismus identisch gewesen; weder ihrer Entstehung, noch ihren Grundlagen, noch ihren Leistungen nach. Der Protestantismus bedeutete die Freiheit; die evangelische Kirche das Ende dieser Freiheit. Solange gab es überhaupt diese Kirche nicht, bis Luther 1529 Zwingli mit dem Worte vom „andern Geiste" zurückstieß. Damit erst war die Grundlage gegeben, auf der noch jede Kirche entstand: die Unduldsamkeit, die Exklusivität, der Pharisäismus. Pharisäisch war ja schon ihr Name „evangelisch"; noch heute pocht sie auf den, während sie gegen den Ehrentitel „protestantisch" jederzeit protestiert hat.

Die orthodoxe evangelische Kirche stellt keinen Gegensatz zu Rom dar; nur einen Unterschied. Das katholische Grundprinzip, die Autorität, ist auch das ihre; nur ist ihre Autorität abstrakt und darum starrer, als die persönliche Roms. Die Hierarchie hat sie systematisch ausgebildet; nur wird die Beförderung, die Stellenbesetzung bei ihr nach weniger demokratischen, weniger vorurteilsfreien Gesichtspunkten geleitet als bei Rom. Sie braucht große äußere Mittel zur Erhaltung und Repräsentation; nur daß Rom die Mittel besitzt, während die evangelische Kirche sie vom Staate erbetteln muß. Sie stellt einen schwachen, verzerrten Widerschein Roms dar, mit allen dessen Fehlern, ohne seine Lichtseiten. Daß ein solches Institut den Kampf gegen Rom sollte aufnehmen können, ist ausgeschlossen. Der Streit zwischen beiden dreht sich um ein paar Dogmen, über deren Wert oder Unwert die Kulturgeschichte längst zur Tagesordnung übergegangen ist. Der wahre Kulturkampf gegen Rom — freilich kein Kulturkampf der 70er Jahre, den die Angst der Unternehmer vor Herrn Kettelers katholischem Sozialismus zeugte*) — richtet sich gegen dessen Geist. Und der ist auch der Geist der evangelischen Kirche. Die deutsche Politik der

*) Über die Genesis des Kulturkampfes giebt Dr. Rud. Meyer in seinem Buche „Der Kapitalismus fin de siècle" interessante Aufschlüsse.

letzten Jahre hat es immer von neuem bewiesen, daß in der Gegnerschaft gegen wahren geistigen Fortschritt und geistige Freiheit Rom und die Evangelischen Schulter an Schulter kämpfen. Vor dieser kulturellen Gleichwertigkeit verschwinden alle kleinen Differenzen.

Die Resektion dieses Organs mag demnach als die Vorbedingung für jede Erneuerung des Protestantismus erscheinen: dennoch wird man von vornherein diesen Gedanken als praktisch unmöglich abweisen müssen. Die orthodoxe Kirche steht in der Obhut des Staates. Die angedeutete Operation würde sich also zu einer Resektion der Protestanten aus der Staatsordnung heraus umkehren — und was das in unserm Staate bedeutet, ist wohl überflüssig auch nur flüchtig zu berühren. Es sprechen viele Anzeichen dafür, daß das halbfeudal-bureaukratisch-selbstherrliche System vor seinem Bankrott steht, aber das kann auch noch sehr lange dauern; der Protestantismus wird also seine Emanzipation von der evangelischen Kirche auf anderen Wegen zu erreichen suchen. Zwei dieser Wege sind bereits betreten: es sind meines Erachtens auch für lange Zeit die einzigen, die überhaupt in Betracht kommen. Die Befreiung von der Orthodoxie scheint auf beiden sicher erreichbar, zum Teil schon im Gange zu sein; ob man aber damit auch zu einer lebensvollen Erneuerung des Protestantismus gelangen wird, das möchte ich weiterhin nach für und wider darzulegen versuchen. Eine geschichtliche Prognose kann ebensowenig sich vermessen, eine Entscheidung zu sein, wie eine ärztliche; beide sind nur imstande, auf Grund gegebener Erfahrungen unter dem Möglichen das Wahrscheinlichste zu finden, und zu beurteilen, ob dieses für den Organismus das Wünschenswerteste oder das Gefährlichste, ob es demnach zu fördern oder zu verhüten sei.

Als erstes Mittel zur Befreiung stellt sich uns nun die sogenannte „liberale Theologie" dar.

Sie ist so alt wie die evangelische Kirche. Oft genug unterdrückt, scheinbar verschwunden, hat sie sich doch immer wieder Bahn gebrochen, immer wieder in denselben Kreisen auftauchend, nämlich in akademisch- oder doch litterarisch-theologischen, immer wieder mit derselben Thätigkeit ihr Wirken kennzeichnend, mit der Kritik biblischer Berichte. Es ist immer wieder dasselbe Bild: vom Wolfenbütteler Unbekannten bis zu Harnack herab, der von der Bibel auf die Symbole übergeht. Der Erfolg ist trotz des Zetergeschreis der Orthodoxie stets ein unbestrittener gewesen. Die kritische Behandlung des alten Testaments gilt an allen, die des neuen an den meisten Fakultäten heute als nicht bloß erlaubt, sondern als dringend geboten. Unverkennbar beginnt auch in breiteren Schichten die grobsinnliche Auffassung des dritten apostolischen Artikels einer sinnbildlichen, vergeistigten zu weichen.

Und dennoch ist das nur ein sehr begrenzter Erfolg; denn an den Thüren der Kirche hört die liberale Macht auf; die Massen behalten ihre Gedanken fein ruhig für sich, und die Herren sitzen auf ihren Kathedern wie auf Isolierschemeln. Muß das so sein? Muß das so bleiben?

Die liberale Theologie könnte zu ihrer Entfaltung zwei verschiedene Wege einschlagen.

Der erste ist der, daß sie die Ergebnisse ihrer Untersuchungen nicht nur objektiv vorträgt, sondern daß sie den offenen Kampf gegen die orthodoxe Kirche erklärt. Das ist für sie ein Wagnis: die Massen, die für ihre Gefolgschaft in Betracht kommen, sind vornehmlich das mittlere und kleinere Bürgertum — beide viel zu ängstlich und abhängig, um in geschlossener Linie gegen ein vom Staat geschütztes Institut zu Felde zu ziehen. Nun sind freilich Professoren an sich schon sehr unabhängige Leute — solange sie nicht opponieren und an den Säulen des Staates rütteln, deren eine die orthodoxe Kirche darstellt; sowie sie sich solcher Unziemlichkeit vermessen, fällt es nicht schwer, weniger widerspenstige Ersatzmänner für sie zu finden. Eine Niederlage der liberalen Theologie aber wäre auf lange Zeit hinaus ihrem Verschwinden gleich zu rechnen.

Und ein Sieg — wenn wir das wenig Wahrscheinliche annehmen?

Die Liberalen würden die Leitung der Protestanten an sich nehmen. Sie würden die Kirche verwalten und die Stellen besetzen. Sie würden, ihrem Namen Ehre machend,*) keinen Strenggläubigen zurückstoßen, sofern er nur dem Einzelnen die Freiheit der Forschung zugesteht. Und dann würde sich prompt zeigen, daß auf der Grundlage der freien Forschung sich wohl eine Gesellschaft mit geistreichen, interessanten Debatten, nur keine eigentliche Glaubensgemeinschaft errichten läßt. Als unbedingt gemeinsam würde man vielleicht gerade noch den Glauben an einen persönlichen Gott festhalten können, also etwas, worin heute schon Juden, Islamiten und Christen sich zusammenfinden! In allem übrigen würde der einzelne seiner eigensten Neigung folgen können. Aber muß denn nicht rechte, unbehinderte Forschung zum gleichen Ergebnis für alle führen? In den exakten Wissenschaften wohl; aber wo Kombination und Divination eine solche Rolle spielen, wie in den philologisch-historischen Disziplinen; und wo es dann noch nicht einmal auf die Ergebnisse dieser Forschung selbst ankommt, sondern auf Glaubensanschauungen, die sich auf ihnen erst aufbauen sollen! Die Führer der divergierenden Richtungen möchten noch so tolerant sein; im Volke würde ein Kampf ohnegleichen

*) Liberale Ministerien pflegen freilich so konsequent nicht zu sein; s. d. preußische Geschichte.

entbrennen. Der gemeine Mann kennt kein „so" und „anders", sondern nur ein „richtig" und „falsch". Betrachten wir doch nur die Ergebnisse der deutschkatholischen, der altkatholischen Bewegung; doch nur die heutige evangelische Kirche, deren minimale Glaubensfreiheit schon zur Absplitterung von mehr denn 200 Sekten geführt hat! Ohne Gründung einer orthodoxen Kirche hätte auch die Reformation zu denselben Zerspaltungen, und damit zu demselben Ende führen müssen, obwohl sie durch gewaltige wirtschaftliche und politische Interessen gestützt war. Die Freiheit führt stets zum Kampfe, und der Kampf mag etwas noch so Notwendiges, Segensreiches sein: die Grundlage einer Glaubensgemeinschaft ist einzig und allein der Friede; und solange wir noch Menschen, und keine Engel sind, ist Friede nur da, wo Autorität ist, sei es nun die Autorität einer Person, eines Interesses oder einer Idee. Mit Recht erheben der Despotismus, der Sozialismus und der Katholizismus für sich allein den Anspruch, daß sie die Bringer des völligen Friedens seien; denn in ihnen hört die individuelle Freiheit und Selbstbestimmung auf.

Dieser Weg also, die Begründung einer protestantischen Kirche, müßte entweder zur orthodoxen Reaktion oder zur völligen Auflösung des Protestantismus in zahllose feindliche Sekten führen. Auf der Seite nun, wo man sich über die Unmöglichkeit einer protestantischen Kirche klar ist, zeichnet man den Protestanten häufig eine andere Bahn zur Rettung und Wiedererstarkung vor. Der feindlichen Auflösung soll durch friedliche Ablösung vorgebeugt werden. Die liberalen Theologen sollen im Verein mit allen echten Protestanten in aller Form sich nicht nur von der Orthodoxie, sondern vom Prinzip der Kirche überhaupt lossagen; sie sollen in wissenschaftlicher Forschung und in ethisch-philanthropischer Bethätigung aufgehen. Dann wäre das historische und das praktische Christentum in ihnen verkörpert; das metaphysisch-dogmatische wäre fallen gelassen.

Der Weg ist schon einmal betreten worden: von den Tübingern. Man möge selbst annehmen (ich selbst glaube es sogar bestimmt), daß heute die Theologen nicht, wie D. F. Strauß, dem philosophischen und ethischen Materialismus in die Arme getrieben würden: vom Protestantismus würde ebensowenig übrig bleiben wie damals. Die Forscher würden in dem Ganzen der historischen, litterarischen und philologischen Altertumsforschung aufgehen; sie würden eben nur eine neue Spezialgruppe bilden, die sich mit der speziellen Untersuchung der biblischen Bücher beschäftigte. Sollten sie sich dieser Aufgabe nicht ganz voraussetzungslos unterziehen, sollten sie sich von früheren Vorurteilen und Rücksichten beeinflußt zeigen, so würde die wahre Forschung schnell genug über sie hinwegschreiten. Erfüllen sie

ihren Beruf mit Ernst und Eifer, so werden sie — ein paar neue Gelehrte unter sehr vielen alten sein. Solange sie gleichzeitig die Vertreter einer Glaubensgemeinschaft waren, mochten sie die Freiheit der Forschung als besonders unterscheidendes Banner hochhalten; jetzt ist dieses Banner zur ganz selbstverständlichen Grundlage ihres Wirkens geworden, auf der sich Hunderte mit ihnen zusammenfinden. Worum sie vorher kämpften, finden sie hier als längst anerkanntes, gesichertes Gut.

Und die Ethiker?

Da sie die Dogmen beiseite zu lassen haben, so bleibt ihnen nichts als der allgemeinste Inhalt der christlichen Ethik, die Nächstenliebe. Nun hat Nietzsche einmal sehr treffend darauf hingewiesen, daß diese Ethik völlig unbegründbar ist, sowie man ihre metaphysischen Voraussetzungen fallen läßt. Der persönliche, theistisch gnädige und zornige Gott, die Unsterblichkeit, Lohn und Strafe im Jenseits, die Rechtfertigung gehören notwendig dazu. Mit dieser Last behaftet, muß eine Ethik aber stets sektenhaft bleiben. Und da unser Ethiker sich vom Prinzip der Glaubensgemeinschaft losgesagt hat, so muß er wohl oder übel auch diese Last abwerfen. Der eudämonistischen Auslegung kann er sich unter keinen Umständen bedienen: denn wenn sie auch möglich ist, so gäbe er im Eudämonismus den Schülern doch eine Grundlage, auf der sich die meisten gar schnell eine etwas bequemere Sittenlehre zurechtzimmern würden. Gerade der ungebildete Mann mit dem trockenen Verstande wird sehr bald auf den Gedanken kommen, was ihn denn zwinge, eine so schwere und so wenig vorteilverheißende Moral anzuerkennen. Und dann wird dem Ethiker nichts anderes übrig bleiben, als zum Positivismus zu greifen. Auch damit ist er wieder aus dem alten Lande heraus: aus dem protestantischen Glaubenslehrer ist zuerst der christliche Sittenlehrer, und aus dem wieder ein Sozialethiker geworden. Und so hat sich auf diesem Wege der Protestantismus völlig aufgelöst: in Litteraturhistoriker und Archäophilologen einerseits, in Sozialethiker andererseits. Beide Teile sind von den anderen Gliedern der großen Gruppen, denen sie zugehören, durch nichts zu unterscheiden als — durch das, was sie früher einmal gewesen sind. Ich will zugeben, daß dies der einen Generation, vielleicht am meisten wieder den Ethikern, einen gewissen originellen Stempel aufdrücken wird; aber auch nur der einen; denn die Vertreter der nächsten sind durch das Stadium der Glaubensgemeinschaft nicht mehr hindurchgegangen, bei ihnen wird die Nivellierung, die Vermischung mit den anderen bereits eine völlige sein: der Protestantismus gehört dann schon der Geschichte an. Die weiteren Schichten aber, die im ersten Freiheitstaumel der Sezession sich angeschlossen hätten, würden weder an der gelehrten Bibelphilologie, noch an einer frostigen

Ethik Geschmack und Befriedigung finden, und sie würden vollzählig wieder in den Schoß der orthodoxen Kirche zurückkehren.

Mir will es scheinen, als seien all die soeben erörterten Möglichkeiten am wenigsten in den Kreisen der noch immer recht optimistischen Liberalen, am klarsten hingegen von der Orthodoxie selbst gewürdigt. In deren Interesse läge also eigentlich, die Sache ruhig ihren Gang gehen zu lassen. Indessen ist es begreiflich, daß eine Institution, die mit einem bestimmten System der Regierung steht und fällt, vor jeder, auch nur vorübergehenden Erschütterung bangt. Zudem ist der Kirche die unheilbare Sucht eigen, sich mit ihrer Macht zu brüsten. Sie fürchtet bei einer Sezession das Hohngelächter der katholischen Schwester, deren gesunde Füße sie sich wohl oft genug wünscht, um nicht auf den Krücken des Staates daherhumpeln zu müssen. Und deshalb ist es gerade das Bestreben der evangelischen Kirche, den klaffenden Riß im Protestantismus vorläufig zu verkleistern und in aller Stille die heranwachsende Generation auf ihre Seite zu bringen. Neben den vielerlei kleineren Versuchen, denen wir hier nicht nachzugehen haben, erhebt sich einer in wahrhaft großem Stile: das Erfassen der sozialen Bewegung.

Die katholische Kirche hatte schon in den 60er Jahren sich der sozialen Bewegung zu nähern begonnen; Lassalle war von Bischof Ketteler direkt unterstützt worden. Es gehört nicht hierher, zu erörtern, ob es sich um ehrliche soziale Gesinnung handelte, oder um ein Zuckerbrot für die Belastung mit dem Infallibilitätsdogma. Mir persönlich erscheint das letztere als durchaus unwahrscheinlich, schon in Anbetracht des Radikalismus Kettelers. Die orthodoxen Evangelischen waren im Kulturkampf gescheiterweise nicht mit der Regierung gegangen, und der Gedanke, sozial zu werden, tauchte in ihren Kreisen schon im Winter 1872/73 auf. Daß er damals nicht zur Ausführung kommen konnte, ist klar, denn der Kulturkampf zielte ja gerade auf Zerstörung der klerikalen Unabhängigkeit und der aus ihr entsprossenen sozialen Bewegung. Doch wurde die Idee festgehalten, und Ende der 70er Jahre, als der Kampf in der Hauptsache vorüber war, konnte man wieder damit hervortreten. Damals fand sich auch der Führer, ein Mann von zähester Ausdauer und trotziger Gesinnung, freilich auch von skrupellosester Realpolitik, der bereits im Stillen weite Kreise des Hofes in sein Netz gezogen hatte, sodaß dem Widerstande von oben her die Spitze abgebogen war: Hofprediger Adolf Stöcker*). Die Zeit war günstig: allgemeiner Unwillen über die Gründerwirtschaft der „idealen" nationalliberalen Partei; die

*) Stöcker hat sich der Bewegung erst sehr spät angeschlossen, einer der ersten war Todt. Vgl. Rud. Meyer, D. evang.-soz. Bewegung, Zukunft, Februar 1897.

Jugend fing an, dem sozialen Gedanken näher zu treten. Wenn man vorsichtig zu Werke ging, gelang es vielleicht, die neue Generation für den „sozialen Protestantismus" zu gewinnen. Auch die eben leise herantlingende antisemitische Idee bot gute Agitationsblitze.

Wenn Stöcker nun noch die Gabe der Selbstüberwindung gehabt hätte, so konnte sich die Sache sehr gut entwickeln. Nachdem er durch seinen Einfluß die Bewegung auf solche Füße gestellt hatte, daß sie staatlicherseits unangefochten blieb, hätte er zurücktreten und einem andern die Führung überlassen sollen. Denn zweifellos störte weite Kreise der Name Stöcker, in dem man doch immer zugleich den eifrigen Vorkämpfer der Orthodoxie sah. Aber das that Stöcker nicht. Er bangte vor nichts so sehr, als vor dem Eindringen liberaler Elemente. Seine Absicht war ja, die Arbeiterschaft, das Kleinbürgertum, die Bauern, ferner weite akademische Kreise der orthodoxen Kirche zurückzugewinnen; denn der sittliche Materialismus, den die Nationalliberalen so behaglich gepredigt und gelebt hatten, hatte furchtbar gewüstet. Daß Stöcker auch ehrlich sozial gewesen ist, steht mir außer Zweifel; nur stand ihm das Ziel der Stärkung seiner Kirche als letztes vor Augen.

Die Spaltung sollte schließlich von einer Seite kommen, von der Stöcker es vielleicht gar nicht erwartet hatte. Eine heraufziehende liberale Gefahr war verhältnismäßig rasch überwunden; die Kirche machte mit den Jüngern Harnacks wenig Federlesens. Aber nun traten in dem ebenfalls nach Stöckers Idee ins Leben gerufenen evangelisch-sozialen Kongreß eine Anzahl neuer, junger Elemente hervor; Leute, denen das soziale Tempo Stöckers viel zu langsam war. Friedrich Naumann begann, ein geborener Volksführer und Agitator, seine sozialdemokratische Auslegung des Evangeliums. Seine schwärmerische Predigt fand schnell Anhänger; viele jüngere Geistliche scharten sich um das „junge" christlich-soziale Banner. Mit der Erweiterung des Kongresses traten mehr und mehr kirchlich freigesinnte Elemente ein; und auch der Antisemitismus hatte längst seine Zugkraft verloren und fing an, anrüchig zu werden. Jetzt begann Stöcker zu intriguieren; und das brachte ihn zu Fall. Seiner Verabschiedung aus der konservativen Partei folgte schnell der volle Bruch mit den anderen „Evangelisch-Sozialen".

Wenn wir gegenwärtig betrachten, wozu die evangelisch-soziale Bewegung geführt hat, so finden wir ihre Spaltung in die beiden ihren Namen zusammensetzenden Worte. Stöcker, Weber u. a. haben eine kirchlich-soziale Vereinigung geschlossen. Das Soziale wird aber nach dem entwickelten Programm recht bescheiden dabei zusehen müssen; denn man will die soziale Kraft des Christentums vornehmlich in dessen Lehren selber sehen.

Das bedeutet nichts anderes, als das Aufgeben der eigentlichen sozialen Idee und die Rückkehr zur unverbrämten Orthodoxie. Was den evangelisch-sozialen Kongreß angeht, so muß ihm ernster Eifer und soziale Arbeitsfreudigkeit zugestanden werden; allein bei den letzten Tagungen ist es zum deutlichen Ausdruck gekommen, daß außer einigen Äußerlichkeiten diese Vereinigung ebensowenig etwas spezifisch Evangelisches aufweist wie die anderen, die nie etwas mit einer Glaubensgemeinschaft zu thun hatten. Das Wörtchen „evangelisch“ hat nur noch historische Bedeutung. Und die Jungen? Sie haben unter Betreibung einer eminent politischen Agitation eine „national-soziale“ Partei gebildet. Bei ihnen ist also der Protestantismus auch aus dem Namen verschwunden. Im Programm freilich hat Naumann wenigstens einen Rest des christlichen Gedankens zu retten versucht; doch diesen Rest hat man so vorsichtig abgeblaßt, daß er von schattenhafter Vieldeutigkeit ist. Man hat es ja offen ausgesprochen, daß man Katholiken den Zugang keinesfalls, und — Juden nicht unbedingt verschließen wolle; von Protestantismus kann also hier in keinem andern als ebenfalls historisch-genetischen Sinne die Rede sein. Ich bin überzeugt, daß die National-Sozialen, um größere politische Erfolge davonzutragen, sogar die letzten ihnen noch anhaftenden Spuren ihrer konfessionellen Vergangenheit, den letzten schwachen Rest eines religiösen Leitmotivs werden abstreifen müssen.

Die Aussichtslosigkeit, dem Protestantismus durch die Transfusion sozialen Blutes neue Lebenskräfte zuzuführen, ist demnach nicht einmal eine hypothetische, wie bei der liberalen Theologie, sondern eine thatsächlich erwiesene. Wir sahen die evangelisch-soziale Bewegung alle möglichen Phasen durchlaufen, ohne daß eine einzige einen einigermaßen stabilen Charakter an sich getragen hätte; wir sahen schließlich die Verbindung in ihre beiden Elemente, das rein kirchliche und das rein soziale, zerfallen. Das Ergebnis der gesamten Untersuchung läßt sich somit in dem Satze aussprechen: Die gewöhnlich vorgeschlagenen oder schon versuchten Mittel zur Erneuerung des Protestantismus haben die Tendenz, entweder zu einer Stärkung der orthodoxen evangelischen Kirche, oder zur völligen Abstreifung des spezifisch protestantischen Gedankens zu führen. Die Liberalisierung und die Sozialisierung des Protestantismus in dem bisher verstandenen Sinne sind beide als aussichtslos anzusehen.

Es ist eine wenig erfreuliche Sache, Hoffnungen zu zerstören; aber es ist heilsamer, als sie zu nähren, während sie doch trügerisch sind. Die eben aufgestellte These scheint freilich die traurige Prognose nur zu bestätigen, von der eingangs die Rede war. Sie scheint; sie thut es aber in Wahrheit nicht. Denn nicht das liegt ja in ihr ausgesprochen, daß der Protestantis-

mus keine Zukunft mehr habe; sondern nur, daß diese Zukunft nicht dort liegt, wo man sie heute zumeist sucht. Das mußte zunächst gezeigt werden; erst wenn man überzeugt ist, auf dem falschen Wege zu sein, wird man umkehren und hoffnungsfroh den rechten suchen. Die Protestanten auf diesen rechten Weg zu weisen und ihnen ein Stück das Geleit zu geben, soll meine weitere Aufgabe sein.

Zu Ibsens 70. Geburtstag.

Von Karl Bleibtreu.

(Zürich.)

Zu dieser feierlichen Gelegenheit hat das Kopenhagener Blatt „Politiken" eine Art Areopag der „ersten Autoren Europas und Amerikas" berufen, um ihre innerste Herzensmeinung über den nordischen Magus auszudrücken. Auch wir sind mit solcher Aufforderung beehrt worden und möchten im Wesentlichen hier wiedergeben, was wir dazu beisteuerten. Keine Lobhudelung soll hier verlangt, sondern Wahrheit geschöpft werden.

Als vor zehn Jahren der überschwängliche Ibsenkult in Deutschland raste, fiel es nüchternen, an ernster Weltlitteraturkenntnis geschulten Beobachtern schwer, Objektivität zu bewahren. Die hochbedeutende Erscheinung Ibsens war ja solchen Kundigen lange vorher bekannt gewesen. Als aber eine Rotte niederer Streber aus Geschäftsgründen sich darauf stürzte, mußte man ablehnende Stellung nehmen. Da sollte der geniale Satiriker und didaktische Symbolist ohne weiteres der vollsaftige Shakespeare der Moderne sein. Der große Zola, der tiefe Dostojewski waren vergessen; ja der eigene Landsmann Ibsens, unser gewaltiger Björnson existierte nicht mehr. Auch Strindberg, den man später zu entdecken geruhte, fristete nur ein geduldetes Dasein. Die eigentliche Absicht der Ibsen-Raserei, die sich als gefällige Modesache dem Berliner Geistespöbel mitteilte, erriet man natürlich leicht. Es galt, die damalige eigenwüchsige und unabhängige jungdeutsche Bewegung zu diskreditieren. Die selben Leute, die früher in Goetheschem Epigonentum Heyses und Kellers das Heil sahen, hielten jetzt den Jungdeutschen alle Ausländer beschämend vor. (Es sind dies jene selben Streber, die als litterarische Brandstifter beginnen und als kriechende Lakaien enden, die sich nachher von amtlichen Exzellenzen „gütigst und gnädigst" bescheinigen lassen, daß sie jetzt erst in die ihnen verwandte Sphäre höfischer

Intriguen an rechte Stelle kamen.) Das war, wie Ibsen es nannte, sein „Berliner Märchen". Aber ach, Märchen haben keinen Bestand. Trotz seiner persönlichen Eitelkeit wird es dem satirischen Scharfblick des Meisters heut nicht mehr entgangen sein, daß man ihn damals nur zu banausischen Zwecken brauchte. Denn sobald die gleiche Clique den Gerhart Hauptmann, einen künstlerisch hochbegabten, aber intellektuell völlig unzulänglichen Schüler, erfunden hatte, da konnte der alte Mohr gehen, nachdem er seine Schuldigkeit als Anti-Popanz gegen Unbequeme gethan. Die grünen Jungen der Berliner Sippschaft liefen jetzt mit einer neuen Hundswut herum und verkündeten achselzuckend, der arme alte Ibsen sei nun „überwunden". Die tiefsinnigen Symbolika „Baumeister Solneß", „Klein Eiolf" und der auch technisch herrliche „Borkman" fielen glatt durch, obschon man früher in die alberne „Frau vom Meere" noch bewundernd hineingeheimnißt hatte. Ibsenverständnis?! Ist er darum mit modernen Gesellschaftsfabeln zum Volke herabgestiegen, damit seine „Stützen der Gesellschaft", ein seiner unwürdiges Machwerk, allein Kassenerfolge feiern? Die jüngste Wiederauffrischung der „Wildente" im Deutschen Theater blieb erfolglos, selbst der auf Philisterverständnis zugeschnittene und ganz unvertiefte „Volksfeind" zündete nicht. Daß die „Gespenster" sich behaupten, hängt keineswegs mit der dramatischen Gewalt zusammen, sondern mit Mode-Tendenzen, mit schauspielerischen Paraderollen pathologischer Kunststücke, endlich mit sexualer Perversität des Motivs, was immer den Pöbel reizt. Daß Ibsen als Ganzes irgendwie in Deutschland verstanden worden sei, ist Mythe. Auch auf die Produktion hat er nicht befruchtend gewirkt. Nur ein Stück verrät seine Schule: Hauptmanns Erstling „Vor Sonnenaufgang". Denn bloße Stil-Kopieen wie „Einsame Menschen" (Rosmersholm) und „Versunkene Glocke" (Brand, Baumeister Solneß, teilweise „Peer Gynt") sind doch keine verständnisvollen Nachstrebungen!

Ist Ibsen ein dichterischer Genius, wobei auch „dichterisch" zu unterstreichen wäre? Er ist es nicht. Ein solcher hätte nie ein vieux jeu wie „Stützen der Gesellschaft" liefern, nie so kläglich zerschellen können, als er einmal auf einen großen historischen Gegenstand seine Symbolistik anwandte. Das Ibsenfeindliche Christentum hatte er als Apostata befehden wollen, doch mittendrin verschob sich ihm die Stellung. Denn er verkannte nicht im Urchristentum das Prinzip der Demokratie, im Cäsar den individualistischen Größenwahn, und hierdurch geriet das ganze Bild ins Schwanken, bis der Nietzscheaner Julian zum Apostata an sich selber, zu kleinlicher Karikatur wurde. Denn immer wieder bricht bei Ibsen, sobald er im Wollen als rein didaktischer Symboliker seine Dichtung anlegte, im Können der bloße psychologisch bohrende Satiriker hervor. Ihm fehlt der

große Stil. Seine blassen Allegorieen früherer Epoche (Brand, Peer Gynt) halten hierin keinen Vergleich aus mit der Erhabenheit des Björnson'schen „Sigurd Slembe“ und „Über die Kraft“, wo dieser echte Höhenmensch gleichsam Gedankenlawinen von einsamer Alpe herunterrollt. Auch in Bändigung wirklich großer Sozialkonflikte hat Ibsen nie einen Anlauf genommen, wie in Björnsons „Über die Kraft“ und der beißenden Großpolitik-Satire „Der König“. Wir können uns nicht helfen: auf unser persönliches Empfinden wirken die pathetischen Adelsmenschen des Rosmersholm mit ihren Gespensterrossen unfreiwillig komisch, dagegen packen uns die satirischen „Chargen“ darin mit unübertrefflicher Meisterschaft. Denn obschon Ibsen kein Dichter höchsten Stils und — allem Geschwätz zum Trotz — auch kein echter Dramatiker scheint, so besitzt er dafür ein vollwiegendes Erbteil Swifts: die statuarische Ruhe in grausamer leidenschaftsloser Abbildung menschlichen Wahns. Deshalb wird uns stets die „Wildente“ zuoberst stehen, wo er mit fabelhafter Originalität ein Symbol fand für das, was uns alle bändigt, das Gemeine in ideologischer Maskierung. Unser Liebling aber bleibt der „Borkman“, worin wieder versteckt die alte Julian-Note anklingt. In dieser Tragödie des Ich-Wahns merkt man sogar eigene Ergriffenheit. Eine selbständige Weltanschauung freilich, die naive Anhänger ihrem Propheten andichten, vermißt man auch hier: Halbheit und innere seelische Gebrochenheit des resignierten Pessimisten entlassen uns, wie immer bei Ibsen, mit einem Fragezeichen.

Emile Zolas „Paris“.

Von M. Mayr.
(Fiume.)

Der dritte Teil von Zolas Les Trois Villes, Paris, ist erschienen und in mehr als 70000 Exemplaren in die Welt hinausgeschickt worden. Das Buch, das von der litterarischen Welt mit großer Spannung erwartet wurde, hat die Presse unter Umständen verlassen, die in der Geschichte der Litteratur einzig dastehen. Die Reklame für den zweiten Teil des Zola'schen Werkes, Rome, hat die Congregatio indicis librorum prohibitorum übernommen, für den dritten Teil, Paris, wurde die Reklame vom Pariser Schwurgerichtshofe besorgt, denn, ob Zufall oder Berechnung, die Buchhandlung (Paris, Fasquelle-Charpentier) hat das Buch ausgegeben, gerade als der Prozeß Zola die ganze Welt in Atem hielt.

Als die Geschworenen im Justizpalaste an der Seine das Urteil gesprochen hatten, hat ein Freund und Berater Zolas den Ausspruch gethan: Frankreich verdient einen solchen Mann nicht! Mag sein; aber trotzdem, und obwohl Zola italienischen Bluts ist, hat er sich neuerdings als rechtmäßiges Kind der französischen Nation legitimiert, und sein neuestes Buch nennt sich mit vollem Rechte Paris. Es ist dies Buch ein wahres Diorama von unzähligen Bildern und charakteristischen Typen, Paris von allen Gesichtspunkten, Paris in allen Beleuchtungen: das fromme und das gottlose Paris, das arbeitende, leidende, frierende, hungernde — das heitere, genießende, schwelgende, debauchierende „Paris". Welche Gegensätze! In der Madeleine-Kirche verkündet Monseigneur Martha der feinen Gesellschaft die Aussöhnung der Kirche mit der Demokratie, durch die Straßen aber schleicht finster und unheimlich der Anarchist, die unheilschwangere Bombe im Arbeitssacke. Im Hotel des Finanzbarons Duvillard wird zu Gunsten des Asyls für die Invaliden der Arbeit unter Beteiligung von „ganz Paris" ein glänzender Wohlthätigkeitsbazar abgehalten, und zu ebenderselben Stunde stirbt in einer Höhle des Elendes ein Invalide der Arbeit den Hungertod. Überall führt uns Zola hin, wo Paris, dieses Gehirn der Welt, wie auch er es nennt, an der Arbeit zu sehen ist; in das Palais Bourbon, wo Minister gestürzt werden, in die Minister-Bureaus, wo Finanziers, bestochene Abgeordnete und Lebemänner intriguieren, um Geld und Macht feilschen, wo der allmächtige Finanzmann für das Engagement einer Theaterprinzessin ein Portefeuille verhandelt, in die Redaktionsstube, aus der jeden Morgen ein Schmäh- und Brandartikel hinausfliegt. Wir machen im Bois de Boulogne die Jagd auf einen Bombenwerfer mit, wohnen im Gerichtssaale seiner Verurteilung bei und sind Zeugen, wie auf dem Richtplatze in unheimlichem Morgengrauen das Bluturteil vollstreckt wird. Wir besuchen den traurig öden Salon der Legitimistin, die mit blutendem Herzen zur Verbindung des letzten ihres Stammes mit der Millionenerbin jüdischer Abkunft ihr Jawort giebt, und wir sind Zeugen, wie die alternde Finanzbaronin den Geliebten hochadeligen Stammes nach einer letzten Umarmung ihrer Tochter abtritt. Wir wohnen einer Messe in Sacré-Coeur bei und besuchen die Caverne des Horreurs am Montmartre, wo blasierte Lebemänner und champagnertrunkene Schöne der Halbwelt den Zoten des unflätigen Volkssängers wilden Beifall klatschen; wir besuchen die Arbeitsräume des berechnenden Fabrikanten, der dem verhungernden Arbeiter auch nicht einen Centime über den bedungenen Lohn gewährt, und wir treten an das Lager des der Wohlthätigkeitsmanie verfallenen Abbés, der sterbend den Freund zum Erben seiner Armen einsetzt. Diese und viele andere Bilder und Typen, die einander an sprechender Wirksamkeit überbieten, sind

so geschickt, um nicht zu sagen, so kunstreich verbunden, daß sich eines aus dem andern ergiebt, eines in das andere übergeht, wie die Momente einer lebenden Photographie. Das Bindemittel, das alle diese Elemente von grellster Gegensätzlichkeit zu einem Ganzen vereint, ist die Geschichte des Abbé Pierre Fromont. Wie dem Leser von Lourdes und Rome bekannt ist, hat der katholische Priester Pierre Fromont am Glauben Schiffbruch gelitten; Notre Dame de Lourdes hat ihm das so heiß ersehnte Geschenk des Kinderglaubens nicht wiedergegeben, in Rom, wo er für sein Buch das Evangelium des neuen Glaubens von der ausgleichenden Nächstenliebe die Approbation des Papstes zu erwirken hofft, muß er seinen „neuen Glauben" als ketzerisch abschwören; gebrochen kehrt er nach Paris zurück. Doch er richtet sich wieder auf. An die Stelle des frommen Glaubens seiner Kindheit ist die unwiderstehliche Sehnsucht getreten, alles Elend zu lindern; er findet im Wohlthun, wenn auch nicht das beseligende innere Gleichgewicht seiner Jugend, so doch einen Ersatz für den verlorenen Glauben. Doch seine Art wohlzuthun, findet nicht die Billigung der kirchlichen Autorität, und es wird ihm überdies klar, daß dem ungemessenen Elende gegenüber die Wohlthätigkeit machtlos ist. Er kommt zur Einsicht, daß selbst die großartigsten Wohlthätigkeitsakte nichts anderes sind, als une simple distraction des riches, illusoire, inutile. Hatte er seit Jahren den Glauben an das kirchliche Dogma eingebüßt, so ist es jetzt auch um den letzten schönen Rest seines Glaubens, um den Glauben an die evangelische Caritas geschehen, und damit ist sein innerstes Elend besiegelt. Sein Herz schreit nun nach G e r e c h t i g k e i t.

Da tritt sein älterer Bruder Wilhelm zu ihm, von dem ihn seit Jahren eine unübersteigbare Kluft der Meinungsverschiedenheit getrennt hat. Pierre öffnet dem Bruder sein krankes Herz; dieser übernimmt seine Heilung. Er führt ihn in sein Haus, in seine Familie. Pierre ist betroffen. Nach seiner Vorstellung müßte im Hause des Unglaubens alles Unheil wohnen; nun findet er aber dort neben der ruhigen, zielbewußten Arbeit das schönste geistige Gleichgewicht, jenes Gut, das er so sehnsüchtig, aber vergebens gesucht hat.

Hier setzt Zola sozusagen zu einem neuen Roman an. In Wilhelms Hause wohnt nämlich neben einer Großmutter und drei erwachsenen Söhnen aus erster Ehe ein Mädchen, das Wilhelm, trotz des Altersunterschieds von zwanzig Jahren, zur Frau nehmen will. Die Familie hat bereits den Tag der Hochzeit festgesetzt; doch soll es anders kommen. Pierre trägt noch immer die Soutane, greift aber in der mechanischen Werkstätte seines Bruders thätig zu. Eines Tages hätte ihm das unbequeme Kleid bald einen schweren Fall verursacht, und da spricht Wilhelms Braut das harmlose Wort aus:

„Ziehen Sie doch das Kleid aus, es ist so unbequem.“ Dieses Wort, so ganz ohne Nebensinn fallen gelassen, wirkt in Pierres Gemüt fort. Er zieht das Kleid wirklich aus, und nach inneren Kämpfen und erschütternden äußeren Vorfällen — tritt Wilhelm seine Braut dem jüngeren Bruder ab.

In dieses Seelengemälde die überaus reiche Schilderung von Paris einzufügen, dazu bedarf es eben der Kunst eines Zola, der über alle Mittel der Darstellung und der Komposition mit souveräner Meisterschaft verfügt. — Paris hat vor Rome den Vorzug, daß die langatmige Schilderung vor der bewegten Handlung zurücktritt. Dennoch ist die Frage erlaubt, ob nicht doch mancher Leser, er sei der ehrlichste Zolaverehrer, das Buch einigermaßen enttäuscht aus der Hand legen wird. Man mag über den „abtrünnigen Priester“ denken wie man will; man muß weder die Entrüstung teilen, die dem Erzbischof von Paris das über Pierre verhängte Interdikt in die Feder diktiert hat, noch muß man sich über Pierres Rücktritt ins bürgerliche Leben mit leichtfertigen Bemerkungen hinwegsetzen, wie es seine Bekannten der vornehmen Pariser Gesellschaft thun; man kann mit dem Mann menschlich sympathisieren, seine Handlungsweise menschlich begreifen, erklären, oder wenn man will, entschuldigen, ja billigen, aber gewiß ist der Pierre, der in Lourdes den frommen Glauben der Kindheit sucht, der in Rom das uralte Evangelium von der weltumfassenden und welterlösenden Nächstenliebe in seiner alten Reinheit neu herzustellen unternimmt, größer als der Pierre, der im mechanischen Atelier seines Bruders den Blasebalg tritt und mit seiner dem Bruder abspenstig gemachten Braut im Bois de Boulogne auf dem Zweirade spazieren fährt. Für den Leser, der noch an den alten Kunstidealen festhält, wird der Held von Les Trois Villes, der in Lourdes und in Rome einer gewissen Größe nicht entbehrt, im dritten Teil ins Alltägliche herabgesetzt.

Der Leser, der ein Buch von Zola in die Hand nimmt, ist ja auf Überraschungen gefaßt. In diesem hat sich aber Zola etwas erlaubt, was man von einem so hochstehenden Schriftsteller nicht hätte erwarten sollen.

Der gelehrte Chemiker und Mechaniker Wilhelm Fromont hat einen neuen Sprengstoff erfunden, und mit dieser Erfindung führt er etwas im Sinne, was nur ein Franzose aushecken kann, in dessen Gehirn sich gallischer Chauvinismus der höchsten Potenz mit dem wildesten Anarchismus vermählt hat. Das neue Sprengmittel soll Frankreich in Stand setzen, im bevorstehenden Revanchekrieg Deutschland in ein paar Tagen niederzuwerfen. Das siegreiche Frankreich wird dann im Handumdrehen ganz Europa unterjochen, um dann den besiegten Nationen unter der Devise „Wahrheit und Gerechtigkeit“ den ewigen Frieden zu bringen. Ein Arbeiter hat eine mit diesem Stoffe geladene Bombe gestohlen und sie dem Finanzier Duvillard

ins Haus gelegt. Der Arbeiter stirbt auf dem Schafott. Wilhelm, der dem Prozesse folgt und der Hinrichtung beiwohnt, wird durch dieses Schauspiel menschlicher Gerechtigkeit, teilweise auch durch den Verlust seiner Braut, so erhitzt, daß er an seinem Weltfriedensplan eine grauenerregende Korrektur anbringt. Er will sein furchtbares Geheimnis nicht dem französischen Kriegsministerium, sondern zu gleicher Zeit allen Großmächten Europas zur Verfügung stellen, die dann, vor die Wahl gestellt, die Menschheit in ein paar Wochen zu vernichten, oder das Kriegführen ein für allemal aufzugeben, natürlich das letztere wählen und so endgültig den Weltfrieden bescheinigen werden. Aber werden die Mächte an die behauptete Wirkung des Höllenmittels glauben? Die Wirkung muß ihnen an einem Experiment gezeigt werden, und dieses will Fromont selbst machen. Er steigt in das Souterrain der Sacré-Coeur-Kirche auf dem Montmartre, um zu einer festgesetzten Stunde, 4 Uhr nachmittags, wenn La Savoyarde, die große Glocke von Sacré-Coeur, der gottlosen Stadt Paris verkündet, daß auf dem Montmartre 10000 Pilger auf den Knieen liegen und den Segen empfangen, die Kirche samt den 10000 Pilgern in die Luft zu sprengen. Natürlich führt Fromont sein haarsträubend wahnwitziges Vorhaben nicht aus, sein Bruder Pierre hindert ihn daran. Aber ist es einem Manne, und hieße der Mann auch Emile Zola, erlaubt, in so ungeheuerlicher Weise mit dem Feuer zu spielen? Steht Zola dafür, daß sich nicht einst ein anarchistischer Herostratus finden werde, der es versucht, nach diesem Rezepte vorzugehen? Das Frevelhafte dieses haarsträubenden Hirngespinstes wird weder gemildert noch aufgehoben, indem Fromont sein Höllensprengmittel in eine zahme force motrice umwandelt, um damit automatische Straßenfuhrwerke zu treiben!

Maurice Maeterlinck.

Von Fr. von Oppeln-Bronikowski.
(Berlin.)

I.

„In alten Zeiten war das Leben bekannt; die Menschen wußten über alles Wesentliche Bescheid, da sie ihr Reiseziel und die letzte Herberge kannten, in der sich ihr Ruhebett befand. Als ihnen dies elementare Wissen durch die Wissenschaft selbst entrissen wurde, freuten sich die einen, da sie glaubten, von einem Alp aufzuatmen; die anderen klagten, denn sie fühlten wohl, daß man außer allen anderen ihnen noch eine neue Last aufgebürdet

hatte, die schwerer war, als die anderen zusammen: die Bürde der Ungewißheit. Diese Empfindung gebar eine ganze Litteratur des Schmerzes, der Empörung gegen diese Last, des Hohnes gegen den stummen Gott. Diesen Wutausbrüchen aber folgte ein Nachlassen; es entstand eine Litteratur der Trauer, Unruhe und Lebensangst. Der Aufstand wurde für unnütz, die Verwünschung für knabenhaft gehalten; durch vergebliche Kämpfe gewitzigt, beschied sich die Menschheit allgemach damit, nichts zu wissen, zu fürchten, zu hoffen — als von weither."

Mit diesen knappen Strichen zeichnet in Tolstoi'scher Weise Marcel Prévost die letzten hundert Jahre der Entwickelung, die Romantik und Dekadence; so führt er seine Skizze über den Vlamländer Maeterlinck ein — und uns an den Punkt, wo diese neue Kraft im Lebensstrome ansetzt. Wer kennt in Deutschland diesen Maeterlinck? Äh, sagt man, Symbolismus! und denkt dabei an die dekadente Manier eines Henri de Régnier und die Parnassiens, deren Verse man aus Übersetzungen kennt. Nur daß Maeterlinck das ungefähre Gegenteil von alledem ist! Régnier ist ein Ende, und zwar ein allerletztes, Maeterlinck ein Anfang; jener ist Pessimist — bis zur Koketterie mit seinem Weltschmerze nach Art seines Altmeisters Heine — dieser ist wieder Optimist. Ich betone dies „wieder", als Gegensatz zum „noch", zum unheilbaren, „ruchlosen" Optimismus der Vielzuvielen; wer durch die Schule der Leiden gegangen ist, wer „alle Entwicklungsstürme, die Angstdelirien der Vertiefung und den endlosen Schmerz des Durchbruchs" hinter sich und das größte Hindernis, nämlich das Leben selbst, überwunden hat, der hat nichts mehr mit dem feisten Wohlbehagen des Philisters gemein. Eher noch mit denen, die er überwand, mit den Siechen im Geiste, den Pessimisten. Die Atmosphäre der Krankenstube, für den einen das Sterbe-, für den anderen das Rekonvalescentenzimmer, ist ihr gemeinsames Medium. Es geht darin gar geräuschlos zu; man geht auf Filzsohlen, man faßt alles mit Sammetpfoten an, man hat ein unendlich gütiges, mattes Lächeln und Lallen auf den Lippen; alle starken Affekte und Effekte versagt man sich, alles grelle Tageslicht; es ist Dämmerung. Nur daß für den einen die Nacht, für den anderen der Tag herauf dämmert. — Vor kurzem sah ich in modernen Kunstschaufenstern „moderne Gläser" in ihrer verschwommenen, ungewissen Formengebung. Sie waren phantastisch von Gestalt und von grauer, nebliger Farbe; sie schienen mir Symbole eines ersten Aufdämmerns und der Hahnenschrei eines neuen Kunstmorgens — sie sind auch die Symbole dieser mystischen Kunst.

Äh, sagt man, Mysticismus! — und erinnert sich dabei vielleicht von der Schulbank her der griechischen Mysterien — längst begrabene, librifizierte Sache das! Nur daß dieser neue Mysticismus das ungefähre Gegen-

teil des klassischen ist! Dort — bediente man sich des Schleiers der Mystik, um dahinter große und gefährliche Wahrheiten — alle großen Wahrheiten sind gefährlich! — den rohen Blicken der Allzuvielen zu verbergen und durch Symbole den einen zu enthüllen, was man den anderen entschleierte. Man trieb also so zu sagen Ketzerei. Heute — aber vielleicht hilft uns Prévost noch einmal weiter, wenn wir ihn über den Mysticismus reden lassen. „Diesem Worte" — sagt Prévost — „wurden in den letzten Jahren die verschiedenartigsten und abweichendsten Bedeutungen beigelegt, sodaß man es jedesmal aufs neue bestimmt definieren sollte, wenn man es hinschreibt. Gewisse Leute geben ihm einen Sinn, welcher dem des Individualismus nahe kommt, und gewiß sind da Berührungspunkte vorhanden, da ihr Mysticismus vielleicht einen Seelenzustand ausdrückt, wo man der physischen, verächtlichen Welt der Zufälle und Zustöße sich enthebt, um sich den direkten Beziehungen zum Unendlichen zu weihen; nun aber sind, wenn das Unendliche unveränderlich und eins ist, die Seelen veränderlich und vielfach; eine Seele hält mit Gott nicht die nämliche Zwiesprache wie ihre Schwestern, und Gott, obschon unveränderlich und eins, verändert sich nach dem Wunsche jedes seiner Geschöpfe und spricht anders zu dem einen als zu dem anderen.

„Ein anderer Name ist diesem Gegenstande geschichtlich geworden; er heißt Quietismus. Maeterlincks Satz, in dem „Gott über unsere schwersten Verfehlungen lächelt, wie wir über das Spiel junger Hunde auf dem Teppich lächeln," — ist vollauf quietistisch. Es ist hart aber wahr, wenn man bedenkt, wie wenig eine That ausmacht, wie sie entsteht, wie wir durch die „Schraube ohne Ende" der Handlung gezwungen werden, und wie wenig wir in Wahrheit an unseren wichtigsten und bestmotivierten Handlungen Anteil haben. Eine solche Moral, die den kläglichen, menschlichen Gesetzen die Sorge überläßt, unnütze Urteile zu sprechen, trennt die Quintessenz des Lebens aus diesem heraus und rettet sie in höhere Sphären. Die Moral des Mystikers will nichts von alledem wissen, was nicht durch die doppelte Naht des Menschlichen und Göttlichen gekennzeichnet ist; sie wird von Pfaffen und Schranzen immer gefürchtet sein, denn indem sie die Hierarchie der Erscheinungswelt ableugnet, verneint sie auch — zum mindesten durch Enthaltung davon — jede soziale Ordnung; ein Mystiker kann alle Sklavereien billigen, ausgenommen die, ein Staatsbürger zu sein . . . ."

Nach diesen Einführungen durch dritte Hand wollen wir uns den Mystiker auch selbst ansehen. Maeterlinck ist arm an äußeren und desto reicher an inneren Erlebnissen. Tag, Stunde und nähere Umstände seines Geburtsjahres 1862 zu fixieren, muß ich Leuten von der Bedeutung eines Kürschners überlassen. Für uns genügt es, daß er jenem Brabanter Erden-

winkel entstammt, der von jeher der Mystik fruchtbaren Grund bot; seinen großen, landsgenössischen Vorfahren, den doctor mysticus Ruysbroeck, hat er selbst aus dem Vlämischen in die fränkische Weltsprache übertragen, kommentiert und somit quasi ausgegraben. — „Sie haben immer französisch geschrieben?" wurde er einmal gefragt. „Ist es Ihnen nie eingefallen, das vlämische Drama zu kultivieren?" — „Es giebt in der That kein vlämisches Drama," antwortete Maeterlinck. „Die vlämische Litteratur ist nur ein Zweig der holländischen; die geschriebene Sprache ist die gleiche. Die vlämische Bühne beschäftigt sich ausschließlich mit der Übersetzung moderner französischer Stücke; die belgische Litteratur ist durchaus französisch." — Aber Maeterlincks Französisch ist von besonderer Art, ohne die Pointiertheit, Pikanterie und Esprit-Sucht aller französischen Stilarten und Unarten, ganz unfranzösisch und ungesucht — oder vielleicht doch gerade gesucht — in ihrer Schlichtheit, ja, so simplex munditiis, daß er fortwährend mit der Kopula „ist" (statt eines Zeitwortes) paradiert — fast schopenhauerisches Deutsch in französischer Lesart. Warum überhaupt schreibt Maeterlinck nicht in dieser Sprache? Das Französische ist abgesetzt, und so klar, aber auch so spröde wie Glas. Es ist unersetzlich für Salonplauderei und philosophische causerie, mehr noch für allerliebst ruchlose, wurmstichige Geschichtchen nach Art des Boccaccio; es ist einfach unglaublich, was man alles in dieser Sprache sagen kann, ohne Ärgernis zu erregen; die Zola'schen Romane beweisen dies, welche auf Deutsch einfach nicht zu lesen sind. Aber — und hier mache ich einen großen, ethnologischen Gedankenstrich — sobald statt des flüssigen prickelnden Glanzes die Tiefe, statt des tändelnden Sentiments das Gefühl zu Worte kommen soll, versagt die fränkische Kavaliersprache den Dienst vollkommen. Sobald sie in Dichters Land geht, wird sie affektiert. Aus dem Gefühle wird eben das sentiment, aus der Zierlichkeit — Geziertheit. Und mehr noch: vieles läßt sich auf französisch gar nicht, aber doch nur ganz steifleinen sagen, was man in germanischen Idiomen spielend bewältigt. Ich habe dies so recht an Maeterlincks Serres chaudes gemerkt, aus denen einige „Treibhausblüten" diesem Hefte einverleibt sind; es ist da oft ein Ringen mit dem Ausdruck, ein Kampf mit dem Drachen, zu sehen, daß man bei soviel Hilflosigkeit immer dazwischen schreiben möchte: Aber sprechen Sie doch um Himmelswillen deutsch! — Zudem ist Maeterlinck nicht allein der Abstammung, sondern auch seinem Gedankenkreise nach dreiviertelst Germane; er hat wenig, sehr wenig aus den älteren Franzosen geschöpft, und wo er von ihnen spricht, nimmt er, als Anwalt der Seele, stets Partei gegen ihre raison raisonnée und folie raisonnante .... dagegen steht er dem christlich-germanischen Ideenkreise nahe; Teile des Novalis hat er seinen Franzosen verdolmetscht,

kennt sich in Swedenborg, Lavater und Schopenhauer aus, weiß Goethe zu schätzen und lebt auf vertrautem Fuße mit Nietzsches amerikanischem Halbbruder Emerson, dessen französische Ausgabe er bevorwortete. Natürlich kennt er auch sie, welche man fälschlich die Alten heißt, da sie ewig jung bleiben: an Platos Gastmahl hat er teilgenommen und ist dann dem christlich-asiatischen Ideenkreise zugeschritten — wie die Antike .... Die Brücke herüber und hinüber bot ihm der Neuplatonismus, der zu gleichen Teilen griechische und asiatische Ideen und Ideale vermischte und demnach schon ein halbes Christentum war. Wer seinen Trésor des humbles kennt, wird in seiner Doktrin auch noch eine Art von Platonismus finden, wenn er auch eine Metamorphose durchgemacht hat. Plato machte ja, wie bekannt, den verhängnisreichen Schnitt zwischen Seele und Körper, zwischen Geist und „Leidenschaft". Dabei war es teils der Geist, den er nach Hellenenart und besonders durch Sokrates belehrt gegen die Begierden in Schutz nahm, bald war es die Seele, das asiatische Element, zu dem er mehr hinneigte. Emerson hat uns mit erstaunlicher Hellsichtigkeit in seinen representative men diese zwei Seelen analysiert, die in Platos Brust wohnten. Immerhin waren es bei Plato nur Divergenzen, keine feindlichen Geschwister; vielmehr sollten beide sich zusammenthun, die Begierden zu zähmen; und der Weg zur „reinen", sinnenfreien Erkenntnis sollte, nach Plotin, dem größten Neuplatoniker, durch die Dialektik (den Geist, das hellenische Element) hindurch zur asiatischen unio mystica mit Gott führen, „wie ein Strom süßen Wassers inmitten des Salzmeeres, mit der Vorahnung baldiger Auflösung" ... das Christentum ist weitergegangen, es hat da angesetzt, wo der Neuplatonismus hin wollte und als Ganzes das widerspenstige Halbe ab- und aufgelöst. Es verwarf in seinem abgründlichen Haß gegen den Geist, d. h. die antike Kultur, die Läuterung durch Erkenntnis, und lehrte den actus der Wiedergeburt als einen Salto mortale, einen Sprung — ins Göttliche ... Diese Metamorphose hat Maeterlinck mitgemacht. Als guter, pessimistischer Psychologe scheidet und schneidet er nicht mehr zwischen Geist und Körper, sondern rechnet den Geist zu den „Leidenschaften des Kopfes", wie ihm die Begierden die Leidenschaften des Herzens sind. Er hat den Bereich der Seele kleiner gezogen, den Ansprüchen des Leibes mehr Rechnung tragen müssen; seine Erkenntnis hat ihn zum Materialisten wider Willen gemacht, ihn, den Anwalt der Seele!

Und dies ist der Punkt, wo er die Neuzeit berührt — und in ihr einen gleich ihm die Zeiten durchragenden Atavisten erblickt, ein altes, vermorschtes, trotziges Gemäuer, das von Regen und Würmern zernagt seinem baldigen Untergang entgegensieht, stolz und trotzig noch im Angesichte des Todes. Ich meine den Polen Przybyszewski, einen Mann, der bei uns

noch allzusehr im Schatten der Nichtbeachtung liegt, einen Mann, den er nicht kannte, bis ich ihn darauf aufmerksam machte, da er doch so vieles mit ihm gemeinsam habe. Es verlohnte sich auch hier, eine plutarchische Vergleichung zu schreiben; Ähnlichkeiten sind schon äußerlich vorhanden, indem auch der Pole nicht in seiner Nationalsprache, sondern in einer fremden Weltsprache, der deutschen, die Rechte der Seele verteidigt und neben seinen poetischen Arbeiten gleichfalls ein philosophisches Analogon zu Maeterlincks Trésor herausgab, dessen Titel füglich der Vlame hätte schreiben können: es ist das Buch „Auf den Wegen der Seele", das, ich weiß nicht durch welchen boshaften Zufall, leider in den Kritikverlag geriet wie ein Diamant in einen Nachttopf. Beide Männer sehen die Macht der Seele im Körper wie in der Außenwelt immer mehr gefährdet; Handel und Wandel, Industrie und Technik, Staat und Wissenschaft — und wie die Ruhmestitel dieses äußeren veräußerlichten Lebens alle heißen, in dem die Seele unterzugehen droht „wie ein Ertrinkender in den Fluten eines großen Stromes" — sie fordern ja die Seele zum Verzweiflungskampfe heraus! Man lese den hier abgedruckten Essay Maeterlincks, oder Przybyszewskis verzweifelte Proteste gegen „das vom Größenwahn befallene Großhirn" und den Demokratismus des Geistes, seine Künstlerempörung gegen den Naturalismus in der Kunst. „Phantasie ist Notbehelf", ruft ein Liebermann aus — und treibt damit alles, was „die stupide Uniformierung der Kaserne" fürchtet, in die Arme der Mystik: der Naturalismus fordert die Mystik heraus wie die Zwiebel die Thräne. In der Stille bereitet sich eine große Reaktion gegen den Realismus, eine Rache der Seele am Kopfe vor; und Maeterlinck wie Przybyszewski sind ihre Vorläufer — das ist ihre enorme Bedeutung. Was beide trennt, ist die Summe von Hoffnung, die sie haben. Bei Maeterlinck geht alles hoffnungsfroher und friedfertiger zu. Für ihn ist „Polen noch nicht verloren"; der andere hat keine Hoffnung mehr, daß es anders werde. Er sieht die Positionen der Seele eine nach der andern fallen und krampft seine Seele schmerzhaft zusammen, statt sie den Dingen zu öffnen, die da kommen sollen. Er ist allemal kränker, düsterer, fatalistischer, glühender als sein vlämischer Halbbruder und zeigt dies am besten in seinem Haß auf Weib und Geschlechtlichkeit. Er *will* nicht mehr zur Fortzeugung gereizt werden, er will ein Ende machen und haßt darum den Gegenstand, der ihn reizt. Nun glaube keiner, hinter seinem Haß stände der Rachsüchtling aus Impotenz, der geschlechtlich Unbefriedigte, Unzufriedene; es ist allemal der *Mann* in ihm, der sich der Seidenketten des Weibes erwehrt, und auch dem Ewig-Weiblichen *in sich* Todhaß geschworen hat. Dagegen in Maeterlincks müden, gütigen Worten über das Weib spürt man etwas, was Gourmets des Geistes auch hinter den Jugendschriften

Nietzsches wittern: Das Troisième Sexe geschlechtlicher Indifferenz. Maeterlinck sieht im Weibe immer nur die Schwester, die Schicksalsschwester, nie das Weib. Man könnte sagen, er ist schon, was Przybyszewski möchte, was ihn aber, so lange er es noch nicht ist, auf diesem Punkte soviel anziehender macht. Maeterlinck ist „weiter", wenn man will, wenn man hier von einem weiter reden kann und den Unterschied zwischen der buckligen Erde und dem ebenmäßig abgeglichenen Mars, einem Zustand, dem auch die Erde entgegengeht, einen Fortschritt nennen will . . . Maeterlinck ist das „Pathos der Distanz" abhanden gekommen, darum ist er auch nicht im Stande, einen Mann — zu bilden. Es geht ihm wie Goethe; seine Frauengestalten sind von tiefster Wahrheit und Innigkeit, als wären sie ihm aus den Rippen geschnitten wie Eva aus denen Adams; ein odeur de femme umweht leise seine Dramen, wie er den Faust umrauscht und so berauschend macht. Das Weib, das mehr nach innen lebt und „die Zugänge zum Unendlichen nie verloren hat", das Weib, „das uns den mystischen Sinn auf dieser Welt erhalten hat, steht seiner Seele näher als der Mann, der handelnd in der endlichen Erscheinungswelt aufgeht.

So offenbart sich auch seine Thätigkeit für die Rechte der Seele nicht in titanischem Trotze gegen ein industriell elektrisch, wissenschaftlich und maschinell gewordenes Säkulum, sondern in stiller, weiblicher Resignation, nach Art des Weibes, das sich äußerlich fügt, um sich innerlich sein Teilchen dazu zu denken." . . . . Warum auch dem Schicksal trotzen? Obwohl es uns heute scheint, das ganze Schicksal hätte geändert werden können, durch einen Schritt, den man gethan, eine Thüre, die man geöffnet, eine Hand, die man nicht erhoben hätte — wer von uns hat nicht vergebens, ohne Kraft und Hoffnung, auf schmalem Pfade zwischen den Wänden des Abgrunds gerungen — gerungen gegen eine Macht, die unsichtbar war und ohne Kraft schien?

Das klingt furchtbar pessimistisch und hätte einen älteren Denker zum Strick getrieben; Maeterlinck geht neue Bahnen. Sein weiblicher, durch Reflexion unbelehrbarer Lebenswille bescheidet sich innerhalb der Horizonte, die ihn begrenzen, denn Schicksal ist alles, was uns begrenzt; und wenn wir uns zu einer spiritualistischen Kultur erheben, nimmt auch das lebensfeindliche Prinzip eine spiritualistische Gestalt an. Und somit wird ihm die Tragik des Alltags zu einer viel tieferen und wahreren, als die Tragik der großen Abenteuer. Es scheint ihm das wichtigste, unser Lebensgefühl in kleinen Dosen zu mehren, wie es Rekonvalescenten thun, wie es Nietzsche zur Zeit der „Morgenröte" that. „Der Alltag ist schließlich der Kern unsres Wesens. Mehr als ein Jahr vergeht ohne Leidenschaften, ohne Heldenthaten, ohne Abenteuer. Lehrt uns die kleinen Stunden des Lebens

ehren! Wenn ich glaube, einen Tag in nichtswürdigen Unternehmungen verloren zu haben und Ihr könnt mir beweisen, daß ich dennoch so tief lebte wie ein Held und meine Seele keines ihrer Rechte einbüßte, dann habt Ihr mir mehr gethan, als wenn Ihr mich dahin gebracht hättet, einen Feind zu retten. Denn Ihr habt in mir die Stärke, Größe und Bejahung des Lebens gewahrt, und morgen weiß ich vielleicht mit Ehrfurcht zu leben." Diese Geistesrichtung führt ihn auf Emerson, den „Weisen des Alltags". „Er hat einen Lichtstreifen über den Weg des Handwerkers gegossen, der aus seiner Werkstatt tritt. Er hat uns gezeigt, wie alle Kräfte Himmels und der Erden dabei beteiligt sind, die Schwelle zu halten, auf der zwei Nachbarn vom fallenden Regen sprechen, oder vom Winde, der sich erhebt." So überwindet Maeterlinck die Öde und innere Leere unseres Alltags, unserer lärmenden, hohlen Händlerkultur, indem und trotzdem er sich ihr äußerlich anpaßt. Es ist die nämliche Geistesrichtung, die neben Emerson auch Walt Whitman und diesseits des großen Wassers William Morris vertraten, Morris, der nie genug hinweisen konnte auf den Kontrast zwischen dem tiefen, sinnenden, geschmackvollen Handwerke des Mittelalters und der unanständigen Eileüberflächlichkeit der modernen Arbeit, dem maschinenmäßig stupiden Sklavendienste, den die liberale Industrie der Kunst und dem Kunsthandwerke zuwies. Und da Maeterlinck somit nur ein bedingter Optimist ist, der nicht jede Wirklichkeit in Bausch und Bogen bejaht und sich mit Wonne in jedem Schlamm wälzt, so nimmt es kein Wunder, daß der unentwegte, „gesunde" Philister auch ihn auf die schwarze Liste der Entarteten gesetzt hat. Schon hat man ihn als Morphinisten und durch Extasea zerrütteten Geist ausposaunt, dessen Werke natürlich krankhaft wären — während er ein recht gesunder, kräftiger Mann ist, der eifrig „radelt". Natürlich war es Max Nordau, der „hirnlose Philosoph" des Pöbels, der alles unheilbar Große proskribiert und sich auch hier den Lorbeerkranz der Borniertheit verdient hat. Sein unzweideutiger Instinkt hat ihn auch hier nicht betrogen; und wir müßten dem vlämischen Dichter schon diesetwegen gut sein, wenn wir auch gar keine anderen Gründe der Zuneigung hätten. Über diese aber und ihren Grund, nämlich die Werke des Belgiers, das nächste Mal mehr. —

(Schluß folgt.)

Das Erwachen der Seele.

Von M. Maeterlinck.

Autorisierte Übersetzung von Fr. von Oppeln-Bronikowski.

Es wird vielleicht eine Zeit kommen — und es sind viele Anzeichen vorhanden, daß sie nahe ist — eine Zeit wird vielleicht kommen, wo unsere Seelen sich ohne das Medium unserer Sinne begreifen werden. Es steht fest, daß der Bezirk der Seele sich täglich mehr ausbreitet. Sie ist unserem sichtbaren Wesen viel näher und nimmt an allen unseren Handlungen einen viel größeren Anteil, als vor zwei oder drei Jahrhunderten. Man könnte sagen, daß wir uns einer geistigen Periode näherten. Solcher Perioden giebt es eine gewisse Zahl in der Weltgeschichte, wo die Seele, unbekannten Gesetzen zufolge, sozusagen an der Oberfläche der Menschheit auftaucht und viel unmittelbarer ihr Dasein und ihre Gewalt beweist. Und dies Dasein und diese Gewalt offenbaren sich auf tausenderlei unerwartete und verschiedene Weise. Wie es scheint, ist die Menschheit im Begriffe, die schwere Bürde der Materie ein wenig hochzuheben. Eine Art geistiger Erleichterung herrscht; und die härtesten und unbeugsamsten Naturgesetze geben hier und da nach. Die Menschen stehen sich selbst und ihren Brüdern näher, sie betrachten und lieben sich ernsthafter und inniger. Sie begreifen zarter und tiefer, das Kind, das Weib, die Tiere, die Pflanzen und die Dinge. Die Statuen, Gemälde und Schriften, welche sie uns hinterlassen haben, sind vielleicht nicht vollkommen; aber ich weiß nicht, welche Macht und welche verborgene Anmut ihnen ewig lebendig und gefangen innewohnt. Es muß in den Blicken der Wesen eine Brüderlichkeit und geheimnisvolle Hoffnung gelegen haben, und man findet überall neben den Spuren des gewöhnlichen Lebens die zitternden Spuren eines anderen Lebens, das man sich nicht erklärt.

Was wir von dem alten Ägypten wissen, erlaubt uns, vorauszusetzen, daß das Leben damals eine jener geistigen Epochen durchmachte. In einer weit zurückgelegenen Zeit der indischen Geschichte muß die Seele sich der Oberfläche des Lebens bis zu einem Punkte genähert haben, den sie seitdem nicht mehr erreichte; und die Reste oder Andenken an ihre fast unmittelbare Gegenwart rufen dort noch heute wunderbare Erscheinungen hervor. Auch giebt es viele andere Momente gleicher Art, wo das geistige Element in der Tiefe der Menschheit zu kämpfen scheint, wie ein Ertrinkender in den Fluten eines großen Stromes kämpft. Man denke beispielsweise an Alexandria und die zwei mystischen Jahrhunderte des Mittelalters.

Als Vergeltung giebt es dann vollkommene Jahrhunderte, wo Verstand und Schönheit offenkundig regieren, aber die Seele sich nicht zeigt. Ebenso ist sie den Griechen und Römern, dem siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert Frankreichs fern, oder wenigstens der Oberfläche dieses letzten Jahrhunderts, denn seine Tiefen verbergen uns in Claude de St. Martin, Cagliostro, der tiefer ist als man glaubt, und so vielen anderen, noch manches Geheimnis. Man weiß nicht warum, aber etwas fehlt da; gewisse geheime Verbindungen sind abgeschnitten, und die Schönheit schließt die Augen zu. Es ist sehr schwer, dies mit Worten auszudrücken, und zu sagen, aus welchen Gründen der Horizont der Gottheit und des Schicksals, der die griechischen Dramen umgiebt, scheinbar nicht der wirkliche Horizont der Seele ist. Man entdeckt zwar am Horizonte dieser wunderbaren Tragödien ein fortwährendes Mysterium, das auch verehrungswürdig ist, aber es besitzt weder die Zärtlichkeit und Brüderlichkeit, noch ist es so ernsthaft lebendig, wie wir dies in manchen weniger bedeutenden und schönen Werken finden. Desgleichen — was uns näher liegt — wenn Racine der unfehlbare Dichter des Frauenherzens ist: wer hätte den Mut zu sagen, daß er jemals einen Schritt nach seiner Seele hin gemacht hätte, oder was will man mir antworten, wenn ich nach der Seele der Andromache oder des Britannicus frage? Die Personen Racines verstehen sich nicht, weil sie immerzu reden; und kein Wort durchbricht die Dämme des Meeres. Sie sind erschrecklich einsam auf der Oberfläche eines Planeten, der sich nicht mehr am Himmel bewegt. Sie können nicht schweigen oder sie lebten nicht mehr. Sie haben kein unsichtbares Prinzip, und man ist versucht zu glauben, ein isolierendes Etwas stände zwischen ihrem Geist und ihnen selbst, zwischen dem Leben, das alles berührt, was besteht, und dem Leben, das nur den flüchtigen Augenblick einer Leidenschaft, eines Schmerzes oder eines Wunsches erhascht. — Es giebt fürwahr Jahrhunderte, wo die Seele einschläft, und sich niemand mehr darüber beunruhigt.

Heutigen Tages ist es klar, daß sie große Anstrengungen macht; sie giebt sich überall auf eine ungewöhnliche und gebieterische Weise kund, als sei ein Befehl ausgegangen und sie hätte keine Zeit zu verlieren. Sie muß sich wohl auf einen Entscheidungskampf vorbereiten, und niemand kann voraussehen, was alles von dem Siege oder der Niederlage abhängen wird. Niemals vielleicht hat sie so verschiedenartige und unwiderstehliche Kräfte in Bewegung gesetzt. Man könnte sagen, sie fühle sich an eine unsichtbare Wand gedrückt, und man weiß nicht, ob es der Todeskampf oder ein neues Leben ist, was sie bewegt. Ich spreche hier nicht von den okkulten Gewalten, die sich um uns regen, von Magnetismus, der Fernwirkung und Levitation, den unbeanstandeten Eigenschaften der strahlenden Materie

und tausend anderen Erscheinungen, welche die offiziellen Wissenschaften erschüttern. Diese Dinge sind allbekannt und lassen sich leicht erweisen. Und doch sind sie wahrscheinlich nichts im Vergleich zu dem, was sich in Wahrheit vorbereitet; denn die Seele ist wie ein Schläfer, der in seinen tiefen Träumen ungeheure Anstrengungen macht, einen Arm zu bewegen oder die Augen aufzuschlagen.

In anderen Bezirken, wo die Masse minder aufmerksam ist, handelt sie noch wirksamer, obschon diese Handlungen für Augen, welche nicht gelernt haben zu sehen, weniger faßlich sind. Glaubt man nicht, daß ihre Stimme auf dem Punkte steht, mit einem gewaltigen Schrei die letzten Töne des Irrtums zu durchdringen, die sie noch in der Musik umgeben? Oder empfand man je schwerer das geheiligte Gewicht einer unsichtbaren Gegenwart, als in zeitgenössischen Bildern einiger Maler? In den Litteraturen endlich stellt man fest, daß einzelne Gipfel hier und dort von einem Schimmer erhellt werden, der von ganz anderer Art ist als alles Licht vergangener Litteraturen. Man nähert sich, ich weiß nicht welcher Umwandlung des Schweigens; und die thatsächliche Erhabenheit, die bisher herrschte, scheint ein Ende zu haben. Ich halte mich nicht bei diesem Gegenstand auf, denn es ist noch zu früh, um in diesen Dingen ganz klar zu sehen; aber ich glaube, daß selten eine gleich gebieterische Gelegenheit zu geistiger Befreiung der Menschheit geboten wurde. Ja, für Augenblicke ähnelt dies einem Ultimatum, und darum ist es wichtig, nichts zu vernachlässigen, um diese bedrohliche Gelegenheit zu ergreifen, die von der Art der Träume ist, welche sich verlieren ohne wiederzukehren, wenn man sie nicht augenblicklich festhält. Es gilt vorsorglich zu sein; es ist nicht ohne Grund, daß unsere Seele in Bewegung ist.

Aber diese Bewegung, deren man ganz klar nur auf den spekulativen Hochebenen des Lebens gewahr wird, zeigt sich vielleicht auch, und ohne daß man es ahnt, auf den gewöhnlicheren Lebenspfaden; denn keine Blume erschließt sich auf den Höhen, die nicht endlich auch ins Thal herabkommt. Ist sie schon gekommen? Ich weiß es nicht. Aber täglich geschieht es im alltäglichen Leben, daß wir zwischen den schlichtesten Menschen geheimnisvolle und unmittelbare Beziehungen feststellen, geistige Phänomene und Annäherungen von Seelen, von denen man in andern Zeiten nicht einmal sprach. Bestanden sie vor uns in einer leichter abzuleugnenden Weise? Man muß es glauben, denn immer gab es Menschen, die den geheimsten Beziehungen des Lebens auf den Grund gingen und uns hinterlassen haben, was sie über die Herzen, Geister und Seelen ihrer Zeit erfahren haben. Es ist wahrscheinlich, daß diese selben Beziehungen damals bestanden, aber sie konnten nicht die frische und allgemeine Gewalt haben, die sie heute be-

sitzen, sie waren nicht bis auf den Grund der Menschheit hinabgestiegen; ohnedem hätten sie die Blicke dieser Weisen gefesselt, die sie stillschweigend vorübergleiten ließen. Und hier spreche ich nicht mehr von „wissenschaftlichem Spiritismus", den „Erscheinungen der Fernwirkung", „Materialisation" und andren Kundgebungen, von denen ich soeben sprach. Es handelt sich hier um Ereignisse und Vorfälle der Seele, die unaufhörlich stattfinden im dunkelsten Dasein von Wesen, die ihre ewigen Rechte ganz vergessen haben. Es handelt sich auch um eine ganz andere Psychologie als die gewohnheitsmäßige, die den guten Namen der Psyche in Anspruch genommen hat, obschon sie sich in Wahrheit nur über die geistigen Erscheinungen beunruhigt, welche des Engsten an die Materie geknüpft sind. Es handelt sich mit einem Worte darum, was uns eine transcendentale Psychologie offenbaren müßte, die sich mit den unmittelbaren Beziehungen von Seele und Seele und mit der Sensibilität wie mit der außerordentlichen Gegenwart unsrer Seele befaßte. Dies Studium, das den Menschen um einen Grad erhöht, ist zweifelsohne begonnen und wird nicht zögern, die elementare Psychologie, welche bis dato geherrscht hat, auszuschließen.

Diese unmittelbare Psychologie, die von den Bergen herabkommt, überschwemmt schon die kleinsten Thäler, und ihre Gegenwart ist bis in die mittelmäßigsten Schriften hinein zu bemerken. Nichts beweist klarer, daß der Druck der Seele in der Menschheit im allgemeinen gewachsen ist und daß ihre geheime Thätigkeit sich verbreitet hat. Wir streifen hier fast unaussprechliche Dinge; man kann daher nur grobe und unvollkommene Beispiele geben. Hier sind nun zwei oder drei, die elementär und sensibel sind; ehedem, wenn einen Augenblick die Rede war von einem Vorgefühl, dem seltsamen Eindruck einer Begegnung oder eines Blickes, einer Entschließung, welche von der unbekannten Seite des menschlichen Verstandes stammte, von einer Dazwischenkunft oder einer unerklärlichen und doch verstandenen Macht, von geheimen Gesetzen der Antipathie oder Sympathie, Wahl- oder Instinkt-Verwandtschaften, oder vom entscheidenden Einfluß unausgesprochener Dinge, — so hielt man sich nicht bei diesen Problemen auf, die sich übrigens selten genug dem Ungestüm der Denker darboten. Man konnte sie scheinbar nur zufällig erreichen. Man ahnte nicht, mit welch wunderbarem Drucke sie unaufhörlich auf allem Leben lasten, und beeilte sich, zu den gewohnten Spielen der Leidenschaft und äußern Ereignisse zurückzukehren.

Diese geistigen Phänomene, mit denen die Größten und Gedankenreichsten unter unsern Brüdern sich ehemals kaum befaßten, machen heute den Kleinsten Unruhe, und das beweist noch einmal, daß die menschliche Seele ein Gewächs von vollkommener Einheit ist und alle ihre Zweige, wenn die Zeit gekommen ist, zur gleichen Stunde blühen. Der Bauer, dem man die

Gabe, auszudrücken, was er „auf dem Herzen hat", kurzweg gäbe, würde in diesem Augenblicke Dinge vorbringen, die sich in der Seele eines Racine noch nicht befanden. Und darum haben auch Leute von weit geringerem Genius als Shakespeare und Racine ein geheimnisvoll erleuchtetes Leben erschaut, zu dem das Leben, welches jene Meister allein kannten, nur die Kehrseite bildet. Darum glänzt es nicht, daß eine große Seele sich allein hier und dorthin bewegt in Raum und Zeit. Sie wird wenig ausrichten, wenn sie nicht unterstützt wird. Sie ist die Blüte Vieler. Sie muß in dem Augenblicke kommen, wo der Ozean der Seelen sich ganz und gar bewegt; und wenn sie im Augenblicke des Schlafes kam, wird sie nur Traumhaftes reden können. Hamlet, um vor allen ein hervorragendes Beispiel zu wählen, kommt jeden Augenblick bis zum Rande des Erwachens, und dennoch, trotz des eisigen Schweißes, der seine blasse Stirn bekränzt, hat er Worte auf der Zunge, die ihm auszusprechen nicht gelingt, die er aber ohne Zweifel heutzutage aussprechen könnte, weil die Seele des Landstreichers selbst, oder des Diebes, der vorübergeht, ihm helfen würde sie zu sprechen. Hamlet würde beim Anblick des Claudius und seiner Mutter jetzt begreifen, was er nicht wußte, weil die Seelen, wie es scheint, sich nicht mehr in dieselbe Zahl von Schleiern hüllen. Weißt du wohl — und das ist eine seltsame, beunruhigende Wahrheit — wenn du nicht gut bist, daß deine Gegenwart dies wahrscheinlich hundertmal deutlicher offenbart, als sie es vor zwei oder drei Jahrhunderten gethan hätte? Weißt du wohl, daß, wenn du heute eine einzige Seele betrübt hast, die Seele des Landmannes, mit dem du dich eben über Sturm und Regen unterhalten willst, benachrichtigt ist, bevor dir seine Hand noch die Thür geöffnet hat? Nimm den Ausdruck eines Heiligen, eines Märtyrers oder Helden an: das Auge des Kindes, das dir begegnet, wird dich nicht mit dem gleichen unnahbaren Blicke begrüßen, wenn du in dir einen schlechten Gedanken, eine Ungerechtigkeit oder die Thränen eines Bruders verbirgst. Vor hundert Jahren wäre seine Seele vielleicht vorübergegangen, neben der deinen, unachtsam . . . . .

In Wahrheit wird es schwer, im Herzen einen Haß, Neid oder Verrat vor den Blicken zu bergen; so sehr sind die gleichgültigsten Seelen unaufhörlich auf ihrer Hut, rings um unsere Wesen herum. Unsere Voreltern haben uns von diesen Dingen nicht gesprochen, und wir stellen fest, daß das Leben, wo wir uns erregen, völlig von dem Leben verschieden ist, das sie geschildert haben. Waren sie Betrüger oder Unwissende? Die Zeichen und Worte taugen zu nichts mehr, und fast alles entscheidet sich in den mystischen Kreisen einer einfachen Gegenwart.

Auch der frühere Wille, der so gut bekannte, so logische Wille von ehedem, verwandelt sich seinerseits und unterzieht sich der unmittelbaren Berührung der

großen, unaussprechlichen und tiefen Gesetze. Es giebt fast kein Entkommen mehr, und die Menschen nähern sich einander. Sie beurteilen sich durch die Worte und Handlungen, ja selbst die Gedanken hindurch, und was sie sehen, ohne es zu begreifen, liegt weit außerhalb des Bezirkes der Vernunft. Auch das ist eins der großen Anzeichen, an denen man die Perioden des Geistes erkennt, von denen ich sprach. Man beginnt überall zu fühlen, daß die Beziehungen des gewöhnlichen Lebens sich ändern, und die jüngsten unter uns sprechen und handeln schon ganz anders, als die Menschen der vorhergehenden Generation. Eine Menge von Konventionen, Gebräuchen, Schleiern und Zwischendingen fallen als unnütz in den Abgrund; und ohne es zu wissen, beurteilen wir uns fast alle schon allein nach dem Unsichtbaren. Wenn ich das erste Mal dein Zimmer betrete, wirst du, nach den tieferen Gesetzen der praktischen Psychologie, das geheime Wort nicht aussprechen, das jedermann in Gegenwart eines Andern ausspricht. Du wirst mir nicht verraten, wie du dahin kamst, zu wissen, wer ich bin, aber du wirst mir zurückkommen beladen mit unausrottbaren Gewißheiten. Dein Vater hätte mich vielleicht anders beurteilt und sich getäuscht. Man muß annehmen, daß der Mensch oft im Begriff ist, den Menschen zu berühren und daß die Atmosphäre sich ändern will. „Haben wir," sage ich mit Claude St. Martin, dem großen „unbewußten Philosophen", „einen Schritt weiter auf dem lehrreichen und lichtvollen Wege der Einfachheit der Wesen gethan?" Warten wir stillschweigend; vielleicht begreifen wir über ein kleines „Das Flüstern der Gottheit".

Gedichte von Maurice Maeterlinck.

(Gand.)

Aus dem Französischen übertragen von Fr. von Oppeln-Bronikowski.

Drei Lieder.

I.

Man kam mit dem Wort
(Ich zittre, mein Kind),
Man kam mit dem Wort,
Er ginge nun fort.

Da nahm ich mein Licht
(Ich zittre, mein Kind),
Da nahm ich mein Licht
Und nahte mich dicht.

An der ersten Thür
(Ich zittre, mein Kind),
An der ersten Thür
Erbebte das Licht.

An der zweiten Thür
(Ich zittre, mein Kind),
An der zweiten Thür,
Da sprach das Licht.

An der dritten Thür
(Ich zittre, mein Kind),
An der dritten Thür
Erlosch das Licht . . —

II.

Und kehrt er einst heim,
Was sag' ich ihm dann? —
— Sag', ich hätte geharrt,
Bis mein Leben zerrann. —

Wenn er weiter fragt
Und er kennt mich nicht? —
— Sprich als Schwester zu ihm.
Er leidet vielleicht. —

Wenn er fragt, wo du seist,
Was sag' ich dem Mann? —
— Meinen Goldring gieb.
Bleibe stumm alsdann. —

Will er wissen, warum
So vereinsamt das Haus? —
— Zeig' die offene Thür.
Sag', das Licht ging aus. —

Wenn er weiter fragt
Nach der letzten Stund'? —
— Sag', aus Furcht, daß er weint,
Hab' gelächelt mein Mund . . . . .

III.

Als er von ihr ging
— Ich merkte die Thür —
Als er von ihr ging,
Da lächelte sie.

Als er wiederkam
— Ich spürte das Licht —
Als er wiederkam,
Eine Andr' er fand.

Und ich sah den Tod
— Mich streifte sein Hauch —
Und ich sah den Tod,
Der ihm harrend droht . . . . .

Aus den „Treibhauspflanzen“.

I.

Gewächse des Herzens.

Unter der azurnen Glocke,
Die mein müdes Herz umfaßt,
Wachsen meine eitlen Schmerzen,
Die ich abschuf, mählich fast.

Pflanzen sind's, symbolisch, traurig,
Mancher Freuden Wasserrose,
Meiner Wünsch' langsame Palmen,
Schlinggewächs' und feuchte Moose.

Eine Lilie darunter,
Blaß, allein und ohne Stärke,
Überragt sie, steil sich steifend,
Meiner Schmerzen Blattgewerke.

Und im Schein, von dem sie leuchtet,
Gleich dem Mondlicht, nach und nach,
Hebt sie ihre mystisch blasse
Bitte zum krystallnen Dach.

II.
Brennglas.

Ich betrachte alte Stunden
Unterm Brennglas meiner Reue.
Sieh, und schön're Blumen schenkt ihr
Schoß, der blaugeheimnisscheue.

O dies Glas auf meinen Wünschen!
Seelen-Wünschen, alt und jungen!
Und das welke Kraut, das aufflammt,
Nah' ich's den Erinnerungen.

Halt' ich's über die Gedanken,
Sieh, dann blühen aus dem Schoße
Ihres flüchtigen, blau'n Krystalles
Alter Schmerzen Blatt und Rose, —

Dann zur Ferne jener Nächte,
Die mein Hirn nicht mehr beschweren, —
Daß sie schwarzgestreift die wieder
Hoffnungsgrüne Seele stören .....

III.
Treibhaus-Ode.

O Langeweile, die mein Herz erfüllt,
Derweil der Mond dort weint in weiten Räumen,
Mit besserm Wissen, ach!
Von meinen vor Ermattung bleichen Träumen.

O Langeweile, wie das Warmhaus blau,
Wodurch die Fenster abgeschlossen,
Die tiefen grünen, die vom Mondenlicht
Bedeckt sind und vom Glas verschlossen, —

Man große Pflanzen sieht,
Die weit in nächtlichem Vergessen
Ob meiner Leidenschaften Rosenflor
Und unbeweglich wie ein Traum
Den Raum durchmessen.

Wo langsam nur empor das Wasser steigt,
Das Himmel mischt und Mond,
Eintönig wie ein Traum in blauem,
Endlosem Schluchzen .....

IV.
Gebet.

Hab', Herr, Erbarmen, wenn ich ferne
Der Schwelle dessen, was ich sollte, blieb.
Von Ohnmacht bleich ist meine Seele,
Von blasser Trägheit.

Die Seele bei den unterlass'nen Werken,
Vom Schluchzen bleich, —
Dem Ungeword'nen gleich gesetzt,
Sieht sie vergebens ihre Finger beben.

Und während so mein Herz die Blasen
Des veilchenfarb'nen Traums verhaucht,
Benetzt mit wächsern bleicher Hand die Seele
Das matte Mondenlicht, —

Ein Mondlicht, das vergilbte Lilien
Verrauschter Tage wieder leuchten macht,
Ein Mondlicht, drinnen ihre trüben Hände
Alleine Schatten werfen .....

V.

Seele bei Nacht.

Meine Seele trauert schließlich,
Trauert, denn sie wurde müde,
Müde, daß umsonst sie lebte,
Müde trauert sie zuletzt.

Eurer Hände harrt mein Antlitz,
Wartet Eurer reinen Finger,
Eisigen Engeln gleich; die Seele
Harrt des Rings, den sie mir bringen.

Ihrer Kühle harrt mein Antlitz,
Wie ein Schatz im Meeresgrunde.
Eurer Arzenei'n auch harr' ich,
Daß ich nicht am Lichte sterbe,
Hoffnungslos am Lichte sterbe,

Daß sie mir die kalten Augen
Waschen, wo viel Armut schlummert, —
Wo Schwäne übers Meer her
Ihren Hals vergebens recken,
Und entlang den winterlichen
Hängen Arme Rosen pflücken.

Eurer reinen Finger, gleichsam
Eisigen Engeln, harrt mein Antlitz,
Bis sie meine Blick' erweichen,
Meiner Blicke welke Gräser,
Drinnen müde Lämmer irren .....

Verstörte Zeit.

Novelle von J. J. David.

(Wien.)

(Schluß.)

Es war aber eines eigen bei alledem: je mehr sich der Hof belebte, je mehr zumal das neue Heim aufwuchs und Form gewann, desto unruhiger in sich, desto erregbarer und minder fähig, seine Stimmungen zu verhehlen, wurde der alte Hirschvogel. Noch war das Chaos, das Ungeformte; noch waren hier Gruben und dorten stieß man sich an Pfosten. Wenn aber dies alles auch schon beseitigt, die ganze Fläche reinlich planieret, jede Spur der verstörten Zeit ausgereutet gewesen wäre, dann blieb noch immer eins, und zwar das Schlimmste von allem. Was ihm einmal, noch vor kurzem,

wie selbstverständlich erschienen, das sich zwischen dem Gregor und der Lois begeben, das offenbarte sich ihm gemach nach seiner ganzen Verwerflichkeit. Also entzog er sich den beiden, stierte durch Stunden auf den Neubau, der rasch und rascher vorrückte, und wußte selber nicht, warum ihn jeder Fortschritt daran so erfreute wie erschreckte. Aber er war ihm, ohne daß er Klarheit darüber hatte, in sich selber ein Sinnbild der wieder aufgerichteten Ordnung im Lande, die das nicht mehr dulden konnte, worüber man vordem hinweggesehen hatte. Einmal stieg's ihm auf, was wohl geschehen müßte, wenn die Lois ein Kind brächte aus einer solchen Verbindung, die kein Priester jemals weihen, die man niemandem offenbaren durfte. Und nun entsann er sich mit eins aus den Jahren noch lange vor dem Krieg, daß er einmal Bruder und Schwester um ein gleiches Vergehen richten sah: am Brandpflock standen sie, Rücken zu Rücken, damit nicht eines dem anderen ins Auge sehen könnte: denn ihre Liebe war so groß wie sündig und sie hätten sich aneinander getrösten mögen. Ein Band ging um beider Brust und eine Lohe verzehrte sie und tilgte den Greuel. So sah er den Gregor und die Lois vor sich: es war nicht gar viel Neigung für seine trutzige und eigenwillige Brut in ihm, eher noch für das Mädchen, das doch immer neben ihm hergelaufen war, und dennoch schrie es aus seinen Gedanken heraus auf, als ihm dies Bild drohend und blutrot auftauchte. Was aber thun? Wie diese auseinanderreißen, die sich aus freien Stücken sicherlich nicht ließen? Und war nicht ein Zeuge vorhanden? Das Knechtlein, das auch um das wußte, was die zwei zu verbergen sich nicht die mindeste Mühe gaben, und das leicht einmal mehr sprechen konnte, als es durfte. Er plärrte Gebete und sie brachten ihm keinen Trost, denn er durfte seinem Herrgott nicht anvertrauen, warum er eigentlich flehte, und so mußten ihm seine Worte kraftlos erscheinen. Er konnte nicht um Austilgung des Schrecklichen, nicht um seinen Weiterbestand zu seinem Gotte schreien, Pein war alles, nachdem ihm erst im eigentlichen Sinne klar geworden war, was um ihn war. Und so taumelte er aus einem Abgrund in sich in den anderen; suchte Betäubung in den altgewohnten Mitteln; der Rausch und die graue Entnüchterung aber lähmten ihn gleicher Weise; und je inständiger er die Notwendigkeit erkannte, etwas zu beginnen, so mehr zagte er davor in diesen kurzen Spätherbsttagen mit den langen Abenden, die so fürs Grübeln waren, mit den endlosen Nächten, in denen er immer wieder aus dem Schlummer aufschrak. Denn nun ging etwas durch die Stube, nun vernahm er ein Pochen, das doch nur in ihm war; nun riß der Wind am alten Hause und ächzte sehr kläglich. Die Schrecken, die sich in seiner Seele aufgerichtet, die empfand er nun überall und wußte ihnen nicht mehr zu entrinnen.

Und er mußte sprechen! Das war das Schlimmste daran. Denn er hatte es niemals gekonnt und nun, wo er sich mehr und mehr in seine Gedanken einspann, traute er sich's minder denn je. Und dazu sah er, wie aus jedem seiner Worte unter jeglicher Bedingung Zerstörung fließen muß, Zerstörung eines Glückes, das, wenn es auch im Moder wurzelte, dennoch eine reichbelaubte und freudig grüne Krone gen Himmel hub. Aber auch dieses erregte ihn: wie konnten sich diese beiden so frank und unverhohlen, einander so hingegeben haben und nehmen, wenn er den bittersten Sorgen und aller Höllenpein dahingeworfen war? Und er fürchtete sogar seine Kinder; fürchtete in seiner Hilflosigkeit die Kraft und Ruchlosigkeit des Gregor, die er groß genug meinte, um, mußt' es sein, den feindseligen Mahner selbst aus dem Leben zu stoßen. Er aber hing nunmehr recht innig daran, wie einer sich mit der Rast freut nach einem langen, mühseligen ziellosen Schreiten unter grauem Himmel, die plötzlich ein letzter Sonnenstrahl verklärt. Was also beginnen? Und wie nur dem Gregor allein ankommen? Denn die zwei wichen kaum mehr von einander, Gewöhnung verstärkte hier nur den ungesättigten Hunger, den sie immer noch nacheinander trugen. Sie waren Genossen in allem, sie tauchten einander in jedem. Und je mehr Wenzel Hirschvogel das erkannte, desto heftiger schauderte es ihn vor dem, was er dennoch vollbringen mußte. So gingen ihm Tage, Wochen in ungemeiner Eile dahin. Schon kündigte sich der Winter an und ihn trieb seine Unrast umher, wie ein Falllaub, das der Wind kreiselnd umtreibt. Es war an der Zeit, hoch an der Zeit! Denn, kam erst wieder der Frühling ins Land, dann mußte sich das nicht länger mehr verhehlen lassen, was das Licht der Sonnen niemals erblicken durfte.

Und so saß man wieder beisammen. Der Kienspan glomm rötlich und knisterte leise. Den nächsten Tag wollte man mit der inneren Einrichtung des Neubaues beginnen. Die Lois hatte den Kopf auf den Tisch gelegt, denn sie ward nun öfter laß und matt. Ihr braunes Haar hing ihr in starken Zöpfen über die Schulter und sie hielt sich regungslos, wie eine Schlafende. Der Gregor hielt sein starkes Messer in Händen und schnitzelte an einem Stück Holz in der Gedankenlosigkeit eines gründlich Übermüdeten. Denn sie sputeten sich: es war ohnedies ein Wunder, daß die Herbstregen nicht schon eingefallen waren und man mußte die kurze Gunst der Zeit nützen. Niemals sah er seinem Vater so bedrohlich aus, wie nun; denn selbst die Ruhe verriet seine Kraft. Und es war sonderbar, daß gerade daraus dem Bauern eine Art von Mut erwuchs. Wie er so ruhelos auf und ab schritt, und der Hund das mächtige Haupt, das auf den Knieen des Gregor lag, unabläßig und argwöhnisch mit den funkelnden Augen nach ihm wendete, so daß er erkennen konnte, wie ihm der Junge

alles, sogar das Tier abwendig gemacht, da quoll ihm mit dem Hasse auch eine Zuversicht, ein Vertrauen auf, daß ein noch Stärkerer seine Sache an sich nehmen und führen werde. Nur ein Wort ersehnt' er, darauf er erwidern könnte, daß ein Anfang gemacht wäre, aus dem dann leicht weiteres käme. Und da „Möcht' sich der Vater nicht endlich einmal setzen? Das macht sich nicht gar gut. Zum Herumlaufen ist der Hof" . . .

Er blieb stehen, sah den Gregor fest und eindringlich an. Beider Augen tauchten ineinander: fragend die des Jüngeren wegen des sonderbaren, fast irren Ausdruckes in denen seines Vaters, scheu und trotzig und ängstlich — zornig zugleich die des alten. Und jählings stieß er hervor: „Geh weg, Lois!"

Das Mädchen rührte sich nicht. Nur ein leises Achselzucken, etwa wie wenn man eine Fliege wegjagt. „Geh weg, Lois!" rief er noch einmal und noch schriller, sich wie mancher Verzagte am Klange seiner Stimme ermutigend.

Wieder keine Antwort. Selbst die Bewegung von vorhin schien ihr nun schon zu viel. Der Bauer aber: „So schick' du sie weg, hörst? Ich muß mit dir reden, hörst? Mit dir allein."

„Sie kann alles hören. Wir haben nichts zu verstecken vor einander, Vater."

Der Vater trat unmittelbar an den Tisch und schlug auf mit der Faust. „Schick sie weg! Ich will's." Auch der Gregor erhob sich, halb schon gereizt, nach Art Zornmütiger, die keinerlei Art von Erregung sehen können ohne von ihr miterfaßt zu werden, halb gelassen — verwundert, und die beiden standen einander bedrohlich genug gegenüber. Dann, sehr weich: „So geh', Lois." Augenblicklich und gehorsam wendete sie sich der Thüre zu. Der Kienspan flackerte, da sie diese hinter sich zuthat, und die Schatten der Männer tanzten phantastisch dabei auf der Diele und schwankten gegeneinander. Danach, mit einem weiten und wuchtigen Schritt hart an seinen Vater herantretend: „Und jetzt? Was will der Vater?"

„Fort muß die Lois. Fort!" zeterte der Alte.

„Ist sie schon. Und jetzt — was willst von uns?"

„Anders. Fort muß sie für immer. Hörst? Oder es geschieht was!"

„Wird sie nicht. Und wissen möcht' ich, warum sie's soll oder was sonst geschieht. Wer wird sie zwingen?"

„Ich!"

„Du?" Es war eine Peitsche in dem einen Worte. „Du? Und nicht einmal aufsteh'n thut sie, wenn du's ihr schaffst. Meinst, sie wird dir da folgen? Und wenn ich dir sag': ich laß sie nicht fort und eh daß sie geht muß wer anderer weg vom Hofe und kommt sein Lebtag nimmermehr ins Haus?"

„Zum Himmel schreit's, was sich da thut. Nicht erhört ist's worden, seit die Welt steht!"

„Ist einmal nicht wahr. Und dann: hat alles einmal angefangen: fangt das mit uns zweien an. Und die Welt wird nicht zu Grund' geh'n dessentwegen. Und merk' dir's, ich laß' sie nicht, die Lois, nicht in die Zeit und nicht in die Ewigkeit. Und frag' sie doch nur, ob sie weg will von mir?"

„Die! die! Aber 's ist Sünd'! schreckliche Sünd'!"

„Kann sein. Nur müßt' man's in sich spüren, wenn's eine wär', mein' ich. Ich verspür' nix dergleichen. Die Lois auch nix. Wo ist denn die Sünd'?"

„Sünd' ist's. Verboten ist's von Gott, denk', von Gott selber! Und ich weiß, was darauf steht. Sie haben einmal zwei gebrannt um dasselbe, noch vor dem Krieg. Denk', gebrannt," seine Stimme war tonlos und heiser vor maßloser Erregung.

„Wenn sich die haben brennen lassen, ist ihnen recht gescheh'n."

„Und du, was möcht'st du denn thun, wann ich hinginget, euch anzeigen bei Gericht und sie kämen dann über euch?"

„Thust du so nicht. Bered's nicht erst. Und was ich thät'? Wehren möcht' ich mich und lebendig fangen thäten sie keins von uns. Müßten schon welche daran glauben — du zuerst" und er schüttelte die Faust gegen ihn. „Und es giebt schon noch ein besseres Sterben, als sich brennen lassen."

„Und wenn ich dich bitt': um deine Seligkeit und um die meine — thu' sie weg von dir? Denn das ist wie das fressende Feuer."

Der Gregor ward ungeduldig. „Für deine Seligkeit hast doch gesorgt . . ."

„Nein, nein! Ich hab's mitangeschaut, das da, und ich muß es tilgen."

„ . . . Und um unsere kümmer' dich nicht," fuhr der Gregor fort, ohne der Unterbrechung zu achten.

„Und wenn ich dich bitt' als Vater? Thu' Buß', thu' Buß'!"

Der Junge zuckte die Achseln: „Mach' ein End'! Wann du schon siehst, daß du nix richtest."

„Und wenn ich sag': auf meinem Hof duld' ich den Greuel nicht mehr? Mach' fort, und die Lois ist mein Kind und bleibt bei mir?"

„Auf deinem Hof?" der Gregor war wirklich verwundert. „Was gehört denn dein davon? Für wem sein Geld ist denn das alles gebaut und gekauft worden? Im Guten rühr' ich mich nicht. Und zwingen willst mich? Probier's! Und weil du sagst als Vater. Das ist auch so geredet. Was heißt das? Oder warum soll ich mich fürchten vor dir?"

„Du, du, Mörder!" Und der alte Hirschvogel stürzte sich mit schlotternden Knieen und aufgehobener Rechten auf ihn zu. Der Hund knurrte drohend, richtete sich auf. Ein Satz, und er sprang den Alten jählings

und gewaltig an und warf ihn nieder. Und über sich sah Wenzel Hirschvogel ein drohendes Gebiß, ein keuchender Atem dampfte ihm fast betäubend entgegen, rote, grimmige Augen des Tieres stierten ihn mit den kaum minder bösen des Gregor an. „Zurück," rief der dem Hund, der ungerne und murrend abließ. Und dann: „Klaub dich zusammen. Und dann geh! Man hat dir's gut gemeint. Ruh' hat man dir schaffen wollen für deine letzten Tage. Du hast's halt anders wollen. Das hast du nötig gehabt. Und jetzt: daß du dich nur nicht mehr blicken läßt dahier! Merk' dir's! Lois!" und achtlos trat er in die Thür, ohne nur noch einen Blick für den so schmählich Überrannten zu haben. Der aber rappelte sich mühsam auf; fingernd tastete er an seinen schmerzenden Gliedern herum. Im Freien aber schüttelte er die Faust gegen das Haus mit einem Hasse, wie er ihn so unbändig noch niemals in sich gefunden.

Es war völlig Nacht, da er in den Wald hinaus trat. Er warf sich nieder und grub sein Gesicht in die Hände. Er dachte nicht einmal vor dem brennenden Gefühl der Schmach und der Unbill, das in ihm war und wühlte. Und dabei war's ihm klar: der Gregor hatte recht und er war zu feig, um zu Gerichte zu gehen, zu verstockt, um all' das Gemeine, das sich auf dem Hirschvogelhof begeben, ins Lichte zu heben. Und ungeahndet bleiben durft' es nicht . . .

Er hob sein verstörtes Antlitz. Ein sehr starker Wind hatte sich aufgemacht. Der warf ihm die letzten losen Blätter, die längst reif zum Fallen waren, in dichteren Schauern ins Gesicht, zauste sein spärlich Haar, rumorte gewaltsam in den Ästen der Bäume und zwängte sich ächzend die Stämme hindurch, drückte den Greisen nieder, wenn er sich erheben wollte. Immer schwellend, immer mächtiger, pfeifend im Gefühle seiner unwiderstehlichen Kraft fuhr er dahin. Und Hirschvogel sah sich in seinen Jahren ohne Obdach, heimatlos und einem solchen Sturme preisgegeben. Nun erst fühlte er die Schmerzen des Falles. Sie aber, drinnen und geborgen, thaten sich gütlich, lachten seiner, mißachteten weiterhin Gott und sein Gebot. Das durfte nicht sein! Und ihm kam's wie Wahnwitz und wie Erleichterung zugleich: wo niemand Richter, dort ist jeder Richter. Er zunächst: und er hatte die Strafe zu verhängen und zu vollziehen, die nach allen Gesetzen auf ihrem Verbrechen stand. Er kroch zurück. „Brennen müssen sie, brennen," stammelte er, und die Lohe aus vergangenen Tagen glomm wieder vor ihm auf und leuchtete in den nächtigen Wald hinein. Wie ein Tier schlich er sich geduckt zum Lattenzaun: Moos häufte er und schlug mit verklammten Fingern Feuer. Ein Funken fiel in den Zunder. „Herrgott! ich hab das Meinige gethan, nun ist's an dir!" schrie er in völliger Verwirrung. Und während sich die Flamme erhob und behend aufstieg,

kehrte er sich und suchte seinen Weg und mitten durch den Windesbraus, das Stöhnen der Bäume, das Krachen und Rieseln der Äste hörte er einen dumpfen, gebietenden Schlag. Nun hatte sich die Kartaune entzündet, ein Notzeichen, das niemanden warnte, das niemanden zur Flucht mehr trieb ...

Den andern Morgen war der Hirschvogelhof völlig niedergebrannt. Von seinen Bewohnern erhielt man keinerlei Kunde mehr, durch die Welt aber zog ein der Sinne beraubter Bettler — der alte Hirschvogel, und verkündigte die Greuel, die hinter ihm lagen, das Gericht des Herrn, das sie geahntet. Er ward sehr alt dabei und als er starb, war er vielleicht der einzige Zeuge und das letzte Opfer einer Zeit, die nur zu viel Opfer gefordert, die, wie ein furchtbares Raubtier, stark genug war, mit ihrem letzten Prankenhiebe noch jedes Glück in ihrem Bereiche zu zerschmettern — einer verstörten Zeit.

Deutsche Lyrik.

Der erste Mai.

I.

„Abteilung marsch!“ — Die Bajonette blitzen.
Im Takte tönt der Frühpatrouille Tritt.
Noch sieht er blinken ihrer Helme Spitzen,
Und weit noch hört er den gemess'nen Schritt.

Nun steht er hier vor seines Kaisers Schlosse,
Im rechten Arm das glänzende Gewehr.
Vorüber jagen Kutschen, flinke Rosse,
Und Menschenmassen schieben sich daher.

Sonst stand er Wache nur vorm Schilderhause,
Wo die Kaserne auf die Felder schaut.
Nur manchmal wehte von der Stadt Gebrause
Zur engen Vorstadt hin ein schwacher Laut....

... Arbeiter eilen dort in dichten Zügen;
Weit öffnen die Fabriken ihr Portal;
Uralte Frauen schwatzen auf den Stiegen,
Und Kinder spielen, überreich an Zahl.
Die Mädchen zieh'n vorbei mit bleichen Mienen,
In dünnen Sommerkleidchen aus Kattun;
Und ab und zu, von Sonne überschienen,
Hockt still ein Bettler, um sich auszuruh'n.
Rollwagen rasseln vorwärts ihre Lasten,
Die armen Häuser zittern straßenweit,
Und irgendwo spielt da ein Leierkasten
Ein Lied von Liebestraum und Maienzeit...

... Da fährt er auf ...
Vorm Schilderhaus daneben
Ertönt der Wache leiser Warnungspfiff.
Der Blick gradaus, kaum daß die Wimpern beben;

Nun klappt der Kolben im gewohnten Griff.
Ein junger Lieutenant kommt. Ein lässig Grüßen,
Errötend sieht's das junge Ding am Arm.
Jetzt klirrt der lose Degen ihm zu Füßen
Und weiter wandern sie im Menschenschwarm.

Wie seine Blicke jetzt den Platz umfliegen,
Es braust um ihn gleich Meereswogenprall.
Ein Blühen muß schon in den Lüften liegen,
Denn Sonne, Sonne funkelt überall.

Da plötzlich hallen feierliche Klänge! —
Wie hat er diese Morgenglocken gern.
Er schaut sich um, doch niemand im Gedränge
Vernimmt den Sonntagsgruß von Gott, dem Herrn.

Da fällt ihm ein: „Es sind doch schlimme Zeiten!"
Das rief sein Pastor oft im Kirchenstuhl!
„Die Städter sind voll Lasterhaftigkeiten
Und reif für Satans tiefsten Höllenpfuhl!"

Da plötzlich stockt die frohe Menschenmasse,
Ein Schwatzen, Hasten, Laufen kreuz und quer.
Nun schreitet langsam, wie durch eine Gasse,
Mit trotz'gem Blick ein langer Zug daher.

Tiefrote Nelken nicken von den Hüten;
Im blutig grellen Schlipse prangt Lassalle;
Die jungen Mädchen tragen Purpurblüten
Im hellen Mieder und am bunten Shawl.

So schreitet langsam vorwärts die Kolonne;
Nun wandert sie am Kaiserschloß vorbei.
Die ganze Luft ist golden fast vor Sonne,
Denn heut ist Sonntag und der erste Mai.

Da fängt ein junger Bursche an zu lachen:
„Seht nur den Grenadier am Schilderhaus!
Sein Schießgewehr, das soll uns Beine machen;
Der guckt sich fast nach uns die Augen aus!"
Ein zweiter schreit: „Trägt einer Helm und Tressen,
Solch' Kerl aus Pommern oder irgendwo,
Der auf dem Lande immer Stroh gefressen, —
Das bleibt ja immer dumm wie Bohnenstroh!"

Als wären seine Finger Eisenzangen,
Umpressen sie das sichere Gewehr.
Nun ist die Schar an ihm vorbeigegangen,
Und ein paar Trupps noch ziehen hinterher.
Zuletzt zwei Mädchen in gestreiften Blousen,
Mit lust'gen Augen, rechtes junges Blut.
Knallrote Nelken nicken vorn am Busen
Und rote Schleifen weh'n vom Sommerhut.

Er schaut sie an und bleibt verwundert stehen,
In seinem Blicke glüht es froh und hell.
Die Braune hatte er schon oft gesehen
Weit draußen oft, die kleine Nähmamsell.
Da fährt er auf . . .
Vorm Schilderhaus daneben
Erneut die Wache ihren Warnungspfiff.
Den Blick gradaus, kaum daß die Wimpern beben.
Und wieder klappt der Kolben fest im Griff.

Der Kaiser kommt! . . . Hell klingt der Huf der Pferde;
Jetzt schießen sie am Schilderhaus vorbei.
Er steht wie festgewurzelt in der Erde
Und weithin braust's von Hurrah und Geschrei.

Berlin.

Ludwig Jacobowski.

II.

„'Mahlzeit. — Ist das Wetter schön!"
grüßt der Nachbar in mein Zimmer. —
Sonnenschirme, Farbenflimmer
kann ich schon durchs Fenster seh'n.

Große Frühjahrspromenade —
schnell den Strohhut auf den Kopf! —
Mädels, blond und braun an Zopf,
schwirren aus dem Pensionate.

Immer dicht daran vorbei!
Und ich lache, und sie nicken.
trotz den brillenscharfen Blicken —
heute ist der erste Mai.

Blanke Rappen, Staatskarossen,
silberreiches Lackgeschirr,
Radlerinnen — welch Geflirr,
bunt mit Sonne übergossen.

Wie die Kinderfrau dort prahlt:
Blondchen trägt blauseidnen Hänger! —
Gardeleut'nant, „Ratten"fänger,
säbelklirrend, helmbestrahlt,

rempelt fast den Eisverkäufer,
den die Knabenschar umdrängt. —
Was will **der** denn, bunt behängt? —:
„Tivoli" und „Dauerläufer"!

Kaffeeschwestern, schirmbewehrt,
um das grelle Licht zu dämpfen.
‚Laßt uns denn im Schatten kämpfen!' —
au! das haben sie gehört!

Macht nichts! Ist mir einerlei! —
‚Bengel! das sind **meine** Zehen!
Kannst du denn nicht vor dich sehen?' —
„Heute ist der erste Mai!"

Minden (Westf.). Max Bruns.

Gedichte.

I.

Durch den Schnee.

Die Flocken rieseln immer mehr,
Die stillsten Wege sind verschneit,
Die Heide starrt so sehnsuchtsleer
Auf mich und meine Einsamkeit.
Ich hab' kein Ziel;
Ich weiß kein Herz, das für mich bebt
Und keine Seele, die mir lebt —
Nur Flocken fallen tröstend viel
Auf mich und meine Einsamkeit.

Und höhnend raunt es hinter mir:
Du weißt nicht, wen du suchen sollst?
Du weißt nicht, wem du fluchen sollst,
Und bist doch so von Sehnsucht schwer?
Sieh! Meine Flocken tanzen dir
Wie deiner Süchte wirbelndes Heer.
Hast du sie eingebettet?
Was hast du dir gerettet?
Nichts.

Und lähmend kroch es über mich:
Du taumelnder Flocken, siehst du dich?
Du bist ins All geflogen —
Wo kamst du her, wo mußt du hin?
Weißt du, **wer** dich vom Himmel riß?
Weißt du, **wo** deine Sonne schien,
Bis sie dich eingesogen?
Denn eins ist dir gewiß:
Der Tod.

Ja! Käm' er jetzt im Sturm gesaust,
Daß er den Erdenwurm zur Erde risse —
Ich sänke lautlos in das Ungewisse,
Und reckte nur die fahle Faust
Empor aus meinem Leichentuch
Als stummen Fluch
Dem Gott, der mich so einsam schuf!

II.

Bahnfahrt.

Heut' ist die Welt so nebelfahl,
Als ob das Grau kein Ende hat;
Viel Stunden lang kein Lebensstrahl,
Nun Baumgerippe starr und matt,
Nun bleiche Wände, Haus an Haus,
Wie stumme Gräbergassen.
Ich starre in die Nacht hinaus:
In dieser totenstillen Stadt
Liegt wo ein elfenjunges Weib
Verraten und verlassen.

Ich weiß zu gut, was ich gethan.
Sag: Bist du auch an Leben leer?
Sag: Drücken deine Nächte schwer,
Und drängen sie sich qualvoll an?
Brach aus dem Ufertraum des Glücks,
Brach dir die letzte Brücke
An jene selig erste Nacht? —
Ich weiß nur deine schwerste Nacht:
Heut' brach Dein Herz in Stücke.

Und ahntest du mich hier,
Und fühltest, wie die alte Gier
Mich treulos durch die Weite hetzt,
An dir vorbei —
Dann bebst du jetzt,
Dann zuckst du auf mit einem Schrei
So atembang, so kummerkrank,
So ganz zum Tod erschrocken:
Wie dort, wo deine Locken
Hinsanken auf die Rasenbank — —
Und um den Mund den bittren Hohn
Von Menschen, die das Leben
Hinwerfen um den Seelenlohn.

Nun wirst du wach ... da stampft der Zug —
Und bäumt voll Angst den stählernen Bug
Und flicht und flieht in stürzendem Flug
Vor einem zarten Mädchenleib.
Dumpf aus den dampfenden Nüstern schoß
Das Düsterrot der Flammen,
Und hinter dem keuchenden Sausen floß
Das Dunkel jäh zusammen.

III.

Incarnatio.

Mich lud ein Fluch auf dieser Welt zu Gast.
Die Erde wüst: als hätt' ich mich verirrt,
Die Menschen fremd: als wär' ich selbst kein Mensch,
Und nur mein Geist in diesen Leib geschirrt
Und schleppte hinter sich des Lebens Last —
Der Geist aus jenem Reich, wo keine Schwere ist!

IV.

Die Kette.

Sag an, du Mischling zwischen Gott und Tier,
Wie lang, wie lang wird deine Seelengier
Und deine Wollust blutend klaffen?
Erst bist du Tier, bevor dein Menschtum ward,
Und eh' dein Drang sich mit Erkenntnis paart,
Kannst du ein neues Tier erschaffen.

Du kannst es nicht, du mußt: das ist dein Fluch!
Denn alles Elend ist im Weltenbuch
Mit Menschensamen eingeschrieben;

Die Lettern quellen, bis es überläuft
Und Balsam auf zwei Kreaturen träuft —
Die fiebern dann und müssen lieben.

Dann jauchzen sie die Taumelmelodie,
Das Schicksal wirft die Schleier über sie,
Daß sie die trunknen Augen sperren
Und doch nicht sehen können, was sie thun,
Wenn sie aus einem leidentrückten Ruhn
Ein blindes Lebewesen zerren.

Dann tritt der Neue tastend auf die Welt,
Und hört den Jammer, wie er ewig gellt,
Den Schmerzensschrei der Erdenmette —
Und tappt und sucht und stiert nach seinem Geist,
Bis ihn die Luft in ihre Wirbel reißt — —
Und endlos, endlos wird die Kette.

Amberg. Josef Schanderl.

Ewigkeiten.

Was fiel dort in die Straßenrinne
Für ein geschmacklos buntes Ding?
Just warf's zerknittert in die Pfütze
Ein Mann, der pfeifend weiter ging.

Nur schwer entschloß ich mich, die Karte
Ins reine Element zu ziehn,
Und las: „Zum ew'gen Ankedenken
An deine dreue Karolin!"

München. Alois Wohlmuth.

Die Elfe.

Im grünen, sonnigen Niederwald
Mit Schlinggewächs und Geranke
Umflattert Goldgelock die Gestalt
Der Elfe, die liljenschlanke.
Und ihre Libellenflügel
Sind Lichtazur und Gold
Und ihres Busens Hügel
Schneewehen-weiß und hold.

Mit schimmernden Armen lockt die Fee,
Ein Weib, verkörperte Wonne,
Und hebt aus indigoblauem See
Den nackten Leib in die Sonne.
Sie schüttelt das Haar, das feuchte,
Und taucht sie nieder zum Grund,
So folgt ein grünes Geleuchte
Der Glieder prächtigem Rund.

Ein Märchenritter mit Helm und Schwert,
Der hätte sich wohl vor Liebe verzehrt;
Ich aber dachte
Und lachte:
Kein Märchenreich ist die Natur.
Die Elfen erschafft der Künstler nur.
Ein Maler könnte mir helfen,
Der Nixen malt und Elfen.

Der Maler wies mir ein weißes Weib,
Deß formvollendeten Frauenleib
Als würdig für Märchenwesen
Sein Künstlerblick sich erlesen.
Ein Seufzer, ein Nesteln am Korsett . . .
Ein rosenbestreutes Himmelbett . . .
Zusammenrauschten die schweren
Portièren.

Donauwörth. Rudolf Knuffert.

Nachglanz.

Himmlisch schön und im weißen Gewand
Ist sie gepilgert von Land zu Land.

Längst schon, enthoben dem irdischen Blick,
Wallte sie wieder zur Heimat zurück.

Aber ein Schimmer von ihrem Gewand
Schwebt noch immer von Land zu Land . . .

Berlin. Oskar Linke.

Feldruhe.

Hinten am Horizont die Sonne lischt aus . . .
Sehnsucht treibt mich aufs stille Feld hinaus.
Schon steht der Mond am Himmel neblig und bleich —
Über das Gras schleicht ein Windzug warm und weich.

Ist mir, als wenn mich die tiefe Ruhe erdrückt;
Ist mir, als wenn mich die heiße Luft erstickt . . .
Ferne ein leises Tosen, Surren, Gebrumm —
Schleier von Wehmut ziehen sich um mich herum . . .

Berlin. Ferdinand Max Kurth.

Leiden.

Soll ich Dir die Leiden lehren,
Die mein armes Haupt beschweren?
All die seltsamen Gedanken,
Die Dich blassen Winden gleich umranken?

Liebst Du solche blassen Winden?
Will sie Dir zum Kranze binden,
In Dein dunkles Haar sie betten! —
Daß wir uns doch nie gefunden hätten!

Soll ich meine Leiden zeigen?
Soll ich weiter dulden? schweigen? —
Zu der schwärzesten der Nächte
Löse Deine dunkelschwere Flechte!

So und laß den Gürtel gleiten! —
Will in weichen Heimlichkeiten,
Heißem Aneinanderpressen
All mein Leid, mein tiefes Leid vergessen!

Berlin. Victor Manheimer.

Bild.

Blaß und herbe Dein Gesicht,
Tief im Blick erloschne Funken,
Hast den Kelch der Bitternis
Bis zum Grund Du leergetrunken.

Langsam hebst Du ihn vom Mund,
Lautlos starrst Du in die Ferne . . . . . .
Über Deinem Haupte gehn
Klar und kalt die ewigen Sterne.

Colberg. Clara Müller.

Marianka.

Die Geige schwirrt,
Die Pfeife schrillt,
Die Fenster dröhnen beim Stampfen!
Der Josef steht draußen
Mit glühendem Aug',
Und kühlt an der Scheibe die Wangen.
Marianka ist hier!
Daß der Blitz ihn erschlüg',
Der sie ihm geraubt!
— Marianka, Marianka wirst weinen.

Thorn. Erich Schwartz.

Klostermotive.

I.

Der Abendschein dringt durch die Butzenscheiben
Und pinselt gelbe Bilder an die Mauer.
Der kühle Wind weht schütternd durch die Eiben,
Und an die Fenster schlägt der Regenschauer.
Ein müdes Haupt lehnt an die Butzenscheiben,
Und eine Nonne starrt hinaus in Trauer —:

Im kühlen Grunde rauschen sacht die Bronnen . . .
„Ich hab statt Frieden — tiefes Leid gewonnen!"

II.

Der Abendschein fließt durch die Fensterbogen
Und legt sich golden über Pult und Bibel.
Ein Bild in Rot und Grau verziert den Bogen —
Dabei der Spruch „Die Welt ist nur von Übel."
Nun hat der Mönch den letzten Strich gezogen
Und hebt sein mildes Antlitz von der Bibel:

„Ich hab den stillen Frieden hier gewonnen,"
Im kühlen Grunde rauschen sacht die Bronnen . . .

Krzeschitz. Josef Stibitz.

Aus der Kaserne.

Von Anna Croissant-Rust.
(Ludwigshafen.)

Spätnachmittag eines heißen Sommertages. Ohne zu weichen, dick, höhnisch, wie mit boshaftem Grinsen steht die Luft in den Straßen.

Der Sand im Kasernenhof knistert im Sonnenbrand. Wie schleichendes Feuer. Glimmend. —

Kommt kein Wind es anzufachen? Kein Wind.

Die bejahrten Kastanienbäume rings um das Quadrat des Hofes lassen die Fingerblätter nach abwärts hängen, welke Hände.

Zwei Kolonnen Soldaten exerzieren in der einen Ecke gegen die Kaserne zu. Wie Drahtpuppen, sich vorwärts durchschiebend durch die Luftmauer, die Unteroffiziere schreien hinter ihnen drein, heiser, kreischend, brechen ab.

Dazwischen in Absätzen klingt derselbe dumpf schläfrige Ton in das taktmäßige Marschieren. Soldaten klopfen in einem Gebüsch bei der Waschküche Uniformen aus.

Ein Ton — wieder einer —

Wie wenn der eine in der Luft stände bis der andere käme.

Aus den geöffneten Kasernenfenstern dringt das Geräusch des Samstagsputzens. Auch in Absätzen. Schnell zuerst, in Selbstaneifrung, langsamer, erlahmend — Stille. —

Eine Stimme versucht kurze Zeit zu singen, schweigt wiederum, von der Luft getötet, aufgesaugt.

Diese erstickende Schwere der Atmosphäre bei vollständig hellem, glasig sprödem Himmel....

In der Stube des Feldwebels Rieth steht dieselbe tote Schwüle, trotzdem die hohen Fenster gegen die Weite des Hofes aufstehen.

Rieth ist soeben vom Dienste gekommen. Die Haare kleben ihm an der Stirne und der Schweiß läuft über sein dunkelrotes Gesicht. Mit aufgestützten Armen sitzt er am Tisch. So eng ist ihm im Halse, so heiß, es würgt ihn ordentlich.

Und doch denkt er nicht daran, die schwere Uniform aufzuknöpfen oder den Säbel abzulegen.

Immer stiert er in dieselbe Bretterritze.

Also heute soll es endlich einmal zu Ende gehen. Gerade hat er draußen den Arzt getroffen. Jawohl! wenn's wahr ist. Seit vier Wochen dieselbe Geschichte. Fieber und Atemnot, Blutspucken und Stöhnen — ah —

Immer. — — (Gerade wieder.) Dort vom Bett her. Er mag nicht hinschauen, nein! nein!

Warum denn? Er kennt's ja.

Die spitze Nase, den Hals mit den vortretenden Sehnen — — die Augen, die Augen, die ihn immer ansehen und doch ins Leere glotzen, wenn er — — pfui, pfui!

Herrgott, wenn's nur zu Ende wäre! Das hält keiner aus.

Er einmal nicht. So lange!

Stirbt sie wirklich? — Heute noch?

Wirklich? — Er ist noch mißtrauisch.

Wahrscheinlich geht's auch drum mit dem Freuen nicht recht.

Und dann — daß es ganz aus ist — ganz aus —

Wenn's nur nicht so schwül wäre! Zum Ersticken ist ihm zu Mut da drinnen.

Ganz aus! — —

Er wartet schon so viele Tage —

Sollte er nicht eigentlich — mit ihr reden — wenn es wirklich —

Sie fragen? — —

Was ist denn das wieder? So dummes Zeug fällt ihm heute ein, weil — — ah, das ist doch aus seit fünfzehn Jahren. Er kümmert sich nicht um sie. Nicht mehr.

Aber so unruhig macht's ihn, so ärgerlich, daß er es weiß, daß sie heute — —

So heiß und die stöhnende Frau, der zapplige Ärger, dies maulfaule Warten, die Gleichgültigkeit — —

Gleichgültig? Ist er denn gleichgültig? Er könnte ja auf sie zu und sie packen, da am Halse, er sieht den Streifen Haut ganz genau, er darf nicht hinschauen — — sie packen, weil sie reden soll, weil er will, daß sie redet.

Er will es.

Ja sie! Ihr steht's zu, bei Gott!

So daliegen mit schwarzen, großen Augen, wortlos, die Dulderin — —

Das ist noch im Sterben die alte Bosheit.

Nur wegen ihm dies stumme Martyrium.

Wie ihm der Groll aufsteigt, alles in ihm wach wird — — von früher!

Und dazu die Unruhe wieder, dies Gefühl des Erstickens, das Zusammenschnüren im Halse — —

Ganz aus! — —

Er kann nicht mehr sitzen bleiben. Im Zimmer geht er auf und ab. Da hört er ihr Stöhnen nimmer und muß sich setzen, denn — —

In die Stille des Zimmers klingen die Kommandorufe der Unteroffiziere, das gleichmäßige Tappen der vielen Füße im Sand. Ferner, sich nähernd, dicht vor den Fenstern — — „Bataillo — — h — n halt!"

Die spitzheisere Stimme.

Er hätte den Kerl erwürgen können.

Ja, nachexerzieren — vorwärts, macht vorwärts!

„Bataillo — — h — n marsch!"

Endlich! Tapp — tapp — tapp —

Ruhe.

Nachexerzieren! Die Kerls da draußen haßten ihn alle. Den Soldatenschinder! Er haßte sie auch.

Freude machte es ihm, sie zu quälen. Freude? Nicht gerade. Er mußte, er mußte, er konnte nicht anders. Wenn er so vor ihnen stand, dann quoll das befriedigende Gefühl in ihm auf, daß er sie alle in seiner Hand hatte — als Kind war's ihm mit Tieren so gegangen — nicht weh thun, sie nicht tot machen — — auf einmal, plötzlich zerdrückte er sie mit den Fingern.

Das war immer, wenn man mit ihm nicht gut umging. Der Stiefvater, dann sie.

Im Anfang mit ihr, da war es anders, aber später — —

Wie die Uhr tickte! Es dröhnte ihm nur so im Ohr. Und das Stöhnen wieder.

Wie er's nur hören kann! — — Fort! —

Und nun schießt's ihm wieder in den Kopf und die Kehle schnürt's. Was das nur ist?

Er hat doch nicht getrunken.

Vielleicht wird ihm besser, wenn er fortgeht, trinken.

Wenn sie aber stürbe und er wäre betrunken im Wirtshaus? —

Nein, nein! — —

Und wieder die Uhr. Immer so fort.

Tick, tack, tick, tack —

Wie viel Mal noch bis es dort ruhig wird im Bett?

Das kann er nimmer hören. Er steht auf und hält den Perpendikel an.

So still wird's in der Stube, so still. Auf ihn zu kommt's, es packt ihn, er muß sich gegen das Bett wenden, sie anschauen — —

Ein paar Minuten — — keine Worte.

Ein Ausholen, Erforschen, ein tastendes Suchen, ängstlich, zurückgehalten, unsicher flehend — —

Leidet sie? — Will sie trinken? —

Was will sie? — Sie soll reden.

Reden soll sie. Sagen, was sie will. Ihn geht's nichts an.

Er kann doch nicht! Er nicht. Nein, nein, gewiß nicht. Sie muß reden, sie. Er war im Recht, er, er, er —

Vor fünfzehn Jahren — —

Er stiert wieder auf seine Tischritze.

War das eine Zeit? Nie war er so gewesen, so ruhig, so voll Freude, auch als Kind nicht, wie die Zeit vor seiner Heirat.

Sie, ein so frisches, lustiges Ding, voll Neckerei, auch eine Derbheit nicht scheuend — und wie sie ihn gern hatte! Ja, sie hatte ihn gern, er war ein anderer Mensch, nimmer mürrisch und verschlossen, weil ihn endlich jemand gern hatte.

Daß sie ihn angelogen mit der aufrichtigsten Miene, den ehrlichsten Augen! —

Auf die weißen Zähne hatte er sie geküßt, als sie ihm lachend sagte: „Du bist der erste, weißt Du, mit den andern, das war Spaß.“ —

Alles jubelte in ihm, als er sie in die Kaserne heimführte. Seine Frau! Er hätte nicht geglaubt, daß es einem Menschen so zu Mute sein könnte. — Aber dann! — ja dann! Alles vorbei.

Er war nicht der erste.

Das konnte er verwinden, langsam, aber das Lügen —

Keine Entschuldigung, keinen Grund, keine Reue, ganz selbstverständlich.

Und dann hatten sie die Kantine.

Die Unteroffiziere, die lustigen Nächte, die Tage, wo er im Dienst war.

Sie scherzte mit allen, war übermütig — wie es ihn würgte!

Ihn lachte sie aus, wenn er sie zur Rede stellte, wurde trotzig und bissig und er wortkarger und mürrischer wie früher.

Zuletzt der Morgen, wo er sie in den Armen eines Sergeanten getroffen, hinter dem Schenktisch!

Er hatte kein Wort dazu gesagt.

Aber Schläge gab's bei den Streiten, Schläge, wenn er nach Hause kam vom Schnaps und vom Bier.

Hinunter mit all dem Groll!

Nach einem Jahr, das Mädchen, der Balg mit den roten Haaren wie der hinter dem Schenktisch — —

Daß er es nicht erwürgte, als er es zum erstenmal sah.

Sie ließen ihn immer nicht hinein.

Er hockte in der Kantine, auch als er sie einem anderen überlassen, und kam im Rausch heim.

Bier und Schnaps, Dirnen und Dienst.

Herrgott, was war aus ihm geworden!

Ein Säufer, ein Lüderian, ein Soldatenschinder!

Aus ihr? — Eine Betschwester.

Die Pfaffen hatten sie in den Krallen.

Der Kopf neigte sich auf die linke Seite, die Augen blieben niedergeschlagen, in boshaft wortloser Duldung ertrug sie sein Schreien und Poltern, seine Schläge.

Das Kind war froh, wenn es aus dem Zimmer kam, schon als es erst kriechen konnte.

Sie hockte in der Kirche, er im Wirtshaus und das Mädchen in den Kasernengängen und bei den Soldaten.

So blieb es. — Was kümmerte es ihn?

Daß die Kleine alle Zoten mit anhörte, alle Dirnen kannte und den Soldaten Botengänge machte und vermittelte, war das seine Schuld?

Und daß sie kaum mit den Eltern sprach, kein Wunder.

Die Soldaten verspotteten die Mutter und verfluchten den Vater.

Was sollte aber eigentlich aus ihr werden, aus dem großen Ding? — Wenn sie nicht mehr? —

Er behielt sie nicht. Die war erwachsen mit ihren fünfzehn Jahren und hübsch auch.

Aber doch, sollte er nicht —

Wieder wurde ihm so heiß —

Sollte er nicht wegen ihr —? —

Oder nein! — nein! jetzt fragen, auf dem Totenbette, ob das Kind —

Da würde sie nicht lügen —

Da mußte sie reden!

Wie ihn die Unruhe krallte! —

Ja, sie ansehen zuerst und — doch — er konnte nicht. — Nein.

Aber da war wieder dies drängende Gefühl, still, sicher, frech, übermächtig vorwärtsschiebend, er mußte fragen.

Schwankend, wie trunken, näherte er sich ihrem Bette.

Ihre Augen fühlt er, ohne daß er sie anschaut, der Zorn stieg in ihm auf.

„Elise, was ist's, wie geht's?"

Zum Teufel, warum fragt er denn das, ist er verrückt? Er hat doch das nicht fragen wollen?

Sie sieht ihn an, schüttelt müde den Kopf und versucht, sich von ihm abzuwenden.

„Schau mich nicht so an, wie wenn ich Dich prügeln wollte, wie wenn ich schuld wäre, daß Du krank bist. Gelt, ich bin schuld? —

Ich — ich — ich — natürlich ich! —

O Du! —"

Er fährt sich durch die Haare und rennt außer sich vor dem Bett auf und ab. Sie schließt die Augen, stöhnt.

Kein Wort.

„Das ist's, Elise, daß Du nicht reden willst, nie reden wolltest, das ist's. Du schaust einen an, wie wenn Du sagen wolltest: Was soll ich? Der Kerl ist zu allem fähig. Der schlechte, liederliche Mensch der, der Säufer, der seine Frau ins Grab bringt.

Jawohl, ich bin's, ich bin's, ich sauf', ich hab's mit den Weibsbildern, ich hab' Dich geschlagen, aber Du weißt's warum, gelt Du weißt's? — — Oder muß ich Dir's sagen? Ich sag' Dir's, jetzt sag' ich Dir's, eh' Du stirbst. — — Du bist schuld, nur Du! Du verlogenes, elendes Ding! Du weißt's, daß ich ein braver, fleißiger Mensch war, als ich Dich heiratete. Und da kamst Du mit Deinen Lügen —

Rede nichts, sag' nichts! nein! nein! es war so!

Du nickst, gelt es war so?

Da kam mir das Mißtrauen, und wenn ich Dich sah in der Kantine, da stieg's mir in den Kopf, da wurde ich grob —

Du wolltest nicht reden — voll Trotz — was sagst Du? —

Jawohl, jawohl, da schlug ich Dich. Und Du, Du — lachtest den nächsten Tag mit den anderen, wie wenn nichts — reden laß mich, sag' ich, ich muß jetzt, es bringt mich um. Die fünfzehn Jahre hab' ich mein Maul gehalten und alles hinuntergeschluckt, aber jetzt sollst Du alles noch hören, du Hur! ich traf Dich mit dem, mit dem roten Spitzbuben, dem Horn — willst Du's leugnen, noch leugnen, wo Du — — Du glaubst doch an Deinen Himmel und heut' war Dein Pfaff da? — —

Was? — Schwören willst Du? Falsch schwören auch noch? Von dem ist Dein Kind. Ich hab' Dich nie fragen können, geekelt hat mir's vor Dir, anspeien hätt' ich Dich mögen. In den Händen hat's mir gezuckt, Dich zu schlagen, bis Du halbtot wärst, als Du schwanger warst, mit Füßen hätt' ich Dich treten mögen. — Weißt Du noch, als Du nachts zu mir ans Bett gekrochen kamst vor Schmerzen? — daß ich Dich da nicht umgebracht hab', Dich und den Balg.

Du weißt doch, daß Du sterben wirst, heul nur nicht, Du mußt Dich freuen auf den Himmel. Warum heulst Du denn? Du kriegst ja den ersten Platz droben, Du hast ihn verdient um mich — so red', Weib, red' — — sag' nein — — nein red' nicht, Du lügst, Du lügst. Du und Deine Pfaffen, warum frag' ich Dich nur? — — —

Elise! — Jesus! Elise! nicht sterben! Sie stirbt! Nicht sterben, nicht! Ich bin bei Dir, so — — so. —

Nur einmal sag' mir, daß ich gelogen hab', daß alles nicht wahr ist. —

Stirb nicht! — Ja, ja, ich will ruhig sein, nichts sagen. — —

Elise, was ist aus mir geworden? —

Du sagst nicht nein? Besinn' Dich —

Nichts? — Hab' ich gelogen? Sag!

Ich bitt' Dich, Elise, ist es mein Kind?

Warum sagst Du nichts?

Ist es mein Kind? —

Und der andere?

Nicht weinen, Elise, hast Du mich noch gern?

Nicht weinen.

Ja, Du hast mich noch gern, Du wirst wieder gesund, ja, und ich werd' ein anderer Kerl.

Herrgott! — —

Gieb mir Deine Hand, schau mich an, ich will nicht mehr so — —

Aber Du auch. — —

Alles soll vergessen sein.

Alles wird wieder gut.

Was bin ich für ein elender Kerl!

Nein, ich schlag' Dich nimmer, alles thu ich Dir, wie früher, aber Du auch — nicht so in der Kirche sitzen und die Zimmer schön richten. —

Aber Du sagst mir alles, Elise, gelt, alles! Nicht lügen mehr.

Nicht jetzt sagen, später.

Du schüttelst mit dem Kopf?

Ich trink nimmer, keinen Rausch und die schlechten Weiber — —

Was willst Du? — Reden? — Das Mädchen? — Nein, nicht jetzt, später.

Das Mädchen, sagst Du, ist nicht — mein — Kind? — Was? — Ich hör' nichts, die Soldaten draußen schreien so.

Herrgott, ja! ich wußt's — mein Kopf! mein Kopf! ich muß auf — warum hältst Du mich? —

Sorgen soll ich für das Kind? Ja ja, alles was Du willst — was noch? Du zitterst, Du willst in die Höhe, was denn?

Was ist draußen im Hof?

Ich seh's. — Das Mädchen! Teufel! — mit dem verfluchten Kerl, dem Horn, seinem Bruder. Hörst Du? Seinem Bruder, die ist wie Du! Wie Du! Der Hund! — Laß mich, laß — mich, sag ich, weg Deine Hand, nichts mehr — — laß — — aus!" —

Die Soldaten in den Gängen und die vom Exerzieren kommen, sehen ihm mit offenem Maul nach, wie er durch den Gang stürzt, schwankt — blaurot, ohne Mütze, voll Schweiß.

„Hat der Kerl schon wieder einen Rausch — wenn er nur — — —"

Rieth will seine Uniform aufreißen, er wird erwürgt, der Boden steigt, etwas Fremdes droben im Hirn, wie wenn ein glühender Tropfen auf dieselbe Stelle im Schädel geträufelt würde, es saust in seinen Ohren, er keucht, alles wirbelt um ihn, die zwei sieht er in weiter Ferne vor sich — sie steigen auf — auf und nieder, er verliert sie — da! auf einmal dicht vor ihnen.

„Du Hund! Du Hund! Das Kind laß los — Du — Du —"

Er hat schon von weitem den Säbel gezogen, mit einem Schrei dreht sich das Mädchen um, stellt sich vor den Soldaten, die Arme ausgebreitet — der Säbel fährt mit sausendem Ton durch die Luft — — ein Gurgeln, ihre Kleider färben sich rot — — ma — ma — ma — machen die Lippen, schwerfällig fällt der Körper in den Sand.

Rieth greift sich an den Kopf, taumelt, lallt und rollt wie von einem wuchtigen Hieb auf den Kopf getroffen neben das Kind.

Mit hängender Unterlippe, den linken Arm noch steif wie zur Abwehr erhoben, stiert der Unteroffizier auf die beiden Leichen.

Ein kurzer Windstoß, wie vor einem Gewitter, wirbelt plötzlich Sand auf und treibt ihn in kreisendem Tanz über die beiden Körper.

Dann ist's wieder windstill und der Himmel bleibt regungslos, spröde, eine große bläuliche Glaskugel, die ins gelbliche schimmert an den Rändern.

Es wird ein Tag sein wie heute.

Von Franz Himmelbauer.

(Wien.)

Einmal wird ein strahlensatter Frühlingstag sein. Unermeßlich blau, ohne ein Wölkchen, der Himmel. Hellgrün die Felder mit rot und blauem Blumenschmuck. Im Hintergrunde dunkler Wald. Und hoch in den Lüften werden die Lerchen ihr Jubellied singen, genau so emsig, wie die zirpenden Grillen im rasigen Versteck. Frohen Blickes werden die Menschen aus der Stadt hinausziehen, Lerch' und Grille vielleicht nicht hören und kaum einer Blume Duft genießen, und doch in ihrem Innersten froh beglückt sein. Ich aber werde an diesem Tag meinem Leben ein Ende machen.

Es wird ein Tag sein wie heute. Der volle Zusammenklang des neuerstandenen Frühlings läßt mich die eigene Zerrissenheit mehr als je fühlen. Es ist ein tiefschmerzlicher Gegensatz, der an allen Wunden zerrt, mit tausend Stacheln in die Brust dringt. Der todbereite Herbst, das ist deine Zeit. In ihm gehst du auf ins Ganze. Wo alles sanft sich neigt, da bist du nicht allein mit leidgesenkter Stirne. Jedes sinkende Blatt erscheint dir wie ein Teil von dir selber, und der klagende Wind ist dir eine längst vertraute, liebgewordene Weise. Diesen Frühling aber kennt deine Seele nicht. Du mußtest Flügel haben und hinausschweben können in den Äther, um dir allen Druck mit einem tiefen, tiefen Zug wegzuatmen, um das ganze selige Licht des Tages einzutrinken mit allen Poren in deine bedürftige Seele. So aber klebst du am Boden und hast noch den Qualm des Alltags in deinen Lungen. Du möchtest die Blicke in blaue Weiten tauchen und wagst nicht, um dich zu sehen, weil hinter dir die Schlöte der Stadt dräuen. Du möchtest an den krystallnen Seen weilen, weit drinnen in den heiligen Bergen, und sollst dich mit der Kunde begnügen, die dir die letzten Hügel von ihnen bringen. Du möchtest alte, stille, geschichtenreiche Gärten durchwandeln und mußt einen Pfad gehen, der dir fortwährend gleichgültige, unangenehme, verhaßte Gesichter entgegenführt. Auffliegen über alle Schranken hinweg möchtest du und deine Seele im Jubel erfüllter Wünsche baden — und kannst doch nur der Scholle dienen und der Alltäglichkeit.

Jeder Schritt wird mir zuwider. Fast unwillkürlich dreht es mich um. Ich will mich zu Hause einsperren und den Frühling verleugnen. Sieh, da hüpft eine Lerche vor mich hin. Zierlich legt sie ihr Köpfchen zur Seite und sieht mich mit glänzenden, seltsamen Augen an. Dann hebt sie die Schwingen und steigt mit trunkenem Gesang zur Höhe. Mich hat es festgebannt und meine Blicke folgen der Entschwebenden. Erst sehe ich noch den Flügelschlag, jetzt noch einen dunklen, aufwärtsstrebenden Punkt, dann nichts mehr. Aber die hohe, selige Weise dringt noch immer in mich und meine Blicke gehen immer tiefer und tiefer in das Wunderblau des Himmels. Ja, Himmel, so thust du dich überall feierlich über mir auf, überall in gleicher herrlicher Erhabenheit wölbst du dich über dieses bange, irrende Herz, um es beim Aufblick zu erheben, zu reinigen, zu beglücken! ... Endlich senke ich langsam das Antlitz, und langsam ziehen durch mein Auge die schönen, weichen Linien ferner Höhenzüge, dann stechen die dunkeln Wipfel des vorgelagerten Waldes fest und ernst ins Bild, dann leuchtet das goldige Grün der Felder auf, und endlich erschließen sich hundert Blüten in lieblichen Farben, zwischen denen Schmetterlinge schwärmen, als wären sie ihre beflügelten Schwestern. Und in dieser Stufenleiter sauge

ich den Erdenduft in meine Seele. Verklärt und doch in Klarheit schau' ich es: auch hier webt das Geheimnis der Beglückung und der Atem der Seligkeit weht von jenem fernsten Saum bis zur Blume zu meinen Füßen.

... Die Thore der Stadt haben sich aufgethan und ergießen einen Schwarm hoffnungsfreudiger Menschen ins Land. Wohl mir, daß ich ihnen folgen kann!

Deutsches Kunstleben.

V.

Berliner Musikleben.

Die chronische Kapellmeisterkrise der Berliner Hofoper scheint schuld daran gewesen zu sein, daß vom September bis März nicht eine einzige Novität zum Vorschein gebracht werden konnte. Nachdem Herr Weingartner durch seine Parforceleistungen als Rundreisedirigent und gastierende Taktstockprimadonna seine Nerven glücklich derart heruntergebracht hatte, daß er gleich zu Beginn der Saison zusammenbrach, haben sich der schon etwas bequem gewordene Herr Sucher und der kluge, energische, aber etwas nüchterne Dr. Carl Muck nach Redlichkeit in die Riesenlast des Repertoirs geteilt, wobei es mehrfach vorkam, daß das größte Operninstitut des deutschen Reiches nur über einen Kapellmeister zu verfügen hatte, weil „der“ andere unpäßlich war. Mittlerweile hat es Herr Weingartner durchgesetzt, daß man ihn nur noch als Dirigenten der zehn Sinfoniesoiréen beibehielt, für die Oper aber nach einem Ersatzmann zu suchen begann. Eine Zeitlang galt Anton Seidl in New-York für den aussichtsreichsten Kandidaten, bis sein unerwartet früher Tod diese Hoffnungen jäh zerstörte. Nun ist es ungewiß, wer das dirigierende Triumvirat im künftigen Herbst zu ergänzen berufen sein wird.*) Möglicherweise bleibt es bei Herrn Schalk aus Prag, der die Proben und die Erstaufführung von Bungerts Musiktragödie „Odysseus Heimkehr“ als Gast zu leiten hatte und sich dabei als ein umsichtiger und geschmackvoller Orchesterführer erwies. Daß dieses mit viel Reklamespannung erwartete Werk sich hier einen starken äußeren Erfolg beim Publikum holen durfte, will ich gerne rückhaltlos einräumen. Ich glaube auch nicht einmal, daß dieser Erfolg, wie vielfach behauptet wurde, nur von den Freunden des Dichterkomponisten „gemacht“ war. Mit ähnlich vagen Behauptungen haben die Bourgeois unserer Theaterkritik noch regelmäßig die großen Erfolge — der „Weber“ z. B. und der „versunkenen Glocke“ — zu entkräften versucht. Nein, in diesem Falle kann der Erfolg durchaus echt und spontan gewesen sein, denn so, wie es ist, taugt das Werk ausgezeichnet für das breite Publikum, dem es den ganzen geräuschvollen Apparat eines modernen Musikdramas mit allerhand scenischen Effekten bietet, ohne an sein Verständnis belastende Anforderungen zu stellen, dessen Geschmack es vielmehr durch seine melodiöse Buntheit geradewegs entgegenkommt. Aber für diese künstlerische

*) Mittlerweile hat sich während der Drucklegung dieser Zeilen die schwebende Frage dadurch entschieden, daß Richard Strauß aus München auf zehn Jahre für die Hofoper verpflichtet worden ist.

Beurteilung eines Kunstwerks ist es absolut gleichgültig, wie sich die kompakte Zufalls-majorität des Publikums dazu stellt, das seine enge Wahlverwandtschaft mit dem Ewig-Mittelmäßigen niemals verleugnet hat.

Ich kann, ehrlich gestanden, diese ganze sogenannte Musiktragödie nur mit einem gewaltigen Schwamme vergleichen: Umrisse und Volumen scheinen mächtig groß, drückt man aber das poröse Ding — und sie ist sehr porös, diese Bungert'sche Musik — kräftig zusammen, so kann man seinen dauerhaften Ideengehalt in einer Hand verstecken. Vor allem ist schon das Textbuch eine einzige versgewordene Banalität, in der das prachtvolle Erz des homerischen Originals in ordinäres Messing und stellenweise sogar in ein noch weniger wertvolles Metall verwandelt erscheint. Wenn Herr F. A. Geißler, der sich der „Homerischen Welt" und ihres Schöpfers in Heft V der „Gesellschaft" kürzlich so warmherzig angenommen hat, gelegentlich bemerkt, Bungert habe es als Deutscher versucht, „die hellenische Götter- und Heldensage zu verdichten", so trifft das nur allzu wörtlich zu. Verdichtet hat er sie allerdings gründlich und außerdem durch Hinzuthun einer ärgerlichen Sentimentalität und Süßlichkeit die herrlichen Vorgänge der letzten Odyssee-Gesänge nach Möglichkeit verkleinert. Wie täppisch muß es z. B. berühren, wenn der greise Vater Laërtes im ersten Akt in einer Art von visionärem Traumzustande wie eine minnende Jungfrau auf dem Burgsöller zu singen anhebt:

„Es singen's die Quellen,
Es rauschen's die Wellen,
Ich hör's in Lüften,
Ich atm' es in den Düften:
Odysseus kehrt!"

Warum nicht gleich: „ich schnitt es gern in alle Rinden ein?" Oder wenn Odysseus im Wiederbesitz seines lange entbehrten Bogens sich zu der Behauptung aufschwingt:

„Jugendkräfte in mir stürmen,
Jede Sehne zittert;
Und mein tiefstes Mark erschüttert
Schaudervolles Thatverlangen,
Überströmende Jugendkraft!"

Und welche Höhe der Gefühle setzt es voraus, wenn Penelope beim Anblick des wiedergefundenen Gatten nach zwanzigjähriger Trennung „in grenzenlosem Jubel" ausbricht:

„Odysseus, Odysseus!
Die Welten kreisen,
Hier ist der Herzschlag
In meiner Brust!"

Oder endlich — um es bei diesen Proben genügen zu lassen — wenn der Huldigungsgruß der Getreuen am Schlusse mit den Versen einsetzt:

„Solch selig Weinen
Hat's nie gegeben;
So holdes Vereinen
In diesem Leben,
Als das des Odysseus,
Des höchsten Helden!
Und Penelopeias,
Seit Lieder melden!"

Man wird zugeben, daß diese Poesie an löschpapierener Trivialität nur mit einiger Anstrengung übertroffen werden kann. Wollte man noch auf stoffliche Einzelheiten der Dichtung kritisch eingehen, so wären als die schlimmsten Schwächen die schlecht erfundene

Figur des jugendlichen Freiers Hyperion, der im Konflikt zwischen seiner Freundschaft für Telemach und seiner Liebe zu der Königin zu Grunde geht, die geschmacklose Roheit der Freierscenen im zweiten Akt mit den frechen Beleidigungen Penelopes in ihrem eigenen Gemach, und schließlich die unglückliche Rolle der Athene zu erwähnen, die mehrfach einer gewissen unfreiwilligen Situationskomik nicht entbehrt. Beispielshalber muß im Schlußakte während des Freiermassacres im Saale Penelope plötzlich „schlafwandelnd" hoch oben über den Säulenrundgang schreiten, der die Halle nach hinten abschließt, während Athene ihr, mit Helm und Schild bewehrt, auf dem Fuße folgt und die Lanze über sie hält: was auf der Bühne genau so aussieht, als sollte die hohe Dulderin da oben arretiert und zur Wache geführt werden. Etwas später, als das Königspaar sich endlich gefunden hat, erscheint Athene wiederum, diesmal „die Flöte blasend". Sie hebt des Odysseus weggeworfenen Bettlermantel auf, wirft ihn auf die Schulter und „wandelt als Bettlerkönigskind (!) fort, singend". Pallas Athene als Bettlerkönigskind — hm, hm, hm!

So schlimm, wie man nach dieser Leistung Bungerts, des Dichters, glauben sollte, steht es allerdings mit der Musik des Werkes nicht; aber man kann auch von ihr beim besten Willen nicht sagen, daß an irgend einer Stelle etwas Außergewöhnliches Ereignis geworden wäre. In ihrer Gesamtheit stellt sie sich als ein Versuch dar, die Wagner'sche Leitmotivsprache und das melodische Element der älteren „großen Oper" in eine Kunstform zusammenzuschmelzen. Sie sucht damit auf anderer Linie ungefähr etwas der Art zu erreichen, wie es Verdi senex in „Othello" und „Falstaff" angestrebt hat. Damit wird allerdings das Gepräge von Bungerts Musik nur sehr im allgemeinen charakterisiert. Man kann nicht sagen, daß sie sich an ein direktes Vorbild anlehnt, auch an Wagner nicht, denn gewisse Ausdrucksformen, die man früher als spezifisch Wagnerisch bezeichnete, sind nachgerade derart Gemeingut geworden und sozusagen in die musikalische Umgangssprache übergegangen, daß sie nicht mehr als Anlehnungen erscheinen. Wohl aber darf man es aussprechen, daß Bungerts Stil fast durchweg einen großen Gedanken, einen Aufstieg ins Unendliche vermissen läßt. Das zeigen am besten seine Leitmotive, von denen auch nicht eines die geheimnisvoll wirkende Keimkraft der Wagner'schen besitzt, auch nicht das Hauptmotiv — Motiv der Treue, wie es scheint — das mit seinem abwärts und eine Sekunde höher wieder aufwärts gehenden Sextenschritt immer von neuem und fast zu oft aus der Tonflut auftaucht. Es fehlt durchaus nicht an reizenden Einzelheiten, an Wohlklang und rhythmischem Schwung, die Chöre namentlich sind sehr frisch, wenn auch zum Teil ihre kanonartige Behandlung störend wirkt; aber nirgends fühlt man sich auf eine Höhe getragen, nirgends von einem starken Eindruck überwältigt. Dazu kommt eine ziemlich fatale Vorliebe für jenes Fortspinnen melodischer Wendungen, das der Musiker mit dem Spitznamen „Rosalie" oder „Schusterfleck" zu bezeichnen pflegt. Andererseits schlägt die Neigung Bungerts, eine liedartige Form zu kultivieren, wo immer es angeht, nicht selten ins Triviale über. Das Finale des ersten Aktes, in dem alles wie bei einer echt italienischen Stretta vorn an der Rampe versammelt steht, schmeckt schon mehr nach Meyer-Helmund, als nach Verdi oder Meyerbeer, und die ersten Chöre des dritten Aktes sind im besten Falle antike Schützenfestmusik. Sicher ist, daß Bungert ein unerschöpflicher Melodiker ist, und alles eher, als Mangel an Erfindung oder die Phrasendürre gewisser neudeutscher „Moderner" läßt sich ihm vorwerfen. Aber es schwimmt alles nur so oben drauf. Seine Melodieen haben keinen Tiefgang, wie ihn der gewaltige Gegenstand und die große Form verlangt. Er redet viel, aber er sagt wenig, und Redseligkeit und Beredsamkeit sind noch immer zweierlei Dinge gewesen.

Gleichwohl soll der entschiedene äußere Erfolg, den das Werk in Berlin ganz be-

sonders einer wahrhaft künstlerischen Inscenierung und der ausgezeichneten Interpretation der Hauptpartieen durch Herrn **Hoffmann** und Frau **Götze** zu danken hatte, seinem Schöpfer nicht mißgönnt sein. Es steckt in einer derartigen Riesenpartitur ein solch ungeheurer Aufwand an Fleiß, Talent, Arbeitskraft und Kenntnissen, daß man ihr unter aller Wahrung des kritischen Standpunktes einen materiellen Erfolg neidlos wünschen darf: verfehlt wäre es, über ein Kunstwerk so schwerwiegender Natur mit derselben Geschwindigkeit den Stab zu brechen, wie über ein Drama oder Lustspiel, das seinem Verfasser vielleicht kaum so viel Wochen Arbeit gekostet hat, wie jenes seinen Komponisten Jahre. Indessen kann diese wohlwollende Konnivenz unmöglich so weit gehen, das unglückliche **Godesberger Festspielhausprojekt** für wünschenswert oder auch nur für gerechtfertigt anzusehen. Zu einem derartigen Sonderkultus gehört denn doch eine Persönlichkeit von ganz anderer Höhe und Wucht, als sie der liederfrohe Herr Bungert besitzt. Um das beurteilen zu können, genügt es vollständig, den einen Abend der odysseischen Tetralogie zu kennen: er hat ausreichend gezeigt, daß Bungerts schöpferische Kraft auch nicht annähernd ausreicht, das homerische Riesengefäß mit musikalischem Ideengehalte zu füllen. Herr Bungert, meine ich, sollte sich damit begnügen, gleich den anderen, auch nicht ganz unbegabten Opernkomponisten, von Gluck bis Kienzl, Thuille oder Humperdinck, seine Werke auf den regulären Bühnen aufgeführt zu sehen — was sie gewiß verdienen — nicht aber durch ein kopiertes Bayreuth unvorsichtig im In- und Ausland Vergleiche herausfordern, die ihn platt, aber auch hoffnungslos platt drücken müssen. Sonst könnte leicht eine spätere Zeit für diese „homerische Welt" nur ein sehr homerisches . . . Lächeln übrig haben.

Josef Ettinger.

VI.

München.

Wieder ist im letzten Monat nichts Bedeutendes auf dem Gebiet des Schauspiels vorgegangen. Mißglückte dramatische Studien eines romanischen Autors im Schauspielhaus, ein akademisches Jambenspiel eines bekannten in literis machenden schöngeistigen Rechtsanwalts im Residenztheater, ein philiströser und platter Schwank des platten Kunstphilisters **Philippi** im Gärtnertheater und die Verballhornung des Sudermann'schen Bibeldramas durch Solorezitation in der „Münchener Litterarischen Gesellschaft" — voila tout! Doch wir wollen nicht ungerecht sein: wir hatten auch eine obligate **Ibsenfeier** im Hoftheater, wobei unsere treffliche **Conrad-Ramlo** als „Nora" bewies, daß sie trotz ihrer gerechten Verbitterung über ihre geringe Verwendung durch Pascha Possart noch viel schöpferische Kraft in sich fühlt. Nur ein darstellerisches Genie ersten Ranges vermag diesen problematischen Frauencharakter in seinen ganzen Tiefen auszuschöpfen. — Und, man denke, sogar die „Stützen der Gesellschaft" wurden wieder hervorgeholt und nicht nur einmal gespielt, sondern bilden noch heute Stützen unseres morschen Hof-Schauspiel-Repertoires. Und das alles bewirkte nur das Jubiläum des Alten aus dem Norden! Aber wie lange wird's dauern, verschwinden „Nora" und die „Stützen" wieder und Blumenthal, Kadelburg, Philippi, Bernstein, Sudermann und Fulda stützen nach wie vor weiter!

Zuccoli heißt der italienische homo novus, den Emil Drach in seinem „**Münchener Schauspielhaus**" uns neulich vorgestellt hat, Luciano-Zuccoli. Es wurde sein einaktiges Drama: „**Das Gewitter**" und die dreiaktige Komödie (im höhern, roma-

nischen Sinne): „Ihr Schützling“ erstmalig aufgeführt. Im Schauspielhaus poussiert man mit Vorliebe und Methode französische und italienische Autoren. Von Deutschen bringt man fast nur Schwänke, offene und unbewußte. „Fromont jun. et Risler sen.“ von Daudet, „La femme de Claude“ von Dumas jun. haben wochenlang volle Häuser gemacht. Und so hoffte man wohl von Zuccoli das Gleiche. Aber diesmal war der Auslandskult umsonst. Beide Stücke wurden sanft abgelehnt. Und mit Recht! Denn es sind schlechte Stücke. Eine Talentprobe. Besten Falls! Der Italiener wirkt im Drama durch gehäufte Brutalitäten und ein ewiges Verpuffen der stärksten Empfindungen fast belustigend, in der Komödie durch Rührseligkeit einschläfernd. Das Gewitter ist eine Ehebruchs-Tragi-Komödie ohne Ausgang, wenn man nicht den weinerlichen Monolog des gehörnten Ehemanns für einen solchen nehmen mag. Das Drama ist ohne eigentlichen Stil, strotzt dafür von dramaturgischen Unwahrscheinlichkeiten und psychologischen Unmöglichkeiten. Die junge lebenslustige Frau eines dichtenden Zeitgenossen kehrt in das Dachstubenelend ihres Träumers zurück aus Paris, wohin sie vor zwei Jahren entwich. Mittellos, denn der Mann hatte sie nicht ernähren können. Jetzt kommt sie reich, aber entehrt. Eine Dirne an Leib und Seele. Mit gleißenden Augen, aber zitterndem Herzen tritt sie vor ihn. Die Auseinandersetzung der Ehegatten bildet den Inhalt des Stückes, das einen überflüssig brutalen Beigeschmack bekommt, in dem auch der „einzige und treueste Freund“ des schwer geprüften Mannes sich als Schuft in Folio entpuppt. Er geht mit der Frau ins Hotel, während der reichlich moralinsaure Dichter sein Mansardenfenster öffnet und „das Gewitter“ preist, das seine Lebensatmosphäre von allem Schwülen und Unsaubern gereinigt hat. Frl. Triesch, als pikante Demimondaine, war von einer verblüffenden Gegenständlichkeit. Die Komödie „Ihr Schützling“ versucht wenigstens ein neues Thema anzuschlagen, ohne daß es dem Autor gelungen wäre, das gesundene Thema harmonisch durchzuführen. Zuccoli schildert den Typus einer Frau mit robustem Gewissen und weitem, sehr weitem Herzen, die ihren Schützling, ein armes, reines Mädchen, kraft eines gewissen magnetischen Tierbändigerinnenblicks zwingt, Mitwisserin eines unsaubern Verhältnisses zu werden, zu lügen und zu intriguieren. Im übrigen der Anlauf zu einer offenherzigen Sittenschilderung der verfaulten modernen italienischen Bourgeoisie. Das Drach'sche Ensemble, das seine Zeit und Mühe an solch undankbaren Experimenten verschwenden mußte, war zu bedauern.

Die „Münchener Litterarische Gesellschaft“ bildet sich immer entschiedener zu einem „Litteratur-Kränzchen mit Rückversicherung auf Erfolg“ um. Die ordentlichen Mitglieder des Kränzchens sind fast nur in unsern vier Mauern ansässige Künstler des Wortes und des Tons, mit anerkanntem Namen und zugleich in der hiesigen „besten Gesellschaft“ wohl accreditiert. Sie haben bisher und werden hierfür die Kosten der Aufführungen und Rezitationen tragen. Daß aber die Ziele einer „Freien Bühne“ andere, nämlich höhere und vornehmere, sein müssen, als die Eitelkeit junger Autoren zu befriedigen, die nur kraft des Gesetzes „vom hinreichenden Grunde“ Mitglieder der Gesellschaft wurden, als eine litterar-ästhetische Fälschung zu begehen, indem man dem behaglich schmunzelnden Pfahlbürger die verlästerte, von Moral und Zensur verfolgte „moderne Kunst“ in zahmer und unechter Goldschnitt-Ausgabe zeigt, diese Erkenntnis sollte den verantwortlichen Leitern der Gesellschaft allmählich ausdämmern. Ein Mißerfolg, den die stark und in diesem Falle pflichtgemäß in Personenkultus machende Lokalkritik freilich nicht zugab, war der letzte Vereinsabend. Man höre und staune: Intendant v. Possart las ganz alleine Sudermanns Bibeldrama „Johannes“ vor! Es liegt auf der Hand, daß dieses an Sensationen, an Aus-

stattung, Tanz und sonstiger Unterhaltung so reiche Stück des Vielgewandten nur auf der Bühne zur vollen Wirkung gelangen kann. Da eine Aufführung aus der „Partitur“ vorerst in München nicht möglich scheint, hätte man eine Rezitation vom Podium aus („Clavierauszug“) mit durchweg verteilten Rollen veranstalten können, um besten Falles noch die halbe Wirkung zu erzielen. So verlas ein Einzelner nur das „Textbuch“. Und da konnte selbst das unleugbar sehr starke Talent Possarts im Modulieren der Stimme, im deklamatorischen Stilisieren, im rhetorischen Wechsel des Ausdrucks, in der Mimik, der Geste — und im hohlen Pathos auf die Dauer seiner 2½ stündigen Solo-Rezitation nur problematisch wirken. Auf die Unbefangenen und von Autoritäts-Bekenntnissen Freien einfach ermüdend und unzureichend! Hier ward das Unzulängliche nicht zum Ereignis. Das Motiv, das Herrn von Possart zu dieser kuriosen Schaustellung bewog, würde Nietzsche „überheizter Ehrgeiz“ nennen. —

Auch der folgende Abend des Litteratur-Kränzchens — es war ein musikalischer Familienabend — war ein Mißerfolg. Man hatte, wie's in dieser vornehmen kapitalistischen Gründung Usus ist, wieder die Mitglieder nach den gezahlten Beiträgen in drei Klassen geteilt und demgemäß die gelben (Billetfarbe) Gründer, Kommerzienräte, Stabschrittdriller, Biersieder, wohlsituierte Zeitgenossen und billetierende Schöngeister in Frack und Monocle auf Sammetsessel plaziert, die grünen Mitglieder, die eigentliche misera plebs contribuens auf Rohrstühle gesetzt, und die roten Auchmitglieder, Studenten, junge Künstler und Akademiker als Staffage an den Wänden herumstehen lassen. Zweck der Sitzung: Dr. A. Seidl aus Hamburg war verschrieben worden. Er sprach über „den modernen Geist in der Tonkunst“. „Im Anfang war der Rhythmus“, sagte Bülow. Dr. Seidl fühlte in diesem Punkte leider nicht „neudeutsch“. Denn sein Vortrag war sowohl rhythmenlos als unharmonisch in seiner Gesamtwirkung. Zudem war der Titel seines auf der einen Seite dithyrambischen, andererseits mit bissigen Polemiken reichgespickten Vortrags deplaziert. Er hätte lauten sollen: 1) es giebt keinen Gott außer Richard Strauß; 2) auch ich bin sein Freund; 3) sein sonstiger Münchener Ruhmesschwanz. Für den Berufsmusiker hatte sein Vortrag zu wenig Sachlichkeit, Tiefe und Ernst, für den Dilettanten trotz aller Schöngeisterei zu viel Fachsimpelei. Nachdem Seidl, der musikalische Monotheist, eine Stunde lang vor dem Altar seines Gottes Räucherkerzchen abgebrannt hatte, nachdem er sich bemüht hatte, im „Guntram“ ein Rosmersholm-Problem zu finden, nachdem er uns getreulich die alte Anekdote mit dem die Philister ärgernden Lied-Schluß in der „Jugend“ erzählt, nachdem er gelassen das große Wort ausgesprochen, in jenem widerhaarigen Schluß des Zarathustra symbolisiere sich in dem „richtigen“ C-dur noch der alte Mensch des neunzehnten, im H-dur aber der Zukunftsmensch des zwanzigsten Jahrhunderts, kam er auf die modernen musikalischen Lyriker zu sprechen. Er nannte mit Nachdruck etliche Namen von jungen, sehr jungen Münchener Musikern, deren einzige Verdienste bisher sind: 1) dem Kränzchen als ordentliche Mitglieder anzugehören; 2) am Ruhmeswagen des Triumvirats Strauß-Schillings-Thuille mit der Begeisterung der „anstelligen Tugend“ feste mit zu ziehen; 3) unter der sehr richtigen Bezeichnung „Ring“ ein Liederheft gemeinsam verbrochen zu haben. Wie wenig objektiv, wie sehr vielmehr durch die Strauß'schen Antipathien und Sympathien beeinflußt der Redner sich zeigte, geht am besten aus seiner Stellungnahme zu Hugo Wolf hervor. Diesen gefährlichsten Konkurrenten Straußens that er mit der Bezeichnung: „Nur ein Rückschauender!“ schnell ab und warnte überdies noch vor den Wolf-Vereinen, die zu Gunsten eines einzelnen alle anderen unterdrückten.

* * *

Daß die sogenannte Luitpold-Opernkonkurrenz künstlerisch eine durchaus verunglückte war, indem sie der deutschen Opernbühne auch nicht ein Werk von bleibendem Wert zu schenken vermochte, hat außer Thuilles trockner, aber tüchtiger „Arbeit" „Theuerdank" und Zemlinskys seniler „Sarema" nun auch das Preisprodukt Nr. 3, A. Könnemanns dreiaktiges Tonschauspiel „Der tolle Eberstein", sehr geräuschvoll bewiesen. Könnemann hat nach den Lorbeeren des Dichterkomponisten gestrebt, wie sein sklavisch kopiertes Vorbild R. Wagner, und hat sich die Blech-Schablonen zu seinem „historisch-romantischen Ritter-Tonschauspiel mit Ballett und Sonnenaufgang" selber zurechtgeschnitten. Aber Assonanz, Allitteration, Wagner'sche Nebel, Symbolik und gespreizte Sprache machen noch lange kein Wagner'sches Textbuch; die kenntnisreiche Behandlung eines mit großem und kleinem Blech reichlich gespickten Orchesters, chromatisches Gesäusel, abgestandene Phrasen aus Lohengrin und der Walküre, betäubender Orchesterlärm als Selbstzweck, falsches Pathos und „In-Dissonanzen-Prassen" machen noch lange keine Wagner-Partitur. In dem Musiker Könnemann tritt uns wieder die typische Erscheinung des an der Nibelungen-Schwindsucht und am Tristan-Fieber chronisch leidenden „unterwertigen Wagneriten" in ihrer ganzen Blöße entgegen, dessen Impotenz der rein musikalischen Erfindung nur von der unschönen Lust am orchestralen Lärm übertroffen wird, mit dem er das Mißverhältnis zwischen potentieller Kraft seiner Themchen und Motivsetzen und ihrer täuschenden Inseenierung zu verbergen hofft. Nächst dem verflossenen „Sonntagsmorgen" von Schjelderup und den blutrünstigen „Veristen" ist uns nie die Lächerlichkeit des hohlen Pathos und die naive Freude an leeren Orchester-Bumbum-Effekten bei absoluter Abwesenheit eines genügenden musikalischen Fonds so zum Bewußtsein gekommen wie in diesem tollen „Eberstein". In der ganzen Oper ist mit Ausnahme vielleicht der gemütlichen Weise „des deutschen Dreischritts" und des Königsmotivs nichts, was von eigenschöpferischer Kraft und plastischem Charakterisierungsvermögen zeugte.

Die Nachwagner'sche Oper geht einer traurigen débâcle entgegen! Wo weilt das rettende, neue Pfade erschließende Genie?

Ohne Lärmtrommeln und Rührscenen, bescheiden, wie es einem wahrhaft großen Künstler geziemt, und sachlich (mit einer Aufführung der monumentalen V. Sinfonie Bruckners) hat sich jüngst Ferdinand Löwe, der Dirigent des Kaimorchesters, von der Stätte seines einjährigen Wirkens verabschiedet. Er hat einem „großen Namen" weichen müssen: Felix Weingartner, der von Dr. Kaim „auf zehn Jahre" (sic!) als Dirigent seines Orchesters verpflichtet wurde. Löwe geht mit Bedauern, denn er hat das Kaimorchester auf eine so künstlerische Höhe gebracht, daß es heute einen Vergleich mit den Berliner und Wiener Philharmonikern nicht mehr zu scheuen hat. Als Herold und Wegbereiter für seinen großen Meister und Lehrer Anton Bruckner hat sich Löwe untilgbare Verdienste um den musikalischen Fortschritt erworben. Und giebt es für einen Künstler, dem die Natur eine selbstschöpferische Ader versagte, etwas edleres als das Johannes-Amt?

Bildende Kunst. Wir beenden unseren vor den im vorigen Hefte gewürdigten Lenbach-Bildern begonnenen Rundgang im Münchener Kunstverein.

Weiter führt uns unser Fuß vor ein räumlich sehr großes „Bildnis" von Anton Seitz. Seiner künstlerischen Qualität nach bewegt er sich im Stile der Pfeifenkopfmalerei. Um so beachtenswerter ist die Nachbarschaft. Die Fabre du Faur'schen Bilder scheinen gesehen und wirklich mit erlebt, mit der Glut eines Freiligrath ist dies alles in Farben geschildert. Wie lebendig braust die Attaque heran unter den ziehenden, leuchtenden Wolken! Stimmungskräftig, feurig, beseelt sind alle diese Bilder. Neben

diesen zeigt sich Erdeit, ein Kolorist von großer Ausdrucksfähigkeit. Von dem sommerliche Glut ausströmenden Bildchen „Im Garten“ angefangen durch alle hindurch bis zur letzten Studie dasselbe Streben nach Licht, Farbe und Form. Und wie gut hat sich der Maler bei dem von der Seite lichtbeschienenen Mädchen vor dem verführerischen Fehler, unkörperlich zu werden, zu bewahren gewußt. Aber in die Schmiede schicken könnte man auch noch diesen Maler. Etwas von der zeichnerischen Härte zugegeben würde diesen Bildern gut thun. Die Staat'schen Landschaften wären eine Farbenweide, z. B. für Nußbaum, der in farbloser Nacht und Öde erstirbt.

Mit der jetzigen Bewegung, dem „neuen Stil in der angewandten Kunst“, werden wir durch Berlepsch am besten bekannt, welcher die Formensprache der Natur aufs treffendste und feinste übersetzt. An der Hand sorgfältiger Studien aus der großen Werkstätte der Natur werden wir in einen weiteren Werdeprozeß eingeführt und sehen eine völlig neue Form unter den Augen erstehen. Für alle möglichen praktischen Zwecke, wie hier Buchdeckel, ist sie meisterhaft verwertet.

Unter solchen Auspizien dürfen wir hoffnungsfroh in die Zukunft blicken, ohne pessimistische Anwandlungen über „malerische Dekadenz“ zu spüren.

Wilhelm Mauke.

Kritik.

Lyrik.

Der Täufer. Eine Dichtung aus der Zeit des Messias von Max Bruns. (Minden i. Westf. J. C. C. Bruns Verlag. XVI. und 175 Seiten 8°. 2 Mk.)

Es ist ein merkwürdiger Zufall und wohl mehr als Zufall, daß in Deutschland gleichzeitig drei Werke erschienen, die sich mit der Messiasgestalt beschäftigen, ohne doch das Leben des Heilands selbst zu behandeln. Das Epos von Max Bruns und die Tragödie von Sudermann haben es mit dem Vorläufer des Messias, der „Roman aus den Tagen des Kaisers Tiberius“, den Richard Voß eben unter dem Titel: „Der neue Gott“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1898) veröffentlicht, hat es mit den ersten Anhängern des Messias zu thun, aber ihnen gemeinsam ist der Gedanke, daß eine zu Grunde gehende Welt die Sehnsucht nach dem Bringer eines neuen Glaubens erwachsen lassen muß. Alle drei halten also gleichsam unserer eigenen Zeit ein Spiegelbild vor und entstammen jener erwartungsvollen Stimmung, die eine Fin du siècle nach dem Halt im schwankenden Leben des Alltags ausbilden läßt. Gewiß kennzeichnet auch unsere Epoche die Ahnung eines neuen Werdens, das Streben nach einer neuen Weltanschauung, der Überdruß an den bestehenden Verhältnissen. Stärker als die beiden andern hat Voß diese Seite hervorgekehrt und in wirksamen Bildern und Charakterschilderungen unter geschickter Anlehnung an die Bibel und die Legende (z. B. von der heiligen Veronica) dargelegt; in einer Scene zwischen Tiberius und dem abgefallenen Priesterkönig Velosianus (S. 48) tritt die Parallele zu unserer Zeit deutlich hervor. Der „neue“ Gott erscheint als ein Gott des Lebens, erzwingt sich im Gemüte den Glauben der Menschen und beseligt die Verschmachtenden. Die Phantasie des Dichters zeigt auch in dieser neuen

Schöpfung ihren großen Reichtum, macht aber besonders die Schilderungen des Cäsarenwahns zu einem interessanten und spannenden Teil des Ganzen.

Näher zusammen gehören Sudermann und Bruns insofern, als bei ihnen der Johannesstoff eigentlich zu einer Salometragödie wird. Und darin berühren sie sich wieder mit **Huysmans**, der in seinem Roman „à Rebours" (deutsch unter dem Titel „Gegen den Strich" von M. Caspius, Berlin, Schuster und Löffler, 1897) die Bilder Gustav Moreaus zu einer Darlegung des eigentümlichen Salomeproblems benutzt. Salome, so meint Huysmans, kann nur von den erschütterten und geschärften Gehirnen erfaßt werden, die durch Nervenkrankheit hellsehend geworden; sie ist die sinnbildliche Gottheit unzerstörbarer Wollust, die Göttin der unsterblichen Hysterie, jenes einfache Sinnuntier, ungeheuer, gefühllos, unempfindlich, alles, was sich ihr nähert, sie berührt und sie sieht, vergiftend. So lassen sie auch Sudermann und Bruns das Verhängnis des Täufers werden; beide haben eine Verführungsscene geschaffen, in der Salome den weibermeidenden Wüstenprediger zu kirren sucht. Der Epiker konnte darin noch weiter gehen, als der Dramatiker, beide jedoch lassen Salome als das frühreife, sinnlich verlangende, durch das böse Beispiel einer verderbten Zeit und Umgebung begehrlich aufflammende junge Mädchen erscheinen, das sich dem weltfremden Manne an Klugheit überlegen fühlt und doch dem Zauber seiner herben Keuschheit erliegt. Die Flucht des neuen Joseph vor den Reizen ihres herrlichen jugendstrotzenden Körpers sieht Salome bei Sudermann wie bei Bruns als persönliche Schmach an, die Rache erheischt und auch findet, freilich zum tiefsten Schmerz der eigenen Seele. Damit ist aber die Ähnlichkeit zwischen Bruns und Sudermann noch keineswegs zu Ende. Auch Johannes haben sie ähnlich gezeichnet, als einen, dem Milde, Nachsicht und vor allem die Liebe fehlt, weshalb er nur ein Vorläufer eines Größeren bleibt. Dabei verrinnt eigentlich bei Sudermann das Motiv mit Mirjam im Sande, während Rahel bei Bruns dem Täufer die große Liebe zwischen den Geschlechten in ihrer Tiefe, nicht bloß von der sinnlichen Seite erschließt, wodurch ein wirksamer Kontrast gewonnen wird. Johannes, das hat die Tragödie so sehr geschädigt, verliert immer mehr an Bedeutung, so eifrig sich die Dichter bemühen, das Interesse für ihn zu erwecken; er wird geschoben, er ist ein Spielball in der Hand der anderen und erscheint am kleinsten, wo er innerlich wächst. Die Bibel und die historische Tradition boten eben keinen Stoff, da mußten die Dichter aus Eigenem oder aus Anleihen bei anderen biblischen Erzählungen die Lücken ergänzen, was ihnen recht schlecht gelang. Sie verstanden es nicht, wie etwa Hebbel in seiner Judith, ein psychologisches Problem für Johannes zu finden; Bruns hat es übrigens noch besser getroffen, als er uns keinen Tugendbold zeichnet, sondern der Sünde Macht über Johannes verleiht. Im Epos stört zudem weniger als in der Tragödie das Nebeneinanderherlaufen der Fäden, deren Verschlingung erst künstlerisch gewesen wäre. Die Figuren der Herodias und der Salome haben eigentlich keinen Platz in seiner Komposition; das muß Bruns gefühlt haben, deshalb läßt er Herodias, deren Haß gegen Johannes bei ihm unverständlich ist, rasch verschwinden. Bei Sudermann sollen die beiden Frauen gegenseitige Spiegelungen abgeben, aber das doppelte Motiv zur Vernichtung des Johannes wirkt schwächer als das einfache der Bibel, die Salome nur als Werkzeug kennt. Ebenso schwach wie Johannes erscheint Herodes, dem Sudermann vergebens Selbstironie zur Vergrößerung oder Kräftigung geliehen hat; ganz unglücklich dagegen dünkt mich die Wendung bei Bruns, der von dem sinnlichen Verlangen des Herodes nach Salome abgesehen hat. Bei Sudermann reizt wenigstens die junge, aber große

Kokette den Stiefvater, sodaß sein nachheriges Schwören nicht ganz unmotiviert bleibt. Die ganze Erfindung mit Eleasar, dem Hauptmann, der von seinem Volk abfällt und ein charakterloser Streber im römischen Heere wird, durch seine Werbung um Salome den Anstoß zur Intrigue giebt, durch seine Verleumdung des Johannes den Vierfürsten gegen den Täufer aufhetzt, durch seinen Versuch, Rahel zu vergewaltigen, ums Leben kommt, durchbricht bei Bruns den Zusammenhang noch mehr und schiebt die übrigen Gestalten auch noch ins Dunkel.

Ganz unbegreiflich hat Sudermann daneben gegriffen, da er das Verhältnis des Täufers zum Messias im Vorspiel durch die Erzählung der Scene am Jordan voraussetzte, dann im Laufe der Tragödie vergaß, um es zum Schluß in dem Satze: „Selig ist, der sich an mir nicht ärgert," wieder nach Art des Vorspiels ausklingen zu lassen. Darin war Bruns konsequenter, er hat Johannes und Jesus als Freunde dargestellt, die nur durch das Leben auseinander und darum verschieden geführt werden. Doch glaube ich, weder Sudermann noch Bruns haben uns überzeugt, daß die Geschichte des Täufers Johannes in ihrer Weise dichterisch behandelt werden müsse.

Bei Bruns kommt nur noch die Form dazu; sein fünffüßiger Jamb, der nur an wenigen Stellen gereimt ist und nur einmal zu einem strophisch gegliederten Gesang sich erhebt, verführt ihn zu einer so nahen Anlehnung an die Prosa, daß wir nicht selten statt einer Dichtung versifizierte Geschichte und Abhandlung zu hören bekommen. Wenn wir lesen: „Ich wollte zeigen, wie der Beste selbst im heißen Streben nach dem ewig Guten gar leicht vom rechten Pfade sich verirrt, verachtet er den Rat der Führerin, die Stimme der Natur in seinem Busen. Sie predigt Mäßigung, er aber will, zufrieden nicht damit, Enthaltsamkeit," so glauben wir, abgesehen von den Inversionen aus Verszwang, nicht, daß „der Dichter spricht" (S. 153), und wenn in einer leidenschaftlichen Scene (S. 70) der Täufer sagt: „Vermagst Du, einen Mohren weiß zu waschen," so ist es uns vollends, als träfe uns ein kalter Wasserstrahl ganz unversehens. Durch einzelne Stellen, die an biblische Diktion anklingen, entschädigt uns der Dichter allerdings, wir fühlen auch, daß sein Streben Einfachheit war, aber wirklich gepackt werden wir doch nur im dritten Gesang „Salomes Liebe" mit der realistischen, aber züchtigen Verführungsscene. Die Dichtung verrät ein ehrliches Streben, läßt aber noch die zwingende Kraft vermissen, die das bedeutend Geahnte — Kampf zwischen Askese und Menschlichkeit — durch die treffendste Form bändigte.

Das frühere epische Gedicht von Bruns „Der tolle Spielmann" bekam ich nicht zu Gesicht, wohl aber liegen mir seine Gedichte „Aus meinem Blute" (Minden in Westf., J. C. C. Bruns Verlag o. j. 140 Seiten) vor und belehren mich, daß dem Dichter seiner Schlichtheit zum Trotz der höhere Aufschwung nicht versagt sei; allerdings begegnen uns im Anfang der Sammlung auch noch prosaische Stellen, wie kahle Flecken im blühenden Garten, aber Bruns überwindet sie mehr und mehr, trifft zumal in den idyllischen Schilderungen „Abend in der Haide" (S. 123 f.) und „Heiliger Abend in der Fremde" (S. 126 f.) den Ton lauschiger Beschränkung, in Zeichnungen wie „Unser Paradies" (S. 73 f.) oder „Geständnis" (S. 77) die gesättigte Stimmung und in Landschaftsskizzen wie „Stimme und Regen" (S. 120) das ahnungsvoll Rätselhafte. Auch seine Prosagedichte muten an. Die Lieder bilden eigentlich eine kleine Novelle, vom Erwachen der Liebe durch die Brautgefühle kommen wir in die Ehe, der ein früher Tod ein grausames Ende bereitet. Bruns hat ein paar Mal, vor allem in den Strophen „Weibesschauer" (S. 65 ff.), den Regungen der Frauenseele glücklichen Ausdruck geliehen. So darf man erwarten,

daß er jene gewisse Nüchternheit, die seinen Epos nicht ganz zur Wirkung kommen läßt, schon überwunden habe, ohne durch Dehmels Muster nur in ein anderes Extrem getrieben zu werden. Dehmel hat allerdings Eindruck auf Bruns gemacht, den man sogar in einzelnen Wendungen und Ausdrücken erkennt, aber noch geht der Einfluß selten soweit wie in „Götterdämmerung“ (S. 47 ff.) oder „Mondnacht“ (S. 118 f.).

Lemberg. R. M. Werner.

Gedichte von Johanna Ambrosius. Ausgewählt von Prof. Karl Weiß-Schratenthal. Zweiter Teil. Königsberg i. Pr. (Thomas Oppermann. 1897. 3 Mark, eleg. geb. 4 Mark.)

Dieses arme einsame Weib ist nun als eine Dichterin anerkannt auch von den Mißtrauischen, die immer karg sind mit dem Beifall aus berechtigtem Zweifel an den Posaunenstößen.*) Sie hat viel gemein mit Novalis, Eichendorff und den Dichtern der Nachromantik. Ihre schlichte Sprache ist sehr anheimelnd, eine blasse Wehmut ist in allem, was sie singt. Und das schönste an ihr ist, daß sie aus innerem Drange singt. Freilich ermüdet die oft rein rhetorische und dann sehr unkünstlerische Art ihres Bedichtens aller Um- und Inwelt. Wir sind nicht mehr an diese anspruchslose reimende Berichterstattung vom Frühlingserwachen und der „Bettlerin“ gewöhnt. Aber manchmal klingen ein paar Zeilen, wie das liebe, alte, unerreichbare Volkslied, und ein Schauern kommt über uns wie vor dem Ganz-Einfachen, Ursprünglich-Großen. Daß eine neue Art, eine bessere, edlere Art, dem Leben seine Töne abzulauschen und sie im Schmucke mächtiger Worte aus sich herauszusetzen, seit den Zeiten der gutmütig-talentierten Reimerei über die Grenzen kam, ist dieser unbelehrten und arglosen Frau unbekannt geblieben. Dadurch hat sie sich viel Naives, das heute nur scheu und zaghaft geflüstert wurde, bewahrt. Aber ohne alle Meister ward auch sie nicht. Es ist viel „Zweite Hand“ zu bemerken und strebendes Nachformen von Vernommenem. Jedenfalls aber ist diese traurige, echte Frau eine willkommene Erscheinung unter den aufgedauschten Litteraten und unsinnigen Nachäffern unbegriffener Formen, die uns heute so belästigen. Richard Schaukal.

*) Zu diesen Mißtrauischen gehöre auch ich. Die gesamte Lyrik der „Ungebildeten“, der Bauer, Tischler, Schlosser u. s. w., die in den letzten Jahren erschienen ist, hat unserer Poesie auch nicht ein eigenartiges Lied geschenkt. Sie dichten eben nicht aus ihrer Seele, sondern aus den Eindrücken ihrer Lektüre heraus, was sich genau nachweisen läßt. L. J.

Richard Dietrich: Auf einsamer Straße. Gedichte. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag.

Wer häufig lyrische Gedichte zu rezensieren hat, kommt allmählich zu der Überzeugung, daß die dünnen Bändchen in der Regel besseres enthalten, als die dicken. Die Einteilung der Poesie nach volumetrischen Grundsätzen mag leicht den Spott herausfordern, aber wer möchte leugnen, daß ein Autor, der so viel Selbstkritik besitzt, daß er dem Publikum nur auserlesene Gaben seiner Muse vorlegt, sofort eine günstigere Stimmung in dem Rezensenten wachrufen muß, als ein Autor, der wahllos alles drucken läßt, was ihm aus der Feder geflossen ist? Und bei lyrischen Gedichten kommt noch ein anderes in Betracht: Nur in besonderer Stimmung, in besonders günstigen Momenten der Begeisterung wird ein Lyriker sein Bestes, sein Ureigenstes produzieren können. Diese Höhepunkte des Schaffens sind, es aber gerade, welche den Wert des Dichters für die Kunst bestimmen. Und wer wollte bestreiten, daß das gebildete Publikum lyrischen Darbietungen viel empfänglicher gegenüberstehen würde, wenn unsere Dichter nur immer einen Strauß der schönsten Blumen darbieten würden, die in ihrem Garten erblüht sind, statt wahllos Blumen und Unkraut in einem Strauße zu vereinigen?

Zu diesen Betrachtungen giebt das Bändchen Gedichte „Auf einsamer Straße“ Anlaß, welches Richard Dietrich kürzlich publiziert hat. Es sind nur wenige Gedichte, die der Autor bietet, man merkt seinem Buche an, daß er nur eine Auswahl geben will, und wir glauben, daß er sehr weise daran gethan hat, Beschränkung zu üben, denn das Dargebotene wirkt erhebend und keine minderwertigen Gaben verekeln uns den Genuß.

Die besten Gedichte finden sich ohne Zweifel in dem ersten Abschnitte: „In der Brandung des Lebens“. Es zittert durch diese Verse Verachtung gegen den gleißenden Schein im Leben, gegen die scheinbaren Größen, deren äußere Pracht die innere Hohlheit verdeckt. Als Probe möchten wir das Gedicht „Im Sturm“ citieren:

Ob lauter und lauter der Donner auch rollt,
Die Wogen schier häuserhoch schlagen
Ob dumpfer und dumpfer das Wetter auch grollt,
Die Wolken am Himmel hin jagen —
Laßt stürmen, laßt stürmen die See um Euch her,
Ihr seid ja geborgen — was wollt Ihr noch mehr?!

Doch denkt an den Schiffer auf tobender See —
Er blieb, wie's die Pflicht ihm geboten —
Jetzt treibt's ihn hinauf in die schwindelnde Höh',
Dann jählings hinab — zu den Toten.
Den Leichnam nur bringen die Fluten zurück — —
Doch Ihr seid geborgen, geborgen im Glück! —

Gewiß ein Gedicht von packender Symbolik. Auch der Abschnitt „Lieben und Leiden“ enthält schöne Gedichte, doch hatten wir den Eindruck, daß die Liebeslyrik dem Verfasser weniger nahe liegt, als das in dem ersten Abschnitt behandelte Gebiet. Er findet da nicht die wuchtige Kraft, welche die Herzen packt.

Der letzte Abschnitt „Gedanken“ wird jeden Leser anregen. Wir möchten eine hübsche Strophe herausgreifen:

„Ist auch der Pfad des Künstlers dornenreich,
Dem Sieger krönt am Ziel ein Lorbeerzweig“ —
Paul Bubrow sang's und ach, er sprach zu wahr!
Im Leben: Hunger leiden — nichts besitzen,
Noch bittrer Not: die Palm' am Hochaltar! —
Zu spät entdeckt! — Was kann der Lorbeer nützen?

Kawi.

Eine Totenmesse. O. G. Sonneck. (Gebrüder Knauer, Frankfurt a. M. 2 Mk.)

Aus dem wüsten Lärmen kraftloser Worte, die wie ekle Mißgeburten einer lendenschwachen Phantasie uns ärgern müssen, ragt ein Gedicht, das einen Künstler verraten könnte: „Als Dich nach Liebe hungerte . . .“ Soll unsre Lyrik nicht zur einsamen Bettlerin werden, müßte man die paar Gutmütigen unter dem verschreckten Publikum vor solchen schlechten Versuchen ganz energisch warnen. Denn diese Versevergewaltiger aus dem Stamme der Snobs sind die geborenen Schlächter jedes werdenden Verständnisses für eine hohe, stille, stolze Kunst, die wir uns aus dem Geschrei des Tagesschreibertums zärtlich retten. Richard Schaukal.

Karl Henckell erwirbt sich durch die Herausgabe seiner „Sonnenblumen“ das Verdienst, das Publikum mehr und mehr für Lyrik zu erwärmen. Jetzt hat er den hübschen Einfall, die Mode der Ansichtspostkarten zu gleichem Zweck auszunutzen. In zierlichen Karten sind 24 Ansichtskarten für billiges Geld zu haben, die Porträts und Verse von Uhland, Chamisso, K. F. Meyer, Negri u. s. f. enthalten. Überhaupt beweisen die Bücher dieses Verlags, daß ein Dichter und kritischer Kopf ihn leitet. Das kann man nur von wenigen Verlegern sagen. Aber — und ich frage hier den Dichter Karl Henckell — wo bleibt die Pflicht gegen sein eigenes herrliches Talent? Ist seine Kraft zu Ende oder sammelt er sie einsichtsvoll zu einem Hauptschlag? Antwort erbeten in der Redaktion dieses Blattes: Chiffre L. J.

Dramen.

Die Unparteiischen, Komödie in 4 A. von Lothar Schmidt. (Oppeln, Georg Maske, 1898.)

Die harmlose Arbeit schildert sehr hübsch die Vorgänge in der Redaktion eines Käseblättchens (am nettesten ist wohl Akt II), bei einer Aufführung, die wir dem Ver-

fasser wünschen, wird das flott geschriebene Stück hoffentlich Erfolg haben.

Lumpenbagasch. Im chambre séparée. Zwei Schauspiele von Paul Ernst. Verlag von Joh. Sassenbach, Berlin — Paris. Preis Mk. 1,50.

Schade, daß das Buch nicht vor zehn Jahren erschienen ist. Da hätte sein konsequenter Naturalismus Aufsehen machen müssen. Heute mutet es fast wie eine Parodie auf naturalistische Dramatik an. „Lumpenbagasch" schildert eine sehr überzeugende Zankscene zwischen einem Dorfschulzen, einem Schneider, einem Armenhäusler und einer Ortsarmen. Schulze und Schneider wollen die Ortsarme an den Armenhäusler verheiraten, um sie und ihre sechs Kinder los zu werden. Als Charakteristikum für den idyllischen Ton dieses Bildchens sei nur dieser Zug erwähnt: Als der Schneider dem holden Bräutigam eine Weste anpaßt hält er sich plötzlich die Nase zu und ruft: „Dunnerschlog!" — darauf erwidert der Bräutigam mit herrlichem Stolz: „Ich ho sourrn Kuhl gegassen zu Mittog." — „Im chambre séparée" führt uns in ein Berliner Café chantant niedrigster Art, hinter dessen Coulissen ein paar unreife Mädchen von Wirtin und Geschäftsführer betrunken gemacht und an einen Commis verkuppelt werden.

Ein paar scharf beobachtete lebendige Ausschnitte einer Welt kleiner Erbärmlichkeiten, auf deren Schmutz und dürftige Trostlosigkeit kein Schimmer erlösender Stimmung gefallen ist — und die beim Leser schließlich nichts aufkommen läßt als — den Wunsch nach einer Badewanne.

Der letzte Jagiello, hist. Trsp. in 5 A. von R. Edmund Hahn. (Dresden, E. Pierson. 1895. 2 Mk.)

An der Überschwemmung des Büchermarktes mit unnützer aber wohlgemeinter Dilettantenmakulatur ist zum Teil wohl eine Verlegerunart schuld, die doch die deutsche Bücherkritik bei jeder Gelegenheit rügen sollte. Viele selbst hochachtbare und bekannte Firmen vertreiben systematisch Verlagsartikel, bei deren Übernahme sie das Risiko umgehen wollen. Der künstlerische Wert oder Unwert ihrer Produkte ist ihnen gleichgültig, sie brauchen nicht einmal mit Erfolg oder Nichterfolg ihrer Bücher zu rechnen; das eigentliche Geschäft liegt in der Annahme der Arbeiten, bei der sie mit der opferfreudigen Eitelkeit der kleinen Dichterlinge rechnen. Nun sollte doch für den Vertrieb von Büchern ohne Risiko des Verlegers die Regel des Kommissionsverlages gelten; es ist ein durchaus unhaltbares Prinzip, daß die Verleger Bücher unter ihren Namen segeln lassen dürfen, für deren Wert sie nicht eintreten können und die sie kaum kennen. Nicht nur vor dem Gesetz ist mit Recht jeder Verleger für die Produkte seines Verlages verantwortlich, er sollte es auch vor der Kritik sein und die Kritik sollte, statt in dem Blute armseliger Dilettanten zu baden, bei jeder nur möglichen Gelegenheit ihren Herren Verlegern dick unter die Nase reiben, daß zum Vertriebe von Schöpfungen der Kunst etwas andere Eigenschaften und Gesichtspunkte benötigt werden, als etwa zum Handel mit Fettwaren oder Kartoffelschnaps. Der Pierson'sche Verlag führt im Wappen den Spruch Non sibi sed mundo. Wie reimt sich mit dieser schönen Devise wohl die unschöne Thatsache, daß er geradezu eine systematische Dilettantenzucht seit langen Jahren betreibt? Über das speziell vorliegende Buch kann ich nichts weiter sagen, da ich nach Genuß der grausam schönen zwei ersten Akte es zweckmäßig befand, das Dichtwerk beiseite zu legen. Theodor Lessing.

Romane.

Otto Behrend, Roman einer Liebe. Berlin, S. Fischer, 1898. 202 S. Mk. 2,—.

Wenn der vorliegende Roman nicht so überaus auffallend an den Altmeister

Theodor Fontane erinnerte, möchte man ihm widerspruchloses Lob zu Teil werden lassen. Aber die Liebe des jungen Offiziers zu der einfachen Verkäuferin, ihr Idyll auf dem Lande, das Ende, das man schon von der ersten Seite an erwartet, die feine, müde Resignation des Schlusses, es erinnert alles zu sehr an Theodor Fontanes Meisterroman und nimmt dem Werke die Originalität. Und das ist bedauerlich. Denn es steckt in Otto Behrend ein Dichter von einer Einfachheit, einer Keuschheit der Empfindung und einer so entzückenden Naivetät, daß man dieses innerlich so kerngesunde Talent und sein treffliches Büchlein nicht so bald vergessen wird. Fernab von jeder Frivolität, grunddeutsch und gemütvoll ohne beleidigende Philiströsität giebt sich hier ein Berliner Liebesidyll, in dessen Handlung so rein gar nichts Romanhaftes geschieht. Stille Empfindung, sanfte Gefühle, tiefes Erleben in kleinsten Augenblicken, ein paar Händedrücke, ein Kuß, ein paar Spaziergänge, ein armseliges „Du", schließlich selig-unselige Hingabe . . . das ist alles, was diese bescheidene Liebe charakterisiert. Aber sie ist überschüttet mit so viel Herzlichkeit, mit so viel offener Ehrlichkeit, daß man erstaunt ist, diese Begabung inmitten der modernen Typen des S. Fischer'schen Verlages auftauchen zu sehen. L. J.

Svend Leopold: Prinzessin Charlotte. Roman der Mutter Frederik VII. von Dänemark. Berlin, S. Fischer.

Diese mecklenburg-schweriner Herzogstochter Charlotte war halt auch so eine. Und wie natürlich wurde sie in ihrem Alter brav. Was man nicht einmal von allen sagen kann, die so gewesen sind. Manche sind eben so, daß sie's gar nicht nötig haben. In jedem Fall bekreuzt sich das Heuchlerpack der Philister vor der Skandalchronik, die solche Fälle gewissenhaft verzeichnet, aber insgeheim wird nichts gieriger gelesen vom tugendsamen Bürgertum, als die Geschichte der Ausschweifungen der Höfe, die galanten Entgleisungen der Prinzessinnen u. dergl. Und dann die Genugthuung der satten Tugend: „Herr Gott, die hohen Herrschaften sind kein Haar besser, als wir Bürgerlichen!" Nein, wahrhaftig nicht. Sie sind einander wert, die oben und die unten — in all den Situationen, wo's drauf ankommt. Wird nun so etwas recht glutvoll, recht innig und — recht wohlanständig verschleiert geschildert, so verschleiert, daß einem auch gar nichts entgeht, kein Lüftchen, kein Seufzerchen, kein Zuckerchen: Meisterstück der Poesie und der Sittlichkeit, dann ist der Jubel groß. Das sind die litterarischen Orgien der wohlgedrillten Heuchelbanderiche. Früher galt der Clauren und später, in einer anderen Nuance, der Heyse als starker Künstler in solchen pikanten Machereien. Der junge dänische Dichter Svend Leopold übertrifft sie beide um ein Bedeutendes; denn er hat neben andern reichlichen Schriftstellergaben noch einen wundervollen Humor. Geschrieben ist die skandalöse Geschichte mit einer verblüffenden Wohlanständigkeit. In den heikelsten Sachen läßt der Autor eine so sichere Delikatesse walten, daß keine höhere Tochter zu erröten braucht. Die Erregungsskala ist ein hygieinisches Virtuosenstück psychisch-psysiologischer Berechnung. Brausewetters Verdeutschung scheint alle Kniffe des Originals getroffen zu haben.

M. G. Conrad.

Alfred Friedmann: Verkehr. Novelle. Breslau, S. Schottländer.

Unserem guten Alfred Friedmann hat offenbar auch so eine saftige Prinzessinnen-Geschichte vorgeschwebt, wie sie oben der junge Däne sich geleistet hat. Aber Friedmann hat seine Zeit verpaßt. Er hat seine schönsten Jahre als andächtiger Heyse-Schüler mit Halbheiten vertrödelt, statt resolut nach der eigenen Tabulatur zu arbeiten. Und nun kommt er von seinem Muster nicht mehr los, so weit er sich

auch davon wegwagen möchte. Er bietet einen ungeheuren Mut in frechen Erfindungen auf, er schrickt vor den riskantesten Situationen nicht zurück. Seine Herren und Damen schlagen die forschesten Purzelbäume jenseits von Gut und Bös. Und dennoch: es stimmt uns nicht lustig, wir haben nicht das Gefühl der Befreiung. Etwas akademisch Lastendes und noch mehr etwas nach einer gewissen Rezeptierkunst Hergestelltes unterbricht auf Schritt und Tritt den Versuch, eine freie, eigene Welt schöpferisch zu gestalten und sich nach selbstgeschaffenem Recht ausleben zu lassen. Der Dichter schleppt zuviel alten Wust in sein neues Reich hinein. So rühmlich auch seine Bemühung ist, ein Moderner zu werden, der alte Adam Heyses sitzt ihm zu fest im Genick. Und nun giebt's eine böse, unerfreuliche Mischung .... Sapperlot, auch die Immoral hat ihre eigene Natur .... M. G. Conrad.

Im Verlage von F. Fontane & Co., Berlin, erscheint eine Ausgabe der gesammelten Werke von Guy de Maupassant (in Lieferungen zu je 40 Pf. zu beziehen, auch in zehn einzelnen Bänden à Mk. 2,—).

Die beiden ersten mir vorliegenden Bände lassen erkennen, daß Guy de Maupassant in Freiherrn von Ompteda einen geradezu glänzenden Übersetzer gefunden hat. Es würde an dieser Stelle zu weit führen, einzelne der wirklich geistreichen und auch poetisch feinen Übersetzungskunststücke nachzuweisen. Wer aber weiß, wie ungeheuer sich der historische Stil der Franzosen — auf den wir von der Schule her eingedrillt sind — von dem Stil des lebendigen Lebens der französischen Romanciers unterscheidet, wer selbst einmal den Versuch gemacht hat, diese gedrungene französische Prosa zu übersetzen, der wird für diese aufopfernde und ungemein schwere Arbeit Omptedas nur das Gefühl der Hochachtung und vollster Anerkennung finden. Hoffentlich blüht auch diesem schönen Unternehmen ein reicher buchhändlerischer Erfolg! Der Verlag verdient ihn um des Unternehmens willen, Guy de Maupassant um seiner Bedeutung willen und der Übersetzer seiner reifen technischen Kunst wegen.

L. J.

Die Grafen von der Glinze. Roman von Roderich Mant. Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich. Brosch. 3 Mk.

Der älteste Sohn des verstorbenen Grafen von der Glinze hat einst seinen Schwager und dessen Geliebte ermordet, weil er des Grafen Schwester, seiner Gattin untreu war. Zur Sühne schenkt der Graf dann einen großen Wald dem benachbarten Kloster, dessen Abt Oramolt — seine Mutter wurde als junges Mädchen vom Scharfrichter im Walde vergewaltigt — mit allen möglichen und unmöglichen Mitteln kirchlicher Pönitenz den Grafen seinem Willen zu unterwerfen sucht. Durch einen Mönch des Klosters wird der jüngere Graf bestimmt, nach einem anderen Kloster zu ziehen, um dort das Evangelium des Johannes abzuschreiben. Er thut das auch, weigert sich aber, die Abschrift an Oramolt auszuliefern. Daraus, sowie aus einer Liebschaft des jungen Grafen und dem wenig christlichen, überhaupt unmöglichen Charakter des Abtes sucht der Verfasser noch unmöglichere Konsequenzen abzuleiten. Der Versuch, durch die Gestalt des Abtes, als dem Vertreter des Katholicismus, dessen Widersinnigkeit nachzuweisen, ist gänzlich mißglückt. Auf jeder Seite dieses langweiligen Buches wird eine halbe Seite lang gebetet.

Marg. M. M. Mestlin.

Musik.

Es hilft nichts, es muß verraten werden: Wilhelm Mauke, unser temperamentsvoller Münchener Kunstbriefschreiber, ist nicht Briefsteller vom Fach. Er ist es nur so, wie es Mendelssohn, Moritz Hauptmann, Franz Liszt, Richard Wagner auch nebenbei gewesen sind. Seinem Hauptamte nach ist er — beim

heiligen Apollo — wie nenn' ich's gleich? Kompositeur (streng auf die französische Endung zu achten! Reichspreußisches Militair-Deutsch!), jawohl, stänb' er zugleich in strammen Kunstbureaukraten-Würden. Aber dieser Freieste der Freien, dieser loseste aller Vögel, die jemals ihre eigenste Schnabelweise gesungen, er wird es niemals über den einfachen Dichterkomponisten oder „Tonkünstler" oder Kunsttöner hinausbringen, niemals — wie ich ihn kenne. Und ich kenne ihn, soweit man eine verwandte Seele nachzuempfinden, einen Kameraden aus sich selbst heraus zu erkennen vermag. Ich will in aller Ehrlichkeit nur dies hier feststellen: Wilhelm Mauke hat „Moderne Gesänge für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte" veröffentlicht, acht Cyklen bei Alfred Schmidt Nachf. (Unico Hensel) in München, einen Cyklus bei Challier & Co. in Berlin und noch einen Cyklus bei H. vom Ende in Köln und Leipzig. Der letzte Cyklus trägt die Opuszahl 30. Wieviele Opera er anjetzt noch im Manuskripte liegen hat, davon schweigt zunächst die Geschichte. Dereinst wird sie auch davon zeugen, vielleicht mit großem Geschrei, wenn dem Künstler etwa — was die Götter verhüten mögen — ein deutschtümliches Unglück zugestoßen, Hungerstod, Selbstmord, Irrenhaus u. dergl. Vorläufig ist Wilhelm Mauke noch der Robustesten einer und von verblüffender Widerstandskraft. Aber wieviel ihm sein deutsches Künstlertum an Herzblut und Gehirnflammen schon gekostet, wie viel rasende Stunden heller Verzweiflung und Verbitterung, das ist nicht an den Notenköpfen seiner „Modernen Gesänge" abzugucken. Diese „Modernen Gesänge", welche Fülle von Offenbarung, welche Urwaldspracht von neuen Zaubern und Problemen, welche Möglichkeiten titanischer Erschütterungen, wenn das einmal wahrhaft lebendig wird und durch die weiten Lande zu klingen und rumoren anhebt! Ich bitte den geneigten Leser, jetzt gleich den letzten Cyklus op. 30 vorzunehmen (Preis 2 Reichs-Mark, keinen Pfennig mehr!), dann, etwa acht Tage später — wenn er's solange aushalten kann — op. 29, dann op. 28 u. s. w. Ich schweige inzwischen. M. G. Conrad.

Kunst- und Litteraturgeschichte.

Constantin Meunier von Georg Treu. Mit 34 Tafeln. Dresden, Kunsthandlung von Emil Richter. 26 Seiten Text.

Wenn man die großen Kunstschöpfer der Gegenwart nennt, wird der Name des belgischen Meisters Constantin Meunier mächtig erklingen, etwa wie ein tiefer, voller Orgelakkord mit einer langen Fermate im Pedal. In München genießt er längst volkstümliche Verehrung von den großen modernen Ausstellungen her. Den Berlinern ist er neuerdings durch eine Sonderausstellung vertraut geworden. Über seinen Lebensgang Ausführlicheres und Zuverlässiges, zum Teil durch des Meisters eigene briefliche Mitwirkung zu erfahren, wird allen echten Kunstfreunden willkommen sein. Ihnen kann die vornehme kleine Schrift von Georg Treu mit den prächtigen Bildertafeln nicht warm genug empfohlen werden, eine Meisterschrift, schlicht und kraftvoll in der Darstellung, des edlen Künstlers würdig.

Der deutsche Cicerone. Führer durch die Kunstschätze der Länder deutscher Zunge von G. Ebe. II. Architektur. Leipzig, Otto Spamer. 376 S.

Von der Epoche der Früh- und Hochrenaissance bis zur Kunst der Gegenwart, geleitet der Cicerone den Leser durch den kaum zu bewältigenden Reichtum von Kirchen- und Profanbauten in fesselnder Weise. Nirgends belästigt persönliches Kunstgewäsch, weitschweifige Schönrednerei. Der Führer bleibt durchweg bei der Sache, die er klar und einleuchtend dem Verständnis der weiteren gebildeten Kreise zu vermitteln unternimmt. Wer sich ihm an-

vertraut und Kopf und Herz auf dem rechten Flecke hat, wird wohl beraten sein. Für den ordinären Bädeker-Weltbummler und Kunstschnüffler, der im Umsehen die ganze Schönheit und Weisheit weghaben will, ist dieses gediegene Buch nicht verfaßt.

Durch Dante. Ein Führer durch die „Commedia" in hundert Stanzen und zehn Skizzen von Paul Pochhammer. Zürich und Leipzig, Karl Henkell & Co. 144 S.

Man kennt das boshafte Wort von Nietzsche über Dante: „Eine Hyäne, die in Gräbern dichtet." Für den Renaissance- wie für den reinen Reformationsmenschen ist die Welt des Mittelalters, wie sie sich in dem großen Dante verkörpert, eine harte Nuß mit abschreckend bitterer Schale. Aber auch die Kommentatoren der Dante-Welt, die ja des Verzwickten und Verschachtelten genug enthält, können einem modernen Menschen schrecklich werden, wenn sie für ihre überschwere Aufgabe nicht bloß hohe Geistigkeit, sondern auch zugleich ein Herz voll flammender Liebe einzusetzen haben. Ob Paul Pochhammer das Ideal eines Dante-Kommentators verwirklicht, überlasse ich dem Entscheid des Lesers. Mir persönlich hat die originelle und poetische Art, dem geheimnisreichen Weltgedichte der genialen italienischen „Hyäne" beizukommen und dem Leser einen Überblick über den verblüffend mannigfaltigen Inhalt der „Commedia" zu erleichtern, in der Hauptsache gut gefallen. Über Nebendinge ließe sich ja streiten. Aber worüber ließe sich in der Kunst und Kunsterläuterung nicht streiten? „Wenn Ihr's nicht fühlt —!" Und an die fühlenden Schönheitsherzen wendet sich Pochhammer, nicht an die Nüchterlinge, die für die dreimalheilige Kunst nicht mehr mitbringen, als etwa für ein Schachproblem oder eine statistische Tabelle oder eine kaiserliche Marinetafel. Die Ausstattung des originellen Buches befriedigt den anspruchvollsten Geschmack.

M. G. Conrad.

John Ruskin, Was wir lieben und pflegen müssen. — Wie wir arbeiten und wirtschaften müssen. — Wege zur Kunst. 2 Bände. Übersetzt und mit Einleitungen versehen von Jakob Feis. (Straßburg, J. H. W. Heitz [Heitz und Mündel].)

Die rührige Verlagsfirma erwirbt sich mit einem Spezialteil ihrer Editionen ein direktes Verdienst um Hebung der allgemeinen, so brach daniederliegenden Bildung: durch wohlfeile, aufs sorgfältigste besorgte Übersetzungen von Werken solcher Männer, die es verdienen, in des Wortes schönster Bedeutung, übertragen und damit den breiten, breitesten Schichten des Publikums zugänglich gemacht zu werden. Zuerst gingen John Hunts „Talks on art" — „Gespräche über die Kunst" in die Welt, eine Sammlung von Aussprüchen des großen Malers, die ihr Ziel aufs sicherste treffen, Aperçus in Sachen der bildenden Künste, die nicht am Schreibtisch ausgeklügelt, sondern vom Lehrer den Schülern in der Hitze des Unterrichtes als Ergebnisse tiefinnerster Überzeugung zugerufen wurden . . . Dann folgten in kurzen Intervallen vier Werke aus der Feder John Ruskins, eines der größten der Großen, des Mannes, der sich in gleich hervorragender Weise auf allen Gebieten des Wissens getummelt hat, auf wirtschaftlichem ebenso wie auf rein künstlerischem, des Polyhistors, der — seltsame Charaktermischung — keine geringeren Revolutionen erzielt hat als Ästhet denn als Nationalökonom; des Mannes, von dem Carlyle gesagt hat, „ein wahrhaftes Genie, dessen Gedanken wie Blitze in das Herz dringen . . ." oder dem er, als Ruskins Buch „Unto this Last", der geharnischte Angriff gegen die damals mächtig herrschende Manchesterdoktrin, erschien, jubelnd zurief: „Ich las Ihre Artikel mit Wollust, mit Jauchzen, mit Bravissimorufen . . !"

Den Büchern selbst geht je eine von dem Übersetzer Jakob Feis besorgte Einleitung voran, die für den relativ kurzen Raum — etliche zwanzig Seiten — einen

recht befriedigenden Überblick über die Hauptthätigkeit des großen Briten geben, der heute vielleicht nicht mehr jenes Ansehen genießt, das ihm von Rechts wegen zukommen sollte . . .

Man legt die Bücher mit dem seltenen Gefühle aus der Hand, von einem mächtigen, umfassenden Geiste beherzigenswerten Rat erhalten zu haben; mitten in der schweren Luft der Moderne atmet man wieder einmal einen tiefen Zug der wundervollen, reinen Atmosphäre, in der fast ausnahmslos alle jene Größen leben, die nicht ephemer sind in ihrer Persönlichkeit und in ihren Werken. Und gerne kehrt man auch in freien Momenten all den trüben Dingen, in denen die heutige Welt bis zu den Knieen watet, den Rücken, um vor jenen Größen ehrfürchtig stehen zu bleiben, die lächelnd vom Olymp herabsehen in das Gewimmel von geschäftigen — viel zu geschäftigen Ameisen.

Alfred Neumann.

Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Sprache in Zürich. Heft II. Zum hundertsten Geburtstag Jeremias Gotthelfs. 1) J. Ammore. Zur Erinnerung an Jeremias Gotthelf. 2) Dr. St. Stickelberger. Über die Sprache Jeremias Gotthelfs. Mit dem Bildnis Gotthelfs. 45 S. Mk. 1,20. — Heft III. Wustmann und die Sprachwissenschaft von Dr. E. Toppoiet. 28 S. Mk. 0,80. (Zürich, E. Speidel. 1897—1898.)

Ein erfreuliches und willkommenes Unternehmen beginnt die im Titel bezeichnete „Gesellschaft“. Sie sucht durch Vorträge wissenschaftlichen Gehalts und populärer Form das Sprachgefühl in weiteren Kreisen zu wecken und lebendiges Interesse für Sprachbeobachtungen zu erregen. Man könnte sagen, etwas wie eine Fortbildungsschule für Erwachsene wird dadurch erreicht. Es kommt nicht darauf an, die Lehren der Schulgrammatik einzubläuen, sondern die Fortdauer des weiterschaffenden Sprachlebens zum Bewußtsein der Gebildeten zu bringen. Das wird erreicht durch allgemeine Betrachtungen, wie sie Schultheiß im ersten Hefte, Toppoiet im dritten vorträgt, oder durch Darlegungen an einzelnen Typen, so an der jüngsten litterarischen Richtung, so an J. Gotthelf. Richtige Grundsätze leiten die Verfasser, besonders die Stellungnahme Toppoiets gegen Wustmann ist berechtigt, nur formuliert Toppoiet den Gegensatz Wustmanns zur Sprachwissenschaft nicht scharf genug. Der Leipziger Spracharistarch vertritt ein wichtiges Prinzip nur an unpassender Stelle; er steht auf dem Schulmeisterstandpunkt, dem niemand seine Bedeutung abstreiten wird, wenn es sich ums Lehren handelt. Von diesem Standpunkt aus will Wustmann aber alles meistern, selbst die Sprache. Und das ist falsch. Was Toppoiet in dieser Hinsicht vorbringt, trifft zu. Auch begreift man's, daß gerade die Schweizer sich gegen die ausdruckslose Sprachuniform auflehnen, da ihre Schriftsteller aus dem unerschöpflichen Born der lebenden Mundart so oft die Litteratursprache bereichert haben. Stickelbergers Ausführungen lehren, daß Bitzius keineswegs ganz sicher vorging, mitunter sowohl der Mundart als dem Schriftdeutsch untreu wurde, meist aber glücklich aus dem Berner Dialekt schöpfte. Für den nicht Schweizer Leser wäre wohl eingehendere Behandlung notwendig gewesen, ohne daß es einer Entschuldigung bedurft hätte. Übrigens würde ich nicht alles Vorgebrachte unterschreiben. Aus Ammores unbedeutenden Erinnerungen erscheint mir nur die Anekdote (S. 11) merkwürdig, daß sich manche Leute vor einem Besuche Gotthelfs fürchteten, weil er mit seinen scharfen Augen alles sähe und wohl bald „in einem Buche oder gar im Kalender“ verwerte. Dieses „gar“ im Munde der Bäuerin ist köstlich echt!

R. M. Werner.

Allerlei.

Züricher Diskussionen. Herausgegeben von Oskar Panizza. Vierwöchentlich erscheint eine vornehm ausgestattete, einen Bogen Großquart starke Nummer zum Preise von 60 Pfg. Die Jahresserie mit 12 Nummern kostet 6 Mk. (im Buchhandel durch das Verlags-Magazin von J. Schabelitz in Zürich). Erschienen sind: das Einladungszirkular (8 Seiten) mit ausführlicher Begründung des Programms. Nr. 1. Die Krankheit Heines von Oskar Panizza. Nr. 2. Ein Kapitel aus Hans Jägers Christiania-Bohème von Gustav Morgenstern. Nr. 3. L'abstinence sexuelle comme principe créateur en art von Léon Bazalgette. Die Themen und Verfassernamen verraten, daß sich der Leser auf den vorurteilsfreiesten und modernsten Standpunkt gefaßt zu machen hat. Als 4. Nummer ist eine litterarische Parallele zwischen Novalis und Maeterlinck von der russischen Schriftstellerin Rja Claaßen angekündigt. C.

Lexikon deutscher Frauen der Feder. Eine Zusammenstellung der seit dem Jahre 1840 erschienenen Werke weiblicher Autoren, nebst Biographieen der lebenden und einem Verzeichnis sämtlicher Pseudonyme. Von Sophie Pataky. Berlin S., Carl Pataky. Bd. I., A bis L, 527 S. 8. 10 Mk.

Wir haben hier das Ergebnis eines staunenswerten Fleißes vor uns, eine Art Kombination von Meyer, Brockhaus und Kürschner, nur ausführlicher und mit peinlichster Gewissenhaftigkeit bearbeitet. Wohl wird einem Angst vor diesem Massenaufgebot weiblicher Schriftstellerinnen, die alle Gebiete menschlichen Könnens, vom realen Kochbuch an bis zur Tragödie hohen Stils in Angriff genommen haben. Ungemein wertvoll ist die Sammlung von Pseudonymen. Es macht Vergnügen, in diesem schönen Buche zu lesen. Auf Tritt und Schritt stößt man auf Überraschungen, aparte Selbstbiographien enthüllen hier viele Geheimnisse; viele Naturen haben ihr Geburtsjahr errötend verschwiegen. Verheiratete zeigen tapfer auf ihren Ehering. Ein amüsantes Buch und ein zuverlässiger Führer. Hoffentlich erscheint der Schlußband auch bald. —i.

Die Welt ist rund und dreht sich — auch die ästhetische Welt. Was wir an unsern Klassikern haben, unterliegt keiner Mode. Die Umwertung bedeutet keine Wertminderung. Anders draußen, im Reich der approbierten Bildung und modischen Schätzung. Schiller mußte eine Zeitlang weit hinter Goethe zurück. Jetzt rückt er wieder vor. Vielleicht wird er eines Tages noch für die Marinebegeisterung nutzbar gemacht. Ein richtiger Klassiker wie er ist eine unerschöpfliche Fundgrube von Schlagern für alles Mögliche und Unmögliche.

Wir wünschten, daß die neue Schiller-Ausgabe (besorgt von Dr. Ludwig Bellermann, Bibliographisches Institut in Leipzig und Wien) einer wirklichen Erneuerung des deutschen Geistes und Auffrischung des deutschen Charakters diene. Von allen Schiller-Ausgaben hat die vorliegende die vorzüglichste Eignung, ein fruchtbares Hausbuch im volkstümlichen Bücherschatze zu werden. Ihre innere und äußere Ausstattung verdient das höchste Lob. Die Einleitungen, Anmerkungen und Erläuterungen stehen nicht nur selbstverständlich auf der Höhe der wissenschaftlichen Forschung, sondern sind auch mit einer nicht genug zu rühmenden geistvollen Flottheit verfaßt. Die Litteraturfreunde mit kleinem Portemonnaie werden den Preis der köstlichen Bände (à 2 Mark) erschwinglich finden.

Der gleiche Verlag hat auch eine neue Shakespeare-Ausgabe begonnen, deren bis jetzt erschienene drei Bände vorzüglich geraten sind. M. G. C.

Die sechs Vorlesungen „Über Helden, Heldenverehrung und das Heldentümliche in der Geschichte", die Thomas Carlyle im Jahre 1840 in London gehalten und die in deutscher Übersetzung von J. Neuberg zuerst 1853 (im Verlage von R. v. Decker, Berlin) erschienen, sind jetzt in dritter Auflage gedruckt. Die Verlagsanstalt hat dem prächtigen Buche eine würdige Halbfranzbandausstattung gegeben. — Empfehlende Hinweise darf man bei einem solchen Buche wohl unterlassen.

—s.

Briefe an die Redaktion.

Berlin, 1. April 1898.

Geehrter Herr!

Sie werden längst eingesehen haben, daß mit den Bühnen der heutigen Zeit nicht viel los ist. Diese Erkenntnis giebt uns den Mut, eine „Einfache Bühne“ zu gründen, die auf all die komplizierten Coulissenspäße endgültig Verzicht leisten darf.

Wir wollen in jeder Beziehung „einfach“ sein. Drei einfache weiße oder einfach gefärbte Wände genügen als Coulissen vollauf. Ein paar einfache Haus-, Küchen- oder Gartenmöbel (oder Ähnliches!) werden das Interieur genügsam markieren. Wir wollen auf alle „Ausstattung“ verzichten und erklären sogar die altenglische und altspanische Teppichbühne noch für viel zu kostspielig und kompliziert.

Wollen Sie uns ein paar kurze Stücke, die in fünf bis zwanzig Minuten ohne größere Umstände und Kosten aufgeführt werden können, schreiben — so werden wir uns sehr freuen und Ihnen dankbar sein, wenn Sie uns diese „einfachen Dramen“ zur Aufführung übergeben.*)

Die Tantième von 10 % für den Abend wird unter den Autoren gleichmäßig nach der Anzahl ihrer Stücke geteilt, wobei wir keine Rücksicht auf deren Länge nehmen wollen. Der Einfachheit soll sich die Kürze paaren.

Wir führen die Werke der einfachen Bühnenkünstler mit durchweg erstklassigen Darstellern nicht allabendlich an derselben Stelle, sondern an verschiedenen Orten auf, wo's uns gerade paßt.

Die „Einfache Bühne“ bedarf keines „aparten“ Heims.

Indem wir bald von Ihnen eine Anzahl Stücke zu Gesicht zu bekommen hoffen, schütteln wir Ihnen ehrfurchtsvoll und ergebenst die Hand.

Paul Scheerbart-Hering. Georg Posener-Meerloo,
General-Direktor.

P. S. Sie belieben sich vertrauensvoll in allen Angelegenheiten an den Herrn General-Direktor (Berlin-Wilmersdorf, Ludwigskirchplatz 9) zu wenden. Das Weitere wird sich dann schon finden.

Nachschrift. Da ich vorstehendes Schreiben am 1. April erhalten habe, und Paul Scheerbart seinen Namen durch einen „Hering“ gewichtiger zu machen bemüht war, halte ich das ganze für einen echt Scheerbart'schen Streich, bei dem man nie weiß, was ernst und was heiter ist. L. J.

*) Als Beispiele dürfen die beiden, nur auf der „weißen“ Bühne aufführbaren Dramen gelten, die im Jahre 1897 im Dezemberheft der „Neuen Deutschen Rundschau“ zum Abdruck gelangten.

Büchertisch.

Vom 10. April bis 25. April liefen bei der Redaktion nachstehende Bücher ein (Besprechung bleibt vorbehalten):

*** Ein Tag. Dram. Dichtung. Zürich, J. Schabelitz. 8. 65 S. 0,60 Mk.

Arjuna, Harald, Klassisch oder volkstümlich. Leipzig, G. Fock. 8. 108 S.

Bevern, Heribert, Moderne Jugend. Paderborn, C. F. M. Buschhorn. 1898. 8.

Chillonius, Wasser-Krüge. Zeitgedichte eines Österreichers. Zürich, J. Schabelitz. 8. 66 S. 0,80 Mk.

Curti, Theodor, Ein internationales Arbeiterschutzamt. Zürich, J. Schabelitz. 8. 18 S. 0,30 Mk.

Dänische Novellen von H. Bang, S. Schandorph, E. Juel-Hansen. Leipzig, G. H. Wiegand. 8. 306 S. 3 Mk.

Freiligrath, Gisberte, Englische Dichter. Übersetzungen nach Shelley, Moore, Keats, Swinburne u. s. f. Halle, O. Hendel. 8. 146 S. 1 Mk.

Giorg, Karl, Poesien des Urwalds. New-York, Benziger Brothers. 240 S.

Goethes Briefe an Frau Charlotte v. Stein. Auswahl. Her. von H. C. Kellner. Leipzig, Ph. Reclam. 640 S. 1,20 Mk.

Hamsun, Knut, Redakteur Lynge. Roman. München, Albert Langen. 1898. 8. 278 S. 3,50 Mk.

Derselbe, Hunger. Roman. 2. Aufl. Ebenda. 8. 272 S. 3,50 Mk.

Herzfeld, Marie, Die Skandinavische Litteratur und ihre Tendenzen. Essays. Berlin u. Leipzig, Schuster & Löffler. 8. 225 S.

Herzog, Rudolf, Das Recht der Jugend. Schsp. in 4 A. Leipzig, Ph. Reclam. 80 S. 0,20 Mk.

Hoffmann, Hans, Aus der Sommerfrische. Kleine Geschichten. Berlin, Gebr. Paetel. 8. 215 S. 3 Mk.

Hugo, Victor, Correspondance 1836 bis 1882. Paris, Calmann Levy. 1898. 8. 387 S.

Kipling, Rudyard, Im Dschungel. Deutsch von Curt Abel-Musgrave. Freiburg i. Br., Fr. E. Fehsenfeld. 1898. 8. 344 S. Geb. 4 Mk.

Lee, Heinrich, Hans Wurst. Schsp. in 4 A. Leipzig, Ph. Reclam. 83 S. 0,20 Mk.

Lindau, Rudolph, Der Fanar und Mayfair. Roman. Berlin, F. Fontane & Co. 8. 396 S. 6 Mk.

Lünstedt, Julius, Wie muß das deutsche Volk die gesammetten 600 Millionen Mark Alters-, Invaliditäts- und Unfall-Versicherungsgenossenschafts-Fonds zum Besten des Vaterlandes aniegen? Zürich, Cäsar Schmidt. 8. 54 u. X S. 1 Mk.

Maupassant, Guy de, Schwarz-Braun-Blond. Skizzen. München, Albert Langen. 8. 137 S. 1 Mk.

Meyer-Förster, Elsbeth, Junge Menschen. Leipzig, G. H. Wiegand. 8. 313 S. 3,50 Mk.

Oppenheimer, Franz, Detlev v. Liliencron. Ästhetische Studie. Mit d. Bild des Dichters. Berlin u. Leipzig, Schuster & Löffler. 8. 84 S.

O'Wickedone, P. R., Emporgepeitscht. Zürich, J. Schabelitz. 8. 91 S. 1 Mk.

Prevost, Marcel, Eine Pariser Ehe. München, Albert Langen. 1898. 8. 181 S. 3,50 Mk.

Derselbe, Liebesbeichte. Ebenda. 1898. 8. 275 S. 3,50 Mk.

Derselbe, Nimba. Ebenda. 1898. 8. 127 S. 1 Mk.

Prydz, Gunvor auf Harwö. Deutsch von E. Brausewetter. Leipzig, G. H. Wiegand. 8. 337 S. 4 Mk.

Richter, Bernhard, Kurrent-, Kursiv-, Rund- oder neues Normal-Alphabet. Leipzig, Alfred Hahn. 8. 31 S. 0,60 Mk.

Rilke, Rainer Maria, Am Leben hin. Novellen und Skizzen. Stuttgart, A. Bonz & Co. 8. 123 S. 1,20 Mk.

Rohling, August, Ein unechtes Index-Dekret gegen meine Schrift „Der Zukunftsstaat". Zürich, J. Schabelitz. 8. 17 S.

Schejtan-ul-Ali, Poetische Stichproben. Zürich, J. Schabelitz. 8. 97 S. 1 Mk.

Schlaf, Johannes, Walt Whitman, Lyrik des Chat noir. Paul Verlaine. Leipzig, Kreisende Ringe (Max Spohr). 8. 103 S. 2 Mk.

Schmidt, Lothar, Die Unparteiischen, Komödie in 4 Akten. Oppeln, Georg Maske. 1898. 8. 86 S. 1,50 Mk.

Schröder, E., Im Dienst des Vaterlands. Fürst Bismarck in seinen Aussprüchen. Breslau, 1898. 8. 170 S.

Siegfried, Walther, Um der Heimat willen. Novelle. Berlin und Leipzig, Schuster & Löffler. 8. 212 S.

Skram, Amalie, Lucie. Leipzig, G. H. Wiegand. 8. 250 S. 2,50 Mk.

Dieselbe, Die Leute vom Felsenmoor. Ebenda. 8. 357 S. 4 Mk.

Sommerfeld, A. v., Blond und Schwarz. Ein Gedichtband. Zürich, J. Schabelitz. 103 S. 2 Mk.

Sonnenblumen-Postkarten, mit Porträts und Versen von K. F. Meyer, Negri, Chamisso, Uhland u. s. f. Zürich, Karl Henckell u. Co. 24 Karten.

Sternberg, Dr. H., Klassen-Justiz und Entmündigungs-Unfug. Berlin, Adolf Brand. 1898. 8. 32 S.

Straßburger, Egon Hugo, Husarenlieder. Fr. Engelhardt, Straßburg i. E., 1898. 8. 16 S.

Wir bitten, sämtliche Manuskript-, Bücher- rc. Sendungen ausschließlich an

Dr. Ludwig Jacobowski, „Schriftleitung der Gesellschaft"
Berlin S.W. 48, Wilhelmstr. 141

zu senden. Unverlangten Manuskript-Sendungen ist stets Rückporto beizufügen.

Leipzig, Querstraße 23.

Verlag der „Gesellschaft".
Hermann Haacke.

Verantwortlicher Leiter: Dr. Ludwig Jacobowski in Berlin.
Verlag der „Gesellschaft" Hermann Haacke in Leipzig. — Druck von Carl Otto in Meerane.

1898

Heft 10.

Die Zukunft des Protestantismus.

Von Ernst Gystrow.

(Leipzig.)

II.

Am Ausgange des Mittelalters stellt sich uns in der katholischen Kirche die vollendete Versinnlichung des christlichen Gedankens dar. Die Sanktionierung der jakobischen Rechtfertigungslehre gegenüber der paulinischen bot von vornherein durch ihre Betonung der „Werke" ein schwer zu entschädlichendes Lockmittel auf sinnliche Abwege; seitdem Athanasius über Arius gesiegt, war man auf der damit betretenen Bahn teils fortgeschritten, teils durch den Gang der weltlichen Ereignisse weitergeschoben worden. Die Anwendung so grobsinnlicher Bilder, wie man sie z. B. zur Ausmalung des Jenseits benutzte, birgt eben regelmäßig die Notwendigkeit immer erneuter Zugeständnisse in derselben Richtung in sich. Der sinnlichen Strafe gegenüber regte sich ganz natürlich der Wunsch, ihr durch sinnliche Buße zu entgehen; so war die Ohrenbeichte die Konsequenz, die man aus der reichlichen Verwendung von Artikel III des Apostolikums ziehen mußte. Gerade dieser Schritt mußte sich rächen; denn er leitete die Gläubigen von der mystisch-verzückten zur weltlich-frivolen Auffassung des Sinnlichen hinüber. Selbst eine grobe Versinnlichung des jenseitigen Lebens schadet an sich wenig; denn die Ewigkeit hat kein Analogon, und der Mittler Tod sichert ihr die Erhaltung einer heiligen Scheu in jedem Falle. Aber wenn man erst die wenigen Gedanken, die den Durchschnittsmenschen übers Alltagsleben zu erheben pflegen, eben die religiösen, auch noch versinnlicht, so wird der einfache Mann bald nicht mehr in der Lage sein, zwischen diesen Übungen und seinem sonstigen Thun zu unterscheiden; aus den Bedürfnissen

werden Pflichten und schließlich mechanische Gewohnheiten. Er betet, beichtet, büßt u. s. w. so regelmäßig, wie er frühstückt, spazieren geht u. a. m. Von dem Indifferenzpunkte zwischen Lust und Unlust, in dem die Gewohnheit liegt, ist für kecke Naturen nur ein kleiner Schritt zur Frivolität. Mit der entschädigen sich dann die führenden Geister für die Lästigkeit des ganzen Apparates, der ihnen so schön dazu hilft, unter Befriedigung aller Wünsche über die auf religiöse Übungen gut eingeschulte, aber gegen die Bedeutung dieser Übungen gänzlich abgestumpfte Menge zu herrschen.

Da kam die That der Reformation: die Wiedervergeistigung des brutal versinnlichten, fast unkenntlichen christlichen Gedankens. Die vorangegangene Entwickelung kehrt sich dabei um: mit der Predigt gegen die Versinnlichung des diesseitigen religiösen Lebens, besonders der Buße, setzt Luther ein; von da führt der Weg über die Schilderhebung der paulinischen Rechtfertigungslehre zur Umgestaltung der Beziehungen zwischen Gott und Menschen überhaupt (Gebet und Sakramente) bis zum Jenseits, dessen überliefertes Bild man nur etwas abdämpft — konnte man sich doch nicht entschließen, die Lehre vom verklärten Leibe fallen zu lassen! Da die neue Rechtfertigungslehre an Stelle der Werke den Glauben, an Stelle eines sinnlichen und überwachten ein geistiges und nicht kontrollierbares Prinzip setzt, so werden die Mittelspersonen für die Ordnung des Verhältnisses zwischen Gott und Mensch überflüssig — das religiöse Ich wird individualisiert. Die Kirche, wenngleich der Name fortbesteht, bedeutet danach nichts anderes als den Begriff der Übereinstimmung vieler Einzelnen über die dargestellte Vergeistigung und Individualisierung; ihre Aufgabe ist nur, durch Erhaltung des Bewußtseins von dieser Übereinstimmung den Einzelnen gegen Verflachung oder Rückentwickelung der neuen Errungenschaften zu schützen.

Wie die Kirche sich diesem Berufe unterzogen, was sie aus dem ihr zum Schutze anvertrauten Errungenen gemacht hat — das im Einzelnen auszuführen, ist hier nicht meine Sache; es ist zum Teil schon im ersten Aufsatze geschildert worden. Jedenfalls erwies sich zur Genüge, daß Abstrakta sich zu weit höheren Superlativen steigern lassen, als sinnliche Begriffe. Heißer als gemeiniglich ein Feuer ist, konnte sich der Katholik sein Purgatorium auch nicht vorstellen; aber „das Harren der Seele in Seligkeit oder Unseligkeit" — dieser Ausmalung ist keine Grenze gezogen. Und es erwies sich ferner, daß Doktrinen in ihrer Unerbittlichkeit zur völligen Beherrschung der in sie verrannten Menge in kürzester Zeit führen, während man der beweglicheren Sinnlichkeit einen gewissen Spielraum zum freien Umhertummeln nicht versagen kann.

Daß der reformatorische Grundgedanke, eben die Vergeistigung der

Lehren und die Individualisierung des Gläubigen in ihrer Ausübung, erst verständnislos vernachlässigt oder eigensinnig übersehen, dann aber mit seiner Berechnung zurückgedrängt ward, verschuldete den beklagenswerten Ausgang der großen Bewegung, wie wir ihn im vorigen Aufsatz eingehend betrachtet haben. Und nun tritt die Frage an uns heran: Ist es möglich, diese reformatorische Idee heute von neuem aufzunehmen, und ist damit vielleicht der Weg gegeben, der den Protestantismus zu einer Zukunft führt?

Unsere heutigen Betrachtungen sollen uns die Antwort darauf geben. Freilich mag es erscheinen, als sei die gestellte Frage so wenig scharf umgrenzt, daß es selbst dem nicht allzu geschickten Dialektiker ein Leichtes sein müsse, zu der ihm genehmen Antwort zu gelangen. Was heißt denn „diese reformatorische Idee"? Vergeistigung und Individualisierung des Christentums in neuer Auflage?

Allerdings; aber in „umgearbeiteter" möchte ich einschieben. Die Vergeistigung hat sicherlich den Protestantismus in den Sumpf geritten — weil sie den rechten Weg verfehlte. Vielleicht mußte sie ihn verfehlen; er war wohl noch nicht recht eigentlich gebaut. Man wußte mit Geistigem noch nicht umzugehen; denn der Humanismus war aristokratisch, und das neue Evangelium sollte der Masse dienen. Und ihr zu Liebe teils, teils unter ihrem Drucke bildete aus dem Geiste sich die Doktrin. Heute weiß man, daß Geist und Doktrin zwar ein Ding, aber dasselbe unter entgegengesetzten Bedingungen ihres Wirkens sind. Die Entgeistigung des Fleisches hatte den mittelalterlichen Katholizismus zum Bankerott geführt; der Protestantismus aber nahm dem Geiste das Fleisch, d. h. er machte ihn zur Doktrin. Denn die natürliche, die erste Lebensforderung des Geistes ist, mit dem Stoff verbunden zu sein. Sinnliches und Geistiges sind aufeinander angewiesen, das eine vermag nicht zu wirken ohne das andere; jenes ohne dieses stirbt in Verwesung, dieses ohne jenes in Erstarrung. Mitten zwischen beiden liegt das Leben. Das ist die Auffassung des Wortes „Vergeistigung", von der jedes Streben nach ihr in unserer Zeit ausgehen muß. Denn uns, die wir die psychophysische Zweieinigkeit erkannt haben, könnte die Geschichte es nicht verzeihen, wenn wir gegen unser Wissen zu wollen versuchten.

Und doch versuchen einzelne es immer wieder. Aus Strömungen der materialistischen Flut heraus entstand eine Lehre, die sich vornahm, der Menschheit eine neue Religion in der von allem Sinnlichen losgelösten Doktrin der „ethischen Kultur" zu geben. Ich muß mich in ein paar Worten mit ihr auseinandersetzen. Beschuldige ich sie nicht falsch? Ist nicht gerade das uns umgebende Sinnliche ihr Element, die Ausmerzung des

Symbols ihr Ziel? Und sind nicht die religiösen Symbole übersinnlich? — Freilich; aber übersinnlich, es mag in der Philosophie heißen, was es will, bedeutet in der Religion keinen Gegensatz von sinnlich. Das religiöse Übersinnliche ist ein Sinnliches, dessen Erschauen freilich nicht unsern irdischen, sondern erst den im Jenseits uns eigenen (im Christentum den „verklärten") Sinnen vergönnt ist. Dieses Übersinnliche streift die ethische Bewegung ab, ohne ein einfach Sinnliches an seine Stelle zu setzen. Denn die sinnliche Umgebung, die Natur, kann wohl das fleischliche Parallelon zu einer ganzen Weltauschauung sein, die natürlich auch eine Ethik in sich begreifen wird, niemals aber zu einer isolierten Ethik, die das Sittliche nicht als Forderung, sondern zunächst als Erscheinung auffaßt und jede irgendwie geartete philosophische Basis dafür abweist, nur die naturwissenschaftliche anerkennend. Es ist eine geradezu lächerliche Umdeutung des Wortsinnes, wenn man, wie erst neulich Max Lorenz, diesen Bund von Naturwissenschaft und Ethik als „Religion" hinstellt, weil darin die Beziehungen des Menschen zur Welt und zum Mitmenschen erschöpft würden und mehr die Religion auch nicht behandele. Welt ist zunächst etwas anderes als Natur, und die Naturwissenschaft erforscht nur die Gesetze der Naturerscheinungen, nicht aber unsere Beziehungen dazu, die den Gegenstand der Psychologie bilden. Es mag hart klingen, aber es ist thatsächlich eine unverantwortliche Täuschung der Menge, wenn man inter augures die isolierte Sozialethik proklamiert und bei der Propaganda ihr dann das Mäntelchen der „modernen Religion" umhängt. Freilich braucht man sich darüber nicht eben aufzuregen, denn eine Bedeutung hat die ganze ethische Bewegung nicht. Es sind unverkennbar die letzten Nachklänge des Materialismus, die sich freilich vom Leitmotiv sehr weit entfernt und aus der auf dem Boden des Monismus erbauten „monistischen Ethik" eine isolierte Ethik gemacht haben und diese als „ethischen Monismus" hören lassen. Ich habe mich früher bereits mit dem Materialismus so gründlich auseinandergesetzt*), daß ich auf die abgedroschene Sache an dieser Stelle nicht so weit eingegangen wäre, wenn nicht ein vielbesprochener Versuch der jüngsten Tage es als ziemlich sicher erscheinen ließe, daß diese Nachklänge die nächste materialistische Epoche wieder mit einläuten werden. Ich meine den Versuch Wolfgang Kirchbachs, den ethischen Monismus ins Urchristentum hinein zu interpretieren.

Es kann von einer Kritik des materiellen Faktors in Kirchbachs Buch hier keine Rede sein; sie würde ein Werk von ähnlichem Umfang er-

*) „Kritik" (von R. Wrede), 1897, Heft 119: „Das Bildungsdefizit der Ärzte, von Ernst Gystrow."

fordern.*) Nur die ideelle Seite soll in Kürze gewürdigt werden, weil sie uns am besten zu den positiven Gedanken hinüberleitet, die ich am Ende des ersten Aufsatzes darzulegen versprach.

Wenn die Kirche in der Bibel herumkommentiert, so hat sie dazu immer ihren guten Grund. Die Bibel ist für sie die Quelle der Wahrheit, und so bleibt wohl oder übel nichts anderes übrig, als solche Wahrheiten, die nicht darin stehen, gegen die man sich aber nicht mehr auflehnen kann, hineinzudeuten. Es ist noch nicht lange her, da hatten einige findige Köpfe in der mosaischen Schöpfungsgeschichte nicht nur Kant-Laplace, sondern auch die moderne Geologie Lyells entdeckt. Wenn Paulsen dazu ironisch bemerkt, man werde demnächst vermutlich auch den Darwinismus auffinden, so ahnt er wohl kaum, daß diese Voraussage heute eine ernstliche Bedeutung zu gewinnen anfängt. Wer in katholischen Kreisen sich bewegt, spürt deutlich genug, daß man im Schoße Roms sich mit der Notwendigkeit allmählich vertraut macht, dem Entwickelungsgedanken irgendwie Rechnung zu tragen: was gar nicht so erstaunlich ist, da der Klerus für die Bedürfnisse der Massen seit der Reformation einen äußerst feinen Instinkt bewiesen hat. Freilich setzt ihre eigene Infallibilität die katholische Kirche in Stand, sich um die Bibel nicht viel Sorgen zu machen, die sie gern der evangelischen Schwester überläßt. Aus dieser pflegen denn auch die Zwischendenzeilenleser hervorzugehen; sie erfüllen hier ein wirkliches Bedürfnis. Was aber immer wieder Leute, die sich mit ihrer Freigeisterei brüsten, zu Bibelauslegungen treibt, verstehe ich nicht. Ihr steht auf dem Boden der modernen Naturwissenschaft und der empirischen Ethik; freut Euch doch dieser Errungenschaften! Aber das wagt man nicht. Man findet nicht Ruhe, bis man vors Volk hintreten kann und ausrufen: Was wir auch predigen — es ist der eigentliche Inhalt der Lehre Jesu gewesen!**) Was würde wohl der Dulder von Nazareth sagen, wenn er hörte, wie man ihm der Reihe nach den Theismus, den Deismus, den Pantheismus und nun gar den ethischen Monismus in den Mund legt? Die Evangelien sind nun einmal so hoffnungslos verworren und widerspruchsvoll, daß man mit nicht allzugroßer Divinationsgabe alles darin finden kann, was man finden will. Ohne im

*) Eine kurze und im ganzen zutreffende, nur durch überflüssige antisemitische Ausfälle verunzierte Besprechung von Kirchbachs Ideen brachte die „Deutsche Ztg." (von Fr. Lange), Beilage zu Nr. 254/255.

**) Vgl. den trefflichen Aufsatz „Staatsreligion und Volksreligion" von Wyneken in Nr. 21 der „Allg. Universitäts-Ztg.", der freilich mit dem gewöhnlichen Skeptizismus endet. Im übrigen kann ich, einige Unklarheiten ausgenommen, die dort gegebene Kritik der Ritschl'schen Theologie nur unterschreiben. Vgl. übrigens im I. Teil dieses Aufsatzes das über die liberale Theologie Gesagte.

mindesten an Kirchbachs idealer Gesinnung zu zweifeln, spreche ich es offen aus, daß er vornehmer gehandelt hätte, wenn er es verschmähte, aus einer so wohlfeilen Quelle zu schöpfen.

Wir wissen so gut wie nichts, unter welchen geistigen Einflüssen Jesus gestanden hat, was er gelehrt hat. Und es ist wenig Hoffnung, daß wir es je erfahren. So sind wir denn darauf angewiesen, die Geschichte zu befragen, worin die siegende Kraft des Christentums lag. Denn diese siegende Kraft hat es besessen. Freilich, nicht die Antike hat es überwunden, wie man wohl täglich hören kann; die paar Bekehrungen des Paulus verschwinden völlig hinter der ungeheuren Mehrheit, der die neue Lehre von den in politischer Berechnung handelnden Herrschern aufgedrungen wurde. Nein, der Sieg des Christentums ist ein viel gewaltigerer: es bezwang das jugendfrische Germanentum*). Aber nicht die lebensmüde, in ihrer Ethik unklare, aller Auslegungen fähige Religion der synoptischen Evangelien vollbrachte das Unerhörte; was hier siegte, war das Werk des Paulus, gegen den Kirchbach seine stärksten Angriffe, seinen beißendsten Hohn richtet. Seine Einzelerfolge mag der Prediger von Tarsus vielen, oft recht weitgehenden Zugeständnissen an die Schwächen des dekadenten Hellenentums verdanken; daneben aber schuf er mit dem Seherblick, der die großen Geister über ihre Zeit hinaus an die Schwelle der Zukunft hebt, aus der Lehre, die Jesu Jünger ihm überliefert, die Religion der durch die nordischen Völker verjüngten Kultur. Er befreite das Christentum von den Spuren der an allem verzweifelnden antiken Philosophie, der Weltmüdigkeit und Lebensflucht, die sich — begreiflich genug, aber doch unerforschbar, wie? — auf der neuen Lehre niedergeschlagen hatten; er erhebt den Gedanken vom „Reiche Gottes“ zur Idee des Einsseins mit Gott, die sich in seiner Auffassung vom Glauben, in seiner Rechtfertigungslehre immer von neuem wiederholt; und endlich giebt er, über Glauben und Hoffen hinaus, dem damals so leeren, unbefriedigten Leben einen neuen Gehalt in der Liebe, der er den unsterblichen Hymnus singt. So schält er aus dem jüdisch-christlichen Lehrgemisch, wie er es überkommen hat,

*) Ich leugne natürlich nicht die starke Wirkung des Christentums auf die Antike. Aber sie war eben nur eine Beschleunigung der eingeleiteten Zersetzung und die neue Religion wäre rettungslos der Selbstzersetzung verfallen, wenn nicht die Germanen sie aufgenommen hätten — wie es jedem Fermente ergeht, dem der passende Nährboden zur Entfaltung seiner Wirkung vorenthalten bleibt. Erst in den jungen Völkern des Nordens konnte die ungeheure gebundene Energie der paulinischen Idee zu lebendiger Kraft werden. Und damit beginnt erst sein Sieg, nicht mit der Erhebung zur Staatsreligion des verwesenden römischen Weltreiches. An einer Idee sterben können die Kranken; von ihr bezwungen zu werden, ist das Vorrecht der Gesundheit.

jenen Kern heraus, wie ihn uns eine Stelle in den Synoptikern als von Jesus selbst herstammend berichtet: die Liebe zu Gott und zum Nächsten. Und damit ist jener lebensfreudige Pantheismus vollendet, der allein die Religion der Germanen werden konnte, und der erst durch die Vergiftung mit der Lehre des Athanasios seine bezwingende Kraft verliert und zu jenen Formen verkrüppelt, die man im weiteren Laufe der Geschichte den Völkern wieder mit der Gewalt des Schwertes aufdrängen mußte.

So stellt sich uns das paulinische Christentum dar, wenn wir es von den Zugeständnissen von Fall zu Fall befreien, eine sehr leichte Arbeit, die keiner Herum- und Umdeutungen bedarf. Wenn man den pantheistischen Charakter dieser Religion bestreitet und ihr den monotheistischen beilegt, so ist das eine Änderung, deren Belanglosigkeit uns weiter unten deutlich werden wird. Viel leichter als diese Herausarbeitung des Paulustums freilich ist die Methode, in den geduldigen Synoptikern einen ethischen Monismus zu finden und dann dem Paulus die Fälschung dieses Urchristentums vorzuwerfen. Und doch leistet Kirchbach unserer Beweisführung damit einen unschätzbaren Dienst; denn er plaudert es uns auf diese Weise wenigstens aus, daß der ethische Monismus nicht die Kultur erobert hat. Diesen Sieg hat allein die Lehre des Paulus erringen können. Künstlich unterdrückt und umgedeutet während des Mittelalters, brach sie in der Reformation wieder hervor, um von neuem das Germanentum zu bezwingen. Nur beschnitt man ihr auch diesmal wieder die Schwingen, sodaß sie lahm zu Boden sank, nach kurzem herrlichem Aufflug. Jetzt ist der Zeitpunkt gekommen, diesen Flug abermals zu wagen. Dem Protestantismus fehlt es an der siegenden Kraft, die ihm eine neue Zukunft eröffnet. Die Wiedergeburt des reinen paulinischen Christentums allein kann ihm diese Kraft geben.

Ich höre bereits den ersten Einwurf dagegen in dem erwähnten Unterschiede zwischen Pantheismus und Monotheismus; und daß letzterer in Wahrheit der Glaube der paulinischen Religion sei. Ich gebe das zu, aber ich berufe mich gleichzeitig auf Friedrich Paulsen, der in seiner „Einleitung in die Philosophie“ den Nachweis erbringt, daß reiner Monotheismus und echter Pantheismus sich decken. Ich ergänze das dahin, daß jener der naivere, am Anschaulichen festhaltende, dieser der tiefere, durchgeistigte Ausdruck derselben Idee ist: der Idee, daß es einen Gott und nichts außer ihm giebt.

Dieser Gott ist natürlich nicht der Stammesgott des jüdischen Volkes*);

*) Vgl. „Gesellschaft“, 1897, Heft VII: Theokratie und Sozialismus von Eduard von Mayer — eine treffliche Darstellung der altjüdischen Verschmelzung von Staats- und Gottesidee.

es ist auch nicht der versinnlichte Gott des mittelalterlichen Katholizismus. Beide Anschauungen sind weit entfernt vom reinen Monotheismus, zu dem die Bahn erst in dem Augenblicke frei wird, wo man den Gedanken eines persönlichen Bösen, eines Teufels, fallen läßt. Das ist auch der erste Schritt zu Paulus zurück, der diesen Gedanken nicht kennt. Eine Zeitlang denkt man sich dann die „Versuchung" in der Welt, der sichtbaren, überhaupt verkörpert — im Gegensatz zu Paulus, der Gottes „ewige Kraft und Gottheit" aus dieser Welt wiederholt erkannt wissen will; im Gegensatz sogar zur mosaischen Kosmogonie, wo Gott sah, daß sein Werk „gut" war. Und endlich besinnt man sich, daß der Grund zur Sünde einzig in des Menschen Willen liegt. Erst damit ist man auf den elementarsten christlich=synoptischen und paulinischen Gedanken zurückgekommen. Das Selbstgerechte, Tugendstolze — das Pharisäertum, das Eitle, Hoffärtige ist der Abweg von Gott, das Wiedererlangen der Gemeinschaft mit ihm das christliche Ziel. Es ist Schleiermachers Verdienst, das tief Pantheistische dieses Gedankens zuerst dargelegt zu haben. Das Individuum verliert das Bewußtsein seines Einsseins mit Gott; es löst sich aus dem Alleinen heraus und pocht auf seine eigene Person. Das ist die Sünde; und darum können auch nicht gute Werke den Sünder rechtfertigen, sondern allein die Umkehr auf dem Wege des Selbstgefühls, die Wiedergewinnung des Bewußtseins seiner Zugehörigkeit zum Alleinen — der Glaube im Sinne des Paulus. In Jesus nimmt Gott die Gestalt des Fleisches an — in ihm, heißt das, vereinen sich zum erstenmale wieder Geistiges und Sinnliches, Gott und Welt. Auch der Erlösungsgedanke ist pantheistisch. Sinnliches und Geistiges haben sich wiedergefunden in dem verklärten Leibe.

Es ist unschwer aufzufinden, was in Paulus' Schriften geeignet ist, die Reinheit dieses Pantheismus zu trüben. Die gleichen Momente sind es, die man meist als das grundsätzlich Trennende zwischen Monotheismus und Pantheismus hervorhebt: die Kluft zwischen dem persönlichen Gott und der unpersönlichen Weltseele. Diese Kluft ist aber heute kaum noch vorhanden. Der Theismus, auch der der Theologie, hält so streng an der Persönlichkeit Gottes fest, weil er dadurch allein die Erhaltung des Zwecksetzenden verbürgt glaubt. Aber der moderne Pantheismus ist, wie ebenfalls Paulsen nachweist, längst über die kausale Notwendigkeit Spinozas zu einer ästhetischen Teleologie fortgeschritten. Und anthropomorph ist doch die theistische Teleologie auch nicht mehr; die Allmacht ist längst nicht mehr eine Allwillkür. Das ist sie aber bei Paulus noch. Sollen wir uns darüber wundern? Paulus und seine Zeit wußten noch nichts von der Einheit der Naturgesetze; sie waren gern geneigt, die Sendung und den Ausgang Jesu als eine Durchbrechung derselben, als „Wunder" aufzufassen.

Damit legt sich aber sofort ein anthropomorphischer Schleier über die pantheistische Grundidee, die Einheit von Geist und Sinnlichkeit, die freilich dadurch verhüllt, nirgends aber fallen gelassen erscheint. Diese Hülle ist durch unser Wissen zerstört, und es ist ein Wortstreit, ob wir den Kern Pantheismus oder Theismus nennen. Zwischen beiden ist heute der Unterschied nicht größer, als zwischen den drei Hauptformen des Pantheismus selbst, dem logischen, ethischen und ästhetischen.

Und auch die Lebensfreudigkeit der paulinischen Religion ist unbestreitbar; der Glaube an ein Jenseits ändert daran nichts. Wo immer das Einzelleben nicht als Selbstzweck, sondern als Stufe zu einem höhern allgemeinen Zweck gefaßt wird, kann man von lebensfreudigem Glauben sprechen. Wo aber jeder Zweck geleugnet wird, wie im Materialismus, ist Lebensfreudigkeit eine Inkonsequenz. Büchners „Spiel einer Eintagsfliege" — kann das ein freudiges Leben sein? Höchstens ein nach der größten Auskostung von Genüssen jagendes. Gerade die christliche Ethik ist der Lebensfreudigkeit, der wahren innern Befriedigung angepaßt. Oder kann man angesichts der Dreiheit „Glaube, Hoffnung, Liebe" den leisesten Zweifel daran hegen?*) In den Synoptikern finden sich noch Spuren eines lebensmüden, unbestimmten, unthätigen Sehnens — ähnlich dem Buddhismus; bei Paulus klärt sich diese Sehnsucht ab zum gläubigen Bewußtsein, daß wir das Ziel nur durch die christliche Bethätigung im Diesseits erreichen können. Denn die guten Werke sind ja bei Paulus der natürliche Ausfluß des wahren Glaubens: echt pantheistisch ist die Ethik unauflöslich in die Religion eingewoben; unser Verhältnis zu den Menschen ist von unserm Verhältnis zu Gott untrennbar. Damit ist denn auch die immer wieder behauptete primäre Stellung der christlichen Ethik widerlegt. Und wenn man, um sie zu retten, Jesus gegen Paulus ausspielt, so vergißt man, daß die vielberufene reinste Quelle der Sittenlehre Jesu, die Bergpredigt, mit den Seligpreisungen beginnt, in denen das sittliche Gebet durch einen religiösen Verheißungssatz seine Begründung empfängt. Eine isolierte Ethik kann ja auch nur zweierlei sein: entweder hedonistisch oder utilitarisch. Im letzteren Falle muß sie sich aber die Verweigerung ihrer Vorschriften seitens des Einzelnen gefallen lassen, wenn auch bloß theoretisch, wie Stirner und Nietzsche beweisen. Praktisch wird sie Gehorsam erzwingen — d. h. sie sinkt zur reinen Macht-

*) Soeben fällt mir Heft 8 der „Zukunft in die Hände, in dem Prof. Breysig diese oder doch ähnliche Ansichten in einem freilich auch an Trivialitäten reichen Aufsatze „Die Liebe zum Ich und die Liebe zum Andern" vertritt. Eine besondere Originalität der Beweisführung kann ich, trotz des Verfassers Versicherung, nicht in seinen Darlegungen finden.

frage herab. Der Hedonismus aber ist kaum noch eine Ethik, denn er führt zum Vernichtungskriege der Gesellschaft, zum Amorphismus. Die Vereinigung beider Formen aber giebt der Eudämonismus, nicht im oberflächlichen, sondern im tiefen Sinne verstanden. Er ist die Ethik überhaupt, möchte ich sagen. Aber er wird einer Verflachung zum Hedonismus nur selten entgehen, in den Händen der Masse wenigstens*), wenn er nicht religiöse Anknüpfung sucht. Wer ihm die Fähigkeit dazu abstreiten sollte, dem nenne ich nur den Namen Fechner, und verweise ihn auf dieses eigenartigen Philosophen Darlegungen.

Das Sehnen nach einer solchen Anknüpfung, das Bewußtsein einer Lücke selbst bei unausgesetzter Erfüllung der sittlichen Gebote, der Wunsch, diese Lücke auszufüllen und dabei das Gefühl, es nicht zu können, weil man ihren Grund nicht kennt — das alles ist in unserm „ethischen" Zeitalter stärker als je angewachsen, hat sich, einer Epidemie gleich, weiter als je verbreitet**). Es hat vornehmlich die Kreise ergriffen, die für den Fortschritt heute am meisten in Betracht kommen: die Gebildeten und die Masse — zugleich die der Religion am meisten entfremdeten, die der modernen „reinen Ethik" zu Füßen liegenden Elemente. Sie gilt es der langsamen, zehrenden Krankheit zu entreißen; die Lücke muß ihre Ausfüllung finden, und das Heilmittel ist die Religion. Freilich kein Dogmensystem — denn dieses haben sie weggeworfen, und wir brauchen auch keine neuen Sekten. Aber noch viel weniger der furchtbarste Feind aller wahren Befriedigung, alles wahren Menschheitsglückes und -Fortschrittes, der schon wieder auf dem Felde erschienen ist: die Mystik. Wie der lutherischen Orthodoxie im Pietismus, so folgt sie heute der büchnerischen im Okkultismus. Sollen wir wieder ihrem Triumphzuge durch die Gassen ruhig zuschauen, die Aberglauben und Betrug gepflastert haben? Erinnern wir uns daran, daß mystische Strömungen noch immer nicht bloß die Reaktion auf den vergangenen, sondern auch Anzeichen eines neuen Materialismus gewesen sind; und mehr als je früher dürfen wir ihnen heute diese Bedeutung beilegen. Denn wie einst aus dem Aufschwunge der Naturwissenschaft, so wird jetzt aus dem Emporblühen der Psychologie sicherlich eine materialistische Bewegung entstehen; angekündet hat sie bereits Stumpf auf dem Münchener Kongreß. Und in überraschender Übereinstimmung damit ist es weniger eine metaphysische, eine Gottesmystik, die uns heute begegnet, als ein psychologischer, ein Seelenokkultismus. Das sind trübe Ausblicke in die Zukunft; sie sollen uns aber nicht zu verzweifelnder Resignation, zum Quietismus

*) Vergleiche Teil I dieses Aufsatzes.

**) Vergleiche den oben zitierten Aufsatz in der „Kritik".

treiben, der thatenlos der „unabänderlichen" Entwickelung zuschaut, sondern uns gerade ins Bewußtsein rufen, daß die Menschheit ihre Geschicke sich selber schafft. Wir müssen die Gebildeten und die Massen davor bewahren, das freiwillige oder unfreiwillige Versuchsopfer solcher Experimente zu werden.

Und das können wir nur, wenn wir den Bedrohten die paulinische Religion wiedergeben, gereinigt von den Niederschlägen ihres Zeugungszeitalters. Dieser Pantheismus giebt in seiner Teleologie, in seiner Forderung des Glaubens dem Gemüte reine Befriedigung; er genügt den Bedürfnissen der Phantasie durch seine Verkörperung des Geistigen, seine Vergeistigung des Sinnlichen; er erhält unser Denken und Forschen im rechten Geleise, indem er das ausnahmlose, strenge Walten der Naturgesetze nicht nur anerkennt, sondern verlangt. So bewahrt er vor verstandesmäßiger Vertrocknung gleichwie vor mystischer Verirrung, vor sinnlicher Brutalität wie vor doktrinärer Bodenlosigkeit.

Aber er trägt auch in seiner Lebensfreudigkeit die Gewähr eines den höchsten Zielen der Menschheit dienenden Handelns in sich, denn er läßt ja den Einzelnen stets durchs Ganze im Ganzen fürs Ganze wirken. Und das ist es, was ihn geradezu zur Religion unseres Zeitalters stempelt, in dem die Arbeit ihren Befreiungskampf begonnen hat und fast übermenschliche Kräfte auf das Anstreben von Idealen verwandt werden, die der Philister Utopien zu nennen pflegt. Ich brauche nicht zu wiederholen, was Sombart in seiner treffenden Art kurz und erschöpfend gesagt hat*). Die sich emporringenden Massen wollen von dem „Jammerthal", das dieses Leben sein soll, nichts wissen; und nichts von allen Lehren, die auf diese Predigt sich gründen. Ihr Bedürfnis, das (wie man es täglich sieht) auf Begeisterung für etwas Großes hinausgeht, könnte allein schon uns zu dem Glauben führen, den wir auf anderm Wege fanden. Dieses Bedürfnis lehrt uns aber gleichzeitig, in welcher Form allein die neupaulinische Religion siegen kann: sie darf sich nicht wieder in den Rahmen der Glaubensgemeinschaft zwingen lassen. Diese löst sich vielmehr auf zur Glaubensgemeinsamkeit; zu dem Bewußtsein, denselben beseligenden Glauben zu haben wie diese und jene andern. Und wenn man dieses Bewußtsein als einen wirkungsunfähigen Schatten belächeln sollte, so frage ich, was anderes uns dem Deutschen im fernen Erdteil enger verbindet als dem mitten unter uns weilenden Fremdling, was anderes die Juden über alle Reiche hin verbindet ohne eine Alliance israélite, was anderes die Proletarier aller Länder auch ohne Internationale zu einem Ringe zusammenschmiedet? Derselbe „Schatten" wird auch die wahren Christen zu

*) Sombart, Sozialismus und soziale Bewegung im 19. Jahrhundert. S. 70/71.

einer unsichtbaren Macht sammeln. Mag dann der eine sich seinen Gott mehr oder weniger persönlich denken, mag er eine persönliche Unsterblichkeit (die Paulsen als wohl vereinbar mit dem Pantheismus nachweist) oder mag er eine soziale Unvergänglichkeit im Sinne Wundts annehmen: es sind nur die individuellen Ausdrucksformen für die gemeinsame Idee, daß wir nicht für uns, sondern für ein Ganzes da sind, und daß wir dieses Ganze nur im Glauben erfassen können — ob wir es nun Wahrheit oder Schönheit, Gott oder Welt oder sonstwie nennen. Ja, je mannigfaltiger diese persönlichen Auffassungen feil werden, um so weniger liegt die Gefahr einer sektenhaften Abschließung vor, um so mehr nähert sich das Paulustum seinem Ideale, eine Weltreligion zu sein. Denn darin liegt auch das eminent Moderne dieses Glaubens, daß er die Form für sich in Anspruch nimmt, auf die unsere soziale Entwickelung immer deutlicher und unverkennbarer hinweist: die freie Genossenschaft, die an Stelle der zwangsmäßigen Vereinigung tritt und in der die Idee der Zukunft die sozialliberale, ihren Ausdruck findet: individuell verschieden die Mittel, Wege und Methoden, allen gemeinsam aber das Ziel, das Ideal, auf das sie zustreben.

Ich muß für das, was ich hier entwickelt habe, die Bezeichnung „Utopie" unter allen Umständen ablehnen. Zu einer Utopie bedarf es keiner kritischen Analyse, sondern nur phantastischer Synthese. Meine Arbeit wäre dann viel einfacher gewesen: ich hätte im rhetorischen Pathos geschwelgt, das so wohlfeil und für den Augenblick so wirksam ist — ich hätte es ähnlich gemacht wie Henry Drummond oder Herr von Egidy, der die streitenden Konfessionen zum Frieden und zur Versöhnung in einer gemeinsamen Religion aufrief. So sehe ich aber die Sache nicht an. Auch darin wird der Neupaulinismus bewußt modern sein, daß er nur durch Kampf auf Sieg hofft. Es ist eine kindliche Auffassung, zu glauben, daß je eine neue Idee, ob sie religiös, politisch, künstlerisch oder sozial sei, sich ohne Kampf durchsetzen könne, und Karl Marx' Verdienst bleibt es, diese Auffassung unrettbar zerstört zu haben. Erst wenn wir für eine Sache kämpfen, wird sie uns wahrhaft teuer und wertvoll; und hart, unerbittlich, ohne Zugeständnisse, Ausgleiche und Waffenstillstände müssen solche Fehden geführt werden. Unser Kampf wird sich zunächst gegen die evangelische Kirche richten, die es gilt, dem schützenden Arm des Staates zu entreißen. Damit wird sie ziemlich abgethan sein. Aber dann erst kommt der Entscheidungskampf, der mit Rom; denn ein Nebenihmleben müssen wir von vornherein ablehnen. Der Ausgang wird zeigen, ob die Menschen schon für die Freiheit und die Religion oder noch für die Knechtschaft und die Kirche reif sind.

Der Protestantismus wäre berufen, die Bewegung zu beginnen und zu leiten. Er würde damit nur die unvollendete Erbschaft der Reformation wieder aufnehmen. Schon einmal hat einer seiner Bedeutendsten den Versuch gemacht: Friedrich Schleiermacher. Dessen Reden „Über die Religion" sind, wenngleich teilweise auch mit den Schlagworten der Zeit behaftet, doch gleichsam die Bibel des neupaulinischen Pantheismus. Daß der Erfolg ausblieb, war leicht erklärlich. Schleiermacher versuchte nicht die Masse, an deren Zukunft man damals noch nicht glaubte, sondern die Gebildeten aufzurütteln, in deren Augen er jedoch neben der blendenden Erscheinung Hegels verschwinden mußte. Dann kamen die Materialisten, von denen mit dem Worte „Pantheismus" ein unerhörter Mißbrauch getrieben wurde. Und heute sieht man ja alles Heil in der liberalen Theologie. Gerade diesen Ballast von Kommentaren aber müßte der Protestantismus abschütteln, um die Fahne des reinen Christentums zu ergreifen.

Die Kraft dazu hätte er reichlich. Ob auch den Willen, das ist die entscheidende Frage. Sollte die weitere Entwickelung sie verneinend beantworten, sollten die Protestanten teils dort bleiben, wo sie jetzt stehen, teils auf den betretenen Irrwegen weitergehen, so wird sich die Prognose, mit der ich meine Betrachtungen einleitete, erfüllen, in der Weise wie ich es dargelegt habe. Und Rom wird lächeln. Ich hoffe nicht, daß es dazu kommt, angesichts der Zukunft, der wir entgegenblicken. Ich hoffe, daß Rom weiterhin sich so offen hervorwagt, wie es dies in den letzten Wochen gethan; dann wird es in den Protestanten vielleicht doch dämmern, wo wir uns eigentlich befinden. Und sollten die Germanen nicht mehr fähig sein, ein drittes Mal das wahre Christentum in sich aufzunehmen, so wollen wir auch dann noch nicht verzagen. An den Thoren der Geschichte steht jugendfrisch das Slawentum und begehrt Einlaß. Die kurzsichtigen „Realpolitiker", die vor der Hand darüber zu entscheiden haben, werden ihm allem Anschein nach den Wunsch versagen. Dann wird es sich die Erfüllung erzwingen in einem so grausigen Ansturm, wie ihn die Jahrtausende noch nicht gesehen haben. Vielleicht wiederholt sich dann, was einst vor 1500 Jahren geschah; vielleicht tritt im rechten Augenblick der Protestantismus den Siegern entgegen und bezwingt sie mit dem neu erstandenen Christentum. So oder so: das Volk, welches die heute als „modern" bespöttelten und verfolgten Ideen zuerst und rein in sich aufzunehmen vermag, dem allein wird die Zukunft gehören. Der Neupaulinismus dünkt mir die höchste dieser Ideen, mit dem zugleich auch die anderen sich verwirklichen werden, natürlich nicht auf einen Schlag, sondern in stetiger Herausentwickelung. Möge der Protestantismus, ehe es

zu spät ist, erkennen, daß hier allein seine Zukunft und die Zukunft unserer Kultur liegt; und möge er, alle kleinlichen Rücksichten und Bedenken wegwerfend, aus dieser Erkenntnis heraus handeln und sich damit seine Zukunft schaffen!

Knut Hamsun.

Von Octave Mirbeau.

(Paris.)

Gestehen wir's nur offen: August Strindberg entdeckt zu haben, war schließlich ärgerlich für beide Teile, für ihn und für uns. Man hielt ihn fast für einen zweiten Ibsen. Du lieber Gott, die Ibsen sind selten; man findet sie nicht auf der Straße, selbst nicht in Norwegen. Und der Irrtum, dem man sich leichtgläubig hingegeben hatte, war schnell eingesehen. Als Dramatiker ragt Strindberg keineswegs über das gefällige Mittelmaß unserer gewöhnlichen Theaterlieferanten hinaus; als Novellist und Romanschreiber ist seine geringe Bedeutung geradezu auffallend; und was seine Kenntnis der menschlichen Seele angeht, so vergleicht man sie wohl am besten mit einem kraftlosen, aufsaugenden Schwamm, einem trübseligen Wiederkäuer lombrosischer Gerichte. Auf diese Weise erscheint sein Ruhm allerdings stark kompromittiert, — da möchte man wenigstens versuchen, einen guten Chemiker aus ihm herauszudemonstrieren. Aber — ich bring' das nicht fertig.

So banal und abgetreten diese ganze Affaire ist, kann sie doch weniger umlärmten und bemerkenswerteren Künstlern schaden, und das ist zu bedauern. Ich fürchte, diese letzteren werden die Zeche eines reuigen Schweigens zahlen müssen, nachdem August Strindberg aus übereiltem Lob sich so schändlichen Vorteil und so erbarmungslose Verachtung verschafft hat.

Aber dennoch möchte ich heute von einem Menschen sprechen von seltsamer Begabung, von starker und origineller Persönlichkeit, der nicht nur die Beachtung der Litteraturkreise, sondern auch die Aufmerksamkeit jener Seelen verdient, die jeder Regung fähig und aller Banalität fern sind. Es ist Knut Hamsun. Ein bedeutendes Werk dieses Norwegers zeigt der Verleger Albert Langen an; es ist „Hunger“*).

*) Soeben erschien bei Albert Langen in München die zweite Auflage dieses Buches. D. Red.

In der That bedeutend und keinem anderen bekannten Werke ähnelnd. O nein, — dieser Titel verspricht nicht die Schilderung sozialer Empörung, keine begeisterten Predigten, Flüche und Wutschreie der Enterbten. Ganz einfach, — „Hunger" ist der Roman eines jungen Mannes, der Hunger hat, der Tag und Nacht ohne Bissen zubringen muß, niemanden anklagt und niemanden haßt. Ausquartiert aus seiner ärmlichen Kammer lungert er vor den Straßen Christianias umher; er hat keinen anderen Schlupfwinkel als das Gebüsch der umliegenden Wälder, kein anderes Bett als die Bänke in den Anlagen. Seine Ohnmacht kämpft mit dem Stolz; er will nicht arm erscheinen; sie kämpft mit dem peinlichsten Ehrbegriff, er will nicht zum Dieb werden. Seine Unnahbarkeit wächst mit dem Hunger. Ein paarmal gelangt er unverhofft zu etwas Geld. Aber das sind nur kurze Ruhepunkte auf diesem Golgathagang des Hungers. Dann aber giebt er meistens jenes Geld, mit dem er einige Wochen leben und für das nächste Elend neue Kräfte sammeln könnte, in seltsamer Beklemmung Leuten hin, die noch ärmer sind als er; es ist ein Zauber in dieser Seele, die sanft bleibt unter all dem Schrecken, kindlich, vertrauensselig, fast glücklich, . . . Pläne zu Büchern entwirft er, Theaterstücke, abends beim Schein der Straßenlaternen schreibt er Zeitungsartikel, die ihm ganz sicher morgen bedeutende Summen und bedeutenden Ruhm einbringen werden.

Kein anderes Motiv, keine andere Erregung, als der Hunger in diesem Buch. Und in diesem aufwühlenden aber, wie man glauben sollte, auf die Dauer ermüdenden Vorwurf zeigt sich eine Verschiedenheit von Stimmungen und Eindrücken, von immer neuen Straßenbildern, nächtlichen Landschaften, von merkwürdigen, überraschenden Gestalten, seltsam bizarren Figuren, daß aus diesem Buch ein einzig geartetes Werk erster Bedeutung wird, ein Werk, das uns leidenschaftlich gefangen nimmt. Autobiographie, ganz entschieden.

Vor mir liegt Knut Hamsuns Photographie. Breite Schultern, kräftige und schmiegsame Glieder. Unter struppigen, ungekämmten Haaren zeigt sich seine Stirn modelliert, energievoll und klar. Sein Blick ist seltsam. In der Buchtung der Augenhöhle hat er tiefe und dunkle Lichter. Man fühlt sofort, der hat Außerordentliches gesehen: es ist etwas fernes darin, als ob er auf einem Wege wäre, als ob er Heimweh habe — wie der Blick unserer Seeleute. Der Knebelbart aufgewirbelt, kurz und an den Enden abgebissen, über einer Lippe, die lauter Güte ist. Eine Physiognomie mit doppeltem Ausdruck, energisch und zart, übereilt und zurückhaltend, gründlich und oberflächlich, stolz und traurig, mit allen Anzeichen des Leidens auf den hohlen Wangen, in den zierlichen, leicht reizbaren Nasenflügeln — so erregt und fesselt diese Physiognomie lange den Geist.

Obgleich Knut Hamsun erst vierunddreißig Jahre alt ist, mag wohl kein Leben sehr viel reicher an Abenteuern gewesen sein, als seines. Zeitig versank er in Elend.

Von Unglück und Hunger getrieben verließ er mit zweiundzwanzig Jahren Norwegen. Er war des Kampfes müde, den sein unglaublicher Mut mit den steten, ihn umdrängenden Widerwärtigkeiten ausfechten wollte, er verzweifelte an der Hoffnung, jemals durch seiner Hände Arbeit sein Brot zu verdienen, und überdies wurde seine Handlungsweise gelähmt durch die große Rechtlichkeit seines Charakters und durch seinen unüberwindlichen Abscheu gegen alles Gemeine, — so schiffte er sich eines Tages auf einem Fahrzeug ein, das nach den Bänken von Terne-Neuve (New-Foundland) zum Kabeljaufang in See ging. Er selbst hat seinen Aufenthalt dort in einigen bewundernswerten Spalten der Revue Blanche geschildert. Es wäre interessant, zu wissen, ob jene so merkwürdig eindringlichen Spalten etwa das Bruchstück eines bedeutenderen Werkes bilden.

„Monat für Monat," so schreibt Knut Hamsun, „blieben wir auf den Bänken von Terne-Neuve, um den Kabeljau zu fangen. Sommer und Winter kamen und gingen und immer blieben wir auf demselben Platze, mitten im Meer, zwischen zwei Welten . . . Vier oder fünf Mal im Jahr fuhren wir nach Miquelon, um unseren Fang abzusetzen und Lebensmittel einzutauschen; dann wieder in die offene See hinaus, zurück an denselben Platz, und dann fingen wir wieder den Kabeljau, um ihn nach Miquelon zu bringen. Niemals ging ich an Land. Wozu auch? Nur wenig Leute bekam man zu sehen in diesem verlassenen Winkel, den der Fischer und Fischhändler bewohnten . . . Wir waren keine Seeleute, Fischer waren wir. Ein fahrender Seemann kommt stets, und mag die Fahrt auch noch so lange dauern, doch schließlich in einen Hafen, an einen Ort; wir wichen nicht von der Stelle, unsere Anker lagen im Sand vergraben. Und als wir fast die Erinnerung an festes Land verloren hatten, waren wir selbst auch fast verändert . . . Unsere unausgesetzte Beschäftigung mit den Fischen hatte uns zuguterletzt in eine Art von Mollusken verwandelt, in seltsame Meerwesen, die in ihrer Schale umherkrochen und in einer Sprache mit den anderen verkehrten.

Die einzige Frau an Bord war die Frau des Schiffsherrn. Und dies Geschöpf — häßlich, abschreckend schmutzig und unanständig entblößt, abstoßend und zänkisch, — wurde von allen für ein Ideal von Schönheit gehalten. Und sie liebten sie, „jeder nach seiner Façon", sie verehrten sie wie ein Heiligenbild, obgleich das stürmische Verlangen der Brunst in ihnen tobte. Um das zu stillen, hatten sie seltsame und fürchterliche Ideen.

Dann fanden wir ein Vergnügen darin, unsere Fische, unsere eigenen

Fische zu martern. Die beiden Russen wurden krank vor Lust, ähnliche Verbrechen zu begehen . . ."

Man müßte diese kurzen und machtvollen Seiten im Zusammenhange lesen; sie reden in ganz anderer Tonart von menschlicher Zügellosigkeit und Bestialität als die „Islandfischer". Das plötzliche Auftauchen großer Dampfer aus dem Nebel, den nächtlichen Hallucinationen, die dadurch hervorgerufen werden, alles das ist von Knut Hamsun mit einer Kraft wiedergegeben, mit einer Furchtbarkeit und Größe im Ausdruck, die man bei Pierre Loti nicht zu finden gewohnt ist.

So vergingen drei Jahre, Knut Hamsun begab sich nach Amerika, wo er ohne Geldmittel, ohne Unterstützung, ohne Verbindung ankam; er wurde Arbeiter. Während weiterer dreier Jahre war er Gärtner, kaum fristete er sein Leben, das Notwendigste entbehrte er, aber er litt nicht, denn er hatte sich allmählich eine ganz außerordentliche Kraft der Ausdauer erworben. Später träumte er davon, nach Norwegen zurückzukehren. Aber wie? Er konnte nicht sparen, hatte kein Geld zur Reise und war zu stolz, die Wiederherstellung seiner Verbindungen zu versuchen. Außerdem kam ihm das wohl kaum in den Sinn. Schließlich erhielt er eine Stelle als Kondukteur eines Schlafwagens auf einer der großen amerikanischen Linien. So hatte er Nahrung, Wohnung und genügende Besoldung, um nach weiteren vier Jahren mit seinen Ersparnissen die Heimreise antreten und sich litterarischer Arbeit widmen zu können, für die er während all der Zeit seine Leidenschaft bewahrt hatte.

Doch schon kurze Zeit nach seiner Ankunft in Norwegen wurde er gezwungen, seine Heimat wieder zu verlassen. Und er flüchtete sich nach Paris und dort schuf er, arm, allein, von keinem beachtet, in all seiner Erbitterung eines der schönsten Werke unserer Zeit.

Wir lieben diesen Menschen; mit unwiderstehlichem Zauber lockt uns dieser wunderbare und seltene Künstler, in dessen einfachen Zügen ich die Flamme des Genies habe leuchten sehen.

Ein Thersites-Monolog.

„Troilus und Cressida" in der Münchener „Litterarischen Gesellschaft"

von Franz Held.

(München.)

Blachfeld vor Troja. Schlacht. Es tritt auf ein Grieche in prachtvoller Rüstung. Hektor ruft ihn zum Kampf an — vergeblich.

„Willst nicht weilen, Tier? So flieh! Um Deine Haut, dann folg' ich Dir!"

Mit diesem Ausruf verfolgt Hektor den Flüchtigen. Bald kommt er zurück, die prächtige Rüstung des erlegten Feiglings in Händen. „Höchst fauler Kern, der äußerlich so schön!" seufzt er enttäuscht.

Dieser Vorgang scheint mir symbolisch für die Bemühungen der Münchener „Litterarischen Gesellschaft" um Shakespeares „Troilus und Cressida".

Das merkwürdige Drama, mit der ganzen Goldpanzerpracht der phantastisch „getriebenen" Rhetorik des Schwans von Avon umhüllt, freilich — es ist in seinem Kern schwer zu packen.

„Thut nichts," dachte Herr von Wolzogen, der Regisseur und spiritus rector der Litterarischen Gesellschaft, — „wenn wir nur die Rüstung haben." Darum bezeichnete er in dem jovialen Speech ans Publikum, den er der Vorstellung vorausschickte, diesen Kern sogar als „höchst faul". Es ist ein schlechtes Stück, sagte er. Freilich, fügte er hinzu, steckt doch sehr viel vom besten Shakespeare darin. Und um dessentwillen lohnt es sich, das halbvergessene Stück auszugraben.

Aber ich glaube, um den „besten Shakespeare" war es Herrn v. Wolzogen gar nicht zu thun. Er wollte nur die Äußerlichkeiten einer Theatervorstellung zu Shakespeares Zeit getreu wiedergeben. Das Werk selbst war ihm indifferente Beigabe.

Nun kann man aber bestreiten, daß es ein schlechtes Stück ist. Andere, darunter ich, meinen, es sei ein gewaltiges Stück. Aber Wolzogens Bearbeitung und Auffassung hat in der That — eine schlechte, d. h. langweilige Posse daraus gemacht. „Die schöne Rüstung kostete Dein Leben," schließt Hektor, als er von dem erlegten Griechen zurückkehrt. Ach! der Geist war aus dem „erlegten" Drama entflohen, dessen schillernde Schale wir da zu sehen bekamen. Ebensowohl könnte die Litterarische Gesellschaft Offenbachs „Schöne Helena" zur Abwechselung einmal in tragischer Auffassung mit wagnerischer Musik geben.

Wolzogen hat halt das Shakespeare'sche Trauerspiel für ein unbeschriebenes Blatt gehalten und geglaubt, seine Schriftzüge auf den weißen

Raum setzen zu müssen. Zu diesem Behuf hat er um das Wenige, was er von dem Drama übrig ließ (nach seiner eigenen Äußerung nur ein Drittel des Urtextes), eine Rahmenhandlung von mindestens ebenso großem Umfang persönlich herumgedichtet. Also Shakespeare — mit Wolzogen garniert.

Er hat es zwar in seiner Ansprache bescheiden verschwiegen und auch auf dem Theaterzettel stand es nicht klipp und klar, daß er der Verfasser ist. Aber Wolzogen'sche Züge sind in dieser Rahmenhandlung ganz unverkennbar. Shakespeare'sche Züge dagegen nicht.

Die Bühne des Gärtnerplatztheaters zeigte das Innere des alten Londoner Globe-Theaters. Die Bühne auf der Bühne, darauf die Handlung vor einem in die Tracht von 1609 gekleideten Publikum tragiert wurde, nahm den Platz unseres heutigen Parketts ein. Sie war einem „Brettl" ähnlich, ein rechteckiges, niedriges Holzgerüst, nur daß sie nach der Seite hin, wo im heutigen Zuschauerraum der Vorhang ist, Ausgänge und einen Balkon für die Schauspieler hatte. Rings um die Bühne waren Pfähle gelegt, auf denen die Lords und Junker saßen. In den Zwischenakten promenierten sie auf der Bühne. Die misera plebs, etwas tiefer plaziert, mußte sich „die Beine in den Leib stehen". Zweck der Vorstellung war, uns das Bild einer damaligen Première zu geben — beileibe nicht, uns einen Hauch shakespearischen Geistes spüren zu lassen! So ungefähr, als wenn ein gelehrter Dramaturg des zweiundzwanzigsten Jahrhunderts seinen Zuschauern eine kulturhistorische Auffassung der Kunstpflege unseres Zeitalters beibringen wollte, indem er den Theatersaal der „Freien Bühne" bei der Première von Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang" zur Darstellung brächte. Mit der eigentlichen Bühne, als etwas durchaus Unwichtigem, ganz im Hintergrund der das Parkett und die Logen des Berliner Residenztheaters vorstellenden Bühne — und mit der Geburtszange des berüchtigten Dr. Kastan als hochragendem Palladium im Vordergrund.

Allerdings, die Bühne auf der Bühne war hier nicht im Hintergrund. Nein, sie nahm fast die ganze Breite und Tiefe des Podiums ein. Aber etwas ganz und gar Unwichtiges — das war Shakespeares Werk dem Arrangeur dieser Schaustellung (ich sagte nicht: Vorstellung). Er machte es zu einem „Schauspiel im Schauspiel", zu einer quantité négligeable. Damit zog er dem Zuschauer den Untergrund jeden dramatischen Eindrucks unter den Füßen fort — die Illusion.

Um die Illusion war es ihm aber auch gar nicht zu thun; wenigstens nicht in Bezug auf das gemimte Stück. Er wollte uns über das „drollige Pathos" der Shakespeare'schen Helden nur lachen machen. Das war die zweite Versündigung an Shakespeare. Wolzogens Regie-Auffassung schließt

sich der Weisheit eines Teils der „Fachgelehrten" an, die „Troilus und Cressida" für eine Travestie des homerischen Stoffes halten. Das bringt eben nur ein „Fachgelehrter" zu Stande — „auf historisch-philologischem Wege". Jeder Mensch mit künstlerischem Gefühl wird sich nach der Lektüre sagen, daß hier mächtige Quellen höchster Poesie rauschen.

Komische Einzelzüge und Figuren sind ja unverkennbar. Aber die finden sich auch in Shakespeares ernstesten Tragödien massenhaft Sie berechtigen nicht dazu, diese ganzen Tragödien als Possen aufzufassen und dementsprechend zur Darstellung zu bringen. Sonst könnte man ja z. B. den Hamlet wegen des Polonius als Schwank geben.

Was einige Litterarhistoriker darauf gebracht hat, das Stück für eine Parodie der Ilias zu halten, das ist Shakespeares sichtliche Teilnahme für die Trojaner, welche ihn dazu veranlaßt, an den Griechen, besonders an Ajax und Menelaus, die lächerlichen und verächtlichen Seiten herauszuarbeiten. Aber diese Parteilichkeit fällt nicht dem Dichter zur Last; sie erklärt sich aus den Quellen, aus welchen er geschöpft hat. Er übernahm einfach das gegebene novellistische Material und gestaltete es zu seinen dramatischen Zwecken um.

Ein großer Mißgriff der Regie, aber ganz konsequent im Geist dieser parodistisch-kulturhistorischen Darbietung gedacht, war es, die Frauenrollen durch Männer spielen zu lassen. Dadurch wurde die Liebeshandlung grob-burlesk, die von Shakespeare innig-erotisch concipiert und ausgeführt ist, auf die er köstlichste Perlen aus seiner glänzenden Phantasiekrone reich niedergestreut hat. Bei Shakespeare ist dieser Troilus, der zarte, eben erst waffenfähige Jüngling, der aus Verzweiflung über die Treulosigkeit des heißgeliebten Weibes freiwillig in den Tod geht (seine Absicht am Schluß, sich dem siegtrunkenen Achill zu stellen — „es soll kein Raum der Erde trennen unsern Haß!" — ist doch nichts anderes, als verkappter Selbstmord), eine rührende Idealgestalt, ein Gegenstück zum Max im Wallenstein. Aber dadurch, daß er im Gärtnertheater seine Liebeslyrik an den üppigen Herrn Glonny adressierte, einen Komiker, der nicht umhin konnte, zu diesen Liebesdithyramben über seinem gutrasierten herzförmigen Mäulchen sein „saudummstes" Gesicht zu machen, dadurch wurde aus diesem Romeo-Troilus — ein blamabler Hanswurst. Die Regie scheint das auch gewollt und diesen Eindruck noch nach Kräften zu verstärken getrachtet zu haben. Denn während fast alle übrigen Rollen brillant besetzt waren, wurde Troilus, diese tragende Hauptrolle des Stückes, von einem blutigen Dilettanten, Herrn Curt Stieler, in Grund und Boden mißhandelt. Bei der Separatvorstellung durch König Ludwig II. (der einzigen, die vor derjenigen der Litterarischen Gesellschaft nach 1609 von

dem Stücke stattgefunden hat) war die Rolle des Troilus durch — Josef Kainz besetzt. Dementsprechend wird die Auffassung des Ganzen gewiß keine parodistische, sondern eine tragische gewesen sein. Wenn der Verstand des unglücklichen Königs auch zerrüttet war — in diesem Falle hat er jedenfalls mehr Kunstverstand gezeigt, als die Leitung der Litterarischen Gesellschaft.

Ferner — und das war eine Achillesferse der Aufführung! — ist Achill bei Shakespeare durchaus nicht der aufgeblähte, dummstolz-protzige „erste Tenor", welchen Herr Hans Firle (vom Goethetheater in Berlin) aus ihm machte. Gewiß, er ist von seiner Größe stark durchdrungen. Aber er hat dabei doch auch Größe.

Das letzte, um den Achill zur Possenfigur zu stempeln, that die Regie beim Tode des Hektor.

Dadurch, daß Shakespeare den in der „Ilias" glorifizierten Sieg Achills über Hektor als Mord an einem Wehrlosen darstellt, wollte er eklatant seine Überzeugung ausdrücken, daß geschichtliche Thaten, die nach allgemeiner Schätzung groß und erhaben sind, bei näherer Beleuchtung sich doch nur als ein Produkt von Verrat und Niedertracht erweisen. Ein Ausbruch überlegenen Menschendurchschauens — Menschenverachtens — das, und keine Parodie auf belanglose Dinge und Männer, ist „Troilus und Cressida" überhaupt. Es ist eine herbe Verurteilung der männlichen wie der weiblichen Natur Cressidas und Helenas — so erschienen dem Dichter damals alle Weiber. Den großartigsten Ausdruck findet diese gallenbittere Grundstimmung des Stückes in der Figur des Thersites. Dieser Charakter aus einem Guß hat durch Herrn Albert Heine (vom Berliner Hofschauspielhaus) eine wahrhaft geniale Verkörperung erfahren. Herr Heine faßte — vielleicht trotz der Regie — das Lästermaul durchaus nicht als einen Harlekin auf, sondern als einen grimmen Censor menschlicher Verderbnis. Das war die einzige Rolle, die im Sinne des Dichters angepackt wurde — und darum war es auch die einzige, die wirkte — ja, sogar überwältigend einschlug. Der hochtalentierte und mit den mächtigsten Mitteln ausgestattete junge Schauspieler fand Töne geifernder Wut und eines mannhaft verachtungsvollen Cynismus, die den angespieenen und geprügelten Thersites nicht mehr als Allerweltskrakehler, sondern als Weltankläger erscheinen ließen. Dieser Auffassung der bitteren Pillen als subjektiver Herzenserleichterungen des Dichters war sein Exterieur trefflich angepaßt: so mag Shakespeare in seinen schlimmen Stunden ausgesehen und die wutblitzenden Augen gerollt haben, wenn der Grimm über das erbärmliche Treiben der Pygmäen um ihn herum in seiner Titanenseele überkochte. Heine hatte sich nämlich einen leicht outrierten Shakespearekopf zurecht ge-

macht, den Kopf des jugendstrotzenden, kraftgeladenen Shakespeare: rötliches Kopfhaar, an den Schläfen struppig abstehend, starke Glatze, zänkisch zugespitzter blonder Kinnbart. Bei dieser Rolle, für die der Dichter, weil er in ihr einen Teil seiner eigenen Subjektivität giebt, keine Illusion vom Publikum fordert, erwies sich auch die restaurierte Brettl-Bühne des Globe-Theaters als sehr förderlich. Sie ermöglichte dem Thersites einen nahen Kontakt mit seinem Publikum. Und nur aus dieser Fühlung mit den ganz nahe dem Schauspieler sitzenden und umstehenden Hörern sind ja Shakespeares Narrengestalten verständlich und darstellbar.

Herr Heine hatte denn auch den einzigen Erfolg des Abends. Er gab der Vorstellung einen Schimmer von Ernst und Physiognomie. Ohne ihn wäre das Auditorium eingeschlafen oder — trotz seiner großen Geduld — fortgelaufen. Er wurde denn auch zum Schluß begeistert gerufen — man hörte deutlich seinen Namen und keinen andern.

Und doch waren dem Publikum so viel kleine Genüsse geboten worden, die es für den Mangel eines großen Kunsteindrucks entschädigen sollten. Seitlich am Orchesterraum vorbei führte eine Brücke von der Bühne in den (wirklichen) Zuschauerraum. Und wenn sich auch keine Brücke des Verständnisses baute zwischen Shakespeares Tragik und den Hörern, so schritten über diese Holzbrücke in der einzigen zehnminutigen Pause doch altertümlich maskierte Choristinnen, die den Parkettbesuchern süßen Meth und Äpfel aus Körben anboten. Das „Brettl“ (die Bühne des Globe-Theaters) war fast während der ganzen Vorstellung mit strammen, kokett übereinander geschlagenen Choristinnenbeinen garniert. (Ja, ja — die „lieben, süßen Mädeln“!) Und dieser Trikotrahmen des Stücks hatte wenigstens Abrundung — was man von Wolzogens Rahmenhandlung nicht sagen kann. Sie war vielmehr verworren und trotz einiger im Stil der Zeit gedachten Derbheiten seicht, außerdem merkte man allzu deutlich die Absicht, dem Publikum kulturhistorische und litterarhistorische Lektionen zu geben. Statt zwei Drittel von Shakespeares Original zu streichen, hätte er den Rotstift bei seinen breiten Zuthaten fleißig brauchen sollen.

Neben dem Hintergrund der Brettl-Bühne war eine schwarze Holztafel angebracht, auf welcher jedesmal nach dem Abtreten der Schauspieler der Schauplatz der jeweiligen nächsten Scene mit Kreide verzeichnet wurde. Wenigstens anfangs. Als die Geschichte einmal im Rollen war, hielt man das für überflüssig. Und in der zweiten Vorstellung war während der letzten Akte statt „Feld vor Troja“ mit großen, deutlichen Kreideschriftzügen auf der Tafel zu lesen: „Wolzogen hoch!“ Aber trotz Äpfeln, Meth und Choristinnen-Schenkelguirlanden fand diese captatio benevolentiae keinerlei Acclamation im Publikum.

Gewiß! Wolzogen ist — das hat er im „akademisch-dramatischen Verein“ und bei den früheren beiden Vorstellungen der Litterarischen Gesellschaft glänzend bewiesen — ein sehr feinfühliger und unermüdlicher Regisseur. Aber malerisches Empfinden und Geschick für Arrangierung genrehafter Milieustimmungen genügen nicht für eine solche Aufgabe. Dazu gehört eine klotzige Hand — eine Hand in Glacéhandschuhen darf sich an Shakespeare nicht reiben — sonst springen sämtliche Nähte. Man braucht bloß Wolzogens ganz reizende, urbehaglich humoristische Novelletten zu lesen, um zu wissen, daß dieser liebenswürdige Erzähler kein Dramaturg sein kann, berechtigt, sich kraft der Dämonie eigener Empfindung und Auffassung an den schroffsten aller Tragiker heran zu wagen. Cressida und Kassandra sind keine lieben, süßen Mädeln.

Wolzogen hat sich als thatkräftiger Propagandist der modernen Dramatik um das Ausfegen des in litterarischer Beziehung bis noch vor kurzem vorsündflutlich ausschauenden Kunststalles München wacker verdient gemacht. Aber zum Aufbauen einer neuen, positiven Großkunst (und in diese Rubrik fällt nichts von unserer bisherigen, vielgepriesenen Trivialitätsdramatik) gehört Congenialität mit den souveränen Pyramidenschichtern. Vielleicht sind welche da — gebt ihnen nur Material!

Aber was hat die „Litterarische Gesellschaft“ seit ihrem Bestehen mit ihren großen Mitteln denn herausgebracht?

Nun ja, die gute Aufführung der „Macht der Finsternis“ war verdienstlich, wenn auch nicht das dringendste. Darüber sind wir ja jetzt wohl alle hinaus, konsequent nur Scheußlichkeiten auf die Bühne zerren zu wollen. Aber es ist Macht in dem Stücke — darum bravo! Auch hatte seine Aufführung das Gute, die ältesten und zimperlichsten Litteraturbonzen à la Heyse zum Austritt aus dem Vorstand zu bringen. Nominell ist jetzt Ganghofer der erste Vorsitzende. Aber der Vorstand steht unter Wolzogens, des zweiten Vorsitzenden, absolutem geistigen Einfluß und Wolzogen thut auch alles. Und was hat er nun gethan? Warum als zweite Vorstellung die zwar recht scharfe und derbkomische, aber (wie der ganze Hartleben) doch unendlich banale „Erziehung zur Ehe“? Wolzogen hat kürzlich ein Bändchen veröffentlicht: „Der Peperl und andere Raritäten“. Der Peperl ist eine Frühgeburt in Spiritus, den die kinderlosen Eltern melancholisch-gerührt betrachten. So mögen die geistigen Väter der Litterarischen Gesellschaft jetzt auf die Spätgeburt „Troilus und Cressida“ schauen, die sie in Spiritus gesetzt haben. Ist eine solche Gesellschaft dazu da, Raritäten in Spiritus zu setzen?

Ein Mann in Wolzogens vielvermögender Stellung sollte mit den scharfen und rastlosen Augen des Leuchtturmwächters ausspähen, wo etwa

neue Segel in der Ferne des Horizontes sonnengeküßt sich zeigen. „Bahn den jungen Talenten!“ Das ist die einzige Parole, die einer solchen Gesellschaft Existenzberechtigung giebt. Allerdings ließen sich bei neuen Originalwerken nicht so leicht zwei Drittel des Textes streichen, Rahmenhandlungen ersinnen, prunkvolle Kostüme zeigen und altertümliche Musikstücke exekutieren.

Aber halt! Da ist ja C. A. Pieper mit seinem „Nocturno“. Da haben wir ja ein „junges Talent“. Dieser Einakter, ein fader, nicht endenwollender Dialog zwischen der brünstigen George Sand und dem schlappen Chopin, ging der „Erziehung zur Ehe“ voraus. Hier hätte recht viel gestrichen werden müssen. Nämlich alles. Ein hohlerer Phrasenschwall, ein elenderer Schmarren läßt sich nicht denken. Schweigen der Nacht verschlang das Nocturno.

Und warum dies armselige Gezirp? Ich denke, weil das Machwerkchen einen litterarhistorischen Anstrich hatte. George Sand — hm, wenn man zeigen kann, daß man weiß, George Sand habe eigentlich Aurore Dudevant geheißen — à la bonheur! Das ist etwas für diese „Litterarische Gesellschaft“. Denn die thut seit allem Anfang furchtbar gelahrt. So wurde die „Macht der Finsternis“ von dem ganz unmächtigen Dozenten Roman Wörner mit einem unglaublich ledernen Colleg über Tolstoi „eingeleitet“.

Und diese lebenden Bilder, die man „Troilus und Cressida“ nannte, waren ja auch wieder nichts anderes, als eine Konzession an den pedantischen Professorengeist. Darüber läßt sich debattieren und lange, grundgelehrte Aufsätze in die Zeitungen schreiben. Und das Protzen-Publikum, das zum großen Teil die Cadres der Litterarischen Gesellschaft füllt (der Jahresbeitrag ist teuer, es wird ferner ein „Gründungsbeitrag“ gewünscht und die besseren Plätze kosten zudem noch ein Aufschlagsgeld), dies zahlungsfähige Publikum fühlt sich geschmeichelt, daß man es für so gebildet hält, in Fragen der „litterarhistorischen Forschung“ mitsprechen und miturteilen zu dürfen.

„Nichts als Modergeruch! Staub aus Perrücken!“ würde Thersites keifen. „Kostümaufzüge! Litterarischer Verein? Hohoho! Archivarischer Karnevalsverein! Mittelst wurmzernagter Pergamente will man eine neue Dramatik fördern! Sie reden von Pflege „werdender Kunst“ — und spreizen sich in dem mottenzerfressenen Mantel der „historischen Treue!“ Sie haben weniger Gehirn als Ohrenschmalz, und noch viel weniger Zielbewußtheit als Gehirn. Die Pest in ihr Gebein. Die Leere in ihre Kasse!“

Und da hätte der Oppositionsmann, wie meist mit seinen Invektiven, nicht so ganz unrecht.

Einen Bettler im (fiktiven) Auditorium, der bei einem Diebstahl ertappt wurde, band man an den neben dem „Brettl“ ragenden Schandpfahl. Agamemnon, der in der Maske des alternden Shakespeare gegeben wurde, sprach in seiner Eigenschaft als Theaterdirektor dies Urteil aus. Dazu war er berechtigt, weil damals den Herren Direktoren in ihren Theatern eigene Justiz zustand. (Wie würde es da heute den Kritikern ergehen!) Wer aber da in Wahrheit an den Schandpfahl gebunden wurde — das war Shakespeare. Die Wolzogen'sche Bearbeitung, Inscenierung und teilweise auch die Rollenbesetzung (nur noch unser trefflicher Mime und Poet dazu Franz Reßner war als kupplerischer Großpapa Pandarus ganz an seinem Platz und spielte, wie gewöhnlich, ausgezeichnet), sie bedeutet eine (wenn auch ungewollte) Verhöhnung des Shakespeare'schen Genius. Wenn an der Scenerietafel statt „Hoch Wolzogen!“ — „Hoch Shakespeare!“ gestanden hätte, so wäre das ganz im Sinne der Vorstellung gewesen. Denn Shakespeare war ja als Dichter und Regisseur der Vorstellung gedacht. Aber es wäre zugleich eine gröbliche Verunglimpfung des Tragikers gewesen. Diese Leistung hätte er gewiß verleugnet.

Auch ist die Wolzogen'sche Rahmenhandlung eine Beleidigung des damaligen Publikums. Wenn die Engländer um 1600 wirklich solche Rüpel gewesen wären, wie Wolzogen sie darstellt — (auch die Aristokraten schildert er als roh und dumm), sie hätten einen so elementaren und subtilen Geist wie Shakespeare niedergezischt. Das damalige Publikum muß viel feinsinniger gewesen sein, wie das heutige. Sonst hätte es keinen Shakespeare aufkommen lassen.

Heute käme er nicht mehr auf.

Maurice Maeterlinck.

Von Fr. von Oppeln-Bronikowski.

(Berlin.)

II.

Was ist uns Maeterlinck? Was ist er sich? „Ist er ein Versprechender oder ein Erfüllender? Ein Erobernder oder ein Erbe? Ein Herbst oder eine Pflugschar? Ein Arzt oder ein Genesender?“ Mit diesen Worten Zarathustras können wir auch hier fragen.

Zwei Figuren sind in Maeterlincks Dramen typisch: Der Blinde und das Kind. Weib und Kind stehen der Natur und dem Walten ewiger

Mächte näher als der Mann. „Der größte Teil ihres Lebens spielt sich ohne Schwerter, Blut und Gefahren ab.“ Nur den Mann umfängt der „Aufruhr der Leidenschaften“, seine Seele wird durch die äußere Realität gefangen genommen, abgelenkt, verwirrt und zersplittert; und ob er schon sieht, ist er doch der eigentlich Blinde, denn „wir öffnen die Augen nur für unbedeutende Dinge“. Sein Auge muß ihm erst gewaltsam nach innen gekehrt werden, damit er die zweite Hälfte der Welt, die innere gewahr wird; er muß blind werden, um zu sehen, wie die Griechen ihren Homer blind sein ließen, damit er die Schätze einer apollinischen Traumwelt sähe, wie wir unsre Singvögel blenden, damit sie besser singen, oder wie Juno den Tiresias mit Blindheit schlug, um ihm die Gabe wahrsagerischer Hellsichtigkeit zu geben. Das Kind, das noch nicht sagen kann, was es erlebt — „denn wir sprechen nur in Stunden, wo wir nicht leben, und was wir wissen, geht uns nichts mehr an“ —; der Blinde, dessen Seele sich erschließt, indem er den Sinn für die äußere Welt verliert, und dessen überfeine Nerven vor jedem Windstoße zusammenzucken, als hätte ihn jemand angefaßt ..., das Ende und der Anfang, das Absterbende und Werdende, das noch nicht und nicht mehr — diese beiden Symbole unsrer Zeit sind auch Maeterlincks Wahrzeichen; ein überfeinerter Greis und ein unschuldiges Kind blickt er uns aus seinen Werken entgegen. Und wenn ich es jetzt unternehme, einiges daraus zu verplaudern, so möchte ich ein schönes Wort Schillers voransetzen, das auch Maeterlinck hätte sprechen können:

„Spricht die Seele, so spricht, ach, schon die Seele nicht mehr.“

Das Wesentliche verflüchtigt sich im Worte, jenes „je ne sais quoi“, was wir Stimmung nennen, „jenes ich weiß nicht, was soll es bedeuten“, das uns so traurig stimmt, muß in der rauhen Wirklichkeit verwelken und verdorren, wie Aladine und Palomides verderben und sterben, als sie aus der grüngoldenen Märchenpracht ihres Grottenkerkers ans helle, grelle Tageslicht kommen — „das Licht, das kein Erbarmen hatte“ .....

* * *

Maeterlinck debütierte 1889 mit einem Bändchen Gedichte „Serres chaudes“ (Treibhauspflanzen), von denen einige Exemplare das letzte Heft dieser Zeitschrift brachte. Es sind Kinder einer überhitzten Phantasie, für die der Dichter in gerechter Selbstkritik den rechten Titel gefunden hat. Französische décadence, die in allen Farben schöner Verwesung schillert. Er ist alles, was Maeterlinck später nicht ist, jenes „weihrauchduftende Sinnereizen“ der französischen Neuromantik .... „Es werden da Düfte geschmeckt, Lichter gefühlt, Töne gerochen“ und Gefühle besungen, die es einfach nicht giebt. Ein völlig Gewandelter, tritt uns Maeterlinck in seinen

12 Chansons entgegen, die im letzten Jahre erschienen. Das vorige Heft der „Gesellschaft" brachte ihrer drei. Hier ist nichts mehr von „Geschmäcklerpfaffenwesen" und Hyperästhesie zu finden; hier weint die tiefe, purpurne Wehmut des deutschen Volksliedes. Hör' ich das Mühlrad gehen, ich weiß nicht, was es will — dergleichen Laute hat auch Maeterlinck auf seiner Leyer, und wenn irgendwo, muß man hier am meisten bedauern, daß er nicht deutsch geschrieben hat. Ich bin wirklich ein guter Europäer, aber von unsrer Sprache lasse ich mir nichts nehmen — und dies ist ihr genommen....

Allerdings bedeuten Maeterlincks Lieder wenig gegenüber seinen Dramen. Sie leben nur von den Stimmungen mit, die dort viel mächtiger fluten. Diese undramatischen Stücke sind überhaupt Stimmung und nur Stimmung; das Theater hat kein Recht an sie. Sie müssen beim grellen Rampenlicht, das nur vergröberte Effekte duldet, zu Grunde gehen; ihr Zauber liegt im Lesen, mitleben und mitbeben. Am besten auf die Bühne paßt noch ihr Erstling, Prinzeß Maleine, ein Zwilling der Serres chaudes; auch hier hat Maeterlinck sich noch nicht gefunden; der später so krystallklare, farblose Strom seiner Mystik braust hier noch in trüben Strudeln, hiberna nive turgidus; hatte der Dichter in seinen Versen bei den neusten Franzosen, so hier bei Shakespeare Anlehnung gesucht. Der „Faustschlag des gewöhnlichen Dramas" schlägt uns darin noch ins Gesicht; „die ganze traditionelle Erhabenheit, Blut, Thränen, Tod und weiter nichts" — erfüllen auch dieses Stück; freilich zeigen sich auch schon die Schwalben eines neuen Lenzes .... z. B. in der Scene, wo Maleine und ihre Amme im Turm sitzen, von den Verteidigern der Königsburg vergessen, von den Eroberern nicht entdeckt. Endlich gelingt es der Amme, einen Stein zu lockern; die Sonne quillt durch die Spalten herein und trifft die Glieder wie heiße Milch; jubelnd wollen ihre noch geblendeten Augen die freie Gotteswelt begrüßen — aber weh! Was sehen sie! Schauerliche Verwüstung, verbrannte Trümmer und kreisende, kreischende Raben darüber; die Felder verödet und Tod überall; so sehen sie die Welt wieder ....

Furchtbar ist die Ermordung Maleines durch die Königin Anna von Jütland, die Buhle des alten Königs Hjalmar, der ein willenloses Werkzeug in ihrer Hand ist. Seinen Sohn will sie für ihre Tochter zur Ehe, der aber liebt Maleine und haßt seine Braut „mit den grünen Augen einer Köchin". Da will die Teufelin das Prinzeßchen vergiften; aber der Arzt, der ihr Vorhaben merkt, giebt ihr ein unschuldiges Pulver statt des verlangten Giftes — so schreitet sie denn zur Erdrosselung Maleines. Ihren winselnden Buhlen, der sich ihr entreißen will, zerrt sie nach sich; es ist draußen vor der Thür der Prinzessin. Und drinnen liegt das Opfer des Anschlags, von furchtbaren Ahnungen bebend. Aber Anna weiß ihr durch

Liebkosungen die Schlinge um den Hals zu legen — und bald hat sie verröchelt. Da entsteht ein furchtbarer Aufruhr der Elemente. Die Festen des Schlosses erzittern von herantobenden Wassern; die Föhrenwälder stehen in Flammen, mit tausend dornigen, kalten Fingern klopft der Hagel an die Fenster. Und der alte Mordgehilfe wagt keinem mehr ins Gesicht zu sehen; wimmernd steht er vor der jungen Leiche, die ein dunkler Streifen am Halse würgt. Sein Sohn kommt hinzu und erschlägt das Mordweib, das der rote Königsmantel über der Leiche verrät; dann tötet er sich selbst, da er ohne Maleine nicht leben will. Der Vater wird wahnsinnig. —

Soviel von diesem Schauerstück, dessen Technik sich Maeterlinck bald abwenden sollte. „Es giebt eine alltägliche Tragik, die viel wahrer und tiefer ist und unserem wahren Wesen weit mehr entspricht als die Tragik der großen Abenteuer. Es handelt sich dabei nicht mehr um den begrenzten Kampf von Wesen gegen Wesen, von Wunsch gegen Wunsch, noch um den ewigen Kampf von Pflicht und Leidenschaft. Die wahre, tiefe und allgemeine Tragödie des Lebens beginnt erst dort, wo die sogenannten Abenteuer, Schmerzen und Gefahren aufhören." Also nicht die enge, endliche, begrenzte Welt des Handelns und Geschehens, die Shakespearesche Welt des Ewig-Männlichen, nicht mehr Fleisch und Blut, sondern das, was in den großen Tragödien nur am Horizonte rauscht, „das geheimnisvolle Lied des Unendlichen, das Schweigen, das Götter und Menschen bedroht, das Schicksal oder Verhängnis, das man um sich empfindet, ohne sagen zu können, an welchen Anzeigen man es erkennt," — wird zum Gegenstand der Darstellung. Und nicht mit raffinierter Technik, sondern mit noch raffinierterer Einfalt wird es dargestellt. „Die feierliche und ununterbrochene Zwiesprache zwischen einem Wesen und seinem Schicksal" läuft dem Dialoge scheinbar nur zur Seite, aus einzelnen mystischen Worten hervorblitzend. „Aber recht besehen ist dieser ‚Dialog zweiten Grades' der eigentliche; und das Gedicht nähert sich höherer Wahrheit und Schönheit in dem Maße, als man die Worte ausscheidet, welche die Handlung bezeichnen, und sie durch Worte ersetzt, die zwar keinen Seelenzustand, wohl aber gewisse unfaßliche, unaufhörliche Bewegungen der Seele darstellen." Und eben diese Worte lassen den Leser ahnen, daß hier viel mehr gemeint und angedeutet ist, als gesagt wird und werden kann; er lernt hinter die Worte sehen, und mit dem Dichter von Seele zu Seele Zwiesprache halten.

Zur Erhöhung dieser wunderbaren Stimmung dient auch die Natursymbolik, die, in Prinzeß Maleine noch äußerlich und überladen, bald vereinfacht und vertieft erscheint. Wie ein lebendiges Wesen begleitet die Natur alle Handlungen des Menschen; ihre Erscheinungen gehen ihnen warnend vergebens voraus und folgen ihnen als Herolde der Rache. Eine

Fontäne, die gurgelnd versiegt, kündet den Liebenden nahen Tod; beim ersten Stelldichein der Liebenden, als mit dem ersten Kuß die erste Gedankensünde durch die Glieder rieselt, fliegen die Tauben Melisandes auf; sie werden sich im Dunkeln verirren und nicht wiederkommen. Bei dem ersten Liebesgange Aladines und Palomides stürzt das Lamm der Griechin unversehens in den Strudel und endigt in einer unterirdischen Grotte, um sie und später ihre Gefangenen zu vergiften ... Wunderbare Grotten sind es, auf denen Ablamores und Arkels Paläste stehen, diese Paläste, in denen man sich verliert. „All die Fenster auf das Meer — sagt Aladine — man kann sie nicht zählen. Und die Gänge, die sich wenden ohne Grund, und andere, die sich nicht wenden und sich zwischen den Mauern verlieren. Und die Säle, die ich nicht zu betreten wage. Einmal habe ich mich darin verirrt. Ich habe dreißig Thüren geöffnet, bevor ich das Tageslicht wiederfand. Und ich konnte nicht hinaus: die letzte Thür führte auf einen Teich .... Und die Gewölbe, die den ganzen Sommer frieren, und die Galerieen, die ohne Ende in sich selbst zurückkehren!" Oder die düstere Burg Arkels! „Sie ist kalt und schaurig, und alle, die drin wohnen, sind schon alt. Und die Gegend mit all ihren Wäldern, ihren alten Forsten ohne Licht: man sieht nie den Himmel . . . ."

Eine wunderbare Welt, eine Wunderwelt ist es, die Maeterlinck vor uns aufbaut; es wird einem beklommen zu Mute, wenn man sie betritt. Mit dumpfer Schwere lastet sie auf der Seele, ahnende Unruhe erzeugend. Sie ist das rechte Milieu, die rechte Mittlerin zwischen dem Menschen und seinem Schicksale, das er ohnmächtig bekämpft, wie ein Träumender den lastenden Alp. Sie führt uns auch in rechter Stimmung zu den Stücken, die in ihr spielen.

Nach Maleine erschienen les Aveugles, die Blinden, zugleich mit l'Intruse, der Eindringling (1890). Mit ihnen ist Maeterlinck auf der Höhe; von Maleine zu ihnen ist ein saltus genii. Die Blinden*), sechs Greise, vier Greisinnen, eine irrsinnige Mutter mit ihrem Säugling und ein erblindetes junges Weib sind dem alten Priester, der sich ihrer gütig angenommen, aus dem Hospiz gefolgt, in den nordischen Urwald, nahe an die Küste, wo man die Brandung des Meeres schon hört. Der Priester hat sich von ihnen mit einem müden „Gute Nacht" verabschiedet: er wollte noch etwas an den Strand gehen — und hat sie allein gelassen. So meinen sie wenigstens. Denn sie sehen ja nicht, daß er mit wächsernem Antlitz und blutunterlaufenen Augen noch unter ihnen sitzt — als Leiche. Schon murren sie, daß er nicht zurückkommt und sie heimführt, daß er sie verließ in ihrer

*) Deutsch bei A. Langen. Leipzig, Wien, Paris.

hilflosen Verlassenheit; in kleinlichem Hader machen sie ihrer Unzufriedenheit Luft. So verstreicht die Zeit mit Zanken, Schwatzen und Beten. Vom Hospiz her zittern fern die Klänge der Turmuhr herüber: zwölf. Ist's Mitternacht? Ist's Mittag? Sie wissen es nicht. Wo sind sie überhaupt? Sie sehen es nicht. Nur im Traum glauben sie noch zu sehen .... Mit überreizter Empfindlichkeit tasten sie umher; jeder Windhauch läßt sie glauben, es berühre sie einer .... Er nutzt ihnen nichts, der krankhafte Spürsinn; er mehrt nur ihre Lebensangst und Unruhe — eine schauerliche Parodie auf die „Zweckmäßigkeit" der Natur .... Was sollen sie nun anfangen? Ins Hospiz zurückkehren? Aber der Fluß trennt sie ab, und der Weg zur Brücke führt durch Sümpfe. Aber was soll man thun? Sie müssen fort. Man fürchtet Stürme und Dammbrüche und Überschwemmungen, und die nagende Kälte frißt an Gesicht und Gliedern — es muß doch wohl Nacht sein ... Da — nahen Schritte — er ist's, der Priester; er wird sie retten. Ach — es ist nur der Hund vom Hospiz. Auch er sucht seinen Herrn. Aber immerhin kann man sich ihm anschließen; vielleicht läuft er doch zum Hospiz zurück. Und man folgt ihm — wenige Schritte nur — da bleibt er stehen. Man stößt auf etwas wächsernes, kaltes — ein Totenantlitz. Wer starb hier? Man ruft sich bei Namen. Alle antworten; auch das irre Weib giebt sich durch sein Phantasieren kund — es muß also der Priester sein. Ihr habt ihn durch Euren Widerspruch und Widerstand gehöhnt, sagen jetzt die Alten. Nun ist alles aus. Der Hund, der allein retten könnte, will nicht von der Stelle .... Nachtwind erhebt sich; in kalten Flocken rieselt der Schnee; es ist rettungslos kalt. Da — ein neues Geräusch; es ist, als schritte wer über die welken Blätter hin. Haltet das Kind hoch! Es kann allein noch sehen. Aber mit furchtbarem Angstschrei begrüßt das Kind den neuen Retter; es sieht — das anrollende Meer. Mit dem Rufe „Erbarmen!" verhallt der Klang menschlicher Stimmen in die kalte Nacht; gnädig deckt der Vorhang den furchtbaren Tod. —

L'Intruse, der Eindringling*), spielt in einem alten, weitgebauten, halbverfallenen holländischen Herrensitze. Vater, Oheim, drei Töchter und der blinde Großvater in dumpfer Stube beisammen sind. Die dumpfe Schwüle der Sommernacht liegt auf der Natur und auf den Seelen. Die Mutter liegt im Wochenbett; es ist heute der erste Tag, wo es besser geht. Im Zimmer gegenüber liegt das Neugeborene, das noch keinen Laut von sich gegeben. Man wartet auf die Schwägerin und den Arzt, die beide noch kommen wollen; es ist schon spät. Eins der Mädchen tritt ans Fenster, um nach ihnen auszuschauen. Siehst Du nichts? fragt der blinde Groß-

*) Deutsch bei A. Langen.

vater. Er ist heute so sonderbar! Nichts. Nur ein leichter Windhauch erhebt sich auf der Straße. Die Bäume zittern. Es ist Einer im Garten, sagt der Blinde. Wer mag der Eindringling sein? Man sieht ihn nicht. Aber die Nachtigallen verstummen im Garten. Die Schwäne im Teich zittern; die Fische tauchen unter. Der Wind entblättert die Rosen; ein eisiger Hauch streift den Blinden. Man soll die Thür schließen — aber sie schließt nicht. Sie muß wohl verquollen sein. Morgen kommt der Tischler, der kann sie in Ordnung bringen. Morgen — am Sonntag — der Tischler? Da plötzlich ertönt unten das Dengeln einer Sense. Der Alte fährt auf. Es ist der Gärtner, beruhigt man ihn, der das Gras mäht. Aber man sieht ihn nicht; er ist im Schatten . . . Die Lampe brennt so trübe. Sie hat kein Öl mehr, obschon es am Morgen frisch aufgefüllt wurde. Das Glas ist wohl angelaufen . . . Der Blinde schläft etwas ein, plötzlich aber fährt er hoch. Ihm ist, als stünde Einer an der Glasthür. Wirklich hört man unten die Hausthür gehen; es muß wohl die Schwester sein. Aber sie läßt lange auf sich warten; niemand kommt. Man ruft die Magd. Sie kommt so leise wie sie kann, aber doch noch zu laut für den überscharfen Sinn des Blinden — und auch für die Anderen. Wer ist gekommen? Niemand. Aber die Thür ging doch. Sie fand die Thür offen und schloß sie darum. Offen? Wer ist denn hinausgegangen? Keines weiß es. Drängen Sie doch nicht so gegen die Thür, als ob Sie hinein wollten, sagt der Hausherr. Aber, gnädiger Herr, ich bin ja drei Schritt von der Schwelle ab, erwidert das Mädchen und geht. Dem Blinden ist, als säße noch jemand im Zimmer. Er fragt alle Stimmen ab — und dort, wer sitzt dort? — Niemand. Etwas besonderes muß aber doch sein, was man ihm verheimlichen will. Der Oheim spottet; der Vater sucht es ihm auszureden; aber er bleibt dabei und steckt mit seiner Angst auch die Mädchen an. Die Lampe lischt aus; keiner wagt mehr zu reden; der Oheim geht auf und ab wie ein Tiger im Käfig; alle fürchten das nahende Unheil. Da schlägt die Uhr zwölf; am Tisch entsteht ein Lärm, wie wenn Einer aufstände; aber es ist niemand aufgestanden. Im Krankenzimmer schallen dumpfe Schritte. Das Neugeborene thut seinen ersten Schrei. Die Thür des Krankenzimmers geht auf; Licht quillt herein. In schwarz-weißen Konturen erscheint die Gestalt der Krankenpflegerin, die sich bekreuzigt. Alles stürzt dem Sterbezimmer zu. Wohin? Wohin, ruft der Blinde. Sie haben mich alle allein gelassen. — — Das ist gewiß so furchtbar wie einfach; es ist von jener rein menschlichen Wahrheit, die auch Kinder und gewöhnliche Leute verstehen. Es zieht einen ordentlich in diese Insel herein, sagte mir ein Mädchen vor der Toteninsel Böcklins — und dieses Gedicht ist wie das ewige Todeslied Böcklins. „Diese kleinen, köstlich irrealen Stücke

Maeterlincks, sagt R. de Gourmond, sind in diesem Sinne von tiefer, lebendiger Wahrheit. Seine Figuren, obschon scheinbar Phantome, strotzen von Leben, wie elektrische Kugeln, die leblos scheinen, aber bei Berührung einer Spitze blitzen. Seine Figuren sind keine Abstraktionen, sondern Synthesen; sie sind Zustände der Seele, ja, der Menschheit; Augenblicke und Minuten, die ewig sind und wirklich, kraft ihrer Unwirklichkeit . . . ."

Und ähnlich sind die Studien Intérieur und der Tod des Tintagiles; dort handelt es sich um eine plötzliche Todesbotschaft, die ahnungslose Leute trifft, hier um den Tod eines Knaben. Was ist überhaupt das Leben weiter als ein Warten auf den Tod! Was ist uns gewiß, wenn nicht Er. „Irgendwo im Nebelmeere — fährt Gourmond fort — ist eine Insel, und auf der Insel ist ein Schloß, und in dem Schloß ist ein großer Saal, den eine kleine Ampel erleuchtet, und in dem großen Saale sind Leute, die warten. Worauf warten sie? Sie wissen es nicht. Sie erwarten, daß man an die Thür klopft, daß die Lampe verlischt, sie erwarten die Furcht, sie erwarten den Tod. Sie sprechen; ja, sie sagen Worte, die einen Augenblick das Stillschweigen stören; dann lauschen sie wieder und lassen ihre Sätze unvollendet, ihre Mienen unfertig. Sie lauschen, sie warten. Er wird vielleicht nicht kommen. Oh! er wird kommen! Er kommt immer. Es ist spät. Vielleicht kommt er erst morgen. Und die vielen Menschen in dem großen Saale unter der kleinen Ampel beginnen zu lächeln und zu hoffen. Da klopft es — — das ist das Ganze; das ist ein ganzes Leben, das ganze Leben . . ."

Möglich, daß wir dieser Weltstimmung nicht beistimmen; aber keiner kann sich ihrem dämonischen Zauber entziehen. Maeterlinck bannt uns in seinen Dunstkreis, wie nur ein Großer es vermag, „und selbst da*), wo er mit Gewalt erzwingt, glaubt man freiwillig zu geben; und wo er den Richter mit stürmender Hand querfeldein treibt, wähnt sich dieser nicht mit Ungestüm fortgerissen, sondern vermeint, er folge mit freier Hingebung".

1891 erschien die französische Ausgabe der „Zierde der geistlichen Hochzeit" des Vlamen Ruysbroeck, von Maeterlinck bevorredet; 1892 Pelleas und Melisande**), deren deutsche Übersetzung Max. Harden mit einer Vorrede versehen hat, die ich als ein Muster von Stilkorruption bezeichnen möchte, in der übrigens Nietzsche in einer das erlaubte Maß überschreitenden Weise ausgeschlachtet worden ist. Pelleas und Melisande ist das Lied von der verbotenen Liebe. Es sind wunderbare Scenen darin. Allein schon die üppigen Haare Melisandes geben Stoff genug zur Poesie. Wie diese Haare ihr über die Schultern wallen und sich im sonnigen Naß

*) Quintilian über Cicero.

**) Deutsch bei F. Schneider u. Comp. Berlin 1897.

des Brunnens baden, wie sie ihr beim ersten verbotenen Stelldichein aufgehen und den Liebsten, der unten am Fenster steht, wie ein weicher, goldener Mantel umschmeicheln, wie er sie dann zum Scherz an einem Weidenbaum anknüpfte und ihre Herrin zu seiner Gefangenen macht, nicht ahnend, daß er sie so an ihr Schicksal anfesselt, wie Goland, der Gatte, sie überrascht, ehe sie sich losmachen kann — das könnte schon auf eignen Füßen gehen. Aber dann kommt noch die Grottenscene, wo Goland seinen Bruder mit bedeutungsvoller Miene an die Todesgrotten unter dem Schlosse und warnend an den Rand des Abgrunds führt, wo er ihn den Todeshauch der Tiefe atmen läßt; — und die Scene am Fenster, in der er, von Argwohn gepeinigt, sein Söhnchen bis an die Brüstung hebt, um zu wissen, was Pelleas und Melisande im Zimmer thun — und das Kind sieht nur verweinte Augen und Menschen, die dem Fatum entgehen wollen und nicht können. Und schließlich erschlägt er in blinder Wut seinen Bruder und verletzt Melisande nur leicht, aber doch schwer genug, daß sie daran stirbt ....

1894 folgten die drei „Marionettendramen" Aladine und Palomides*), Intérieur und Tod des Tintagiles — ein wunderbarer Gesamttitel! Die Menschen sind dem Dichter nur Puppen, deren unsichtbare Fäden in der Hand des Schicksals zusammenlaufen — und keiner entgeht diesem Schicksal.

1895 erschienen die Übersetzungen aus Novalis (Fragmente und Saïsschüler), von einer prächtigen Vorrede eingeführt, in der Maeterlinck wie Nietzsche über Schopenhauer, d. h. von sich und seiner Welt schreibt, — und 1896 der Trésor des Humbles, „Schatz der Armen", ein Rückblick auf seine dichterische Thätigkeit, ein Kanonisieren seiner Weltansicht, eine Philosophie und zugleich Ästhetik zu seinen Dramen. Das meiste von Maeterlincks Hand, was in diesem Aufsatze citiert ist, stammt aus diesem Buche, das in 13 Essays über Stern und Schicksal, über Moral und Weiber, über Kunst von einst und jetzt sich verbreitet und den Erziehern Maeterlincks, Ruysbroeck, Emerson und Novalis, Dankesbriefe ausstellt**). Nachdem erschien noch das Drama Aglavaine und Sélysette, das Lied von der entsagenden Liebe. Zwei Rivalinnen streiten um einen Mann, der in haltloser Ungewißheit zwischen beiden schwankt. Aglavaine ist die tiefere, schönere Seele, Sélysette ein heiteres, lebens- und liebesdurstiges Geschöpf, dem aber der Schmerz ungeahnte Seelentiefen erschließt; — schließlich steht sie der stolzen Aglavaine an Seelenschönheit gleich. Aus der Rivalität wird nun Freundschaft

*) Deutsch in der Wiener Rundschau, 1897, Nr. 1—6.

**) Ich lasse dieses Buch mit einer Vorrede in kurzem bei E. Diederichs, Florenz und Leipzig, in deutscher Sprache erscheinen.

und beide wollen in edlem Wettstreit das Opfer der Entsagung bringen. Sélysette geht schließlich in den Tod; schon am Mittag hat sie den Turm bestiegen, von dem sie sich herabstürzen will. Aber der goldene Sonnenschein, die Blumen und Vögel und das ganze Lebensglück halten sie ab: sie bringt es nicht übers Herz. Erst bei Nacht vollbringt sie den düsteren Plan — und das größte Opfer noch im Sterben, indem sie ihr Opfer verheimlicht; sie sei abgestürzt, sagt sie . . .

Soviel von diesem köstlichen Nachschößling des Trésor, der uns aber nicht darüber hinwegtäuscht, daß mit ihm Maeterlinck eine Periode seines Lebens abgeschlossen hat. Was wir noch von ihm zu erwarten haben — es wird gewiß etwas Großes sein — muß die Zukunft lehren. Wird Maeterlinck auf dem Wege des seelischen Innenlebens, des Nachinnenlebens fortschreiten, oder wird seine Seele sich auch des verwirrenden Außen bemächtigen? Wir wissen es nicht. „Noch sieht er, wie Gourmond*) sagt, Zeiten kommen, wo die Menschen sich von Seele zu Seele verstehen werden, wie der Mystiker sich von Seele zu Gott versteht. Ist das wahr? Werden die Menschen einmal Menschen sein, freie Wesen, die so stolz sind, daß sie sich jeden anderen Richterspruch als den Gottes versagen können? Maeterlinck sieht diese Morgenröte anbrechen, weil er sie von sich her kennt und selbst eine Morgenröte ist; blickte er aber die äußere Menschheit an, so sähe er nur den ungeheuren Sozialistenhunger nach Trögen und Ställen. Die Armen, für die er göttlich schrieb, werden sein Buch nicht lesen, und wenn sie es läsen, sähen sie darin nur eine Lächerlichkeit, denn sie haben gelernt, daß das Ideal ein Freßtrog ist, und wissen, wenn sie ihre Augen zu Gott erhöben, daß ihre Führer sie peitschen ließen . . . So läßt mich denn der Trésor des Humbles, dieses Buch der Liebe und Befreiung, mit Bitterkeit an den elenden Zustand der Menschen von heute und von allen möglichen Zeiten denken. Die Stunde der Befreiung wird verrauschen; und es werden nur einzelne gewesen sein, die sie schlagen hörten . . ."

*) Im letzten Aufsotze ist stott Gourmond mehrfach der Unsinn M. Prévost stehen geblieben; ich sondte die Handschrift zu spät in Druck und konnte dorum Korrektur nicht selbst lesen; der Korrektor hielt sich notürlich on dos Manuskript. Zu verbessern sind ouch noch S. 596, letzte Zeile Kürschner statt Kürschners, S. 597, 14 seiner statt ihrer, S. 601, 18 Eile und Oberflächlichkeit stott Eileüberflächlichkeit, ebenda 25 Extosen stott Extosco, S. 609 in „Gewächse des Herzens", Strophe 1 der Reim umfäßt — fest, stott umfaßt — fest, S. 610, 18 Wo viel Schwäne, statt Wo Schwäne. D. Verf.

Deutsche Lyrik.

Sturmflut.

Die Wogenrosse schäumen ins Gebiß
Und bäumen auf; mit angstgeblähten Nüstern
Flieh'n sie ans Land,
Ein Dämon hält die feuerfarb'nen Zügel
In harter Hand.

Wenn er die Peitsche zückt, zerreißt die Nacht,
Und über ihn und seine Rosse taumelt
Ein blauer Schein,
Dann stürzen sich die Möven von den Felsen
Herab und schrei'n.

Am Ufer steht, seit langen Stunden schon,
Wahnsinn'ge Angst in den erlosch'nen Blicken,
Des Fischers Weib;
Der Dämon greift in täppischer Liebkosung
Nach ihrem Leib.

Wühlt in der wirren Schönheit ihres Haars
Und zerrt von ihren schmalen, weißen Schultern
Die Falten fort,
Ins Ohr ihr raunend mit der heisern Stimme
Ein freches Wort.

Sie hört es nicht! Sie wirft sich auf den Grund
Und reckt die Arme flehend ihm entgegen:
„Mein Mann ... mein Mann."
Dann schreit sie auf ... und über ihre Glieder
Geht das Gespann. —

Frankenhausen. Anna Ritter.

Frauenliebe.*)

I.

Leise ist mein Schmerz verklungen,
Klagend hab' ich ihn gesungen
In die stille Nacht.

Düfte kamen süß gezogen,
Trugen ihn auf lichten Wogen
Durch die Frühlingspracht.

Zieht der Seele wohl entgegen,
Die ihn sucht auf seinen Wegen,
Sehnend, bis sie fand.

Und sie schweben, eng umschlungen,
Von dem gleichen Weh durchdrungen,
Nach der Sehnsucht Land.

*) Diese Gedichte einer noch unbekannten deutsch-russischen Dichterin hat zuerst Josef Kainz an seinem letzten Bartragsabend zu Berlin vorgetragen. Ein Band Lyrik Thekla Lingens erscheint demnächst bei Schuster u. Löffler in Berlin. L. J.

II.

Notwendigkeit.

Wenn er mir schweigend liegt zu Füßen
Und jäh nach meinen Händen greift
Und ach! mit sehnsuchtsschweren Küssen
Mir meine kalten Finger streift —

Wie fühl' ich langsam mich durchdrungen
Von jener wunderstarken Kraft,
Die mich in seinen Arm gezwungen
Und höchste Menschenwonne schafft.

Nun frag' ich nicht, ob Recht, ob Sünde —
So ist es, und so muß es sein!
Und jubelnd, Liebster, ich dir künde:
Dein bin ich, dein und immer dein!

III.

Mann und Weib.

Du siehst den Schmerz nicht und die Thränen,
Das Zucken meiner Lippen nicht,
Du kannst dich frei und glücklich wähnen,
Wo mir das Herz vor Jammer bricht.

Du willst nicht meine Qual verstehen,
Nicht sehen, wie ich müde bin,
Mit dieser Last dahinzugehen,
Die du erträgst mit leichtem Sinn.

Du hast der Liebe Lohn bekommen —
Verrät es doch dein Siegerblick!
Ich hab' das Kreuz auf mich genommen
Und trage blutend mein Geschick.

Dir ward der Liebe Lust gegeben —
Und mir die Qual — denn ich bin Weib!
Ich gab in Schmerzen neues Leben,
Da du in Lust umschlangst den Leib!

Petersburg. Thekla Lingen.

Der Ritt ins Leben.

Aufs Roß geschwind! Ins Leben hinein!
Wie leuchtet es lockend im Frühlichtschein!
Was den Blick dir hemmt,
Was das Herz dir beklemmt —
Ob Vater und Mutter entsetzen sich —
Wirf's hinter dich!

Ins Leben hinein! Ohne Rast und Ruh!
Schlag' frisch alle Thüren hinter dir zu!
Was je man dir log,
Womit man dich zog —
Ob Pfaffe und Lehrer bekreuzen sich —
Wirf's hinter dich!

Ins Leben hinein! Aufs Roß geschwind!
Was schwimmt dort in Thränen ein wonniges Kind?
Zum Sattelknauf
Heb' flink sie herauf —
Nimm selige Liebe allein auf dem Ritt
Ins Leben mit!

Berlin. Harry William.

Ein Frühlingsregentag.

Wenn der Regen aus der Wolke fällt,
Träuft er aus der weißen Hängebirke
Leis und lieblich in die Blütenkelche,
In die Glockenblumen, leis und lieblich;
Und die Kelche, wenn sie übervoll sind,
Neigen sich und schütten ihrer Schale
Silberperlen lächelnd in das Moos ...

Unterm Schlehdorndache sitzend, einsam
Im verregneten, verhängten Hochwald,
Eine graue Welt zu meinen Füßen,
Seh' ich still der Himmelsperlen Wand'rung
Aus der Birke in den blauen Kelch,
Aus dem blauen Kelch in Moos und Grund ...

Erdball, Sohn der weißen Sonnenflamme,
Übermenschenvoll, Millionen Meilen
Durch das Weltall zwischen Sternen sausend,
All ihr Inseln jener blauen Nacht,
All ihr Sonnen, du gewalt'ges All —
Unermeßlich ist dein Wunderbau!
Und doch wandert jedes Wassertröpfchen
Aus den Wolken in die Hängebirke,
In den blauen Kelch, in Moos und Grund
Und zurück in seine Zimmerluft — —
Unverlierbar wie die Menschenseele.

* * *

Unterm Schlehdorn sitzend, im Geriesel
Eines Regentages, während zarte
Wasserfäden aus den Blüten rannen
Und wie Silbersäulen meinen Dom,
Meinen Schlehdorn-Frühlingsdom umstanden —
Also eingeregnet, träumt' ich weithin
Durch die zarten lichten Silbersäulen
Über meines Gaues grüne Eb'ne,
Wo durch Regen dennoch Fink und Lerche
Innig übers junge Saatfeld sangen.
Eingeregnet saß ich, und ich dachte:
Bin ein Blättchen auf des Erdballs Dornstrauch,
Bin ein Halm nur auf der Sauseschollе,
Nur ein Fädchen in der Menschheit starkem
Untrennbarem Netze! Niemals, niemals
Trennen kann ich mich von der Gesamtheit:
Niemals einsam, auch im Tode nicht!
Eingewoben, eingewachsen bin ich!
O umregneter, verhüllter Erdball,
Mit der ganzen Einen Menschenmasse
Eine einz'ge große Seele bin ich,
Glücklich nur, wenn diese glücklich sind! ...

Ja, mein Stolz! In einem nassen Weißdorn,
Hochwaldsabseits, doch bin ich nicht einsam:
Der ich nur ein Blatt an einem Schlehdorn,
Nur ein Hälmchen auf der Sauseschollе,
Nur ein Faden in der Menschheit Netz!

* * *

Dennoch — uns, o meine reichen Freunde,
Dichter, Führer auf der Alpenwand'rung
Dieser Menschheit, deren Teil wir sind —
Aber uns zog Gott, der Wunderbare,
Saiten über das beglückte Herz,
Daß sie tönen zart wie Aeolsharfen,
Wenn der Augen und der Ohren allher
Eingeheimster Reichtum sie berührt,
Daß sie tönen wie ein Chor von Stürmen,
Tönen wie der Sphärenklang der Welten,
Wenn die Sonnen durcheinander dröhnen,
Tönen wie ein Windhauch, wenn die Halme
Einer Lichtung aneinander zittern,
Daß in Blütenstaub die Melodie
Aus den Kelchen in die Himmel raucht ...

Ja, uns gab, o meine reichen Freunde,
Gab der Herr gewalt'gen Lichtberuf:
Mit des Sängerherzens starken Tönen —
Widerhall der Weltenharmonie! —
Seelen aufzulocken nach dem Lichte,
Daß sie ihre Herzen schauernd heben,
Wie der Pflüger, der in Frühlingsschollen
Himmelher der Lerche Lied vernimmt!

* * *

Meteore sind wir! Aus dem Weltall
Schossen wir in dieses Erdballs Hülle
Und verzischen wiederum im Weltall!
Was im Osten war, von da wir kommen,
Was im Westen sein wird, weiß ich nicht.
Doch ich weiß, daß dieses Leuchten nicht
Meiner Sausefahrt Begriff und Ende —
Jenseits war ich, jenseits werd' ich sein!
Sichtbar nur, so lang der rasche Stein
Zischend durch der Erde Hülle schießt!

Berlin. Fritz Lienhard.

Circe.

Auf golddurchwirktem grünen Seidenpfühle
Ruht weich ihr Leib, vom roten Haar umflossen,
Das Haupt träumt auf des Armes Marmorkühle,
Das große Schlangenauge halb geschlossen.

Der Palmenblätter leises sanftes Wiegen,
Des Wasserfalls einförmig nahes Rauschen
Scheint traumhaft sie im Halbschlaf zu belauschen; —
Auf der Terrasse weißem Marmor liegen
Vielfarb'ge Tiere, die aus allen Zonen
Sich hier vereint zu ihren Füßen schmiegen.
Die Adler neigen ihre stolzen Kronen,
Die Löwen ihre gelben Königsmähnen
Und lammfromm blicken Wölfe und Hyänen.

Aus dunklen Augen bricht ein Blitz hervor,
Verwundert schaut sie in des Tages Helle,
Ihr weißer Leib hebt langsam sich empor,
Die weichen Händchen streicheln die Gazelle, —
Dann lacht sie auf und greift nach einem Reifen
Und läßt die Geißel durch die Lüfte pfeifen,
Und heißt den Tiger durch den Reifen springen,
Den Wolf, den Schakal dann und die Hyäne
Und lachend zeigt sie ihre weißen Zähne, —
Ein Hieb der Geißel züchtigt das Mißlingen; —
Und läßt den Affen auf dem Löwen reiten,
Der hündisch wedelnd leckt die weichen Hände,
Und lachend reicht sie ihm des Zuckers Spende
Und läßt die Geißel übers Fell ihm gleiten,
Dann muß er närrisch tolle Sprünge machen.
Weithin ertönt ihr lustig Silberlachen.
Erschöpft vom Lachen sinkt sie lässig nieder,
Zur Zither stimmt sie an ihr Lied der Lieder:
„Ihr Hohen dient dem großen Wunder: — Weib!
„Ihr Nied'ren frohnt dem großen Wunder: — Weib!
„Die Helden, die der Völker Kraft bezwangen,
„Ruhn mir zu Füßen — sklavisch, rauschbefangen!
„Die Geister, die durch Wolken wollten dringen,
„Ducken sich scheu vor meinen Geißelschwingen.

„Der ganzen Erde Herrlichkeit und Macht
„Dient meiner runden Glieder Schlangenpracht!
„Ob Herr, ob Sklave! — alle frohnen mir!
„Und alle wandle höhnend ich zum Tier! —
„Wohl seh' den Gott ich in euch wild sich bäumen,
„Doch niemand rang sich los aus meinen Träumen.“ —

Auf golddurchwirktem, grünen Seidenpfühle
Ruht weich ihr Leib, vom roten Haar umflossen; —
Das Haupt fällt auf des Armes Marmorkühle,
Das große Schlangenauge halb geschlossen.

Friedenau-Berlin. Peter Baum.

Thue auf, meine Geliebte!

Mit bangen bittenden Händen
Steh' ich hungernd
An Deiner stummen Thür.
Erhöre mein Flehn!
Meiner Sinne
Ewig rege Dämonen
Glühen nach Dir,
Schüren mein Blut
Zu schmachtenden Flammenbränden ...
Was hast Du aus mir gemacht!
Ich bin ich selbst nicht mehr.
Sehnsucht nach Dir
Verschleiert meiner Seele Blick,
Schlägt goldene Brücken
Durch dicke Finsternisse.
Meine Sehnsucht nach Dir
Hebt meiner Seele Atem,
Hebt mich empor zu Dir,
Zu Dir, meine Königin.
Wie schön bist Du!
Bleich Deine Stirne,
Hostienweiß,
Umkränzt
Von der Haare goldner Monstranz —:
Leuchtende Ehrfurcht.
In Deiner Augen Strahlen
Verdunsten meine Thränen,
Dein Lächeln ist heller Sternenschein
In meine wachen Nächte,
Wenn der müdgehetzte Leib
In Deinem Bilde lebt,
Wenn ich aufjauchzend vergesse
Zu atmen,
Zu sein ...
Thue auf!
Wie ein schweigender Garten steh' ich,
Lechze nach Tau!
Tausend und tausend Sterne
Brüten über mir,
Bleiche Strahlen eines satten Mondes
Brennen auf einem Glutmeer roter Rosen,
Die ihren Duft verbluten
In schwüler Nacht.
Laue Winde girren drüber her.
In fliederschwangrer Luft
Erstirbt
Der Brunstschrei einer Nachtigall ...
Thue auf Deine Thore,
Du meine Geliebte!
Wie ein Bettler will ich zu Dir schleichen
Soll ich nicht Dein König sein.
Thue auf,
Daß ich nicht überfließe,
Daß meiner Seele Spiegel
Sich nicht trübt,
Der Deine Schönheit
Ganz, ganz
Empfangen will!
Thue auf Deine Thore,
Daß ich meine Sonne,
Meinen Morgen schau!
Nur einmal will ich
In Deiner jungen Seele Hauch
Aufblühn —
Verbluten ...
Thue auf! Thue auf!

Berlin. Fritz Stöber.

Das Kreuz des Todes.

Eine flutende Menge. Die Straßen voll Licht.
Wohin sie führen — ich weiß es nicht.
Trotzdem! Auch ich stolziere gern.
— — Da steigt es düster, wächst aus der Fern'.

Ein Kreuz. Ich seh' mich um am Ort.
Das hastet vorwärts. Das Licht ist fort.
Und eine Stimme mit hartem Fall
Schreckt jäh mein Ohr: „Mein seid ihr all'!"

Ich seh' der Straßen wunderlich Spiel:
Haben alle dasselbe Ziel.
Und die Gänger — ob hastig, ob voll Ruh' —
Dem Kreuzlein schreiten alle zu.

Köthen i. A. Wilhelm Arminius.

Drei Geschichten aus dem Jenseits.*)

1. Zu leicht befunden!

Ein Traumgesicht von Ernst Clausen (Claus Zehren).
(Berchtesgaden.)

Es war Zeit zum jüngsten Gericht!

Die ewige Gerechtigkeit öffnete weit die starren Augen, die Himmel barsten, Planeten verharrten in ihrem unendlichen schwindelnden Kreislauf und hingen zitternd im Weltall, Fixsterne stürzten und begannen zu kreisen.

Allmutter Sonne schmolz in flüssigen, weltgroßen Tropfen aus Himmelsfernen herunter und aus blendender Strahlenhelle scholl Gottes Gebot:

„Ruft mir Beelzebub, der Teufel Fürsten!"

Ein Erzengel erhob sich auf Flammenfittichen, schoß in zirkelnden Kreisen herab und fand Lucifer schlafend. Des Gewaltigen Haupt lag in wilden Felsblöcken eingebettet, hineingesunken vom Eigengewicht in Granitmassen, und sein gleichwie von Erzfurchen durchzogenes steinernes Antlitz schien von Runsen durchwittert, wie das Haupt eines Bergriesen.

„Was störst du den Schlaf mir, Gesandter des Herrn?"

*) Es ist vielleicht von Interesse, zu vergleichen, wie drei Autoren, ein Deutscher, ein Franzose und ein Engländer, parallele Motive behandeln. Der Deutsche: grüblerisch-erlösend, der Franzose: tändelnd-amüsant, die Engländerin: puritanisch-streng.
L. J.

„Wie, Satanas, du schläfst?"

Da streckte dieser reckend die Arme aus und riß gewaltige Fetzen aus nachtschwarzem Gewölk zu seinen Häupten.

„Ich schlafe schon seit langer, langer Zeit! Wollt ihr Gericht halten, dort oben? Wohl, ich bin es zufrieden, denn unerträglich gähnte mir die thatenlose Schlafwucht der Langeweile."

Er packte mit jeder der Krallenfäuste eine schwarzblaue Gewitterwolke und stieß sie hinab, dorthin, wo einst die Erde stürmte und jetzt stand noch bebend im ewig gehemmten Schwunge.

„Dort unten — da!"

Der Teufel lachte, Blitze zuckten und Donner brüllten durch das Chaos.

„Dort unten, ha, es gab nichts mehr zu thun für der Teufel Fürsten. Kein Riesenwerk, das einer Teufelsfaust sich lohnte! die Elenden! Sie konnten nicht mehr hassen noch lieben, nicht töten noch heilen, nicht martern, nicht kreuzigen, nicht schwärmen noch fluchen, nur eins konnten sie noch!"

„Und was konnten sie noch, die Menschenkinder?" fragte bebend der Engel.

„Nur Gold sammeln und in der eigenen, entnervten, kleinlichen Wollust des niedrigsten Genusses sich selbst zur Hölle wälzen; nicht mehr gigantisch mit Haß und Tod und Schwert und Flammen, nein, nur noch die schlaffen Leiber seelenlos verfaulen lassen im Sinnen-Kleinkram!"

„Armer Teufel!"

Da lachte dieser heulend und ballte die Fäuste, daß die Granitmassen des Berges rissen und ihm das Haupt frei gaben.

„Ich komme!"

Er durchstob die Lüfte, den leuchtenden Schwingen des Engels nachziehend.

Die Heerscharen des Himmels harrten schweigend, und aus dem Nichts schwang sich eine Riesenwage herab mit Schalen so groß wie Halbwelten, und ihr Zeiger pendelte senkrecht wie ein riesiger, gleißender, schnurgerader Blitzstrahl ins All empor.

Im wimmelnden, dringenden, todschweigenden Zug nahten die Seelen, und am Zeiger der Wage schwebte Gottes Sohn, die Gleichkraft der Schalen prüfend, mit einem langen, welterbarmenden Blick.

„Thue dein Werk, Lucifer!"

So scholl im Posaunenton des jüngsten Gerichtes Gottes Stimme.

Da quoll als Antwort ein Grinsen, ein Lachen, ein schreiender gellender Mißton von unten aus gähnender dunkeler Tiefe durch die Lüfte.

„Herrschsucht!" sprach Petrus.

„Herrschsucht, Herrschsucht!" gellten die Teufel im Hohnlachen und die eine Schale schlug hinab zur Tiefe.

„Soll ich alles hineinthun in meine Schale, Geist der Welten?“ fragte der Höllenfürst.

„Alles!“

Nun stand der Balken der Wage fast senkrecht und der flammende Zeiger durchfurchte im Bogen das All.

Ein Zittern lief durch die Heerscharen des Himmels und Jesus hob seine allgütigen Augen mit einem Schmerzensblick empor.

„Herr Gott Vater, es ist zu viel, das trägt selbst nicht deine Hand!“

„Sie trug schon mehr, geliebter Sohn, ehe ich dich der Erde sandte.“

Totenstille! Petrus begann zu sprechen.

„Ein Kirchenfürst! Er hatte entsagt den Freuden der Welt, den Freuden des Reichtums, den Freuden des Fleisches. Er hat gebaut am Fundament der Kirche, Tausende wallten auf seinen Ruf zum Tempel des Herrn, und verehrten ihn, den Streiter und Schirmer des Christenglaubens. Die Menschen haben ihn heilig gesprochen und ihm Standbilder gesetzt in Gold und Elfenbein.“

Die Wage stand unerschüttert! — Doch dann war es, als suchte der Zeiger wieder zur Höhe zu gelangen.

„Gott der Welten! Dein Sohn nimmt von meiner Schale!“ brüllte der König der Tiefe.

„Du lügst, Beelzebub! Ich that etwas hinzu!“ sprach Jesus und hob die milde Hand, so daß Lucifer selbst scheu das haßfunkelnde Auge senkte:

„Und was legtest du in die andere Schale, mein eingeborener Sohn?“

„Die Blindheit der Menschenseele!“

„Zu leicht befunden! Du gabst ihnen das Licht, zu erleuchten die eigene Seele. Heilig spricht nur Gott der Herr! Walte deines Amtes, Petrus!“

„Ein Menschenfreund! Er hat all sein Gut dahin gegeben und hat die Menschen gelehrt, Brüder zu sein mit gleichen Rechten, mit gleicher Freiheit, mit gleichen Genüssen, mit gleicher Liebe. Zuerst verehrt wie ein Halbgott, starb er Hungers, mit Steinen geworfen im Kot der Straße. Sie nannten ihn einen Tyrannen.“

Da leuchtete des Gottes Sohn Antlitz auf im himmlischen Lichte der harrenden Seele entgegen.

„Was wirfst du, Lucifer, in die Wagschale?“

„Die Phrase!“ donnerte die Stimme von unten herauf.

„Gab er den Menschen nicht gleiche Pflichten?“ forschte Christus.

„Es schien ihm zu viel!“

Die Wage stand unbeweglich wie zuvor, nur der Zeiger schien einmal zitternd zur Allmacht hinaufzustreben.

„Man nahm der Phrase Gewicht!“ gellte des Teufels Stimme.

„Was thatest du, der Menschen Sohn?“

„Ich nahm nichts, Gott Vater, ich that nur den Knechtsinn der Menschen hinein. Stumpf und blind gehorchten sie der Phrase, so lange die Welt stand.“

„Zu leicht befunden!“ grollte es zurück. Ein Schauer ging durch die Himmel und Petrus fuhr fort:

„Ein Jünger des Herrn, wie er sich nannte. Er zog aus, wie ihm geheißen, zu lehren die Völker in deinem Namen und gewann viele Seelen, welche an ihn glaubten, wie an einen neuen Messias, sie waren wie Wachs in seinen Händen. Er starb, von Heiden erschlagen, und die ihn kannten, beteten sein Grab an.“

„Was, Satan, giebst du hinein?“

„Die Eitelkeit!“ tönte es dumpf von unten herauf.

„Zu leicht befunden! Du sollst keine anderen Götter haben neben mir!“

„Dies Weib war eine Sünderin. Sie liebte der Welt Eitelkeit und Lust, aber sie bereute und ward eine Himmelsbraut. Ihr Leben widmete sie den Kranken und Siechen und starb in solchem Thun, von der Pest dahingerafft.“

„Und du, Herrscher der Finsternis?“

„Die Feigheit, Weltenlenker, die Hoffnung auf den Lohn des Himmels und auf seine Seligkeit!“

„That sie es nicht um meinetwillen?“ sprach Gottes Sohn und senkte traurig die Lider.

Da schnellte die Wage auf und fast senkrecht stand der Flammenstrahl, aber eine furchtbare Höllenlohe schoß von unten herauf und des Teufels Krallen fuhren empor.

„Ich klage, klage, Herr der Heerscharen, dein Sohn trügt ehrlich Gewicht!“

„Was thatest du, Gekreuzigter?“

„Ich weinte und eine Thräne fiel zur Rechten hinab zum Gewicht der armen Seele.“

„Zu leicht befunden. Gutes sollt ihr thun um des Guten willen! Die nächste Seele, Petrus!“

„Ein Dichter —“

„Halt ein,“ scholl Gottes Stimme, „ich wäge nicht Kinderseelen!“

„Aber, Herr, er verfluchte die Welt, deine Welt. Er verfluchte sein Dasein, er verhöhnte die Menschen, die ihm nicht folgen wollten zu lichteren Höhen. Er zweifelte selbst an dir, Gott Vater im Himmel, in seiner Verzweiflung, weil die Menschen nicht besser wurden!“

Da lächelte Christus milde und sprach:

„Er hat schwerer gerungen, gelitten, gebüßt im Erdenwallen, als ihn die Hölle leiden lassen kann, mein Vater!“

„Hinweg von der Wage!“

Und ein Klingen und Singen ging durch die Lüfte von feinen, süßen Kinderstimmen und ein Regenbogen schlug auf im Weltall, den glitt des Dichters Seele hinan.

Petrus begann von neuem.

„Ein junges Weib. Sie wurde vom Manne verlassen, dem sie in heißer Liebe sich gegeben und sie genas eines Kindes. Sie arbeitete, sie darbte, sie hungerte, trug Schimpf und Schande durch andere Frauen, sie trotzte allem und sterbend gab sie, in Lumpen gehüllt, obdachlos, mit dem letzten Gebet die letzte Lebenswärme dem Kindlein und erhielt es am Leben.“

„Und du, Lucifer, was wirfst du hinein?“

Kein Laut! Nur totes, dumpfes Schweigen lag in der finsteren Tiefe.

„Ich frage dich nochmals, Lucifer, was wirfst du hinein?“

„Gott, Herr, ich habe nichts anderes. Nur noch den Trieb, den die Welt erhielt, den du gepflanzt im Paradies, aber er wiegt zu leicht, Allmächtiger, du gabst mir nur die Hälfte davon, als du die Welt erschaffen.“

„So wirf sie hinein!“

Da schwankte die Wage und konnte nicht Ruhe noch Rast finden.

Aber Jesus hob die Hand und legte sie segnend auf die arme Seele.

Da stand der Wage Flammenzeiger.

„So gehe ein ins Paradies!“

Da wichen die himmlischen Heerscharen auseinander und ließen der Seele Raum, aber diese schwankte und zögerte.

„Wo ist mein Kind, mein süßes Kind?“

„Ich habe es zu mir genommen,“ sprach der Menschen Erlöser, „du sollst es finden.“

Da schluchzte die Seele mit Freudenlauten und schwebte dem Licht entgegen und zarte, jubelnde Stimmen klangen wie Harfenaccorde aus der strahlenden Helle. Und Gott der Herr sprach:

„Ich wecke dich wieder, Lucifer, geh' schlafen!“

2. Nach fünf Jahren.

Von H. Du Plessac.

(Paris.)

I.

Als es bekannt wurde, daß Victor Forra im blühendsten Mannesalter, mitten aus seiner glänzenden Carriere und seiner rastlosen Thätigkeit vom Tode hinweg gerafft worden war, da ergriff der Schmerz

über diesen Verlust nicht nur seine Familie und die nächsten Freunde, sondern auch die öffentliche Stimme gab dem allgemein empfundenen Bedauern Ausdruck. Eine Zeitung traf so recht die Ansicht aller, als sie von „nationaler Trauer" sprach.

Es war aber auch ein herber Verlust für das Land! Victor Forra war nicht mehr! Es war kaum auszudenken! In wenigen Jahren hatte er alle Etappen vom unbekannten Rechtsanwalt bis zum Abgeordneten und Präsidenten der Kammer durcheilt und mit 45 Jahren war er Minister für Handel und Gewerbe gewesen! Das alles verdankte er seiner wunderbaren Beredsamkeit. Durch die Macht seines Wortes riß er alle mit sich fort. Da war kein Gegenstand, über den er nicht mit solcher Überzeugung zu sprechen wußte, daß man sich wenn er beendet, immer nur wieder fragen konnte: „Wie ist es nur möglich, daß der Mann alles weiß, er war doch nur Rechtsanwalt?" Aber wahres Talent kann eben alles und beschränkt sich nicht auf eine Sache! Wie viel großartige Pläne hatte er nicht entworfen, als er erst am Ruder stand! Freilich, ausgeführt wurden dieselben nicht, dazu fehlte es an Zeit. Wie viel hatte er nicht versprochen zu ändern, bessern zu wollen! Und nun hatte der unerbittliche Tod all diese schönen Hoffnungen zertrümmert.

Das Begräbnis war großartig. In beredten Worten wurden seine Verdienste besprochen, zuerst in der Wohnung und dann am offenen Grabe. Die Blumenspenden hatten auf zwei Wagen nachgefahren werden müssen. Es war von einer Sammlung für ein Denkmal, zum mindesten für eine Büste die Rede gewesen. Die Trauerfeier war mit einem Wort rührend, großartig und — lang gewesen. Vielleicht sogar ein wenig zu lang in Anbetracht des strömenden Regens. Aber die Menge hatte sich dadurch nicht abhalten lassen und war mit aufgespannten Regenschirmen bis zuletzt bei dem großen Toten geblieben.

Ein endloses Gefolge von Freunden hatte dem Sarg zu Fuß das Geleit gegeben und es war wahrhaft ergreifend, die Witwe zu sehen, wie sie, in die langen schwarzen Schleier gehüllt, am Grabe verweilte.

Mit von Thränen erstickter Stimme erzählte man sich, daß diese tiefgebeugte Gattin dem Beispiel der russischen Frauen gefolgt sei und ihr wunderschönes Blondhaar abgeschnitten und dem Verstorbenen mit in den Sarg gegeben habe. Einen größeren Beweis für Treue, Liebe und Trauer giebt es doch wohl nicht!

Der Abend dieses thränenreichen Tages war hereingebrochen. Die Zeitungen hatten in den Leitartikeln einen ehrenden Nachruf gebracht. Alle in Übereinstimmung; selbst bei den anders Gesinnten, war nur eine Stimme des Lobes, obgleich sie doch froh sein mußten, einen Gegner los zu sein.

Dann wurde es still draußen auf dem Kirchhof und auch in schweigendem Einverständnis gedachte jeder nur im Stillen des Dahingeschiedenen.

II.

Indessen hatte sich für Victor Forra ein wichtiges Ereignis begeben. Das Glück seiner irdischen Laufbahn war ihm auch im Himmel treu geblieben. Die Pforten desselben hatten sich ihm weit geöffnet, was er eigentlich kaum geglaubt hatte.

Wenn er auch nicht schlechter als viele andere gewesen war, so wußte er doch ganz genau, daß er nicht sehr viel gutes gethan hatte: vor allem hatte er stets gern für sich gesorgt, er hatte ein recht fröhliches Dasein geführt, sich gern amüsiert und hatte einige Kleinigkeiten auf dem Gewissen, die ihn jetzt ziemlich schwer bedrückten.

So war er denn doch recht beunruhigt, als er sich an der Himmelsthür meldete und glaubte, daß er zum mindesten eine ziemlich lange Probezeit durchmachen müßte, bevor er definitiv in die himmlischen Gefilde aufgenommen werden würde.

Aber wie gesagt, das Glück blieb ihm auch hier treu!

St. Peter hatte zu der Zeit gerade unglaublich viel zu thun.

In Europa herrschte die Influenza, in Amerika das gelbe Fieber. Die Cholera wütete in Asien, in Afrika hauste die Pest und die Zahl der Einlaß Begehrenden aller Herren Länder und aller Farben war in dem himmlischen Vorzimmer so groß, daß der wachsame Thürhüter wirklich nicht wußte, wo ihm der Kopf stand.

So sah er denn auch das Lebensbuch eines jeden nur oberflächlich durch. Victor Forra war ein leidlich hübscher Mann und St. Peter wurde ihm gleich günstig gesinnt.

Er verzog allerdings das Gesicht ein wenig, als er auf dem Etiquette des Ankömmlings las: „Rechtsanwalt . . . Abgeordneter, . . . früherer Minister . . .“ aber im großen und ganzen war das Urteil nicht zu schlecht. Forra hatte niemand gemordet: wenig gestohlen und trotz seiner Machtvollkommenheit wenig Geschenke angenommen. Er hatte wohl einige freireligiöse Reden gehalten, aber St. Peter hatte zu viel Erfahrung, um nicht zu wissen, daß jeder Stand seine Verpflichtungen hat und legte gerade den politischen Reden keinen übergroßen Wert bei.

„Wollen Sie mir geloben, nicht so viel zu sprechen?“ fragte er.

Forra versprach rasch, obgleich es ihm nicht leicht wurde, auf eine alte, liebe Gewohnheit zu verzichten, und da hörte er denn zu seiner Freude den Ausspruch St. Peters:

„Nun denn, treten Sie herein! . . . . Erzengel, führen Sie den Herrn zur dritten Klasse, siebenten Abteilung, fünfte Gruppe der Seligen!“

III.

Fünf Jahre gehörte Victor Forra nun schon zur Schar der Auserwählten. Die ersten zwei Jahre hatten kaum ausgereicht, um das Paradies in all seinen Einzelheiten kennen zu lernen und einige Beziehungen anzuknüpfen.

In der ersten Zeit war er von einem Entzücken in das andere geraten. Er versäumte nicht eine öffentliche Versammlung des lieben Gottes und war sogar zwei- oder dreimal zu einer Privataudienz zugelassen worden. Wenn er es sich, seinem Versprechen gemäß, untersagte, viel zu reden, so entschädigte er sich durch Gesang dafür und war ein eifriger Sänger in einem der bedeutendsten himmlischen Chöre.

Im Laufe des Tages hatte er sehr interessante Unterhaltungen mit Demosthenes und Cicero, die wohl ein wenig über die parlamentarische Beredsamkeit unseres Jahrhunderts lächelten, ihn aber doch ganz freundlich aufnahmen, als er sich durch Mirabeau bei ihnen einführen ließ.

Am Abend erfreute er sich, so oft es nur irgend anging, an der Illumination der Sterne, welche so aus der Höhe gesehen den Eindruck eines großartigen Feuerwerks machten.

Ganz allmählich verloren aber diese himmlischen Vergnügungen den Reiz des Neuen für den Auserwählten. Er kannte alles, es war keine Überraschung mehr für ihn möglich und dieses paradiesische Dasein fing an, ihm etwas einförmig zu erscheinen. Seine einzige Zerstreuung bestand noch darin, auf dem Boulevard hin und her zu schlendern und die Neuangekommenen zu mustern.

Es fiel ihm dabei auf, wie wenig jungen und hübschen Frauen er begegnete und eines Tages, als er St. Peter auf einem solchen Spaziergang traf, machte er ihm gegenüber diese Bemerkung.

„Ja, das stimmt," antwortete der große Heilige. „Wir sind gegen die jungen Frauen sehr streng. Sie haben stets ein langes Sündenregister, entweder eigener Sünden, oder doch wenigstens solcher, die auf ihre Veranlassung geschehen sind, auf dem Gewissen. Darum müssen sie eine lange Probezeit im Fegefeuer durchmachen und wenn sie hierher kommen, sind sie natürlich nicht gerade mehr in der ersten Frische. So würden Sie zum Beispiel „Eva" vergeblich hier suchen. Dieselbe hat noch 7322 Probejahre vor sich."

Wie gesagt, nach fünf Jahren wußte Victor Forra nicht mehr, was er vor Langerweile beginnen sollte und schließlich kam er auf den Gedanken, St. Peter, der wirklich sehr gütig zu ihm war — um einen Urlaub von vierzehn Tagen zu bitten, weil er Lust habe, eine kleine Reise auf die Erde anzutreten.

„Lieber Freund, das ist mir leider ganz unmöglich! Über die längeren Urlaubsgesuche entscheidet nur Gott und er gewährt sie nur in sehr seltenen Fällen. Alles, was ich zu bewilligen vermag, weil das meine Rechtsbefugnisse nicht überschreitet, sind vier Tage, aber glauben Sie mir, das ist auch hinlänglich genug".

IV.

Gleich am ersten Abend, als Victor Forra auf der Erde anlangte, ging er in seine alte Wohnung.

Er fragte die Portierfrau: „Frau Forra?", die Frau sah ihn lächelnd an.

„Sie kommen ein wenig spät, mein Herr. Vor 2½ Jahren hat sich die gnädige Frau wieder verheiratet!"

„Oh! und die Haare, die sie in großem Kummer abgeschnitten und in Gattentreue dem Verstorbenen mitgegeben hatte?"

„I, du meine Güte! die sind eben wieder gewachsen!"

„Und heute heißt Frau Forra?"

„Frau Leprince!"

„Was? Frau Leprince! Vielleicht etwa der dumme, unbedeutende Mensch, der damals Sekretär war ...."

„Hören Sie mal, Herr . . .! Wie wäre es, wenn Sie ein wenig höflicher sprechen wollten! .... Herr Leprince ist Minister des Innern und wenn Sie ihn beleidigen, so hole ich die Polizei!"

„Bitte um Verzeihung .... ich bin hier fremd .... ich wußte nicht . . . und Frau Leprince ist glücklich . .?"

„Ach, was für eine Frage! . . . gewiß ist sie glücklich! . . . Es ist aber auch ein kleiner Unterschied mit dem anderen, der war ja der richtige Geizfilz!"

„Ich danke Ihnen für die Auskunft," sagte Forra, und rechnete im Fortgehen zusammen, wieviel er im Laufe der Jahre dieser Portierfrau an Trinkgeld gegeben hatte.

„Halt," sagte er plötzlich . . . „ich bin in der Nähe . . . wie wäre es, wenn ich Anita aufsuchte .... sie war eine treue Freundin .... die mir aufrichtig gut war ...... das liebe süße Kind! .... ich denke noch an ihre Freude, als ich ihr mein Ölbild schenkte, welches sie so recht sichtbar mitten im Salon aufstellte . . ."

Anita war zu Hause, aber da es erst 2 Uhr mittags war, so erklärte die Jungfer, daß die gnädige Frau noch nicht aufgestanden sei, aber wenn der Herr wenige Minuten im Salon warten wolle .....

Das erste, wonach Forra sich im Salon umsah, war natürlich nach seinem Bild. Ach die süße Anita! Da war richtig dieselbe Staffelei am selben

Platz! .... Leider umschloß der Rahmen nur das Porträt eines Dragoneroffiziers! Forra sagte der Jungfer, daß er wieder kommen würde, und verließ das Haus.

V.

„Oh! ... die Frauen! ... Alle gleichen sie sich! ... So oder so! ...." dachte er bei sich und trat in ein Café, wo er nach den Tageszeitungen fragte.

Die erste, welche er voller Verlangen aus der Menge hervor zog, war „Die Freiheit". Er hatte das Blatt seiner Zeit ins Leben gerufen, er hatte viel dafür geschrieben; als Minister hatte er es reichlich unterstützt und gefördert.

Schnell überflog er den Leitartikel und seine Augen blieben auf folgender Stelle haften: „Wir sind zu unserem Glück über die Zeiten hinweg, wo sich Nullen auf den Rednertribünen befanden, welche uns mit ihrem Wortschwall ermüdeten, die Zeitungen mit ihren Reden füllten und sich dem Land mit ihrem Dünkel aufdrängten. Wir sind befreit von den Robots, den Richards, den Lengos und der Tod hat uns gütiger Weise die Forras und Sinnos aus dem Wege geräumt."

Er las nicht weiter und sah nur nach der Unterschrift: einer der vielen, die ihm eine so glänzende Grabrede gehalten, war der Verfasser!

In demselben Augenblick traten zwei seiner intimsten, früheren Freunde in das Café. Schon wollte er, dem Impuls folgend, ihnen entgegen gehen, da hörte er, wie einer zum anderen sagte, als sie sich an einem kleinen Tisch ganz in seiner Nähe niederließen:

„Fällt es Ihnen nicht auch auf, daß der Herr dort am Nebentisch eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Dummkopf von Forra hat?"

„Forra? Wen meinen Sie mit Forra?" sagte der zweite.

„Nun, Sie wissen doch, erinnern Sie sich doch ... Forra, der uns mit seinen ewigen Großthuereien so angeödet hat, als er Minister war."

„Ach ja! Jetzt erinnere ich mich! ... Übrigens, was ist denn eigentlich aus ihm geworden?"

„Aber, er ist doch tot!" besinnen Sie sich denn nicht, daß wir zusammen bei seinem Begräbnis waren?"

„Ja, jawohl, jetzt fällt es mir wieder ein, ich erinnere mich ... das heißt, nicht sehr deutlich an ihn selbst, aber an den Schnupfen, den ich mir bei der endlosen Feier geholt hatte! ... „Meine Herren! Dieser Mann ist an der Überlast der Berufspflichten zu Grunde gegangen!" ... Gottvoll! ... Wir wußten doch alle, daß er an einer Indigestion gestorben ist!"

VI.

Forra verschwand geräuschlos. Er hatte genug gehört und in einer Anwandlung von Sentimentalität nahm er einen Wagen und begab sich auf den Kirchhof, um sich dort nach seinem Grabe umzusehen.

Er mußte sich nach vergeblichem Suchen an den Wächter wenden, der zuerst aber auch nichts wußte.

„Besinnen Sie sich doch! . . . Forra . . Minister Forra . . . . der große Minister Forra!"

„Ach so!" entgegnete der Wächter. „Minister! Ja, . . . die haben wir hier dutzendweise . . . . . und bei uns sind sie so ziemlich alle gleich groß, sechs Fuß Länge, das ist Vorschrift!"

Mit Hilfe des Registers wurde das Grab des großen Ministers aber doch endlich gefunden. Wie sah es aus! Das Gitter war verrostet, die Thür aus den Angeln gefallen, das Unkraut wucherte lustig und hatte sich auf der Gedenktafel ausgebreitet. Durch die kapriziösen Windungen, die es genommen, war auf dem Stein nur noch mit Mühe zu lesen: . . „For . . . . Min . . . Hand . . . . . ."

Forra seufzte tief auf und ohne sich weiter aufzuhalten, trat er den Rückweg ins Paradies an.

„Sieh! Sieh! schon wieder da!" sagte St. Peter . . . „schon genug? Der Urlaub ist ja noch drei Tage gültig!"

„Ja, ich weiß wohl . . . aber ich verzichte. Ach! Wie rasch die Menschen doch vergessen!"

„Rasch!" antwortete St. Peter . . . . „nach fünf Jahren! Oh, mein lieber Freund, nach fünf Wochen war es fast schon geschehen! Und dann, Hand aufs Herz! Offen und ehrlich! Haben Sie es denn anders gemacht, als Sie noch auf der Erde waren?" Deutsch von A. Friedheim.

Ein Traum.

Von Olive Schreiner.

(London.)

Im Dunkel der Nacht lag ich einst auf meinem Bette. Von der Straße her hörte ich die Tritte des Schutzmanns, ich hörte die Räder der Wagen, die die Gäste von den Bällen heimtrugen, ich hörte dicht unter meinem Fenster das wilde Lachen eines Weibes, — — und ich schlief ein. Ich hatte einen Traum. Mir war's, als ob Gott meine Seele zur Hölle führe.

* * *

Die Hölle war schön, blau glänzten die Wellen des Sees.

Ich sagte zu Gott: „Dieser Ort gefällt mir!"

Gott sagte: „Warte."

Die Vögel sangen, das Gras wuchs bis zum Ufer des Sees, und darauf standen Bäume. Unter den Bäumen gingen schöne Frauen hin und her. Ihre Gewänder schillerten in den zartesten Farben und schmiegten sich an ihre Glieder, sie waren groß und schlank und hatten goldenes Haar. Sie wandelten zwischen den Bäumen, und über ihren Köpfen hing gelbes Obst, wie große goldene Birnen, in den Zweigen.

Ich sagte: „Es ist sehr schön hier, ich möchte wohl das Obst schmecken."

Gott sagte: „Warte."

Und nach kurzer Zeit ging eine der schönen Frauen vorbei. Sie blickte nach allen Seiten, dann zog sie einen Zweig herunter und that, als küßte sie das Obst, dann ging sie lautlos weiter. Und als ich sie nicht mehr sah, kam eine andere, ebenso schön, im glänzenden Gewande; diese blickte auch nach allen Seiten. Und als sie niemand sah, zog sie das Obst herunter, berührte es leicht mit ihrem Munde, und ging weiter. Und andere, und noch andere kamen und gingen lautlos über das Gras.

Und ich fragte Gott: „Was machen die?"

Gott sagte: „Sie streuen Gift aus."

Ich fragte: „Wie?"

Gott sagte: „Sie berühren das Obst mit ihren Lippen, sobald sie dann eine kleine Wunde mit den Zähnen machen, setzen sie das Gift darein, welches sie unter der Zunge tragen. Dann schließen sie mit ihren Lippen die Wunde, daß sie für niemanden sichtbar ist, — — und gehen weiter."

Ich fragte: „Weshalb handeln sie so?"

Gott sagte: „Damit eine andere das Obst nicht essen darf."

Ich sagte: „Aber wenn sie alles vergiften, dann darf ja niemand essen; welchen Gewinn haben sie davon?"

Gott sagte: „Keinen."

Ich fragte: „Fürchten sie nicht die Stelle zu berühren, wo eine andere schon gebissen?"

Gott sagte: „Sie fürchten wohl. In der Hölle fürchten alle."

Und er führte mich weiter. Die Wellen erschienen mir weniger blau. Unter den Bäumen sahen wir Männer, welche den Boden bebauten. Ich sagte zu Gott: „Ich möchte mit ihnen arbeiten. In der Hölle muß es fruchtbar sein, das Laub ist so grün."

Gott sagte: „Es wächst nichts, wo jene dort arbeiten."

Wir sahen zu, — — sie gruben Löcher in die Erde, und thaten nichts hinein. Als sie die Gruben mit Zweigen und Erde zugedeckt hatten,

gingen sie fort, und lauerten hinter den Büschen. Und jeder ging vorsichtig, die Stelle suchend, wo er seinen Fuß niedersetzen konnte. Und ich fragte Gott: „Was machen die?“

Gott sagte: „Sie machen Fallgruben für ihre Mitmenschen.“

Ich fragte: „Weshalb thun sie solches?“

Gott sagte: „Weil ein jeder wähnt, daß, wenn sein Bruder fällt, er dann steigen wird.“

Ich sagte: „Aber wie wird er dann steigen?“

Gott sagte: „Er wird nicht steigen!“

Und die Augen der Männer glänzten gierig zwischen den Büschen.

Ich fragte Gott: „Sind diese Männer bei Sinnen?“

Gott sagte: „In der Hölle ist keiner bei Sinnen.“

Und er führte mich weiter. Ich ging vorsichtig, die Stelle suchend für meinen Fuß.

Wir kamen auf eine große Ebene, wo ein stattliches Haus stand. Marmorsäulen hielten das Dach, Marmorstufen führten zur Halle hinauf. Frisch wehte der Wind durch das Haus. Nur auf der Rückseite hing ein dichter schwerer Vorhang. Schöne Männer und Frauen saßen an langen Tischen. Sie tanzten und ich sah das Flattern der Frauengewänder, hörte das Lachen der Männer. Sie tranken Wein, welchen sie aus großen Krügen schöpften, und der Wein schäumte, als sie ihn einschenkten.

Und ich sagte zu Gott: „Dort möchte ich mittrinken.“

Gott sagte: „Warte.“

Dann sah ich Männer, die in die Halle hinein traten. Sie kamen durch den Vorhang, welchen sie nur wenig lüfteten, und schnell wieder fallen ließen, — sie trugen mächtige Krüge. Die anderen bewillkommneten sie, und sie gaben allen aus ihren Krügen zu trinken. Die Frauen tranken noch gieriger als die Männer. Die neuen Krüge wurden neben die alten niedergesetzt, und ihre Träger nahmen an den Tischen Platz. Einige der Krüge waren alt und staubig, andere glänzten wie eben neu verfertigt.

Ich fragte Gott: „Was mag das sein?“ Denn durch das Geräusch des Singens und Tanzens, durch das Lachen und Klirren der Gläser, hörte ich einen Schrei. Und Gott sagte: „Komm hierher.“

Er führte mich an eine Stelle, wo ich zu beiden Seiten des Vorhangs sehen konnte.

Hinter dem Hause war die Presse, wo der Wein gemacht wurde. Und wie die Trauben gepreßt wurden, schrieen sie auf. Ich fragte: „Hören es die in dem Hause nicht?“

Gott sagte: „Der Vorhang ist schwer, und sie schweigen.“

Ich fragte: „Aber jene Männer, welche soeben hereintraten, sie sahen es?“

Gott sagte: „Der Vorhang fiel hinter ihnen zu, — — und sie vergaßen!"

Ich sagte: „Wie kamen jene zu ihren Weinkrügen?"

Gott sagte: „Es sind die, die beim Treten der Presse zu oberst kamen, sie kletterten an den anderen hinauf, und füllten ihre Krüge von unten, dann kamen sie in das Haus."

Ich fragte: „Und wenn sie beim Klettern gefallen wären?"

Gott sagte: „Sie wären dann zu Wein geworden."

Ich stand im Sonnenglanz und mir schauerte.

Gott lag neben mir im Sonnenglanz und sah zu.

Dann erhob sich einer der Schwelger und sagte: „Lasset uns beten, meine Brüder!"

Und sie erhoben sich alle. Die Männer beugten sich, die Mütter falteten die Händlein ihrer Kinder, und sie erhoben das Antlitz nach oben, zum Dache hinauf. Und der, welcher sich zuerst erhoben hatte, stand am oberen Ende des Tisches und streckte seine Arme aus. Sein Bart war lang und weiß, und seine Ärmel waren weit und lang, und so vom Wein durchnäßt, daß er zu Boden tröpfelte.

Und der Mann rief: „Meine Brüder und Schwestern, lasset uns beten!"

Und die Männer und Frauen antworteten: „Lasset uns beten!"

Der eine rief: „Für dieses schöne Haus danken wir dir, o Herr!"

Und die Männer und Frauen riefen: „Wir danken dir, o Herr!"

„Dein ist dies Haus! O Gott!"

„Dein ist dies Haus!"

„Für uns hast du es geschaffen!"

„Für uns!"

„Fülle unsere Krüge mit Wein, o Gott!"

„Unsere Krüge mit Wein!"

„Gieb Frieden und Reichtum uns, o Gott!"

„Frieden und Reichtum uns!" — Ich fragte Gott: „Zu wem beten sie?"

Gott sagte: „Kann ich es wissen, zu wem sie beten?" Und ich sah, daß sie hinauf zum Dache blickten, Gott aber lag draußen im Sonnenglanz.

— — „Lieber Herr und Gott!"

„Lieber Herr und Gott!"

„Unsere Kindeskinder werden deinen Namen segnen, o Gott!"

„Unsere Kindeskinder!" — — Ich sagte zu Gott: „Die Trauben schreien auf!"

Gott sagte: „Still! Ich höre sie." — — — — „werden deinen Namen segnen!"

„Gieb uns mehr Wein, o Herr und Gott!"

„Mehr Wein!“
„Mehr Wein!“
„Wein!“
„Wein!“
„Wein!“
„Lieber Herr und Gott!“

Und die Männer und Frauen setzten sich und tranken weiter. Mütter schenkten Wein ein, und gaben ihn ihren Kindlein, Männer hielten Frauen den Kelch hin und riefen: „Geliebte, trink!“ Frauen füllten die Gläser ihren Geliebten immer wieder, und sie schwelgten weiter. Nach kurzer Zeit blickte ich wieder hin, und mir war's, als bewege sich der Vorhang hinter dem Hause.

Ich fragte Gott: „Ist es der Wind?“

Gott sagte: „Es ist der Wind.“

Und mir war's, als erblickte ich gegen den Vorhang gelehnt Gestalten von Männern und Frauen. Und bald sahen es auch die Trinkenden, und sie flüsterten mit einander. Dann erhoben sich einige, und sammelten die ältesten Gefäße und thaten den Wein hinein, der in den Kelchen übrig geblieben war. Mütter flüsterten ihren Kindern zu: „Trinket nicht ganz aus, lasset noch ein Tröpflein drin.“ Und als sie die Hefe gesammelt hatten, schoben sie die Gefäße unter dem Vorhang hindurch ohne ihn zu heben. Und der Vorhang wurde ruhig.

Ich fragte Gott: „Weshalb ist der Vorhang jetzt so ruhig?“

Gott sagte: „Sie sind hinweggegangen, den Wein zu trinken.“

Ich sagte: „Sie trinken ihn, — — — ihr Eigentum!“

Gott sagte: „Es kommt von dieser Seite des Vorhanges, und sie haben Durst!“

Und die Trinker schwelgten weiter. Nach einer Zeit erblickte ich eine kleine, weiße Hand unter dem Vorhang hervorschlüpfen; die Hand wies auf die Weinkrüge.

Ich fragte Gott: „Weshalb ist diese Hand so blutlos?“

Gott sagte: „Es ist eine ausgepreßte Hand.“

Die Männer sahen die Hand und sprangen auf, die Frauen schrieen und liefen zu den Krügen hin, umfingen sie mit ihren Armen und riefen: „Unsere Krüge, unser Eigentum, unser höchstes!“ Und sie bedeckten die Krüge mit ihren langen Haaren.

Ich fragte Gott: „Weshalb fürchten sie diese kleine Hand so sehr?“

Gott sagte: „Weil sie so blutlos ist!“

Die Männer liefen gegen den Vorhang, und rangen dort. Ich hörte wie sie auf den Boden schlugen. Als sie zurückkamen, hing der Vorhang glatt und ruhig, und auf dem Boden war ein kleiner Fleck.

Ich sagte zu Gott: „Weshalb waschen sie den Fleck nicht aus?"

Gott antwortete: „Sie können ihn nicht auswaschen."

Sie nahmen kleine Steine, und legten sie auf den Saum des Vorhanges, damit er ruhig bleibe. Dann nahmen sie wieder an den Tischen Platz.

Ich fragte Gott: „Werden die Steine den Vorhang ruhig halten?"

Und Gott fragte: „Was meinst du?"

Ich sagte: „Wenn der Wind wehte — —"

Gott sagte: „Und wenn der Wind wehte?"

Und sie tranken weiter.

Plötzlich rief ich: „Aber wenn einer unter ihnen sich erheben sollte, sein Glas von sich werfe, und riefe: „Meine Brüder, meine Schwestern, halt! Was trinken wir hier?" und sollte mit seinem Schwert den Vorhang durchschneiden, ihn weit auseinanderreißen mit dem Rufe: „Meine Brüder, meine Schwestern, seht hierher! Es ist nicht Wein, welchen wir trinken, es ist nicht Wein, nicht Wein! O meine Brüder, meine Schwestern!" Und er sollte die Tische umstoßen — — —"

Gott sagte: „Still! Sieh hierher!"

Ich sah hin, und vor dem Festhause, zwischen den Grashalmen erblickte ich Gräber mit Blumen bedeckt, zu ihren Köpfen vergoldeten Marmor. Ich fragte Gott, wessen die Gräber seien.

Er gab zur Antwort: „Es sind die Gräber derer, die sich bei dem Feste erhoben und riefen."

Und ich fragte Gott, was geschehen war. Er sagte: „Die Männer da drinnen erhoben sich und erschlugen sie."

Ich fragte: „Wer begrub sie?"

Gott sagte: „Jene, welche sie erschlagen hatten."

Ich fragte Gott: „Aber wie kam es, daß sie sie erschlugen und dennoch ihnen ein Denkmal setzten?"

Gott sagte: „Die Gebeine schrieen gen Himmel, und sie bedeckten sie."

Und zwischen Gras und Unkraut sah ich eine Leiche liegen, und ich fragte Gott darüber.

Gott sagte: „Sie ist erst gestern hingeworfen worden. Wenn später das Fleisch von den Knochen abfällt, werden sie sie auch bedecken und das Grab mit Blumen bepflanzen."

Das Fest rauschte weiter.

Männer und Frauen saßen an den Tischen, aus großen Kelchen trinkend. Einige erhoben sich, umarmten einander, und sie tanzten und sangen.

Sie tranken einander zu und küßten einander auf die blutroten Lippen. Immer toller wuchs die Freude.

Die Männer, wenn sie nicht länger trinken konnten, spritzten den Wein bis an das Dach hinauf, sodaß er wie Regen zurückströmte. Frauen färbten die Kleider ihrer Kinder in dem Wein, und gaben ihnen zu trinken bis ihre Mündlein blutig glänzten. Die Tanzenden stießen im wilden Reigen Kelche um, und tränkten die Gewänder in dem Strom. Kinder saßen auf dem Boden mit großen Schüsseln voll Wein, und ließen Rosenblätter darauf schwimmen. Sie spielten mit ihren Händen in dem Wein und bliesen große rote Blasen.

Immer toller wurde das Fest, immer wilder der Reigen, immer lauter das Singen. Aber hie und da unter den Schwelgern saßen einige, welche keinen Teil an der Freude nahmen. Hie und da an den Tischen sah ich Männer sitzen, welche den Kopf auf die Hände stützten und ihre Augen bedeckten. Sie blickten in den Kelch hinein aber sie tranken nicht. Und wenn andere zu ihnen traten und sie zum Trinken, zum Singen und Tanzen ermunterten, so erschraken sie, aber sie schlugen die Augen nieder und saßen regungslos.

Und hie und da erblickte ich eine einsam sitzende Frau. Die anderen tanzten und sangen und gaben ihren Kindern zu trinken, aber diese saß still mit gebeugtem Haupte, als horche sie. Ihre Kinder zogen sie am Gewande, aber sie hörte sie nicht, sie horchte auf einen entfernten Laut und saß regungslos.

Immer toller wuchs die Freude. Männer tranken bis ihre Köpfe schwer auf den Tisch niedersanken. Frauen, vom Tanz erschöpft, schliefen ein im Arm ihrer Geliebten. Kleine Kinder, vom Weine übersatt, betteten sich im Kleide ihrer Mütter. Hier und da erhob sich einer, betäubt vom Wein und Schlaf, und stieß im Wanken Bänke und Tische um. Einer schleppte sich zu den Weinkrügen und drehte den Hahn, doch sank er hin, überwältigt vom Schlaf, und der Wein lief unbeachtet aus. Langsam schlängelte sich der feine rote Strom über den weißen Marmorboden bis an die Stufen des Eingangs, langsam zog er von Stufe zu Stufe, dann sank er in die Erde, und über die Stelle schwebte feiner weißer Rauch....

Ich schwieg, mir stockte der Atem. Aber Gott führte mich weiter.

Und nachdem wir eine Weile gewandert waren, kamen wir an einen Ort, wo auf sieben Hügeln die Ruinen einer prächtigen Festhalle lagen.

Ich fragte Gott: „Wie sündigten die, welche diese Halle bauten?"

Gott sagte: „Sie schwelgten."

„Sie tranken Wein?"

„Sie tranken Wein."

Und mir war's, als erblickte ich hinter den Ruinen eine Aushöhlung in der Erde, wo einst ein Fuß der Weinpresse gestanden haben mag.

Ich fragte Gott: „Weshalb fiel dieses stattliche Haus?"

Gott sagte: „Weil darunter die Erde durchweicht war."

Und er führte mich weiter.

Wir traten auf einen Berg, umspielt von blauen Wellen, wo auf dem Boden weißer Marmor lag. Ich fragte Gott: „Was stand einst hier?"

Er sagte: „Ein Festhaus."

Ich sah zu meinen Füßen große Marmorsäulen, und voll Freude rief ich aus: „O, diese schönen Marmorblüten!"

Gott sagte: „Ja, dieses war ein Feenhaus. Die Erde hatte nie vorher ein solches gesehen, und wird nie wieder ein solches sehen. Die Säulen und Pforten trieben Blüten, die Weinkelche waren wie frische Rosen, und der Vorhang war mit Gold gestickt."

Ich fragte Gott: „Und warum fiel das schöne Haus?"

Gott antwortete: „An der Seite der Weinpresse war es dunkel."

Und wir gingen weiter, bis wir zu einem großen Sandberge kamen, wo ein schwarzer Fluß vorbeifloß. Und es erhoben sich dort zwei mächtige Hügel.

Ich horchte auf. Und Gott fragte mich, worauf ich horchte.

Ich sagte: „Ich höre einen Laut wie Schluchzen und wie Hammerschläge, doch weiß ich nicht, woher er kommt."

Gott sagte: „Es ist das Echo dieser Hügel. Auch hier stand einst eine Halle und eine Weinpresse."

Und weiter wanderten wir bis zu einem dürren Berg, wo rings kein Strauch wuchs und kein Halm. Gott stand still und ich blickte umher.

Gott sagte: „Hier stand einst eine Festhalle."

Ich sagte: „Ich sehe kein Zeichen davon."

Gott sagte: „Es ist nicht ein Stein auf dem anderen geblieben." Und auf dem Berge stand ein einsames Grab.

Ich fragte Gott: „Wer liegt hier begraben?"

Er sagte: „Ein Rebschoß, von der Presse zerdrückt."

Am Kopfende des Grabes stand ein Kreuz, und zu Füßen lag eine Dornenkrone. Ich blickte während des Gehens noch einmal zurück. Halle und Weinpresse waren verschwunden, aber das Grab stand noch.

Ich kam auf eine Bergkette, wo vor mir eine große Sandwüste lag. Halbbedeckt vom Sande lagen große Steine. Ich sagte zu Gott: „Auf dem Steine sehe ich eine Inschrift, doch kann ich sie nicht lesen."

Gott blies den Sand von den Steinen fort und ich las:

„Man hat dich in einer Wage gewogen und zu leicht — — —" Das letzte Wort fehlte.

Ich fragte Gott: „Es war ein Festhaus?"

Gott antwortete: „Es war ein Festhaus."

„Es stand eine Weinpresse hier?"

„Es stand eine Weinpresse hier."

Ich fragte nicht mehr. Ich war sehr müde, bedeckte meine Augen und blickte durch das rosige Abendlicht.

Weit über dem Sand sah ich zwei Gestalten stehen. Die großen Flügel hoch erhoben, mit harten steinernen Zügen, weder Mensch noch Tier, blickten sie hinaus über die Wüste und hielten Wacht durch die Unendlichkeit. Ich fragte nicht, wer sie waren, denn ich erkannte sie. Und ich blickte weiter hinaus über den Wüstensand, dnrch den rosigen Schimmer des Abends. Weit hinaus, wo der Sand in schweren Haufen lag, stand eine einzelne Säule mit abgebrochener Krone. Auf der Säule saß die graue Wüsteneule mit gefalteten Flügeln, und der Fuchs schlich scheu vorbei. Noch weiter lagen hohe Sandhaufen, als wenn dort Ruinen wären.

Ich rief: „Ach, ich bin müde."

Gott sagte: „Die Hälfte der Hölle nur hast du gesehen."

Und ich sagte: „Ich will nicht mehr sehen, die Hölle flößt mir Grauen ein. Ich wage meinen Fuß nicht hinzusetzen, ich habe Angst vor einer Falle. Ich wage nicht das Obst zu pflücken, ich habe Angst vor dem Gift. Die Hügel in der Ebene sind Gräber, und die Steine schreien auf. Wenn die Menschen tanzen, höre ich den Takt dazu in Schluchzen schlagen, und ihr Wein hat Leben! O, diese Hölle flößt mir Grauen ein!"

Gott fragte: „Wo willst du hin?"

Ich sagte: „Zur Welt, woher ich kam, dort war es besser."

Und Gott lachte, ich aber verstand nicht, warum er lachte....

Deutsch von Grace Isabel Colbron.

Lyrik des Auslandes.

Die Venusbilder.

(Sully Prudhomme.)

Ich kam zurück vom Louvre gestern;
Die Hallen habe ich durchwandert,
Wo aneinander stolz sich reihen
Die holden Venusmarmorbilder.

Und angesichts der hehren Gruppen,
An denen staunend hing das Auge,
Fand ich, wie würdig sie geborgen
Im stolzen königlichen Schlosse.

Und wie ich gehe, schönheitstrunken,
Streift still vorbei ein armes Mädchen,
Mein Schwärmen endend. Ihre Blicke,
Sie dringen tief mir in die Seele.

O Gott! wie ist sie bleich und müde,
Und doch, wie schön sind diese Züge! —
In Fetzen hängt ihr enges Jäckchen,
Ein schlechtes Tuch hüllt ihre Glieder.

Und auf die Schultern fließen nieder
Vom bloßen Haupte reiche Fluten
Des wirren Haars, das nie im Spiegel
Mit Sorgfalt zierlich ward gebunden.

Und von der Nadel scharfen Stichen
Sind schwarz die Spitzen ihrer Finger,
Und von der Arbeit langer Nächte
Die Augen müde, trüb die Blicke.

Du hast nicht Heim und Herd, Du Arme,
Stehst weinend an der Straßenecke.
Die Schlösser sind für Marmorbilder —
Dich schuf nur der allmächt'ge Schöpfer.

Für Deine Schönheit ist in Tempeln
Nicht Raum. Gebilde ohne Seele,
Mit toten Augen, sie sind würdig,
Daß man in Andacht sie bewundert.

Mit Deinem Leibe mußt Du feilschen,
Dich zwingt dazu die bittre Sorge. —
Von Stein die Weiber stehn im Louvre, —
Die Lebenden — vergehn vor Hunger! —

Bremen. Aus dem Französischen von L. Braeutigam.

Prager Kunstbericht.

Vor einiger Zeit erregte in den Straßen Prags das Plakat eines Kunstsalons allgemeine Aufmerksamkeit. — Ein gelber, dick-bebauchter Bonze hockt ganz nackt und schläfrig in einem Winkel. Die kurzen Arme hat er um den Fettwanst geschlungen und widmet sein Augenmerk dem wichtigen Geschäfte des Daumendrehens. Die kahlrunde Schädelplatte schmückt eine Silberglorïole und seine Äuglein blinzeln boshaft jedem Vorübergehenden zu. Ihm zur Seite steht ein hohes, schlankes Weib in blütenweißem Gewande und blickt mit Veilchenaugen traumverloren in die Weite. — Es ist ein sonderbares Paar, welches da Maler Hohbauer mit wenigen Farbenstrichen fest zu halten verstand; aber die beiden, Muse und Kunstbonze, scheinen sich recht gut mit einander zu vertragen und so verhält es sich leider auch. Unser Publikum bekommt von der „Moderne" verhältnismäßig recht wenig zu hören, denn gewisse Künstler- und Schriftstellerkreise sorgen schon dafür, daß „der Geschmack der lieben Prager nicht allzusehr verdorben werde". Aber die Verteidiger der chinesischen Mauer, diese Helden, deren Philisterzöpfe kampfesfreudig im Winde flattern, sahen sich in letzter Zeit dennoch gezwungen, einigen Vorkämpfern der Moderne den Eintritt in die so hartnäckig verteidigte Festung zu gewähren. So lasen heuer in Prag unter der Ägide der „Konkordia" Max Halbe, O. E. Hartleben und Gustav Falke.

Von diesen drei Poeten hatte O. E. Hartleben den größten äußeren Erfolg. Seine beiden Skizzen „Der bunte Vogel" und das „Sonnenblatt" sind Kabinettstücke feiner Satire, das einaktige Familiendrama „Der Frosch von Henrik Ipse" ist eine derb-köstliche Parodie, ein Konglomerat von Ibsen'schen Dramengestalten. Von den

Arbeiten, die Halbe vorlas, sei die s. Z. in der Böcklin-Nummer der „Jugend“ veröffentlichte Phantasie „Wenn wir alt sein werden“ hervorgehoben. Gustav Falke recitierte als letzter Konkordiagast dieser Saison Poesien aus seinen Sammlungen: „Tanz und Andacht“, „Neue Fahrten“ x., aber das recht spärlich versammelte Publikum schenkte den wundervollen Versen nur geringe Aufmerksamkeit; denn wen interessieren noch heutzutage Gedichte! Da hatte Frl. Emil Marlot einen ganz anderen Erfolg. Das Beste dieses Abends wird wohl das Bankett gewesen sein, an dem sich jedermann gegen ein Entgelt von zwei Gulden ö. W. beteiligen konnte. — Einer Einladung des „deutschen Dilettantenvereins“ folgend, sprach Rainer Maria Rilke in anziehender Weise über „Moderne Lyrik“ und illustrierte seinen Vortrag durch eine gelungene Auswahl von Gedichten hervorragender Autoren. Der interessanteste Teil seiner Ausführungen — er handelte über das Thema: Wie entsteht ein Gedicht — ödete das p. t. Publikum sichtbar an; solche Dinge sollten doch nur in intimen Litteratenkreisen besprochen werden. — Der Begründer dieser Zeitschrift Dr. M. G. Conrad sprach frei aus dem Gedächtnisse durch 1½ Stunden in geistreicher Weise über „Friedr. Nietzsche als Dichter“. Die mächtige Persönlichkeit Conrads, die glänzende, impulsive Art seines Vortrages riß die Zuhörerschaft zu begeisterten Kundgebungen für diesen Vorkämpfer des modernen Schrifttums hin. Den Reigen der heurigen Vorträge wird Detlev Freiherr von Liliencron beschließen. Der Meister kommt auf Einladung der Jung-Prager Schriftsteller hierher. Es wird den Bemühungen dieser freien Vereinigung junger Autoren zu danken sein, daß wir den herrlichen Dichter persönlich kennen lernen. — —

Heiliger Nepomuk! Was mußten wir in dieser Theatersaison nicht alles über uns ergehen lassen! Begräbnis an Begräbnis wurde gefeiert. Daß die k. k. Polizeidirektion uns Sudermanns „Johannes“ vorenthielt, soll ihr nicht allzu hoch angekreidet werden. Wie dankbar aber hätte man der löbl. Censur sein müssen, wenn sie auch noch Paul Heyses „Schlimme Brüder“ verboten hätte! So verbat sich das Publikum die ferneren Aufführungen dieser schauderhaften Komödie in Versen, die möglicherweise für Heyseverehrer eine recht erbauliche Schlummerlektüre abgeben mag, für den Dichter selbst aber ein deutlicher Fingerzeig sein sollte, endlich auf die Siegespalme des Dramatikers Verzicht zu leisten und sich mit dem Ruhm, einer der größten Novellisten Alt-Deutschlands zu sein, zu begnügen. — Den gut angerichteten Leichenschmaus der „Mutter Erde“ von Max Halbe machten die Besucher unserer deutschen Bühne lachend mit, um sich hierauf über den Jammermenschen „Hans Hucebein“, welchen die renommierte Fabriksfirma „Kadelburg u. Blumenthal“ prompt lieferte, köstlich zu unterhalten. Die Erstaufführung der Komödie „In Behandlung“, die Max Dreyer zum Verfasser hat, eröffnete uns einen neuen Ausblick auf die dramatische Thätigkeit dieses Autors, den wir bisher nur von der düster-schwermütigen Seite kannten.

Dreyer führt uns freilich nur fein gestimmte Scenen ohne jegliche dramatische Plastik vor, es gelingt ihm eben nicht, in das Innerste des ganzen Problems einzudringen. Das Stück ließ die Zuhörerschaft kalt und dürfte sich bei uns nicht lange auf dem Spielplane erhalten. — Wie überall, so bewährte sich auch in unserem „Neuen Deutschen Theater“ Langmanns „Bartel Turaser“ als Volksstück von packendster Wirkung. Der große Erfolg des ebengenannten Stückes stieg unserer lieben Theaterleitung gleich so zu Kopfe, daß sie förmliche Sehnsucht nach einem solennen Durchfall verspürte; auf diese Weise kamen wir zu Eugen Zabels „Gymnasialdirektor“. Die mißlichen Angelegenheiten aus Schule und Familie, welche sich auf der Bühne mit

sonderbarer Steifheit abspielten, langweilten das Publikum. Es ist ein plumpes Machwerk, dessen einzelne Gestalten nicht dem Leben entlehnt, sondern je nach Gebrauch konstruiert worden sind. — —

Das tschechische Volk besitzt fast keinen modernen Dramatiker; die hiesige Nationalbühne muß sich deshalb zumeist mit Erstaufführungen russischer und anderer slavischer Schauspieldichter begnügen. Jaroslav Vrchlicky, dem Altmeister böhmischer Lyrik, ergeht es beiläufig ebenso wie Paul Heyse — seine Stücke fallen durch. Keines der 25 Dramen Vrchlickys konnte sich auf die Dauer erhalten. Sein dreiaktiges Lustspiel „Král a ptáčník“ (König und Vogler), das hier im Monate Februar zum erstenmale in Scene ging, bringt die König Arthus-Mythe auf die Bühne. Der junge tschechische Poet Alois Jirásek erzielte mit seinem vaterländischen Bauerndrama „Der Emigrant“ einen bedeutsamen Erfolg. Die Komödie spielt zur Zeit der Kriege Österreichs mit dem großen Fritz. Die Ehefrau des böhmischen Landmannes Pešek ist eine fanatische Katholikin und zeigt ihren Gatten, weil er dem evangelischen Glauben angehört, der kirchlichen Behörde an. Pešek flüchtet, kehrt jedoch nach 14 Jahren in die Heimat zurück, um sein Kind, das seitdem zur blühenden Jungfrau herangereift ist, als glückliche Braut vorzufinden. Damit er den Frieden der geliebten Tochter nicht störe, verläßt Pešek abermals, und nun für immer, sein Anwesen. Das Stück entfesselte Stürme des Beifalls. Jirásek, der als Romancier bereits einen angesehenen Namen besitzt, hat sich mit seinem Drama in die erste Reihe tschechischer Bühnendichter gestellt. Auf seine weiteren Leistungen in diesem, ohnehin in der böhmischen Litteratur stark vernachlässigten Gebiete kann man mit Recht gespannt sein. — Am hiesigen „Národni divadlo“ debutierte ferner der Chefredakteur eines großen Petersburger Blattes, Herr A. S. Suvorin mit seiner „Tet'ana R'epinova“. Die Titelheldin des Stückes, ist eine leichtsinnige Schauspielerin, die infolge unglücklicher Liebe durch Selbstmord endet. Die realistisch geschriebene Tragödie zeigt viele Vorzüge, insbesondere eine kräftige Sprache und einen bühnengewandten Aufbau. — —

Mütterchen Prag besitzt seit Mozarts Zeiten den Ruf einer altangesehenen Musikstadt und sie hat es verstanden, sich diesen Namen dauernd zu erhalten.

Aus der Fülle vorzüglicher Konzertdarbietungen, die wie alljährlich auch in dieser Saison den musikalischen Turnierplatz bevölkerten, verdienen besonders die philharmonischen Konzerte lobend erwähnt zu werden. Wir verdanken vor allem einer dieser Veranstaltungen die Erstaufführung von Bruckners V. Symphonie (B-dur), wir lernten ferner den geistreichen Richard Strauß in seinem „Till Eulenspiegel“ kennen. Es ist ein sonderbares bizarres Werk, voll übermütigem Humor, das in unseren jungmusikalischen Kreisen Begeisterungsstürme erweckte. — Der kaum 37 Jahre zählende Direktor der Wiener Hofoper Gustav Mahler, welcher vor einem Decennium in Prag Kapellmeister war, führte uns im vierten und letzten philharmonischen Konzerte die erste seiner drei Symphonien persönlich vor. Daß Mahler gerade die erste Symphonie gewählt hat, ist bedauerlich, denn sie zeigt neben vielen Vorzügen (reiche, farbenprächtige Phantastik und moderne Auffassung) zu sehr den Einfluß seines Lehrers Bruckner. Unsere „Deutsche Gesellschaft für Wissenschaft, Kunst und Litteratur“, die auch die oben erwähnten Konzerte unterstützt, hat Mahler, der ein geborener Deutschböhme ist, die Herausgabe seiner Symphonien, sagen wir: „ermöglicht“. An eine Persönlichkeit wie Gustav Mahler, der als Direktor eines der ersten deutschen Operninstitute über ein Einkommen von vielen Tausenden von Gulden verfügt, wird unnütz dasjenige Geld verschwendet, das manches junge, vergebens ringende Talent retten könnte! — — —

Eine der gelungensten Opernaufführungen der deutschen Bühne dieser Saison

war Glucks altehrwürdige Tondichtung „Armida". — Mit der einaktigen Oper „Haschisch" des nicht ganz untalentierten Dilettanten Oskar von Chelius würde leider auch unser Publikum nicht verschont. Herr von Chelius würde übrigens doch besser daran thun, seine ferneren musikalischen Versuche für eine gewisse hoch vornehme Privatbühne zu reservieren.

Auch in der Oper des „böhm. National-Theaters" bekamen wir heuer etliche Novitäten zu hören. So vor allem Zdenko Fibichs „Sarka". Diese Oper in 3 Akten des hochbegabten Komponisten zeichnet sich durch treffliche Lokalfärbung aus und errang schon infolge ihres nationalen Motivs einen durchschlagenden Erfolg. Das gelungene Libretto dieser Oper stammt von der Anežka Šulc und behandelt die alt-böhmische Sage vom Mädchenkrieg. —

Libuschas Gatte, König Přemysl, jagt die Jungfrauen ihres Gefolges nach dem Tode der Fürstin aus dem Volksrate. Die beleidigten Mädchen ziehen unter Anführung der Wlasta in einen nahe Prags liegenden Wald und stoßen hier auf einen eben von Přemysl den Göttern dargebrachten Opferbrand, den eine ihrer Genossinen (Scharka) verlöscht. Wlasta bittet für das unbesonnene Mädchen beim Könige um Gnade, aber die stolze Šarka verlangt keine Verzeihung. Sie fordert vielmehr den argen Weiberfeind Ctirad zum Zweikampf, damit ein Gottgericht im Streite zwischen Jungfrauen und Männern die Entscheidung bringe. Der Haß dieses reisigen Paares verwandelt sich aber gar bald in Liebesleidenschaft und Šarka, die, um Ctirad zu retten, ihre Schwestern im Kampfe ums Recht verrät, stürzt sich, von Gewissensbissen gepeinigt, in einen tiefen Abgrund des Moldauthales.

Wahre Beifallsstürme entfesselte die neue Oper Puccinis „Bohème" im böhmischen Landestheater. Der Tondichter zeigt in der Führung seiner Motive eine nahe Verwandtschaft mit Leoncavallo, welch letzterer auch fast gleichzeitig mit ihm sich des dankbaren Stoffes bemächtigte, den Murgers Roman bietet. Den Humor, die zarte Stimmung und die köstliche Sorglosigkeit, welche das Brevier der Pariser Künstlerbohème atmet, hat Puccini verstanden in prägnanter Weise auszudrücken. Auch sonst bietet die neue Arbeit des Komponisten, den wir bereits von seiner Oper „Manon Lescaut" her kannten, viel des Interessanten.

Die vom Künstlerverein für Böhmen im „Rudolphinum" veranstaltete Ausstellung orientalischer Gemälde Emil Uhls gab uns willkommene Gelegenheit, diesen tüchtigen Künstler ehrlich schätzen zu lernen. Uhl, der unserer engeren Heimat angehört, aber in München lebt, hat auf seinen Orientreisen treffliche Studien gemacht. Manche meisterliche Kleinmalerei, manch reizvolles Studienblatt, bizarre Landschaften, halbverfallene Bauwerke Ägyptens in golddurchfluteter Freilichtstimmung wechseln da mit gewaltigen Motiven von wahrhaft dramatischer Kraft. Von den 56 Arbeiten, die im Rudolphinum Aufstellung fanden, seien hier nur zwei als besonders gelungen hervorgehoben. Die „Flucht nach Ägypten" behandelt ein uraltes Thema, welches der Maler jedoch trotz des abgebrauchten Stoffes zur lebendsten Wirkung brachte. Einen noch größeren Eindruck macht das Kolossalbild „Das Weib des Leviten von Ephraim"; ein Gemälde, welches jene schauerliche Stelle aus dem Buche der Richter zum Motive hat, in der die Titelheldin ihre unwandelbare Treue und Ergebenheit bis in den Tod bethätigt. —

Meister Wereschtschagin brachte seinen großartigen Napoleon-Cyklus bei uns im Monate Januar zur Ausstellung. Näher auf diese Kollektion, welche mit Recht von hiesigen Journalen als ein Ereignis unseres öffentlichen Lebens bezeichnet wurde, einzugehen, dürfte hier wohl nicht nötig sein, da die Napoleonbilder des großen Russen

seitdem in ganz Deutschland populär geworden sind. — Von den 14 großen Ölbildern Wassili Wereschtschagins machten auf mich „Rast“ und „Auf der großen Straße“ trotz grauenhafter Realistik den gewaltigsten Eindruck.

Der Kunstsalon der tschechisch-französischen Buchhandlung F. Topič brachte uns in dieser Saison unter anderem eine Sonderausstellung der Brüder Liebscher. Adolf Liebscher ist der bei weitem bedeutendere des Brüderpaares. Seine „walachische Madonna“ — das größte der ausgestellten Gemälde — ist ein für die Kirche in Lischna (bei Zbirow i. B.) bestimmtes Altarbild. Ein weiteres Kirchengemälde des heiligen Wenzel, ferner Porträts und Historien- sowie Genrebilder zeigen uns die Vielseitigkeit Adolphs, während Karl Liebscher meist Landschaften aus dem österreichischen Occupationsgebiete ausgestellt hat.

Der rührigen Kunsthandlung Topič verdanken wir ferner die nähere Bekanntschaft mit Alfons Mucha, einem geborenen Mähren, der es in kurzer Zeit zu Pariser Berühmtheit gebracht hat. Seine Illustrationen und vor allem seine Plakate gehören zu den gesuchtesten in Frankreich. Die rasche Beliebtheit, die Muchas Affichen jenseits des Rheins gefunden haben, erklärt sich aus seiner eigenartigen Darstellungsweise, welche den originalitätssüchtigen Franzosen ungemein imponieren mußte. Muchas Motive haben nichts mit der fin-de-siècle-Manier Chérets oder Ivettes gemein, sie zaubern, wenn auch oft allzusüßlich-sentimentale Märchengestalten an die Anschlagsäulen der Großstadt oder sie wirken durch den keuschen Formenreiz des gotisch-byzantinischen Kirchenstils.

Oskar Wiener.

Kritik.

Deutsche Litteratur im Auslande.

Rappel. In diesem Blatte orakelte jüngst Charles Bos über die deutsche Kunst: „Die gebildetsten jungen Leute in Deutschland haben viel weniger gelernt als die unsrigen. Das ist außerdem wahr für die Gesamtheit der Bevölkerung. Die Deutschen haben, wenn ich mich so ausdrücken soll, eine geistige Begabung zweiter Ordnung. Die Malerei, Bildhauerei, Litteratur, sogar die Philosophie bestehen nicht. (!) Auf dem Gebiet der schönen Künste ist allein die Musik glänzend vertreten.“ — Der Herr muß sehr gründliche Studien gemacht haben.

François Coppée hat unlängst unserem Mitarbeiter Bruno Petzold sein Herz ausgeschüttet (s. Deutsche Revue). Da kamen seltsame Urteile zu Tage:

„Die moderne deutsche Litteratur wie sie sich in Hauptmann, Sudermann, Wildenbruch, Fulda und so weiter verkörpert, ist mir völlig unbekannt. Ich kenne von allen diesen Dichtern nicht mehr als die Namen; je ne connais rien du tout des Allemands. Das einzige Werk von Hauptmann, das ich gesehen, sind „die Weber“, ein Stück, das von zweifellosem Talent Zeugnis ablegt, aber für meinen Geschmack zu viel bloße Stimmungsmalerei und dergleichen enthält, ça manque de texte.

Über die deutsche Musik und insbesondere über das Musikdrama Richard Wagners maße ich mir kein Urteil an, da ich nicht musikalisch bin und mich nicht überwinden kann, mehr als einen Akt einer Oper anzuhören. Die intime Musik und die Naturmusik der Lerchen und Nachtigallen, ja, das ist etwas anderes. Doch das gehört nicht hierher.“

Diese Franzosen kümmern sich erst 100 Mal um ihre eigene Litteratur, ehe sie über

die Grenzpfähle nach fremdem Können auslugen. Von diesem Stolz könnten wir viel lernen. Namentlich die junge Kritiker-Generation der Servaes, Poppenberg, Osborn, Heilborn, Paetow, die für deutsche Poesie selten ihre Feder erheben.

Mercure de France (Dez.). Henri Albert bespricht auf feinsinnige Weise Bierbaums „Stilpe“ und „Studentenbeichte“ (2. Reihe), Przybyszewskis „Homo Sapiens“, Jacobowskis „Kluger Scheikh“ und „Anne-Marie“, Franz Helds „Au-delà de l'eau“, und die letzten Bücher von Falke, Holitscher und E. Schur. Diesen Letzteren vermag Albert nicht ernst zu nehmen.

Emporium (Bergamo). Das Märzheft enthält eine Studie über Gustav Falke als Lyriker von U. Ortensi. In einer Hinsicht sei Falke der Rivale Liliencrons, in anderer der Gegensatz zu Richard Dehmel, ohne daß er gleich diesem „seine Wurzel in der Dekadenz“ hat.

Nuova Antologia (1. April). Riccardo Forster bespricht die Werke Gerhart Hauptmanns nach den Monographien, die in den letzten Wochen über diesen Dichter erschienen sind. Der Aufsatz ist von stärkster Bewunderung erfüllt.

Contemporary Review. Der Schriftsteller Bunting giebt eine abgekürzte Übersetzung von Gerhart Hauptmanns „Versunkener Glocke“. Er sagt:

„In Deutschland herrscht, wie hier, gewöhnlich sehr beschränkte Nachfrage nach modernen Schauspielen in Buchform; aber dieses Drama hat in acht Monaten 28 Auflagen erlebt. Es wurde in einigen 30 Theatern Deutschlands und Österreichs aufgeführt. Es ist auch ins Französische übersetzt und in Paris aufgeführt worden, und dasselbe gilt aber wird bald von Dänemark gelten.

Eins jedoch ist klar: es ist im Symbol die Lebenstragödie eines Künstlers, der zwischen den Pflichten des gewöhnlichen und konventionellen Lebens einerseits und dem Zwange einer erhabenen Muse andererseits steht, die ihn zu unmöglichen Idealen von vollkommener Kunst und zu ekstatischen Träumen von dem, was die Kunst für die Menschheit vielleicht wirken kann, begeistert.“

Moderni Revue, das Prager Organ der tschechischen „Jungen“, bringt in seinem Aprilheft Besprechungen neuer Werke von Johannes Schlaf („Gertrud“), Franz Evers („Paradiese“) und Ludwig Jacobowski („Satan lachte“). Sie sind ungemein geistreich in impressionistischem Stil geschrieben und rühren von Jiří Karásek her.

Literary World (London, 22. April) bespricht die englischen Übersetzungen von Dahns „Kampf um Rom“ und J. R. z. Megedes („Quitt“). Dahns Werk wird enthusiastisch gepriesen, und auch Megede bekommt ein gehäuftes Maß Lob ab. Ihm wird eine glänzende Zukunft prophezeit und seine genaue Kenntnis des ostelbischen Junkerlebens gerühmt.

L'Oeuvre ist der Titel einer neuen in Paris erscheinenden Monatsrevue, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, „die jungen Intelligenzen aller Länder mittelst der Kunst, der Litteratur und der Philosophie einander näher zu bringen; sie steht also allen Denkern, allen litterarischen Genres und allen Sprachen offen.“ Das originelle Programm ist in den uns vorliegenden Nummern (März-April) sehr tüchtig durchgeführt. Es herrscht eine babylonische Sprachenwirtschaft hier. Von deutschen Autoren ist Ernst Kreowski vertreten; für das Maiheft ist ein Beitrag von Ludwig Jacobowski angekündigt. L'Oeuvre „will der aufrichtige Ausdruck der Gedanken und der Gefühle derjenigen sein, die sich für Kunst und Schönheit begeistern können. Da die Mitarbeiter des „Oeuvre“ sich selbst und ihre Leser respektieren, untersagen sie sich jede grobe Beschimpfung anderer, jede Obscönität. „L'Oeuvre“ verdankt seinen Ursprung einer großen, liberalen Idee. Es ist das Resultat der Freundschaft zwischen jungen Schriftstellern verschiedener Nationen.“ — Ein seltsames Zeichen der Zeit, die sonst von nationalen Antipathien erfüllt ist.

Revue de Paris (1. März). A. Carré bespricht das deutsche und österreichische Theater. Ihm imponiert die Disziplin, die an den großen Bühnen herrscht — militärischer Geist (sic!) — dann die hohen Zuschüsse der allerhöchsten Herrschaften.

Daß diese Zuschüsse fast immer die Hoftheater zu Unterhaltungsbühnen für den Hof herabdrücken, das hat der geistreiche Franzose wenig gemerkt.

Mark Twain hat das Philipp Langmann'sche Schauspiel „Bartel Turaser" ins Englische übersetzt. Wahrscheinlich wird es im Herbst gleichzeitig in den Vereinigten Staaten und England aufgeführt.

In der „Revue des deux Mondes" (1. März) hat Edouard Rod H. Sudermanns „Johannes" in einem Essay analysiert. Ganz oberflächlich, dürr und reizlos. Ein Drittel der Studie wird mit Citaten gefüllt, ein zweites Drittel mit Inhaltsangabe, der Rest ist markloses Gewäsch. „Das Werk ist nicht vollkommen; es hat Mängel, die seiner Gattung anhaften." Es ist das beste Religionsdrama der letzten Jahre und der Höhepunkt in Sudermanns Schaffen. — Wenn schon ein Ed. Rod so schiefe und thörichte Urteile über deutsche Poesie fällt, was soll man erst von den weniger, einsichtigen Kritikern Frankreichs verlangen! Dr. H. Tr.

Französische Litteratur.

Paul et Victor Margueritte, Le Désastre (Paris, Plon). Die Brüder Margueritte, die Söhne des bei Sedan an der Spitze seiner Brigade gefallenen Reitergenerals, bieten uns hier den ersten Band einer Romantrilogie „Une Epoque", die den Zusammenbruch einer alten und den Werdekampf einer neuen Periode der französischen Zeitgeschichte schildern soll, die mit der Kriegserklärung im Juli 1870 ihren Anfang nimmt und mit der Niederwerfung des Kommuneaufstandes ihr Ende erreicht. Stofflich lehnt sich das Margueritte'sche Werk somit eng an Zolas Kriegsbuch an, aber wenn auch das Thema das gleiche ist, so ist die Behandlung und der Gesichtswinkel, unter dem die Dinge betrachtet werden, grundverschieden, darüber läßt der vorliegende Band, der sich auf die Schilderung der Katastrophe von Metz beschränkt, keinen Zweifel. Während Zola in „Débâcle" die Ereignisse von der Höhe seiner Kunstanschauung mit der kritischen Objektivität des nüchternen Beobachters betrachtet, stehen die Marguerittes mitten im Getümmel und halten mit ihrer subjektiven Meinung und ihrem persönlichen Gefühl nicht hinter dem Berge. Bei dieser Erzähltechnik hat das Buch an Spannungs- und Unterhaltungsreiz gewonnen, was es notwendigerweise an dokumentärer Treue und überzeugender Glaubwürdigkeit einbüßte. Von den großen historischen Ausblicken, wie sie sich uns dort eröffnen, ist hier so wenig wie von der Macht, die den Geist der Zeit lebendig werden läßt, etwas zu finden. Die „Débâcle" der Heere des zweiten Kaiserreichs schrumpft zu dem „Désastre" der von Bazaine geführten Rheinarmee zusammen, das uns im kleinen ein Bild des ganzen Krieges geben will. Und dementsprechend ist hier auch das Hauptgewicht nicht auf die Ereignisse selbst, sondern auf die feine Herausarbeitung des Details, auf die Charakterzeichnung und auf die subtile Wiedergabe der Gefühle und Stimmungen gelegt, die die zur Unthätigkeit gezwungene Masse, die sich von ihrem Führer verraten und betrogen weiß, beseelen. Bazaine ist als politischer Intriguant gekennzeichnet, der mit aller Absichtlichkeit die elementarsten strategischen Forderungen unberücksichtigt läßt, um eine Katastrophe herbeizuführen und im Trüben zu fischen. Die Machenschaften des Politik treibenden Marschalls, der seine Truppen an der Nase herumführt, und die langsame Agonie dieser letzteren bilden die eigentlichen Hauptmomente der Schilderung. In recht geschickter Weise ist der Kommandant Du Breuil, ein schneidiger, eleganter Generalstabsoffizier, in den Mittelpunkt der Handlung gestellt; der dem Hauptquartier zugeteilte Offizier, der dies politische Intriguenspiel Bazaines aus nächster Nähe zu beobachten Gelegenheit hat, verkörpert in wirksamer Weise die Anschauungen

der Armee, die im Widerstreit zwischen der Soldatenpflicht und der Mahnung ihres patriotischen Gewissens hin und her schwankt. Dieser Kampf und die Verzweiflung, die die Moral der von heißer Kampfeslust beseelten Elitetruppe langsam untergräbt, ist mit seiner psychologischer Kunst und realistischer Treue lebendig zur Darstellung gebracht, hier wie in der Charakterzeichnnung der Hauptpersonen und einiger markanter Offizierstypen wie Lacoste, Restaud, d'Avot zeigen sich die oft geschätzten Vorzüge Marguerittes von ihrer besten Seite. Aus dem Gesagten erhellt, daß dieses „Désastre“ mehr auf den Unterhaltungston gestimmt ist, das ist in den Augen der Leser kein geringer Vorteil, und da das Buch des weiteren der nationalen Denk- und Anschauungsweise geschickt das Wort redet, so darf es, zumal in Frankreich, der herzlichsten Aufnahme gewiß sein.

Augustin Filon, der sich mit Vorliebe mit englischen Verhältnissen beschäftigt, hat auch in seinem neuen Roman „Babel“ (Paris, Lévy) London zum Schauplatz einer gar romantischen Geschichtsklitterung gemacht, die sich in dem verschrobenen Ideenkreis der englischen Gouvernantenromane bewegt. Wie dort, so auch hier eine dick aufgetragene Tendenz und eine moralische Nutzanwendung, die vor dem nichtswürdigen, den Charakter vergiftenden Sozialismus, der Frauenemanzipation und all den anderen Bestrebungen der bösen modernen Zeit eindringlichst warnt. Das alles und noch einiges mehr wird uns in einer phantastischen Romanhandlung an dem mehr oder weniger erbarmungswürdigen Schicksal eines Reiches gar seltsamer Menschen mit wünschenswertester Deutlichkeit zum Bewußtsein gebracht. Schade nur, daß man für diese schöne und löbliche Litteratur auf dem Kontinent so wenig Verständnis hat!

Unter dem bezeichnenden Titel „L'imagination fait le reste“ hat Jean de la Brète bei Plon in Paris ein neues seiner beliebten Unterhaltungsbücher erscheinen lassen, bei denen die Einbildungskraft der Leser thatsächlich ein Übriges thun muß. Demselben litterarischen Genre gehört auch der im gleichen Verlage erschienene Roman „Marie Trifaöl“ von Henri Doris an, eine gar rührselige Liebesgeschichte, die ganz dazu angethan ist, das Gefallen der bekannten schönen Leserin zu erregen.

Capitaine Paul Marin, Dreyfus—? — (Paris, Librairie illustrée). Das öde, in recht betrüblichem Französisch geschriebene Machwerk des gesinnungstüchtigen Schildknappen Drumonts, den die unbeholfene Prosa des Vorworts als Vaterlandsretter überschwänglich preist, vermag nicht einmal das bisherige Sensationsbedürfnis zu befriedigen, das das fettgedruckte Fragezeichen der Aufschrift weckt. Eine Zusammenstellung des journalistischen Geschwafels der Drumont, Rochefort und Genossen untermischt mit Geistesblüten eigener Provenienz bildet den krausen Inhalt des dickleibigen Wälzers, der allerhöchstens als pathologisches Symptom ein mäßiges Interesse beanspruchen kann.

„Le Musée des Souverains“ nennt sich eine bei Juven in Paris erschienene Sammlung von Porträtkarikaturen, die uns die Potentaten Europas im Bilde vorführt. Léandre, Cadel und Jean Veber haben dazu ergötzliche Blätter beigesteuert, am besten ist es letzterem gelungen, seinen Bildern einen fein satirischen Zug zu geben und sich von karikierter Übertreibung fernzuhalten.

Henri Lichtenberger, La philosophie de Nietzsche (Paris, Alcan). Das vorliegende Buch ist das erste in Frankreich erschienene Studienwerk, das sich eingehender mit der Person und dem Schaffen Nietzsches beschäftigt, dessen Einfluß in der neuzeitlichen französischen Litteratur unverkennbar ist. Lichtenberger beginnt mit einem kurzgefaßten biographischen Abriß des äußeren Lebensganges Nietzsches und verfolgt dann an

der Hand der kritischen Betrachtung der einzelnen Werke den geistigen Werdeprozeß seiner Philosophie durch die einzelnen Phasen ihrer Entwicklung.

Alfred Goetze.

Die Pariser internationale Rundschau „L'humanité nouvelle“ hat sich in ihrem zweiten Jahrgang sehr tapfer gehalten. Unter den Mitarbeitern begegnen wir mehr und mehr auch englischen, deutschen und italienischen Namen von bestem Klang. Die Zeitschriftschau ist noch lückenhaft. M. G. C.

Belgische Litteratur.

Pol de Mont: Modernités. Anthologie des meilleurs poëtes contemporains belges d'expression française. (Almeto, W. Hilarius Wzn., p. p. 324.)

Die Auswahl umfaßt Dichter, die mit ihren Werken zwischen 1880 und 1898 hervorgetreten sind. Und zwar bringt die Auswahl nur Lyrisches. Das Lyrische ist gewiß unter allen Umständen die Probe auf das intimste Wesen eines Dichters, auch wenn dieser seine Hauptstärke nicht im Lyrischen, sondern im Dramatischen entwickelt hat. Letzteres ist zweifellos bei Maeterlinck der Fall. Dennoch ist es von großem Reiz, in dieser modernen Blütenlese einmal den Maeterlinck als reinen lyrischen Verskünstler vor sich zu sehen. Und es ist merkwürdig genug, daß wir ohne vorherige genaue Kenntnis der Maeterlinck'schen Dramendichtung kaum im Stande wären, aus diesen 15 Nummern Maeterlinck'scher Lyrik die seelische und künstlerische Meisterfähigkeit des Dichters herauszulesen. Ähnlich ergeht es uns bei dem prosagewaltigen Eekhoud. Nicht zu erkennen! So reich sind diese Naturen, so wandlungsfähig! Ich habe die Empfindung, daß Pol de Mont diese Auslese des „jungen Belgiens“ französischer Zunge mit ungemein feiner und sicherer Hand durchgeführt hat: kein einziges Poem ist unbedeutend oder uncharakteristisch. Siebzehn Poeten — welch' eine stattliche Zahl für das kleine Land! — musizieren uns ihre Lyrik vor, d. h. es ist auch, wie ich ausdrücklich bemerken will, die in Farben tönende, die dekorative und malende Lyrik so wenig vergessen wie die in kühner Ideen-Plastik rhythmisch ausklingende. Es ist ein wunderbarer Genuß. Diese lyrische Suite, wo ein Rodenbach neben Albert Giraud (den unser Hartleben so meisterlich ins Deutsche hinübergedichtet), ein Verhaeren neben Elskamp u. s. w. u. s. w. seine Seele öffnet und in die große Symphonie ausströmen läßt, ist entzückend. M. G. Conrad.

Italienische Litteratur.

Unter den vielen in letzterer und neuester Zeit erschienenen Prosawerken italienischer Litteratur glänzen in erster Linie die philosophisch gehaltenen Bücher von Mantegazza und Edmondo de Amicis, dessen epochemachendes Werk „Cuore“ bereits in der 240sten Auflage erschien. Mantegazzas neuestes Werk „l'Anno 3000“, worin er sich selbst übertroffen, muß eingehend hervorgehoben werden; denn es zählt den tonangebendsten Kritikern Italiens gemäß, zu seinen besten Schöpfungen. Es glänzt in der eleganten Treves'schen Edizione bijou, und das im Herbst 1897 erschienene Buch ist bereits in mehreren Auflagen vergriffen.

Der Verfasser bezeichnet sein Werk als „Un sogno“. Es ist auch ein traumartiges Phantasiegebilde, wie es nur ein Poet schaffen kann, der zugleich ein so hervorragender Gelehrter wie Mantegazza ist, und den Posten eines Professors all' Instituto Superiore von Florenz bekleidet. Ist doch auch der in jeder Beziehung große Mann Senatore del Regno und trotzdem — möchte man beinahe sagen — der Stern italischer Litteratur. In seinem „Sogno“ vereint er sein Wissen, sein Können, seine Talente und seine Würden zu einem höchst bizarren, originellen und symbolischen

Romangebilde, das eine ideale Zukunftsstadt zum Vorwurf hat, in welcher die nimmer zu befriedigende Menschheit alle politischen und sozialen Systeme nach Belieben zu experimentieren vermag. Mit einem Wort: ein Nirwana höchster Glückseligkeit! Ob es da auch ein Parlament ohne — Obstruktion geben wird, läßt der geniale Verfasser jedoch unerörtert.

Von Domenico Giuriati, dem hochgeschätzten Rechtsgelehrten, der allgemein als litterarisches Phänomen betrachtet wird, denn bald taucht ein fesselndes belletristisches Werk aus seiner nimmer rastenden Feder auf, bald eine ernste juridische Facharbeit, erschien jüngst bei seinem Stammverleger, bei Treves in Mailand, ein interessantes Werk unter dem Titel: „Memorie d'emigrazione“. Das Buch ist eine Fortsetzung seiner bereits in mehreren Auflagen erschienenen: „Memorie d'un vecchio avvocato“. Beide Bücher stehen hoch über der Schablone gewöhnlicher Memoirenlitteratur und verdienen vollauf, in den weitesten Kreisen bekannt und berücksichtigt zu werden.

Der erste Band veranschaulicht eine Reihe Erlebnisse aus seiner juridischen Praxis, deren Fäden sich bis London und Paris erstreckten. Als Charaktergestalt ist der geizige Marchese Scarpin mit wenigen kräftigen Strichen am vorzüglichsten gezeichnet, ebenso ironisch-fein, das eitle Hoffen einer Società anonima, die sich den naiven Gedanken vorgaukelt, in Sizilien großartige Kaffee- und Zuckerplantagen anlegen zu können.

Der zweite aktuellste Band, der das bewegte Leben des Verfassers — eines gewaltigen politischen Heißsporns — in der Verbannung schildert, enthält zwölf Kapitel, von denen jedes an und für sich eine selbständige Geschichte bildet, deren Würze bald in köstlich geschilderten Anekdoten besteht, bald in der trefflichen Charakteristik historisch und politisch hervorragender Persönlichkeiten, welche Giuriati mit seltenem Geschick als Mittelpunkt pikanter Ereignisse hinstellt. Auch die Sitten und Gebräuche italischer Länder, hauptsächlich Venetiens und Sardiniens, weiß er unvergleichlich zu schildern, indem er zugleich den landschaftlichen Reizen volle Würdigung zollt; seine Hauptforce ist und bleibt jedoch die Art und Weise, das alles in schönster, vollendetster Sprache zu sagen. Er ist der causeur par excellence und seiner Feder Zaubermacht belebt all' die vielen, interessanten, eleganten und auch — mechanten Gestalten, die zwischen den 48er und 60er Jahren als Zierden und Säulen der Turineser Gesellschaft bekannt waren. Wer auf solchen Schatz wertvoller Erinnerungen zurückblickt, ist unerschöpflich. Es ist daher zu erwarten, daß Giuriati gar bald mit einem neuen Werke seine unzähligen Verehrer verblüffen wird.

Von den illustrierten Prachtwerken der Fratelli Treves erschienen in neuen Auflagen die Novellen „Vita dei Campi“ von Giovanni Verga, der in Deutschland und allüberall durch die als Operntextbuch bearbeitete Novelle „Cavalleria Rusticana“ bekannt geworden. Sein Talent hätte jedoch nicht erst der genialen Tonsetzung Mascagnis bedurft, um die verdiente Anerkennung zu erzielen, da seine sämtlichen Werke in mehreren Auflagen erschienen, darunter die originelle Erzählung: „Storia d'una capinera“ (die Geschichte einer Grasmücke) bereits in fünfzehnter Auflage.

„La Sicilia“ von Gastone Vuillier gehört zu jenen Prachtwerken, deren Text und Illustrationen geradezu verblüffend wirken und in jedem Leser den Wunsch erwecken, das vielbesprochene und vielbesungene Wunderland, dessen Zauber sogar Meister Goethe zu bezwingen wußte, auch einmal mit eigenem Auge zu sehen. Das Werk besitzt unter anderen auch den großen Vorzug, nicht allein die sattsam bekannten, auf der großen Heerstraße liegenden Städte und Naturschönheiten zu beschreiben, sondern auch die der unwirtlichsten Gegenden des Brigan-

taggio. Von den belebten Straßen Palermos und Catanias führt uns der Autor in die Eisregion des gewaltigen Ätna und weiß er ebenso interessant über das klassische Taormina zu erzählen als über die weltvergessenen Thäler des Binnenlandes und das krasse Elend der Schwefelgruben-Arbeiter. Der größte Vorteil des Prachtwerkes besteht aber unzweifelhaft hierin, daß der Autor zugleich Künstler ist und seine Worte durch seines genialen Stiftes Kraft zugleich veranschaulichen konnte.

„Sul Campo di Adua“ bietet dieselben Vorteile, da es ein Tagebuch des hochgeschätzten italienischen Künstlers und Illustrators Eduardo Ximenes ist, der im Frühjahr 1896 eine Studienreise durch die unglückseligen afrikanischen Gefilde italischer Machtsphäre unternommen. Die Beschreibung des Schlachtfeldes von Adua, auf welchem so viele tapfere Krieger im ungleichen Kampfe verblutet, ist zugleich auch eine wertvolle topographische Studie des verhängnisvollen Terrains. Die Kritiker der maßgebendsten italienischen Blätter sind hierin einig, daß kein Generalstabsoffizier die Pläne des Kriegsschauplatzes und des ganzen Landes, das der Autor zu Fuß und zu Pferd — wie es eben ging — durchquert, besser aufnehmen und entwerfen konnte. Sein Werk ist daher nicht allein ethnologisch vom Standpunkt völkerkundlicher Wissenschaft hervorragend, sondern auch als illustrierter geographischer Atlas. Paul Maria Lacroma.

La scienza sociale. Milano. Direttore: Dr. Francesco Cosentini.

Diese neue Zweimonatschrift verspricht ein kritisches Organ der Soziologie und ihrer Hilfswissenschaften im freiesten Sinne zu werden, d. h. unabhängig zu bleiben von den hemmenden Einflüssen der politischen Parteien, der gelehrten Schulen, der Klassen-Tradition u. s. w. In Italien pflegten diese bösen Einwirkungen auf die moderne Soziologie aus den alten Lebens- und Machtkreisen heraus seither nicht weniger stark und verhängnisvoll zu sein, als etwa in Deutschland oder Frankreich. Eine wissenschaftliche Freiheit, wie die Engländer oder Amerikaner in ihren unabhängig dastehenden Forschern genießen, haben wir auf dem Kontinente mit dem alten akademischen Staatsdrill und der despotischen Bureaukratie noch lange nicht errungen. In Italien aber gehört, bei der Spärlichkeit der Mittel für freie wissenschaftliche Zwecke, ein wahrer Heroismus dazu, Zeitschriften wie diese neue „Scienza sociale“ zu gründen und am Leben zu erhalten. Das erste Heft macht einen sehr guten Eindruck. Sowohl die größeren selbständigen Originalaufsätze, wie die kürzeren Berichte und Kritiken verbinden mit sachlicher Gründlichkeit einen frischen, klaren Ton, ohne gelehrte Weitschweifigkeit und pedantische Dütendreherei und Pfennigfuchserei. Von den Originalartikeln verdienen hervorgehoben zu werden Cosentinis geistvolle Abhandlung über „le tendenze e lo stato attuale della sociologia“, Marchesinis gediegene und anziehende Arbeit über das Nützlichkeitsprinzip in der sozialen Ethik und im Recht, sowie Pilos seine Studie über die Kunst als Faktor der sozialen Entwicklung. Im bibliographischen Teil kommt die deutsche Litteratur zur Geltung, wenn auch noch nicht im wünschenswerten Umfange. Interessant versprechen die Diskussionen über aktuelle Streitfragen zu werden. Wir wünschen, daß der neuen Zeitschrift die Sonne des Erfolges scheine und daß sie auch in Deutschland eifrige Förderer finde.

M. G. Conrad.

Griechische Litteratur.

Es ist naturgemäß, daß in einem poetischen und zu künstlerischem Schaffen beanlagten Volk, welchem aber weder ein soziales noch religiöses Leben bedeutenden Stoff für größere dramatische oder epische Dichtungen liefert, die Lyrik es ist, in der sich die künstlerische Kraft dieses Volkes be-

thätigen muß. Seit der Zeit, als das griechische Volkslied zu den wundersamen Schöpfungen der jonischen Dichter übergegangen ist, nimmt die Lyrik in der Litteratur der Neugriechen eine hervorragende Stellung ein. Und jetzt ist wieder in Kostis Palamas ein Lyriker erstanden, dem der Kranz gebührt.

Was Palamas von den jonischen Dichtern unterscheidet, ist die Erhabenheit der Gedanken, die seinen Schöpfungen ein eigentümliches Gepräge giebt. Während bei den jonischen Dichtern alles farbiges Bild ist, romanzenhafte Gesänge, die gleich urwüchsigen Naturlauten das aussprechen, was die Seele bewegt, können die Dichtungen von Palamas mit den nackten Felsen der griechischen Berge, die sich in scharfen Konturen vom wolkenlosen, ewigen Himmel abheben, verglichen werden. In seltsamen Rhythmen gleiten die Gedanken, die die Materie dieser Schöpfungen bilden, an uns vorüber, Symbole eines überpersönlichen Empfindens, das, über der Sphäre des Alltags schwebend, von den Schicksalen des Lebens gar nicht berührt wird. Diese Gedichte sind wie die keines anderen Modernen den Gebilden der alten Hellenen verwandt. In ihrer Form sind sie allerdings durchaus neu, denn Palamas verabscheut die Geschmacklosigkeit frevelnder Ausländer, die dem klassischen Ideal näher zu rücken glauben, wenn sie mit den Masken und den Gewändern der alten Hellenen über den Markt gehen.

Ein echt griechisches Werk ist auch der jüngst erschienene Roman von Karkawitzas: „Ligero". Es ist peloponnesisches Volk, das hier uns vorgeführt wird. Schön geschilderte Scenen ländlichen Lebens folgen in bunter Reihe aufeinander. Wir sehen die Zauberfrau, die mit bannenden Worten die Dämonen der Krankheiten vertreibt, idyllische Scenen am Brunnen folgen, Volksfeste, Wettrennen der Bauern, den Einzug des Siegers in das Dorf . . . u. s. w.

Nennenswert als Schilderung neugriechischen Lebens und neugriechischer Empfindungsweise sind auch die Novellen von Wlachajanos.

Athen. J. K. v. Hößlin.

Bulgarische Litteratur.

Litterarische und philosophische Studien von Dr. K. Krsteff. (2. Tausend. Philippopel 1898.)

Das größte Interesse in diesem Werke des hervorragenden bulgarischen Kritikers und Ästhetikers Krsleff gebührt seinen Abhandlungen über die drei bedeutendsten litterarischen Vertreter des jungen Bulgarien: Pentscho Slawejkoff, über den ich an dieser Stelle schon gesprochen, der in seinen Dichtungen voll tiefer schwerer Gedanken neue Bahnen in der bulgarischen Poesie eingeschlagen hat, der Pessimist und Satiriker Stojan Michajlowski und der geistreiche Novellist Aleko Konstantinoff, der in seinem „Baj Ganju", dem Typus eines halbzivilisierten Bulgaren, eine prächtige Gestalt geschaffen, die sich etwa vergleichen läßt mit dem berühmten Tarrasconeser Helden Tartarin. Als wohlgeschulter Kritiker, mit warmem Empfinden und tiefem Verständnis für Kunst und Leben behandelt der Verfasser die Persönlichkeiten der Dichter und ihre Werke in ihrem natürlichen Zusammenhange und bietet so ein lebendiges harmonisches Ganze in fesselnder Frische und Anschaulichkeit. Die westeuropäische Litteratur ist vertreten durch Erörterungen über Grillparzers „Des Meeres und der Liebe Wellen", Henrik Ibsen und sein „Volksfeind", „Jonathan Swift und seine Satire gegen die Menschheit". In diesen, wie in den beiden philosophisch-ästhetischen Artikeln „Die Ästhetik als Wissenschaft" und „Die Sozialwissenschaft und unsere ethischen Ideale" zeigt Krsteff eine reiche Kenntnis der Litteratur und der geistigen Bewegungen innerhalb der führenden Nationen Europas, vor allem auch Deutschlands.

Seine mannigfachen und eingehenden Studien haben ihm einen scharfen und weiten Blick verliehen und auf ihnen fußend vermag er die Dinge, die er in den Kreis seiner Betrachtungen zieht, von allgemeinen und großen Gesichtspunkten aus zu behandeln.

Die Wertung dieser tüchtigen und anerkennenswerten Arbeit muß um so höher sein, wenn man in Betracht zieht, wie es im allgemeinen um die litterarische Kritik in Bulgarien steht. Eine gründliche wissenschaftliche Kritik besteht erst seit den siebziger Jahren, wo der in Moskau als Professor an einem Gymnasium lebende Nescho Bontscheff mit der Kritik einer bulgarischen Übersetzung der Ilias und einer eigenen Musterübersetzung des ersten Gesanges auf den Plan trat. Bontscheff setzte dann seine kritische Thätigkeit in den Spalten der „Perioditschesko Spisanie" (Periodische Zeitschrift) fort. Nach seinem Tode lag die wissenschaftliche Kritik darnieder. Zwar suchte man sie in den Philippopeler Blättern „Maritza" und „Narodni Glas" (Volksstimme) unter der Redaktion von Bodtscheff und Wajoff, dem jetzigen Kultusminister, zu pflegen, aber hier herrschte ein parteiisches Vettern- und Cliquenwesen, „Setjo scharjobad-shanakism", wie man es in Bulgarien nennt. In der Mitte der achtziger Jahre wurde Bontscheffs Arbeit in der „Perioditschesko Spisanie" von Peter Pescheff, der seine Bildung ebenfalls in Rußland empfangen, aufgenommen, jedoch nach einer Thätigkeit von wenigen Jahren zog Pescheff sich wieder zurück. Nunmehr trat Krstjo Krsteff hervor, welcher mehrere Jahre in Leipzig studiert hat und bereits zweimal als Professor an der Hochschule in Sofia thätig war. Nachdem er im Jahre 1888 die „Kritik" herausgegeben, gründete er 1891 die Zeitschrift „Misl" (Gedanke), in welcher er seine kritischen Artikel über die zeitgenössische bulgarische und ausländische Litteratur veröffentlichte. Von dieser Zeitschrift, die sich eine angesehene Stellung errungen hat und durchaus auf der Höhe der Zeit steht, liegt mir das erste Heft des achten Jahrganges vor, eine äußerst bemerkenswerte Erscheinung in Bulgarien, wo die Zeitschriften und Zeitungen hervorsprießen wie die Pilze und sterben wie die Fliegen. Aus dem Inhalt dieses Heftes sind besonders hervorzuheben ein Artikel von Krsteff „Die bulgarische Intelligenz", eine litterarische Skizze „Über die Sujets der bulgarischen Belletristik", ferner einige Beiträge der modernen Dichter K. Christoff, St. Michajlowski und D. T. Straschimiroff; schließlich finden wir kurze Übersichten der wissenschaftlichen und politischen Ereignisse im In- und Auslande u. a. m. Georg Adam.

Büchertisch.

Vom 25. April bis 10. Mai liefen bei der Redaktion nachstehende Bücher ein (Besprechung bleibt vorbehalten):

Bax, E. Belfort, Wohin die Frauenrechtlerei führt oder Gesetzliche Frauenprivilegien in England. Zürich, J. Schabelitz. 8. 102 S. 1 Mk.

Boy-Ed, Ida, Die Flucht. Roman. 3. Aufl. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 8. 436 S. 5 Mk.

Buls, Ch., Ästhetik der Städte. Gießen, Emil Roth. 8. 44 S. 1 Mk.

Cossmann, Eduard, Shakespeare Hamlet. Paris, Maison Didot. 8. 199 S.

Degen, Richard, Die A.D.C. Burschenschaften keine Burschenschaften? Mit ungedruckten Briefen E. M. Arndts. Leipzig, Oskar Gottwald. 8. 13 S. 0,30 Mk.

Derselbe, Die Leipziger Finkenschaft und ihre Gegner. Ebenda. 8. 70 S.

Derselbe, Der Protestantismus u. d. Wahrheit. Leipzig, P. Friesenhahn. 15 S. 0,50 Mk.

Dünheim, M. v., Wie ich Schriftsteller wurde und was ich dann schrieb. Humoresken. Berlin, Schall und Grund. 8. 286 S.

Fercher u. Steinwand, Johannisfeuer. Geb. Wien, C. Daberkow. 8. 140 S. 0,60 Mk.

Fulda, Ludwig, Jugendfreunde. Lsp. in 4 A. Stuttgart, J. G. Cotta Nfl. 8. 192 S. 2 Mk.

Hamon, Déterminisme et Responsabilité. Paris, Schleicher frères. 8. 240 S.

Henckell, Karl, Komponisten-Postkarten. Zürich, Henckell u. Co.

Kerr, Alfred, Godwi. Ein Kapitel deutscher Romantik. Berlin, Georg Bondi. 8. 136 S.

Klosterschüler, Richard, Der Krüppel und andere Novellen. Wien, Ignaz Brand. 8. 109 S.

Larsen, Karl, Doktor Jx. Einleitung von Arne Garborg. Deutsch von E. Brausewetter. Berlin, Schuster u. Löffler. 8. 168 S.

Lichtenow, Wilhelm v., Nach dem Tode. Mitteilungen a. d. Jenseits mit 23 Bildern von Hans Looschen. Berlin, Schall u. Grund. 8. 52 S. 2 Mk.

Derselbe, Im Himmel. Weiteres a. d. Jenseits. Ebenda. 8. 39 S. 1 Mk.

Medwin, Thomas, Gespräche mit Lord Byron. Deutsch von A. u. S. Linden. 2. Aufl. Leipzig, H. Barsdorf. 8. 303 S. 4 Mk.

Oppeln-Bronikowski, Fr. v., Aus dem Sattel geplaudert und anderes. Berlin, Militär-Verlagsanstalt. 8. 91 S.

Peper, Wilhelm, Die wissenschaftliche und praktische Bedeutung der pädagogischen Pathologie. Bonn, F. Soennecken. 8. 32 S. 0,50 Mk.

Renk, Anton, Das neue Land. Dram. Symbol. St. Ludwig, G. L. Kattentidt. 8. 21 S.

Sachs, Otto, Von zwei Geschwistern. Berlin, Schuster u. Löffler. 8. 203 S.

Scheffer, Thassilo v., Seltene Stunden. Gedichte. Berlin, Schuster u. Löffler. 8. 180 S.

Schultze, Dr. Siegmar, Von der Wiedergeburt deutscher Kunst. Berlin, Carl Duncker. 8. 81 S. 1,50 Mk.

Schröder, F. A., Die Rechtsunsicherheit der Volksschullehrer und der Schulbureaukratismus. Leipzig, Alfred Hahn. 8. 136 S. 1,20 Mk.

Seebach, Hans, Die Armen im Fleische. Paradiesgeschichte. Linz a. D., E. Mareis. 8. 95 S.

Stratz, Rudolph, Der arme Konrad. Roman a. d. Bauernkrieg (1525). Stuttgart, J. G. Cotta Nfl. 8. 291 S. 3 Mk.

Telmann, Konrad, Das Ende vom Lied. Roman. Dresden, Carl Reißner. 8. 274 S.

Vesme, Caesar Bondi Ritter von, Geschichte des Spiritismus. Bd. I. Das Altertum. Deutsch von Feilgenhauer. Leipzig, Oswald Mutze. 8. 548 S. 10 Mk.

Wagner, Richard, Traum und Rausch. Gedichte. Leipzig, W. Friedrich. 8. 84 S. 1 Mk.

Wette, Hermann, Der Bärenhäuter. Teufelsmärchen. Köln, Albert Ahn. 1898. 8. 94 S.

Wilbrandt, Adolf, Die glückliche Frau. Roman. Stuttgart, J. G. Cotta Nfl. 8. 257 S. 3 Mk.

Wilpert, Richard v., Moderner Sängerkrieg. Ein Reimschwank. 2. Tausend. Leipzig, O. Mutze. 8. 96 S. 1 Mk.

Wolf, Hugo, Gesammelte Aufsätze. Erste Folge. Berlin, S. Fischer. 8. 98 S.

Woltmann, Dr. Ludwig, System des moralischen Bewußtseins mit besonderer Darlegung des Verhältnisses der kritischen Philosophie zu Darwinismus und Sozialismus. Düsseldorf, Hermann Michel. 1898. 8. 391 S.

Wolzogen, Ernst v., Vom Peperl und andere Raritäten. München, Albert Langen. 8. 147 S. 1 Mk.

Zabel, Eugen, Im Dienst. Schip. in 4 A. Nach d. Russ. des Fürsten Sumbatow. Leipzig. 92 S. 0,20 Mk.

Zöller, Ludwig, Djuna und neue Gedichte. Leipzig, W. Friedrich. 8. 80 S. 1 Mk.

Wir bitten, sämtliche Manuskript-, Bücher- rc. Sendungen ausschließlich an

Dr. Ludwig Jacobowski, „Schriftleitung der Gesellschaft"

Berlin S.W. 48, Wilhelmstr. 141

zu senden. Unverlangten Manuskript-Sendungen ist stets Rückporto beizufügen.

Leipzig, Querstraße 23.

Verlag der „Gesellschaft".

Hermann Haacke.

Verantwortlicher Leiter: Dr. Ludwig Jacobowski in Berlin.

Verlag der „Gesellschaft" Hermann Haacke in Leipzig. — Druck von Carl Otto in Meerane.



Friedrich Naumann.

Sammel-Briefe.

Von M. G. Conrad.

Berlin, 6. Mai 1898.

III.

Meine letzte Vortragsreise durch Deutschland und Österreich hat durch einen angenehmen Zufall im Bürgersaal des Berliner Rathauses begonnen.

Ich war bereits auf dem Wege nach Hamburg, als ich im Lokalanzeiger einen Vortrag über den Friedensgedanken in der Weltlitteratur von Adalbert v. Hanstein angezeigt fand. Die Berliner Friedensgesellschaft wollte damit ihren 22. Februar, den Tag der üblichen internationalen Friedenskundgebung, zugkräftig und weihevoll machen. Herr v. Hanstein ist ein glänzender Redner. Seine Stellung in der jungen Litteratur ist eine achtunggebietende. Er ist ein Eigener, kein Partei- oder Gruppen-Mensch mit einer Nummer. Das heißt, er ist eine Welt für sich und hat etwas mitzuteilen, wenn sich die rechten Empfänger melden. Im Reichstage würde er sicher den Mund nicht aufthun und seine Hand als Faust tragen und den Kopf, ich weiß nicht wie hoch, wenn er durch den großen Sitzungssaal schritte, wo die Schwaden der Unehrlichkeitspest gleich Sumpfgasen manneshoch lagern. Wer sich bückt, erstickt.

Ich unterbrach meine Fahrt nach Hamburg und fand mich am Abend des 22. Februar im Bürgersaal des Rathauses ein. Man nennt es wohl auch seiner Farbe wegen das rote Haus. Architektonisch verdient es gar keinen Namen, denn es ist in einem schrecklichen Geschmack gebaut, klobig, patzig, ungemütlich, unkünstlerisch durch und durch. Der Berliner Bürgergeist ist wahrhaftig nicht anspruchsvoll und giebt nichts auf Formen, wenn er sich in diesem Bauwerke auch nur eine Sekunde lang behaglich symbolisiert fühlen kann. Wollen wir zu seinem Ruhme annehmen, daß er seinen

Kunstverstand und seine ästhetischen Bedürfnisse in die Schublade legte, als er sich die Pläne dieses roten Hauses genehmigte. Erster bester Nutzbau, Mauern, Treppen, Fenster und ein Dach für so und soviel hundert Amtsstuben. Und für das übrige Geld noch einen Turm dran. Und als das Geld nahezu alle war, den letzten schäbigen Rest für Bilder, Statuen und sonstige Zierate. So ist's ja wohl gut genug. Zweckmäßigkeit ist für den Bürger und sein Haus die Hauptsache. Schönheit und ähnlichen Luxus schafft man sich, wann die Zeiten und das Sonstige danach sind. Und die sind halt nicht danach gewesen, als das Berliner Rathaus entstand.

Der Bürgersaal erstrahlte in hellem Lichte. Allmählich sah ich auch einige Menschen. Als die Stunde des Beginns um einige akademische Viertel überschritten war, sah ich noch einige Menschen mehr, und schließlich kamen noch eilige Nachzügler-Häufchen die Treppe herauf. Ein bis zwei Hundert mögen es immerhin gewesen sein. Und es konnte nun losgehen. Begrüßung zunächst durch den Vorstand. Warum und wozu das alles so sei, klug und tüchtig aufgefaßt, bieder vorgetragen, ohne Flausen. Ein bißchen nüchtern, hausbacken, aber ehrlich. Das war Doktor Max Hirsch, ein braver, lieber Mensch, der viel gearbeitet im Dienste der sozialen Ethik und ihrer Ideale. Dann kam die Resolution, die bewußte theoretische internationale Friedensdemonstration: Forderung der Schiedsgerichte, Ausbau des Völkerrechts, Friedfertigung der Kulturnationen u. s. w. Es waren, wie gesagt, der Kopfzahl nach nicht viele, die aus der Reichsstadt herbeigekommen waren, sich um das weiße Banner der Friedensidee zu scharen. Aber zweifellos waren es echte, treue Herzen, überzeugte und gefühlvolle Altruisten. Das zeigte auch die Wärme der kurzen Diskussion, an der hauptsächlich ältere Frauen sich beteiligten. Eine jüngere Dame fragte schüchtern an, ob es, wie die Dinge heute im Staate liegen, nicht bedenklich sei, sich zum Frieden zu bekennen, ob man sich damit nicht das Mißfallen der Behörden zuziehe oder sonst in einen Verdacht gerate, der einem das Leben und den Erwerb erschwere? Der Herr Vorstand sagte ihr in beruhigenden Worten, ganz so schlimm sei es nicht, man dürfe sich noch als Friedensfreund nennen, ohne von den Staatsgewaltigen in Acht und Bann gethan oder um Ehre und Brot gebracht zu werden. Und plötzlich wandte er sich an mich mit der Aufforderung, als Mitglied des Reichstags und alter Anhänger der Friedensbewegung das Wort zu nehmen. Erst wehrte ich mich gegen das Programmwidrige dieser Einladung — ich war doch nur gekommen, um Herrn v. Hanstein zu hören, dann gefiel mir plötzlich dieses improvisierte Vorspiel und ich geriet in Wärme und machte aus meinem Herzen keine Mördergrube. Wie ich spürte, daß sich der Moment meiner oratorischen Explosion nahte, brach ich rasch ab und zog mich unter

freundlichen Beifallssalven in gedeckte Stellung zurück. Herr v. Hanstein fand endlich die Bahn frei, uns an seinem reichen Wissen und tiefen Gefühle in einer prächtigen Meisterrede teilnehmen zu lassen. Störend erschien mir nur der etwas verschobene Rhythmus und das jagende Tempo seiner Rede. Von ungeübten Hörern konnten wirklich nur die Hauptpunkte seiner fortstürmenden Darlegungen erhascht und innerlich notdürftig verbunden werden. Das ist um so beklagenswerter, als dieser seine Dichter-Redner in seinem leidenschaftlichen Ungestüm die kostbarsten Wendungen und Aperçus förmlich herausschüttet — einen Reichtum, der thatsächlich verschwendet ist, weil er in dieser Geschwindigkeit nur von den Wenigsten erfaßt und eingeheimst werden kann. Mochten aber auch die einzelnen Gedanken verloren gehen, der Gesamteindruck gab doch eine mächtige dauernde Anregung, Musik und Glanz in die Seelen.

Und nun wieder das Nachspiel. Nach der begeistert applaudierten Rede Hansteins wurde das Wort freigegeben, und da erschien ein hübscher blonder Jüngling auf der Tribüne, um sich vor versammeltem Friedensvolk etwas von der Seele herunterzufragen, das seit einer Stunde darauf lastete. Er habe nämlich an diesem Abend bereits eine Volksversammlung besucht, wo Ahlwardt gesprochen: Thema, der Dreyfus-Prozeß, und da sei der große Judenfresser zu dem Schlusse gekommen, auch der berühmte Monsieur Zola sei nur ein Schwein. Nun möchte er aber dem Ahlwardt nicht aufs Wort glauben, denn das sei erwiesenermaßen kein Glaube, der selig mache, andererseits wünsche er, daß der hier anwesende Doktor Conrad, von dem er wisse, daß er ein Freund Zolas sei, noch einmal das Wort ergreife, um den großen französischen Schriftsteller uns im rechten Lichte zu zeigen, im Rahmen der Friedensidee! Allgemeiner Beifall. Also noch ein Zola-Vortrag. So kam ich an einem Abend zweimal auf die Tribüne des Bürgersaales im Berliner Rathaus. Obwohl ich mit Genugthuung die Wahrnehmung machen durfte, daß ich auch hier in menschheitlichen und kulturgeschichtlichen Fragen, wie kurz zuvor im Rosenthaler Bezirksverein und im Berliner Arbeiterverein in politischen und engsten Partei-Fragen das Herz der Berliner Leute zu treffen vermochte, so sehnte ich mich doch danach, von diesen zufälligen Improvisationen hinweg zu den großen Thematen meiner Vortragsreise Hamburg-Bremen-Prag-Wien zu gelangen und die Last zu überwinden, die ich mir mit dieser Zusage aufgebürdet, zur größeren Ehre des freien Menschheitsgedankens der Freiesten.

In Hamburg fand ich einen ungeheuer großen, geschmackvoll gebauten Saal und eine gierig lauschende Menge bis in den letzten Winkel. Hamburg hat eine unvergleichlich tüchtige Bevölkerung. Für jeden gesunden, neuen Gedanken wächst dort in überraschend kurzer Zeit eine starke Gemeinde

heran, die ihn in Hege und Pflege nimmt. Die Hamburger Friedensgesellschaft ist die stärkste im deutschen Reich. Die Litterarische Gesellschaft ist dort die frischeste und unternehmungslustigste, weit kraftvoller, als die ähnlichen Vereine in andern Großstädten. Der Hamburger haust an der Wasserkante und sieht allen Kulturvölkern, die an den Weltmeeren wohnen, ins Fenster. Die Weite des Blicks zeigt sich auch in der ästhetischen Bewegung. Wie hat die Hamburger Volksschullehrerschaft unter der Führung des genialen Kunsthallenleiters Lichtwark die modernsten ästhetischen Probleme ins praktisch Pädagogische hinüberzubauen verstanden. Es ist erstaunlich, was Hamburg auf allen Gebieten der künstlerischen Kultur an Lehre und Beispiel heute zu bieten vermag. Und es ist wiederum nicht erstaunlich: die Leute haben Appetit und Verstand, Geld und Idealismus, Küche und Museum, Blut und Intelligenz in richtiger Wechselwirkung — da läuft schließlich die Maschine von selbst und wandelt jeden Dreck in Reichtum und Schönheit. Man sehe sich einmal die Stadt Hamburg als Landschaftsbild daraufhin an: entweder eine Kolonie von Idioten oder die ersten Handelsherren der Welt — sie hatten keine andere Wahl. Und dann kamen die armen Teufel und tischten den reichen Säcken und heimlichen Schlemmern die große gesunde Fortschrittsbewegung und die Angelegenheiten der öffentlichen Schönheit auf. Wenn der Kaiser aus Berlin heraus in eine wirklich angenehme, freie Stadt will, so dampft er nach Hamburg, und will er sich eine geniale Ratskellerkneipe leisten, so dampft er nach Bremen: Beweis, daß im feudalen Hohenzollernreich Großpreußen die paar Restchen Städterepublik ein wahrer Glücksfall sind, unbezahlbar als vorbildliche Erholungsquellen.

In Hamburg sprach ich das erste Mal über die litterarische Bewegung in Europa von Zola bis zu Hauptmann, das zweite Mal über den Lebens- und Kunsttraum des Königs Ludwig II. von Bayern, und dieses dritte Mal über den Menschen mit der gepanzerten Faust und das Friedensideal.

Man wird mir wohl an der Nase ansehen, auch wenn man sonst nichts von mir wüßte, daß ich nicht zu den sentimentalen Friedenshubern gehöre, die da glauben, mit Predigten und Proklamationen die Kriege abschaffen zu können. Ich bin selbst in körperlicher Erscheinung ein Kampfmensch und gebaut wie ein Kriegsknecht aus der Zeit der Bauernkriege. Das hinderte mich nicht, das Groteske und Läppische und Verbrecherische in der modernen Kriegswirtschaft wie im alten Kriegswahn zu erkennen und zu verabscheuen seit langer Zeit. Aber zu einer Beseitigung der blutigen Greuelei in ihrer heutigen machtvollen Organisation weiß ich nur zwei Mittel, die gleichzeitig mit dem höchsten Aufgebot leidenschaftlicher

Energie und dauernd in Wirksamkeit gesetzt werden müssen: Auslese und Züchtung des friedfertigen Menschen als eines neuen höheren Typus von vornehmster Gewalt — nicht als eines weinerlichen Seigbeutels und dekadenten Jämmerlings, sodann Aufstellung eines neuen Heldenideals, in das die Völker ihren überschüssigen Saft ergießen können und an dem die Mutigen sich ersprießlich austoben können, ohne in der vom heutigen Staate sanktionierten und patronierten Väterweise der Kriegmacherei etwas anderes zu sehen, als einen scheußlichen Rest gehirnschwachen Barbarentums zu gunsten bestimmter Klassen-, Kasten- und Hausinteressen. Die Friedensfrage ist eine Staatsfrage, und wer den überlieferten Staat erhalten will mit allen blutigen Schikanen, der soll nicht vom Frieden faseln. Der neue Typus des friedfertigen Menschen und das moderne Heldenideal sind mit dem alten Staate nicht auf die Beine zu bringen. Ohne gründliche, wenn auch noch so behutsame Staatsreform ist da nichts zu hoffen. Denn der Staat hat seine gepanzerte Faust auf allem liegen, er ist heute omnipotent, wie er's nie zuvor gewesen ist. Das muß man den Leuten zum klaren Bewußtsein bringen. Dann werden sich die sammeln, die zusammengehen können. Und die andern werden endlich merken, was die Friedenspropaganda eigentlich für sie bedeutet, und es wird die schöne, fruchtbare Zeit kommen, wo man für die Friedensidee das einzig Wirksame unternimmt: die höchsten Galgen zu bauen, um die Friedensapostel daran aufzuknüpfen. Die falschen Friedensfreunde werden sich dann, trotz der Nobel'schen Prämien-Millionen, salvieren und in die stillsten Büsche schlagen, die Friedenskongresse werden dann seltener, aber ernsthafter, ungeheuer ernsthafter werden. Erst mit dem Galgenstrick um den Hals ist den Friedensfreunden der Sieg gewiß, nicht früher, teure Bertha v. Suttner. Jetzt tragen deine lautesten und stolzesten Freunde noch höfische Gala mit dem dazugehörigen Ordensschmuck — das giebt ein höllisch verkehrtes Bild.

Die Hamburger schienen an jenem Abend meine Auffassung zu teilen. Sie beklatschten mich stürmisch. Ich bin der Zuversicht, daß ich dort nicht in den Wind gesprochen.

Auch in Bremen nicht. Eine ähnliche und doch ganz andere Welt, als die Hamburger. Noch scheuer in sich zurückgezogen, intimer in ihren ersten revolutionären Regungen. Die Erweckung des neuen Geistes in Dichtung, Kunst, Weltanschauung und Lebensgestaltung vollzieht sich hier langsamer, zaghafter, denn der alte Geist der gebundenen Klassik in allem war ein rechter Epigonengeist, mit der süßen Unfehlbarkeit und den guten Manieren eines gelehrten Hausgeistes, dessen sanfter Gewalt sich schwer zu entziehen ist. Es hat etwas Wehmütiges, gegen das Alte anzukämpfen, wenn der liebenswürdigste Bulthaupt sein Prophet und heiliges Symbol ist.

Aber der Winter muß sich auf Abzug einrichten, wenn es lenzt in der Welt, und der rücksichtsvollste Frühling kann ihm den Gefallen nicht thun, ewig seine Blüten in der Knospe zu halten, damit sie von dem alten frostigen Hocker nicht verschneit werden. Die Kälte hat ihr Gesetz und die Wärme hat ihr Gesetz. Und das Leben wäre nicht die gottvoll geniale Einrichtung, hätte nicht Sturm und Drang immer wieder den Sieg über die Erstarrung und eine heiße Flutwelle der Leidenschaft den Triumph über die zum Blödsinn entartete kühle Vernünftigkeit davongetragen.

Die große Bourgeois-Presse in Bremen hat meinen ersten Vortrag, den ich dort über die Anfänge der modernen Dichtung vor einem lenzesfrischen, ahnungsseligen, kindlichkühn verlangenden Kreise alter und junger Menschen gehalten habe, bereits mit Stillschweigen übergangen. Das ist die Stufenfolge in dieser Mechanik der öffentlichen Meinungsmache: erst ganz tot schweigen, dann robust lebendig schimpfen oder auf den Kopf stellen, um durch drastische Mittel die Lebenskraft zu erproben, dann Kompromisse und Anpassungen suchen, schließlich, wenn das Neue wieder zum Alten geworden, sich zu seinem Bannerträger und Beschützer aufwerfen — so ist's aller Orten gewesen und wird ewig so sein. Die große vornehme Presse Bremens hat die erste Stufe mit mir bereits überstanden, bei der zweiten werden wir uns räsonnierend gegenüberstehn. Möge dabei der fröhliche Humor nicht fehlen. Oder eine ironische Pathetik mit salbungsvollen Gesten. Es ist eine reiche Natur, in der die Bremer Entwickelung sich vollzieht, vor Armseligkeiten hat man sich nicht zu fürchten. Aber wie soll ich die kleinen Blätter, die wilden, unabhängigen, genugsam preisen, ohne in schlimmen Verdacht zu geraten, nachdem sie mich doch so schallend gepriesen? War es nicht wie Lenzesjubel, daß wir zusammen das Beglückende gefunden, die stillen und lauten Herrlichkeiten der erneuten Welt? War es nicht wie Frühlingsrausch, daß wir uns die Becher reichten, uns die Seele voll zu trinken an den lachenden Quellen und plaudernden Bächen und heißen Sprudeln der jungen Kunst? — Nie werde ich diese Zauberstimmung meiner Bremer Märztage vergessen. Ich grüße die Freunde! —

IV.

Dann bin ich nach Prag gefahren. Ich war vorher niemals dort gewesen. Was in der offiziellen Weltgeschichte und irgend einem andern patentierten Baedeker über die interessante alte Stadt geplaudert und an Schauwürdigkeiten zu intimerer Betrachtung empfohlen wird, war mir im Augenblick nicht einmal in den Hauptstücken vollkommen gegenwärtig. Es kümmerte mich auch nicht.

Ganz genau wußte ich nur, was die Spatzen von den Dächern aller Tageszeitungen seit der Gründung des Bismarckischen Reiches pfeifen, daß das Tschechentum sich mächtig aufputzt und das Deutschtum Schläge kriegt. Wie sich ja in der ganzen Monarchie der apostolischen Majestät des Habsburgers seit Sadowa und Sedan die einzige große Bewegung von historischer Bedeutung in die Formel bringen läßt „Nix daitsch". Der Kaiser feiert heuer sein fünfzigjähriges Regierungsjubiläum. Vielleicht rechnet ihm irgend ein ehrlicher Mensch bei dieser Gelegenheit die Ergebnisse des von Oben beförderten Entdeutschungsprozesses seines Reiches in möglichst deutlicher Weise vor.

Die Hauptstadt des böhmischen Löwen mit den unterschiedlichen Schwänzen war eine deutsche Stadt und ist noch keine tschechische. Alles ist noch Zwischenakt. Aber man merkt mit stärkster Eindringlichkeit, welche Situationen der nächste Akt der großen Dekadenz-Tragödie dem Deutschtum bringen wird. Die tschechischen Kulissen sind bereits gestellt. Auf der Linie des niedergehenden Lebens eines großen Reiches verliert immer derjenige Volksteil, der sich auf die Defensive beschränken muß.

In dieser Götterdämmerung des österreichischen Deutschtums waltet eine ergreifende Nemesis-Stimmung. Man ist förmlich erschüttert davon, wenn man als Vollblutdeutscher heute zum erstenmal Prag betritt. Das Gefühl des verurteilten Lebens umwittert uns dort auf Schritt und Tritt. Und dahinein die Lehre Nietzsches vom Übermenschen mit seiner heroischen Bejahung des Lebens! Mit seinen dämonischen Herrscher-Instinkten! Das war's wohl auch, dieser schneidende Gegensatz von idealer Daseinsfassung in dem Genie des großen Immoralisten und Antichristen und der realen Wirklichkeit des deutschen österreichischen Staatsmenschen, dieses Stück Fatum, dieses Auginaug eines furchtbaren Umwertungskampfes, was meine deutschen Zuhörer im kleinen Theatersaal des Prager Dilettanten-Vereins so in tiefster Seele ergriff, als ich ihnen das Leben und die Lebenslehre Friedrich Nietzsches in großen Linien zeichnete.

Ich war kurz zuvor in Weimar gewesen, ich fühlte noch den Händedruck und den Blick des von heilloser Krankheit überwundenen Überwinders. Aber sein Werk ist geborgen. Es steht wie in Erz.

Von Prag ging ich nach Wien und sprach in dem geschlossenen nichtpolitischen Verein „Humanitas" über „Das Weib in der Kulturentwickelung". Auch das war in seiner Art ein Nietzsche-Vortrag. Das Kapitel vom Weibe ist wohl das mißverstandenste in den noch so greulich mißverstandenen Schriften des größten Gehirns und tapfersten Herzens, die sich jemals in deutscher Sprache ausgelebt. Ich habe mich bemüht, den Brüdern und Schwestern der „Humanitas" nichts von der wahren Wahrheit Nietzsches

schuldig zu bleiben. Nur in diesem Zeichen werden wir siegen: Furchtlos bis zum Letzten einzustehen für das, was wir als den Sinn und den Wert des Lebens erkannt. Und wollen wir von Pflichten reden, so giebt es für uns heute keine heiligere, als uns unter diesem Zeichen zu sammeln. Nur so schaffen wir Gewalt und Übermacht dem neuen Geist.

Excellenz Bosses letzter Aprilscherz.

Von Helene von Schweinitz.

(Berlin.)

Ein famoser Vogel — so ein Hahn! Er hat Sporen, einen bunten Schwanz und scharrt im Mist. Vorzüglich Appetit und Verdauung — unbezahlbar sagenhaft seine Ritterlichkeit! — Sagenhaft! — Das Huhn erwischt den Bissen, wenn's flinker schnappt. Und einen Schnabelhieb dazu.

Gock, gackgackgackgackrrrrr, — tiefste Kollertöne, höchste Entrüstung! Der Kamm schwillt, und mit Recht. Er hat alle Paragraphen für sich. Eigentums- und Freßrechte. Wahrhaftig, Hahnenhof müßte es heißen! Und die landesübliche Bezeichnung ist ein Produkt verlogenster Ritterlichkeit. — Also er hat sie — und zwar von Gottes Gnaden! Mein ist der Mist und die heiligsten Güter MEINES Lebens lasse ich mir nicht — gackgackgackgackrrrr. Und er schlägt an seinen Bauch. Kikeriki!!

„Wenn ich nur zu einer Zeitung greife und darin lese, so ist es mir immer, als sähe ich zwischen den Zeilen Gespenster umgehen. Mich dünkt, es müßten ihrer so viele sein, wie des Sandes am Meer.“ (Ibsen, „Gespenster“.)

Gespenster sind aus der Mode gekommen. Mit dem Glauben an den Teufel schwand die Furcht vor Schwanz und Schatten. Wir sind aufgeklärt. Man macht uns zuweilen einen Vorwurf daraus. „Aufgeklärt.“ Mit so einer gewissen hämischen Oberlippe. „Emanzipiert.“ Das giebt so einen lüsternen, kleinen Schauder über den Leib. Manchem. Kurze Röcke — Hosen womöglich! — Und wenn dieser Mancher noch in den Jahren ist — und wann wäre er's nicht? — ein schmackvoller, entkleidender Gedanke, — Höllenarbeit unreinster Phantasie, wo es sich, — bei Gott — um freies Ausschreiten und gesundheitliche Maßnahmen handelt.

Das Ausschreiten — das ist das Gefürchtete. Bitte recht zu verstehen. Liebevoll sorgend es fürchten. Für uns. Denn, daß Ihr's nur wißt, unser Körperbau autorisiert nicht die langen Schritte, wir möchten uns übernehmen — etwa eine Hüftgelenkentzündung. So der gute besorgte Herrgottsgockel!

Ich habe Gespenster gesehen. Mir hat's gegruselt. Sie waren wie mit Wurmmehl bestäubt und gebärdeten sich ungewöhnlich, wie es sich gehört für richtig umgehende Gespenster. Ungewöhnlich! Wie Hähne auf einem Ei. — Man denke. Ein Ei, das kein Hahn gelegt, das ihn also nichts angeht. Spielt ihm der ritterliche Instinkt einen Streich? Kommt's ihm drauf an, daß das gefangene Flügelwesen — denn es ist kein gewöhnlich Hühnerei — herausbreche und seine Schwingen brausend entfalte, daß es Luftströmungen anfache, die wie ein Licht- und Wasserschwall den ekeln Kleinkram, der sich auf allen Gassen staut, hinwegfegen? Will er das Leben? Will er Leibes- und Herzwärme dran geben? — Warum sitzt er? — In perfider Selbsterkenntnis — im Bewußtsein unzulänglicher Brutwärme. Darum. Daß nur nichts auskomme. Darum auch nur, wenn die eigentlichen, die wichtigen Berufsgeschäfte seine kostbare Sitz- und Denkgelegenheit nicht in Anspruch nimmt. Also nicht gar so oft.

Am 30. April fiel wieder mal so ein Schnabelhieb. Der Bissen kam nicht an uns. — Man verweigerte die Genehmigung zur Errichtung eines Gymnasiums für Mädchen in Breslau, das die städtischen Behörden beschlossen hatten.

Das heißt, man nahm uns nicht die Butter vom Brot, sondern das Brot selbst — einem großen Teil von uns — dem jetzigen, lebenden, weiblichen Geschlechte. Denn ohne Gymnasium keine Universität, also keine Staatsprüfung, kein autorisierter wissenschaftlicher Nimbus, keine Staatskarriere.

Und das geschah infolge „eingehendster Erwägungen" einerseits und „weil die Frauen das nicht verlangen können" — andrerseits.

Die bei der Begründung der Verweigerung entwickelte Logik geht über mein Begriffsvermögen —, das gestehe ich gern zu. Ich thue mehr. Ich behaupte: von der oft und gern als spezifisch männliche Eigenschaft gerühmten Logik, mit der sich die Herren so selbstgefällig drapieren — war nichts vorhanden. Auch kann ich nicht in das beifällig quittierende Lachen einstimmen für billige Scherze, die auf Kosten einer heilig-ernsten Sache gemacht werden. Aber die Frau ist den Herren eben nichts Heiliges. Das ist eine alte Sache. Und einen Quark scheren sie sich um ihre Bedürfnisse und ihr Wachsen. Nur nicht aufkommen lassen! Ducken!

Das ist unbequem, so etwas gerecktes Straffes neben sich zu haben, das einem auf die Glatze sieht, — oder das sich untersteht, die Plastik der Herrgottsbilder zu untersuchen, und auch ein bissel beschämend, wenn so eine als massiv ausgegebene schöne Form bei durchgreifender Berührung zusammenschnurrt wie eine leere Haut.

Das kostet auch Geld. Geld für die Ausbildung der Frauen, um es ihnen zu ermöglichen, auf erhöhten Verdienst Anspruch zu machen?

Also auf erhöhten Lebensgenuß? Aber wozu? Das ist doch nicht nötig. Das war so liebenswürdig an der Frau, daß sie so viel weniger brauchte als der Mann. Zum Kuckuck! Sie braucht weniger, weil durchschnittlich ihre Erwerbsfähigkeit beschnitten wird, also ihre Einnahme geringer ist.

Ich denke nicht an Ansprüche, die sich in den feinen Restaurants von Dressel und Kempinski befriedigen, — das ist individueller Appetit. Doch ist noch ein andres Genießen, das Ausleben des Leibes und der Seele, das nur möglich ist, wenn alle Keime in uns, auch die schwächsten, die durch langjahrhundertjährige Einwirkung zurückgebildet und verkrüppelt sind — die vielfach neu gezeitigten Ansätzen gleichen — sich entwickeln werden. Sie drängen zum Licht. Daß sie da sind, ist Beweis ihrer Daseinsberechtigung, Daseinsfähigkeit. Und die soll avertiert werden! —

So sagt doch: Wir wollen nicht, daß die Frauen gebildet sind, wir wollen ihnen die Möglichkeit, es zu werden, abschneiden. Wir fürchten ihre Konkurrenz. Die Unzulänglichkeit ihrer Vorbildung — auf wissenschaftlichem Gebiet hauptsächlich — ist uns gerade recht. Denn das ist es!

Bild' ich mir ein, eine Brücke hat nur Raum für mich und drängt sich ein zweiter neben mich . . . . ein Stoß, und er fliegt. Das ist rohes Faustrecht, aber es liegt Ehrlichkeit darin. Der Stoß übersetzt sich von selbst: Um meiner selbst! Uns wirft man Steine auf den Kopf und sagt: Das thut gut! Ja, wenn wir da unten ein Brett vor dem Kopf hätten!

Logik und Scherze fanden schlechten Nährboden. Eins habe ich bewundert: Die Kraft des Wiederkäuens. Daß ihnen nicht ekeln wird vor dem Brei, den sie sich unverdaulich zugerichtet haben! Die „eingehenden Erwägungen" sind immer dieselben — gleich abgeflachten: Die Frau gehört ins Haus, sie wünscht sich selbst nichts besseres als einen Mann — mein Wort darauf — nicht den Mann, der das sprach; — so ein überzuckertes Luftbläschen von edler Weiblichkeit wird kaum gefehlt haben. Helene Lange kann ihre geistestüchtigen Bücher schreiben, andre Voll-Frauen und Voll-Männer — denn wir haben auch Männer auf unserer Seite — Adler, keine Hähne — können Gründe und Beweise herbeischleppen. Sie können einen Palast aufbauen — an keinem Baustein ist zu rütteln — so fest sitzt er! Vergeblich. Was nützt das alles dem gewaltsam zugekniffenen Auge?

Doch will man uns an den guten Willen glauben machen. Nur fällt der Versuch unglücklich aus. Man zeigt uns Sackgassen. Bis hierher und nicht weiter. Mich wundert nur, daß man nicht vor der Geburt der kleinen Mädchen die Länge, die ihre Beine haben sollen, vorschreibt. Da man doch ihre Sprungfähigkeit gesetzlich festlegt und auf eine Norm drücken will — noch ehe der Sprung gemacht werden konnte. Sackgasse, sage ich. Was nützt es denn z. B., das Studium der Medizin freizugeben, für Frauen,

deren Befähigung einem andern Zweig der Wissenschaft entspricht? Und umgekehrt. — Aber dies Studium ist gar nicht freigegeben, wenn es auch heißt, „es sei wünschenswert, eine Anzahl — (das heißt eine beschränkte) — weiblicher Ärzte zu haben". Man kokettiert ein wenig mit dem medizinischen Studium. Ein Stück Kuchen, wenn das Kind recht brav ist. —

„Für das Bildungsbedürfnis stehen den Frauen alle Pforten der Wissenschaft offen." Der Satz ist sehr geschickt und in sich unwahr. Er soll Sand in die Augen streuen und falsch verstanden werden. Oder er beweist eine höchst unzulängliche Auffassung der Sach- und Notlage. Pflücken wir ihn auseinander. Erstens drängen sich die Frauen nicht nur zu den Pforten der Wissenschaft, sondern zu denen der Universität, — und es gehört eine gewisse Naivität dazu zu sagen, daß diese Pforte offen sei, wenn jeder beliebige Universitätsprofessor sie uns vor der Nase zuschlagen kann (was in einer Vorlesung hier in Berlin vor nicht langer Zeit in drastischer Weise geschehen ist). Zweitens verlangen wir nicht Bildung ins Blaue hinein, zur Füllung müßiger Stunden, wie unsere jungen Damen Brennen und Kerbschnitzen lernen, — Bildungs- und Brotbedürfnis fällt meist bei uns zusammen. Der Frau stehen für ihr Bildungsbedürfnis die Handbücher der Wissenschaft, die persönliche Liebenswürdigkeit und Hochherzigkeit einzelner Professoren — ihr Name ist nicht Legion — zur Verfügung, — sonst nichts.

Wie fest verschlossen die Pforten sind, habe ich persönlich erfahren und viele meiner Mitschwestern mit mir. Um nur meinen Fall anzuführen. Zur Erlernung der Zahnheilkunde gab es für Frauen in Berlin nur eine Privatanstalt. Auch diese in ihrer Art ideale Anstalt, in der gemeinschaftlich Männer und Frauen sich ihrem Studium widmen konnten, wurde uns verschlossen, und zwar, wie der Gründer mir gegenüber bedauernd aussprach, der Unannehmlichkeiten halber, denen er dadurch von seiten seiner Kollegen ausgesetzt gewesen wäre. Es war einfach nirgends anzukommen. Nun wird doch niemand behaupten wollen, daß zu dem in Frage stehenden Berufe etwas anderes gehört als normale geistige Befähigung und eine gewisse Körperkraft. Es ist weder eine „juristische noch staatliche Carriere", — es ist ein bescheidner Nebenzweig der Medizin, aber auch dieser Zweig wurde unter mir abgesägt. Wahrscheinlich genügt ein achtundzwanzigjähriges gesundes Leben und eine achtjährige Thätigkeit im lehrenden Fache nicht, um mich „körperlich und geistig als genügend qualifiziert" zu dokumentieren. Die Sache liegt folgendermaßen. Wollen wir Frauen studieren, müssen wir ins Ausland, was natürlich die aufzuwendenden Kosten erhöht. Die Gymnasialvorbildung — besonders in den alten Sprachen — die noch für durchaus nötig gehalten wird, fehlt uns. Sie muß nachgeholt werden,

coûte qui coûte. Die sie abschließende Maturitätsprüfung ist für uns durchaus nicht ein unter allen Umständen nachzuahmendes Jongleurstückchen. Das ist gefährliche Notsache, solange die landesübliche Gymnasialbildung verstanden wird. Man schaue sich nur einmal die männliche Jugend an, nach jahrelangem Gymnasiumbesuch. Bleiche Farbe, Brillen vor den kurzsichtigen Augen, enge Brustkästen, mangelhaft ausgebildetes Beinwerk. Eine Wissenschaftlichkeit, die errungen wird auf Kosten der Gesundheit kann nicht zweckentsprechend sein. Die frischen, flinken Jungen scheinen fast Ausnahmen. Die meisten machen einen angebildeten, ernsthaft ältlichen Eindruck. Angebildet! Das ist es! Sie wissen sicher vielerlei, aber ob vieles und vor allem für das folgende praktische Leben Nützliches, ist eine andere Sache. Darüber mich zu verbreiten, ist nicht mein Amt. Ich möchte nur wiederholen — was die Herren so gerne vergessen —, daß weder Begier nach Überbürdung, noch frevelhafter Wissensdrang uns treibt, auf ausgetretene Wege zu gehen, und uns die Köpfe — sie sind zu schade dazu — mit teilweise sehr unnützem Kram vollzustopfen. Es ist einfach das Bewußtsein, vorläufig nur in den alten Gleisen — wenn überhaupt — Platz für unsere Wagen zu finden. Neue Landstraßen!? Wer weiß, wo das hinführt! Jedenfalls in neues hinein — also in etwas zu Vermeidendes.

Mit einem Mal fühlen die Herren Gewissensbisse: „Die (weiblichen) Kinder zu frühzeitig mit Ballast zu belasten." Die hätten sie schon längst auf Kosten der männlichen Jugend haben können. In demselben Maße, wie das weibliche Zukunftsgymnasium — dieses Ballasts — wegen fallen gelassen wird, steigt plötzlich die höhere Mädchenschule, „in denen Mädchen zu Gehilfinnen des Mannes und zu tüchtigen Hausfrauen herangezogen werden". Welcher Optimismus! — In der Durchschnittsmädchenschule kommt ganz was anderes zustande. Auch so etwas Mosaikartiges, daß die Mädchen fast alle den Stempel der Früh- und Unreife tragen und unfähig sind, Freude, innige Lebensfreude zu nehmen und zu geben. Von verständigem Interesse an dem Berufstreiben ihrer späteren etwaigen Männer, denen sie „Gehilfinnen" sein sollen, gar nicht zu reden. Das gründet sich auch nicht auf vorwiegend wissenschaftliche Bildung, das gehört auf ein ander Blatt, das in den Schulbüchern leider fehlt. Die Frauen, die Neigung oder Not, oder beides gezwungen hat, nach beendigter Schulzeit auf den erworbenen Kenntnissen weiter zu bauen, wissen, wie das Fundament bestellt ist, — daß es zerkrümelt. Was können wir mehr, als die Unzulänglichkeit einsehen, eingestehen und auf Besserung dringen? Ein Kleid, das einmal saß — aus dem man herauswächst — trotz Flickerei wird das nichts mehr. Reform hinten und vorn. Das ist nicht bequem, aber das ist Pflicht!

Ist das ohne Eigenschuld Versäumte nachgeholt, die Universität ab-

solviert, das Examen bestanden, — hüte man sich ja, Glocken zu läuten. Dann geht der Kampf erst an, der Kampf gegen das Mißtrauen der Menge, „die kompakte Mehrheit", die sich langsam nur schiebt und trotzdem sie alle paar Jahrzehnte einmal die Faust ballt — sie immer wieder in die Tasche steckt, und das nachglaubt und nachmacht, was wieder die Mehrheit da oben vormacht. Dann geht die furchtbare, wirtschaftliche Not an — der Kampf ums Brot.

Die Mehrheit will nichts von uns wissen. Wir sind Einzelwesen in Leid, Sehnen und Kampf. Eingekeilt in die Masse, getrennt eins vom andern, aber doch im Wollen eine geschlossene Kette — eins im Streben nach Luft und Licht, wenn auch verschieden in Kraft und Ausdruck. Und ich meine, einmal zwingen wir's doch — trotz lästiger und unerquicklicher Aprilscherze. Ein Mai wird folgen. Der Fruchtknoten unseres Lebens, den sie unterbinden wollen, wird schwellen. Daß plumpe Füße ihn nicht zertreten, wollen wir ihn hinauftragen auf Adlersschwingen — in die Höhenluft bewußter kraftvoller Persönlichkeit.

Friedrich Naumann.

Eine Skizze von Paul Göhre.

(Leipzig.)

Friedrich Naumann ist der Gründer der jüngsten unter den politischen Parteien Deutschlands. Was sie für eine Zukunft haben wird, ruht noch in der Zeiten Schoße. Daß sie aber eine haben wird, dafür bürgt die Persönlichkeit dessen, der an ihrer Spitze steht.

Von ihm soll ich im folgenden erzählen. Das hat seine mannigfachen Schwierigkeiten. Naumann selber ist ein noch verhältnismäßig junger Mann, eben 38 Jahre alt geworden. Einen Jungen zu schildern, ist aber immer schwerer, als einen Alten, dessen Leben und Lebenswert abgeschlossen und offen vor einem liegt. Naumanns eigentliche Lebensarbeit, die nationalsoziale Politik, hat aber eben erst begonnen. Dazu kommt, daß ich selber mit Naumann befreundet bin; wir kannten uns schon als Schüler; wir waren zusammen auf der Fürstenschule in Meißen, er Primaner, ich damals Tertianer. Seit der Universitätszeit haben wir dann eigentlich beinahe alles miteinander geteilt und sind bis heute miteinander aufs engste verbunden. Einen Freund aber vermag man viel schwerer gerecht zu beurteilen, als einen Fernerstehenden, im guten wie im schlechten. Endlich war es seit je zwischen uns Gewohnheit, nicht allzuviel vor einander von uns selber zu reden. Die Neigung, die in der Jugend so häufig ist, in sentimentaler

Selbstüberschätzung sich vor dem andern bis ins Innerste, bis in die kleinste Stimmung und Gemütserregung hinein zu zergliedern, haben wir kaum gehabt. Daher kommt es, daß wir wohl alle Pläne, Hoffnungen, Arbeiten miteinander tauschten, wenig Worte aber von ihren Motiven, noch weniger von den begleitenden persönlichen täglichen Privaterlebnissen machten. Namentlich Naumann war und ist in dieser Unpersönlichkeit stark.

Ich möchte geradezu sagen, daß diese unpersönliche Art ein Hauptzug seines Wesens ist. Nun kann solche Unpersönlichkeit aus zwei sehr verschiedenen, geradezu völlig entgegengesetzten Quellen stammen. Aus starrem Egoismus, der die andern über sich selber vergißt; oder aus Selbstlosigkeit, die sich über den andern vergißt. Bei Naumann ist die reinste Selbstlosigkeit das alleinige Motiv. Man braucht von ihm nicht viel zu wissen, um das bedingungslos bestätigen zu können. Naumann ist von einer glänzenden, überraschend vielseitigen Begabung: er könnte z. B. sein Brot spielend als Illustrator verdienen; er verfügt über eine Beredsamkeit, die ihn leicht in höchste kirchliche Ehrenstellen gebracht hätte; auch sein theologisches Wissen ist so hoch geschätzt worden, daß er vor mehreren Jahren noch einen Antrag auf eine Universitätsprofessur hatte; Naumann ist dazu ein glänzender Journalist — dennoch zieht er der Ausnutzung aller dieser und anderer Fähigkeiten ein einfachstes Privatleben, eine Existenz vor, um mit all seinen Kräften der Sache zu dienen, an der seine ganze glühende Seele hängt, der nationalsozialen. Obgleich der Vorsitzende und erste Beamte des nationalsozialen Vereins, hat er von ihm nie eine Bezahlung angenommen. Und so war es stets bei ihm. Als er 1886—1890 in Langenberg bei Hohenstein-Ernstthal, einem großen, armen Weberdorf im Königreich Sachsen, Pfarrer war, war er der Freund aller Handwerksburschen und wandernden Leute, die bei ihm fast brüderliche Aufnahme fanden; ich selbst weiß das von ihnen aus meiner Handwerksburschenzeit in dortiger Gegend. Er war der Vertraute der kleinen Weber, denen er half, wie er nur konnte; er hat dafür schon damals die ersten behördlichen Anfechtungen gehabt. Wer je Naumann für sein öffentliches Auftreten irgend welche egoistische Motive unterschieben wollte, der kennt ihn nicht, oder er lügt. Es ist nichts wie rückhaltlose Opferfreudigkeit, sich und alle seine Kräfte einzusetzen zum Wohle der kleinen Leute in unserem Vaterlande, die ihn bisher in alle seine Lebensarbeit getrieben hat. Ein strenges Pflichtbewußtsein und ein freudiger Arbeitsdrang, wie leider mit fast unerbittlicher Rücksichtslosigkeit den Schülern der Meißner Fürstenschule anerzogen worden, sind die starken Gehilfen dieser seiner Opferfreudigkeit.

Diese selbst aber wurzelt wohl ausschließlich in seiner tiefen Religiosität. Naumann ist eine durch und durch religiöse Natur. Anlage

und Erziehung haben dazu bei ihm in gleicher Weise mitgewirkt. Er ist der Enkel des einst weithin bekannten, populären Leipziger Superintendenten Ahlfeld, dessen Kanzelberedsamkeit damals von wenigen erreicht war. Sein eigener Vater war ebenfalls Pfarrer, zuerst lange Zeit in der Nähe von Leipzig. Das elterliche wie das großelterliche Pfarrhaus haben ihren Geist gleich stark dem Gemüt des Knaben eingeimpft. Dann hat er zwei Gymnasien besucht, in denen im Vergleich mit anderen Gymnasien noch am stärksten der alte scholastische, klassisch-theologische Geist konserviert war: die Thomasschule in Leipzig und die Fürstenschule in Meißen. In beiden ist die Erziehung ausgesprochen religiös. Ganz selbstverständlich war es deshalb, daß Naumann dann, als er die Universität bezog, Theologe wurde: er hat in Leipzig und Erlangen seine Studien gemacht. Absichtlich nenne ich die Namen dieser beiden Universitäten: es waren in den siebziger und achtziger Jahren die Hochburgen der lutherischen Orthodoxie. Dort hat Naumann sich seine theologischen Anschauungen geholt; in voller Selbstständigkeit hat er sich die theologische Grundrichtung, die in den beiden Fakultäten herrschte, angeeignet: es war ohnehin nur der wissenschaftliche Ausdruck des religiösen Geistes, den ihm schon Vater- und Großvaterhaus gegeben. Und in dieser seiner theologischen Grundrichtung hat sich Naumann bis heute kaum wesentlich gewandelt. Er steht, theologisch betrachtet, noch heute auf der rechten Seite. Seit einigen Jahren, seitdem er in der „Hilfe" seine vielbeachteten, gedankenreichen, plastischen und wirklich erbaulichen religiösen Betrachtungen schreibt, hat man ihn, namentlich „Kreuzzeitung" und „Reichsbote", vielfach schwerster Ketzerei beschuldigt; auch er sei nichts anderes als einer der verhaßten Ritschlianer geworden. Nichts ist daran wahr. Ich, der ich selbst auf der theologischen Linken stehe und den von Naumann nichts so sehr als die theologische Grundanschauung trennt, weiß das am besten. Nur Neid, nichts anderes, hat solche Beschuldigung gegen ihn erheben können. Weil er seine „positive" religiöse Überzeugung nicht, wie die Masse seiner Gesinnungsgenossen, in ausgetretenen Geleisen, mit immer denselben ermüdenden Ausdrücken, Formeln, Bildern und Gedanken vorträgt, sondern als ein Mensch von heute in das Leben von heute frisch hineingreift, aus ihm sich seine Sprache, seine Bilder und Formulierungen holt, und so reckt und schreibt, daß seine unverfälschte biblische Frömmigkeit wieder Menschenherzen wirklich ergreift, warm macht, aufregt — darum werfen ihn die Däumlinge Unglauben vor! Eine wie oft schon beliebte Praxis, um überragende „Konkurrenten" abzuthun! Nur daß es ihnen Naumann gegenüber nicht gelingen wird. Mit demselben Rechte könnte man seinen Großvater, den alten Ahlfeld, derselben Ketzerei beschuldigen, wovor man sich aber weislich gehütet hat.

Naumanns religiöses Leben bekam eine entscheidende Wendung, als er nach vollendetem Studium als Erzieher in das bekannte Rauhe Haus zu Horn bei Hamburg eintrat. Dies ist eine Gründung Wicherns, der 1881 starb. Sie war ursprünglich nur Erziehungsanstalt für schwer erziehbare Knaben aller Gesellschaftsschichten, bald aber Pflanzstätte und Mittelpunkt der ganzen großen vielseitigen und vielgestalteten deutschen „Inneren Mission". Das Rauhe Haus (der Name stammt übrigens nicht von rauh, sondern von Ruge: Ruges Haus) gilt in weiten Kreisen als ein Ort finsterer, weltfremder, rauher, lutherischer Frömmigkeit. Das Gegenteil davon ist richtig. Ich kenne kaum eine zweite große religiöse Anstalt in Deutschland, die eine schlichte, wortkarge, evangelische Frömmigkeit mit so viel praktisch nüchternem Sinn und harmloser natürlicher Fröhlichkeit verbindet, wie das Rauhe Haus. Die That der Nächstenliebe, die Hilfe an Hilfsbedürftigen ist der Grundzug des Wesens der Anstalt. Er ging, wenn er nicht schon im Charakter Naumanns enthalten war, völlig auf ihn über, wurde seitdem seines eignen Wesens entscheidender Zug. Als Naumann nach etwa zwei Jahren nach Sachsen zurückkam, war ihm evangelisches Christentum und innere Mission in eins geschmolzen; es war ihm Gedanke und That, zwei Seiten derselben Sache, eine unzertrennliche Einheit, in der ihn einzelne Reden Stöckers dann weiter bestärkt haben. In ihr hat er dann auch viele Jahre ausschließlich gelebt und gewirkt. Von ihr aus trat er schon 1886 in Leipzig mit dem Gedanken von „Studentenpastoren" auf, d. h. mit der Forderung, besondere Geistliche, wie man sie für die Seeleute in den Hafenstädten, für die Flußschiffer, für die Armenpflege u. s. w. schon hat, zur Seelsorge unter den Studenten der Hochschulen anzustellen, ein nach meiner Meinung mindestens sehr angreifbarer, auch von Naumann übrigens bald wieder fallen gelassener Vorschlag, aber auf dem Boden des echten Prinzips der inneren Mission gewachsen. 1888 hat Naumann den Vorschlag auch in einem Heft (1897) der „Zeitfragen des christlichen Volkslebens" unter dem Titel: die kirchliche Versorgung der evangelischen Studenten bei Henninger in Heilbronn veröffentlicht. In demselben Geiste hielt er in derselben Zeit mehrere Vorträge, die dann im Druck erschienen, so: Arme Reisende (Oeser, Neusalza), Was thun wir gegen die glaubenslose Sozialdemokratie? (G. Böhme Nachf., Leipzig) und Christliche Volkserholungen (A. Perthes, Gotha). Auch zwei größere, zusammenhängende Arbeiten schrieb er in dieser Zeit: Das soziale Programm der evangelischen Kirche (A. Deichert, Leipzig, 1891), eine geistreiche Interpretation einer 1885 erschienenen Denkschrift des Zentralausschusses für innere Mission, die den Titel führte: Die Aufgabe der Kirche und ihrer innern Mission gegenüber den wirtschaft-

lichen und gesellschaftlichen Kämpfen der Gegenwart; sodann den **Arbeiterkatechismus oder wahren Sozialismus** (Kalw, Vereinsbuchhandlung, 1889). Mit Ausnahme der letzten tragen alle die genannten Schriften den Charakter von Schriften der innern Mission. Sie sind freilich frischer, freier, realistischer, weitsichtiger und moderner, als die meisten der bis dahin erschienenen Sachen dieser Art; nur des alten Wichern ersten Publikationen sind sie in dieser Beziehung vergleichbar; sie beschäftigen sich in einer den kirchlichen Kreisen bis dahin fast noch völlig fremden Unbefangenheit, Belesenheit und Eindringlichkeit vorwiegend mit der Sozialdemokratie und den von ihr aufgerollten Problemen; sie gewinnen schon mit viel sozialpolitischem, selbst wirtschaftsstatistischem Material — aber alles das unter vorwiegend religiösen, kirchlichen, ethischen Gesichtspunkten, mit dem letzten Ziele der Wiedergewinnung der modernen Welt für das evangelische Christentum, der Bändigung der modernen treibenden Kulturkräfte unter seine Hoheit bei beinahe völliger Beiseitelassung aller Politik. Nur das letztgenannte Büchlein macht eine Ausnahme davon. Der übliche Standpunkt der innern Mission ist darin fast völlig verlassen, das soziale Problem klar erkannt und skizziert, die Auseinandersetzung mit der Sozialdemokratie auch auf wirtschaftlichem Gebiete in Angriff genommen, die ersten eigenen sozialpolitischen Forderungen formuliert, eine Fülle seiner selbständiger Gedanken ausgesprochen. Man kann geradezu sagen, das Büchlein und sein Inhalt ist der erste Anlauf zu dem jetzigen nationalsozialen Programm, wenn schließlich auch in ihm das religiöse Moment gegenüber dem nationalen noch stark überwiegt.

Ganz von selber kam es so, daß der Pfarrer einer armen hausindustriellen Landgemeinde schließlich ganz in die Berufsarbeit der inneren Mission übertrat: mitten in einer schweren Nervenkrankheit, die ihn eine Zeit lang an den Rand dauernder Arbeitsunfähigkeit brachte, ward er 1890 zum Vereinsgeistlichen für innere Mission nach Frankfurt a. M. berufen. Dort hat er als solcher bis Anfang 1896 gewirkt. Diese fünf Jahre seiner Frankfurter Thätigkeit haben ihn schließlich gänzlich aus der inneren Mission hinaus entwickelt und zum Kritiker gemacht. Das ging durchaus folgerichtig zu. Der Beruf eines Vereinsgeistlichen besteht vorwiegend in Armenpflege, Leitung von allerhand Vereinen (christlichen Jünglings- und Jungfrauenvereinen, Männervereinen), Aufsicht wohlthätiger Anstalten und sonntäglichen Predigtgottesdiensten in einfachem Saal für einfache Leute. Er kam also vorwiegend mit den kleinen Leuten zusammen, lernte ihre Not und Sorgen besser als tausend andere kennen, und bei der Gründlichkeit, mit der er immer eingehender ihren Ursachen nachging, stieß er immer von neuem, immer häufiger auf dasselbe harte Gestein unseres nationalen Wirt-

schaftsbaues: die rein ökonomischen Zusammenhänge, die skrupellos egoistischen Kräfte und Gesetze, die sie beherrschen, lernte er immer gewisser als die Hauptursache der ökonomischen Massennot verstehen, davon er einen Teil als Vereinsgeistlicher pflichtmäßig zu bekämpfen hatte. Er merkte nur zu bald, daß die Kampfmittel, die er zur Verfügung hatte, die ihm mehr oder weniger ja auch vorgeschrieben waren, diese Massennöte dauernd nie zu heben imstande wären: Gottes Wort und Wohlthätigkeit. Denn jenes vermag wohl zu trösten, nicht aber ohne weiteres die Zustände zu ändern: diese nur einzelnen vorübergehend und teilweise zu helfen. So sah er immer mehr auf den Grund des öffentlichen, wirtschaftlichen Lebens, sah deutlich den wahren Charakter seines Gewebes, schaute immer sehnsüchtiger nach wirksameren, größeren Mitteln der Abhilfe aus. Die Lektüre von Karl Marx' Kapital, sowie das erste Auftreten Theodor von Wächters bestärkten ihn nur in dieser neuen Richtung, die ihn freilich nun immer mehr von der inneren Mission als dem alleinigen Heilmittel der Armenhilfe, nicht aber vom Christentum als Mittel und Kraft und Wegweiser sozialer Erlösung aller Darbenden abführte. So gelangte er in dieser ersten Zeit seines Frankfurter Aufenthaltes von dem Boden der reinen inneren Mission zu einem weiter schauenden, die sozialen und wirtschaftlichen Dinge mehr berücksichtigenden sozialen Christentum, zu seinem christlichen Sozialismus, der ein anderer als der Stöckers, doch auch von diesem mit beeinflußt war und bis zur Gründung des nationalsozialen Vereins sein neues Arbeitsprinzip wurde.

Theoretisch suchte Naumann diese innere Wandlung, diesen Gedankenfortschritt vor sich und der Öffentlichkeit dadurch zu rechtfertigen, daß er Wichern neu interpretierte. In den Jahren 1892 und 1893 entwickelte er öfter den Gedanken, daß Wichern nicht nur Seelen retten und augenblickliche ökonomische Hilfe bringen, mit einem deutlicheren Worte: nicht nur christliche Wohlthätigkeit organisieren und üben wollte, sondern auch von einer Periode geredet habe, in der die Hilfsbedürftigen sich in „christlichen Assoziationen" freiwillig zusammenthun und ihren ökonomischen Nöten durch Genossenschaftsbildungen aller Art gründlich zu Leibe gehen würden. Diese zweite Periode der inneren Mission, so verkündete Naumann, sei jetzt da; sie trage den Namen: evangelisch-sozial, und ihre führende Zentralorganisation sei der evangelisch-soziale Kongreß. Auch jene „christlichen Assoziationen" sah Naumann bereits in der Bildung begriffen: die evangelischen Arbeitervereine, die damals schon ca. 60000 Mitglieder namentlich im Westen Deutschlands zählten.

Mit Feuereifer warf er sich nunmehr auf die Arbeit am Evangelisch-sozialen Kongreß und in den evangelischen Arbeitervereinen. Die jährlichen

Kongreßverhandlungen wurden namentlich durch Naumanns gedankenvolle Reden wirklich interessante, weithin beachtete Erscheinungen des öffentlichen Lebens. Aus einem für lokale Zwecke bestimmten kleinen Frankfurter Sonntagsblättchen schuf er die „Hilfe", ein evangelisch-soziales Wochenblatt, das bald Sprachrohr der „Jungen" unter den Evangelisch-sozialen und um Naumanns willen sehr verbreitet wurde. Leben kam durch ihn auch vor allem in die evangelischen Arbeitervereine. Er selbst gründete in und um Frankfurt a. M. eine ganze Anzahl, die noch jetzt einen eigenen Verband bilden, agitierte in den badischen und württembergischen kräftig mit, daß auch sie schneller emporblühten, stellte auch den mehr konservativen Vereinen des Rheinlandes und Westfalens neue Probleme. Vor allem drang er darauf, daß sie ihren Charakter als bloße Schutzvereine gegen das „Gift" des Ultramontanismus und Sozialismus gänzlich aufgäben, daß sie mehr als bis dahin soziale Wirtschaftseinrichtungen schüfen, sich ernstlich und gründlich mit den sozialen Fragen beschäftigten, sich auf ihre Eigenschaft als Arbeitervereine besännen und sich ein eigenes soziales Programm gäben. Der Kampf um dieses füllte längere Zeit aus und führte schließlich nur teilweise zum Ziel. Entgegengesetzte Strömungen aus konservativem und nationalliberalem Lager machten sich so erfolgreich bemerkbar, ein Teil der Arbeiter in den Vereinen zeigte sich sozialpolitisch so gleichgültig, daß auch Naumann allmählich an der Fähigkeit dieser Vereine, Träger der evangelisch-sozialen Epoche zu werden, langsam zu zweifeln anfing. Zu gleicher Zeit zeigten sich auf kirchlichem Boden die ersten Zeichen der sozialen Reaktion; dazu wurde es, gerade durch die Mitarbeit an dem erwähnten Programm der Arbeitervereine, auch Naumann klar, daß es unmöglich sei, aus der Bibel und vom Christentum aus ein sozialpolitisches Programm zu entwickeln. So kam die letzte große Wandlung, die er durchmachte und die ihn zu seinem heutigen Standpunkt brachte: der christliche Ausgangspunkt seines Sozialismus (nicht aber sein Christentum, wie ich Gegnern Naumanns hier bemerken möchte!) wich immer mehr zurück, der Sozialismus wurde immer mehr Hauptsache und begann sich immer bewußter auf den Boden des nationalpolitischen Prinzips zu stellen. In dieser Zeit haben die beiden Universitätsprofessoren Max Weber und Hans Delbrück nachhaltigeren Einfluß auf Naumann ausgeübt. Er warf sich auf ein gründliches Studium der Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts, und bei der Untersuchung der Entstehung der nationalliberalen Partei aus dem Nationalverein ist er wohl zum erstenmale zu der bewußten, klaren Erkenntnis seines nationalsozialen Ideals gelangt. Er hat es zum erstenmale in Erfurt im Februar 1896 einem kleinen Kreise von Freunden entwickelt, nachdem er in der Neujahrsnummer seiner „Hilfe" schon einige Grundsätze ähnlicher

Art ausgesprochen hatte. Jene Erfurter Versammlung wurde entscheidend für Naumann. Die Freunde erklärten sich mit seinen Gedanken einverstanden und beauftragten ihn, weitere Vorarbeiten zu machen, um mit ihnen an die Öffentlichkeit zu treten. Diese Vorarbeiten boten sich rasch, als im Sommer desselben Jahres Stöcker den beiden bisherigen Redakteuren seines christlich-sozialen Organs, „Das Volk", Oberwinder und von Gerlach, kündigte. Es kam zu Verhandlungen mit ihnen, die sich auf weitere Kreise ausdehnten und am 1. Oktober 1896 zur Gründung der nationalsozialen Tageszeitung „Die Zeit", die in Berlin erschien, führten. In denselben Monaten berief Naumann, der inzwischen in starken Gegensatz zu der konservativen und zur christlich-sozialen Partei Stöckers geraten war, einen Vertretertag aller nicht konservativen Christlich-Sozialen für den November ebenfalls nach Erfurt, wo sich nach einer glänzenden Programmrede Naumanns der nationalsoziale Verein konstituierte, mit den „Grundlinien" als sein Programm. Die Vereinigung des nationalen und des sozialen Gedankens ist ihr sie gänzlich beherrschender Gesichtspunkt. Es ist auch der Grundzug, das Charakteristische im Wesen der ganzen nationalsozialen Bewegung, daß das, was ihr von Naumann übertragen, politisch wirklich originell ist. Naumann selber ist ihr originellster Ausdruck davon. Nicht in dem Sinne, als ob noch niemals der nationale und soziale Gedanke vor Naumann mit einander in Verbindung gesetzt worden wäre. Manche, namentlich konservative Leute, auch Stöcker, haben das vorher auch versucht. Aber teilweise nur vorübergehend, teilweise auch, indem sie überhaupt nicht ordentlich Ernst entweder mit dem Nationalen oder dem Sozialen oder mit beiden machten, teilweise endlich, indem sie noch andere „Momente, Prinzipien, Grundgedanken" mit den beiden in Verbindung und dadurch ein politisch-soziales Gedankenmischmasch zusammenbrachten, was ohne innere Konsequenz, ohne sachliche Zusammengehörigkeit nicht natürlich zusammenzuwachsen vermochte und darum kraft- und wirkungslos blieb. Naumann hat wirklich sich in seinen politischen Grundsätzen auf diese zwei Prinzipien des Nationalen und des Sozialen allein beschränkt, hat sie außerdem in einer Zeit zusammengebracht, wo sie einander entfernter denn je erschienen, indem die sogenannten „nationalen" Parteien heute nichts mehr fürchten, als „das soziale Gespenst", die „soziale" Arbeiterpartei unter der Sozialdemokratie, aber gegen nichts gleichgültiger ist, als gegen den nationalen Gedanken vom modernen Staat. Dazu hat er beide wirklich innerlich, natürlich zusammengebracht, nicht nur äußerlich und künstlich, indem er den Beweis führte, daß echte nationale und staatserhaltende Gesinnung zu gründlicher sozialer Reform und ungehemmter Emporführung aller gedrückten und wirtschaftlich abhängigen Volksschichten führe, und daß andererseits

solche soziale Reform und Aufwärtsbewegung der unteren Schichten zu deren größerem Wohlbefinden im Vaterlande und darum auch neuer, tieferer und echter nationaler Gesinnung zu wahrem Patriotismus, nicht bloß zu Hurrahpatriotismus führe. Naumann macht auch Ernst mit dem Gedanken des Sozialismus, den er verstehen gelernt hat ebenso unter dem Einflusse von Marx, Engels und Lassalle, wie durch das Studium der modernen deutschen Nationalökonomie; und er macht Ernst mit dem nationalen Gedanken, indem er ihn auffaßt, wie er in der Gegenwart allein aufgefaßt werden kann: als eine deutsche Politik der Macht nach außen, der Reform im Innern. In beiden Auffassungen ist Naumann also durch und durch modern, „auf dem Boden der fortentwickelten Wissenschaft stehend", um diese Phrase einmal zu gebrauchen. Mit einer Fülle immer neuer Einzelgedanken sucht er von Woche zu Woche in seinen Hilfeartikeln und seinen Vorträgen diese seine Grund- und Doppelauffassung zu begründen, zu variieren, zu popularisieren. Sein reiches Wissen, noch mehr aber sein Zug aufs Wirkliche, sein Plastizismus, kommt ihm dabei ebenso glänzend zu statten, wie bei seinen biblischen Betrachtungen und erweckt immer von neuem den Eindruck des Schöpferischen von ihm.

Schon aus dem Vorstehenden ist zu erkennen, welchen Anteil Naumann an der Schöpfung der neuen nationalsozialen Bewegung gehabt hat und noch hat. Diejenigen, die sie wirklich mit erlebt haben, können es geradezu sagen: sie ist sein Werk. Aus seinem Kopfe allein ist die Idee von der Vereinigung des nationalen und des sozialen Elements geboren; er hat sie zuerst in plastischen Worten begründet und verkündet; von ihm sind hauptsächlich die „Grundlinien", auf die sie sich jetzt noch stützt; er hat durch seine Artikel in der „Hilfe", durch seine Agitationsreden in allen Teilen Deutschlands, durch die Macht seiner überragenden, siegfriedhaften Persönlichkeit für sie in allen Teilen Deutschlands die ersten begeisterten und treuen Anhänger gewonnen. Wir anderen sind ihm in mehr oder weniger großer Selbständigkeit, mitratend und mitthatend, doch immer nur gefolgt. Er allein ist der Gründer, der Führer, bei allen populär, von keinem, auch von keinem Gegner, der ihn persönlich kennen gelernt und mit ihm diskutiert hat, gehaßt, von tausenden geliebt, durch seine Liebenswürdigkeit, seine Sachlichkeit, seinen Ernst und seine Bescheidenheit allen, die ihn hörten, sympathisch, eine schon durch seine körperliche Größe überall auffallende Erscheinung, blondhaarig, blauäugig, ein echter Germane, ohne übrigens die geringste Ähnlichkeit mit dem üblichen Typus eines deutschen evangelischen Geistlichen. Leider ist er nicht so gesund wie er aussieht: ein starkes Asthmaleiden quält ihn, hemmt häufig seine Schaffenskraft und belastet ihn auch mitunter mit nervösen Depressionen. Um so bewunderns-

würdiger ist seine bisher von ihm geleistete Arbeit. Sein Wille zwingt seinen kranken Körper. Dieser sein Wille, sowie die Hoheit, Reinheit und Vernünftigkeit des nationalsozialen Ideals ist das sichere Unterpfand dafür, daß Naumann erst noch am Anfang seines thatenreichen politischen Lebens steht und daß er berufen ist, noch vieles zum Heil unseres Vaterlandes zu leisten. Q. D. b. v.

Lorbeer und Tanne.

O scheucht den Traum! — Laßt uns um Lorbeer losen,
Um Blätter fliebend im Gestampf der Schiacht!
Wer kränzt sich schmachtend mit des Friedens Rosen,
Wenn Lorbeer ihm als Lohn des Kampfes lacht?
Schon reckt sich auf und spreizt sich in den Bügein
Das Kriegervoik, die Helme wiid umbuscht. — — —
Schaut, wie der Schatten von den Adierflügeln
Gleich Wolken drohend übers Biachfeld huscht!

Da dehnt sich frei die Mannesbrust im Winde,
Der kühl wie Ruhm im Fahnenschatten weht!
Der haite sich bescheiden zum Gesinde,
Der jauchzend nicht mit Adierflügeln geht.
Wir trauern nicht und schmachten nicht wie Werther,
Wir seufzen nicht nach der Vergangenheit, —
Wir krampfen unsre Fäuste um die Schwerter
Und lechzen nach dem Ruhme unsrer Zeit.

Der stählern' Helme heiteres Geblitze
Rührt uns das Herz mehr ais das Weihnachtsiicht!
Wir tragen unser Recht auf Schwertesspitze
Und Wunden schlagen: nennt sich unsre Pflicht.
Mag dämm'rungstrunken um den Christbaum hocken,
Wer sich die Welt mit ros'ger Schminke mait,
Wir greifen nach dem Lorbeer mit Frohiocken,
Der biutbetaut in Siegerhänden strahit.

Zürich. Maurice von Stern.

An Maurice von Stern.

(Als Erwiderung auf sein Gedicht „Lorbeer und Tanne".)

I.

Den Lorbeer preisest Du in stolzen Tönen,
Für ihn im Kampf zu sterben frohbereit;
Mit Siegerhänden hoffst Du Dich zu krönen
Und lechzest nach dem Ruhme unsrer Zeit.

Die stille Schar, die um den Christbaum sitzet,
Hat, wähnest Du, geringres Teil erwählt;
Dein Auge stolz zu ihr hinüber blitzet,
Indes Dein Lied von höh'rem Ziel erzählt.

Mich aber kann Dein herrlich Ziel nicht locken, —
Was ist der Ruhm, die Ehre unsrer Zeit?
Schau näher hin, — wem läuten heut die Glocken?
Wen preist man und verheißt ihm Ewigkeit?
Gesindel ist es, das mit lautem Toben
Der ew'gen Meister Stimme überschreit,
Gesindel, das sich dort hinauf gehoben,
Wo für ganz Andere der Stuhl bereit.

In diesem Hexensabbath der Moderne
Den Preis erringen ist kein hohes Ziel;
Ich folge lieber jenem heil'gen Sterne,
Der abseits führet von dem tollen Spiel;
Und dort, die Blicke auf das Ew'ge richtend,
Durchleuchtet von der Weihnachtstanne Strahl,
Schaff' ich, auf allen Tagesruhm verzichtend, —
Und niemals noch bereut' ich diese Wahl.

II.

Nicht Wunden schlagen, sondern Wunden heilen,
Das ist die große Losung unsrer Zeit;
Ihr folg' ich, froh und willig, ohne Weilen,
Für sie zu sterben bin ich gern bereit;
Nicht schwächlich nach vergangnen Zeiten schmachtend,
Doch auch vom Lärm des Tages nicht bethört,
Die eklen Götzen unsrer Zeit verachtend,
So zieh' ich meine Straße ungestört.

O höhne nicht das Licht der Weihnachtstanne!
Aus ihrem Strahl ein milder Balsam trieft,
Der Wunden heilt und auch erlöst vom Banne
Der bösen Geister, die ihr selbst berieft;
Es ist ein Licht, das alle die Gebrechen
Der Gegenwart uns klar und deutlich zeigt,
Doch für die Sünden alle, für die Schwächen
Zugleich die gnadenvolle Heilung reicht.

Im Licht von Bethlehem, im Licht der Kerzen
Des Weihnachtsbaumes geht die Seele auf,
Sie öffnet sich der andern Menschen Schmerzen
Und eilt und legt den Weihnachtsbalsam drauf;
Nicht Ruhm und Ehre, nein, um Liebe werben,
Das lehret uns das helle Weihnachtslicht, —
Der Liebe leben und der Liebe sterben,
Das ist das Ziel! — ein schönres giebt es nicht!

Innsbruck. Leopold von Schroeder.

An Leopold von Schroeder.

(Als Replik auf eine poetische Apostrophierung meines Gedichtes „Lorbeer und Tanne“.)

Und wieder füllt der Weihnachtsduft die Zimmer!
Um Flitterbäume spielt ein holder Traum.
Es pudert sanft mit seinem flücht'gen Schimmer
Des Alltags Grau der Gold- und Silberschaum.
In süßes Wispern träumerisch versunken,
In blaue Schleier hüllt sich alle Qual.
Entzündet von des Juls verirrten Funken
Flammt flimmernd auf des Weihnachtslichtes Strahl!

Gegrüßt du Licht der Wintersonnenwende,
Das schon des Frühlings Funken mit sich führt.
Es hat die süße, heilige Legende
Auch mir das Dichter-Kinderherz gerührt.
Doch grübelnd bohrt sich durch die blauen Flöre
Der Illusion der starre Blick zur Qual.
Ich hör' des Elends dunkel drohende Chöre
Und Donner rollen durch den Himmelssaal. — — —

Reich' mir die Hand! Wie einst Vergil den Dante
Will ich Dich führen höll- und himmelwärts.
Nicht richten will ich. Das Dir längst Bekannte
Soll mahnend pochen an Dein Träumerherz.
Reich' mir die Hand! Unsichtbar laß uns treten
In dieses Bürgerhauses Frieden ein.
Christabend ist's. Die Kirchenglocken beten,
Das Prunkgemach ist hell von Kerzenschein.

Balsamisch duftend hüllt die Weihnachtswärme
Uns wie berauschend ein in ihren Traum. —
Da stürmt hinein mit fröhlichem Gelärme
Die Kinderschar — und jubelt auf zum Baum.
Die lieben Kinder! Diese roten Backen,
Die hellen Augen, voll von Weihnachtslicht!
Das giebt ein Flüstern, Naschen, Nüsseknacken ....
Der Gaben Fülle, — o Du zählst sie nicht!

Behäbig wie auf Filzpantoffeln wandeln
Die guten Eltern, rundlich und beglückt.
Sie knuspern Marzipan und knacken Mandeln
Und fühlen sich der Erdennot entrückt.
Des ros'gen Lachses Fleisch, des Kaviars Körner:
Schon winkt verheißungsvoll das Abendmahl.
Die Buben blasen in die neuen Hörner
Und Punschgeruch erfüllt den ganzen Saal.

„Der Mensch kann nicht nur Süßigkeiten schlecken. —
Ich freu' mich schon auf Gans und Sauerkohl!
Heut' lassen wir's uns wieder 'mal recht schmecken
Und dampfen soll der edle Alkohol. —
Was wollte auch die lärmoyante Vettel,
Die vorhin heulend aus der Küche kam?
Als Mitglied des Vereins gegen den Bettel
Hoff' ich bestimmt, daß sie nichts mit sich nahm?!" — — —

Ein ander Bild. Wir sind im Vorstadtdunkel.
Ein wüstes Gröhlen aus den Pinten tönt.
Hier finden wir kein Weihnachtslichtgefunkel,
Das für Minuten diese Welt verschönt.
In kalten Zimmern haucht in hohle Hände
Gevatter Hunger. Fluchen, Stöhnen, Schrei'n.
Die braven Leute feiern Sonnenwende
Bei schmutzig flackerndem Laternenschein!

Reich mir die Hand! Ich will Dir Bilder zeigen,
Die passen schlecht zu Deinem Tannentraum.
Hier, tritt 'mal ein! — Ein drohend-tiefes Schweigen
Begrüßt uns raunend im Mansardenraum.
Ein Arbeitsmann liegt tot auf seinem Lager!
Das Herz durchschossen. O, du Weihnachtslicht!
Was will das Weib, so totenblaß und hager,
Das irr mit dem erwürgten Kinde spricht?

„Der Papa schläft. — Sei still, mein liebes Aennchen!
Denn morgen ist der große Feiertag.
Er bringt uns Brot, und Holz, und auch ein Tännchen
Und was mein Herzchen sonst noch Schönes mag.
Will es denn immer noch nicht Morgen werden?
Der Wilm schläft fest, ich muß ihn wecken gehn." —
Und Friede sei im Himmel wie auf Erden! — — — — —
Ich mag nicht mehr in Weihnachtslichter sehn.

Reich mir die Hand! Das Christkind ward geboren
Arm und im Stall. Nicht Punsch noch Marzipan.
Und Jesus Christ, im Liebesdrang verloren,
Am röm'schen Galgen langt er endlich an.
Von Lachs und Kaviar und gebratnen Lenden
Steht nichts in Jesu einfachem Programm.
Mit Zorn und Ekel würd' er weg sich wenden
Vor unsrer Selbstsucht aufgedunsnem Schwamm.

Hier winkt der Lorbeer, den ich kühn erfasse.
Dem Elend wehren: ist mein „Ruhm der Zeit".
Das Schwert, von dem ich nun und nimmer lasse,
Das ist das Richtschwert der Gerechtigkeit!

Der Tannenzweig, den Du wie zur Versöhnung
Mir freundlich reichst: Dies sanfte Weihnachtswehn,
Ich fühl es, ach, so lange als Verhöhnung,
Als meine Brüder darbend untergehn.

Zürich. Maurice von Stern.

Wenn die Sonne untergegangen.

Von Franz Adam Beyerlein.

(Leipzig.)

Der Wolfgang ist eine Waise.

Der Vater ist im Manöver gestürzt und hat das Genick gebrochen. Als der Mutter die Depesche gebracht worden ist, hat sie dem Wolfgang vor der Zeit das Leben gegeben. Dann ist sie gestorben.

Der alte Onkel General hat sich des Knaben annehmen müssen, weil sonst keiner mehr dagewesen ist, der den altadeligen Namen getragen hat. Er hat es ungern gethan, denn Frauen und Kinder sind ihm zuwider gewesen, am meisten die Kinder. Aber er hat es über sich gebracht, den Neffen mit dem Frauenzimmer, das ihn wartete, in seiner Männerwirtschaft zu herbergen, um des Namens willen, der im Adelsbuch hätte ausgelöscht werden müssen, wenn das Kind nicht gewesen wäre.

Der Wolfgang hat nichts zu entbehren gehabt. Er hat es nicht gemerkt, daß niemand ihm Liebes gethan hat, und hat niemand liebgewonnen.

Er hat natürlich Soldat werden müssen.

Als er am freien Sonntag in seiner Kadettenuniform auf Besuch gekommen ist, hat der Onkel General zum ersten Mal ein zufriedenes Gesicht gezogen. Das ist aber mehr wegen der Uniform als wegen des Neffen gewesen.

Denn der Wolfgang hat im blauen Matrosenkittel und in den Kniehosen bildhübsch ausgeschaut, in der Uniform dagegen ist ihm gleichsam alles zu groß gewesen. Aber für den alten Herrn ist des Kaisers Rock das schönste und schmuckeste Kleid gewesen.

Im Institut haben sie alsbald auch erkannt, daß der Wolfgang ein schöner Junge gewesen ist. Alte und junge Kadetten haben ihm ihre Freundschaft angeboten und haben sich ihm zu nähern gesucht. Aber der Wolfgang hat sie gar nicht verstanden.

Da haben sich ein paar gegen ihn zusammengethan. Der Wolfgang

hat sich vergebens wie verzweifelt gewehrt. Danach ist er eine Weile mit geschlossenen Augen regungslos auf der Diele liegen geblieben, daß es geschienen hat, als ob das Leben den nackten Körper verlassen habe, und daß denen, die ihn gepeinigt hatten, eine große Angst gekommen ist.

Nach einer Zeit hat er die Augen wieder aufgeschlagen. Da ist er auf den Waffenrechen losgestürzt und hat mit einem Seitengewehr den, der ihm das Ärgste zugefügt hatte, niedergeschlagen.

Der Schlag ist nicht schlimm gewesen, und weil der Arzt schließlich dem Getroffenen die billige Ausflucht hat glauben müssen, ist keine Untersuchung befohlen worden.

Aber der Wolfgang hat sich ein für alle Mal Respekt verschafft.

Die andern haben ihn nun seine besonderen Wege gehen lassen und haben ihn nur hochmütig gescholten, weil er sich getrennt von ihnen gehalten hat. Aber die Einsamkeit ist dem Wolfgang alt vertraut gewesen, deshalb hat er auch keinen gesucht, der sie ihm vertreibt.

* * *

Die Offiziere und die Dozenten haben keine Klage über ihn. Er selbst glaubt eine begeisterte Lust für seinen Beruf in der Brust zu tragen. Denn er hat es nie anders gewußt, als daß er mit den Waffen dem Kaiser dienen müsse.

Aber er hat in den Augen eine müde Unrast, ein ersterbendes Flackern wie von einem verglimmenden Scheiterhaufen, der schwälend erlöschen will und auf einmal gelbe, flatternde Feuerbrände zum Himmel wirft, wenn er neue Tannenharzscheite erreicht hat.

Der Wolfgang braucht ein gewaltiges Empfinden, das seine Seele mit starken Armen emporhält, damit sie nicht in die große Öde des Lebens untertaucht.

Darum ist es gut, daß er meint, Offizier zu sein, sei das Höchste, das einer erstreben könne. Er ist voller Verwunderung, wenn er die anderen in vorkostendem Entzücken fast nur von der eleganten Ungebundenheit und den gesellschaftlichen Siegen des Offiziers sprechen hört. In seinen Vorstellungen begegnen sich die schillernde Romantik des Reitergefechts und das reizvolle Geheimnis des nächtlichen Patrouillenritts, das Heldentum starrer Pflichterfüllung und die Tragik des spurlosen Untergehens in einem Riesenstrom von Blut und Leid.

Und gar findet er die andern lächerlich, wenn sie mit einander von ihren Liebesabenteuern flüstern: der eine ist in die blonde Tochter des Vorstehers verliebt, der andere in eine Ladnerin oder auch in die Buffetmamsell des Caféhauses, das neben dem Institut liegt.

Der Wolfgang ist gegen Frauen unbegrenzt schüchtern; er fühlt sich schon furchtbar bedrückt, wenn er beim Vorsteher zum Kaffee geladen ist und neben den Backfisch gesetzt wird, der noch kurze Röcke hat und ihm durch den Bruder einen Zettel mit einer sehr deutlichen Liebeserklärung geschickt hat.

„Wo immer ich Dich mag erblicken,
Mit meinen Küssen möcht' ich Dich ersticken" —

ist neben anderem darin gestanden.

In dem Wolfgang hat das rosenfarbene Billet die schlummernde Galanterie einen Augenblick geweckt, aber es hat ihm der frische Wagemut zu der kleinen, süßen Tändelei gefehlt. Er ist den groben und feinen Thorheiten der Jugend fern geblieben, aber er hat sich auch um ihre zarten Freuden betrogen.

Sein Leben ist in die verlorene Helligkeit der Mitternachtssonne getaucht: es hat die Finsternis der Nacht überwunden, aber es ermangelt des warmen, flutenden, strahlenden Lichts.

* * *

Wie der Wolfgang im sechszehnten Jahre gewesen ist, ist ihm die helle Sonne aufgegangen.

Als neue Kadetten eingestellt werden, ist der Hubert darunter.

Der Hubert ist weiß und rot im Gesicht, hat offen blickende, lustige Augen und helles Haar. Er ist der Sohn eines reichen Fabrikherrn, den man mit Titeln und dem Adel obendrein belohnt hat. Er hat studieren sollen. Aber schließlich hat es der Vater erlauben müssen, daß sein Sohn Soldat wurde. Der Hubert ist fast zwei Jahre jünger als der Wolfgang, aber weil er draußen auf der Lateinschule gewesen ist, wird er mit jenem in eine Abteilung gewiesen.

Er tritt in das neue Treiben ohne Argwohn und giebt jedem ehrlich seine Hand. Aber den Wolfgang mag er am liebsten. Gerade, weil ihm von allen Seiten ins Ohr geblasen wird: der ist hochmütig und stolz, daß es gar nicht zu sagen ist. In dem Hubert steckt etwas von dem vorsichtigen Kaufmannsblut des Vaters: er glaubt nichts, er traut keinem, — er will selbst sehen.

Und mit seinen prüfenden Augen sieht er den Wolfgang ohne Tadel.

Dem wiederum kommt es wie ein neues Wunder vor, daß einer nicht an ihm vorübergeht. Dann aber nimmt er die Liebe des Hubert entgegen wie ein Gnadengeschenk aus den Rosenhänden der heiligen Mutter Gottes. Er trägt in seiner Brust eine Überfülle von herzlicher Zärtlichkeit, weil keinem seither etwas davon zu teil geworden ist, und er schüttet sie ver-

schwenderisch über den Freund aus. Er umgiebt ihn mit tausend kleinen Aufmerksamkeiten, und seine überquellende Dankbarkeit läßt ihn dem Hubert die zarten Dienste leisten, die der Bräutigam der Geliebten erweist.

Den Hubert mutet das Wesen des Wolfgang seltsam an. Es gelingt ihm beim besten Willen nicht, die Leidenschaft mit derselben innigen Zärtlichkeit zurückzugeben, mit der sie ihm dargebracht wird.

Aber der Wolfgang weiß allmählich die ein wenig nüchterne Seele des Hubert mit seiner phantastischen Romantik auszufüllen. Wenn es dunkel im Parke geworden ist, träumen die beiden beim Spazierengehen von einem Depeschenritt durch Feindesland; in ihren Gedanken kommen sie gerade wundenbedeckt bei den Vorposten an, wie der Gaul unter dem Leibe zusammenbricht — und zucken doch zusammen, wenn das Nachtkäuzchen aus einer Fichte am Wegrande auffliegt.

Damit ihnen auch die Prüfung einer Entzweiung, die dann die Wiederversöhnten um so fester bindet, nicht erspart bleibt, schreibt die verliebte Tochter des Vorstehers abermals ein rosaes Briefchen. Diesmal dem Hubert. Der frische Junge geht zum Stelldichein, und nach dem Nachtessen naschen die beiden im Hof hinter der Aschengrube von den verbotenen Früchten jugendwarmer Umarmungen und heimlicher, langer, süßer Küsse.

Alsbald geht der Hubert zum Wolfgang, zeigt ihm das rosae Papier und die hellblaue Zopfschleife, und gesteht ihm, daß er sich verlobt hat.

Aber der Wolfgang gebärdet sich ganz verzweifelt, wirft dem Hubert Undank, Verrat und abscheuliche Treulosigkeit vor und will sich zum Fenster hinausstürzen, da für ihn mit dem Hubert doch alles verloren sei.

Der Hubert hält ihn zurück und sucht ihm den Fall ruhig beizubringen. Denn er hält es für seine Pflicht, seine Braut nicht allsogleich wieder zu verlassen.

Aber der Wolfgang will, daß er sich sogleich entscheide: für sie oder für ihn.

Das mag nun wiederum der Hubert nicht, denn er hat noch einen süßen Schmack auf den Lippen.

Weil es nun nicht anders anzugehen scheint, und weil er um sein einziges Glück kämpft, überwindet sich der Wolfgang und begeht die arge Indiskretion, dem Hubert das Billet, das sie ihm einstmals geschickt hat, zu zeigen. Da stellt sich heraus, daß der Backfisch von einem Konzept dieselben Verse zweimal abgeschrieben hat.

Nach dieser Erfahrung glaubt sich der Hubert allerdings berechtigt, die Verlobung mit der Vorsteherstochter aufzuheben. Die beiden rosaen Briefe werden verbrannt, und die Liebe zum ungetreuen Frauengeschlecht wird feierlich abgeschworen.

Im Überschwang des Glückes umarmt der Wolfgang den wiedergewonnenen Freund und berührt, einer plötzlichen Eingebung folgend, den Mund des Hubert mit seinen heißen Lippen. Darnach ist er freilich erschrocken über seine Kühnheit, aber wie er merkt, daß der Hubert ganz ohne Zorn darüber ist, wagt er die Seligkeit noch einmal und wieder zu genießen, und auch der Hubert wird heiß unter seinen Küssen.

Aber aus der Glut dieser Küsse schlagen Flammen hervor, so heiß und gleichmäßig strahlend wie die Sonnenscheibe am Hochsommermittag. Sie steht glühweiß am stählernen Himmel und man meint, sie sei unverrückbar.

* * *

Der Hubert und der Wolfgang haben sich das gleiche Regiment gewählt. Es wird nicht mehr lange dauern, dann erhalten sie das Offizierspatent.

Zwischen ihnen ist es noch so wie vor Jahren; sie haben eine Wohnung inne und selten wird einer von ihnen allein gesehen.

Die Kleinbürger des Ortes haben ihre Freude an der wohlgestaltenen Schönheit der zwei. Denn in ihren müßigen Köpfen nehmen sie Anteil an der Garnison und sind stolz darauf, daß die Truppe durch zwei so bildsaubere Offiziere einen respektablen Zuwachs erhält. Ihre ererbte Devotion neigt sich ernsthaft ehrerbietig vor dem Wolfgang um des hochadeligen Namens willen, während der Reichtum und der Titel des Hubert ihrem Fühlen schon näher steht, so daß sie den Gruß für ihn mit einem leichten, schicklichen Lächeln zu begleiten sich erlauben.

Und der Hubert grüßt sie wieder, helle Fröhlichkeit im Gesicht, weil der Zwang des Instituts von ihm genommen ist.

Auch der Wolfgang hat die strengen Regeln als drückend empfunden und den Augenblick herangewünscht, der ihn frei davon machen sollte, aber schon beim Fortgehen aus dem alten Gebäude ist eine große Traurigkeit und Verzweiflung über ihn gekommen, die gar nicht allein aus der räumlichen Trennung zu erklären gewesen ist. Wie er dann in der neuen Welt gestanden ist, ist sie ihm fremd erschienen, und er hat sich vor ihr verschlossen.

Dagegen ist es dem Hubert gewesen, als wenn er aus einem Schachte in einen lichten Sonnentag getreten wäre, und er hat alsbald begonnen, sich in dem Glanze umzuthun. Seine ehrliche Offenheit gefällt den jüngeren Herren des Regiments weit eher als die strengdienstliche Steifheit des Wolfgang.

Es ist ein ungleicher Kampf.

Der Wolfgang hat seine stärksten Bundesgenossen verloren: das Eingeschlossensein und das Aufeinanderangewiesensein, und er erkennt auch, daß

die gefährlichsten Feinde, die er zu bekämpfen haben wird, nicht Personen sind, sondern daß es die ungeheure Summe der Eindrücke und Empfindungen ist, die in der neuen Umgebung den Hubert in Besitz zu nehmen trachten.

Dagegen kann er nur mit der zerbrechlichen Waffe der Erinnerung streiten. Von Tag zu Tag verliert er an Boden. Der Hubert nennt seine Liebkosungen weibisch, er neckt sich mit der jungen Aufwärterin und bleibt immer häufiger fort. Aber schließlich läßt ihn seine Jugend doch immer wieder dem Wolfgang angehören. —

Im Frühjahr bezieht das Regiment das Übungslager.

Die weißen Baracken liegen am Rande einer weiten Heidefläche. Auf dem Sand wächst nur Heidekraut und dürftiges Gras, das von der Sonne gleichmäßig rostbraun gebrannt ist. Inmitten der roten Ebene starren die rauchschwarzen Ruinen eines Dorfes. Der Fiskus hat es vormals den Bewohnern abgekauft, dann ist es bei den Übungsschießen in Trümmer gelegt worden.

Das Leben im Lager ist ungebundener. Die Hauptmahlzeit wird erst eingenommen, nachdem allem Dienst Genüge gethan ist. Sie dehnt sich lange aus, weil selbst die geringen Zerstreuungen der kleinen Garnison fehlen.

Der Wolfgang mag das lange Sitzen und Trinken nicht; er geht, sobald er kann. Der Hubert kommt schon lange nicht mehr mit ihm; er gefällt sich an der Tafel.

An einem Sonntag erhalten die beiden das Offizierspatent.

Der Hubert ist berauscht von Sekt und Glück, und selbst der Wolfgang ist gezwungen, oft Bescheid zu trinken. Deshalb thut er auch mit, als die lustige Gesellschaft nach Tisch Civil anlegt und nach dem nächsten Dorf zum Tanz geht. Aber der Tanzsaal ist heiß und die Bauernmädchen sind plump.

Einer weiß etwas Besseres: im Dorf hat sich ein Frauenzimmer aus der Hauptstadt einquartiert. Die will man besuchen.

Der Wolfgang ist mit einem Male ganz nüchtern. Er geht still hinter den anderen her. Es ist ihm, als ob ihm etwas die Kehle zudrücke.

Der Hubert marschiert Arm in Arm an der Spitze.

In der Thür des Hauses steht ein üppiges Weib. Sie hat den kleinen Zug kommen sehen, und weil das ganze Dorf wie ausgestorben daliegt, ist sie vor die Thür getreten, ohne ihre Kleidung zu richten. Die weiße Masse der Brust dringt unter dem Spitzeneinsatz des rotseidenen Hemdes hervor, und die Arme sind nackt.

Der Hubert bleibt einen Augenblick stehen. Dann packt ihn die große Gier und reißt ihn an die Brust des Weibes.

Der Wolfgang hat wie abwesend zugesehen. Er fühlt, daß der volle Arm des Weibes die Beute für immer festhalten wird und glaubt in ihren frechen Augen den triumphierenden Hohn des gewissen Sieges zu sehen.

Keiner hat sich nach ihm umgesehen. Drinnen hört er Gläser klirren, und dazwischen lacht das Weib breit und gemein auf.

Der Wolfgang kehrt sich um und geht langsam den Weg ins Lager zurück. Er empfindet keinen Schmerz; nur leer ist es geworden und seltsam weit erscheint ihm alles: der Wegsand, auf dem er geht, die dunkelnde Heide und die Leute, die ihm begegnen. Er kommt sich vor, als sähe er von weit oben herab, und als würden auch in nicht langer Frist seine Füße, die jetzt über das welke Gras hingehen, sich von der Oberfläche der Erde loslösen.

Im Lager bleibt er eine Zeit in seinem Zimmer. Es ist weiß, kahl und eng. Aber er hat das Gefühl, als sei er über den Raum hinausgewachsen und fließe und zerfließe in einer unbegrenzten Weite. Gleichwohl blickt er sich noch einmal rings in der Stube um, als er aufgestanden ist. Das Bild des Hubert sieht er lange mechanisch an; es kommt ihm nicht einmal zum Bewußtsein, wen es darstellt. All das ist von der endlos grauen Öde verschlungen, die lähmend in sein Gehirn eindringt. Unter dem Fenster reitet eine Schildwache vorüber. Der Mann hat es sich bequem auf dem Pferde gemacht, so daß der lose Bügel mit den Sporen zusammenklingt. Der Wolfgang steht und meint immer noch das Klingen zu hören.

Wie es draußen dunkel wird, nimmt er einen zierlichen Revolver vom Nagel und geht zum Thor hinaus auf die Ruinen des Dorfes zu. Seine Schritte sind tastend, seine Augen sind ins Weite gerichtet, und er hört sich nicht auftreten; wie ein Nachtwandelnder.

Die Sonne liegt wieder auf dem Rande des Horizontes und hat ein leises, verglühendes Licht.

Der Wolfgang tritt in ein Haus ein. Im Hofraume liegt ein Essenkopf auf der schwarzen Erde eines verwilderten Gartenbeetes. Er setzt sich auf das brandschmutzige Mauerwerk und blickt durch die geborstene Mauer unverwandt in die Sonne. Sie blendet ihn nicht mehr, sondern sie füllt seine Augen mit Lichtwogen und die Leere seiner Seele mit ihrem Strahlenschimmer. —

Die Sonne ist untergegangen, aber der Wolfgang träumt hinter den geschlossenen Augen den wesenlosen Traum des Glanzes ohne Ende weiter.

Wie er daraus erwacht, will die Herrlichkeit verschwinden, und die Finsternis streckt ihre grauen Hände nach ihm aus. Er fürchtet sich.

Darum thut er das letzte und löst seiner Seele die Flügel.

Lyrik des Auslandes.

Saidjah.*)

(Multatuli.)

I.

Ich weiß nicht, wo ich sterben werde.
Ich habe die große See gesehen an der Südküste, als ich dort
war mit meinem Vater, um Salz zu machen.
Wenn ich sterbe auf der See, und man wirft meinen Körper in
das tiefe Wasser, werden Haifische kommen.
Sie werden herumschwimmen um meine Leiche und fragen:
„Wer von uns soll den Leichnam verschlingen, der
da niedersinkt in das Wasser?“
Ich werde es nicht hören.

Ich weiß nicht, wo ich sterben werde.
Ich habe das Haus sehen brennen von Pa-ansu, das er selbst
hatte angezündet, weil er verdüsterten Auges war.
Wenn ich in einem brennenden Hause sterbe, werden glühende
Stücke Holz niederfallen auf meine Leiche.
Und um das Haus wird ein großes Gerufe sein von Menschen,
die Wasser werfen, um das Feuer zu töten.
Ich werde es nicht hören.

Ich weiß nicht, wo ich sterben werde.
Ich habe den kleinen Si-unah sehen fallen von dem Klappa-
baum, da er eine Klappa pflückte für seine Mutter.
Wenn ich von einem Klappabaume falle, werde ich tot unten
liegen an dem Fuße, in den Sträuchern, wie
Si-unah.
Dann wird meine Mutter nicht weinen, denn sie ist tot.
Aber andere werden rufen: „Sieh, da liegt
Saidjah!“ mit harter Stimme.
Ich werde es nicht hören.

Ich weiß nicht, wo ich sterben werde.
Ich habe die Leiche gesehen von Pa-lisu, der gestorben war an
hohem Alter, denn seine Haare waren weiß.
Wenn ich sterbe am Alter mit weißen Haaren, werden die
Klagefrauen um meine Leiche stehen.
Und sie werden Geschrei erheben, wie die Klagefrauen bei
Pa-lisus Leiche. Und auch die kleinen Kinder
werden schreien sehr laut.
Ich werde es nicht hören.

*) Die beiden malaiischem Geiste nachgebildeten Gedichte befinden sich in dem Roman „Max Havelaar“ des Dichters. Er hat sie dem Javanen Saidjah in den Mund gelegt. D. Red.

Ich weiß nicht, wo ich sterben werde.
Ich habe viele gesehen zu Badur, die gestorben waren.
Man kleidete sie in ein weißes Kleid und begrub sie in den Grund.
Wenn ich zu Badur sterbe und man mich vor der Dessah begräbt, ostwärts gegen den Hügel, wo das Gras hoch ist,
Dann wird Adinda dort vorbeigehen, und der Rand ihres Sarong wird leise entlang streifen am Grase.
Ich werde es hören!

II.

Sieh, wie der Badjing seinen Lebensunterhalt sucht
Auf dem Kiappabaum. Er steigt auf und ab, hüpft links und rechts hin,
Er dreht sich um den Baum, springt, fällt, klettert und fällt wieder:
Er hat keine Flügel und ist doch flügge wie ein Vogel.
Viel Glück, mein Badjing, ich wünsch' Dir Heil!
Du wirst wohl den Lebensunterhalt finden, den Du suchst —
Aber ich sitz' allein bei dem Djatibusch
Und warte auf Lebensunterhalt für mein Herz.
Schon lang' ist das Bäuchlein meines Badjing gesättigt,
Schon lang' ist er zurückgekehrt in sein Nestchen —
Aber noch immer ist meine Seele
Und mein Herz bitter betrübt — Adinda!

*

Sieh, wie der Falter dort herumflattert.
Seine Flügelchen glänzen wie eine vielfarbige Blume,
Sein Herzchen ist verliebt in die Blüte der Kenari:
Sicher sucht er seine duftende Geliebte.
Viel Glück, mein Falter, ich wünsch' Dir Heil!
Du wirst gewiß finden, was Du suchst —
Doch ich sitz' allein bei dem Djatibusch
Und warte auf das, was mein Herz lieb hat.
Schon lange hat der Falter geküßt
Die Kenari-Blüte, die er so sehr liebt —
Aber noch immer ist meine Seele
Und mein Herz bitter betrübt — Adinda!

*

Sieh, wie die Sonne da oben glänzt
Hoch über dem Waringi-Hügel!
Sie fühlt sich zu warm und möchte niedersteigen
Um zu schlafen in der See, wie in den Armen eines Gatten.
Viel Glück, o Sonne, ich wünsch' Dir Heil!
Was Du suchst, wirst Du gewiß finden —

Aber ich sitze allein bei dem Djatibusch
Und warte auf Ruhe für mein Herz.
Schon lange wird die Sonne untergegangen sein
Und schlafen in der See, wenn alles düster ist —
Und noch immer wird meine Seele
Und mein Herz bitter betrübt sein — Adinda!

Wenn keine Falter mehr werden rund flattern,
Wenn die Sterne nicht mehr werden schimmern,
Wenn die Melatti nicht mehr duftend sein wird,
Wenn es nicht länger betrübte Herzen giebt,
Noch wildes Getier in dem Wald —
Wenn die Sonne verkehrt wird laufen
Und der Mond vergessen, was Ost und West ist —
Wenn dann Adinda noch nicht gekommen ist,
Dann wird ein Engel mit blinkenden Flügeln
Niederschweben zur Erde, um zu suchen, was da hinterblieb.
Dann wird meine Leiche hier liegen unter dem Ketapan —
Meine Seele ist bitter betrübt — Adinda!

Dann wird meine Liebe von dem Engel gesehen werden.
Er wird es seinen Brüdern anzeigen mit dem Finger:
Seht, da ist ein gestorbener Mensch vergessen,
Sein erstarrter Mund küßt eine Melattiblume,
Kommt, daß wir ihn aufnehmen und zum Himmel tragen,
Ihn, der auf Adinda gewartet, bis er tot war.
Gewiß, er kann nicht dort zurückbleiben,
Dessen Herz Kraft hatte, so zu lieben.
Dann wird noch einmal mein erstarrter Mund sich öffnen,
Um Adinda zu rufen, die mein Herz lieb hat —
Noch einmal werde ich die Melatti küssen,
Die sie mir gab — Adinda — Adinda!

Amsterdam. Aus dem Holländischen von R. Otto.

Ein Nachtbild.

Von Kurt Holm.
(Berlin.)

Da war ich nun den lieben, langen Abend, meinen Krauskopf am Arm, herumgebummelt und hatte schließlich wieder den Weg nach unserm alten, trauten Plätzchen, in den oberen Räumen eines größeren Cafés im Osten der Stadt, eingeschlagen. Der Portier öffnet uns mit dem vertraulichen Lächeln eines alten Bekannten die Thür, und nun an den Marmor-

tischen, vor denen bleiche, übernächtige Gesellen, oder brennend rot geschminkte Dirnen mit blasierten Gecken oder halbreifen Burschen sitzen, hinauf zur ersten Etage. — Kein Mensch oben. — Alles leer. — Der Kellner bringt uns den Kaffee und verschwindet spurlos, wenn auch nicht aus Nächstenliebe, sondern aus Egoismus. Doch das ist uns gleichgültig, wir sind ja allein. Von unten klingt gedämpft das kreischende Lachen der Dirnen und das Stimmengewirr der übrigen Gäste herauf, dazu das eintönige Gerassel der Wagen, der helle, kurz anschlagende, durchdringende Ton der Pferdebahnglocken. — Ganz allein. — Wir scherzen und herzen, treiben tausend Tollheiten und fahren nur ein paar mal erschreckt zusammen, wenn der Kellner geräuschvoll eintritt. Wir sitzen dann eine Weile höchst ernst und ehrbar da, bis er wieder fort ist, dann ist's wieder dasselbe. So waren wir beide allmählich in eine stille, selige Stimmung hineingeraten, daß wir fast mehr erschraken wie erstaunten, als meine kleine silberne Cylinderuhr schon fast die zweite Stunde zeigte. — Rasch nach Hause. — Ich half ihr das einfache, helle Jackett an, nahm galant ihren Schirm, und nun hinab, an den Gästen vorüber, hinaus ins Freie. Man sah uns nach und zischelte und tuschelte halblaute Bemerkungen, ohne daß wir darauf achteten. War ich's doch schon längst gewöhnt. Meine kleine, untersetzte Gestalt, mit dem großen Kalabreser und dem grauen Künstlermantel sah eben ein wenig anders aus, als Gevatter Hinz und Kunz, und meine Begleiterin, so einfach sie auch gekleidet war, zog durch ihr offenes, nur bis an die Schultern reichendes, krauses Haar auch immer die Blicke müßiger Gaffer und Laffen auf sich. — Na — und die Gegend — Brr. — Um zwei Uhr. — Gott sei Dank, daß sie schon an der nächsten Ecke zu Hause war. Kaum gehen konnte man vor allerlei Gesindel. Wir biegen um die Ecke, richtig, wieder ein paar Frauenzimmer. Sie mustern uns mit frechen, herausfordernden Blicken: „Du, seh mal die! Eh, pfui!“ — Ich ziehe unwillkürlich ihren Arm fester in den meinen, sie senkt den Blick und hört scheinbar nichts. — Endlich angelangt. „Bitte, meine Schlüssel.“ — „Hier, Schatz, warte, ich schließe auf.“ — „Hast Du Streichhölzer?“ — „Ja, hier.“ — „Danke. Du schreibst?“ — „Ja!“ — „Wann?“ — „Bis Dienstag.“ — „Gute Nacht!“ — Ich will sie küssen, ein paar Vorübergehende stören uns. Ich drücke leis nochmals ihre Hand. Die Thür knarrt und fällt schwerfällig ins Schloß. Ein — zweimal dreht sich der Schlüssel, ich höre das Anstreichen eines Zündhölzchens und sehe durch die Thürspalte ein schwaches Licht aufflammen. Leichte, elastische Schritte hallen durch die Stille.

Wieder ein paar glückliche Stunden vorüber. — Ich schreite langsam über den Damm und gehe auf der gegenüberliegenden Seite auf und ab. Die Luft ist so herrlich, ein Frühlingshauch liegt über die ganze Straße

ausgebreitet; und die Sterne funkeln so seltsam hell — ja die Sterne! — Was war das? — Eine leuchtende Garbe schießt blitzschnell hernieder, geblendet stehe ich da! — Ah — Rasch etwas wünschen! — Ja, was? — Und geheime, süße Ahnungen künftigen Glückes durchziehen mich! — O ja, das wünsche ich — nur das! — das. — Ein leises Klirren durchbricht die Stille. Ein Fenster wird geöffnet; sie schaut noch einmal hinaus — nach mir! Eine Kußhand! Gute Nacht! — Gute Nacht!

Und nun den langen, langen Weg nach Hause. — Hu, mich fröstelt, ein leichter Windhauch fährt durch die Straße. — Langsam schlendre ich weiter, noch ein paar Mal umgesehen, sie schaut noch immer hinaus — jetzt die Ecke — — so — und nun — rasch — rasch. — Ich durcheile die Straßen, kaum achtend der wenigen Gestalten, an denen ich vorüberstreife, meistens reduziertes, lichtscheues Gesindel, verspätete Zecher, ab und zu Dirnen, selten ein Pärchen. Meine Gedanken irren umher. Bald hier, bald da. Kurze Rückblicke auf vergangene Stunden, flüchtige, schüchterne Pläne für die Zukunft. — Da der Kanal. — Ich biege ein. Dunkel, trübe, schmutzig das Wasser, lautlos, wie träumend. — Einige Kähne liegen am Rande — ausgestorben. — Eine bängliche Stille. — Scharf und hart schallen meine Schritte. — Ich sehe mich scheu um — ein unbestimmtes Gefühl, als folge mir jemand. — Nichts. — Nur weiter. — Ein Windstoß fährt durch die Bäume und jagt ein paar verschlafene Spatzen auf, die lärmend auffliegen, um sich dann zankend wieder niederzulassen. — Eine Brücke — hoch gewölbt. — Der Mond, der die ganze Zeit verhüllt gewesen, tritt auf einmal hervor, und gießt sein magisches Licht aus, tageshell, fast weiß scheint die Brücke dazuliegen. Mechanisch steige ich die Stufen hinauf und blicke hinab. — Wie der helle, glänzende Streifen auf dem Wasser tanzt, stetig die Gestalt ändernd — tausend Demanten scheinen auf einmal ausgestreut zu sein — wie schön — und im Hintergrunde das große, düstere Häusermeer — lauter Kolosse — Riesen der Jetztzeit — finster und ernst. Und keine Seele ringsum. — Ich ganz allein — ganz — und die tausend Sterne — die würzige, morgenfrische Luft — ah — ah — mir wird so eigen — so — wie schlaftrunken. — Gewaltsam raffe ich mich auf. Weiter, noch ein Viertelstündchen, und dann — — schlafen — schlafen! — So — wieder die Stufen hinunter und immer geradeaus, Schritt für Schritt — die Füße verrichten ganz mechanisch ihren Dienst — weiter, immer weiter — ich mag nichts denken, nur träumen — nur so ein Hindämmern mit gesenktem Kopfe, ganz sacht — ganz mechanisch. Immer den kiesbestreuten Weg unter den dunklen, leise rauschenden Bäumen entlang — — — — — — — — — Pst! — — — Pst! — Kleiner! — Entsetzt fahre ich aus meinem Brüten empor. Leise waren mir die Worte

zugezischelt worden. — Ich schaue auf. — Da steht es vor mir mit zahnlosem Munde, vor Alter und Laster verwelktem Gesichte, wirren, grauen Haaren — ein Weib — — Mir graut. — Ich möchte rasch ausschreiten, ich vermag es nicht. Ich bin wie gelähmt. — Endlich, zur Ewigkeit schienen sich die wenigen Sekunden ausgedehnt zu haben, bin ich an ihr vorüber — ich höre nur noch den zischenden Laut, das unterdrückte, schaurige Kichern — dann alles still! — Ich atme auf! — Der Kanal zu Ende — Noch einige Straßen, ich bin zu Hause. — Es dämmert. — War es ein Gebilde meiner erregten Phantasie — war es Wirklichkeit gewesen? — Hinauf — ins Bett. Schlafen! — Nur schlafen!

Gladstone und Tennyson.

Von Gaetano Negri.

(Turin.)

Der alte, berühmte Dichter Tennyson hat in den letzten Jahren seines Lebens eine glückliche Eingebung gehabt. Er hat das Thema einer seiner schönsten, auf jeden Fall einer der bedeutendsten seiner Jugenddichtungen, über die seither ein halbes Jahrhundert dahingerauscht, von neuem behandelt und an Stelle jugendlicher Leidenschaftlichkeit und Ungestüms die ruhigen, beschaulichen Gefühle des Greisenalters treten lassen.

„Locksley Hall“, so lautet der Titel des Gedichtes, ist der Monolog eines Liebenden, der am Gestade des Meeres, angesichts des Schlosses, in dem er seine Kindheit verlebt, der Liebe für seine Cousine gedenkt, die, nachdem sie erst seine Spielgefährtin gewesen, auch seine Jünglingsneigung erwidert und den Schwur ewiger Liebe und Treue mit ihm ausgetauscht hatte, um ihn dann später um eines anderen willen zu verlassen. Bittere Anklagen, heftige Verwünschungen schleudert er gegen die Treulose.

Die Dichtung ist, wie gesagt, eine bedeutende. Der formgewandte Poet hat für diesen Monolog wahrste Herzenstöne, flammende Worte gefunden. Der liebende Jüngling ruft sich jene Tage voll kühner Hoffnungen ins Gedächtnis zurück, da, wie er sagt: „ich am Strande umherschweifte, da mein Geist sich von dem Zauber der Wissenschaft nährte, da die Resultate ihres jahrelangen Forschens mich mit Begeisterung erfüllten, da die Jahrhunderte wie fruchtbares Erdreich hinter mir lagen, wo die Gegenwart mich entzückte um ihrer Verheißungen willen, wo ich den Blick in die Zu-

kunft tauchte und mir die Vision einer neuen Welt, einer Welt voller Wunder vorschwebte." —

Und eine sanfte, edle Liebe, die er für ewig gehalten, die ein gegenseitiger Treueschwur geheiligt hatte, ließ ihn die Welt noch schöner, die Zukunft noch lachender erscheinen. Aber ein schwerer Schicksalsschlag macht seine Hoffnungen und Träume zu nichte. Das Mädchen, das er liebte und an dessen Gegenliebe er geglaubt, wird das Weib eines anderen. Der verratene Jüngling gerät außer sich vor Schmerz und Erbitterung und ist im Begriff, der äußersten Verzweiflung anheimzufallen, da wachen plötzlich Thatendurst und Pflichtgefühl in ihm auf. Er wird sich bewußt, daß er eine Aufgabe besitzt, daß er sich in die Reihen der Kämpfer ums Dasein zu stellen hat, daß er nicht alles und alle schnödem Vergessen preisgeben darf. Er hört den Aufschrei der Welt und der Menschheit und findet einen Trost darin, an dem Ringen um das Wohl der menschlichen Gesellschaft teilzunehmen. „Ich will mich den Kampfgenossen beigesellen, ich will mich nicht der Verzweiflung überlassen. Aber werde ich meinen Schmerz vergessen, überwinden können? — Ja, diese Seite aus dem Buche meiner Jugend soll umgewendet werden! Du, oh Jahrhundert mit deinen wunderbaren Verheißungen, rette mich. Gieb es mir wieder, jenes heiße Pulsieren, das ich vor meinem Unglück empfinden durfte, als ich die Stimme der kommenden Tage vernahm und verlangend in das Weltgetriebe, in das begeisterte Vorwärtsdringen der künftigen Jahre blickte! — Menschen, Ihr meine Brüder, die Ihr unermüdlich arbeitet, Euch stündlich neue Aufgaben stellt, das, was Ihr thut, ist nur eine Probe dessen, was Ihr thun werdet. Auch ich glaubte triumphieren zu dürfen, ehe der heiße Odem der Leidenschaft mich traf, mich schwach und mutlos machte. Nein, ich zweifle nicht daran, daß die Zeiten einem Ziele zustreben, das immer gewaltiger wird und daß gleich den ewig kreisenden Gestirnen auch der Menschengeist sich stets machtvoller entfalten wird." — Aber — sinnt der junge Dichter weiter — wenn er in die Einsamkeit der jungfräulichen Natur, in das zauberische Klima der Tropen sich flüchten, sich in paradiesische Genüsse versenken könnte, vielleicht würde er dort größere Befriedigung finden, als an den Fortschritten des Zeitalters, an den eine Welt bewegenden Gedanken teilzunehmen. Und seine Phantasie ergeht sich in farbenprächtigen Bildern über die hohen, reinen Freuden eines Lebens, das sich ganz und gar mit der Natur vermischt und es will ihn bedünken, als ob ihm aus diesen Empfindungen gänzliches, volles Vergessen seines jetzigen Schmerzes erwachsen könnte. Aber gleich erwacht wieder der moderne Mensch in ihm und scheucht die lockenden Truggebilde der Phantasie hinweg. — „Ich sollte auf unsere ruhmvollen Kämpfe verzichten? Wie ein Tier dahinleben?

Mich niedrigen Genüssen, niedrigen Sorgen hingeben? — Ich, der ich berufen bin, das Erbe von Jahrhunderten anzutreten, ich, der ich die Avantgarde einer neuen Zeit bilde? — Vorwärts, vorwärts! die Welt schreitet auf klingenden Geleisen dem Fortschritt entgegen! Durch das Dunkel des Universums eilen wir einem neuen Tage zu! Hilf mir, mein Jahrhundert, das du Berge durchschneidest, den Wassern gebietest, Blitze schleuderst, die Sonne abwägst! Oh ja, ich fühle, daß mein Geist mir nicht zu viel verheißen, daß der Quell meiner Gedanken noch nicht versiegt ist." — Das also lehrt das Thema des Tennyson'schen Jugendgedichtes — der Aufruhr der verzweifelnden Seele, der Grimm, die Verachtung über den erlittenen Treubruch — das Wiedererwachen des Vertrauens auf eine höhere Entwicklung der Welt und dann des gleichzeitigen Wunsches, sich an diesem edlen Streben zu beteiligen. — — Und nun, nach Verlauf von sechzig Jahren nimmt der greise Dichter das alte Thema noch einmal auf. Er kehrt nach Locksley Hall zurück am selben Tage, da sein einstiger Nebenbuhler stirbt und hier auf dem sandigen Gestade, hier, wo er seine Verwünschungen ausgestoßen, wo er dann seinen Hoffnungen Ausdruck gegeben, versetzt er sich im Geiste in jene Vergangenheit mit den Leidenschaften, die ihn damals bewegt, zurück und alles erscheint ihm nun in einem anderen Lichte. Von Zorn und Verachtung fühlt er auch nicht mehr die leiseste Regung. Mit inniger Wehmut denkt er des armen, jungen Geschöpfes, das vor so und so vielen Jahren bei der Geburt ihres ersten Kindes gestorben. Ihr Denkmal aus weißem Marmor steht dort in der kleinen Kirche, wo, wie er sagt: „ich einst an ihrer Seite betete, über uns das bunte Glasfenster mit dem Wappen derer von Locksley. Lächelnd wie damals, ruht sie nun dort, meine Amy, mit ihrem Kinde im Arm. Tot seit bereits sechzig Jahren! Und tot auch ihr Gatte nun! Und ich, der weißhaarige Träumer, neige mich über sie und küsse ihre Marmorstirn. Erkaltet ist das Feuer der Jugend, vergessen der Zorn, der Grimm, die heißen Thränen, entschwunden wie diese alles, was mir die Morgenröte einer neuen Welt zu sein schien, wie jener flammende Eifer, der mich damals beseelte und von dem nichts übrig geblieben als ein Häufchen grauer Asche! Der letzte matte Strahl des sinkenden Tages ruht auf dem erkalteten Vulkan". — — — Und der glückliche Nebenbuhler, über den der Jüngling einst eine Flut von Schmähungen ergossen, wie anders erscheint er dem Greise! Seine Worte sind nicht mehr von der Leidenschaft, sondern von Gerechtigkeitssinn diktiert, sie drücken nur noch Verehrung für denjenigen aus, der „die sechzig Jahre seines Witwerstandes dazu benützte, seine bedürftigen Brüder zu unterstützen, der sich in den Dienst der Armen stellte, ihnen Häuser baute, der Schulen errichtete, die Sümpfe austrocknete. Glücklich

die Welt, die unter fünfzig einen besäße, der ihm gleich kommt! Ich habe ihn gehaßt, nun liebe ich ihn. Die Liebe hat den Sieg davongetragen." —

Aber wenn der Greis, nun die Leidenschaft der Jugend verflogen, seinen Irrtum einsieht und beklagt, wenn er duldsam geworden ist seinen Mitmenschen gegenüber, selbst bei denen, die ihn gekränkt, wenn sein Urteil ein ruhiges, klares wurde, wenn er in seinen persönlichen Beziehungen ein nachsichtiges Wohlwollen zeigt, so ist auch in anderer Hinsicht eine Wandlung mit ihm vorgegangen, eine Wandlung in ganz entgegengesetztem Sinne. Der Jüngling suchte seinen Schmerz und die Qualen der Eifersucht zu vergessen, indem er sich weltverbessernden Plänen hingab. Er glaubte an ein Glück für die menschliche Rasse und dieses Glück sollte ihm Trost und Ersatz für sein eigenes Unglück sein. Der Greis hat jenen persönlichen Kummer und Groll vergessen, hat jedoch eingesehen, daß auch jene Hoffnungen nur Illusionen waren. Nicht das Bewußtsein eigener Unbill, wohl aber der Anblick der ewig duldenden Menschheit, für deren Elend es kein Heilmittel giebt, könnte ihn heute zur Verzweiflung bringen, wenn er nicht gelernt hätte, das Bittere auch dieser Erkenntnis durch die tiefe Befriedigung, welche ihm die Tugend der Ergebung und des Verzeihens gewährt, zu mildern. Die Seele des Jünglings schwankte zwischen zwei Polen, mit dem negativen Pol stimmte der Haß, die Verachtung für die, die ihn verraten, überein, mit dem positiven die Bewunderung und die Begeisterung für die Welt und deren Geschicke. Beim Greise haben sich die beiden Pole gewendet, dem negativen entspricht die Überzeugung, daß alles Hoffen auf einen Fortschritt in der menschlichen Entwicklung eitel ist, dem positiven die Aussöhnung des Individuums, das in seinen Urteilen und Empfindungen milder und gerechter geworden ist.

„Der Ruf: Vorwärts! vorwärts! verliert sich in einer zunehmenden Finsternis und wird nur noch zwischen der Stille der Gräber vernommen. Das, was mein Morgen verhieß, das, was erreicht wurde, hat sich durch den Gebrauch abgenützt, ist durch die Gewohnheit zu etwas Alltäglichem herabgesunken. Vorwärts! so hatten damals viele gerufen und einer unter diesen war ich. Laßt ihn nicht mehr ertönen, diesen Ruf! Vielleicht nach zehntausend Jahren wird er sich wieder hören lassen dürfen!"

„Frankreich hatte allen Menschen ein Licht gezeigt, ein neues Evangelium gepredigt: das Wohl der Gesamtheit. Brüllend, einem Dämon gleich, hat sich der keltische Demos erhoben und das Licht ward von Blut verdüstert. Indes, noch steht die Hoffnung auf ihrer Bergeshöhe, ein Strahl der Sonne, die noch nicht aufgegangen ist, umgiebt sie in der Finsternis und sie harrt, daß der Tag anbreche. — Wenn Dynamit und Pulverdampf Euren Geist nicht verwirrt haben, so sagt mir, welches Jahr-

hundert hat mehr Thorheiten, mehr geschriebene und gesprochene Lügen aufzuweisen? Chaos, Kosmos, Kosmos, Chaos, immer dasselbe Gaukelspiel, das unsere Kräfte erschöpft. Der Freiheit steht es frei, sich selber zu verwunden und wenn sie, tödlich getroffen, niedersinkt, jubelt man ihr zu. Der Staat wird zertrümmert, Thron und Kirche vernichtet und die Scherben rollen den Abhang hinunter. — Autoren, Kritiker, Novellisten, Realisten, Dichterlinge, thut das Eure, weckt sie auf, die Laster Eurer Nächsten, setzt Eure obscönen Leidenschaften dem grellen Licht des Tages aus! Laßt alles fahren, was Scham und Sitte heißt; wir wollen Nuditäten! Nährt die kaum knospende Blüte der Jugend mit dem Schlamm Eurer Kloaken, besudelt die frische Quelle mit Kot, damit das Wasser nicht rein hervorsprudle. Thut das Eure, die Schlimmsten der Schlimmen werden Beifall klatschen und die Gesellschaft wird immer tiefer hinuntersinken! Stammen wir denn vom Tiere ab! Ach, daß ich wieder zum Staube zurückkehren könnte — Euer wüstes Treiben widert mich an — zum Staube, dem gesunden Staube der alten Welt, ehe die neue aubricht!"

Und doch — frägt sich der Dichter — sollte niemals jener Tag kommen, an dem die Erde, nachdem sie von Entwicklung zu Entwicklung geschritten, keinen Krieg, keinen Hader mehr im Busen trägt? — Ja, wenn die Erde tot sein wird, tot und starr, wie jene Welt dort oben, der Mond. — Und giebt es im All nicht eine einzige Stätte, wo wirklich Glück und Frieden herrschen? Und indem er zum Firmament aufblickt, ruft der Dichter aus: „Vielleicht ist auf der Venus alles vollkommen? Vielleicht hat es dort vollkommene Völker, vollkommene Herrscher?" — Aber unverweilt steigt der Zweifel in ihm auf: „Wenn wir auf der leuchtenden Venus oder auf dem glitzernden Mars geboren wären, so würde die Welt, auf der wir jetzt leben, uns wohl als der schönste der Sterne erscheinen. Könnten wir uns wohl vorstellen, daß es auf diesem so friedlich schimmernden Punkte Krieg, Blutvergießen, Lug und Trug, Unzucht, Zorn und Haß, daß es ein brüllendes London, ein rasendes Paris giebt? — Wenn wir zum Himmel emporblickten, zu jenem silberfunkelnden Stern, würden wir nicht die Hände falten und seufzen: „Wollte Gott, wir wären dort oben? — Wer vermag zu sagen, daß das Elend nur auf unserem Planeten zu Hause ist, ob es sich nicht überall, nicht auf jeder bewohnten Sphäre findet?" — Und der Dichter, nachdem er sich vergebens am Himmel nach einem sicheren Port umgeschaut, wendet sich wieder der Erde zu: „Während wir uns mit unserer Wissenschaft brüsten, mit den Erfolgen der Zeiten prahlen, versinken die Kinder unserer Städte in moralischem Schmutz. Ja, mitten durch die melancholischen Gassen humpelt der Fortschritt mit seinem gelähmten Fuß; Laster und Not jagen unsere Mädchen zu Tausenden auf

die Straße; der armen Näherin wird von ihrem Arbeitsgeber am täglichen Brote abgeknickert, in stinkenden Kellergeschossen hausen Lebende und Tote nebeneinander, auf dem fauligen Pflaster schleichen Fieberdünste einher, in den Armenasylen reiht sich Lager an Lager mit Opfern der Sünde und des Elends! Ruft immerhin Euer Vorwärts! Euer sind die Jugend und die Hoffnung. Mich haben achtzig Winter zum Krüppel gemacht, ich kann Euch nicht mehr folgen. Meine Stimme ist eine schwache, alte achtzigjährige Stimme, die zu solchen spricht, die längst gestorben sind. Gestorben ist alles, was ich liebte, meine Schritte wandern über Totengrüften. Die Welt ist für mich ein Schemen, das langsam entschwindet. Weit, weit ab von der Welt liegt die Hoffnung meiner achtzig Jahre."

Der Gedanke, welchem die beiden Dichtungen Tennysons so beredten Ausdruck geben, ist ein überaus menschlicher. Die Wandlungen der Empfindungen und Urteile der Jugendzeit in die des Greisenalters ist meisterhaft gekennzeichnet. Das menschliche Leben darf man mit Fug und Recht in zwei Perioden teilen, die je nach der Individualität des Einzelnen mehr oder weniger lang sind. Bei der ersten ist der Mensch von einer brennenden Neugier erfüllt, die um so stärker sich äußert, je entwickelter sein Begriffsvermögen und seine Gemütsanlagen sind, er will die Geheimnisse der Welt und des Lebens ergründen und ist der festen Zuversicht, daß das Erfassen jener Geheimnisse ihm das Glück und den Frieden bringen muß. — In der zweiten Periode folgt dieser Zuversicht unfehlbar die Enttäuschung und die Abspannung. Der Mensch sieht ein, daß das Erkennenwollen jener Rätsel ein eitles Bemühen ist, weil dieselben in ihrem eigentlichen Wesen einfach unverkennbar sind, sie sind es nur nach ihrer äußeren Erscheinung, aber zum Glück des Lebens trägt das nicht das Mindeste bei. Die Welt und das Leben sind Probleme, für die es keine Lösung giebt. In der Jugend glaubt der Mensch, dieselben lösen zu können im Laufe der Zeit. Dann faßt ihn ein mächtiger Drang, vorwärts zu eilen und voll heißer Ungeduld sieht er der Zukunft entgegen. Aber an dem Tage, da er bemerkt, daß seine Mühe fruchtlos bleibt, daß die Zukunft nicht eine der lockenden Verheißungen erfüllt, verfällt er in tiefe Mutlosigkeit und das Universum hüllt sich für ihn in einen trüben Schleier. Dieser Umschwung in unseren Ansichten, der unvermeidlich ist, weil er der menschlichen Natur und der eisernen Notwendigkeit der Dinge entspricht, vollzieht sich in unserem Zeitalter rascher und gründlicher infolge der Schnelligkeit, mit welcher die soziale Bewegung und Entwicklung vor sich geht und infolge der maßlosen Hoffnungen, die sich an dieselbe knüpfen. Die Welt von heute befindet sich in einer fieberhaften Erregung. „Fortschritt, das ist das Losungswort der modernen Gesellschaft; unermüdlich wird gearbeitet, rascher und leichter als

man glaubte, folgen die Resultate und nichts mehr scheint dem menschlichen Geist und Willen unerreichbar. Und das Ergebnis so vieler Arbeit? Hat man eine wirkliche Besserung erzielt in der persönlichen Lage des Einzelnen? Ist die Summe menschlicher Glückseligkeit vielleicht gestiegen? Ist die Ruhe und Sicherheit der Gemüter eine größere geworden? Geht mit der Umgestaltung, welche menschliches Schaffen nach außen hin bewirkt, auch eine heilsame Veränderung in der Welt der Leidenschaften und Begierden vor sich? —

Ein Schrei der Enttäuschung und der Verzagtheit ist es, den der Rückblick auf sein langes Leben, auf seine früheren Hoffnungen dem Dichter Tennyson auspreßt. Aber ein anderer alter Kämpe hat sich durch jenen Aufschrei verletzt gefühlt und nicht gewollt, daß derselbe ohne Antwort blieb, und beweisen wollte, daß der Dichter unrecht habe. Der alte Gladstone nahm die Sache, man könnte beinahe sagen persönlich, der Staatsmann, Minister, Redner, der so lange schon in der Bresche steht und rastlos weiterkämpft, der fünfzig Jahre hindurch einen so hervorragenden Anteil an den Geschicken Englands hatte, weist das absprechende Urteil über die Errungenschaften des Jahrhunderts zurück. Er protestiert energisch gegen eine Anklage, die behauptet, daß unser ganzer berühmter Fortschritt sich im Grunde in Nichts auflöse. Sind das vielleicht — schreibt er — keine wirklichen Verbesserungen, die auf allen Gebieten der Gesetzgebung erreicht worden sind? Wurden nicht in aller erdenklichen Weise die Mittel und Wege für die öffentliche Wohlfahrt vermehrt? Wurden nicht unzählige Mißbräuche abgeschafft? Gefährliche Vorurteile zerstört? Das Arbeitsfeld der menschlichen Thätigkeit erweitert? Ist die Lage der bedürftigen Klassen nicht eine weitaus erträglichere geworden? — Und der alte Staatsmann stellt eine lange Liste aller der Gesetze auf, die unter der halbhundertjährigen Regierung der Königin Viktoria erlassen wurden, Gesetze, welche zum großen Teil ihn zum Urheber haben und zweifellos fortschrittliche Zwecke im Auge hatten. Gladstone ist überzeugt, daß diese Aufzählung schon an und für sich ein siegreiches Argument, ein schlagender Beweis sei. Wer sich dadurch nicht überzeugen lasse, müsse an Hypochondrie leiden.

Nun, Gladstones Optimismus bei der Schilderung der großen Fortschritte der modernen Gesellschaft, bleibt noch hinter der Wahrheit zurück. Neben den Leistungen in gesetzgeberischer Richtung durfte er auch diejenigen der Wissenschaft anführen. Der menschliche Geist hat in wenigen Jahren einen ungeheuren Weg zurückgelegt. Entdeckung folgt auf Entdeckung und es ist durchaus keine Hyperbel, zu sagen, der Mensch triumphiere über Raum und Zeit. In dieser Beziehung sind selbst die kühnsten Erwartungen, die man vor fünfzig Jahren hegte, übertroffen und nun scheint in Zukunft

kein Erfolg mehr und möge er noch so außerordentlich sein, unerreichbar. Wenn wir die Sache also von einem lediglich objektiven Gesichtspunkte aus betrachten, so scheint uns Gladstones Behauptung ganz der Wahrheit entsprechend. Aber seine These zieht nur die eine Seite des Problems in Berechnung. Gewiß sind die Fortschritte, die er aufzählt, wirkliche zu nennen, sie sind sogar noch größer, als er sagt, aber gerade diese Fortschritte sind es, welche die menschliche Existenz, die sich stets gleich bleibt in ihren Leidenschaften, ihren Täuschungen, ihrem Hader und Elend, noch tragischer gestalten. Der Mensch schreitet voran, das ist richtig, in der Erkenntnis der Welt, der Gesetze, die diese regieren und in der Verbesserung der sozialen Organisation. Aber während dieses Vorwärtsschreitens schleppt er die Bürde seiner alten Leidenschaften ungeschmälert mit sich, diese mögen sich in Form und Ausdruck, je nach den wechselnden, äußeren Verhältnissen, ändern, in ihrem eigentlichen Wesen thun sie das keineswegs. Und so ist die Summe menschlicher Glückseligkeit auch nicht um einen kleinen Bruchteil gestiegen. Die Physik, die Chemie, die Physiologie und die Mechanik haben gar nichts dazu beigetragen, die Gemüter zu veredeln, die Streitfragen zu schlichten und wir sind uns viel mehr als unsere Vorväter bewußt, daß wir uns in einer ungewissen, unsichern Lage, daß wir uns am Rande eines Abgrundes befinden. Niemals ist, wie der Dichter ganz richtig sagt, die Welt so voll drohender Gefahren, ungezähmter Begierden, so voll Haß und Mißtrauen gewesen. Das stete Anwachsen der Massen in den großen Städten und Betrieben, die Schnelligkeit und die Zunahme der Verkehrsmittel, von denen man erwartete, sie würden eine engere Verbrüderung herbeiführen, haben die Leidenschaften nur verschärft, die Sicherheit des sozialen Aufbaues nur gefährdet. Es ist traurig, sehr traurig, allerdings. Aber alle Hoffnungen erweisen sich, den Thatsachen gegenüber, als eitel. Sagte man nicht einst, der Sieg des Nationalitätsprinzips werde der Welt den ewigen Frieden sichern? War es nicht ganz vernunftgemäß, anzunehmen, daß, wenn einmal die Nationen nach ihrer gemeinsamen Abstammung geordnet, sie in brüderlicher Eintracht neben einander leben würden, eine jede in ihren eigenen Grenzen, sich gegenseitig unterstützend, mit dem eigenen Wohl das der anderen fördernd? Auch das war eine Illusion. Noch nie haben auf der Welt Zwiespalt und Eifersucht in diesem Maße geherrscht. Slaven, Deutsche, Franzosen und Italiener weisen sich gegenseitig die Zähne und die Reichtümer, die ihnen aus den wissenschaftlichen Errungenschaften zufließen, werden von den Summen für die stete Kriegsbereitschaft aufgezehrt. Wir stehen vor einem ungeheuren Zusammenbruch, der Europa zu Grunde richten wird. Und die sogenannte politische Freiheit, von der man behauptete, sie werde der Menschheit den Frieden

bringen, werde die Ungerechtigkeit, den Mißbrauch der Gewalt aus der Welt schaffen, dem Verdienst, der Intelligenz den Vorrang sichern? Wie erbärmlich ist die Probe ausgefallen! Als ein schemenhaftes, theoretisches Werk, als ein Trugbild, das der Wirklichkeit durchaus nicht entspricht, hat sie sich herausgestellt! Und die Proklamation gleicher Rechte für alle Menschen hat sie vielleicht die erhoffte Besänftigung der Gemüter hervorgebracht? Nichts hat sie erreicht, als die thatsächlich bestehende Ungleichheit noch unerträglicher zu machen, den Neid noch brennender, den Groll noch tiefer, die Gefahr noch drohender. Nach außen hin ist viel erreicht worden, sind große, wunderbare Erfolge zu verzeichnen. Gladstone betont dies mit Recht. Aber der Mensch als Mensch bleibt deswegen immer gleich unbefriedigt und unglücklich, beinahe scheint es, als ob durch eine seltsame, grausame Schicksalsfügung dessen Elend geradezu die unerläßliche Bedingung jenes Fortschrittes sei, weil der Fortschritt nichts weiter ist, als die Folge der fruchtlosen Bemühungen, aus den unseligen Verhältnissen herauszukommen. Die Erfüllung des einen Wunsches weckt nur neue, heftigere, die dem Menschen keine Ruhe gönnen, und die Leidenschaften, auch wenn sie, vermöge der veränderten Lage, andere Ziele und Zwecke verfolgen, haben deswegen an Stärke nichts verloren. — Das Schauspiel, das die Welt und die moderne Gesellschaft darbietet, ist ein geradezu verblüffendes. Der Mensch fühlt heute in viel schrofferer Weise als früher, wie unerforschlich, unergründlich das Geheimnis ist, das ihn umgiebt. Die gewaltige Arbeit des menschlichen Geistes stellt sich als eine gänzlich nutzlose heraus, für den, der sie thut. Der Mensch ist rastlos bestrebt, sich die Naturkräfte zu unterwerfen, dieselben sich dienstbar zu machen, aber seine Erfolge in dieser Hinsicht tragen nichts zu einer Verbesserung der intimen Beziehungen seines Wesens bei. Einer Fata Morgana gleich, zaubern sie ihm ein Glück vor die Seele, auf das er zueilt, hoffend, nein, fest überzeugt, den quälenden Durst in den klaren Fluten, die er inmitten der Wüste erblickt, löschen zu können, keuchend langt er am Ufer des trügerischen Sees an und plötzlich ist alles verschwunden. Eine große Strecke Weges hat er durchlaufen, aber er findet immer die gleiche Sandfläche, er bleibt stets derselbe Mensch mit seinem ungestillten Durst, seinen Sorgen und seinem Sehnen, die ihn auf der ganzen Reise begleitet haben. Man ist beinahe versucht, zu glauben, der Mensch sei zur Arbeit verdammt, um die Welt für eine andere Menschheit vorzubereiten, die einst darauf wohnen soll. Wir entdecken, daß unser ganzes Wissen, das wir uns über die Vorgänge und Erscheinungen dieser Welt angeeignet haben, das große Rätsel des „Warum“ dieser Welt und dieses Lebens unberührt läßt. Wir entdecken, daß die Menschheit für alle ihre Bemühungen nur Illusionen einerntet. —

So lange die Überzeugung lebendig und unantastbar war, daß die irdische Welt nichts als eine Vorbereitung auf eine himmlische sei, in welcher man das absolute, wahre Glück finden werde, konnte der Mensch glauben, den Schlüssel, der ihm die großen Welträtsel aufschließen werde, zu besitzen. Der Grund der schnellen Verbreitung des Christentums und des ungeheuren Einflusses, den dasselbe ausgeübt, beruht gerade auf der Thatsache, daß dieses System auf der Idee eines künftigen Lebens fußt. Das Christentum hat von Israel den Gedanken an eine Welterneuerung mit herübergenommen, nur wurde diese Vorstellung, die sich auf ein Volk und auf die Erde beschränkte, erweitert und die Erfüllung derselben in den Himmel verlegt. Das Wesen des Christentums ist pessimistisch, soweit es sich auf die Wertschätzung des Gegenwärtigen erstreckt, aber durch und durch optimistisch in seinen Anschauungen über das Zukünftige; dieser zwiefachen Natur entspringt jener lebendige Born, aus welchem die Menschheit seit so vielen Jahrhunderten Trost, Ergebung und Hoffnung schöpft. Von dem Tage an jedoch, da dieser Glaube an eine übersinnliche Zukunft erschüttert wird, hüllt sich die Welt wieder in geheimnisvolles Dunkel. Der menschliche Geist, der die Hoffnung auf eine Glückseligkeit jenseits des Grabes verloren hat, setzt seine ganze Kraft daran, sich dieselbe diesseits des Grabes zu erringen und die Gesellschaft wird von einem fieberhaften Taumel erfaßt. Das Resultat ergiebt zu gleicher Zeit eine ungeheure Summe und eine Null, ungeheuer, was den materiellen Nutzen anbetrifft, gleich Null in Bezug auf den moralischen. Wunderbar ist, was der menschliche Verstand gezeitigt hat, aber der Mensch selbst findet weder Ruhe noch Befriedigung dabei und gerade das Bewußtsein dieses Widerspruches ist es, was das Streben so leidenschaftlich, so ungestüm, was die Stabilität der Gesellschaft so unsicher macht. Die Frage nach dem „Warum" eines Lebens, das sich aufreibt, indem es einem Phantom nachjagt, das sich nie erhaschen läßt, drängt sich jetzt, nachdem die Jagd eine zügellose geworden ist, mit furchtbarer Klarheit auf. — Und das ist's, was dem Dichter mitten in dem Getöse des modernen Getriebes, zwischen den Siegeshymnen über die geistigen Ruhmesthaten einen Schrei der Enttäuschung, der Bestürzung auspreßt. Und wir, die wir diesen Schrei vernehmen, sehen mit banger Sorge zu dem Geheimnis empor, das drohender und gewaltiger vor uns aufsteigt, je kühner der Blick ist, der versucht, es zu durchdringen.

Autoris. Übersetzung von Hans Jürgens.

Deutsches Kunstleben.

VII.

München.

Über die Historie von **Troilus und Cressida** hat Franz Held bereits berichtet. Die übereinstimmenden Berichte der ernst zu nehmenden Kritiker gingen dahin, daß der Regisseur Wolzogen aus der Tragikomödie eine Burleske gemacht hat, daß er somit den Sinn und Charakter des ganzen Stückes mißgedeutet habe. Es kam dann bei der Reprise dieser kunstgeschichtlichen Merkwürdigkeit, als welche die Galvanisierung der alten Shakespeare-Bühne besten Falles aufzufassen ist, seitens des Herrn Wolzogen zu einer temperamentvollen öffentlichen Antikritik. Wolzogen ist infolge dieser Palastrevolution von der Leitung der Gesellschaft zurückgetreten. Auch der sogenannte „**Münchener Autoren-Abend**", der die erste Saison derselben Gesellschaft abschloß, bewies wiederum, daß ihr der umfassende Blick für das große Neue und ausgeprägte Sondergeistige abgeht, daß sie sich damit begnügt, ein „Litteraturkränzchen" zu sein, das mit Vorliebe auf den Altären einheimischer kleiner Götter und Götzen Weihrauch streut. Die „Münchener Autoren" waren lauter Mitarbeiter vom „Simplizissimus" und der „Jugend", ein Redakteur der „M. N. N." und, last not least — Frau **Ernst Rosmer**. Aber **Max Halbe**, **Josef Ruederer**, **M. G. Conrad** und **Wilhelm Weigand**, die siegreichen Münchener Fahnenträger in der Phalanx des deutschen Realismus, sie waren nicht vertreten. Abonnenten der „Jugend", des „Simplizissimus" und der „Neuen deutschen Rundschau" hätten sich den ganzen Abend schenken können, denn das allermeiste dieser Gedichte, Legenden, Novellen und Skizzen (ja, ja, die Skizze, das ist das Typische!) konnte man dort bereits lesen. Hofschauspieler **Basil**, ein Poltron, der kein m aussprechen kann, dem jede Modulationsfähigkeit des Organs abgeht, las die lyrischen und novellistischen Produkte vor. Frau **Mia Holm**, die bekannte Dichterin der „Mutterlieder", mit einer feingetönten Novelle in Versen „Winterabend" und ihr Sohn **Korfiz Holm** mit einer Skizze „Eisgang" eröffneten den Abend. Es folgt als dritter **Em. von Bodman** mit vier Gedichten. Er schwärmt immer noch für gelbe und grüne Seide und für blonde Backfischzöpfe, ist aber als Erotiker wenigstens nicht pervers. Nach einer seichten Tierfabelei im „Johannes" — Stil „der Heiland der Tiere" — von **A. Matthäi** folgte als einziger Treffer des Abends des jungen **Rainer Maria Rilke** humorvolle, an fein beobachteten Einzelheiten reiche Geschichte einer tragikomischen Gymnasiastenliebe „Die Flucht". Die zweite Hälfte des litterarischen Speisezettels füllten aus: **E. Rosmer**, der nicht unbegabte, vorläufig aber noch im onomatopoetischen Klingklang allzu befangene **Wilhelm von Scholz** und der trockene **Herr von Ostini**, dieser mit politischen Karikaturen „Hymnen des deutschen Barden Biedermeier mit ei", so gut sie eben konnten. Über dem Ganzen schwebte der unfertige Geist der Halbheit und der dunkle Geist der Unklarheit. Wie sagt **Richard Dehmel**, der Vielgelästerte: „**In allen Tiefen mußt Du Dich prüfen**, zu Deinen Zielen Dich klarzufühlen, denn erst das Klare fruchtet das Wahre!"

Die Nachsaison auch in den Tagestheatern treibt noch einige dürftige Blüten, konkurrierend mit dem Wonnemonat, der allerdings schönere treibt. So brachte das **Residenztheater** erstmalig E. v. Wolzogens neues dreiaktiges Lustspiel: „**Ein unbeschriebenes Blatt**", nach der Wiener Première umgearbeitet. Die technische Routine, der gewandte Plauderton, die vis comica, die Gabe des „beliebten Erzählers",

einem hoftheaterfähigen Publikum in homöopathischen Dosen von den neuen Fragen, den modernen Zielen und geistigen Reformen zur rechten Zeit und am rechten Orte etwas zu kosten zu geben, verleugnet sich auch in diesem Opusculum nicht, dessen Titel übrigens etwas zu hoch gegriffen sein dürfte. Das Thema von dem unbeschriebenen Blatte, einer jungen, noch kindischen Mädchenseele, das der Mann mit den Schriftzügen seines Geistes, seines „abgeschlossenen Charakters" bedecken möchte, wobei er sich aber in der Wahl der Feder vergreift und das ganze feine Papier mit einer derben Stahlfeder beinahe zerreißt, ist nicht mehr neu, vom Autor aber geschmackvoll variiert worden. In der Wolzogen'schen Variation verliebt „er", ein Mathematikprofessor mit den Allüren eines eleganten Phrasenhelden, sich in das siebzehnjährige „unbeschriebene Blatt", weil er in dem Kinde ein verjüngtes Ebenbild ihrer schönen Mutter, einer noch jungen, von ihm mit platonischem Anstande verehrten Witwe sieht. Er will sie „zur Freiheit unter Verantwortung", zu „reiner, schöner Menschlichkeit" erziehen, fängt es aber möglichst verkehrt an. Sie, die erst alles so „nett" fand, nennt ihn schließlich einen „Tyrannen" und geht mit einem famos gezeichneten dummen Jungen von Fähnrich auf und davon. Zum Glück ist schon der 15. des Monats vorbei. Der Fähnrich hat deshalb leider kein Kleingeld, dem holden Kindskopf ein Billet zu lösen. Das lockere Pärchen kommt beschämt zurück. Unterdessen ist die heiratslüsterne Mama ihrem galanten Schwiegersohn ins Haus gefallen. Erst will sie den heimlich Geliebten kapern, besinnt sich aber dann auf die Pose der edlen Entsagung und spielt die Rolle des „zahmen Elephanten", der den Wildling lockt und wieder einfängt. Der Professor umarmt sein unbeschriebenes Blatt, das sich nun wohl mit größerem Ernste von seinen energischen Schriftzügen bedecken lassen wird. Bis — nun bis der Fähnrich ein Leutnant geworden ist! Allerlei episodisches Kleinzeug, wie die Leiden eines alten Podagristen, Chiromantie, lange Dialoge mit Puppen und Eisbeutelei, soll die gute Laune des Zuschauers aufpäppeln helfen, erweckt aber nur das Gefühl unerträglicher Breite und unnötiger Dehnung. Gespielt wurde recht gut, namentlich unsere geniale Frau Conrad-Ramlo als bärbeißige Haushälterin war von unverfälschtester Lebenswahrheit. Wolzogen konnte in sein Tagebuch schreiben: „Meine lieben Münchener sind doch ein liebes und anspruchsloses Publikum. Ich bin recht zufrieden mit ihnen!"

Im „Münchener Schauspielhaus" ging das moderne russische Schauspiel „Elena" des hier lebenden Autors Serge von Schewitsch zum erstenmale in Deutschland in Scene und errang wohl hauptsächlich durch die brillante Darstellung des Direktors Drach und seines leider nach Frankfurt engagierten stars, des Frl. Triesch, einen durchschlagenden, wenn auch nur äußerlichen Erfolg. Herr von Schewitsch ist als zweiter Gatte der historischen Elena von Rackowitza (Duell Lassalle-Rackowitz) und als russischer Emigrant, der die Kapitel: Nihilismus, Haussuchung, politische Verfolgung am eigenen Leibe hat erfahren müssen, sicherlich ein sehr interessanter Mann, der viel gesehen, viel gelesen hat und namentlich die Dumas'schen Dramen genau kennt. Schade, daß die Kraft des Autors nicht ausreichte, ein soziales Drama aus der schwülen Sphäre der russischen Emanzipationskämpfe zu entrollen. Die Charakterzeichnung des Helden ist total verfehlt. Kulturästhetisch interessant sind in dem Stücke eigentlich nur die stark satirischen Streiflichter auf die korrumpierte russische Gesellschaft.

Mit einer Aufführung des „Mikado", in dem Oberspaßmacher Dreher zum letztenmale seine Schnurren vor einem von der Wonne der Wehmut geschüttelten Galerie-Janhagel loslassen konnte, schloß der Musenstall am Gärtnerplatz seine wackeligen Pforten, um nach einer vier Monate dauernden Renovation unter der Ägide des Herrn

Bracke äußerlich im modernen Gewand und hoffentlich auch innerlich neugekräftigt wieder zu erstehen. Gleichzeitig verabschiedete sich Direktor Lang, der seit 1879 am Steuer des Gärtnertheaters stand und sich die letzten Jahre hindurch als ein zu schwacher Pilot erwiesen hatte, der das leck Schifflein in Sand und Schlamm fortfahren ließ. In Langs beste Zeit fällt das Aufblühen des bayrischen Volksstückes sentimentalen Stils. Wir denken hierbei an den „Herrgattsschnitzer“ und die Hermann Schmid'schen Volksstücke, die Jahre lang das norddeutsche sommerliche Fremdenpublikum auf seinem Zug vom oder ins Gebirge für einen Abend im Gärtnertheater absteigen ließen. Die Hauptkräfte des so schnell heimatlos gewordenen Ensembles hat der neue Herr übernommen. Die meisten aber müssen nun das Schauspielerproletariat vergrößern helfen. Ach, wenn nur die Nachwelt dem Mimen keine Kränze flechten würde!

Mit einer großen That schloß Heinrich Parges, das belebende Element in der chronischen Münchener Musikstagnation (vielleicht wird's jetzt besser, wenn Mottl und Weingartner gleichzeitig Oper und Kaimkonzerte beherrschen), die Wintersaison. Er führte Berlioz' „Damnation de Faust“ auf, jene Welt in Tönen, gesehen mit den dämonischen Glutaugen eines ebenso esprivollen, wie gemütstiefen Franzosen, der seinem ganzen Empfinden nach doch wieder wie ein Deutscher fühlte.

Das große Werk, welches ein Massenaufgebot von ausführenden Musikern und Sängern erfordert und einen Dirigenten allerersten Ranges an der Spitze dieser Truppen sehen will, wurde 1847 in Berlin zum erstenmale aufgeführt. Nur langsam hat es sich in Deutschland eingebürgert. H. Parges hat das Verdienst, es 1891 in München zweimal aufgeführt zu haben. Nach siebenjähriger Pause konnten also die Münchener Musikfreunde, die erfreulicherweise den großen Odeanssaal vollständig füllten, das Lebenswerk des französischen Beethoven zum drittenmale hören.

Nun ist auch Mozarts maurerische Symbaloper in das stilgerechte Gewand eingekleidet worden. Mit der „Zauberflöte“ wurde vom Meisterregisseur Possart dem Kreis der unsterblichen Meisterschöpfungen Wolfgang Amadeus' das letzte Glied eingefügt. — Das Dilemma, welches bei allen diesen dekorativen und musikalischen Neustilisierungen besteht, liegt in dem unüberbrückbaren Gegensatze zwischen den Postulaten des Kunstforschers und denen des Ästhetikers, des Schönheitsphilosophen. Hier das Ideal der größtmöglichen historischen Treue, nach raffiniertester Illusionstäuschung im Geiste der betreffenden Kulturperiode, dort ein Überwiegen des über Zeit und Zone stehenden Reinkünstlerischen vor dekorativ-stilistischen Fragen. Possart ist bei der Wiederbelebung der Zauberflöte etwas in diesem Dilemma hängen geblieben.

Die kindischen Verballhornungen, welche der ursprüngliche Text Schikaneders, des nicht gerade sehr geschmackvollen Librettisten Mozarts, im Laufe von über 100 Jahren erlitten hat, sind fast sprichwörtlich geworden. Über das läppische Zauberflötenbuch hohnlächelte groß und klein. Jetzt ist der originale Dialog Schikaneders vom Jahre 1792 für die hiesige Aufführung wieder hergestellt worden.

Die Regie unter Possarts Leitung hat vor allem das Bestreben gehabt, die dramatische Wahrscheinlichkeit des Geschehens und das ethische Moment der ganzen Oper: „den Sieg des Lichts der Menschenliebe über die Nacht des Hasses“ deutlich hervortreten zu lassen. Und das ist ihr in überraschender Weise gelungen.

Ich komme zu den 14 neuen Dekorationen Meister Lautenschlägers. Diese sind geniale Meisterstücke modernster Inscenierungskunst, ja es sind europäische Sehenswürdigkeiten, die allein der Münchener Hoftheaterkasse viele Tausende einbringen werden. Diese Dekorationen von einem Raffinement der Perspektive, der Lichtwirkung, von einer malerischen Gesamtwirkung grenzen an die Wunder von 1001 Nacht. Sie

mögen in einer solchen Ausstattung noch auf keinem europäischen Theater geschaut worden sein. Aber — aber — und hiermit komme ich zum oben erwähnten Dilemma und zu einem sehr ernsten ästhetischen Bedenken: Ich glaube, daß durch diesen unerhörten, ewig sich erneuernden Pomp der Dekorationen für ein gut Teil der heutigen oberflächlichen Theaterbesucher die Gefahr gegeben ist, daß das scenische Schaugepränge als die Hauptsache, die Musik Mozarts als die Nebensache erscheint. Ich glaube, daß die Regie in dem löblichen Bestreben, dem lange vernachlässigten dramatischen Zusammenhang der Zauberflöte zu seinem Rechte zu verhelfen, weit über das Ziel hinausgeschossen ist, indem sie ein an theatralischen Effekten, an Illusionswundern überreiches Ausstattungsstück geschaffen hat, das die Instinkte des Schaupöbels in angenehmster Weise kitzelt. Das wäre aber kein Fortschritt gegen früher, sondern eher ein Rückschritt! Hier wäre wieder einmal weniger mehr gewesen. War es z. B. unbedingt nötig, daß man „zur Wahrung des ägyptischen Lokalkolorits" eine ganze Menagerie plünderte und in der großen Volksscene des ersten Aufzuges Löwen, Tiger, Schakale, Alligatoren, Dromedare und einen Elephanten aus Papiermachee, der zum Zeichen seiner Leibhaftigkeit stereotyp mit den Ohren wackelte, auf die Scene schleifte? Die gewisse lachhafte Stimmung, die sich beim Anblick dieser und ähnlicher zoologischer Monstra des Hauses bemächtigte, sollte doch die Regie über den Effekt solcher wirklich überflüssiger Meiningereien nicht im Unklaren gelassen haben.

Was hätte wohl Mozart gesagt, wenn er dieser Wiedererweckung seiner Zauberflöte hätte beiwohnen können? Der bescheidene Musiker würde sich gewiß mehr wie über allen scenischen Pomp über die stilgerechte Wiedergabe der rein musikalischen Schönheiten seiner Partitur gefreut haben. Er würde Strauß um den Hals gefallen sein und hätte dem Zaubermeister Lautenschläger eine zopfige Verbeugung gemacht.

Wilhelm Mauke.

Kritik.

Lyrik.

Franz Evers: „Paradiese." (Leipzig, Verlag „Kreisende Ringe".) 8°. 64 S. Preis 2 Mark.

„. . . Die sogenannte Megalomanie geht mit dem Schwund der Individualität Hand in Hand. Erst wenn das Bewußtsein meiner Eigenheit verloren gegangen ist, halte ich mich für Napoleon, Cäsar ɔc. Aber ein noch so starkes Bewußtsein meines eigenen Ichs und seiner Bedeutung hat nichts Manialkalisches. Nein, im Gegenteil: es erzieht die Menschheit, es erzeugt die großen Individuen, an denen es in unserer Zeit so furchtbar mangelt; es giebt Kraft und Macht und den heiligen Verbrechermut, der bis jetzt noch alles Gewaltige geschaffen hat. Ja: nur das „größenwahnsinnige" Bewußtsein hat die große Energie und Grausamkeit, den Mut zur Zerstörung, ohne die nichts Neues und Herrliches zu Stande kommt!"

Mit diesen Worten scheint mir Przybyszewski das Wahrste gesagt zu haben, was über hohes Selbstgefühl und Größenwahn vielleicht zu sagen ist („Homo sapiens", II). Zugleich soll der Satz uns die Frage beantworten helfen, ob denn Przybyszewskis Freund, Franz Evers,

wirklich an Größenwahnsinn leidet, oder ob auch er eine starke Persönlichkeit ist mit starkem Selbstbewußtsein. Es ist ja bekannt, daß er gern von sich als einem Hohen Priester singt, einem Propheten, einem Heiden und Könige und Kaiser, ja, daß er für seine „Hohen Lieder" von Fidus einen Priesterkopf mit Stirnbinde zeichnen ließ, in dem jeder sofort deutlich Evers selbst wiedererkennen kann: Das schmale Gesicht mit der großen schlanken Nase und den etwas weichlichen Träumeraugen, die Haltung des ein wenig nach vorn geneigten Nackens sogar. Auch sein jetziges Buch, „Paradiese", leitet er nicht eben sehr bescheiden ein:

„Will nun zur Lust verschönen
euch kämpfenden Menschenkinder,
will golden klingen und tönen,
ein Seelenüberwinder —
daß, wenn mein Leib verlohte,
ihr noch mein Herzblut spürt
in jedem Morgenrote,
das euch ins Leben führt."

Das ist die Sprache, die Evers in seinen Programm-, Ankündigungs- und Reklameliedern führt, deren dies Buch gottlob nicht mehr so erdrückend viele enthält, wie die „Hohen Lieder". Wem fällt nicht Heines Gedicht „Plateniden" dabei ein? —:

„Iliaden, Odysseen
kündigst du uns prahlend an,
und wir sollen in dir sehen
deutscher Zukunft größten Mann." ꝛc.

Was hält nun Evers von seinen Versprechungen? Hat er uns schon Wertvolles gegeben, hat er uns schon um einen Millimeter höher gebracht, verdankt unsere Kunst seiner Lyrik das Allergeringste? Nein! Er hat einige schöne Gedichte geschrieben, freilich nicht viele, aber wir wollen's ihm nicht vergessen. Meistens schreibt er jedoch nur in Gedichten schöne Zeilen, und wer unsere Dehmel, Dauthendey, Mombert u. a. gut im Kopfe hat, der weiß, wieviel er selbst davon noch wirklich Evers zuschreiben darf. Daß unserer Lyrik heutzutage aber nicht mit „schönen Zeilen" zu helfen ist, überhaupt nicht mit lediglicher Formkunst, daß derlei Schöpfungen nur flüchtigen Liebhaberwert besitzen, wird mir wohl niemand bestreiten, und Evers speziell will ich auch in dieser Beziehung wieder auf Przybyszewski hinweisen („Über Bord", S. 38 f.). Daß hinter dem gesamten Schaffen eine große, starke Persönlichkeit stehe, daß starke Lebenskraft und reine Höhenluft aus jedem Buche uns anwehe, daß etwas Zukunftfreudiges daraus spreche und sich uns mitteile: darauf kommt es an! Lebensvoll muß ein Mann sein, lebensvoll in jeder Fiber, wenn er uns heute überhaupt etwas sein will; kein Hans der Träumer und Phrasenfranz: Wer stark und heldenhaft ist, der macht kein Gerede davon; er schafft und wirkt Leben, weil er muß und nicht anders kann. Davon ist bei Evers aber nicht die Rede: aus Traumlanden kann er natürlich keine Lebenskräfte für Irdische gewinnen, und Irdische sind wir nun einmal alle, auch er selbst, trotz der Priesterbinde! So lange Evers also seine Menschennatur verleugnet, kann er uns garnichts bieten, kann nicht einmal verlangen, von ernsten Künstlern ernst genommen zu werden. Dehmel hat ihm einmal ein Gedicht gewidmet, „Selbstzucht", weil er meinte, von der Begabung Evers noch etwas erhoffen zu dürfen, wenn sie sich in den rechten Bahnen ausleben würde. Ich kann mir's nicht versagen, es für jeden hierher zu setzen:

„Mensch, du sollst dich selbst erziehen,
Und das wird dir mancher deuten:
Mensch, du mußt dir selbst entfliehen.
Hüte dich vor diesen Leuten!

Rechne ab mit den Gewalten
in dir, um dich. Sie ergeben
zweierlei: wirst du das Leben,
wird das Leben dich gestalten?

Mancher hat sich selbst erzogen;
hat er auch ein Selbst gezüchtet?!
Noch hat keiner Gott erflogen,
wer vor Gottes Teufeln flüchtet."

Evers hat sich das nicht gesagt sein lassen; er bleibt bei dem Satze: „Mensch, du mußt dir selbst entfliehen!" Und so ist er mit diesem Buche zu den Dekadents

geflohen, bei denen er kopfloses Phantasieren nun erst recht gelernt hat, die ihm von seiner Eigenheit vollends nichts mehr gelassen haben, als die Großsprecherei und — die Priesterbinde. Evers verkommt in seiner selbstzuchtlosen Vielschreiberei: Die „Hohen Lieder“ zeigten es schon an, die „Paradiese“ bestätigen es jetzt. Nicht ein Gedicht dieses Buches hat auf mich irgendwelchen Eindruck zu machen vermocht: Alles hohles Gethue, flunkerndes Wortgepränge, — traurigste Impotenz! Und dabei „ein Seelenüberwinder“ für die Ewigkeit! Völlige Verkennung des eigenen Wertes resp. Unwertes: Schwund der Individualität: kondensierter Größenwahn! Max Bruns.

Sonnenblumen. Herausgegeben von Karl Henckell. (Karl Henckell u. Co., Zürich und Leipzig. 24 Blätter 2 Mark 25 Pf., Einzelblätter 10 Pf.) III. Blatt 1—6. (Heyse, Hölderlin, Gertrud Pfander, Adolf Frey, V. Hugo, Grillparzer.)

Ein schönes Unternehmen, dem aller Erfolg zu wünschen ist. In guter Wahl, zierlich mit den einzelnen Bildnissen und kurzen Lebensskizzen versehen, geht die Lyrik aller Völker ins Volk. Nur die charakterisierenden Rhapsodien des bestrebten Herausgebers geben den Flugblättern etwas zu Willkürliches. Man mag sich seine Dichter auf so beschränktem Raume nicht gerne in dieser kühnen, nicht immer ganz treffsicheren Weise deuten lassen. Das soll aber nur ein ganz leises Rügen sein, das den schönen „Sonnenblumen“ nicht allzu nahe tritt. Richard Schaukal.

Martin Boelitz: „Aus Traum und Leben.“ Gedichte. (Berlin, E. Ebering. 100 S. 8°.)

„Ich kann nicht atmen unter euren Zelten,
wo Stürme nie die heiße Luft durchbeben:
durch rauhe Nächte geht mein ehrlich Streben —
bleibt hübsch zu Haus, ihr möchtet euch erkälten.

Durch Thaten will ich meinem Drang genügen,
noch flammt's in mir von Weltbrandfackelgluten“...

so wendet sich Martin Boelitz in zwei geharnischten Sonetten gegen die „Philister“. Also ein Heißsporn und Himmelstürmer? Ein toller Brausekopf, zügellos — thatenschwanger? Nun, man muß das nicht gleich allzu ernst nehmen und erst weiter sehen. — Ein Gedicht „An Gustav Falke“ mutet schon ganz anders an. Und dann „Für dich“:

„Nicht stolze Pracht — ein freundlich kleines Zimmer,
zwei fromme Lippen, eine tapfre Hand,
ein Blütenstrauß und wenig Sonnenschimmer
sind all mein Wunsch für mein erträumtes Land.

Mag Andern andre Gunst das Schicksal gönnen,
mir liegt nichts mehr an früh verblaßtem Ruhm,
nur muß ich manchmal wieder beten können
in einem gottgeweihten Heiligtum.“

Wer ist denn nun Martin Boelitz: jener weltbrandfackelglutendurchflammte Held oder dieser stille, weiche Träumer? Darüber bleibt man nicht lange im Unklaren, wenn man nur ein wenig blättert und bald hier, bald dort liest: Weiche, warme Sommerruhe träumt über der großen Mehrzahl dieser Lieder — „kein Laut der aufgeregten Zeit“! Boelitz wandelt die Bahnen, in denen sich Karl Busse, namentlich in seinem ersten Gedichtband, ergeht, und auch das ist kein Zufall, daß schon sein Titel uns bekannt erscheint: „Tanz und Andacht; Gedichte aus Tag und Traum“ nannte Falke sein drittes Gedichtbuch; Jacobowski betitelte seinen letzten Band Lyrik „Aus Tag und Traum“, und Boelitz variiert den Titel wieder in „Aus Traum und Leben“. In der That hat er auch von Jacobowski viel. Dieser singt z. B.:

„Auf der Straße, an den Hecken
blüht es voller jeden Tag,
Rosen schwanken an den Stecken,
fröhlich schwirrt's im Taubenschlag ...“

Boelitz:

„Rosen blühen an den Hecken
und die Welt ist voller Duft,
Blumen schau'n aus allen Ecken
träumend in die blaue Luft ...“

Diese Nebeneinanderstellung ist nicht uninteressant: Jacobowski malt vollständiger und — anschaulicher! Das „schwanken“ und „schwirrt's“ — nicht wahr: das sieht man; aber daß die Blumen träumend

in die blaue Luft schau'n, das giebt eine minder klare Vorstellung. Da steht gleich noch ein Lenzlied auf der nächsten Seite:

„Vom goldgestickten Sonnenrond
schwang sich der Lenz hernieder
und jauchzt nun hinein ins weite Land
die alten Zauberlieder."

Vier ganze Zeilen: achtzehn Worte — viel zu viel im Verhältnis zu dem einen mir dadurch klar vermittelten Motiv! Anschaulichkeit und Knappheit, da fehlt's noch manchmal. Übrigens ist das kein großer Vorwurf für den Dichter: von dieser behaglichen, selbstgefälligen Breite geht wohl jeder Dichter aus; auch Falke ist's so ergangen, auch Dehmel; und wir Jüngsten stecken eben noch darin: Boelitz, der reichbegabte v. Bodman u. a. m. Aber Boelitz kann auch von wunderbarer Kürze sein:

„Wohl hätt' ich lieber in ein (!) blondes Haar
die taubeschnäßte Rosenpracht verwoben
und hätt' geküßt ein heißes Lippenpaar,

doch ist der Ritter längst der Pflicht enthoben,
es war einmal ein sommerschwüles Jahr,
Da ist ein wunderholder Traum zerstoben."

Ich wünschte dem Buche solcher schlichten Schönheiten viel mehr. Allzu oft stört leider wahllose Wortmacherei, die bisweilen nicht einmal vor Banalitäten zurückschrickt: „Amor knüpfte schnell das Rosenband"! Auch Anreden wie „Holde", „mein Frauchen", „du kleine Fee" wirken in veröffentlichten Gedichten auf mich als Geschmacklosigkeiten. — Ein wirklicher Mangel ist aber der häufige Widerspruch zwischen Inhalt und Form. Ein Beispiel wird das am klarsten zeigen:

„Du tanzt mit mir, der Pauke Hämmern dröhnt,
ein heißer Duft erfüllt den weiten Saal,
und ob du mich oft stolzen Sinns verhöhnt,
nun bist du mein mit deiner ganzen Qual
vom wilden Schrei der Geigen übertönt,
verhallt das dumpfe Donnern tief im Thal —
so lache doch, warst sonst ja ewig heiter,
spielt auf, spielt auf, wir tanzen heute weiter!"

Eine moderne Ballscene in der klassischen Form der Ottaverime! Überhaupt preßt Boelitz sehr, sehr oft modernen Inhalt in antikes Gewand. Daß es epigonenhaft und zugleich ein krüppeliges Deutsch ist:

„als wären Gram und Not geschieden
für immerdar aus dieser Welt" —

daß es viel wohlthuender und — richtiger heißt:

„als wären Gram und Not
für immerdar aus dieser Welt geschieden" —

das wird Boelitz noch tief erkennen müssen, ehe er wirklich ganz tadellose Verse schreiben kann. Was aber seine Stoffe angeht, so wünschte ich ihm von Herzen recht bald das große, tiefeinschneidende Ereignis, das die ganze Seele mit allen Kräften emporrüttelt und enger Beschaulichkeit und selbstzufriedener Genügsamkeit entreißt. Dieses „Ereignis" kommt oder kommt nicht — der Dichter kann nichts dazu thun; aber sein ganzes Schaffen, seine ganze künstlerische Zukunft hängt davon ab!

Max Bruns.

Dramen.

Hans Wurst, Schauspiel in 4 Aufzügen von Heinrich Lee.

Im Dienst, Schauspiel in 4 Aufzügen. Nach dem Russischen des Fürsten Sumbátow für die deutsche Bühne bearbeitet von Eugen Zabel.

Das Recht der Jugend, Schauspiel in 4 Aufzügen von Rudolf Herzog. — Alle drei: Univ.-Bibl. Ph. Reclam jun., Leipzig.

Die drei Vierakter haben einige gemeinsame Züge: alle drei sind mehr oder minder auf den Effekt gearbeitete Theaterstücke, keine Dichtungen. Alle drei haben zum Teil etwas Unwahres in der Empfindung, die beiden letzten besonders eine falsche Sentimentalität. — Heinrich Lee schildert in seinem Schauspiel „Hans Wurst" eine Epoche, wo noch kaum ein Strahl der Aufklärung und Geistesfreiheit weiter als bis zu einigen Wenigen und noch nicht in die breite Masse des Volkes gedrungen war, wo öffentlicher Spaßmacher, Clown, Gaukler, Vagabond, Paria identisch mit Schauspieler, Sänger, Tänzer ꝛc. war, wo Schauer-Dramen, Rührstücke, platte Stegreif-Komödien das

schaulustige Gesindel anzogen und befriedigten, wo die ständige Hauptfigur der Aktionen der Hans Wurst war mit seinen tölpelhaften Harlekinaden, seinen rohen Späßen, seinen stimmungslosen Handwerksgebräuchen, wo fast alle scenischen Hilfsmittel fehlten und wo es statt stehender Theatergebäude provisorisch aufgeschlagene Brettergerüste oder höchstens in Ausnahmefällen gnädigst überlassene Rathaussäle gab. Der Verfasser führt uns eine Komödiantenbande am Ausgange des 17. Jahrhunderts vor. Der Stoff bietet Gelegenheit zur Darstellung einschneidender Konflikte: die Seelenkämpfe eines armen Komödianten der damaligen Zeit, der, sensibel veranlagt, Ideale in der Brust trug und sich unter der unwürdigen Umgebung des Publikums und seiner engeren Fachgenossen auf Schritt und Tritt in seinem tiefsten Innern gekränkt fühlte, der aber auch von der bürgerlichen Gesellschaft hartnäckig zurückgestoßen wurde, wenn sein tieffühlendes Herz sein Recht auf Liebe zu einer ehrsamen Bürgerstochter geltend machte, alle diese Konflikte mußten sich natürlich ausweiten zu einem Konflikt zwischen der Gesellschaft und einer dazu nicht gerechneten Menschenklasse. Es läßt sich nicht leugnen, daß der Verfasser ein originelles Milieu gewählt hat. Wäre er ein Dichter, so hätte er sich nicht die günstige Gelegenheit vorübergehen lassen, aus seinem Vorwurf das tragikomische Moment herauszuholen. An Tragikomödien ist die deutsche Litteratur immer noch sehr, sehr arm. Aber Lee begnügt sich schon mit dem kulturhistorischen Mäntelchen, das er seinen Figuren umgehangen hat. Dem originellen Kreis der Komödiantenbande stellt Lee den weniger originellen des Adels der damaligen Zeit, speziell des damaligen kurbrandenburgischen Ministers Dankelmann gegenüber, der für die Ausgestoßenen unter den Menschen mit Humanität eintritt, indem er dem Neugeborenen des Komödiantendirektors durch die kühne, geistig beredte Vermittelung des Hans Wurst Pathe steht, endlich durch seine persönliche Intervention seinen Hofschuster Quast geneigt macht, sein Mündel dem Hans Wurst zur Frau zu geben. Leider ist durch das Gegenüberstellen der beiden Milieus das Hauptinteresse zersplittert, wozu namentlich beiträgt, daß die Mitglieder der Bande recht wenig individualisiert und nicht dramatisch lebendig genug zueinander in Verhältnis gebracht sind. Der Held des Schauspiels, Hans Wurst, gleitet allmählich aus den Händen seines Schöpfers, bis er immer weniger Hans Wurst und immer mehr Heinrich Lee wird, um, wie ein moderner Litterat, in wohlstilisierten Apostrophen von der höheren Würde und tieferen Bedeutung des Komödiantentums zu sprechen und prophetisch die künstlerische Zukunft desselben zu verkünden. —

Das Schauspiel „Im Dienst“ schielt sehr nach den französischen Mustern der Dumas, Sardou ꝛc. Es hat infolgedessen auch manchen, den französischen Autoren eigentümlichen Vorzug, namentlich was den scenischen Aufbau, die flott und keck hingeworfene Charakteristik und die Prägnanz der Milieu-Schilderung betrifft. Aber der Konflikt zwischen Pflicht und Neigung, der hier zur Darstellung kommt, ist ein recht abgebrauchter. Als ein junges, nonnenhaftes Weib einsieht, daß ihr Auserwählter, hauptsächlich infolge seines wankelmütigen, unentschlossenen Wesens, weniger aus Mangel an Empfindung, mit ihrer Herzenssache nicht Ernst macht, reicht es, aus Trotz und Verzweiflung mehr, als einem innigen Impulse folgend, einem schon im Zenith des Lebens stehenden Oberst die Hand. Auf der Bühne geschieht ja oft, was im Leben fast nie geschieht, daß à tempo, wenn man den „Einen“ nicht bekommt, sich ein anderer als Ersatz einstellt, der dann mit lauter Liebe und Edelmut in die Ehe stürzt, ohne sich in seiner Blindheit um die für den glücklichen Verlauf derselben notwendi-

gen Vorbedingungen weiter zu bekümmern. Wéra muß natürlich nach zweijähriger Ehe ihren ehemaligen Anbeter wiedersehen — und das bekannte, im französischen Gesellschafts-Drama nie fehlende Thema des Ehebruchs lauert im Hintergrund. Graf Belobórsky will mit Wéra fliehen, bestürmt das in solchen Fällen nicht allzu starke Herz der Geliebten und nach einigem Sträuben schlägt Wéra ihrem Gatten die Lösung der Ehe vor, unbekümmert um das Glück des uneigennützigen Gatten, nur an das eigene denkend. Die Zeit des Krimkrieges, die Zeit der Begebenheit, giebt also dem tapferen Soldaten und edlen Menschen willkommene Gelegenheit, den gesuchten schönen Heldentod zu finden und dem Glück der Liebenden nicht mehr im Wege zu sein. Wir erfahren allerdings nicht, ob sich Wéra und ihr Graf bekommen, aber anzunehmen ist es. — Es steckt sogar etwas Humor in dem Schauspiel. Im allgemeinen aber ein kühles Uniform-Stück mit engen Horizonten. —

Am wenigsten unbedeutend von den 3 Schauspielen halte ich die R. Herzog'sche Arbeit. Trotzdem die Voraussetzungen des Stückes recht geflügelt und kompliciert sind, schält sich ein allgemein menschlicher Kern heraus, sogar in einer gewissen Poesie und Tiefe der Empfindung ruhend. Der erste Akt hat eine vortreffliche, lebendig einsetzende Exposition. Leider schwächt sich der Autor die Wirkung ganz bedenklich ab durch den kleinen Monolog, den Georg, der Held des Dramas, überflüssigerweise am Aktschluß hält und der ohne weiteres bei der Aufführung wegbleiben muß. Der schwerste technische Fehler des Werkes liegt darin, daß es um einen Akt zu lang ist. Die letzten beiden Akte müßten zu einem Akt zusammengezogen werden, da sie durch Wiederholungen ermüden, monoton, ja peinlich wirken. Eine Art Vorder- und Hinterhaustragik durchzieht das Schauspiel: Ein reicher Fabrikant, Maxim. Merkstadt, 50 Jahre alt, wirbt um eine arme, aber junge und schöne Kapellmeisterstochter. Diese aber liebt den Sohn des Fabrikanten und wird von ihm wieder geliebt. Dem konservativen, egoistischen, etwas geldprotzigen Fabrikherrn und seiner ganzen Familienclique, Bruder, Schwägerin gegenüber &c., steht sein Sohn Georg, ein freier, von modernen Ideen durchdrungener, selbständiger Geist, der auf des Vaters Kapital verzichtet, um als Journalist seinen Idealen folgen und Ausdruck geben zu können. In dem Konflikt zwischen Neigung und Pflicht siegt schließlich, trotz aller praktisch egoistischen Verhinderungsversuche der Mutter, die Neigung des Kapellmeistertöchterleins und Georg bekommt seine Jugendliebe. Die „Hinterhauspersonen" des Kapellmeisters und seiner eitlen, die Theaterprinzessin nie recht vergessenden Frau sind viel weniger plastisch getroffen als die „Vorderhauspersonen". Das Schauspiel hat im Gegensatz zu dem russischen Stück wenigstens Ideenansätze. Schade, daß der Verfasser sich verzettelt und etwas Rührseliges in die Geschichte bringt, die so markig eingesetzt hat. A. Rotenburg.

Demeter N. Bernardakis, Fausta. Schauspiel in fünf Aufzügen. Übersetzt von Ludwig von Zepharovich. Leipzig, Wilhelm Friedrich. Mk. 2.—.

Mit den Erzeugnissen der ausländischen Litteratur uns bekannt zu machen, ist ohne Frage ein künstlerisches Verdienst: doch kommt es zur Bemessung desselben vor allem darauf an, in welchem Maße es dem Übersetzer gelungen ist, die künstlerische Individualität des Dichtwerkes in der Übersetzung wiederzugeben. Wie weit das in dem vorliegenden Falle geschehen, kann ich nicht ermessen, da mir das Original unbekannt ist. Indessen, es geht durch das ganze Drama ein gewisser feierlicher Schwung, der, wenn nicht den Autor, so doch den Übersetzer charakterisieren dürfte. — In diesem Stück handelt es sich um das Schicksal der Kaiserin Fausta, der Gemahlin Konstantins, welche in heftiger Liebe entbrannt ist zu ihrem dem Kaiser

verhaßten Stiefsohne Crispus. Fausta sucht die Unschuld des der Teilnahme an einer Verschwörung beschuldigten Crispus darzulegen. Doch zu spät; der Kaiser hat ihn bereits töten lassen, weil er glaubte, daß er ein Attentat auf seine Stiefmutter Fausta versucht. Bei Auseinanderlegung des wahren Sachverhalts gesteht Fausta ihrem Gemahl ihre tiefe Liebe zu Crispus. Als Konstantin in Erregung sie verstößt, macht sie ihrem Leben durch Gift ein Ende. — Tiefe psychologische Begründung der einzelnen Handlungen darf man in diesem Drama nicht suchen; es wirkt durch Pathos und eine edle Sprache. Ich persönlich lehne solche Dramen als moderne Kunstwerke ab; aber ich verkenne nicht, daß viele Menschen durch sie erfreut und erquickt werden; denn es sind ernst empfundene Dichtungen, welche sich fern halten von gemeinen Spekulationsstücken. Technisch erscheint mir der vierte Akt als der beste. Allmählich steigert sich das Interesse, wenn man auch oft das Empfinden hat, daß ein entscheidendes Wort in der Wirklichkeit früher fallen müßte, als es in der Dichtung geschieht. — Die Dramaturgen derjenigen Bühnen, auf welchen die Dichtungen Wildenbruchs eine Heimstätte haben, seien auf das Schauspiel „Fausta" aufmerksam gemacht.

Martin Kriele.

Romane und Novellen.

Max Burckhard: Simon Thums. Einige Tage aus seinem Leben. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 254 S.

Das ist nun in seiner Art auch ein moderner Roman, aber kein guter, trotzdem er zuerst im Feuilleton der „Neuen Freien Presse" gestanden. Ich vermute, daß Burckhard selbst nicht allzu hoch von dieser Leistung denkt. Sein Versuch, gleich in den ersten Kapiteln mit den Jüngstdeutschen anzubandeln und sie summarisch abzuthun, scheint mir mehr seinem schlechten litterarischem Gewissen, als dem Gefühle geistiger und künstlerischer Überlegenheit entsprungen. Burckhard mag ja in gewisser Beziehung ein überlegener Geist und Künstler sein, nur in seinen Beziehungen zur Litteratur hat er das bis jetzt durch keine positive That bewiesen. Eine achtunggebietende Zahl jüngstdeutscher Autoren hat weitaus bessere Dramen und Romane geschrieben, als er. Womit wollte er seine Überlegenheit begründen, sein hochfahrendes Wesen rechtfertigen? „Simon Thums" ist ein rohes, oberflächliches Werk. Das ist keine ernstzunehmende Denker- und Künstlerpersönlichkeit, die mit solchen Unfertigkeiten in die heutige Litteratur tritt. Schon im Stil verrät sich die Ungründlichkeit und Lotterigkeit auf jeder Seite. Als soziale Satire ließen sich gewisse hastige Einseitigkeiten notdürftig rechtfertigen. Burckhard hatte Eile, einmal von seinen Freunden als großer moderner Charakter und Schriftsteller ausgerufen, seine Beobachtungen aus seinem früheren Lebens- und Wirkungskreise belletristisch auszuschlachten und zwar mit dem Bemühen um einen möglichst lärmvollen, sensationellen Effekt. Es brannte ihm förmlich auf den Nägeln, sich litterarisch so rasch als möglich eine angestaunte Position zu machen, als seine Stellung am Burgtheater von Tag zu Tag unhaltbarer wurde. Man sieht, wie wenig das alles mit der reinen Kunst und der inneren Nötigung einer wahrhaft schöpferischen Natur zu thun hat. Man riecht meilenweit das publizistische Dilettanten- und Spekulantentum. „Simon Thums" ist, um das Maß des Zeitcharakteristischen vollzumachen, im Verlag der alten Klassiker-Firma J. G. Cotta erschienen. Wenn Burckhard es trotzdem ehrlich auf die Litteratur abgesehen haben sollte, auf eine reine Meisterschaft mit reinen Mitteln, so hat er sich nach diesen heillosen Anfängen eine harte Rechtfertigungsarbeit aufgebürdet.

M. G. Conrad.

Die Frau des Weisen. Novelletten von Arthur Schnitzler. (Berlin, S. Fischer.)

Schnitzler hat sein Buch nach der einleitenden Novellette getauft, aber unwillkürlich fragt man sich nach deren Lektüre — warum gerade dieser Titel? Der Stoff ist etwas romantischer Art, wie ihn Paul Heyse liebt, und das Ganze hat auch viel von dessen Art. Man fürchtet immer das schlimmste, aber es geschieht nichts! Nur ist Heyse kühler und vornehmer. Es liegt eine gewisse Sentimentalität in der Erzählung, die allerdings nichts mit jener faustdicken der Gartenlaubenlitteratur zu thun hat, sondern die eines feinfühligen nervösen Menschen ist. Die Tagebuchform, in der sie geschrieben, ist eine gefährliche Klippe, um die nicht jeder glücklich herumkommt. Wenn nicht sehr feine Fäden von Blatt zu Blatt gehen, so wirkt sie leicht abgerissen und unharmonisch und läßt keine feste Stimmung aufkommen. Und hier fehlen auch manchmal diese feinen Fäden. Die Sprache ist außerdem nicht gleichmäßig und zuweilen undeutsch — oder — was aber keine Entschuldigung ist — Wiener Deutsch. Z. B.: Wir sind spät Abends am Strand gesessen. Dagegen finden sich wieder köstliche Stellen, wie: „Sind wir denn noch dieselben, die wir damals waren? Wir sind so leicht, so froh, die Erinnerungen flattern hoch über uns, wie ferne Sommervögel."

Die Novelle ist trotz ihres prunkenden Titels unstreitig die schwächste der Sammlung, die anderen stehen sämtlich auf einem viel höheren künstlerischen Niveau und geben völlig die Eigenart, die feine lässige sehnsuchtsmüde Manier des hochbegabten Verfassers wieder. Nervös sind sie alle! Das liegt wohl in der Wiener Luft, gerade wie das Hauptthema Schnitzlers, „Der Roman der verheirateten Frau". Die zweite Novelle: „Ein Abschied", ein feines psychologisches Meisterstück, behandelt dieses Thema, ebenso „Die Toten schweigen". Man erinnert sich wohl auch noch des Dramas „Liebelei", dessen Konflikt gleichfalls darin beruht.

Für Schnitzler scheinen derartige „Verhältnisse" etwas Selbstverständliches, ja die Norm zu sein, er weiß stets so für die Frau und ihren Geliebten einzunehmen, daß man nach dem Mann — nach dem betrogenen Manne eigentlich garnicht fragt, ja nicht einmal in „Die Toten schweigen", wo selbst das Weib, das ihren toten Geliebten feige in Stich läßt und sich nachher aus Gewissensqualen in Fieberreden vor ihrem Gatten verrät, noch unser Mitleid wachruft. Ein tiefstragisches Motiv liegt der Novelle: „Ein Ehrentag" zu Grunde. Das Ende eines kleinen Schauspielers, der seiner Meinung nach verkannt, in unbedeutenden Rollen, verschlossen und mißtrauisch sein Leben am Theater dahinfristet, und dem aus einer eifersüchtigen Regung eines von der jeunesse dorée heraus, an einem Abend ein stürmischer Erfolg mit Lorbeerkranz und mehrfachen Hervorrufen in einer winzigen Bedientenrolle zu Teil wird. Es sollte nur ein Spaß sein, das begriff das Publikum bald und lachte und klatschte mit. Aber auch der arme Teufel fühlt es heraus, er hätte das erbarmungslose Ungeheuer da unten auf den Knieen um Gnade anbetteln mögen, er war wie gebrochen. Nach beendeter Rolle zieht er sich scheu in seine Garderobe zurück und verschließt sie hinter sich. Sie aber, die gefeierte Sängerin, um derentwillen ihm das geschehen, weil sie ihrem Geliebten gegenüber in einer Laune einmal den interessanten Kopf des Kollegen gerühmt, fühlt tiefes Mitleid mit ihm. Nach dem Theater will sie ihn aufsuchen, er ist nicht in seiner Wohnung. Sie läßt das Souper ihres Liebhabers in Stich und fährt nach den Kneipen, von denen sie weiß, daß ihr Kollege dort verkehrt. Sie findet ihn nirgends. Nun ahnt sie ein Unheil. Sie fertigt ihren Galan, der zornig kommt, um sie zu holen, schroff ab und fährt in seinem Wagen nach dem Theater — er mit. Sie schlägt ihm die Pforte vor der Nase zu und eilt mit dem bestürzten Portier, der den Künstler fortgehen gesehen haben will, nach den verschlossenen Garderoben. Sie

versucht angstvoll ihren eigenen Schlüssel, er paßt. Sie findet nur noch einen Leichnam. Der Armselige hat sich erhängt. Eine wilde Wut bemächtigt sich ihrer, sie schickt den Pförtner fort, um Leute zu holen und er solle dem Herrn da unten sagen, er solle schnell fortgehen, sie wolle ihn nimmer sehen, und wenn ich ihn noch unten treffen würde, sagen Sie ihm, so spuck' ich ihm ins Gesicht! Diese Worte schreit sie wie ein Tier heraus. — In dieser Erzählung spürt man auf Schritt und Tritt den Dramatiker heraus.

Ein zarter lyrischer Duft lagert über dem Stimmungsbild „Blumen", das der Titel Novellette beinahe erdrückt. Die einfache Bezeichnung „Skizzen" hätte überhaupt besser für die ganze Sammlung gepaßt. Es sind alles mehr oder weniger seine Stimmungsbilder, ja darin liegt sogar ihr hauptsächlicher Wert; ihr eigentümlicher Reiz, mit dem sie uns unwillkürlich fest in ihren Bann zwingen. Kurt Holm.

Maria Janitschek. Kreuzfahrer. Verlag „Kreisende Ringe" (Max Spohr). 1897. Leipzig.

Der Name „Maria Janitschek" gehört seit etwa 8 Jahren zu den leuchtenden; man begegnet ihm überall da, wo von „modernen" Großen die Rede ist; und es giebt Leute, die in der Verehrung für diese dichtende Dame keine Grenzen kennen. Ich bin nicht vertraut genug mit den Werken dieser Meisterin, um zu wissen, ob der Ruhm, den sie genießt, ein verdienter ist; ein Zufall hat mir nun aber ihr neuestes Buch in die Hände gespielt und ich habe die Pflicht auf mich genommen, über das Buch zu urteilen. Da muß ich nun gleich vorausschicken, daß dieses Buch nicht auf der Höhe steht, auf der die früheren Bücher der Dame zu stehen scheinen. Wohl enthalten die acht oder zehn Geschichten des Bandes viel Feines, ja sogar Künstlerisches; man ist keinen Augenblick im Zweifel darüber, daß man sich im Bannkreise einer Könnenden, einer Dichterin, einer Frau befindet, die um sich und in sich geblickt und bei der Gelegenheit manches gesehen hat, wovon sie mit Gewandtheit zu sprechen weiß. Aber das Buch als ganzes hat etwas Gewolltes, Gemachtes, Gesuchtes — es ist so durch und durch Litteratenprodukt, daß man kaum noch eine wirkliche Schöpferin hinter ihm gewahr wird. Schon der Titel des Buches ist gemacht. „Kreuzfahrer" — warum ist der Titel gewählt, der zu dem Inhalt des Buches in gar keinem Verhältnis steht? Wohl sagt in der ersten Geschichte („Am Ziel") die Mutter zu ihrem Sohne: „Eigentlich sind wir alle Kreuzfahrer. Unser letztes Ziel ist schließlich nichts anderes als ein heiliges Grab" — aber wie dies Bild schief ist, so ist auch der Titel nur dekorativ zu nehmen — er klingt gut — und nur deshalb wurde er gewählt.

Gesucht und gekünstelt wie der Titel ist der Inhalt des Buches. Man wird vielfach an Edgar Poe erinnert, zumal an den effektvoll gemachten, aber leeren „Raben" dieses überschätzten Litteraten. Da ist z. B. die Geschichte „Das kleine Hündchen". Ein Junggeselle hat seit seinen Kinderjahren die Empfindung, daß ein kleiner schwarzer Hund neben ihm herläuft. Er fiel als fünfjähriger Junge in einen Mühlgraben; seine Mutter versuchte ihn zu retten, und ertrank bei der Gelegenheit. Als er dann die Augen aufschlug, sah er das Hündchen neben sich, das kein anderer sonst gewahr werden kann, und dies unheimliche Tier ist fortan sein ständiger Begleiter. Seine Bekannten halten ihn für verrückt — das vereinsamt ihn; er gedenkt, ein liebes Mädchen zu heiraten, von dem er verstanden zu werden hofft; aber er sieht bald ein, daß er auch hier kein Verständnis für sein Hündchen findet und begiebt sich auf die Reise. Der Zufall führt ihn nach der Sommerfrische, wo seine Mutter ertrank. Die Häuser stehen verlassen; die Bauern arbeiten auf den Feldern. „Seine Augen glitten mit leichtem Schauer über die ge-

schlossenen Hausthüren. Da kam etwas auf ihn zu aus einem Gäßlein, das er gar nicht bemerkt hatte. Er stieß plötzlich einen wilden Schrei aus. Sein Körper schnellte nieder, bäumte sich auf und krümmte sich. An seiner rechten Seite stand der Hund und hatte die Zähne tief in sein Bein gegraben. Mit heiserm, unartikuliertem Geschrei suchte er das Tier von sich loszureißen. Er fühlte es unter seinen wehrenden Händen weichen. Er brach vor Entsetzen und Schmerz in die Knie. Er sah dem Hunde nach, der, den Schwanz zwischen die Beine geklemmt, mit gesenktem Kopf langsam weiterschritt. Es war sein Hund ꝛc. —" In seiner Verzweifung eilt er zu den Bauern, sagt ihnen, daß er von einem tollen Hund gebissen worden sei. Die Bauern erschlagen das Tier „mit den stierenden bluntuntertaufenen Augen" und Bertram stirbt.

Was soll nun das alles? Ist ein solcher Unsinn wert, daß eine Künstlerin an ihm ihre Kunst verschwendet? Und ziemlich dieselbe Frage dringt sich dem vorurteilslosen Leser nach Lesung der anderen realistisch-phantastischen Geschichten auf, deren einige zum Überfluß noch mit einem philosophischen Mäntelchen kokettieren.

Mir persönlich am liebsten ist noch die Geschichte „Himmlische und irdische Flammen", obwohl auch sie im Kern krank und in ihrer Pointe durchaus gekünstelt ist. Anselma war drei Jahre mit einem sehr idealen Schulmeister verheiratet, neben dem sie „wie eine Fürstin hinging" — d. h., der sie nicht unter das Joch seiner Männlichkeit zwang. Jetzt ist sie Witwe und ein gesunder, starker Baumeister ist nahe daran, sich mit ihr zu vermählen. Er baut ihr in der Nähe des Friedhofes, wo ihr erster Gatte ruht, eine prächtige Villa. Der Polterabend ist da — die Gäste füllen das neue Haus — auch Anselma begiebt sich zu Fuß dorthin — aber wie sie vor dem leuchtenden Hause steht, wird sie anderen Sinnes — sie geht vorbei, und anstatt in das Hochzeitshaus auf den Friedhof, wo sie der Geliebte findet. Er kehrte langsam um und verschwand jenseits des Gitterthors. Sie aber blieb allein mit der Mondnacht und den kühlen, großen Blumen vor ihr auf dem Erdhügel. Das ist alles fein erzählt und ich bekenne gern, daß ich für die Verfasserin dieser sentimentalen Geschichte eine gewisse Liebe empfinden könnte, wenn nicht auch hier alles nur auf den äußeren Effekt hingearbeitet wäre. Es läßt sich ja wohl ein Weib denken, daß so wenig ein Weib ist wie diese Anselma und vor allem Sinnlichen Furcht hat — aber von einem solchen Weib wird kein gesunder, sinnlicher Mann ernsthaft angezogen werden, und ein solches Weib wird sich den sinnlichen Mann gar nicht erst nahe kommen lassen. Aber an das alles dachte Maria Janitschek nicht, sie sah nur den Effekt, der entstehen mußte, wenn die dem festlich erleuchteten Hause des Bräutigams entgegenwandernde Anselma (schon an sich eine reale Ungeheuerlichkeit!) vor dem Hause anderen Sinnes wird und nach dem Kirchhof wandert, um dem Toten, an dessen Seite sie sich wohl als Fürstin, aber nicht als Weib fühlte, aufs neue Treue zu geloben. Der Effekt tritt auch hier so unkünstlerisch-kraß hervor, daß er die feineren Leser verstimmen muß.

Ich weiß, wie schon gesagt, nicht, ob der Ruhm, den Marie Janitschek genießt, verdient ist — ob die „Kreuzfahrer" ein Werk sinkender oder steigender Kraft sind. Ich weiß nur, daß Maria Janitschek eine talentvolle Frau ist, die sich in ihrem neuesten Buche offenbar auf Irrwegen befindet. Es wäre schade, wenn so viel Begabung an der Sucht „modern" oder originell zu erscheinen, zu Grunde gehen sollte.

Und noch eines möchte ich hier bemerken. Es wirkt störend, daß dort und hier ungarische oder italienische Brocken in den Dialog eingeflochten werden, je nachdem, ob die Geschichte in Ungarn oder in Italien spielt. Ich weiß auch, daß der-

gleichen unkünstlerische Dinge sich auch bei nicht „modernen" Leuten, selbst bei Paul Heyse vorfinden; aber gerade eine „moderne" Meisterin sollte alles vermeiden, was daran erinnert, daß auch in der Küche der Modernen im Grunde nur mit dem Wasser der Alten gekocht wird, ohne daß dabei rechte Gerichte zustande kommen.

Eugen Reichel.

Fannie Gröger: Thränen. Berlin, S. Fischer.

Das schmächtige Bändchen enthält sieben Skizzen, die durchweg ein starkes, gesundes Talent erweisen. Echte Fannie Gröger sind wenigstens zwei darunter: „Abend" und „Besuch" — hier ist Zug für Zug, bis ins Feinste des Stofflichen und Technischen, alles aus der Eigenart der persönlichen Gröger'schen Kunstseele geflossen. In den übrigen Stücken ist zwar auch alles sehr geschickt gemacht, aber das geübte Ohr hört doch das weniger Originelle durchtönen. Und mit dem Nachempfundenen und Nachgeahmten ist auch schon einiges Konventionelle in der Auffassung und im Vortrage mit hineingeschwommen. Fannie Gröger ist ein so frisches, ursprüngliches Talent, daß wir wünschen müssen, sie möge ganz sie selbst bleiben, immer und überall. Wenn sie sich auf's handwerksmäßige Schreiben einläßt, statt sich auf ihre schöpferischen Stunden zu beschränken, dann ist sie als Künstlerin verloren. Und das wäre in der That ein Verlust. Unter den jüngeren weiblichen Autoren weist die moderne deutsche Litteratur wenige Charakterköpfe auf, so kraftvoll individuell in der Fülle sympathischer Züge wie der Fannie Gröger'sche. M. G. Conrad.

Marie Stona, Die Povinz amüsiert sich. Federzeichnungen. Wien, Karl Konegen. 8. 140 S.

Marie Stonas Namen hat in Österreich einen guten Klang. Aber das will nicht viel sagen. Man ist innerhalb der schwarz-gelben Pfähle nicht sehr anspruchsvoll. Sie haben noch keine Begabung hervorgebracht, die das kühlere Deutschland überrumpelt hätte. Es ist alles „aus zweiter Hand". Man kann in Österreich mit dem Prädikat I A herumlaufen und bei uns nur einen Platz auf der dritten Bank erreichen.

Aber in Marie Stona steckt eine ganze Dichterin. Ihr „Buch der Liebe" (3. Aufl.) zeigt neben zahlreichen Gedichten von einem unerhört tapferen Epigonentum etwa ein halbes Dutzend Gedichte von tiefer, gesättigter Schönheit und jäh verhaltener Glut. Ihre Novellen, oft unreifes, hingeworfenes Zeug, verraten manchmal einen entzückenden Humor neben strenger ehrlicher Beobachtungsgabe. Aber ihr Schaffen ist ungleich. Sie hat sich noch nicht gefunden, und — echt frauenhaft — von Selbstzucht weiß sie nichts. Wenn sie ihre schöne Begabung zusammenrafft, wird sie uns eines Tages einen Band Lyrik bescheren, wie wir ihn von österreichischen Dichterinnen noch nicht erhalten haben. Auch nicht von der Delle Grazie, die unter der Last der Gedanken einherseufzt und ihre Begabung vergletschern läßt in der Eisregion der Abstraktion. Als ob man leben könnte ohne Erleben!

Das vorliegende Buch hat schon mehr Einheit und Stil. Amüsant, geistreich und liebenswürdig. Manchmal im Flachland des Witzes, manchmal im Fliedergarten des Humors wandelt die Dichterin umher und erzählt die Poesie des Provinzlebens, vom Landesschießen, vom wohlthätigen Konzert, dem Ball, dem Volksfest u. a. m. Nur am Schluß gewinnt das seine Büchlein eine litterarische Höhe. Es wird plötzlich ernst, nachdenklich, still. Es erzählt, wie der Prinz Pa-wang der kleinen Stadt Ping-ting einen Besuch macht. Das armselige Volk vergißt seine Armut und ist selig. Und schwelgt in Vorbereitungen. Und riesige Plakate verkünden vorher, das Volk habe sich zu freuen . . . Wo liegt Ping-ting? Überall und nirgends. Die Plakate hat Marie Stona selbst gesehen. Sie hat es mir gesagt.

L. J.

Paul Scheerbart: Der Tod der Barmekiden. (Leipzig, Verlag der „Kreisenden Ringe" (Max Spohr).

Über einen neuen Roman Paul Scheerbarts, des Dichters der größten Kulturburlesken, zu berichten, ist nicht leicht. Man müßte eigentlich das ganze Buch abschreiben, und auch dann bleiben noch viele Fragezeichen übrig. Diesmal ladet der Dichter die Europäer zu einer Serie lebender Bilder ein, in denen er eine arabische Haremsgeschichte abwickelt. Fünf blaue Löwen trennen Europa von Asien und sitzen vor dem Vorhang, den sie jedesmal zerreißen, wenn eine neue Nummer beginnt. Diese blauen Löwen, von denen Fidus zwei auf dem Titelblatt abgebildet hat, sind aber auch die Clowns, die in den Zwischenpausen für die Unterhaltung des ziemlich begriffstutzigen Europäertums sorgen. Und nun geht die Geschichte los: der berühmte Khalif Harun al Raschyb hat das langweilige Haremwesen satt und findet, es wäre sehr hübsch, wenn er, statt mit seiner schönen Frau Abbasah allein zu sitzen, auch seinen besten Freund, den reichen, tollen Djafar bei sich hätte. Die Palastsitte verbietet es zwar, aber der Khalif setzt sich drüber hinweg und nun beginnt ein hübsches, arabisches Dreieck, das aber nicht lange dauert. Schon nach kurzer Zeit ist der Ehebruch ausgewachsen, und schließlich kriegt die schöne Abbasah ein Kind, das man nach Mekka versteckt. Lange merkt der Khalif nichts und fühlt sich sehr glücklich. Dann kommt die Eifersucht und macht ihm's klar, wie dumm er gewesen. Aber er rächt sich echt fürstlich. Den kleinen Sohn des Djafar schlägt er so lange an einen Palmbaum, bis nichts mehr übrig bleibt. Dann kommt die Reihe an Djafar und sein ganzes Geschlecht, die Barmekiden. Alle werden sie umgebracht, bald langsam, durch Hunger, bald sehr geschwind bei einem Gelage. Und dann werden die Freunde der Barmekiden umgebracht, dann überhaupt jeder, der dem Khalifen in die Nähe kommt. Zuletzt sogar sein guter alter Hausarzt, der ihm gar nichts gethan hat. Das ist ein wahrhaft asiatisches Schlachten. Abassah aber wird in die Einsamkeit gesperrt, wo sie mit niemandem sprechen kann. So endet die Haremsgeschichte. Aber nun kommt der Roman. Der geht in den Zwischenpausen vor sich, in denen sich die gespensterhaften Löwen über die Geschichte unterhalten. Sie sagen: Merkt Euch's, Europäer! Das kommt davon, wenn man dem Weibe Freiheit gewährt! Der Harem ist das richtige. Da giebt es keinen Ehebruch und keine unglückliche Liebe. Und darum müßt Ihr den Harem einführen: schon wegen der Ästhetik und wegen der Zuchtwahl. Die gebildete Frau ist von vornherein ein Unsinn. Die Emanzipation der Frau ist der größte. Die Frau soll keinen Beruf haben, nicht einmal Geld soll sie in die Hand bekommen. Die Monogamie ist der ärgste Hetärismus. Also führt den Harem ein! — Dazu essen die Löwen Gurkensalat mit Heugabeln, oder sie essen gedämpfte Schlangen in Unkentunke. Mitunter prügeln sie sich auch. Und philosophisch gebildet sind sie unter allen Umständen. Das macht ihr Umgang mit dem Riesen Kaisu, der eigentlich der Impresario dieses Zirkusschauspieles ist. Überhaupt muß man sehr viel Phantasie für das Schauspiel mitbringen. Wenn so ein reicher Barmekide mit dem Fuß aufstampft, so fliegen nur gleich ein paar Rubinen in die Ecken. Es geht immer furchtbar verschwenderisch zu, so sehr, daß man habsüchtig werden könnte, wenn man alle diese orientalische Pracht sieht. Auch das große Schlachten zum Schluß, wo die Köpfe in alle Ecken fliegen, ist recht künstlerisch angelegt. Und die Leute haben alle riesige Leidenschaften, der Haß, der Zorn, die Liebe und die Rachsucht, alle sind sie um viele Meter größer, als man glauben sollte: aber das zum Nutzen der kurzsichtigen Europäer, die recht stumpf und verständnislos mit ihren Operngucken dasitzen. Und doch sollte sie das herrliche

Spektakel amüsieren, so daß sie durch das Lachen zuletzt etwas lernen. Denn die Wahrheit lacht hier, so laut, so übermäßig laut, daß einem manchmal angst und bange wird. Doch der Dichter ist diesmal ein guter Regisseur und kennt alle Kniffe. Er sagt von sich selbst einmal: der Dichter muß immer mit zwei Händen zugleich die Tasten seiner Sprache berühren. Und das ist schließlich nicht nur die Lösung dieses wundersamen arabischen Kulturromans, sondern auch aller anderen Kunst. Das Buch ist zwar für die Europäer geschrieben, aber es scheint, als ob wenig Europäer da sind, die den arabischen lebenden Bildern bis zum Schlusse zuschauen. Die satte, asiatische Sprache der blauen Löwen vom Demavend ist für gesunde Nerven, und auch bei den abgehackten Köpfen der armen, reichen Barmeliden wird manchem etwas unwohl werden. Er wird sich schnell erheben und im Nachhausegehen nur noch hören, wie ihm die Löwen höhnend nachbrüllen: „Es lebe der Harem in der ganzen Welt!"

G. Macasy.

Zeitgeschichte.

Erinnerungen eines Achtundvierzigers. Von Stephan Born. Mit dem Bildnis des Verfassers. Leipzig, Georg Heinrich Meyer. 295 S.

Dr. Wilhelm Cahn. Pariser Gedenkblätter. Tagebuchaufzeichnungen aus der Zeit des großen Krieges, der Belagerung und der Kommune. Zwei Bände. Berlin. F. Fontane u. Co.

Stephan Born, Professor an der Universität und Herausgeber der Basler Nachrichten, hat als junger Schriftsetzer, leidenschaftlicher Redner und Agitator Deutschlands revolutionäre Sturmzeit im heißen Mitstreiten sich einverleibt, und sie ist ein Element seines Wesens geworden. Wenn er jetzt, beschienen von der milden Herbstsonne des beginnenden Greisenalters, über Menschen und Dinge jener Zeit seine Erinnerungen aufzeichnet, so können wir gewiß sein, daß er uns seine Erlebnisse und Ansichten nicht in kochender Tendenztunke anrichtet. Das Buch macht einen wunderbar geklärten Eindruck. Der Ton der Wahrhaftigkeit klingt aus jeder Zeile. Born ist eine durchaus echte vornehm männliche Natur. Seine litterarische Kunst befähigt ihn, in der Scheidung von Wahrem und Falschem überall die überzeugende Nuance zu treffen. Es ist darum aus diesen „Erinnerungen eines Achtundvierzigers" eines der wertvollsten, interessantesten und liebenswürdigsten Dokument-Bücher jener merkwürdigen Zeit geworden.

Hohen dokumentarischen Wert besitzt auch das Buch von Dr. Cahn. An Lebhaftigkeit, Frische und Unmittelbarkeit des Tons ist es unübertrefflich. Cahn war bei Ausbruch des Krieges Kanzler der bayerischen Gesandtschaft in Paris, während des Krieges blieb er offiziös dem schweizerischen Gesandten Dr. Kern attachiert, dem bekanntlich die Vertretung der bayerischen und badischen Interessen während der Pariser Greuelzeit anvertraut war. So konnte Wilhelm Cahn als einziger Deutscher während des ganzen Zeitraums vom Ausbruch des Krieges bis zum Friedensschluß und bis zur Niederwerfung des Kommune-Aufstandes in amtlicher Stellung in Paris verbleiben. Damit wäre heute uns freilich wenig genug geboten, hätten wir in Dr. Cahn nicht zugleich einen schriftstellerisch hochbefähigten, feingebildeten Geist und einen charaktervollen, warmherzigen Mann zu begrüßen, dessen menschliche Bedeutung das Reinbeamtenmäßige weit überragt. Sein Tagebuch erfüllt uns mit aufrichtiger Bewunderung, nicht nur wegen der Fülle interessanter Thatsachen, die hier auf frischer Spur festgehalten sind, sondern auch wegen der hochherzigen Gesinnung, die seine Eindrücke, bei aller Schärfe der Beobachtung und der momentanen Erregung der Nerven, adelt. Dabei hat der Tagebuchschreiber nicht nur für das Tragische sondern auch für das Komische und Humoristische der durchlebten Situationen eine sehr feine Nase gehabt. Sein Buch ist so unterhaltend wie der beste Zeitroman.

M. G. Conrad.

Ludwig Büchner: Am Sterbelager des Jahrhunderts. Gießen, Roth, 1898. 372 S. 5 Mk.

„Jahrhundert der Aufklärung — Jahrhundert der Wissenschaft — Jahrhundert der Versöhnung" — so nennt der geistvolle Verfasser der vorliegenden Geistesgeschichte des gegenwärtigen Jahrhunderts die drei auf einander folgenden Jahrhunderte des achtzehnten, neunzehnten und zwanzigsten. Mit diesen Worten sind zugleich treffend die Licht- und Schattenseiten

unseres Jahrhunderts gekennzeichnet: die hohe Blüte der Wissenschaften und der von ihr beeinflußten Zweige menschlicher Geistesthätigkeit, aber auch der verschwindend geringe Einfluß des geistigen Fortschrittes auf die Aufklärung der großen Volksmassen und die zwischen Glauben und Wissen, zwischen Schein und Wirklichkeit noch immer fehlende und doch so dringend notwendige Versöhnung. Diesen Grundgedanken des Näheren auszuführen, hat sich der Autor in einer Reihe von Kapiteln angelegen sein lassen, welche, sich mit der Philosophie, der Wissenschaft, dem Materialismus, der Religion, dem Spiritismus, der Naturheilkunde, der Politik, dem Anarchismus, der Gesellschaftsfrage, der Frauenfrage, der Judenfrage und der Litteratur beschäftigend, in ihrer Gesamtheit ein klares, lebendiges Bild der Vor- und Rückwärtsentwickelung unseres Jahrhunderts abgeben. Fast mit allen Ausführungen des maßvoll und vorurteilsfrei urteilenden Verfassers kann man sich einverstanden erklären; nur das Gemälde, welches derselbe von der neueren Litteratur entwirft, ist durchaus verfehlt. Dagegen trifft das über die Philosophie, insbesondere den Kantianismus Gesagte wiederum den Nagel auf den Kopf. Alles in allem ist das Buch ein Werk, das das Prädikat: belehrend und hochinteressant von der ersten bis zur letzten Seite vollauf verdient, und eine wertvolle Ergänzung zu den übrigen Schriften des Verfassers bildet. P. Gr.

Prinz Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen, „Aus meinem Leben", 1. Band, 1848—1856. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 379 Seiten. Mk. 6,—.

Ein einfacher Zivilmensch sollte eigentlich über dieses interessante Buch kein Wort schreiben; denn der Herausgeber, der Generalleutnant von Teichmann, erklärt ausdrücklich im Vorwort, dieses Buch würde der militärischen Lesewelt einen hohen Genuß bereiten. Er wird hoffentlich nichts dagegen haben, wenn auch der übrige Rest der Menschheit seine Freude über diese interessanten Erinnerungen und Aufzeichnungen ausspricht. Aus dem Buche spricht eine vornehme und wirklich adlige Natur mit all den Vorzügen, welche eine jahrtausendlange Bevorzugung züchtet, aber auch mit all den Nachteilen, welche das Adelsblut und die exklusive Erziehung des Geistes so überaus peinlich ausbilden. Deswegen sind einzelne Darstellungen (z. B. die Beerdigung des Majors Burg) direkt von A bis Z falsch, und die Erinnerungen des Prinzen haben sich jetzt schon scharfe und begründete Berichtigungen gefallen lassen müssen (z. B. von Herman Grimm). Wo Prinz Hohenlohe das militärische Leben schildert, wo er als Wiener Diplomat die Wiener Gesellschaft abkonterfeit, wenn er selbst auf sehr kluge Weise Spionage-Dienste übt . . ., all das ist mit einer gewissen Offenheit und in klarem, überzeugendem Stil dargestellt. Am interessantesten aber — freilich auch am voreingenommensten — ist dieser ehemalige Generaladjutant Kaiser Wilhelms I in dem Kapitel, welches die Berliner Revolution darstellt. Man wird wenig Chronisten dieser Zeit finden, welche mit so vollendetem Hochmut von dem sogenannten „souveränen Volke" sprechen. Immerzu läuft einem dieses Wort vom „souveränen Volke" höhnisch zwischen die Beine und läßt die Sympathie, die sich für den weltklugen und vornehmen Verfasser hervorwagt, meist stolpern. Man vergleiche nur damit das ähnliche Kapitel aus den Lebenserinnerungen von **Rudolf Genée**. Genée nimmt extra das Berliner Volk vor dem Vorwurf in Schutz, es habe sich von „Polen und Franzosen" aufhetzen lassen und der Pöbel sei eigentlich das revolutionäre Element in Berlin gewesen. Kein größerer Gegensatz als zwischen diesem bürgerlichen Genée und dem hochadligen Prinzen. Aber wer nicht bloß Politiker ist, sondern ein Freund von Persönlichkeiten, selbst wenn sie allzuviel Menschliches an sich haben, der wird in dem Memoirenwerk des Hohenloher Prinzen nicht nur historisches Material — freilich: Vorsicht! —, sondern auch wertvolle menschliche Dokumente entdecken, und deshalb kann man der Fortsetzung des Werkes mit Interesse entgegensehen. L. J.

Volks- und Völkerkunde.

Im Verlage von Ferdinand Hirt & Sohn, Leipzig (1898), erschien soeben von Dr. **Adolf Heilborn** eine allgemeine „**Völkerkunde in kurzgefaßter Darstellung**". Dieses Handbuch ist für alle diejenigen ungemein empfehlenswert, welche sich mit dieser immer wichtiger werdenden Wissenschaft zum erstenmal beschäftigen wollen. Der Verfasser hat hier auf einem engen Raum die Ergebnisse vieljähriger Forschung zusammengefaßt, und die größten Namen unter den Naturforschern und Ethnographen haben ihm das wissenschaftliche Material geliefert. In den meisten Fällen hält seine wissenschaftliche Bildung Stand und verträgt die Prüfung eines

Fachmannes. Nur ab und zu stellt sich ihm in dem Bestreben, ein Urteil möglichst knapp zusammenzufassen, das richtige Wort nicht ein — und seine Darstellung wird schief. So schreibt er beispielsweise auf Seite 175: „Im großen und ganzen ist das Familienleben der Naturvölker ein verhältnismäßig inniges zu nennen, wenngleich die Ehe meist so leicht, wie sie geschlossen wird, auch gelöst werden kann.“ Dieser Satz ist in seiner Allgemeinheit durchaus falsch. Es ließen sich eine ganze Anzahl ethnographischer Einzelheiten anführen, welche genau das Gegenteil beweisen. Solche Urteile, für welche ebenso viel ethnographisches Material herbeigeschleppt werden kann wie für das Gegenteil, sind aus einem Lehrbuch auszumerzen. Nicht umsonst hat Professor Bastian, der Altmeister der Ethnographie, vor den allzu schnellen Schlüssen gewarnt. Die Ethnographie ist eine junge Wissenschaft, und in vielen Fällen thut sie wohl, erst gehörig Material zu sammeln, ehe sie sich auf Theorien und Schlüsse einläßt. Sonst ist aber der Stil des Büchleins ausgezeichnet. Eine Fülle von Illustrationen verschönen und erklären es, und wer sich nicht an das berühmte Buch von Oskar Peschel heranwagt, wird in Heilborns Völkerkunde den trefflichsten Lehrer finden.

In demselben Verlag (Ferdinand Hirt & Sohn, Leipzig) ist soeben eine neue Ausgabe der vorzüglichen Bildertafeln zur Länder- und Völkerkunde erschienen („F. Hirts Bilderschatz zur Länder- und Völkerkunde“). Wir haben hier ein ganz vortreffliches Bildungsmittel für Haus und Schule; freilich ein Lehrbuch, das meist in der Hand kenntnis- und verständnisreicher Lehrer seine volle Wirkung ausüben wird. In 431 Abbildungen, denen ein kurzer, erläuternder Text beigefügt ist, erhält man einen Überblick über die Länder- und Völkerkunde durch Anschauung, dieser Hauptlehrmethode der modernen Pädagogik. Dieser Bilderatlas, den Dr. Alwin Oppel und Arnold Ludwig herausgegeben haben, ist auf das Nachdrücklichste zu empfehlen. (Preis Mk. 4,—.) H. T—t.

Amerikanische Litteratur.

Der amerikanische Büchermarkt steht zur Zeit im Zeichen des historischen Romans. Durch den konservativen Geist des Durchschnittsamerikanertums gezwungen, jede unkonventionelle Behandlung erotischer Verhältnisse und anderer Probleme zu vermeiden, ist die amerikanische Novellistik in ihrem geistigen Ellbogenraum sehr beschränkt und findet in der Vergangenheit ein neutrales Gebiet, auf dem sie sich mit größerer Sicherheit bewegen kann, als auf dem vulkanisch erbebenden Boden der Gegenwart. Sie macht damit zugleich dem Geschmack der Leserwelt ein Zugeständnis, die — Sienkiewicz zum meistgelesenen Autor des vergangenen Jahres erhoben hat. Der amerikanische Roman, welcher dem Polen eine Zeit lang den Rang streitig zu machen schien, ist John Lane Allens „The Choir Invisible“. Der Verfasser hatte vor etwa zwei Jahren in dem Vorwort zum „Summer in Arcady“ dem modernen Tendenzroman den Fehdehandschuh hingeworfen, obgleich diese Erzählung selbst ihrem Wesen nach durchaus modern war. In „Choir Invisible“ schreitet er unter der Fahne eines pharisäischen Idealismus einher, welcher die durch keinerlei soziale oder konventionelle Schranken motivierte Entsagung als einen Beweis sittlichen Adels darstellt und den Helden, durch dessen hohe Gesinnung ein prächtiges Weib um sein Glück betrogen wird, mit einem Heiligenschein umgiebt.

Aber man kann von John Lane Allen kaum erwarten, daß seine Männer ganze Menschen sind; hat er doch in einem Essay für den „Gentleman im Roman“ eine Lanze gebrochen. Nichts destoweniger ist Allen ein bedeutender Stilist, ein Meister der Schilderung, und seine Erzählung hat ihren Erfolg vielleicht zum Teil dem malerischen Hintergrund zu verdanken, welcher den Zug nach dem Westen, der bald nach beendigter Revolution begann, in ungemein interessanten lebendig bewegten Bildern veranschaulicht. Ein anderer historischer Roman, „Hugh toyune“ von Dr. S. Weir Mitchell spielt während der Revolution und schildert unter anderen historischen Charakteren George Washington, jedoch ohne den Mann, den die Amerikaner den

Vater ihres Landes nennen, zu einem unmenschlich vollkommenen, blutlosen Heiligen zu machen. Andere Romane derselben Gattung gehen bis auf die Kolonialzeit zurück, bewegen sich aber durchweg in den alten Geleisen.

Dasselbe läßt sich in gewissem Grade auch von Jerome sagen, einer Erzählung, die das typische neuenglische Farmerschicksal zum Gegenstand hat. Der Reiz dieses Buches von Mary E. Wilkins liegt in dem mit großer Konsequenz durchgearbeiteten Charakter des Titelhelden. Jerome, a Poor Man, der Knabe, den das Unglück mit zwölf Jahren zum Manne reift, und den das Unrecht in der Welt zu einem Sozialisten macht — freilich zu einem puritanisch gefärbten Sozialisten — leider aber, auch wie die Mehrzahl der amerikanischen Romanhelden, an einem Übermaß von Tugenden und Fähigkeiten, und nur sein unbändiger Stolz, ein Familienerbe, das ihn manchmal schroff, selbstsüchtig und grausam handeln läßt, rettet ihn davor, in die Kategorie unausstehlicher Musterknaben eingereiht zu werden. Bedeutend eigenartiger, wenn auch in der Technik die Spuren des Erstlingswerks nicht verleugnend, stellt sich der Roman einer bisher unbekannten Verfasserin dar: „Diana Victrix“ von Florence M. Converse. Die Erzählung ist voll Stimmung, und die Gegenüberstellung des Creolentums von Louisiana und des Yankee-Elements von Massachussetts ist vortrefflich gelungen. Auch in der Handlung weicht die Autorin von altbewährten Mustern ab und wandelt ihre eignen Wege.

Henry James, der vor einem Jahrzehnt mit W. D. Howells als Wortführer des amerikanischen Realismus galt, eines Realismus, der bei letzterem bald in trockene Nüchternheit auslief, fährt in seiner britischen Adoptivheimat fort, Menschenschicksale mit psychologischem Scharfblick zu analysieren und in unkonventioneller, durchaus nicht romanhaft zugestützter Weise zu schildern. Sein jüngstes Buch „What Mairie Knew“ ist ein Meisterstück seiner Charakterisierung. Es scheint überhaupt, als ob die Amerikaner auf englischem Boden ihre Geistesschwingen freier entfalten, als auf heimatlichem. Bret Harte, dessen kurze Erzählungen unter der Flut anerkennenswerter Erscheinungen dieser Art noch immer den Vorrang behaupten, hat sich zwar niemals gescheut, unverblümt zu reden, sein jüngster Band aber, „Barkers Suck and other Stories“, enthält eine Predigergeschichte von einer Kühnheit, zu der sich seine amerikanischen Kollegen nicht aufzuschwingen vermöchten.

Als ein höchst bedeutsames Ereignis auf litterarischem Gebiete kann die plötzliche Apotheose Walt Whitmans seitens der konservativen Journale und Verleger des Landes betrachtet werden. Wer diesen ureigensten Dichter Amerikas gekannt und die Ausstellung von Whitmans Porträts, Briefen, Manuskripten, Ausgaben seiner Gedichte und anderer auf sein Wirken bezüglicher Dokumente in dem Fenster einer New-Yorker Verlagsbuchhandlung gesehen hat, den mußte ein Gefühl stolzer Befriedigung erfüllen. Die Rehabilitierung dieses freiesten aller Amerikaner, dessen „Leaves of Grass“ vor nicht so vielen Jahren sich der Mißgunst des nationalen Tugendwächters Anthony Comstock zu erfreuen hatten, ist nicht nur ein Beweis von der Wandelbarkeit sittlicher Normen, sondern auch ein Zeichen, daß sich ein Umschwung vorzubereiten beginnt, wo er am allernotwendigsten ist — nämlich im Kreise jener Autoritäten, von deren Wohl und Wehe die dichtende Menschheit abhängt, Verleger und Kritiker. Wenn diese sich dazu bequemen, einen leibhaftigen Gottseibeiuns des Individualismus, wie Whitman, der keine Autorität über sich anerkennt, nach seinem Tode zu feiern, dann wird die Saat, welche das Vorgehen dieses tapferen Streiters ausgestreut hat, aufgehen.

Die bedeutendsten unter den jüngeren Dichtern Amerikas stehen bereits unzweifel-

haft unter dem Einfluße des Barden von Long Island. Bliß Carman, von dem unlängst ein neuer Band Gedichte erschien, verdankt ihm viel; desgleichen Anna Throop. Der äußerst unglücklich gewählte Titel „Whisferings of a Bindharp“ entspricht den Dichtungen, die das im Selbstverlag der Verfasserin erschienene kleine Heft enthält, keineswegs. Es ist kein sentimentales erotisches Harfengesäusel, das aus diesen Blättern ertönt, sondern eine starke künstlerische Individualität ringt in ihnen nach Ausdruck. Freilich ist sie noch nicht ganz zur Selbständigkeit gelangt — noch haften ihr manchmal die „Manieren“ geistesverwandter Zeitgenossen an. Aber sie ist jedenfalls die bedeutendste lyrische Individualität, die seit der nur zu wenig bekannten Emily Dickinson in der amerikanischen Dichterwelt aufgetaucht ist, von den anderen lyrischen Novitäten der vergangenen Monate läßt sich nichts sagen, denn sie sagen uns nichts Neues. Stephan Crane schweigt; Richard Hovey und Bliß Carman haben ihren köstlichen „Songs from Vagabredia“ noch nichts Weiteres folgen lassen, und die andern folgen dem Buchstaben eines toten Klassizismus, ohne den ewig lebendigen Geist der Antike zu verstehen.

A. von Ende.

Büchertisch.

Vom 10. Mai bis 25. Mai liefen bei der Redaktion nachstehende Bücher ein (Besprechung bleibt vorbehalten):

Arnim, Eva A. von, Dem Tag entgegen. Berlin, F. Fontane u. Co. 84 S. 8. 1 Mk.

Bauer, Fritz, Ideal und Leben. Schsp. in 5 A. Würzburg, Stahel'sche Verlags-Anstalt. 8. 153 S. 2,50 Mk.

Berg, Moritz v., Graf Hasso Felsberg. Roman a. d. letzten Zeit Alt-Hannovers. 2 Bde. Breslau, S. Schottlaender. 204 u. 215 S. 8.

Bernstein, Max, Mädchentraum. Ein Spiel. Berlin, S. Fischer. 8. 134 S. 2 Mk.

Bloy, Leon, le Mendiant ingrat. Journal de l'Auteur 1892—1895. Bruxelles, Edmond Deman. 1898. 8. 450 S.

Böhlau, Helene. Schlimme Flitterwochen. Novellen. Berlin, F. Fontane u. Co. 222 S. 8. 3 Mk.

Bredenbrücker, Richard, Crispin der Dorfbeglücker und andere Nov. Berlin, F. Fontane u. Co. 245 S. 8. 3 Mk.

Brennert, Hans, Mode-Worte. Berlin, F. Fontane & Co. 75 S. 8. 1 Mk.

Degen, Richard, Freiheit. Schsp. in 3 A. Leipzig, P. Friesenhahn. 56 S.

Descamps, le Chevalier, Die Organisation des internat. Schiedsgerichts. Deutsch von A. H. Fried. München, August Schupp. 108 S. 8. 0,60 Mk.

Elsborn, M., Eine aus der Gesellschaft. Roman. Dresden, E. Pierson. 2 Bde. 293 u. 248 S. 8. 7 Mk.

Ernst, Wilhelm Eberhard. Gedichte. Berlin, Gropius. 97 S. 8. Geb. 3 Mk.

Gerlach, Hugo, Heirat auf Tausch. Berlin, F. Fontane u. Co. 176 S. 8. 2 Mk.

Gleichen-Rußwurm, Alex. Freih. v., Die Komödie des Gewissens. Schsp. in 3 A. Würzburg, Stahel'sche Verlags-Anstalt. 8. 102 S. 2 Mk.

Haag, Ella, Dirnen? München, Aug. Schupp. 29 S. 8.

Hammer, A., Rom, Die Volksschule u. d. allgemeine Wahlrecht. Leipzig, Friedrich Jansa. 110 S. 8. 1 Mk.

Hardt, Ernst, Tote Zeit. Drama. Berlin, S. Fischer. 88 S. 8. 1 Mk.

Derselbe, Priester des Todes. 13 Novellen. Ebenda. 201 S. 8. 2,50 Mk.

Hegeler, Wilhelm, Sonnige Tage. Roman. Mit Titelzeichnung von O. Eckmann. Berlin, F. Fontane u. Co. 225 S. 8. 3 Mk.

Hermann, E. A., Der Handelsreformer. 2 Bdchn. München, August Schupp. 19 u. 17 S. 8. à 0,30 Mk.

Hertzsch, Rob. Hugo, Heureka. Endlich e. mathemat. u. darum unzerstörb. Beweis f. d. Dasein e. persönl. Gottes. Halle a. d. S., Pfeffer'sche Buchh. 63 S. 8. 2 Mk.

Holz, Arno, Phantasus I. Gedichte. Berlin, Joh. Sassenbach. 1898. Kl. 8. 2 Mk.

Hope, Anthony, Der Gefangene von Zenda. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 8. 293 S. 4 Mk.

Janitschek, Maria, Überm Thale. Novellen. Breslau, S. Schottlaender. 1898. 8. 170 S.

Junghans, Sophie, Ein Kaufmann. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 8. 514 S. 6 Mk.

Kaiser, Emil, Johann der Bildner. Drama. Dresden, Carl Reißner. 198 S. 8.

Keßler, Harry Graf, Natizen über Mexiko. Berlin, F. Fontane u. Co. 195 S. 8. 5 Mk.

Kirchner, Hermann, Siebenbürgisch-sächsische Volkslieder. 2 Hefte. Mediasch, G. A. Reissenberger. à 0,40 Mk.

Kröger, Timm, Schuld. Navelle. 2. Aufl. Kiel, Lipsius u. Tischer. 146 S. 2,50 Mk.

L. O., Die Geschlechtsliebe. E. Beitrag zu ihrer Metaphysik. Leipzig, Otta Weber. 8. 35 S.

Lippe, Alfred Graf zur, Leidenschaft. Navellen. Dresden, Heinrich Minden. 265 S. 8. 3 Mk.

Maack, Ferdinand, Okkultismus, was ist er? Eine Rundfrage. (72 Antworten.) Zehlendarf, Paul Zillmann. 191 S. 8. 4 Mark.

Mahn, Paul, Liebe und Leben, Interieurs. Berlin, F. Fontane & Co. 198 S. 8. 3 Mk.

Michaelis, Curt, Um eine Königskrone. Trg. Erlangen, Fr. Junge. 8. 149 S. 2 Mk.

Pataky, Saphie, Lexikan deutscher Frauen der Feder. Bd. II. Berlin, Carl Pataky. 546 u. 72 S. 8. Geb. 10 Mk.

Parsons, Albert Roß, Parsifal. Der Weg zu Christus durch die Kunst. Eine Wagner-Studie. Aus dem Engl. v. Dr. R. Freih. v. Lichtenberg. Paul Zillmann, Berlin-Zehlendarf. 212 S. 8. 3 Mk.

Ravzh, H. O., Sturm, Drama in 5 A. Leipzig, August Schulze. 67 S.

Roland, Emil, In blauer Ferne. Neue Novellen. Berlin, F. Fantane u. Co. 254 S. 8. 3 Mk.

Scheerbart, Paul, Na prost. Phantast. Königsroman. Berlin, Schuster & Löffler. 140 S. 8. 2 Mk.

Schönaich, Chr. O. Freih. v., Die ganze Ästhetik in eine Nuß. Her. v. Albert Köster. Bagen 1—10. Leipzig, G. J. Göschen. 160 S. 8. 1,80 Mk.

Stechhahn, Otto, Rudder Rod and Gun. Poems of Nature. Indianapolis, Carlon and Hallenbeck. 48 S.

Talstoi, Leo, Christenverfalgung in Rußland. München, August Schupp. 10 S. 0,50 Mk.

Viebig, Clara, Vor Tau und Tag. Novellen. Berlin, F. Fontane u. Co. 265 S. 8. 3 Mk.

Wedekind, Frank, Die junge Welt. Kamödie in 3 A. Berlin, W. Pauli's Nfl. (H. Jerosch). 96 S. 8.

Weißenthurn, Max v., Selbst gerichtet. Ein Inserat. Breslau, S. Schottlaender. 8. 254 S.

Werther, Julius v., Die Hohenzollern in Italien. Stuttgart, A. Bonz u. Co. 335 S. 8. 3,60 Mk.

Wolters, Wilhelm, Helene Pawlowna. Roman. Dresden, E. Pierson. 307 S. 8. 4 Mk.

Zola, Emil, Paris. Deutsch v. A. Berger. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1898. 336 u. 277 u. 249 S. 6 Mk.

Wir bitten, sämtliche Manuskript-, Bücher- &c. Sendungen ausschließlich an

Dr. Ludwig Jacobowski, „Schriftleitung der Gesellschaft"

Berlin S.W. 48, Wilhelmstr. 141

zu senden. Unverlangten Manuskript-Sendungen ist stets Rückporto beizufügen.

Leipzig, Querstraße 23.

Verlag der „Gesellschaft".

Hermann Haacke.

Verantwortlicher Leiter: Dr. Ludwig Jacobowski in Berlin.

Verlag der „Gesellschaft" Hermann Haacke in Leipzig. — Druck von Carl Otto in Meerane.

1898

Heft 12.

Wie ich die Politik fand.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Politik hat mich eigentlich immer interessiert, von meinen jugendlichsten Zeiten an.

Ich lauschte schon als kleiner Junge, wenn ich, mit vier oder fünf Geschwistern masernkrank ins heiße Federbett verpackt, den Hausarzt in unserm kleinen Stübchen auf- und abstiefeln sah, wobei er in heftigen Monologen über die „Sauwirtschaft" in Gemeinde, Kreis und Staat sich expektorierte.

Meine Mutter verwies ihm manchmal seine unziemlichen Kraftausdrücke: „Ober Herr Dokter, sou org werd's doch nit sen, sou garsti mueß mer nit red." Mein Vater hingegen rief vergnügt: „Recht hat er, nou ärger it's, nou viel ärger."

Der leidenschaftlichste Politiker im Dorf war mein Großvater. Er konnte in seinen Siebzigern noch maßlos wild werden, wenn er im politischen Diskurs mit einem bornierten Opponenten oder boshaften Gegner zusammengeriet. In seiner Jugend hatte er in den meisten napoleonischen Schlachten als hitziger Reitersmann mitgekämpft. Er war ein glühender Verehrer des großen Korsen, jeder andere war ihm nur ein „Hundsfott" neben diesem genialen Soldatenkaiser, ein salve venia „Sch . . . kerl" — selbst die gräßlichen Leiden des russischen Feldzuges, den mein Großvater von Anfang bis zu Ende mitmachte, konnten seine übersprudelnde Begeisterung für Napoleon nicht dämpfen. Ein halbes Jahrhundert nachher vermochte er in diesem Punkte noch keinen Widerspruch zu ertragen. Da setzte es oft Streit an Sonntagnachmittagen im Wirtshaus oder im Felsenkeller, daß man das Geschrei der tonstarken Helden und ihrer sekundierenden Mannen zehn Häuser weit hörte und das halbe Dorf zusammenlief. Zuweilen wurde mit den Fäusten auf den Tisch eingehauen, daß die Bierkrüge hüpften.

Und das war fast immer das Schlußwort des homerischen Streits — auf der einen Seite: „Und i behaupt's" und auf der anderen: „Und i behaupt's aa — und wennst's nit gläba willst, koust mi — — —" und dann folgte die gegenseitige Einladung zur Kirchweih. Damit hatte das Gewitter ausgetobt. Dann kam die Hausfrau daheim zum Wort.

Mein Gott, das war in den schönen, kirchhofstillen Lustren nach dem Revolutionsjahr Achtundvierzig. Das einzige erlaubte politische Vergnügen staatsbürgerlicher Bethätigung in unsern friedsamen Dörfern war der sonntägliche Streit über Kriegsgeschichten, die ein halbes Jahrhundert zurücklagen. Die letzte Vergangenheit des achtundvierziger Sturmes und die Gegenwart der Reaktion zu berühren, war verpönt, und die Duckmäuserei kam auf und niemand wollte sich mehr öffentlich das Maul verbrennen. Drum expektorierte sich unser Dorfarzt vor Kindern in der festgeschlossenen Krankenstube, und die Bauern schrieen sich mit roten Köpfen die Lunge aus dem Hals über die Heldenthaten des Franzosenkaisers Napoleon von anno dazumal.

Ich bin um das Jahr achtundvierzig herum zur Welt gekommen und etwas politischer Sturm und Drang muß mir doch im Blute liegen. Genau gerechnet, war ich, als es in unserer fränkischen Maingegend am wildesten zuging, schon soweit in der Weltbeobachtung vorgeschritten, daß ich mich noch der spektakelnden Aufzüge der „Freischützen" und ihrer Fahnen und ihres klingenden Spieles zu entsinnen vermag, wie der furchtbaren Flüche und Hohnworte meines Großvaters, als plötzlich alles zu Ende war und auf Hecker als Scheibenbild geschossen werden mußte.

Als dann mitten in der Reaktionszeit auch noch mein Großvater mütterlicherseits, ein typischer protestantischer Bibelhusar und strenger Bauern-Patriarch, zu uns ins Haus gezogen war, um dort seine letzten hohen Lebensjahre abzuwarten, da wurden zwischen den beiden Großvätern zuweilen auch religiöse Themata abgewandelt, und man schlug sich mit den Juden des alten und neuen Testaments, mit ihren Erzvätern, Königen, Richtern, großen und kleinen Propheten und Aposteln herum, wie im Wirtshaus mit dem ersten Napoleon, und es setzte auch da nicht selten so gottlos zornige Reden und unchristliche Schimpfworte, daß meine Mutter beschwichtigend dazwischen treten mußte.

Mein Patriarch-Großvater war gläubiger Mystiker durch und durch, von einer wunderbaren Fülle bilderreichen Ausdrucks, mein Haudegen-Großvater hingegen Skeptiker vom Scheitel bis zur Sohle, der am liebsten mit dem Säbel in der Faust in dem „Pfaffenunsinn" Ordnung gemacht hätte. So verschied auch der eine ruhig und gottergeben und mit einem seligen Aufleuchten seiner großen erblindeten Augen, während der andere,

als ihm das Absterben im Bett zu langwierig und dumm wurde, im Fieber nach einer Waffe schrie, mit der letzten Kraft vom Lager sprang, ein Rasiermesser aus der Schachtel riß, um sich die Kehle durchzuschneiden. Mein Vater konnte ihm gerade noch in den Arm fallen, sonst hätte sich der verzweifelte Held thatsächlich selbstmörderisch aus dem Leben hinausgesäbelt. Mit bewegtem Herzen denke ich heute noch dieser Scenen, mit unerschütterlicher Verehrung und Liebe hängt meine Seele an beiden Großvätern. Ich weiß mir nichts besseres, wenn ich zu meinen Eltern aufs Dorf hinausgehe — ach, es geschieht viel zu selten — als die Bilder jener glühenden, leidenschaftsvollen Zeit zu erneuen. Auch in meinem Vater und meiner Mutter, die beide an der Schwelle der Achtziger angelangt sind, lebt heute, wie ein Nachklang der jungen, heißen Jahre, noch etwas von jenem dämonischen Temperament, das ein uraltes Erbstück meiner fränkischen Ahnen zu sein scheint.

Meine lange Lehr- und Wanderzeit in allerlei germanischen und romanischen Ländern hat es wohl mit sich gebracht, daß ich mich viel gleichmütiger zur Politik stelle, zumal seit mich der Zufall des Parteilebens aktiv an der Geschichte beteiligt und mich schließlich gar in den Reichstag gebracht hat, eine Würde und Bürde, die ich nie gesucht habe. So vieler menschlicher Schwächen ich mir auch bewußt bin, von der albernsten weiß ich mich frei: vom politischen Ehrgeiz, von der Eitelkeit, in diesem heutigen deutschen Reich von Preußens List und Gnaden eine öffentliche politische Rolle spielen zu wollen um jeden Preis.

Aber interessant blieb mir die politische Seite des Gesellschaftslebens des modernen Herdentiers Mensch immer. Die Politik ist wie die Religion eine physiologische Funktion des sozialen Körpers. Schon um der Abrundung und Vertiefung unserer Menschenkenntnis willen muß man sich mit der Politik befassen. Rein studierenswegen. Auch aus Feinschmeckerei: um der besonderen Laster willen, die das zoon politikon im Menschen entwickelt hat. Sogenannte Tugenden habe ich bis heute in der speziellen Politik nicht zu entdecken vermocht. Drum ist sie auch eine Art Sommerfrische für die Geistlichkeit.

Als absoluter Litteraturmensch hätte ich das Leben ohnehin nicht ausgehalten. Alle Einseitigkeit ist mir zuwider. Der Tintenfisch, der nicht aus seinem Element herauskann, hat nie meine Sympathie geweckt. Der Fachsimpler ist mir eine lächerliche Karikatur. Da fehlt's auch immer irgendwo, im Kopf oder im Eingeweide.

In gewisse Dinge kommt man mit der Abstraktion allein nicht hinein, sie wollen praktisch angegriffen, am eigenen Leibe erlebt und erlitten sein. Kein Mensch hat eine ausreichende Ahnung davon, wie intensiv die menschliche Bestie in der Politik stinkt, wenn er nicht die eigene Nase hinein-

gesteckt hat. Nicht einmal die schlimmsten Zeitungen geben dem Fernstehenden, dem platonischen Mitgenießer einen annähernd vollen Begriff davon.

Ich war vor Jahren so naiv, einen politischen Roman schreiben zu wollen, das Mittelstück in meiner Isar-Serie. Disposition und alles Hauptsächliche war festgestellt. „Der rote Ludwig“, wie der Titel lauten sollte, war in meinem Kopfe nahezu fertig. Ich bedurfte nur der Sammlung und Stimmung, um den Roman in ein, zwei Monaten in einem Zuge niederzuschreiben. Meine Kandidatur im heimatlichen Wahlkreis Kitzingen, 1893, kam dazu, unvermutet, und bereicherte mich mit einer Unmenge schönen Materials. Nun ließ ich den „roten Ludwig“ liegen. Vieles vom Früheren stimmte mir nicht mehr mit dem Neuerlebten. Meine Kandidatur hatte nicht zum Mandat geführt, der Zentrumsmann war Sieger geblieben. Drei Jahre später wurde im Wahlkreis Ansbach-Schwabach eine Ergänzungswahl notwendig, der demokratische Mandatsinhaber war plötzlich gestorben. Die Volkspartei, in Verlegenheit um einen raschen geeigneten Ersatz, drang in mich, die Kandidatur anzunehmen. Ich dachte an meinen Roman, an die große parlamentarische Lücke des Nochnichterlebten — und so ließ ich mich für das neue Experiment bereit finden.

Der Wahlkreis Ansbach-Schwabach grenzt an meinen Heimatswahlkreis, ich glaubte mich auf halbwegs vertrautem Boden. Blind stürzte ich mich in den Wahlkampf, ich kam mit dem konservativen Gegner vom Bund der Landwirte in die Stichwahl, am 6. Juni 1896 hatte ich mein Mandat zum Reichstag in der Tasche, zu meiner eigenen Überraschung. Denn die Gegnerschaft war groß und die Freundschaft lau. In meinem Heimatswahlkreis hatte ich nur die Klerikalen wider mich und ein Häuflein Nationalliberaler und antisemitischer Bauernbündler. In diesem Wahlkreise aber, namentlich in seinem alten brandenburgisch-onolzbachischen Teile, wo das verdorbene Blut aus der Markgrafenzeit noch nachwirkt, waren meine wirklichen Demokratenfreunde dünn gesät — und die Freisinnigen und Nationalliberalen hegten von Anfang an eine rechtschaffene Abneigung gegen meine Kandidatur.

Und nun kam noch das dazu, man hatte sie gelehrt, in mir nicht nur den radikalen Politiker, sondern noch mehr den radikalen Schriftsteller, den unabhängigen Dichter und Privatmann widerwärtig und hassenswert zu finden. Man hatte sie gelehrt — sage ich. Denn bis dahin waren meine Schriften selbst, meine Romane und Novellen noch nicht bis in ihre markgräfliche Bildungsidylle gedrungen. Da mußte also plötzlich von der Zentrale meiner litterarischen Thätigkeit, von München aus, nachgeholfen werden, mit möglichst drastischen Mitteln.

Der Erste, der als politischer Nothelfer heimlich herbeisprang und das Aufklärungsamt übernahm, damit meine verehrten Wähler über meine litterarische und persönliche Untauglichkeit zu ihrer parlamentarischen Vertretung nicht länger in Unwissenheit blieben, war der vielgewandte bayerische Landtagsabgeordnete Dr. Siegmund Günther, in seinen politischen Freistunden Professor an der technischen Hochschule in München. In einem gar fein stilisiertem Schreibebrief setzte er dem Häuptling der Freisinnigen in Ansbach, dem mittlerweile zum königlichen Justizrate avancierten Rechtsanwalt Feigel, auseinander, daß der p. p. Conrad ganz ungeeignet sei, der Nachfolger des Holzhändlers Kröber im Reichstage zu werden, sintemalen dieser p. p. Conrad eine Reihe von Schriften verbrochen habe, worin der guten bürgerlichen Moral und Sitte übel mitgespielt werde. Einen solchen schlimmen Menschen könne man der braven Wählerschaft mit gutem Gewissen nicht empfehlen. Selbiger Professor Dr. Siegmund Günther hatte mir drei Jahre zuvor im selbigen Ansbach freundlich die Hand gedrückt und gedankt, weil ich für seinen Holzhändler Kröber bei der Hauptwahl mit unterstützenden Reden so wacker eingegriffen. Weder vorher noch nachher habe ich mit dem Manne je ein Wort gewechselt. Herr Feigel aber, der Justizrat und Führer der Freisinnigen, den ich überhaupt in meinem Leben nicht gesehen noch gesprochen, fühlte sich gedrungen, mir einen unzweideutigen Beweis seiner hohen Weltbildung und politischen Belehrsamkeit zu geben. Als ich ihm und einigen anderen Herren des Wahlkreises meine neueste Broschüre über „Wirtschaftliche Bewegung“ mit persönlicher Dedikation durch die Post zugehen ließ, verweigerte er die Annahme und setzte auf die Adresse die klassisch gebildeten Worte: „Wird nicht angenommen, an den Absender zurück!“ Jeder thut eben, was er kann, um seine Stellung im Reiche der vornehmen Kultur zu markieren. Nur ein Schelm giebt mehr, als er hat. Man kann nicht Trauben lesen von Dornen, noch Feigen von Disteln, bemerkt schon mit poetischer Ironie das Evangelium. That is the humour of it.

Der Zweite, der als politischer Nothelfer heimlich herbeisprang und zunächst den Ansbacher Preßlandsknechten seine moralischen Meuchlerfähigkeiten, schon einmal gegen Martin Greif bewährt, eifrigst anbot, war der sanfte Fridolin aus dem Heyse'schen Kreis: Herr Professor Doktor Georg Scherer, der bekannte lyrische Anthologien-Zusammenleimer und impotente Verslein-Reimer, ehemaliger Volksschullehrer aus der Ansbacher Gegend. Ich hatte einmal seine hämischen Ränke gegen begabtere Kollegen aufzudecken die Gelegenheit wahrgenommen und den edlen Dichtergreis in der „Gesellschaft“ in einem mit guten Beweisen belegten Aufsatz „Schleicher und Genossen“ gebührend angenagelt. Dafür mußte die brave Seele

Rache nehmen, und sie vollbrachte das Werk in der ihren Qualitäten angemessenen Weise.

Von den geringeren Helfershelfern will ich nicht reden. Es lohnt sich nicht, ihre Namen niederzuschreiben. Sie mögen in der Dunkelheit bleiben, die ihren Thaten geziemt. Ich will nicht leugnen, daß ich im ersten Augenblick nicht vollständig gegen diese Sorte von Niedertracht gefeit war. Ja, ich war's so wenig, daß ich gedachte, die landesüblichen Gerichte anzurufen. Eine schwere Erkrankung, die mir völlige Ruhe und Abkehr von aller unnützen Beschäftigung gebot, bewahrte mich vor diesem Schritt, dessen Thorheit außer Frage war.

Ergötzlich war mein Eintritt in den Reichstag. Zum Willkomm lag auf allen Pulten meiner Parteigenossen die neueste Nummer eines in München vierzehntägig erscheinenden Revolverblättchens mit einem blau angestrichenen fabelhaft schimpfierlichen Artikel auf meine Wenigkeit als neugebackenen Volksvertreter. Der Herausgeber dieses biederen Organs hatte offenbar keine Kosten und keine Mühe gescheut, um sich für die vierzehn Tage Gefängnis zu rächen, die ich ihm vor zehn Jahren wegen einer beispiellos frechen Anrempelung durch Gerichtsbeschluß spendieren ließ. Vor zehn Jahren! Was für eine wunderbar idealistische Meinung mußte ich damals von der deutschen Presse gehabt haben, daß ich den Schmierfinken nicht einfach laufen ließ! Endlich erstickt ja doch diese Brut im eigenen Unrat.

Ernsthafter war ein anderes Erlebnis. Als ich wenige Monate nach meiner Erwählung zum Abgeordneten zum erstenmal nach Ansbach kam, um meinen Wählern über meine parlamentarische Thätigkeit Bericht zu erstatten, hatte in ganz Ansbach und der nächsten Umgebung keiner meiner Parteigenossen den Mut, die öffentliche Einberufung einer Volksversammlung mit seinem Namen zu unterzeichnen, wie es das bayerische Vereinsgesetz verlangt. Sie schützten heldenhaft ihre gefährdeten Geschäftsinteressen vor: Die Bauern vom Bund der Landwirte seien so wütend seit ihrer Niederlage, daß das Ärgste zu befürchten. Hätte nicht ein Landtagsabgeordneter aus Schwabach seinen Namen hergegeben, wäre es mir nicht möglich gewesen, als Reichstagsabgeordneter in der Hauptstadt meines Wahlkreises eine Volksversammlung abzuhalten. So bewährte sich im Jahre 1896 in der ehemaligen brandenburgisch-onolzbachischen Markgrafschaft das Bismarck'sche Wort: „Der Deutsche fürchtet nichts als Gott."

Kaum zwei Monate später begab ich mich nach Schwabach, um dort einen öffentlichen Vortrag über die politische Lage im Reich und die Aufgaben des Reichstags zu halten. Bei meiner Ankunft lief prompt ein anonymes Telegramm aus Berlin an den Führer der Schwabacher Demo-

kratie ein: „Laßt Conrad nicht sprechen, es liegt Ehrenrühriges gegen ihn vor, näheres durch Georg v. Vollmar zu erfahren." Die Schwabacher ließen sich nicht verblüffen. Bald kam es an den Tag, daß der Urheber der infamen anonymen Depesche ein „genialer Kamerad" war, der sich auch sonst fleißig in namenlosen Briefen und Postkarten übte.

Ich hatte im Herzen bereits Abschied von diesem liebenswürdigen Wahlkreis genommen, als die gegnerische Preßartillerie ihre Kot=Batterie in der „Fränkischen Zeitung" gegen mich dekouvrierte, um mich bis zur Niederlegung meines Mandats mit allem erdenklichen Mist der Lüge und Verleumdung zu bewerfen.

Wie gesagt: Politik hat mich eigentlich immer interessiert, von meinen jugendlichsten Zeiten an.

Ein wenig kostspielig ist die Befriedigung dieses Interesses allerdings. Man bekommt einen unheimlich übermäßigen Drang zur Reinlichkeit. Die Mehrauslagen für Seife, Bäder, Wäsche, kräftige Desinfektions= und Riechmittel wachsen bei der körperlichen Beschäftigung mit Politik ins Ungeheuerliche. Ohne einige Wochen Karlsbad oder Nordsee kommt man nicht mehr durch. Ist man durch seinen sonstigen ehrenhaften und geruchsreien Beruf, durch den intimen Umgang mit den lautersten Geistern aller Zeiten auf den Sonnenhöhen der Kunst, Dichtung und Philosophie ohnehin ein wenig überfeinert und überempfindlich in den Nerven, dann ist die Anpassung der Sinne an den Dunstkreis der politischen Kloake überhaupt ausgeschlossen. Man kann sich das Ekeln nicht abgewöhnen. Aber man lernt dann auch verstehen, warum die vornehmsten Köpfe Deutschlands im ewigen Hader mit ihren politischen Staatsgenossen lebten. Siehe Nietzsche, siehe Wagner, siehe Feuerbach! Gehen wir weiter zurück: Was hielt Goethe von seinen Deutschen? Oder Schopenhauer? Oder Kant? Nicht zu reden von den Künstlern, Denkern und Gelehrten, die nach milderen und humaneren Kulturklimaten Reißaus nahmen, nur um nicht daheim im Elend und Ekel der lieben angestammten politischen Mitwelt zu verderben. Man mag sich panzern wie man will, gefährlich bleibt die Sache immer für Leib und Leben.

Vielleicht war's gerade das Gefährliche, was mich an der Politik gereizt hat. Genug, es ist wie man's empfindet. Und sobald ich wieder das Bedürfnis nach einer angenehm wechselnden Plauderei verspüre, will ich weiter erzählen: von meinem ersten parlamentarischen Jahr in Berlin zum Beispiel. Das ist ein heiterer Stoff.

Eins will noch als Moral und Nutzanwendung vorweg nehmen, als Fingerzeig für die Unbesonnenen, die sich nach dem Berliner Reichstag sehnen, im Gefühle ihrer überschüssigen Kraft. Wer dahinein und sich mit heiler Haut bethätigen will, der versuche sich erst in einem Fuchsbau oder

in einem Tierkäfig bei Tigern und Leoparden und ähnlichen freundlichen Geschöpfen. Entdeckt er in sich die Kaltblütigkeit, Schlagfertigkeit und Grausamkeit des Tierbändigers und die List des Jägers, wohlan! Dann kann er sein Glück im „hohen Hause“ am Königsplatze vor dem Brandenburger Thor wagen.

Wilhelm II.

Von S. Lublinski.

(Johannisburg, Ostpr.)

Kaiser Wilhelm II. hat durch manches Wort und manche Rede in stark pointierter Form weite Kreise der Nation in eine gewisse Erregung versetzt, und zwar sowohl die große Masse der Gleichgültigen, die sich bisher um Politik nicht kümmerten, als auch manchen aufrichtigen Anhänger einer monarchischen Regierungsform. Nun kann aber schwerlich behauptet werden, daß in den Äußerungen des Kaisers irgend eine neue, unerhörte und aufregende Weltanschauung enthalten wäre. Im Gegenteil, wenn Wilhelm II. sich immer auf seinen Großvater bezieht, so ist er vollkommen im Recht. Auch schon der alte Kaiser war der sehr bestimmten Meinung, daß deutsche Soldaten im Notfall und auf Befehl des Kriegsherrn auf ihre Frauen und Kinder zu schießen hätten. Mit sehr schmerzlichen Gefühlen und sehr ruhigem Gewissen hätte Wilhelm I. im Fall einer Revolution seine Truppen marschieren lassen, und das Wort des Enkels, daß nur ein Christ ein braver Mann wäre, ist seinem Großvater durchaus aus der Seele gesprochen. Der ganze Unterschied war: dieser behielt seine Ansichten für sich, und nur gelegentlich, gleichsam wider Willen, entschlüpfte ihm ein Glaubensbekenntnis. Der Enkel aber nennt unbefangen die Sache beim wahren Namen und spricht aus, was er denkt. Auch in Sachen der Litteratur und Kunst herrscht zwischen ihnen Gleichheit der Gesinnung, die sich nur früher ängstlich zurückhielt und gegenwärtig temperamentvoll äußert. Es ist ja richtig, der alte Kaiser ließ die Fachmänner ungestört walten. Wer ihm zum Schillerpreis vorgeschlagen wurde, bekam den Schillerpreis und ebenso die goldene Medaille, wen eine Kunstjury dessen für würdig erachtete. Somit hatte das Bestätigungsrecht des alten Kaisers nur eine formale Bedeutung — trösteten sich die Fachmänner. Wer aber nicht nur Fachmann war, sondern nebenbei auch das Zeitempfinden tief in sich aufnahm, dem

mußte sich doch das Bewußtsein aufdrängen, daß dieses Bestätigungsrecht des Monarchen — ganz gleichgültig, ob reales oder formales Recht — ein ungeheuerlicher Anachronismus wäre, ein Überbleibsel aus der absolutistischen Zeit, welches sich mit dem innersten Wesen der modernen Kunst in keiner Weise vereinbaren läßt. Wenn Wilhelm I von diesem seinem Recht nur einen sehr sparsamen oder auch gar keinen Gebrauch machte, so mag ihm das, wer durchaus will, als Klugheit und erhabene Bescheidenheit anrechnen — es kann auch kühle Gleichgültigkeit gewesen sein. Im übrigen herrschten in den höheren Kreisen in jenen Tagen kaum andere Kunstanschauungen, als gegenwärtig. Wir wissen ja alle, wie der alte Kaiser über den damals noch nicht allgemein anerkannten Richard Wagner dachte, und wie ihm das Spiel einer Charlotte Wolter oder das Zankduett der beiden Königinnen in der „Maria Stuart" über das Maß eines erlaubten Naturalismus weit hinausgriff. Vom Kronprinzen Friedrich Wilhelm aber, nachmaligem Kaiser Friedrich, geht die Sage, daß ihm vor einem Bildnis Liebermanns die drastische Kritik entschlüpfte: „Das ist kein Abendmahl, sondern ein Anarchistenfraß." So waren damals die Kunstanschauungen bei Hofe, die sich heute eher noch etwas modernisiert und gemildert, als verschärft haben. Der ganze Unterschied besteht darin, daß der dritte deutsche Kaiser ausspricht, was ist.

Am meisten wird bis heute noch dem Monarchen die Entlassung des Fürsten Bismarck verdacht. Aber diese war ja im Grunde nur eine Konsequenz der Theorie des Gottesgnadentums und eines hochgespannten Souveränitätsgedankens. Beides hatte schon Wilhelm I., dem nur die persönliche Energie und das persönliche Temperament fehlten, um diese Theorien in entscheidende Thaten umzusetzen. Er stand vielmehr ganz unter dem Einfluß des Fürsten Bismarck, dem er sich nicht mehr zu entwinden vermochte. Wohl konnte auch der Fürst nicht völlig aus seiner Haut eines märkischen Tory heraus, und so war wirklich ein Stück echter Vasallentreue in den Gefühlen, die er für seinen allergnädigsten Herrn empfand. In der Praxis des politischen Lebens machte aber dieses Verhältnis einen geradezu umgekehrten Eindruck. Bismarck war der Allmächtige und hatte eine zahllose Anhängerschar im Lande, welche es als selbstverständlich empfand, daß das Souveränitätsrecht des Monarchen gegenüber ihrem Halbgott zu schweigen hätte. Man begnügte sich aber mit dieser Empfindung und hielt sonst, besonders im Kampf gegen die Opposition, die Theorie der unantastbaren Königsmacht energisch aufrecht. Wie dann aber Kaiser Wilhelm II. aus diesen Theorien auch die Konsequenzen zog und das Recht seiner Souveränität gegen den allmächtigen Minister kehrte, da war das Entsetzen im Lande über alle Maßen groß. Auch hier offenbarte sich, daß

die Indifferenten keineswegs durch eine unerhört neue Weltanschauung aufgerüttelt und erschüttert wurden, sondern nur durch die politische Methode des dritten deutschen Kaisers, welcher ausspricht, was ist, und danach handelt.

Wie aber kam Wilhelm II. zu dieser Methode? Gewiß nicht aus politischen Gründen, die im Gegenteil ein kluges Schweigen und Verschweigen, ein Totschweigen sogar, empfehlenswert erscheinen ließen. Wenn der Monarch die durchaus unzeitgemäßen Prinzipien seines Großvaters und des Fürsten Bismarck aufrecht erhalten wollte — und in der That, das wollte er! — so hätte er auch, wie diese beiden, über die entscheidenden Fragen stillschweigend hinweggleiten sollen und sie unter einer schlichten Hülle geschickt verbergen. Der dritte deutsche Kaiser handelte so aber nicht, und wir müssen annehmen, daß ihn noch andere, als rein politische Motive dabei bestimmten.

Die gehässige Insinuation der Bismarckfronde, daß es sich einfach um persönliche Überhebung handle, muß entschieden zurückgewiesen werden. Eine aufmerksame Prüfung der kaiserlichen Reden ergiebt mit vollkommener Klarheit, daß dieser Mann wohl glaubt, unter dem Schutze einer höheren Macht zu stehen, zugleich aber die drückende Verantwortung, welche sein Amt ihm auferlegt, sehr schwer empfindet. Er faßt in der That seinen Beruf nicht anders auf, als sein Großvater, und es ist auch nicht ersichtlich, daß ihn ein geringeres Pflichtgefühl und geringere Arbeitslust dabei beseelen. Im Gegenteil, der Enkel entfaltet in der Ausübung dessen, was ihm als seine Pflicht erscheint, unendlich viel mehr Temperament, Energie und Leidenschaft, als dem alten Kaiser jemals nachzusagen war. Jene zweifelhaften Politiker, welche sich nach dem Staatsstreich sehnen, setzen ihr Vertrauen gerade auf das eisern-leidenschaftliche Pflichtgefühl des Monarchen. Dem Kaiser soll der Glaube eingehaucht werden, als verlangten Pflichten höherer Art — Rettung des Vaterlandes vor inneren und äußeren Feinden — den Bruch mit dem Reichstag und womöglich den Staatsstreich. Schon die Umsturzvorlage und kürzlich das preußische Vereinsgesetz waren ganz nach diesem Plane angelegt. Wenigstens die Vertreter dieses letzten Gesetzes wußten vorher schon ganz genau, daß der zweideutige Wechselbalg vom Abgeordnetenhaus nichts zu erwarten hätte. Aber damit sollte dem Kaiser der augenscheinliche Beweis von der Unfähigkeit der Volksvertretung geliefert werden, die nicht imstande wäre, das Vaterland gegen den inneren Feind zu sichern. Ganz das gleiche, frevelhafte Spiel wurde seiner Zeit mit der Marinefrage betrieben. Auch hier hoffte und wünschte man, daß der Reichstag nein sagen würde. Dann aber wäre an den Monarchen die Entscheidung herangetreten, ob er sich dem Votum des Parlamentes fügen oder, dem Parlament zum Trotz, seine „höhere Pflicht“ dennoch durchführen

sollte. Auch gab ja gerade diese Frage dem Kaiser den Anlaß, um das Wort von der furchtbaren Verantwortung der Fürsten vor Gott zu münzen. Man sieht, nicht eine persönliche Überhebung und Laune droht jeden Augenblick einen Konflikt zwischen Volksvertretung und Krone heraufzubeschwören, sondern ein starkes Pflichtgefühl, das zu persönlicher Unterordnung und vielleicht sogar leidenschaftlicher Selbstaufopferung gern bereit wäre, sich aber von der Vorstellung eines Königtums von Gottes Gnaden nicht befreien kann. In keinem Fall also hat der Kaiser aus planlos subjektivem Belieben seine Ansichten nackt und offen vor allem Volke ausgesprochen, sondern es müssen noch andere Motive vorliegen, die nicht politischer und auch nicht oberflächlich persönlicher Art sind, sondern sich aus der Kombination der Zeitverhältnisse und des Charakters mit zwingender Notwendigkeit ergeben.

Die zwei Jahrzehnte seit 1870 möchte ich am liebsten als die Zeit der Individualisierung des Liberalismus bezeichnen. Vorher war die liberale Weltanschauung eine große, allgemeine Wahrheit, an welcher kein Gebildeter zweifelte, nämlich eine Trivialität. Wenigstens so weit, als der Liberalismus auf dem politischen Gebiete thätig war. Seine Forderungen waren ja auch von der einfachsten, allgemeinverständlichsten Art — er wollte Parlamentsherrschaft und Gewerbefreiheit. Nichts mehr, nichts weniger. So lange aber die Gewerbefreiheit noch ein frommer Wunsch war, so lange wurde auch das wirtschaftliche Leben der Völker nicht um und um gerüttelt und fanden die einzelnen Klassen noch keine Veranlassung, sich mit der modernen Weltanschauung in Haß und Liebe auseinanderzusetzen, sie in irgend einer Weise mit den Bedürfnissen ihres Berufes in Einklang zu bringen. Und so lange es keine Parlamente gab, oder diese Parlamente noch ganz einflußlos waren, so lange sahen auch die Stände und Gesellschaftsklassen sich noch nicht genötigt, wechselseitig um die politische Macht zu ringen und zu diesem Zweck den herrschenden Liberalismus nach individuellem Bedürfnis mannigfaltig umzumodeln. Ursprünglich gab es neben der liberalen höchstens noch eine stramm konservative Partei, die sogar die bescheidenen Grundforderungen des Liberalismus trotzig zurückwies. Wer schon damals aus diesen Allgemeinheiten herausstrebte, um die Forderungen des modernen Lebens mit der persönlichen und geschichtlichen Überlieferung zu verschmelzen und zu durchdringen, wie etwa Friedrich Wilhelm IV. es that, verfiel unfehlbar einer unfruchtbaren Romantik und ging eben zu Grunde. Das alles aber änderte sich mit einem Schlage nach der Begründung des Reiches. Nunmehr begann der Liberalismus von den Bergen in die Thäler herabzusteigen, aus dem Dogma und Schlagwort einer organisierten Partei zu einem Zersetzungsstoff des täglichen Lebens zu

werden, zu einem chemischen Element, welches das scheinbar Nächstliegende auseinanderriß und dafür die entferntesten, einander ganz fremden Stoffe zu seltsamen Lebensgebilden zusammenfügte. Es ist an dieser Stelle nicht angebracht, den Prozeß in allen seinen Einzelheiten zu verfolgen und genau nachzuweisen, wie sich immer mehr Parteien spalten und differenzieren, und wie es auch unter den orthodoxesten, am meisten rückwärts stehenden Fraktionen nicht eine einzige giebt, die nicht bis in die Fingerspitzen erfüllt wäre von mehr als einem Tropfen des alten Liberalismus, der eben darum als gesonderte Partei gar nicht mehr gedeihen kann.

Von diesem Prozeß der Zersetzung und Verbindung, den der Liberalismus im deutschen Leben bewirkte, blieb lange Zeit die wichtigste, politische Institution des Landes, das Kaisertum, vollkommen verschont. Denn der Zeitgeist wurde durch die schweigsame, wohlerwogene Methode des Fürsten Bismarck gleichsam irre geführt und bildete sich wohl gar ein, daß gegenüber der Monarchie seine Arbeit längst vollendet wäre. Man übersah eben das Gottesgnadentum, weil nicht davon gesprochen wurde. Wilhelm II. aber spricht davon und zwar deshalb, weil dieses Gottesgnadentum in ihm in Gährung kam, weil die überwältigende Fülle moderner Gedanken von seiner Person Besitz nahm, weil jetzt jener chemische, zersetzende und verbindende Stoff des Liberalismus auch im Monarchen zur Geltung gelangt.

Die Modernität des gegenwärtigen Kaisers ergiebt sich schlagend, sobald wir ihn mit seinem Großvater oder Vater vergleichen. Modern ist schon sein äußeres Auftreten, sein Bedürfnis, sich mit Wucht und Temperament der öffentlichen Meinung gegenüber- oder auch entgegenzustellen, feurig um sie zu werben oder sie erbittert zu bekämpfen. Modern ist die intensive, starke Persönlichkeitsnote, die in allen seinen Reden klingt und vibriert und die Ketten der Etikette und der politischen Vorsicht wie Spinneweben auseinanderreißt. Und noch weiter modern ist seine Erkenntnis von der Bedeutung der sozialen Frage, sein tiefes Bewußtsein, einer Sphinx gegenüberzustehen, deren Rätsel durchaus gelöst werden muß. Und schließlich am extremsten modern ist in ihm die Vereinigung einer starken Phantasie mit einer noch viel stärkeren Willenskraft. In dieser Hinsicht unterscheidet er sich sehr wesentlich von seinem Großoheim Friedrich Wilhelm IV., dessen mächtige Phantasie noch viel reicher in allen Farben schillerte und spielte, dem aber die feste, zügelnde Hand vollkommen abging. Friedrich Wilhelm IV. teilte einmal in glücklicher Stimmung dem Herzog von Koburg mit, daß der Minister Manteuffel endlich gelernt hätte, zu gehorchen. Aber der König irrte sich, da umgekehrt Manteuffel und die Kreuz-Zeitung den heftig widerstrebenden Monarchen zum Gehorsam zurückzwangen. Wilhelm II. dagegen brauchte sich um den Gehorsam seiner Minister keine Sorge

zu machen. Sie fügten sich ihm meist, und ein unbequemer Widerstand wurde immer durch schnelle Entlassung jäh beseitigt. Es soll sogar schon vorgekommen sein, daß ein Minister, der mit einer eigenen, sehr bestimmt formulierten Meinung zur Audienz ging, nach der Audienz ganz von der Meinung des Kaisers erfüllt war. Denn aus den Worten und dem ganzen Auftreten des Monarchen strömt eine Energie heraus, der eben nicht jeder zu widerstehen vermag. Trotzdem ist aber auch die Geistesverwandtschaft mit Friedrich Wilhelm IV. gar nicht zu verkennen. Beiden gemeinsam ist die starke Phantasiethätigkeit und die reiche Fülle ihrer Natur, in der zwei grundverschiedene Weltanschauungen einander begegnen und mit einander zu verschmelzen streben. Friedrich Wilhelm IV. lebte im romantischen Mittelalter und atmete zugleich mit reger Empfänglichkeit die Luft der liberalen Ideen in sich ein. Wilhelm II. wieder wurzelt in der Hohenzollerngeschichte, im Boden des alten Fritz und des alten Wilhelm, während gleichzeitig die soziale Frage und die moderne Weltanschauung machtvoll auf ihn eindringen. So ist in ihm, wie einst in seinem Großohm, ein Überschwang von Gefühlen und Ideen, welcher in volltönenden Reden und glänzenden Bildern manchmal zum Durchbruch kommt. Während aber der geistvolle Sohn der Königin Luise unter dieser Fülle zusammenbrach, kommt es dem regierenden Kaiser reichlich zu Gute, daß er fünf Jahrzehnte später zu leben und zu wirken hat. Vor fünfzig Jahren stand die Übergangszeit, in der wir uns noch heute befinden, gerade in ihrer ersten Blüte, und die Menschen jener Tage konnten sich an sie nicht gewöhnen. Darum suchten sie instinktiv herauszukommen und die Fülle ihrer Eindrücke möglichst zu vereinfachen, um überhaupt zum Handeln und zur politischen Wirksamkeit zu gelangen. So trivialisierte sich der Liberalismus, und die Konservativen zogen ihre Stärke aus ihrer Borniertheit. Bis man sich dann ganz allmählich an die neuen Verhältnisse gewöhnt hatte, und es endlich lernte, Thatkraft und Fülle der Ideen mit einander zu vereinigen. Das konnte schon Lassalle, und Bismarck konnte das noch mehr. Beide aber gelangten doch eigentlich nur dadurch zu praktischer Thätigkeit, daß sie sich auf einen Weltanschauungsstandpunkt gar nicht festlegen ließen, sondern als intellektuelle Praktiker eine Realpolitik von Fall zu Fall betrieben. Wilhelm II. erbte zum Teil von diesen Männern ihre Ideenfülle und Willenskraft. Jedenfalls übertrifft er die meisten von ihnen an reger Phantasie, welche nach einem Rahmen und einem geschlossenen Weltbild strebt. Denn die modernen Gedanken und Ideen, die Anregungen des Zeitgeistes sind für den Kaiser nicht etwas von außen her, das man mit realpolitischer Klugheit anzunehmen oder abzulehnen hat. Sondern es ist ein Stück seines Wesens, und soweit er persönlich, nicht staatsrechtlich, in Betracht kommt, ist in ihm

die Verbindung zwischen dem individuellen, ererbten Herrscherbedürfnis und den Idealen des Liberalismus vollkommen vollbracht. Freilich eine Verbindung sehr äußerlicher Art, mehr bewußter Willensakt, als organischer Zusammenwuchs.

Bisher ist bekanntlich noch niemand, der in seiner besten Kraft stand, freiwillig gestorben, und die Dynastie der Hohenzollern hat ja erst vor einem Vierteljahrhundert einen so mächtigen Aufschwung genommen, daß es nicht Wunder nimmt, wenn sie nicht sich aufgeben will und von der Zukunft noch alles erwartet. Die Gegenwart ist aber dynastischen Prätensionen wenig günstig und in vielen lebt der Glaube, daß die Republik die notwendige Grundlage für jede freiheitliche, im sozialen Geist ausgestaltete Gesellschaftsordnung wäre. Mithin hat das Haupt der Dynastie Hohenzollern, wenn es Zeitblut in sich fühlt, zunächst vor sich selbst den Beweis zu führen, daß sich das Bedürfnis der Zeit mit dem Fortbestande seines Hauses durchaus verträgt. Dieser Beweis ist sehr leicht zu führen, weil er im Grunde nur auf Zukunftshoffnungen und abstrakt logischen Gedankenschlüssen beruht. Sehr natürlich ist es auch, daß es bei diesem Nachweis der Unschädlichkeit nicht lange bleibt, sondern gar bald der Gedanke einer Vorherbestimmung und historischen Mission auftaucht. Demnach mußte es für den Kaiser bald feststehen, daß die Dynastie Hohenzollern vom Schicksal vorherbestimmt wäre, die soziale Frage zu lösen und Deutschlands Machtstellung zum Wohl der Civilisation und des Weltfriedens zu behaupten und zu erhöhen. So ungefähr umschreibt sich das Programm für die Zukunft. Aber natürlich gehört zum Wesen der historischen Mission auch der Nachweis, daß sie bereits in der Vergangenheit vorbereitet wurde oder gar schon wirksam war. Die intime Kenntnis der Geschichte und die unbewußte, instinktive Konstruktion historischer Thatsachen sind wesentliche Bestandteile eines Geistes, der an historische Missionen und an geschichtliche Zweckgedanken glaubt. Der deutsche Kaiser glaubt an die Mission seines Hauses wie an das Evangelium, und so hat er den überlieferten Begriff des Gottesgnadentums ganz und gar mit diesem Missions- und Entwicklungsgedanken erfüllt. Und mit diesen Augen betrachtet er nun auch die Geschichte seines Hauses. Nunmehr scheint ihm sicher, daß schon alle seine Ahnen große Versöhner, Vermittler und Beschützer der Schwachen im sozialen Klassenkampf gewesen sind. Etwas ist ja auch daran, wiewohl es bedenklich erscheint, moderne Gesichtspunkte auf das fernliegende siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert zu übertragen. Dagegen dürfte die zweite Konsequenz dieser Geschichtsauffassung, wonach schon die älteren Hohenzollern Vorbereiter und Vorahmer des neuen deutschen Reiches gewesen sein sollen, kaum bei einem Historiker Anklang finden. Aber Wilhelm II. wird sich diesen Glauben,

der nun einmal die logische Folge seines historischen Missionsgedankens ist, nicht rauben lassen, wie ja eben jeder Mensch und besonders jeder Politiker seine ganz bestimmte, unzerstörbare, individuelle Parteimetaphysik zum Sprungbrett all seiner Handlungen und Gedanken nimmt. Die Apotheose Wilhelms des „Großen" erscheint gleichfalls nur als ein notwendiges Ergebnis dieser Weltanschauung. Unter dem greisen Wilhelm wurde ja das Reich geeinigt und der erste Versuch einer sozialpolitischen Gesetzgebung gewagt. Es ging nicht an, diese Thaten einfach als das Produkt aus den Zeitverhältnissen und dem Genius eines leitenden Ministers hinzustellen — der Hohenzollern'sche Missionsgedanke hätte dann keinen Sinn mehr gehabt. Wer einmal von diesem Gedanken erfüllt war, dem wurde ganz von selbst und in gutem Glauben Wilhelm I. zum alles beherrschenden Mittelpunkt. Trotzdem, so scheint mir, würde darum allein der Enkel den vorletzten seiner Ahnen noch nicht den Großen genannt haben. Hier spielte auch die Vorliebe für die große Form und den stolzen Schwung der Linienführung mit, wie sie sich fast immer bei jungen, energischen Fürsten findet, die in einer gährenden Übergangszeit ihre Weltanschauung formen. Es ist wichtig, sich mit dieser Eigenart des Kaisers genau vertraut zu machen.

Wilhelm II. verehrt unter all seinen Ahnen am meisten den großen Kurfürsten. Unwillkürlich lenkt sich dabei unser Gedanke auf gewisse, eigenartige Fürstengestalten der Weltgeschichte, große oder auch nur reiche und interessante Naturen, welche sich nicht an die nächstliegende Reihe ihrer Vorfahren hielten, sondern in die Weite schweiften, bis zum Stammvater hin, zu einem mythischen Ahnherrn oder gar zu einer außerhalb der Dynastie erwachsenen historischen Erscheinung. Man könnte an den jungen Sachsenkaiser Otto III. denken, der zu Aachen in die Gruft Karls des Großen herabstieg, oder auch an Alexander, der den Achilles glückselig pries. Diese Fürsten stehen ja gleichfalls auf der Grenzscheide zweier Zeiten und das Blut verschiedener Kulturen gährt in ihren Adern. Denn die alte Rasse stämmiger Fürsten und Eroberer hat sich inzwischen sehr verfeinert durch die Aufnahme und das genießende Verständnis einer reichen, vielseitigen Bildung, die aus anderen als rein kriegerischen Elementen erwachsen war. Aber fast stets gelangt der Fürst nur als Individuum zum Vollbesitz der neuen Kultur, während die Grundlagen seiner Macht und seiner Stellung, die Institutionen, in denen das Fürstentum wurzelt, sich sehr schwerfällig, sehr langsam und unmerklich zu wandeln beginnen. Der kluge Realpolitiker, der sich Menschen und Kulturen mit Energie vom Leibe hält, wird natürlich diese allmähliche Entwicklung zu fördern, vielleicht zu beschleunigen suchen und im übrigen im großen Stil die Methode des Fortwurstelns betreiben. Unmöglich aber kann das ein junger, energischer Fürst,

in welchem die neue Kultur zu einer innerlich wärmenden und mächtig treibenden Lebenskraft geworden ist, und dessen Blut zugleich erfüllt ist von dem gewaltigen Willen und den kriegerischen Instinkten seiner Ahnen. Ein solcher Mann wird nicht lang stillsitzen und geduldig planen. Ein Sprung, ein Griff, und er hat diese grundverschiedenen Welten gleichsam beim Schopf und zwingt sie gewaltsam unter ein Dach. Daraus folgt zunächst eine ungeheure Stilmischung und dann auch die Vorliebe für die große Form. Denn eine solche ist wohl notwendig, wenn man die fertigen, ganz ausgewachsenen Gestalten verschiedener Kulturen im gleichen Raume neben einander stellt. In seiner Heldengalerie wollte sich Otto III. gleichzeitig am Anblick des Sachsenhäuptlings Widukind, des heiligen Adalbert, des großen Kaisers Karl und endlich gar des Imperators Julius Cäsar erlaben. Ganz ähnlich wollte Alexander der Große Achilles sein, dann Pindar, orientalischer Sultan und ritterlich stämmiger Mazedonierkönig. Der regierende deutsche Kaiser wieder hält es nicht für unmöglich, den Sozialreformator im großen Stil mit der alten Herrlichkeit Barbarossas, mit dem König von Preußen und Markgrafen von Brandenburg zu verbinden. Natürlich läßt sich ein solches Bündnis nicht erreichen, solange diese einzelnen Gestalten noch ihre Lokalfarbe bewahren. Man denke sich doch nur einen wilden Sachsenhäuptling im Tierfell, der als Gleichberechtigter neben Julius Cäsar steht, und neben diesen beiden einen düsteren, demütigen Mönch, der sich kasteit! Nein, die Lokalfarbe muß ausgelöscht werden, der Grund und Boden dieser Gestalten muß durchbrochen und die scharf markierten Züge des Individuums müssen verwischt werden bis auf den letzten Rest. Damit aber verschwinden auch die Nuancen und Abtönungen, das Schlichte und Kleine, sowie die Idylle des täglichen Lebens. Man kann ein schlichter, bescheidener Mann und König sein und doch von einem Volke vergöttert werden, mit dessen Sitte und Lebensweise man innig verwachsen ist. Sobald aber dieser schlichte Reiz der Lokalfarbe schwindet, erscheint es ganz unmöglich, daß ein einfacher Normalmonarch einem großen Volke und einer ganzen Kulturwelt imponieren sollte. In seinem Großvater erblickt aber Wilhelm II. nicht den letzten, schlichten König von Preußen, der in seiner Art der solide Vertreter eines braven deutschen Mittelstandes gewesen ist, sondern den erhabenen Begründer des Reiches, den Sozialreformator und heldenhaften Nachfahren Barbarossas. Mit einem Wort, die Zeit- und Lokalfarbe wird beseitigt, und die schlichte Gestalt, die ohne dieses Kolorit bedeutungslos erscheint, wird nun zum Ersatz weit über alles Menschenmaß erhöht. Wilhelm II. ließ seinem Großvater von Reinhold Begas ein Nationaldenkmal setzen, welches sich, von einem realistischen Kunststandpunkt aus gesehen, zu dem wirklichen alten Kaiser verhält, wie etwa das Phan-

tasiebild Karls des Großen von Albrecht Dürer sich zu der zeitgenössischen Statue von Metz verhält.

Wenn der Kaiser die Reihe seiner Ahnen weiter heruntersteigt, so steht er der welthistorischen Erscheinung des großen Friedrich gegenüber. Nun ist aber der Einsiedler von Sanssouci mit seinem Krückstock, seiner vernachlässigten Kleidung, seinen Windhunden und französischen Philosophen eine zu markante und zu innig mit dem Rokokozeitalter verwachsene Gestalt, als daß er sich nicht zu spröde für jeden Umwandlungsprozeß erwiese. So läßt man den großen König in Frieden und hält sich mehr an die Sitten jenes Zeitalters. Allerdings werden diese Sitten stark modifiziert, und nicht so sehr lauschige Intimität des Rokoko, als vielmehr sein Glanz und seine Kleiderpracht gelangen bei den Hoffesten zur Anwendung. Auch hier wieder, wo es sich scheinbar um Zeitkolorit handelt, wird in Wahrheit die Lokalfarbe getilgt, die Sitte aus dem zeitlichen Boden herausgehoben und als glanzvolles Ornamentstück eines Riesengebäudes benutzt, das sich aus den buntesten Stilarten zu einem vielleicht willkürlichen, aber doch äußerlich imponierenden Ganzen zusammenfügt.

Freilich alles hat seine Grenzen. Und wenn der typische Monarch, wie wir ihn schilderten, in seiner Ungeduld, rasch zu einer abgerundeten Weltanschauung zu gelangen, nicht warten möchte, bis der langsame Gang der Zeit ihm alle Elemente zurechtgelegt hat, sondern in aller Eile mit dem vorliegenden Material zu bauen beginnt, mit uralten Säulenschäften und modernen Ziegelsteinen — so lebt dennoch in ihm, wie in jedem Sterblichen, die Sehnsucht nach Ursprünglichkeit, nach schlichter Natur und gesunder, geistiger Harmonie. Unmöglich ist es aber, die eigene Persönlichkeit dabei aufzugeben, diese Vielheit der Pläne, diesen leidenschaftlichen Drang, das Entfernteste in einander zu fügen. Im Bunde mit stiller Ruhe und innerem Gleichgewicht findet sich aber eine solche Vielgestaltigkeit doch nur in den Anfängen der Entwicklung, in der Zeit der Kindheit gleichsam, wo man noch unbegrenzte Welten der Sehnsucht und Hoffnung tagtäglich einatmet und sich, wie ein gaukelnder Schmetterling, nach allen Richtungen tragen läßt, bevor das harte Leben uns an die Kette und an die Scholle legt. Nur die Kindheit und erste Jugend können ohne Gewaltsamkeit an beiden Enden schwärmen und in aller Unbefangenheit den Versuch wagen, die extremsten Gegensätze gegen einander umzubiegen. Und nur in der frühen Werdezeit eines Volkes oder Geschlechtes treten Männer auf, die harmonisch sind, robust, gewaltthätig, urgesund — die aber dennoch, ganz naiv, alle Abgründe zu überfliegen, alle Gegensätze mit einander zu versöhnen streben. In der preußisch-deutschen Geschichte war der große Kurfürst eine solche Gestalt. Er hatte seinen Staat erst noch zu begründen und konnte darum

alle Möglichkeiten ins Auge fassen. Er konnte sich ein stehendes Heer schaffen, und mehr als das, er mußte es sogar, um seinem Staat die notdürftigste Existenz zu sichern. Noch aber ahnte er nicht, wie sich wohl die Zukunft gestalten könnte, und in welcher Richtung die von ihm begründete Macht sich weiter entwickeln würde. Also dachte er, neben dem Landheer, auch an die Flotte und ließ Schiffe ausrüsten, um in Afrika zu kolonisieren. Seine Nachfolger freilich mußten Kolonie und Flotte wieder eingehen lassen, da es ihre nächste Aufgabe war, sich in hartem Kampf in der Heimat zu behaupten und dort weiter zu wachsen. Der Kurfürst hielt es noch für möglich, neben seiner Hauspolitik auch als deutscher Patriot die Rechte des heiligen, römischen Reiches kräftig zu wahren.*) Die nach ihm kamen, erkannten aber bald, daß sie sich zunächst vom Reich zu emanzipieren hätten, um eine rein preußische Politik zu treiben. Der Kurfürst war der erste große Vertreter des aufgeklärten Despotismus in Norddeutschland, und wollte trotzdem den weltumspannenden Handel, den Gewerbefleiß und die hohe Städteblüte der Niederländer, die dies alles ihrer freiheitlichen Verfassung verdankten, auf seine Staaten übertragen. Aber die spätere Entwickelung und die Energie der Nachfolger sorgten schon dafür, daß sich nur der kleinste Teil all dieser Pläne verwirklichte. Preußen wurde ein Staat, der sich vorzugsweise auf das Landheer, die Bureaukratie und den militärischen Grundadel stützte. Begreiflich aber ist es, daß Wilhelm II. in seinem Ahnen aus dem siebzehnten Jahrhundert sein erlauchtes Vorbild findet, wie ja in der That über dieser stämmigen, realistischen Gestalt ein gewisser, unschuldiger Phantasieschimmer ruht. Der Kurfürst war manchmal prachtliebend, hochstrebend, abenteuerlich und trug sich lange Zeit mit dem eigenartigen Plan, die Universität Duisburg zu einer Gelehrtenrepublik für die ganze Welt umzugestalten. Wilhelm II. fühlt sich zu ihm hingezogen, wie Otto III. zu Karl dem Großen, wie Alexander zum Peliden Achilles.

Noch eine zweite, mehr sekundäre Eigenart soll hier hervorgehoben werden, die sich gleichfalls bei Fürsten findet, welche mit alt-neuem Material ihr Zukunftsweltbild formen und dabei gezwungen sind, das Lokalkolorit und die schlichte Natur zu zerstören. Das ist ihre ausgesprochene Vorliebe für die klassische, konventionelle Heldentragödie, die aber schon gewisse moderne Bausteine und Gedanken unter das alte Material mit eingefügt hat.

Die Litteratur einer Übergangszeit, wenn sie gesund ist, pflegt vom Kothurn in die Niederungen des Lebens herabzusteigen, um von unten her

---

*) Allerdings haben die archivalischen Veröffentlichungen von Prutz kürzlich bewiesen, daß der große Kurfürst in den letzten Jahren seines Lebens von seinem naiven Glauben viel verlor und aus dynastischem Interesse bedenklich zu Ludwig XIV. hinneigte.

den neuen Lebensstoff immer wieder zu bearbeiten und geistig zu durchdringen, bis sich langsam, im Laufe der Entwickelung, die großen Formen herausbilden, welche den neuen Inhalt wieder zur Ätherhöhe des Gedankens emportragen. Jene ungeduldigen, hochstrebenden Fürsten finden aber an dieser Kleinarbeit keinen Gefallen. Wie Alexander das neu-attische Lustspiel aus der Schule des Menander nicht goutierte, so Wilhelm II. nicht das Schauspiel Gerhart Hauptmanns. Darum behelfen sie sich, so gut sie eben können, mit modernisierten Surrogaten der hohen Tragödienform. Freilich fand Alexander seinen Euripides, während sich Wilhelm II., zu eigenem Leidwesen, mit den Herren Wildenbruch und Lauff begnügen mußte.

Nunmehr wird es wohl klar sein, warum Wilhelm II. notwendig mit seiner Zeit in Widerspruch geraten mußte, und warum er auch nicht vermochte, durch geschicktes Schweigen über diesen Widerspruch hinwegzutäuschen. Er ist eben ein durchaus fertiger Mann, in welchem das Bedürfnis lebt, von einem bestimmten Punkt aus die Welt aus den Angeln zu heben. Der Kern seiner Weltanschauung, um welchen sich alles krystallisiert, ist die weltgeschichtliche Mission des Hauses Hohenzollern; ihr Zweck die Verwirklichung von Zeitgedanken durch die Hohenzollern; ihre Form endlich der Kothurngang, die Häufung der Stilformen, die Loslösung vom alltäglichen Leben und vom Zeitkolorit. So mußte es kommen, weil im Kaiser die neue Zeitkultur und der dynastische Selbsterhaltungstrieb in gleich starker Weise lebendig waren, und weil seine Willenskraft es nicht vertrug, diese verschiedenen Welten ohne Zweck und Plan in seinem Innern zusammenprallen zu lassen. Er zwang sie also, bon gré mal gré, in der klassisch hohen Form zu einem Ganzen zusammen. Das aber war für ihn ein Ereignis. Nun hatte er einen Lebensinhalt, der seine Seele erfüllte und überfüllte — er mußte sprechen. Weil der Kaiser diesen Drang in sich fühlt und auch die Willenskraft besitzt, seine Persönlichkeit zur Geltung zu bringen, weil er ferner in seiner Weltanschauung, die sicherlich voll starker, subjektiver Wahrheit ist, auch das Heilmittel für die Schäden der Zeit gefunden zu haben glaubt, so steigt er in die Arena nieder und spricht und kämpft. Wie sehr nun der Inhalt der kaiserlichen Reden dem Zeitbewußtsein oft widersprechen mag, so ist er doch darin ganz modern, daß er den Mut hat, die eigene Individualität zu setzen. Hier ist es nicht seine Persönlichkeit, sondern seine staatsrechtliche Stellung, die ihn mit den Zeitgenossen immer wieder in Konflikt bringt, weil gegenwärtig das Verlangen nach einem unpersönlichen, konstitutionellen Königtum in den Volksmassen stark lebendig ist.

Bisher kam es noch zu keinem eigentlichen Konflikt zwischen dem Kaiser und dem Zeitgeist, sondern nur zu gelegentlichen Reibungen. Es ist mög-

lich, daß der Blitz noch einmal einschlägt, eben so möglich, daß die drohende Wolke wieder vorüberzieht. Das letzte wäre im Interesse beider Teile. Der Kaiser darf nicht hoffen, aus einem offenen Konflikt im großen Stil als Sieger hervorzugehen. Dazu ist auch in Deutschland der Zeitgeist schon zu stark und zu konsolidiert. Die Nation würde gewiß ihre Rechte auf das Äußerste zu wahren wissen, wenn sie selbstverständlich auch den Wunsch hegt, den voraussichtlich schweren Kampf lieber vermeiden zu dürfen. Gelingt ihr das, dann kann indirekt die Person des Kaisers für das deutsche Geistesleben zu einer mächtigen Anregung werden, zu einer Mahnung für die Zeit, sich eine alles umspannende Weltanschauung zu schaffen, wieder aus dem Alltagsleben herauszuschreiten und eine neue, große Kunstform zu prägen, welche der klassischen Konvention an Schwung nicht nachzustehen braucht, sie aber an Lebenswärme, Lebenskraft und Lebensleidenschaft weit übertrifft.

Das Frauenphantom des Mannes.

Eine Entgegnung von Marie Stona.

(Schloß Strzebowitz, Österr.-Schles.)

Eine norddeutsche Aristokratin, Fanny Gräfin zu Reventlow, ist in den „Zürcher Diskussionen", herausgegeben von Oskar Panizza, mit reizendem Freimut und einer Schneidigkeit ohne gleichen für die Ehelosigkeit und die freie Liebe eingetreten. Mehr noch für das Mutterrecht. Sie wünscht von Herzen, die Zeiten mögen sich derartig ändern, daß jedes junge Mädchen sich eines gesunden Kindes vollauf erfreuen dürfe.

Wir stimmen mit der Verfasserin vollkommen darin überein, daß die Enttäuschungen der Ehe in erster Linie ihren Grund in der verfehlten Erziehung der Jugend haben, der Jünglinge sowohl als der Mädchen. Die Erziehung der beiden Geschlechter, die dereinst ihr Leben zu einem einzigen vereinigen sollen, ist eine weit auseinanderstrebende. Das Mädchen wird, wie man so schön sagt, für die Liebe erzogen, der Mann für das Leben. Es ist klar, daß die Ehe bei beiden leer ausgeht. Inwiefern der Mann ihrem ethischen Gedanken entfremdet wird, wollen wir unerörtert lassen und nur konstatieren, wie wenig das Mädchen dem sittlichen Begriff der Ehe zugeführt wird.

Wir leben in einem Übergangszustand; die alte Zeit sinkt und die

neue ist noch nicht völlig erstanden. Wir haben einen Überschuß an modernen Frauen und einen fühlbaren Mangel an modernen Müttern. Die wenigsten wagen es, mit ihren Töchtern über die physiologischen Vorgänge im Dasein zu sprechen; sie überlassen die Aufklärung den im Wissen ihren Kleinen vorgeschrittenen Altersgenossinnen, und die natürliche Folge ist, daß Fragen, von deren richtiger Auffassung das ganze künftige Leben des Mädchens abhängt, ihm in einer schiefen Beleuchtung dargestellt werden, in der lüsternen Unverschämtheit halbwüchsiger, ungesunder Naturen. Nun entwickeln sich im Kopf und Herzen des Mädchens falsche Begriffe über die „unsittliche" Weltordnung. Natürliche Vorgänge kommen ihm unschicklich vor, und doch denkt es an sie mit heimlicher Sehnsucht — und Neugier. Das ist seine Vorbereitung auf die Ehe.

Es ist ganz in der Ordnung, daß man dem jungen Kinde anfänglich alle Ereignisse in kleinen Märchen vorsetzt, und es in dieser blumigen Weise auf das Gute und Böse aufmerksam macht.

Aber schon mit acht bis zehn Jahren fängt manches Kind an zu denken, zu grübeln, zu forschen und wundert sich über unzählige Dinge und kann sich nicht satt fragen. Hier beginnt die Durchschnittsmutter ihr großes Lügenwerk. Sie teilt alle Dinge ein in solche, die für Kinder taugen und solche, die zu wissen nur das Vorrecht der Erwachsenen ist. Und es wäre doch so leicht, schon jetzt kleine Wahrheiten in das hungrige, aufnahmsselige Kindergemüt zu senken, ihm den Blick zu öffnen für die Herrlichkeit und Unabweisbarkeit alles Geschehens, ihm die Gesetze der Kausalität anzudeuten.

Wir haben eine Mutter gekannt, die, wenn sie mit ihren Kindern im Frühling durch die Felder ging, junge Getreidehalme öffnete und ihren Kleinen die tief im Schoß der grünen Blätter ruhenden Blüten zeigte. Wie staunten sie die seltsam unentwickelte winzige Blume an, die das Licht noch nicht geschaut hatte und wie unbewußt, in sich verschlossen in der grünen Wiege träumte. Oder sie zeigte ihnen in einer Erbsenschote die kleinen Erbsen, die so fein und zart neben einander schliefen wie Däumlings Geschwister, und in dem dämmerigen Heim wuchsen und quollen, bis sie eines Tages den Leib der Mutter zerrissen und zur Erde fielen . . . Und wie viele köstliche Dinge erzählte sie ihnen vom Ei, in dem ein possierliches Vögelchen schlummert und wartet, bis der große Tag kommt. Dann pickt es mit dem Schnäblein an die Kerkerwand, so lange bis sie nachgiebt, und der kleine Simson eine Burg in Trümmer schlägt, aus den Trümmern aber siegreich an die Sonne des Lebens steigt.

Auf mannigfache Art läßt sich ein Kindersinn auf das Wunder des Lebens weisen und lernt es verstehen, nicht mit dem verwerflichen Kichern in der Mädchenklasse, sondern in Lauterkeit und Erhabenheit. Und hat er

es erfaßt, dann wird ihm das heimliche, unartige Flüstern kein Harm mehr anthun, er wird sich verletzt davon abwenden und es als etwas Unreines empfinden, das nicht in den vollen, harmonischen Klang seiner Erkenntnis paßt.

Es giebt manch ein Mädchen, das lieber nicht zuhörte, wenn die Freundin das große Geheimnis der Großen ihm verraten will; und doch hört es zu mit staunender Überraschung und kehrt sich dann verzweifelt ab. Die erste bittere Enttäuschung erfüllt das junge Herz, und es fühlt dunkel, als wären ihm Ideale zertrümmert und Illusionen für immer geraubt worden. Zu einer edlen Anschauung des entstehenden Lebens ist ein solches Kind nicht mehr zu bringen. Die Keime seiner Erkenntnis sind vergiftet.

In vielen Fällen gelingt es der triumphierenden Mama, ihr Töchterchen auch durch die Klippen der Schulbank glücklich hindurch zu leiten, ohne daß es Schaden nähme an seiner Seele. Das aber ist fast das allergrößte Unglück. Denn inzwischen ist das junge Mädchen den geistigen Flegeljahren entwachsen, und eine fast unbewußte Schamhaftigkeit erfaßt sie. Was sie bisher nicht erfahren hat, jetzt erfährt sie es nicht so leicht: ein mimosenhaftes Sich-in-sich-verschließen läßt sie allen zweideutigen Gesprächen ausweichen, und auch die Mitteilsamkeit ihrer Umgebung wird geringer. Das ist nun nach der Ansicht vieler Mütter das Ideal einer Jungfrau, wie sie dem Gatten, ihrem künftigen Berufe und dem Leben entgegen reifen soll.

Ich habe kürzlich in der Eisenbahn eines jener Mädchen kennen gelernt, die im Gegensatz zu dem eben geschilderten alles wissen, jedoch mit großem Geschick den weiblichen Brutus spielen. In einem Coupé der zweiten Klasse saß ein reizendes, blutjunges Wesen und las in einem Buche, das es bei meinem Eintreten sofort schloß, seinen Titel verbergend. Zwei große dunkle Augen blickten mit lieblichem Ausdruck auf mich; ein halbgeöffnetes Lippenpaar offenbarte den unschuldsvollen Zug reinster Kindlichkeit. Die Kleine mochte fünfzehn, höchstens sechzehn Jahre zählen.

Ich sprach sie an. „Sie haben sich mit Lektüre versorgt,“ sagte ich, auf das Buch deutend, dessen verheimlichter Titel mich neugierig machte.

„Ja — das heißt, ich hab mir nur das Buch gekauft. Ich will es Mama bringen, damit sie es liest und mir dann sagt, ob ich es lesen darf . . .“

„So brav sind Sie?“

„Ist das brav? Mama liest alles zuerst, ehe ich es bekomme.“

„Und haben Sie schon viel gelesen?“

„O ja — sehr viel!“

Ihre Stimme klang wie die eines zwölfjährigen Kindes, aber unendlich anziehend.

„Natürlich die ganze Marlitt —“ sagte ich.

„Ja freilich, und die Werner und die Nataly von Eschstruth . . . Ich weiß gar nicht, was ich noch lesen soll. Es ist so schwer, etwas zu finden, sagt Mama . . ."

„Nun — und wie heißt denn das Buch auf Ihrem Schoß?"

„Da —" es blieb ihr nichts übrig, als es umzukehren.

„Die Erste nicht," lautete der Titel. Ich blätterte darin. „Nein, liebes Fräulein, das ist nichts für Sie. Da wird zuviel geküßt."

Sie lächelte plötzlich ganz verschmitzt, mit einem Ausdruck, der nicht in ihre Kindlichkeit paßte.

„Das Buch erlaubt Ihnen Mama nicht! . . . Sagen Sie mir, Sie haben sich wohl schon ein eigenes Bild geformt nach all den Erzählungen der Marlitt, Werner, Eschstruth . . . Was denken Sie sich denn von der Ehe?"

„Gar nichts," kicherte sie.

„Sie sind wohl noch sehr jung. Haben Sie das sechzehnte Jahr schon erreicht?"

„O Gott — ich bin beinahe zwanzig!"

Ich sah sie überrascht an. „Das ist kaum glaublich!"

Wieder glitt das unschuldsvolle Lächeln über ihr Antlitz; die süßen Augen blickten mich bezaubernd an.

„Zwanzig Jahre! Da müssen Sie doch schon über Ihre Zukunft nachgedacht haben!"

„O nein — niemals! Ich leb' so angenehm bei Papa und Mama."

„Haben Sie Geschwister?"

„Nein; ich bin das einzige Kind."

„Denken Sie nicht daran, daß Sie einmal heiraten werden?"

Als hätt' ich etwas Unzüchtiges gesagt, das ihr aber sehr wohl gefiel, so lachte sie abermals ihr verschmitztes Lachen, so herzlich, daß kleine Fältchen um ihre Augen spielten.

„Daran denk' ich nie!" Jetzt log sie deutlich und vernehmbar. „Ich will nie heiraten, gar nie!"

„So wollen Sie eine alte Jungfer werden?"

Sie lachte wieder, sagte aber nicht ja. „Ich bin am liebsten bei Mama. Ich sticke so gern, dann näh' ich ein bißchen, oder ich lese oder spiele Klavier . ."

„Kochen Sie auch?"

„O nein — das hab' ich nicht nötig."

Also wohlhabend auch. Glücklicher Gatte, der einmal diese musterhafte, in Unschuld herangewachsene Mädchenknospe heimführen wird! Stets zur rechten Zeit das Auge senkend, wird sie ohne Zweifel eine tadellose Frau sein. Und wie vortrefflich wird sie ihre Kinder erziehen und ihnen ihre

Tugenden bis auf späte Geschlechter vererben. Generationen unschuldsvoller junger Mädchen sehe ich vor mir, alle in der gleichen Kindlichkeit ihrer Ahne erblüht, in der gleichen Lüge und Heuchelei . . .

Das zweite Erziehungsbild.

Eine junge Frau schüttet mir ihr Herz aus. An einen rohen, rücksichtslosen Mann verheiratet, ist ihr ganzes Eheleben eine furchtbare Anklage gegen ihre Mutter.

„O wenn ich gewußt hätte!“ seufzt sie, „aber ich habe nichts gewußt, rein nichts. Als Kind war ich so brav, so gewissenhaft, daß, wenn meine Erzieherin mir ein Buch gab und darin einzelne Seiten blau angestrichen hatte, damit ich sie nicht lese — ich sie gewiß nicht las. Wie ich dann in ein Pensionat kam, sagte mir Fräulein Weber: „Du und ich, wir wollen keine Geheimnisse vor einander haben. Wenn junge Mädchen Dir etwas anvertrauen wollen, sag' ihnen nur, daß Du mir alles wieder erzählst.“ Ich that, wie mir geheißen, und die jungen Mädchen ließen es natürlich bleiben, mich aufzuklären.

Mit sechzehn Jahren kam ich nach Hause und wußte nichts. Ein halb Jahr später verlobte mich Mama. Sie sprach nie mit mir über verschiedene Dinge; sie dachte vielleicht, daß ich schon alles wisse, für alle Fälle wollte sie aber doch etwas zu meiner Belehrung thun. Dazu setzte sie einen etwas umständlichen Apparat in Bewegung. Sie ließ ein neues Fach in ihren Schreibtisch legen und brachte mir eines Tages viele Briefe und ein Buch; alles sollte ich ihr aufbewahren, in dem Buch aber nicht lesen, denn es enthalte häßliche Dinge, so sagte sie, die sich nicht schickten, Ratschläge für junge Eheleute und dergleichen . . . Das sagte sie mir alles, damit ich neugierig werde und es lese, aber nie wäre mir eingefallen, etwas zu thun, was mir verboten war. So gab ich ihr nach einem halben Jahr Buch und Briefe unberührt zurück. Sie fragte nichts, denn sie war überzeugt, ich wisse nun alles . . . Und dann hab' ich geheiratet; ich war genau siebzehn Jahre alt.“

Sie spricht ganz ruhig, ohne den geringsten Vorwurf. Sie weiß nicht einmal, welch eine gewöhnliche Natur ihr Gatte ist; sie denkt, so wären alle. Ihr Glaube an die Liebe ist für immer vernichtet. Sie sieht nichts in ihr als eine Begierde, die sie verabscheut. Ihr Mann kann ruhig sein. Sie wird ihn nie betrügen. Sie schenkt ihm Kinder, die sie mit Grauen empfangen.

Was habe ich von jungen Frauen für Beichten gehört, die mir die Geheimnisse der Hochzeitsnacht schonungslos und vor Schmerz fast brutal enthüllten. Welch einen Chorus von bitterem Herzensweh und wilder Verzweiflung vernahm ich da. Wie sie dasaßen am nächsten Morgen die

jungen Weiber, die Hände über den Knieen falteten und vor sich hinstarrten mit leeren Augen. Das also war es! Darauf hätte man sie ein Lebenlang vorbereitet, dafür hätten sie ihren jungen Leib gehütet und nur mit einem mystischen Schauer betrachtet, wenn ein spielender Zufall ihn vor ihnen selbst enthüllte! Ein Sturm ist über sie hingebraust, eine wilde Brutalität hat sie gebrochen. Das also ist es! Und zu denken, daß sie das Schauderhafte unzählige Male werden erdulden müssen, immer mit dem gleichen Abscheu — daß der sich mit der Zeit abstumpft, wissen die armen Dinger noch nicht — denn dieses Schauderhafte gehört zum Sakrament der Ehe.

Das ist die Enttäuschung der Frau.

Ist jedoch die Enttäuschung des Mannes eine geringere? Er durchschaut nur zu gut das Entsetzen, daß er eingeflößt, da er beglücken wollte. Ist er eine grobe Natur, dann lacht er darüber und vertraut auf die Zukunft; ist er seiner besaitet, dann sieht er sich einem Konflikt gegenüber, der ihn bestürzt macht. Er fühlt sich ernüchtert, und der süße Zauber ist gebrochen.

Nach den Stürmen der ersten Wochen tritt eine gewisse Beruhigung ein oder eine Abspannung der Gemüter. Der junge Ehemann stellt ungeduldige Fragen an seine Frau . . . Wie — noch nicht? Noch immer nicht? Die kleine, in allen zartsinnigen Novellen so herzig kolportierte Erzählung von dem Anvertrauen des „süßen Geheimnisses" ist natürlich eine Fabel. Die junge Frau ist nach den ersten drei Monaten verzweifelt, weil sie sich rettungslos zur Kinderlosigkeit verdammt sieht. Der um sein Vaterglück sich betrogen fühlende Mann blickt finster brütend an stillen Abenden vor sich hin. Schon ahnen beide ein einsames Altern . . . Der Gatte zeiht die Gattin der Schuld an diesem Verhängnis; er ist unschuldig, das ist sicher — das steht über jedem Zweifel erhaben. Hat er nicht in seiner Vergangenheit . . . doch ein letzter Rest von Rücksicht auf sein Weib heißt ihn schweigen.

Da, in letzter Stunde, wie sie meinen — sie sind eben sechs Monate verheiratet, d. h. sie haben sich sechs Monate lang gründlich neben einander gelangweilt — meldet sich die ersehnte Unterbrechung ihrer ehelichen Einförmigkeit an. Sie sind überglücklich. Sie glauben einige Zeit wirklich daran, daß die tiefe Kluft zwischen ihnen von dem kommenden winzigen Menschlein ausgefüllt werden wird.

Den Vater erfüllt Stolz. Väter sind immer stolz. Die Mutter fühlt sich glücklich. Mütter sind immer glücklich. Das Kind kommt, aber die ersehnte durchgreifende Veränderung in dem Seelenleben der Eltern bleibt aus. Der kleine Weltbürger kann die Folgen einer jahrelangen, verfehlten

Doppelerziehung nicht vernichten. Das Leben geht mit eherner Konsequenz seinen Gang. Die nie zu einander hingeführt worden, drängen in stetem Wachstum auseinander. Jedes fühlt sich einsam, und keines findet die Brücke zum Herzen des andern. Das junge Weib sucht vielleicht in einem Taumel von Vergnügungen die innere Stimme zu betäuben; der Mann zieht sich verschlossen in sich selbst zurück. Das ist das Spiegelbild so vieler Ehen. Ist es zu verwundern, daß das Phantom der Frau dem Manne immer schreckhafter wird?

Was Fanny von Reventlow über die Eifersucht beim Manne wie beim Weibe sagt, beweist nur, daß die Erziehung des Weibes noch weit zurück steht hinter der des Mannes, dem es leichter fällt, Selbstbeherrschung und Selbstzucht zu üben, als dem Kinde, das verwöhnt aufgewachsen, seinen guten wie seinen bösen Trieben nur zu gern zügellos folgt. „Wenn das Weib fällt, dann fällt es rascher und tiefer als der Mann," sagt Octave Feuillet.

Die Frauenbewegung sollte vor allem eine vernunftgemäße Erziehung des eigenen Geschlechtes anbahnen; sie sollte dafür sorgen, daß einsichtsvolle Mütter erstehen, die die Menschheit nicht von ihrer Vollendung abziehen, sondern sie ihr zuführen.

Es wäre der Menschheit wenig gedient, wenn der Wunsch der norddeutschen Gräfin in Erfüllung ginge und es auf die Tagesordnung käme, daß auch die Mädchen die Welt mit Kindern beschenken; denn nicht auf die Kinder, sondern auf deren Erziehung kommt es an, und wir fürchten, daß die großen Liebenden nur in seltenen Fällen ihrer einsamen und einseitigen Aufgabe gewachsen wären. Nur in der geistig vollendeten Vereinigung von Mann und Weib zu einem Wesen, als welches dem Kind das Elternpaar erscheint, liegt die sichere Gewähr für die gedeihlichste Entwicklung der jungen Generation.

Die Aristokratin und die Bäuerin, die überfeinerte und die primitive Natur genießen zwanglos die Liebe. Der Mittelstand folgt Gesetzen, die ihm Sitte, die Notwendigkeit vorschreibt. Notwendigkeit aber ist die Ehe; nicht als Sakrament, von Gott eingesetzt, sondern als Vertrag ebenbürtiger Menschen, der von beiden Teilen eingehalten wird, weil anständige Menschen Verträge einzuhalten pflegen, und nicht wie Betrüger an einander handeln. Die Ehe, wie sie uns vorschwebt, die auf gegenseitigem, tiefstem Verständnis, gemeinsamen Zielen und Liebe beruht, ist allerdings nur für Elitegeister geschaffen; aber es hieße das Kind mit dem Bade ausschütten, wenn man sie unzulänglich nennen wollte, weil das eigentliche Volk nicht mit ihr auskommen kann.

Wir sind weit davon entfernt, die Frau zu verdammen, die vielleicht

erst außerhalb ihrer Ehe den Mann ihres Herzens gefunden hat. Dies beweist nur, daß sie unglücklich war in der Wahl ihres Lebensgefährten; daß aber solche Unglücksfälle sich immer mehr vermindern, dafür hat in erster Linie eine verständige Erziehung zu sorgen. Die große Schuld unserer Zeit liegt nicht in der Ehe; sie liegt in der mangelnden Vorbildung zur Ehe. Was uns not thut, ist ein freies, kluges, sicheres Geschlecht, ebenbürtig dem Manne an Einsicht und Verständnis. Lehren wir die Mädchen, daß sie in der Ehe weder ein Himmelreich zu hoffen noch eine Altersversorgung zu suchen haben, sondern eine auf gleichen Voraussetzungen beruhende Verbindung für das ganze Leben zu gemeinsamer Arbeit und gemeinsamen Freuden. Sorgen wir dafür, daß sie nicht mit geschlossenen Augen, sondern mit offenem Blick, nicht träumend, sondern bewußt, nicht im Rausche, sondern bei völliger Klarheit ihrer Lebensbestimmung entgegen gehen. Dann wird eine Forderung Nietzsches zur Wahrheit werden, jenes große Wort: „Nicht nur fort sollst Du Dich pflanzen, sondern hinauf.“

Robert Reitzel.

Mir ist ein lieber, lieber Kerl gestorben. — Datum? Ach, laßt mich nicht erst in den Blättern kramen! Dieser Tage war's, und in Detroit. Das Datum ist so schnuppe! Genug: Robert Reitzel hieß er, zu Schopfheim in Baden wurde er geboren, wollte Pastor werden, aber Alt-Heidelberg und was so drum und dran hängt, riß ihm alle Feierlichkeit aus dem Leibe, da sie nur lose drin saß. Dann ging er nach Nordamerika und nahm hiernach und nebeneinander den Beruf als Wanderredner, Dionysos, Redakteur, Apoll, Tyrtaeus, Hutten, Winkelried ein, alles mit einem Male, ein liebender und hassender Kämpe, der zu allen Jahreszeiten seine Klinge — Damascener! — mit Rosen zu umwinden wußte. Ja, wo er solche Rosen nur allezeit her bekam! Sie wuchsen auf dem Grunde persönlichster Persönlichkeit, hatten also Charakter neben all der Schönheit. Persönlichkeit! ihre Wonne ist mir da, wenn ich Reitzels gedenke. In ihrer Ausstrahlung nehmen die Dinge der Welt neue Farben an, die wir in der dürftigen Skala von Hans Jedermann nimmer antreffen. Ach ja, Hans Jedermann als solcher und alles Philistertum, das war ihm der rechte Ekel. Daher das Schwert und daher die Rosen! Daher sein schmetternder Kampfruf, sein bitterer Haß, sein trotziges Wort, daher die viele Liebe, die Liebe, und immer wieder die Liebe! Wo nur in den letzten Jahrzehnten in Amerika der bange Ruf erscholl: Wo sind Männer? — da war er da, bereit, bewaffnet, bekränzt, wie ein Opfer mit lustig leuchtenden Augen. So durfte er dem officiellen Deutsch-Amerikaner es frech ins Gesicht sagen, was sie ihm seien: Lumpen! Und seinen Wert kannte er und er hatte den Mut, sich hoch genug einzuschätzen. Der Schriftsteller, der „so schön“ schreiben kann, und nichts weiter, der war ihm ein albernes Monstrum. Mann der That sollte er nach ihm sein, ein Kerl, personificiertes Rückgrat! Doch seht euch die deutsch-amerikanische

Presse an, und wenn die Übelkeit vorüber ist, so leset darnach noch seinen „Armen Teufel“, das Leibblatt, das er sich schuf, oder leset das wenige, das ihr an dieser Stelle von ihm findet; gewiß findet ihr dann, daß er recht hatte, wenn er so von sich schrieb:

„Den Deutschen wird nachgerühmt die Liebe zu ihrer Sprache. Wohlan, ich habe dieser Sprache einen kleinen Tempel errichtet. Unter Handelsdotokuden, Zeitungskaffern, „mir und mich“-Biedermännern habe ich die Sprache Lessings, Goethes, Schillers geredet, und der frechste Verleumder, der lügenhafteste Pfaffe wagte es nicht, mir darin mein Verdienst zu schmälern.



Item: Ich habe mein Lebtag deutsch gesprochen und geschrieben, getrunken, geliebt (auch im Schwabenalter noch wie ein Vergißmeinnicht-Jüngling) geschwärmt, gekämpft, ich habe sogar dem lieben Herrgott sagen lassen, ich wolle bei etwaiger Unsterblichkeit lieber in die Hölle der alten Alemannen, Vandalen &c., die ihren Nacken nie der Taufe gebeugt, als in den christlichen Himmel — — — und doch muß ich mir von ehrenwerten Politikern, Großkrämern, ideallosen Philistern und sonstigen Herrschaften, deren Deutsch über den Katechismus, das Einmaleins und die Wacht am Rhein nicht hinausgeht, sagen lassen, ich sei kein echter deutscher Mann!“

Er war es doch, vor allen anderen! Es wird eine Sammlung von den Kunstwerken seiner Feder demnächst erscheinen, und die wird es voll beweisen. Dann mag ich auch mit Daten und Thatsachen aus seinem Leben antreten. So im Vorbeigehen theile ich die „bezeichnende Thatsache“ mit, daß er im Jahre 1848 geboren wurde, und — ja, da fällt mir's wieder ein — daß er spaßhafterweise in der Nacht zum 1. April dieses Jahres aus dem Leben schied. Wie das dem goldenen Jungen ähnlich sieht! Nun haben ihn die Flammen verzehrt und das Äußere spricht nur noch aus seinem Bilde zu uns, daß er durch sein Wort folgendermaßen ergänzte: „Ich konstatiere, daß die Nase in Wirklichkeit viel ruppiger, der Mund aber schöner und kußwürdiger ist.“ Und nun leset seine „Phantasien auf der letzten Saite“, wie „Das hohe Lied vom Egoismus“, und begreifet die Schwärmerei derer, die mehr von ihm wissen. — — Und verstehet, daß sie nicht trauern, da er von ihnen ging. Denn er hat sie gelehrt, daß sie alle Kinder des großen Pan sind, in dessen Schoße sie mitsammen fröhliche Urständ' feiern würden. So einen Toten grüßt man gern mit: „Prosit, Bruder!“ — —

Friedrichshagen. Wilhelm Spohr.

Skizzen.

Von Robert Reitzel.

(Detroit.)

I.

Das hohe Lied vom Egoismus.

Mehr als die Bosheit versündigt sich die Gedankenlosigkeit an der Sprache und am Geist des Menschentums. Da meinen sie Wunder was gesagt zu haben, wenn sie einem edlen Toten Selbstlosigkeit nachrühmen. Wenn einer im Schaffen seine Befriedigung fand, ohne das Raffen zum Zweck zu machen, wenn einer zufrieden war, in kleinem Kreise als Apostel menschlicher Güte zu walten, wenn einer an die Verwirklichung eines großen Gedankens sein ganzes Dasein setzte, dann sagen sie von ihm, er sei selbstlos gewesen. Als ob nicht gerade solche Menschen ihr Selbst, ihren natürlichen Drang kräftigst zur Geltung gebracht hätten! Als ob nicht sogar die Selbstlosigkeit, welche die Kirche als höchste Tugend preist, die sich erniedrigende bis zur Meinungslosigkeit und hündischen Demut, eben nur möglich wäre, weil das Selbst der Bekenner ein gar so erbärmliches ist.

Pfaffen und religiöse Philosophen haben von jeher dem gemeinen Volk mit Begriffsverdrehungen Sand in die Augen gestreut. Der wissenschaftliche und philosophische Materialismus hat so wenig mit dem gemeinen Materialismus: „Lasset uns essen und trinken und raffen, denn morgen sind wir tot", zu thun wie der große Entdecker des natürlichen Entwicklungsgesetzes mit einem Materialien-Krämer; aber das gemeine Volk glaubt es heute noch seinen geistlichen Schulmeistern, daß ein Mensch, der die übernatürliche Offenbarung nicht anerkenne, auch ein schlechter Mensch sein müsse, und der dümmste, verludertste Pfaffe darf des Beifalls seiner Herde gewiß sein, wenn er in die rhetorische Frage ausbricht: Ist auch ein Unterschied zwischen einem Schwein und einem Materialisten? — So wird auch gedankenlos und absichtlich Egoismus mit Ichsucht — Selbstsucht sinonym gemacht. Wer aber sein Herz daran setzt, sein Ich durch äußerliche Dinge zu erhöhen, wer nach Macht und Ehren sucht, die ihm nur die Dummheit anderer verleihen kann, wer um des schmutzigen Geldes willen sich hundertmal des Tages selbst entäußert, der hat eben kein Ich, auf das er zurückfallen kann, der ist inmitten seines Reichtums himmelschreiend arm, der ist nichts weniger als ein Egoist.

Darum ist der Ichmensch einsam, und das Glück sinkt immer hinter

ihm wie Eurydice zum Orkus hinab. Aber er hat Augenblicke, denen er zurufen darf: „Verweile doch, du bist so schön!“ und das ist, wenn sein Ich ein anderes Wesen wie ein Sonnenstrahl durchdringt, und wenn er sein Ich in den Adlergedanken eines anderen wiederfindet. Der Egoismus brennt als reinste Flamme in der Liebe und in der Dankbarkeit. Das Geben muß Empfangen sein, und das Empfangen sein Selbst finden. Wenn ich aber von Liebe spreche, so habe ich nichts zu thun mit der Freundschaft, die doch immer auf ein Herrschen und Beherrschtsein hinausläuft und bei normalen Menschen die körperlichen Schranken nicht übersteigt, ich spreche auch nicht von Hirngespinsten, die als Liebe, hingebende, aufopfernde, selbstlose u. dergl. gepredigt und besungen werden, ich spreche von der naturgesunden, zugreifenden geschlechtlichen Liebe, ganz besonders wie sie in der geschlechtlichen Wollust ihren natürlichen Höhepunkt erreicht. Arme, verlästerte Wollust, welche Höllen sind nicht schon für dich erfunden worden! So ein schönes Wort mit so berechtigtem Begriff: die Lust an dem, was wohl thut; aber eine Anklage und einen Frevel hat man daraus gemacht. Arme Wollust! wie eine Phryne stehst du vor den grauköpfigen Bonzen, die dich verdammen, da doch jeder deiner begehrt; wie vor „einer angesteckten Leichen“ sieht man sie auf den Gassen seitab von dir weichen, während sie in ihren Herzen einen heimlichen Altar errichtet haben, auf dem du als Göttin thronst. Du bist in der That die unbekannte Göttin, welche tausend Religionen, das Schöne, die Kunst, ja das Menschengeschlecht selber gebar, und die doch keiner anerkennen will. — Ich aber behaupte, daß in der geschlechtlichen Wollust das edelste Gefühl zur Geltung kommt, dessen die menschliche Natur überhaupt fähig ist, gerade darum zur Geltung kommt, weil die körperliche Schranke gefallen ist; die Befriedigung in der Befriedigung, die Wärme des Wohlgefühls, die von dem Lustfeuer des andern ausgeht. Nur hier giebt sich der Mensch ganz, ohne Rücksicht, ohne Rückhalt, ohne Hintergedanken. Das sollen uns die Bedauernswerten nicht verkümmern, die auch im Arm der Liebe nicht aufhören können, zu berechnen, oder die nichts zu geben haben.

Es rühmen sich aber viele der Wollust, die doch nur Lüstlinge und lustsüchtig sind, sie suchen immer nur ihre Befriedigung und sind so glücklich wie der Gourmand, der allein an vollbesetzter Tafel schwelgt. Sie suchen immer nur ihre Befriedigung — was gehn sie die Gefühle des andern an! Siehe da die Bestie im Mann, welche dieselbe ist, ob sie sich im Boudoir der feinsten Courtisane ihr Vergnügen kauft, ob sie im gesetzlichen Ehebett das müde, längst liebeleere Weib zum Beischlaf zwingt, oder ob sie in der Nacht des Wahnsinns den Leib zerfleischt, an dem sie ihre Lust gebüßt. Siehe da, die Bestie im Weibe, die wie ein Vampyr das Herzblut der besten saugt, weil sie — befriedigt sein will.

Befriedigung, Erringung des Friedens, als ob sie möglich wären, ohne ein Zusammenklingen! Das ist höchster Friede, wenn in der Frühlingsnacht der Regen hernieder kommt, und sei er vom Sturme geschleudert; wenn die Wolken der Erde sich öffnen und die Erde den Wolken, mögen immerhin Blitze die hymenäischen Fackeln und Donner die Hochzeitsmusik sein.

Nur der Egoismus kennt das Glück des Beglückens in der Wollust, nur er kennt das süße Rätsel: Ich selber werde größer, besser, mein eigener, in den Augenblicken, da ich mein stolzes Ich daran gebe, dem Nervensystem eines geliebten Wesens höchste Entzückung zu bereiten.

Nur der höchste Egoismus kennt die höchste Wollust, nur er kennt im geschlechtlichen Genusse die Liebe, nur er findet weit höhere Lust als in der eigenen Befriedigung in der Beglückung des andern.

Ich glaube auch nicht an die Gedankenlosigkeit der Wollust. Ich bemitleide jeden Romanzier, auch den kühnsten naturalistischen, wenn er von seinem Helden oder seiner Heldin nichts anderes zu erzählen weiß, als wie sie durch Geduld oder Kühnheit oder Schlauheit oder Leidenschaft den ersehnten Augenblick herbeigeführt haben, um schließlich, von den weißen Armen umschlungen, im Genuß zu ersterben, pro tempore den Verstand zu verlieren. Ich meine vielmehr, daß die Wollust auch geistige Thätigkeit ist, daß die intensivsten Gefühle auch die stärksten Gedanken sind. Und giebt es eine höhere Äußerung des Selbstbewußtseins als die, das Meine zu dem Deinen zu machen, mich wiederzufinden in deiner Wonne? Für schwache Geister, die entweder Sklaven oder Tyrannen sein müssen, mag die Liebe ein Hypnotismus sein, der Egoismus weiß nichts von solchen dunklen Künsten, ihm ist sie eine leibhaftige Offenbarung der Weltharmonie, die wir sonst nur ahnen können.

Und ist nicht die Schwester dieser Liebe die Dankbarkeit? Wenn dir über die Erinnerung an die nackte Vereinigung der Leiber auch nur ein Schatten von Unlust und Überdruß läuft, so war die Wollust bei dir oder bei ihr eine Lüge. Und wie, wenn sie bei beiden nicht echt gewesen wäre? — Die Lustsucht zerstört, aber die sprießende Blätter- und Blütenpracht ist der Dank der Erde dem zeugenden Himmel.

Ja aber Dankbarkeit ist ja auch eine Tugend der Christen und Philister, die keine Egoisten sein sollen und wollen. Man muß Gott dankbar sein für alles, was er an uns gethan. Er läßt uns alle die guten Sachen (von den bitteren wollen wir jetzt nicht sprechen) zukommen, nicht weil es so in seinem Wesen liegt, sondern weil er Dank ernten will in Gestalt von Gebeten, Brosamen, die man von seinem Tische den Armen zukommen läßt, und Häusern, die man IHM baut. Wenn man nicht dankbar ist, wird er

ärgerlich. Und für dieselben Brosamen, die schon als Dank für Gott von dem Tische der Reichen gefallen sind, sollen dann die Armen wiederum dankbar sein. Aber selbst wenn die religiösen Barrièren uns nur noch Schlagschatten sind, wie sie die Pappeln über die weiße Landstraße werfen, wem und für was alles sollen wir nicht dankbar sein? Den Eltern, daß sie uns überhaupt in die Welt gesetzt haben, den Lehrern, daß sie uns für schlechte Bezahlung mit großem Mißmut einige lederne Kenntnisse eingebläut, dem Staat, den Vorfahren, den großen Gründern und Erfindern, den Frauen für die himmlischen Rosen, und diese wiederum den Männern, von denen sie geheiratet wurden, den Leuten, die uns „unterstützen“, wenn sie uns unsere Arbeit abkaufen, dem Freunde, der uns „verpflichtet“, wenn er uns Geld borgt — ich habe ihm zwar gute Prozente und alles zurückbezahlt, sagt der Gutmütige, aber ich bin doch dankbar, ach, eine solche Kettenlast von Dankbarkeiten, daß man darunter zusammenbrechen möchte! — Es ist gewiß nicht diese Dankbarkeit, in welcher der Egoismus seine schönsten Triumphe feiert.

„Es sei denn, daß ihr werdet wie die Kinder“ — ein Ludwig Büchner kann dies Wort nicht verstehen, weil er selber die Liebe nicht hat und nur ein tönendes Erz und eine klingende Schelle ist. Hast du je einem Kinde eine Freude bereitet, noch ehe ihm das verfluchte „danke schön“ eingepaukt war? Sein Auge leuchtete erst scheu, ob's auch wahr ist, dann immer strahlender auf, der ganze kleine Körper war von rosiger Freude belebt, und über der Gabe vergaß es den Geber. Du selber aber warst dankbar — wem? der Welt, dem Kind, dir selber, daß du das Glück mit Augen schauen durftest. Hast du jemals von einem Weibe Abschied genommen, das nicht lügen konnte und dir unter den letzten Küssen ins Ohr hauchte: Ich liebe dich, weil du so bist —? Du wandeltest durch die Nacht, als ob die Sterne nur für dich am Himmel ständen, und zart wie über das Haar der Geliebten strich deine Hand über die feuchten Blätter der Gebüsche. Hast du jemals einen Waldwinkel gefunden, wo eine Quelle sprudelte, und schliefst ein unter Ranunkeln und Anemonen so sorglos, so gotthaft sicher wie an der Mutter Brust? Das alles ist die Dankbarkeit des Egoisten.

Dann mußt du aber auch auf einsamer Insel im Weltmeer gestrandet sein und auf Steintafeln Inschriften des toten Einsamen gefunden haben, die dir wie Blitze die eigene Seele erhellen. Oder du mußt am Rastort im Hochgebirge das Tagebuch des Wanderers gefunden haben, der höher hinaufgestiegen und nie zurückgekehrt ist — dir strahlt eine Helle aus den Zeiten des Bergsteigers, die erst deine Augen blendet wie die unbefleckte weiße Fläche von Schnee und Gletschern, aber allmählich erwärmt sich dein

Herz und weitet sich, und du sagst dir: Dieser Mensch umfaßt die Welt; aber alles, was er sagt, war in dir, wach oder doch schlummernd, träumend. Du beugst dein Haupt vor dem Genius, aber du stellst dich neben den Menschen und sprichst: Du bist Fleisch von meinem Fleisch und Bein von meinem Bein. Und dieser Stolz ist die Dankbarkeit des Egoisten.

Dieser Egoismus hat die größten Thaten der Freiheit gethan, denn sein Name ist Liebe; dieser Egoismus hat alle Kunstwerke der Erde geschaffen, denn sein Name ist Dankbarkeit.

Robert Reitzel.

Von Edna Fern.

(Detroit.)

Der Frühling kam. Du sahst es kaum.
Du harrtest wunschlos ihm entgegen
Und ahntest nicht, daß leises Regen
Beginnt an Deiner Wiese Saum.

Du hörtest nur noch wie im Traum
Den Lenzsturm durch die Lande fegen,
Mit Flammenblitz des Frühlings Segen
Herniedersprühn im Weitenraum.

Und es ist recht so. Lenzesbeben,
Das stand Dir nimmer nach dem Sinn,
Und Deiner Seele späte Ruh
Mit tausend Qualen kauftest Du.
In Flammenzeichen schrieb Dein Leben,
Und so in Flammen gehst Du hin.

Deutsche Lyrik.

Zigeuner-Lieder.

Erinnerung an meine Streifereien in Ungarn.

(Orsova, Sommer 1897.)

Die alte Erde, so weit und rund,
Wie alle Sterne ein Vagabund,
Bunt hat sie's von jugendauf getrieben,
Der Sonne nur ist sie treu geblieben.

Sag, Mensch, als richtig Erdenstück,
Fandst je in der Ruh ein dauernd Glück?
Schreist nicht: Ade! Frisch auf die Socken!
Hab's satt, hinterm deutschen Ofen zu hocken?

Dann läufst die Welt ab kreuz und quer,
Das Herz so leicht — auch manchmal schwer.
Fällst unter Zigeuner in hunnischen Landen:
Nun dichte dich frei aus Liebesbanden!

I.

Über uns der dunkle Himmel,
Unter uns die feuchte Erde,
Um die Ohren Windessausen:
Denkst wohl, daß ich traurig werde?

Nichts zu nagen, nichts zu beißen,
Keinen Schluck mehr in der Flasche,
Keine Saite auf der Fiedel,
Keinen Heller in der Tasche!

Hollahe, ein lustig Leben!
Fast so schön wie unterm Galgen,
Wo du mit dem Strick am Halse
Mußt dich mit dem Raubzeug balgen —

Mit dem Raubzeug: satte Menschheit!
Satt im Lieben, satt im Fressen
Und dabei so ohne Seele,
Daß sie Ehr und Gott vergessen!

Aber ich halt ihn im Arme,
Ihn, den Herrn der Feuerherzen:
Wenn ich dich, Herzliebste, presse!
Teufel auch, wo sind die Schmerzen?

Über uns der dunkle Himmel,
Unter uns die feuchte Erde,
Um die Ohren Windessausen:
Küß mich, daß ich selig werde!

Küß mich, küß mich, wildes Mädel,
Daß vor Lust die Rippen krachen! —
Nacht, du alte Wetterhexe,
Mach jetzt deine tollsten Sachen!

II.

Sag, wo ist der Durst, der Hunger,
Kälte, Wind und alle Nöte:
Küss' ich deine runden Brüste
Glutentbrannt, in Flammenröte?

Deine runden, süßen Brüste,
Duftend wie die Purpurrose,
Kernfrisch, prall wie Liebesäpfel
Schimmernd aus dem Blättermoose!

Ja, ich küsse deine Brüste,
Deine Lippen, Hals und Glieder,
Und ich bin von Wonne trunken,
Und mein Blut jauchzt Schelmenlieder!

Und in deines Leibes Schönheit
Zieh' ich ein, ein stolzer Krieger —
Hier mein Reich, hier meine Stärke:
Königlich empfang' den Sieger!

III.

Baldachin der Sternenhimmel,
Purpursitz der Erdenplunder,
Hermelin die Pracht der Nacktheit:
Königin, mein Liebeswunder!

Und ich setz' den Wald in Flammen,
Bring' in Aufruhr Land und Leute —
Reiß' den Himmel auf die Erde:
Ich, dein Sieger, deine Beute!

Deine Beute! Laß' mich sterben,
Wie will all dies Glück ich fassen,
Dieses Taumels Überwonne?
Nimmer kann ich von dir lassen.

IV.

Hollahe, ich glaub' ich träumte:
Überm Wald wo sind die Sterne?
Und mein Mädel — trug's der Wind fort?
Und ich hör' den Regen weinen.

Oh! Voll Hohn schreit auf mein Herze:
Esel, dich betrog dein Blut —
Einsam stehst in grauer Öde —
Hast in Traumes Schoß geruht —

Narr du! Mach' dich auf die Sohlen,
Schon entweicht die Nacht dem Tag,
Raus da, aus dem Gram, dem düstern,
Jage deinem Glücke nach!

Deinem Glück! Hurrah, Zigeuner,
Eil' ihm nach und pack' es kühn!
Zwischen sonnengoldnen Stunden
Wird noch manche Rose blühn!

V.

Hörst meiner Fiedel
Süß lockende Lieder?
O kehre wieder!

Lacht nicht dir das Herz,
Gedenkst du der Stunden,
Da Not der Liebe
Uns selig verbunden?

O kehre wieder!
Im Rosengarten
Will ich der heimlichen
Stunde warten.

Hörst meiner Fiedel
Süß lockende Lieder?
O kehre wieder!

Karlsbad. Michael Georg Conrad.

Gedichte.

I.

Verlassen.

Was weißt du davon, daß ich weine!
Wissen doch, die mir die Nächsten sind,
Selber nicht, was mich plagt!
Ich hab ihnen gesagt,
Der Frühling sei es, der Märzenwind —
Da nickten sie still mit dem Kopfe,
Hat keiner weiter gefragt!
— — — — — — — — — — — — —
Die Tage, die ich in Sehnsucht verbringe,
Die grauen Tage, in denen ich ringe
Mit letzter Kraft,
Und dann die Nächte . . . . .
Die Nächte voll zitternder Leidenschaft,
Voll Thränen und Sorgen, die weiß nur ich!
Ich und mein Kissen —
Was kümmert's dich? —
— — — — — — — — — — — — —
Morgen! . . . Morgen! . .
Wie bete ich drum!
Und wenn er kommt, und das Dunkel flieht,
Dann ist's doch immer dasselbe Lied!
Wer hilft mir davon . . .
Es läßt mich nicht los,
In heimlichen Wochen zog ich's groß,
Nun ist es gar wie ein Riese geworden —
Ich weiß es gewiß,
Es wird mich noch morden!
— — — — — — — — — — — — —
Leben und Seligkeit gäbe ich drum,
Wenn ich nicht immer dran denken müßt,
Wie du mich herztest, und wie du geküßt!
— — — — — — — — — — — — —
Am Mühlbach war's,
Bei dem Brückensteg,
Hing eine Weide quer über den Weg,
Darunter blauten die Veilchen.
Ich lag dir im Arm, ich war deine Lust,
Ein kleines, blühendes Veilchen. —
Und heut . . .?
Ist eine böse Zeit gekommen,
Hat all mein Lachen mit fortgenommen. —
Ich mein' oft, ich höre ein dumpfes Geläut . . .
Mag irgendwo einer gestorben sein,
Vielleicht ein Mädchen —
Die Träger schreiten mit schwerem Schritt,
Viel Kinder in weißen Kleidern gehn mit,
Über dem Sarge ein Vöglein fliegt,
Und ein grünes, welkendes Kränzchen liegt
Drin über der Stirn der Blassen. —
Wie wohl mag dem schlafenden Mädchen sein! . . .
— — — — — — — — — — — — —
Weh mir, du hast mich verlassen!
Sie lachen mir nach auf den Gassen —
War ich nicht dein? —
Ich liebe dich noch . . . und du läßt mich allein!

II.

Das Lied der Not.

Es klingt ein Lied von Unbeginn der Zeit
Durch diese Welt in wehen Mollaccorden,
Umbraust des Himmels goldnen Kuppelsaal
Und rüttelt machtvoll an der Hölle Pforten.

Es ist das Lied, das dunkle Lied der Not,
Der Winternacht, aus Lenzesluft geboren,
Der Schrei Ertrinkender, die Halt und Ziel
Und Ankergrund im Lebenssturm verloren.

Der Liebe Klage ist's, die irren Blick's
Hineinschaut in der Gräber dunkles Gähnen,
Die ihrer Hoffnung Kränze welken sieht
Und sie begießt mit der Verzweiflung Thränen.

Es ist der Durst nach Frieden, Glück und Lust,
Der Sehnsuchtsruf von Millionen Lippen,
Verdorrt und blühend, welk und jugendheiß,
Ein einzig Mal am Freudenkelch zu nippen.

Es ist des Elends banger Hilferuf,
Das Wahnsinnslachen von verkomm'nen Armen,
Vieltausendstimmig braust der Chor daher,
„Erbarmen" gellt es durch die Welt „Erbarmen".

Wer hörts? Wer hilft? . . . Geschlechter sinken hin
Und neue kommen, die das Elend erben,
Der Tod hält grausige Ernte, Jahr für Jahr —
Das Elend überlebt das große Sterben!

— — — — — — — — — — — — — — —

Es klingt ein Lied von Anbeginn der Zeit
Durch diese Welt in wehen Mollaccorden,
Umbraust des Himmels gold'nen Kuppelsaal
Und rüttelt machtvoll an der Hölle Pforten.

III.

An Ada Negri.

Dein Buch liegt vor mir, Bilder, stolz und kühn,
„Tempeste" hast du's bebend überschrieben.
Ja, „Stürme" sind's von Haß und Not und Lieben,
Die durch das sterbende Jahrhundert ziehn.

Du aber bist die Windsbraut, junges Weib!
Mit heißem Atem bläst du in die Flammen,
Sie schlagen lodernd über dir zusammen
Und zehren glühend dir an Seel' und Leib.

Du achtest's nicht! Du drückst die Not ans Herz,
In deinem Busen lebst du tausend Leben.
Die ungestillte Sehnsucht einer Welt,

Das Kampfgeschrei, das diese Zeit durchgellt,
Dir ist's zu singen, Herrliche gegeben —
So sing's hinaus, das Hohelied vom Schmerz.

IV.

Fragment.

Und wie in bangem Widerstreben
Das Angesicht sie von ihm kehrt
Und seines ungestümen Werbens
Mit Kindeshänden sich erwehrt,
Da loht sein Aug' in wilden Gluten
Und in dem Strom der Leidenschaft,
Begraben in den dunklen Fluten,
Stirbt ihre mädchenhafte Kraft.
Ein Feuer zündet sich am andern
In lichten Flammen lodernd an,
Die recken züngelnd sich und wandern
In gier'gem Lauf von Weib zu Mann.
Vergessen ist, verrauscht, versunken
Der Erde Leid, der Erde Lust,
Es atmet zitternd, liebestrunken,
In sel'gem Rausche Brust an Brust.

— — — — — — — — — — — — — —

Und draußen schwebt auf weichen Flügeln
Die schwüle, buhlerische Nacht,
Bis auf den mondbeglänzten Hügeln
Der junge Tag vom Schlaf erwacht.

— — — — — — — — — — — — — —

O Sommernacht, verliebte Dirne,
Die keines jungen Herzens schont,
Auf deren fieberheißer Stirne
Der Sternenkranz des Himmels thront,
Reut's dich der Blume nicht, der süßen,
Die du, noch eh' sie recht geblüht,
Zertreten mit den blassen Füßen?
Die nun im Staube, welk und müd,
Sich fürchtet vor dem Maientag,
Der ihrer Armut spotten mag.

V.

Julinächte.

Wie ich euch hasse, ihr Nächte voll Duft
Mit dem schweren, trunkenen Odem,
Mit der weichen, sehnsuchtsschwangeren Luft
Und dem schwülen, betäubenden Brodem!
Wo ihr ein einsames Herze wißt,
Da drängt ihr euch ein mit arger List,
Da lockt ihr und schmeichelt, droht und küßt,
Bis es verloren, verdorben ist.
Lieder, die die Sehnsucht sann,
Schleier, die die Sünde spann,
Blumen, die dem Sumpf entblühten,
Flammen, die im Abgrund glühten,
Bringt ihr mit als Hochzeitsgaben,
Schenkt sie denen,
Die in Thränen
Euch sich hingegeben haben.

VI.

Wonne der Sturmnacht.

Himmel und Hölle zusammen im Streite,
Lodernder Sturm schlägt den Arm um uns beide,
Über dein zuckendes Angesicht
Flammen die Blitze mit flackerndem Licht.

Hoch auf der Lüfte erbrausenden Wogen
Kommen die finsteren Segler gezogen,
Unholde ringen im nächtigen Schoß
Jauchzend von klirrenden Ketten sich los.

Kampf in den Lüften, Empörung im Grunde,
Dies ist die Schicksal erfüllende Stunde!
Stimmen der Sehnsucht — was lockt ihr mich?
Wonne der Sturmnacht, ich grüße dich!

Frankenhausen (Kyffh.). Anna Ritter.

Ich.

Laßt mich einsam und allein,
Daß ich selbst genug mir werde! —
Will kein Glied des Ganzen sein,
Folgen nicht als Schaf der Herde!

Besser ist zu Grunde geh'n,
Ohne daß ein Glück beschieden,
Als im Kreis der andern steh'n
Käuend, blökend und zufrieden!

Freienwalde a. O. Arthur Dürrenfels.

Der Brummbaß.

Ich möcht' ein alter Brummbaß sein
Im Krug beim Erntekranz;
Man spielte auf nur Walzer fein,
Ich freute mich am Tanz.
Wenn's Mädchen schwingt der Ackersmann
So rechts- und linksherum,
Schaut' ich mir froh die Waden an
Und machte kräftig „Schrumm"!

Drum liebte ich das Cello sehr,
Schrie ihm zu lieb wie toll;
Und wär' die Treue dann nicht mehr,
So blieb' ich kummervoll.
Zög' es in Untreu fern hinweg
Und rings im Land herum,
So grämt' ich mich, ich alter Geck,
Und sagte kläglich „Schrumm"!

Und kommt ein Kerl, packt mich am Kopf
Haut wild um sich herum,
Dann wehe dem, an dessen Kopf
Ich wütend schmett're „Schrumm"!
Und wenn der Ofen mich verspeist,
Der wurm'ge Steg klappt um, —
Dann, mit der letzten Saite, — reißt
Auch meine Seele: „Schrumm"!

Freienwalde a. O. Th. Hoepfner.

Die Jagd.

Es jagt im Wald der Fürst von Hörighausen,
Und in dem volkentrissenen Reviere
Treibt man ihm zu vielhunderte der Tiere,
Es knallen Schüsse und die Kugeln sausen.

Braucht keinen Mut, kein kühnes Überlegen,
Nur viele Arbeit hat der Büchsenspanner . . . . .
Die Zeitungen entfalten weit ihr Banner:
Es that der Fürst des edlen Waidwerks pflegen!

Der Bergler Sepp hat Hunger und hat Mut,
Holt in der Kirche sich den Morgensegen,
Des Försters Kugel traf sein Herz so gut . . .

Der Fürst kann jagen durch das Korn, das gelbe,
Der Sepp that auch des edlen Waidwerks pflegen,
Wenn zwei dasselbe thun, ist's nicht dasselbe.

Bozen. Anton Renk.

Johannes Schlafs Drama „Gertrud“.

Kritische Studie von Martin Kriele.

(Berlin).

Im Jahre 1892 veröffentlichte Johannes Schlaf sein Drama „Meister Ölze“, von welchem Franz Servaes vor kurzem (in der Wiener Wochenschrift „Die Zeit“) gelegentlich eines Essays über Gerhart Hauptmann urteilte, daß es das dämonischste Drama wäre, das der jüngeren Generation bis jetzt gelungen, gewaltig und unfaßbar wie das Schicksal. Soweit die moderne deutsche Dramenlitteratur in Frage kommt, wüßte ich in dieser Hinsicht dem „Meister Ölze“ nur Hauptmanns „Friedensfest“ an die Seite zu setzen. Ich glaube, daß eine solche Parallele dem Künstler Schlaf selbst nicht fremd ist; denn er soll „das Friedensfest“ und „Hanneles Himmelfahrt“ als die am tiefsten empfundenen Kunstwerke Hauptmanns ansehen.

Die Dichtung „Meister Ölze“ ist vorwiegend Charakterdrama. Die Schilderung des Milieus, welche in dem vor dem „Meister Ölze“ gemeinsam mit Arno Holz verfaßten Drama „Die Familie Selicke“ der wesentliche Inhalt der Dichtung ist, tritt nur als ein für unsere heutige, soziale Betrachtungsweise notwendiges Erkenntnismittel in die Erscheinung. Die Charaktere im „handlungsarmen“ Drama „Meister Ölze“ sind ohne Zweifel von außerordentlich feiner, psychologischer Tiefe und Nuancierung; aber sie stehen nicht so selbstherrlich da, daß nicht die Darstellung des Milieus unser ästhetisches Interesse ebenfalls, wenn auch in geringerem Maße fesselte.

Seit dem Erscheinen dieses Dramas sind fünf Jahre verflossen, Jahre, die dem Dichter viele Entbehrungen, innerliche, aufreibende Kämpfe und mancherlei Mißmut brachten, in denen er eine Zeit lang sogar durch geistige Krankheit an der Arbeit überhaupt gehindert wurde. Aus dieser Zeit besitzen wir zwei Bändchen Stimmungsnovellen von ihm, den „Frühling“ und den „Sommertod“, welche beide, namentlich aber das zweite, die Spuren der trüben Seelenschmerzen und der geistigen Unklarheit des Dichters tragen und zum größeren Teil uns übrigen Sterblichen wohl rätselhaft geblieben sind und bleiben werden. Aber beide Bände lassen doch, wenn man einen Blick zurückwirft auf das erste, im Jahre 1892 erschienene Novellenbändchen Schlafs „In Dingsda“, einen bedeutenden Fortschritt des Dichters in der innerlich verarbeiteten Auffassung von Seelenzuständen erkennen. Sie haben mehr und mehr das Nebensächliche, das Körperliche, abgestreift, wenn auch dabei das Seelische nicht viel klarer geworden ist; in dieser Entwickelung ist Carl Hauptmann, des Gerhart seelenverwandter Bruder, in seinem Novellenbande „Sonnenwanderer“ schon weiter gekommen.

Der nämliche Fortschritt zeigt sich bei dem Dramatiker Schlaf in einer Gegenüberstellung seines „Meister Ölze“ und seines kürzlich in der Monatsschrift „Neuland“ (November und Dezember 1897) und nunmehr in Buchausgabe erschienenen, dreiaktigen Dramas „Gertrud“. Schlaf selbst hat darauf hingewiesen in einer kurz vorher (Oktober 1897) in derselben Zeitschrift erschienenen, feinsinnigen Abhandlung „Vom intimen Drama“. Außerdem: in „Gertrud“ ist das Milieu fast bedeutungslos.

Der Inhalt des neuen Dramas ist der denkbar einfachste. Gertrud, von ihrem Gatten und ihrer übrigen Umgebung in ihrem Gefühlsleben, das heißt überhaupt in ihrem Wesen, vollkommen mißverstanden, lebt leblos dahin. Nicht einmal ihr Kind vermag ihren stumpfen Schmerz zu mildern. Da lernt sie in einem Seebade, in dem sie mit ihren Angehörigen einen Sommeraufenthalt genommen hat, einen alten Freund ihres Ehegefährten kennen, der plötzlich aus Amerika herübergekommen ist, um sich aus seiner Heimat, nach der ihn ein leiser, sentimentaler Zug führt, eine Ehefrau zu holen; er ist eine ruhige, nüchterne Natur, und in diesen Wesenszügen dem Heyne in Max Halbes „Lebenswende“ nicht unähnlich, daneben aber von einer gewissen Unklarheit, Verwirrtheit, welche wohl durch die plötzlich veränderte Lage seines Lebens verursacht ist. Dieser Mister Holm besitzt Verständnis für das Empfindungsleben der Gertrud; er vermag durch seine Ruhe, seine sich selbst genügende Ehrlichkeit und seinen freien, einfachen, offenen Blick ins Leben auf Gertrud, die in ewiger Qual und in tiefem, nur hin und wieder, aber dann mit Heftigkeit ausbrechenden Schmerze dahinlebt, wohltätig beruhigend zu wirken. Nach kurzer Zeit geht er lautlos, wie er gekommen ist, nach Amerika zurück, ohne Weib. Er fordert Gertrud auf, mit ihm zu gehen. Doch sie bleibt zurück in ihrem von den Fesseln der Konvention noch niedergedrückten Scheinleben. Der Sonnenstrahl beschien sie zu kurze Zeit. Es war wohl nicht der für sie notwendige Sonnenstrahl; er besaß nicht die Kraft des Zaubers, der Romantik, der Leidenschaft. Damit endigt die Episode. Wir stehen an ihrem Ende dort, wo wir bei ihrem Beginn gestanden.

Gertrud und Holm haben den Schwerpunkt ihres Wesens in ihrem Innern, bei den übrigen Personen des Dramas liegt er außerhalb ihrer selbst. Jene fühlen sich bei jedem Worte, jeder Bewegung innerlich nahe, sogar eins; diese müssen Zerstreuung haben, wollen durch irgend eine Außenwelt, und sei sie noch so nichtig, gefesselt werden, fühlen ihre Zusammengehörigkeit nur in Form einer ganz äußerlichen Macht der Gewohnheit, zutreffender gesagt: Trägheit. Gertrud, bei jeder Berührung mit der sie innerlich abstoßenden Umgebung schmerzlich empfindend bis zu peinlichen Ausbrüchen des Abscheus, welche sie ihre eigene Würde manchmal vergessen lassen und ledig-

lich aus der gänzlichen Vereinsamung ihres Lebens und aus der ihr von ihrer Umgebung durch Worte und Thaten und durch Unterlassen solcher bereiteten Pein erklärlich sind, Gertrud wird gerade durch ihr innerliches Verhältnis zu dem sie für wenige Stunden erlösenden Holm zu einer tieftragischen Persönlichkeit. Ihr gegenüber stehen in weitem Kontrast der Gatte und dessen Freunde, Skat- und Kegelbrüder echt mitteldeutschen Schlages, humorlose, des Lebensernstes entbehrende, im innerlichsten Sinne des Wortes unsittliche Naturen, reine Nichtigkeiten, unehrliche Phrasenkonsumenten; dazu Gertruds Schwiegermutter, eine unfreie, tuntige Alltagsnatur aus irgend einem Krähwinkel Dingsda.

Man fragt sich verwundert, auf welche Weise Gertrud überhaupt in einen solchen Kreis hat geraten können. Die Antwort liegt (leider) nicht weit. Das ist nun einmal im Leben so: das Weib, dank seiner Erziehung unselbständig, wenn nicht gar eine Knechtsnatur, (Gertrud die „Beamtentochter"!) besitzt in den meisten Fällen die Selbständigkeit des Handelns am allerwenigsten in dem Moment, in welchem es eine Ehe schließt. Das ist die einfache Antwort. — Findet es sich als Ehefrau alsdann enttäuscht: entweder kapituliert es frühzeitig oder es hofft und hofft ewig weiter. Entweder klappt es das Buch einer Episode, die in ihr enttäuschtes Leben fällt, resigniert zu und behält eine „liebe Erinnerung", oder es hofft auf eine neue Episode oder sogar auf eine glückliche Gestaltung ihrer eigenen Ehe. Was Gertrud thut, nachdem das Buch der Holm-Episode zugemacht ist, wer weiß es! Für das Kunstwerk ist es gänzlich gleichgültig. Das Drama hieß ursprünglich „Der Gast"; dieser Titel scheint mir das Wesen der vorliegenden Episode gut zu treffen.

Die Charakteristik der Personen ist durchweg äußerst fein. Der Dichter hat sie durchlebt; Schlaf ist eben ein Künstler. In allen drei Akten findet sich eine Reihe von Nebensächlichkeiten, durch welche das Wesen der handelnden Personen auf das Lebendigste dargestellt wird. Nebensächlichkeiten ist streng genommen nicht die richtige Bezeichnung; es sind Kleinigkeiten, aus denen sich die Äußerung eines Lebens zusammensetzt. Onkel Lorenz, ein tölpelhafter Philister, liest nicht etwa die Zeitung wie jemand, der sich über das Leben der Welt orientieren will; nein, er schmökert auf den vier Seiten planlos herum, weil ihn die Öde seines Daseins dazu drängt; daher nimmt er während der sogenannten Lektüre von allem, was um ihn vorgeht, Kenntnis. Fritz, Gertruds Gemahl, ist so interesselos, daß er sich nicht die kleinste Mühe giebt, zu ergründen, wie sich das Wesen seines seit langer Zeit nicht mehr gesehenen „Freundes" verändert hat. Im Gegenteil, sobald Holm von seiner Lebensauffassung spricht, sucht er im Zimmer nach irgend einem Punkte, an den er seine seelenlose Schwätzerei oder wenigstens seine

„stillen Betrachtungen" anknüpfen kann, und wenn es nur die Zubereitung des Kaffeetisches ist, die sein Interesse fesselt, ja fesseln muß. Während diese Leute überhaupt erst dann Leben (besser gesagt: Beweglichkeit) bekommen, wenn irgend eine Äußerlichkeit mit ihnen in Berührung kommt, verliert Gertrud ihr Leben, so oft dies geschieht; Holm dagegen wird wenig oder gar nicht davon berührt.

Das Wesen der Menschen in „Gertrud" offenbart sich viel weniger durch das, was sie sagen, als dadurch, wie sie sprechen, in welcher Stimmung sie handeln. Der Nachdruck liegt nicht auf dem Was, sondern auf dem Wie. Hierin zeigt sich meines Erachtens der Fortschritt in der psychologischen Erfassung der Menschen seitens des Dichters gegenüber dem Drama „Meister Ölze", der nämliche Fortschritt wie in den Prosadichtungen Schlafs.

Schlaf selbst spricht sich in seiner obengenannten Abhandlung über diesen Prozeß eingehend und feinfühlig aus; schade, daß die Abhandlung mit der Buchausgabe des Dramas nicht gemeinschaftlich gedruckt ist. In diesem Essay sagt Schlaf: „Es (nämlich das Drama „Gertrud") hat die ausgeprägteste Eigentümlichkeit, daß seine Personen einen bestimmten Konflikt im Dialog nicht zu einem direkten, sondern fast durchweg indirekten Austrag bringen. Was ihre Seelen bewegt, natürlich kommen fast nur die Hauptpersonen in Betracht, deutet sich mehr an, als daß es in einer direkten Weise ausgesprochen würde. Und dennoch gestattet uns diese indirekte Methode einen durchaus deutlichen Einblick in die inneren seelischen Vorgänge, in die verborgene Entwicklung des Konfliktes, der sich in einer ganz eigenartigen Weise in diesem Dialog mit seinem scheinbaren Drüberhin und Daranvorbei reflektiert. Es ist mit alledem und, wie ich meine, in bisher durchaus ungewöhnlicher Weise aus der Natur für die Erweiterung künstlerischer Wirkungsmittel Vorteil gezogen .... Wir werden wahrnehmen können, wie dunkel, vieldeutig, ungelenk und gebrechlich es (das Gespräch) ist, wie es stammelt und stottert, wie es an dem präzisen Ausdruck eines Gedankens, eines Affektes vorbeihaut, und wie erst so recht eigentlich Geste, Mienenspiel, Körperbewegung und die Nuancierung, die der Affekt ihm verleiht, wenn nicht alles, so doch die Hauptsache machen; wie ferner alle diese Momente gleichsam oft genug eine zweite Parallelsprache sind, die, oft in sehr komischer Weise, verrät, was das gesprochene Wort verbergen soll, oder unmißverständlich zum Ausdruck bringt, was es nur andeuten kann oder darf."

Wenn dann Schlaf weiter sagt, daß das Drama alten Stiles, um das Intimste auszudrücken, zu so plumpen Hilfsmitteln greifen mußte, wie dem Monolog oder dem Beiseitesprechen, so bedarf das einer vorsichtigen Einschränkung. Das Beiseitesprechen macht heute allerdings einen, ich will

sagen, kindlichen Eindruck; man verstehe diese Bezeichnung ganz wörtlich und man wird ihr einen der Kunstgeschichte mit Ernst gerecht werdenden Sinn nicht absprechen können. Der Monolog dagegen ist durch die naturalistische Technik durchaus nicht überwunden worden; es kommt nur darauf an, in welcher Weise man ihn in einer Bühnendichtung verwendet. Gerade im Drama „Gertrud" ist ein Monolog der Titelperson wohl denkbar und würde mit dem realen Leben in Einklang zu bringen sein. Es kommt auf das Wesen des Menschen, dem der Dichter einen Monolog in den Mund legt, und auf das Verhältnis desselben zu seiner Umgebung an. Der Monolog liegt in der Natur des Menschen begründet; er wird durch keine dramatische Technik überwunden werden. Das Beiseitesprechen auf der Bühne in lauten Worten ist nur technisches Hilfsmittel; ganz vereinzelt mag es im Leben vorkommen. —

Alles in allem: „Gertrud" ist eine feingemeißelte moderne Tragödie. Ihr Schluß sagt uns, daß hier die Bezeichnung „Tragödie" (übrigens von Schlaf selbst nicht gewählt) in einem modernen Sinne zu verstehen ist, was auseinanderzulegen an diese Stelle nicht gehört. Eine Tragödie im Sinne der griechischen Antike ist sie nicht: es fehlt das, was Aristoteles die Katharsis nannte.

Schlaf hat ohne Frage recht, wenn er in dem genannten Essay sagt, daß die „Gertrud" (wie überhaupt das naturalistische Drama) die „Domäne des Schauspielers" erweitert. Das naturalistische Drama hat die Kunst des Schauspielers in ganz bedeutendem Maße vertieft; für ihn ist das Drama in der Buchform gewissermaßen nur noch ein Leitfaden. Es kommt gar nicht darauf an, daß er den Dichterworten Punkt für Punkt folgt. Er kann ganz andere Worte und Episoden einsetzen; denn der Nachdruck liegt auf dem Wesen der vom Dichter durchlebten und darnach gezeichneten Personen. So entfernt sich das vom Dichter geschaffene Drama von dem Drama des Schauspielers, nicht in seinem Wesen, wohl aber in seiner Substanz. Jedes von beiden wird ein Kunstwerk für sich. Bühnenkunst und Dichtkunst, beide werden aus dieser Entwicklung Nutzen und Kräftigung gewinnen.

Das Durchschnittspublikum steht heute dem intimen Drama, wie es der Naturalismus geschaffen, noch fern; es langweilt sich bei der Aufführung desselben. Adolf Bartels sagt mit Recht in seiner Studie „Die Deutsche Dichtung der Gegenwart", daß das naturalistische Drama viel mehr den Kunstkenner und Feinschmecker voraussetzt, als z. B. das idealistische Schillers. Aber es ist ein Zeichen erheblichen Mangels an künstlerischem Empfinden, wenn er sofort darauf sagt, daß das naturalistische Drama natürlich auch sehr schnell altern wird. Sollte denn der Durchschnittsmensch von heute ewig so oberflächlich bleiben, daß er ein naturalistisches Drama für lang-

weilig ansieht? Sollte es denn nicht möglich sein, daß das Empfinden und das Kunstverständnis der Menschheit, d. h. ihres Durchschnitts, vertieft und verfeinert wird? Sollte nicht gerade die naturalistische Kunsttechnik im Laufe der Jahre wesentlich, wenn nicht ausschließlich, einen solchen Fortschritt herbeiführen? Heute wird ein Drama wie Schlafs „Gertrud" zweifellos ohne tieferen Eindruck auf die meisten Menschen über die Bühne gehen, kein Kassenstück werden. Aber nach fünfzig, nach hundert Jahren, werden dann nicht vielleicht Kunstwerke solchen Wesens einen tiefen, bleibenden Eindruck bei jedem Zuschauer hinterlassen? Sollten solche Dichtungen dann nicht in einem anderen, aber vielleicht viel tieferen Sinne als bei der Tragödie der Hellenen eine Katharsis in uns hervorrufen? —

Johannes Schlafs Drama „Gertrud" erinnert mich lebhaft an drei andere moderne deutsche Dramen: an Gerhart Hauptmanns „Einsame Menschen", an Max Halbes „Mutter Erde", an Franz Servaes' „Stickluft". Indem ich diese vier Dichtungen in eine gemeinsame Betrachtung nehme, möchte ich folgende Empfindung niederschreiben. Über Schlafs „Gertrud" steht eine Sonne, die sich durch den Dunstkreis einer Wolkenschicht nicht hindurchringen kann, die wir aber gleichwohl, gewissermaßen strahlenweise, empfinden; über Hauptmanns „Einsamen Menschen" steht eine Sonne an blauem Himmel; über Halbes „Mutter Erde" eine fahle Oktobersonne; über Servaes' „Stickluft" ein schwermütiger, grauer Himmel, der keinen Sonnenstrahl zur Erde eilen läßt. In diesen Bildern scheint mir die Grundstimmung der vier Kunstwerke zu liegen; sie bleibt nach dem Genuß als dauerndes Geschenk des Künstlers in unserer Seele.

Volkstümliche Kunstbestrebungen in Österreich.

Von Karl Bienenstein.
(St. Leonhard, N.-Öst.)

Wir Österreicher sind in vielfacher Hinsicht arme Teufel, in keiner aber mehr, als wenn es sich um die feinsten Genüsse des modernen Kulturmenschen, um Kunst und Litteratur, handelt. Während im benachbarten Deutschland, in Frankreich und England der moderne Geist auf diesen beiden Gebieten von Sieg zu Sieg schreitet, bleiben wir auf einer beängstigend niedrigen Stufe stehen, ja oft wissen wir gar nichts von den großen Werken, die anderswo geschaffen wurden. Namen, welche anderwärts auf der Zunge jedes Gebildeten schweben, sind bei uns so gut wie unbekannt.

So ist mir folgendes passiert.

Auf einer Fahrt von Wien in der Richtung Linz las ich in der eben erschienenen Böcklin-Festnummer der „Jugend". Ein mir gegenüber sitzender Herr, der sich dann als Jurist vorstellte, bat mich, durch die Bilder aufmerksam geworden, das Heft ansehen zu dürfen. Über Klingers Titelbild natürlich Kopfschütteln. Und dann kam die große Frage: „Böcklin" — selbstverständlich mit dem Ton auf der zweiten Silbe — „wer ist denn das? Ein Maler? Von dem hab' ich noch nie was gehört! Ist er denn berühmt?"

Ist das nicht beschämend? Und dieser Mann, der auf anderen Gebieten wohl unterrichtet war, ist keine Ausnahme, sondern der Typus unseres Provinz-Gebildeten. Ich konnte ihm dann nicht einmal so unrecht geben, als er, nachdem ich meine Verwunderung über seine Unkenntnis moderner Kunst ausdrückte, meinte: „Ja, Sie widmen sich halt solchen Studien! Aber wo soll unsereins dazu kommen? In den Tagesblättern liest man so was nicht und die Blätter, die man sich sonst hält, „Vom Fels zum Meer", „Gartenlaube", die bringen auch nichts. Ich wette, daß Sie durchschnittlich unter hundert Gebildeten nicht mehr wie fünf finden, die Böcklin kennen."

Der Mann hatte recht. Keines von den Wiener Blättern, die ich kenne, hielt es der Mühe wert, zur Böcklin-Feier eine Würdigung des Meisters aus berufener Feder zu bringen.

Die Klage über den Tiefstand des Kunstlebens in Österreich ist eine allgemeine. Es klagen die Künstler, die Kunstfreunde, es klagen die wenigen Kunstzeitschriften, die bei uns erscheinen. So schrieb Hermann Bahr in der Einleitung zu seinem Buche „Renaissance": „Diese Zeitschrift (die Zeit) habe ich begründet, damit die Fragen der Kultur (also auch der Kunst) in unserem armen Lande einen Anwalt haben."

Wenn aber schon in den gebildeten Kreisen eine derartige Unkenntnis der modernen Kunst herrscht, wie viel mehr erst in dem gebildeten Mittelstand, bei kleineren Beamten, Lehrern, Geistlichen 2c., vom mittleren Bürgerstand, den Gewerbetreibenden und Bauern gar nicht zu reden! Fern von jedem Kulturzentrum, durch ihre Stellung an Landorte gefesselt, kommen sie nur selten dazu, eine Kunstausstellung, ein Museum zu besuchen. Womit stillen diese ihre ästhetischen Bedürfnisse? Oder haben sie vielleicht gar keine? Letzteres mag wohl vorkommen. Es ist mit den ästhetischen Bedürfnissen so wie mit den physischen Organen: ist ihnen die Gelegenheit genommen, zu funktionieren, so verkümmern sie. Und viel, unendlich viel ist bei uns verkümmert. Die Abbildungen in Zeitungen, Zeitschriften und Kalendern, schlechte Öldrucke, das ist so ziemlich das Einzige, was den breiteren Schichten des Volkes aus dem reichen Schatz unserer Kunst in

die Hände kommt. Aber diese „Kunstprodukte" verfolgen nicht den Zweck ästhetischer Erziehung, sie wollen nicht das Volk mählich und unvermerkt auf eine höhere Stufe künstlerischer Anschauung emporheben, sondern sie stellen sich mit dem verkümmerten Publikum auf dieselbe Stufe, sie wollen unterhalten, schmeicheln dem ungebildeten Geschmack und tragen so zur weiteren Versimpelung bei.

Es muß offen gesagt werden: für die ästhetische Erziehung des Volkes ist in Österreich bisher soviel wie gar nichts gethan worden. Wir hatten bis vor kurzem keine einzige künstlerisch geleitete Zeitschrift, die sich für die breiteren Volksschichten eignen würde; die Besuchszeit unserer Museen ist eine so beschränkte, daß bei dem Zudrange während derselben, von einem ruhigen Genuß nicht die Rede sein kann, und was wir bisher an künstlerischen Publikationen besaßen, war viel, viel zu teuer, um Gemeingut zu werden.

Ein Verdienst, gar nicht hoch genug anzuschlagen, ist es, daß nun die „Gesellschaft für vervielfältigende Kunst" in Wien daran gegangen ist, diesen Übelständen in einigem abzuhelfen und vor allem die ästhetische Erziehung des Volkes in die Hand zu nehmen.

Die Gesellschaft erkannte, daß sie dabei sehr langsam zu Werke gehen müsse, daß sie dabei ab ovo beginnen müsse und sie richtete daher ihr Augenmerk in erster Linie auf die ästhetische Erziehung der Jugend, der bisher in den landläufigen Bilderbogen etwas geboten wurde, was mit allem andern, nur nicht mit der Kunst, Verwandtschaft hat. Die „Bilderbogen für Schule und Haus", welche nun die Gesellschaft herausgiebt, entsprechen allen Anforderungen. Der Inhalt der sich den verschiedenen Unterrichtsfächern anschließt, ist geeignet, das Gelernte durch die sinnliche Vorstellung zu befestigen, er regt zum Denken an, und durch die schönen Zeichnungen, sämtliche von bewährten Künstlern herrührend, wird im Kinde Sinn für Formenschönheit und schöne, charakteristische Darstellung herangezogen. Gewiß, ein Geschlecht, das bei diesen Bilderbogen aufgewachsen ist, wird nie mehr in den rohen Geschmack zurückfallen, es wird einen ordentlichen Holzschnitt, einen Stich, eine Radierung ꝛc. immer dem rohen Öldruck vorziehen, dessen Buntheit heute noch die meisten aus dem Volke zum Kaufe lockt. Dabei ist der Preis eines solchen Bilderbogens im Format 50 : 37, mit gutem Papier, mit fünf Kreuzer wirklich gering angesetzt.

Schon dieses Unternehmen würde der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst den Dank aller sichern, die es mit der Kunst ehrlich meinen und daher auch wünschen, daß sie im Volke einen Boden finde, aus dem sie immer wieder ideelle und materielle Kraft saugen kann. Noch wärmeren

Dank verdient sie aber für die Herausgabe des „Hausschatzes moderner Kunst", welcher Reproduktionen von Kunstwerken, die bisher nur wenigen zugänglich waren, in weiteren Schichten des Volkes verbreiten und damit Sinn und Verständnis für moderne Kunst wecken will.

Daß die Gesellschaft in diese auf dem österreichischen Kunstmarkt einzig dastehende Publikation nicht die großen Werke der Vergangenheit, sondern moderne aufgenommen hat, hat seinen guten Grund, den der Prospekt so darlegt: „Unmittelbarer und verständlicher als die Kunstwerke der Vergangenheit, die sich, oft von der erklärenden Umgebung vollständig losgelöst, in unsere Zeit herüber gerettet haben, sprechen die der Gegenwart zu uns. Die Bedingungen, unter denen sie entstehen, sind uns vertraut, das Leben, das sie darstellen, ist dasselbe, in dem wir stehen. Je weniger die Empfindungen und Vorstellungen, die den Kunstwerken der Gegenwart zu Grunde liegen, einer Erläuterung bedürfen, desto leichter und bequemer finden wir uns in dem Gebotenen zurecht und können prüfend und genießend unser Interesse auf das konzentrieren, was dem künstlerischen Gebilde seine Daseinsberechtigung verleiht — die Kunst."

Der Hausschatz moderner Kunst ist auf zwanzig Hefte projektiert, von denen jedes fünf Bilder enthält, Radierungen oder Stiche, welche an und für sich schon Kunstwerke genannt werden müssen, und neben dem Schöpfer des Originals wieder eine Künstlerindividualität repräsentieren, Meister der Nadel oder des Grabstichels, wie: Hecht, Halm, Krauskopf, Unger, Krüger u. a., jedenfalls auch einen weit höheren Kunstwert haben, als die jetzt so beliebten Photographien, Heliogravüren 2c. Hier Mechanik, dort Kunst.

Da ferner der Hausschatz alle Schulen und Richtungen von der Romantik am Anfang unseres Jahrhunderts bis zum Naturalismus und Idealismus unserer Tage, und alle Gebiete: Landschaft, Genre, Porträt, Allegorie, Historik umfaßt, so giebt er ein vollständiges und überaus reizvolles Bild der gesamten Malerei unseres Jahrhunderts, besonders der deutschen.

Aus dem Inhalt der bisher erschienenen neun Hefte seien nur folgende bekannte und berühmte Namen hervorgehoben: Böcklin: Villa am Meer, der Gang nach Emaus; Gabriel Max: Der Vivisektor, Jairus Töchterlein; Fr. Aug. Kaulbach: Maitag, Lautenschlägerin; Fritz von Uhde: Auf dem Heimweg, Am Morgen; M. Liebermann: Ziegenhirtin, Hanfspinnerinnen; Anselm Feuerbach: Römerin, Mutterglück; Hugo Kaufmann: Verliebt; E. Grützner: Klosterschäfflerei; J. E. Schindler: Aus dem Süden; G. Schönleber: Kanal in Rotterdamm; M. v. Schwind: Rübezahl; Fr. v. Defregger: Zitherklänge: E. Willroider: Waldlandschaft; Chr. Kröner: Nach dem Kampf; J. W. Schirmer: Aus der

Campagna; J. E. Steinle: Violinspieler; Fr. v. Lenbach: Weibliches Porträt; H. v. Bartels: Voll Dampf voran! u. a.

Man wird aus dieser trockenen Aufzählung schon erkennen, welche Genüsse die Betrachtung dieser neun Hefte gewährt.

Nun kommt aber eine Frage, welche für die Volkstümlichkeit des Unternehmens entscheidend ist, die nach dem Preis. Dieser ist wahrhaftig ein lächerlich geringer und er ist der beste Beweis dafür, daß die Gesellschaft nicht den materiellen Zweck des Geschäftes, sondern den ideellen der Volksbildung verfolgt. Man denke: ein Heft mit fünf Kunstblättern — Format 40 : 30 cm, stärkstes Papier — von denen jedes unter Glas und Rahmen einen schönen und wertvollen Zimmerschmuck bildet, für 3 Mark, jedes Kunstblatt also 60 Pfennig! Man wird zugeben, daß dies ein Preis ist, den auch der minder Bemittelte erschwingen kann, wenn er den Willen hat. Von nun an müssen die Klagen über den teuren Kunstgenuß verstummen.

Wir Österreicher feiern heuer ein Jubeljahr und die Zahl der Jubiläumsschriften und -Werke wird allen Anzeichen nach Legion sein. Spekulation auf Gewinn und Auszeichnung wird manche Gründung herbeiführen, deren Wert auf Null herabsinken wird, sobald die Jubiläumsstimmung vorüber ist. Die „Bilderbogen für Schule und Haus“ und der „Hausschatz moderner Kunst“ geben sich nicht als Jubiläumswerke, aber sie sind es.

Kaiser Franz Josef hat den Wunsch ausgedrückt, man möge sein Jubiläum nicht in rauschenden Festlichkeiten, sondern in Akten der Wohlthätigkeit feiern. Eine der größten Wohlthaten ist es aber, die heilige Sehnsucht des Volkes nach Licht und Schönheit zu stillen, die Kluft zu überbrücken, welche Kunst und Volk trennt, auf daß erreicht werde, was die Edelsten anstreben: eine Kunst für das Volk, ein Volk für die Kunst, und durch diese Verbindung: Veredlung der Menschheit.

Ein Brief von Maurice Maeterlinck.

An den Verfasser der Maeterlinck-Studie in Heft 9—10 der „Gesellschaft“, Fr. v. Oppeln-Bronikowski, hat der Dichter einen Brief geschrieben, den wir hier — deutsch — wiedergeben:

Werter Herr!

Nach Rückkehr von einer langen Abwesenheit fand ich das Heft der „Gesellschaft“ vor, das Sie mir freundlichst zustellten. Von Herzen Dank für die schönen Worte, die Sie mir darin weihten. Alles was Sie da über den „Trésor des Humbles“ sagen, ist so präzis, aber zugleich so freundschaftlich und wohlwollend, daß ich selbst nicht alles zu billigen wage, was Sie da sagen. Es ist wahr, ich könnte im Notfalle

von diesem „Trésor“ wie von einem Werke sprechen, das mir nicht mehr gehört; mehr als Ein Gedanke hat sich in mir seit diesem Buche gewandelt, wie Sie es in meinem demnächstigen Buche „La sagesse et la destinée“ sehen werden. Wie es damit aber auch sei, so giebt es noch einen sachlichen Irrtum zu beseitigen, das ist die Sache vom troisième sexe. Niemand gehört diesem Geschlechte weniger an als ich, und niemand ist, glaube ich, in dieser Hinsicht normaler. Vielleicht weil meine Empfindlichkeit im Leben sehr groß ist, ist kein Kampf, kein Wunsch in meinen Schriften ausgeprägt.

Erstaunt war ich über die Übersetzung meiner Verse. Ich wußte nicht, daß man in einer Verdeutschung dieses Genres, das immer so schwierig ist, zu gleicher Zeit so durchdringend, so wortgetreu und so originell in aller Worttreue, so harmonisch und so präzis sein könnte.

Nochmals dankend verbleibe ich Ihr stets ergebener

M. Maeterlinck.

Herrgottsfreunde.

Von Gustav Wied.

Aus dem Dänischen von A. Gottschewski.

Personen:

Der Pastor.
Der Förster.
Der Missionär.
Der Fremde.
Der braun gefleckte Hühnerhund.

Die Handlung geht auf dem Dampfer „Hebe“ während seiner täglichen Fahrt zwischen Kallundborg und Aarhus vor sich.

Es ist ein sonnenwarmer Tag im Frühsommer. Das Schiff geht mit halber Fahrt aus dem Kallundborger Fjord nach dem Kattegat.

Vorn: das unendliche Meer, das sich bis an die cimbrische Halbinsel zieht.

An den Seiten: Szölunds prächtige Ebene.

Hinten: die fünffingrige Kirche von Esbern Snare hoch gegen den Himmel ragend über alles Irdische: über Ziegel- und Strohdächer, über Schindeln und Schiefer.

Die Lerchen jubeln über dem Lande. Die See ist blau und still. Und in der blauen und stillen Luft kreisen Möven und Meerschwalben mit sonnenflimmernden Schwingen.

Ein Uhr. Die Passagiere der ersten Kajüte sitzen im Speisesalon und befriedigen die erbärmlichen Forderungen des Leibes rund um den Frühstückstisch, der unter der Last der jämmerlichen Güter dieser Welt fast zusammenbricht: Roastbeef, Karbonade, Sülze, Schinken, Eier, Zunge, Lachs, Sardinen, Hummer, Anchovis, Lammbraten, Goldbutte (gekocht und gebraten), Holländer-, Schweizer-, Sahnen-, Ziegenkäse, Rochefort, Radieschen, Bier, Rotwein, Kummen-, Lysheller- und Aalborger Aquavit, rote Rüben, Krabben und Schweinsknochen.

Aber oben auf dem Verdeck auf einer einfachen Holzbank sitzt der Missionär und schaut träumerisch hinaus über das Meer. Das Schiff macht eine Drehung vom Lande

weg und segelt, jetzt in offener See; und sein langer Kielwasserstreifen führt wie eine Brücke dahin, wo Himmel und Meer sich begegnen. Und schleunigst kommt dem Missionär die Jakobsleiter, die den Himmel mit dem Jordan verband, in Gedanken.

Er sitzt und kaut, der Missionär, und starrt hinaus. In seinem Schoß liegt ein Paket Essen: vier Stücke Roggenbrot mit Schlackwurst, drei mit Landkäse und ein Stück trockenes Schwarzbrot.

Er ist bei der Schlackwurst, und sein langer graumelierter Apostelbart bewegt sich feierlich auf und ab, wie der Bart eines Ziegenbocks, der wiederkaut. — Sein Gesicht ist gelbbleich. Die Wangen und die Schläfe eingesunken. Die Augen groß und überirdisch, als hätte er stets seinen Blick geheftet auf ein jenseitiges Ziel, einen himmlischen Meilenstein, oder eine übersinnliche Telegraphenstange, die erreicht werden muß, soll seine Seele Frieden finden. — Der laue Wind spielt mit seinem langen dünnen Flatterhaar, das unter dem breitkrempigen Hut hervorhängt. Sein Rock ist schwarz im Diplomatenschnitt, seine Weste schwarz, seine Hosen grau. Einen Kragen hat er nicht, aber ein nicht gerade ganz tadelloses Leinentuch ist unzählige Male um seinen Hals gewunden und vorn in einen zierlichen Knoten mit Flügeln, die vermutlich die Richtung seines Ideals andeuten sollen, geknüpft. Er ist klein und beängstigend mager; und seine Tombakuhr trägt er an einer Schnur aus den Haupthaaren seiner Ehefrau. Er hat einen Ring am Ringfinger und ist Vorsteher einer Vereinigung in Plagelse, die streng alle irdischen Lüste verbietet. Dazu hat er neun Kinder und ist Schuster . . .

Die Passagiere kommen vom Frühstückstisch nach oben: warm, gut, hochnasig und satt. Einige gehen auf dem Verdeck auf und ab und sprechen vom Wetter. Andere setzen sich in den Rauchsalon und verdauen. Cigarren werden angezündet, und Kaffee mit Cognac wird serviert. Der Maschinenmeister läßt drei Schaufeln Kohlen auf das Feuer werfen, der Schornstein speit Funken, das Steuer knattert und Samsö beginnt sich zu zeigen.

Der P a s t o r und der F ö r s t e r im Gespräche, hinterher der braungefleckte Hühnerhund.

Seine Hochwürden sind ein mittelgroßer Herr, hoch in den Sechzigern. Er ist weißhaarig und bartlos und von einem quadligen Embonpoint. Ähnelt dem père noble einer Hofbühne: schwarze Kleider, hoher Seidenhut, weißer Shlips mit gestickten Enden, Ordensband im Knopfloch, goldene Halskette und Reiseglas. Er ist Witwer; aber er hält sich eine Wirtschafterin, die sein Essen kocht und sein Lager bereitet. Beides vorzüglich.

Der Förster ist ein großer, kräftiger Mann, hoch in den Dreißigern. Blondes, gelocktes Haar; blonder gelockter Vollbart; weiße Mütze mit Celluloidschirm; grauer Anzug; Stahluhrkette mit einer Hundepfeife; sonnenverbrannt; Touristenschuhe und treuherzige, blaue Augen — kurz gesagt: er sieht aus, wie ein junger Waldmensch in der guten Litteratur aussehen soll. Er ist zwei Jahre verheiratet und hat drei Kinder. Alles Jungen.

P a s t o r (mit einem Zahnstocher gestikulierend): Diese Abende in der Breitenstraße sind wie aus Christi Zeit, versichere ich Ihnen. Keine Rede von Titel und Rang und dergleichen! An der letzten Versammlung jetzt im März komme ich ein bißchen früh und werde vom Diener in den Salon geführt. Dort sitzt ein Herr, den ich kannte, und wir beginnen ein Gespräch. Da läßt der Diener eine neue Person ein. Er sagt Guten

Abend, drückt freundlich unsere Hände und lächelt und nickt ganz sans façon. Ich fühle wohl, ich mußte ihn von Angesicht kennen . . . und wissen Sie, wer es war?

Förster (gespannt): Nein?

Pastor: Prinz Mads!

Förster (überwältigt): Prinz Mads!

Pastor: Ganz einfach Prinz Mads, der unsere Hände drückt und lächelt und nickt!

Förster: Großartig!

Pastor: Ja . . . Und da sagt man noch, daß das Christentum seine demokratischen Prinzipien im Stiche gelassen hat! . . . . Wenn ein Prinz von Geblüt so kordial auftritt!

Förster: Ja, und der Baron, der am Abend durch die Hinterstraßen geht, um die Sünder vom Verderben zu retten!

Pastor: Ja, ja . . . Ja — a, wir haben viele eifrige Arbeiter in den höheren Gesellschaftskreisen! . . . Was für ein Mensch ist sein Vetter? Wandert er noch in der Finsternis?

Förster (schüttelt bedauernd den Kopf): Ach ja, er ist ein Kind der Welt! So ganz das Gegenteil vom Baron Ole . . . Ich fühle oft das Kreuz, sein Brot essen zu müssen.

Pastor: Wir haben jeder unser Kreuz. (Gebraucht den Zahnstocher): Er soll ja eine reizende Frau haben?

Förster: Sie ist sehr schön, ja.

Pastor: Dunkel oder blond?

Förster: Dunkel.

Pastor: Ich für mich stelle die blonden Frauen am höchsten. Es ist eine eigene Weichheit über ihnen, eine . . . eine Milde, eine . . . es ist etwas von einer Margarethe an jedem blonden Weib! Wie alt ist sie?

Förster: Einundzwanzig wahrscheinlich.

Pastor: Ah, diese jungen Frauen, sie haben einen eigenen Reiz. Ich muß sagen, ich habe viel Freude an meinen Konfirmandinnen, an diesen Blumen in der Knospe! Es ist etwas Keusches und Reizvolles — bei einem solchen kaum reifen Menschenkind! (Braucht energisch den Zahnstocher.) Entschuldigen Sie, aber es hat sich eine Goldbuttengräte so niederträchtig fest zwischen zwei Backenzähne gesetzt! . . . Kennen Sie das?

Förster: Ja, es ist sehr unangenehm.

Pastor (arbeitet weiter): Sie aßen . . . Sie aßen den Fisch gebraten . . . sah ich . . . Er hat einen weit feineren . . . Das ist die Gräte! Wollen Sie sehen, wie groß! (Zeigt die Gräte auf der Spitze seines Zahnstochers . . . .) Nee, was ich sagen wollte: jeder Fisch hat gekocht einen weit feineren Ge-

schmack! Wollen wir in den Rauchsalon gehen und eine Tasse Kaffee trinken und eine Cigarre rauchen?

Förster: Danke, ich pflege sonst nicht . . . Aber wenn der Herr Pastor meint . . .

Pastor: Oh ja, es hilft zur Verdauung!

(Sie gehen in den Rauchsalon, am Missionär vorbei, der im Begriff ist, die letzte Hand an das Butterbrot zu legen. Er schielt demütig verbittert hinter ihnen her; denn er hatte erwartet, daß der Pastor ihn wiedererkennen und grüßen würde. Wie er mit dem Essen fertig ist, legt er sorgfältig das Brotpapier zusammen und steckt es in die Hintertasche seines Diplomatenrocks. Darauf erhebt er sich und stiehlt sich in den Salon, wo er sich auf die äußerste Kante eines Sofas setzt und die Ohren spitzt, um etwas von dem Gespräch aufzuschnappen; das fällt ihm übrigens nicht schwer, da der Pastor sein Licht keineswegs unter den Scheffel stellt.)

Pastor (legt seine Hand auf das Bein des Försters): Nein, mein lieber junger Freund, mein lieber junger Freund, da versteigen Sie sich ja ganz zu der falschverstandenen Selbstkasteiung des Katholizismus!

Förster (eifrig): Ja, aber steht es nicht ausdrücklich geschrieben, Herr Pastor, wer zwei Hemden hat, soll teilen mit dem, der keins hat.

Pastor: So steht es zweifellos! Aber das ist Theorie, dichterische Übertreibung; das praktische Leben gestaltet sich anders und muß sich anders gestalten! (Zeigt auf den braungefleckten Hühnerhund.) Glauben Sie nicht, daß dieses Tier abgestumpft und faul werden würde und für seinen Zweck unbrauchbar, wenn man ihm ein Lager aus Sammetkissen machte und weiße, weiche Hände es liebkosten? . . . Na, sehen Sie! Und ganz genau ebenso würde ein wackerer und tüchtiger Arbeitsmann körperlich und seelisch hinsiechen, wollte man ihn in unangebrachter Mildthätigkeit und mißverstandenem Wohlthätigkeitssinn abhalten von der Erfüllung der Aufgabe, die ihm der Herr nun einmal in der Gesellschaft auferlegt hat! Man treibt schon genug demokratische Aufwiegelei in unseren Tagen! Nehmen wir ein Beispiel aus meiner eigenen Wirksamkeit als Seelsorger! Ich sage ja nichts dazu, wenn ein Laie sich in einer Versammlung erhebt und vor der Gemeinde zeugt, daß des Herren Finger ihn berührt hat — dazu sage ich nichts; der Herr kann jedes Werkzeug gebrauchen. Aber ich bin kein Freund dieser herumreisenden Schneider und Wagner, die sich berufen fühlen, uns das Wort vom Munde zu nehmen! Was wissen sie? Was können sie? Es sind meist Menschen, die ihr irdisches Metier schlecht verstehen — diese Pfuscher in ihrem Handwerk finden es bequemer, den Mund zu gebrauchen als die Hand. Was wollten Sie dazu sagen, wenn einer von Ihren Holzschlägern kommen und Sie belehren wollte? . . . Nein, mein guter Herr Köhl, es liegt viel, viel in dem alten Wort: Schuster bleib bei deinen Leisten! (Scheint jetzt erst den Missionär zu bemerken, der während dieses Vortrags

sich zusammengerollt hat wie eine Viper vor dem Sprung): Ah, da haben wir ja . . . Schuhmacher Klemmesen! Guten Tag, guten Tag! Waren Sie die ganze Zeit da? Ich habe Sie wahrhaftig nicht bemerkt. Sie wollen wohl auch in die Versammlung?

Missionär (versucht zu antworten, vermag es aber nicht vor verbissener Gereiztheit).

Pastor (ruhig vorstellend): Förster Köhl aus Boruplund; einer von den Unseren — Schuhmacher Klemmesen, Vorsitzender des Mäßigkeitsvereins Slagelse.

Miss. (bewegt lautlos seinen Ziegenbart).

Pastor (immer ruhig): Wir haben ja denselben Weg?

Miss. (dumpf): Ja, der Zug der Freunde geht ja jetzt nach Viborg!

Pastor (kordial): Wollen Sie nicht eine Tasse Kaffee?

Miss.: Ich trinke Wasser.

Pastor: Ja, das ist ja auch ein Getränk! (Wendet sich von ihm weg zum Förster. Zeigt auf den Hund.) Heißt er nicht Tispe?

Förster: Ja.

Pastor (lächelnd): Hat sie schon ihren Pyramus gefunden?

Förster: Was?

Pastor: Ich meine: soll sie Mutter werden?

Förster: Ach wo, sie ist ja erst ein halbes Jahr alt.

Pastor: So, nicht. (Indem er mit der Hand einen ziemlichen Kreis beschreibt): Ja, sie kommt mir etwas . . . etwas beleibt vor, was! (Plötzlich zum Missionär): Nicht wahr, Klemmesen?

Miss. (antwortet nicht).

Pastor: Na, Sie müssen's doch wissen, Sie sind ja Vater einer ganzen Anzahl Weltbürger.

Miss. (wie aus dem Innern der Erde): Der Mensch hat die Kinder, die der Herr ihm schickt!

Pastor: Ach ja . . . gewiß ja! natürlich! . . . Neun? sind es nicht neun, die Sie haben? . . . Eins für jede Muse, hae!

Miss. (explodierend): Ja! . . . mit Ihrer Erlaubnis!

(Der Pastor lächelt, der Missionär schäumt und der Förster schaut verdutzt drein.)

(Pause.)

(Ein Mann in Bauernkleidung zeigt sich in der Thür des Salons. Er hat ein großes, wollenes Tuch zahllose Mal um den Hals geschlungen und ruft mit heiserer Stimme):

Klemmesen! Klemmesen! Hör' mal!

Miss. (kann sich nicht beherrschen): Was is los?

Der Fremde: Du, Klemmesen, die Gnade des heiligen Geistes ist

eben gerade gekommen über die Freunde auf dem dritten Platz und sie wollen lobsingen dem Herrn!

Miss.: Hum! . . . ja lasse sie singen!

Der Fremde: Ja, aber Du mußt, zum Teu . . . Du mußt nach unten kommen und den Ton angeben, Klemmesen, ich bin ja ganz verrostert.

Miss.: Ich komm' ja! (Der Mann bleibt noch stehen): Geh' runter und sag', ich komm' schon!

Pastor (sobald der Fremde fort ist): War das nicht der versoffene Weberklaus?

Miss.: Er ist jetzt einer der Unseren, Herr Pastor! Das ist das dritte Schäschen, das wir diesen Winter für unsere Herde eingefangen haben. (Sieht dem Pastor fest in die Augen): Der Herr war voller Barmherzigkeit gegen Slagelse, seit Sie fort sind, das will ich Ihnen sagen, Herr Pastor Krarup! (Flüchtet.)

(Pause, während welcher der Pastor mit den Fingern auf den Tisch trommelt und des Försters Cigarre in der Bestürzung ausgeht.)

(Endlich sagt der Pastor anfangs verhältnismäßig ruhig):

Ja, entschuldigen lieber Herr Köhl, aber mit diesen Menschen ist es nicht zum aushalten! Die gehören zu einer niedrigeren Rasse als wir; denn es giebt Unterschiede zwischen Menschen und Menschen! Sie sind ganz wie besessen von dem Geist des Hochmuts und der Unverträglichkeit, nur weil sie ein bißchen reden können! (Redet sich mehrere Grad Réaumur heißer.) Was hat das zu sagen, wenn so ein Weberklaus dazu gehört? . . . eingeführt von einem Schuster Klemmesen? Der Weberklaus, der schlimmste Trunkenbold seit Noahs Tagen! Der Branntwein leuchtet ihm ja aus den Augen! Und da glauben diese dummen Menschen an seine Bekehrung und schleppen ihn herum von Versammlung zu Versammlung, damit er „zeugen" soll. Es ist ein Unsinn, diese ganze Laienpredigerei! Ein ganzer großer Aberglauben, daß diese verunglückten Schneider und Schuster und Schornsteinfeger kraft ihrer Unwissenheit (der Förster will eine bescheidene Einwendung machen . . . .), ja gerade Unwissenheit und Mangel an der elementarsten Geistes- und Herzensbildung . . . die Erlaubnis haben sollen, sich eine Position anzumaßen, die . . . Und Sie wissen nicht, Mann, was das heißen will für einen Pfarrer, einen solchen . . . „Apostel" in seiner Gemeinde zu haben! Ich trug mich wahrhaftig schon manchmal mit dem Gedanken, meinen Austritt aus dieser Sippschaft zu erklären! . . . Und manch einer meiner Amtsbrüder denkt wie ich.

Förster (still bescheiden): Ich hörte doch Pastor Stormbuk voriges Jahr auf einer Freundeversammlung in Hilleröd sprechen . . .

Pastor (heftig abbrechend): Stormbuk ist, Gott verzeihe mir, selbst so

ein Laienpriester! (Des Försters Augen werden bei dieser blasphemischen Äußerung ganz so groß und ausdrucksvoll wie zwei Austern. Der Pastor sieht erschrocken über seine Kühnheit scheu umher, und seine Stimme sinkt zu einem Flüstern herab): Na ja . . . ja Sie verstehen, lieber Herr Köhl, ich . . . ich war ein bißchen . . . bißchen aufgeregt! (Erhebt seine Stimme mit weiter Handbewegung): Stormbuk ist ein gewaltiger Kämpe vor dem Herrn, ein Arbeiter von unschätzbarem Wert in so toten Zeiten wie unsere! (Man hört Psalmensingen am dritten Platz): Jetzt singen sie. Hören Sie den Gesang? . . . (Vertraulich): Kurz gesagt: Ich bin kein großer Freund dieses Christentums auf dem Präsentierbrett! Geh' hinein in Dein Kämmerlein und schließe Deine Thür, heißt es . . . (Bemerkt durch die Fenster des Salons, daß das Schiff eben nach Samsö beidrehen will. Erhebt sich rasch und geht auf Deck, von wo er dem Förster, der ihm mit dem Hunde folgt, zu sich winkt.)

Pastor (mit dem Krimstecher vor den Augen): Eine schöne kleine Insel, Samsö!

Förster: Ja.

Pastor: Kennen Sie die Familie Danneskiold?

Förster: Nein . . .

Pastor (reicht ihm das Glas hin): Wünschen Sie es . . .? Es ist eingestellt.

Förster (setzt den Apparat vor die Augen): Danke! . . . Es ist ein vorzügliches Fernrohr!

Pastor: Ein vortreffliches Instrument, ja! Ich kaufte es neunundvierzig in Bordeaux . . . Sehen Sie, diese kleine Schraube ist zum einstellen. Sehen Sie: Operngucker, Feldstecher und Marineglas, je nachdem man im Theater, auf dem Lande oder auf See ist . . . Oh, jetzt sind wir am Quai! (Hebe manövriert an das Bollwerk heran unter den Kommandorufen des Kapitäns.)

(Die Taue werden an Land geworfen und festgebunden. Die Landungsbrücke wird ausgelegt und zwei Pferde und ein altes Weib gehen von Bord. Der Pastor, der Förster, der Hund und die übrigen Passagiere sehen interessiert zu, während der Psalmengesang der Heiligen laut gen Himmel tönt: „Ein feste Burg ist unser Gott, ein gute Wehr und Waffen.")

(Sowie die Postsäcke ausgewechselt und die Produkte des Landes: Butter, Käse, Häute, Korn und Wolle ausgetauscht sind mit überseeischen Produkten: Kaffee, Thee, Zucker, Tabak und Petroleum, werden die Taue wieder gelöst, und der Kapitän besteigt die Kommandobrücke, die Schraube wird in Gang gesetzt und Hebe dampft nach Aarhus ab.)

Pastor: Es ist prachtvoll zu reisen! ... Sie sind nie aus Dänemark herausgekommen, Herr Köhl?

Förster: Nie, nein . . . .

Pastor: Ja, neunundvierzig machte ich eine dreimonatliche Tour durch

Frankreich, Italien und die Schweiz und auf der Heimreise durch Österreich-Ungarn und Deutschland. Meine Frau hatte etwas Vermögen und ich habe sie beerbt . . . Sie sollten wirklich etwas herauszukommen versuchen! Man bekommt einen weit größeren Überblick über die Verhältnisse! (Zeigt): Sehen Sie das Schiff da draußen, wie träg es schleicht! Was ist das, wenn man die Boote mit dem lateinischen Segel über den Comersee hat fliegen sehen! . . . wie die Schwäne! . . . Sie sollten reisen! Man lebt nur ein Mal!

Förster: Ja—a, . . . aber Weib und Kind . . Und selbst wenn ich die Mittel hätte, so . . . so meine ich . . . . so denke ich . . . . Es ist ja soviel drängende Not unter den Freunden, und ich habe die Pflicht zu helfen.

Pastor (fixiert ihn scharf, wird aber in demselben Augenblick wieder ruhig und klopft ihn väterlich auf die Schulter): Sie sind ein braver und naiver Mensch, Herr Köhl! . . . Und jeder trägt ja sein Gesetzbuch in seinem Gewissen! . . . Sie sind glücklich bei Frau und Kind?

Förster (mit leuchtenden Augen): Ja, das bin ich!

Pastor (seufzt): Ja, ach ja! . . . Wie lange sind Sie verheiratet?

Förster: Zwei Jahre.

Pastor: Und zwei Kinder?

Förster (ein wenig geniert): Drei . . .

Pastor: Ah, sieh mal an, ha, ha!

Förster (schnell): Die zwei ersten sind Zwillinge!

Pastor (lächelnd): Ja, ja . . . Gott behüte! . . . (Betrachtet ihn mit Wohlbehagen): Sie sind ja auch ein kleiner Athlet . . . Und Ihre junge Frau ist ja auch eine kräftige Natur? Nährt sie selbst?

Förster (naiv): Ja, danke.

Pastor (seufzt wieder): Ja, ich bekam keine Kinder! Na, wer weiß wozu das gut war. Meine Frau war ja älter als ich und sie litt an einer kummervollen Schwäche, die Arme — einer Entzündung des Uterus. Sie starb achtundvierzig; und das Jahr darauf reiste ich ins Ausland . . . Ach, sie litt viel in der letzten Zeit . . . viel! Und sie war etwas penibel im Verkehr; obgleich, Gott weiß es, Frau Erichsen und ich wahrhaftig unser Bestes thaten, um sie zu pflegen! . . . Frau Erichsen ist meine brave treue Wirtschafterin, sie war und ist mir ein großer Trost . . . Aber eine Ehefrau ist doch Ehefrau! Na: der Herr gab sie, der Herr nahm sie, des Herren Namen sei gelobt!

(Hoheitsvolle Pause, während welcher der Pastor Jyllands Küste durch das Marineglas betrachtet.)

Förster (furchtsam): Es war etwas, ich . . .

Pastor: Dänemark ist doch im großen ganzen ein sehr reizendes kleines Land: Diese Hügel und Wälder, die kornreichen ... Was sagen Sie, Herr Köhl?

Förster: Es war etwas, worüber ich Sie gern mir erlauben möchte, Sie um Rat zu fragen, Herr Pastor ...

Pastor: Bitte ...

Förster: Ja sehen Sie, wir fingen im Winter an, bei uns Freundesversammlungen zu halten: die Frau Pächter und Gutsverwalter und einige Besitzersfamilien, namentlich die Damen ...

Pastor: Ja, das Weib ist immer unser Hauptfundament gewesen!

Förster: Wir versammelten uns jeden Mittwoch abwechselnd bei einander und lasen die heilige Schrift, beteten und sangen. Und tranken Thee ...

Pastor (immer mit dem Glase): Sehr lobenswert! ... Das ist doch ein Teufelsgucker, jetzt kann ich deutlich Fichte von Tanne unterscheiden!

Förster: Ja, aber es wurde uns verargt ...

Pastor (zerstreut): So—o? Verargt? — Warum? (Nimmt das Glas von den Augen): Na—a, na—a, so? Das wurde Ihnen verargt, sagen Sie?

Förster: Ja; einige der Freunde ließen so Worte fallen, daß wir uns abschließen und Spaltung in die Gemeinde brachten. Besonders ein Schuster Christensen ...

Pastor: Sie leiden auch unter einem Schuster?

Förster: Ja, und ...

Pastor (zornig): Spaltung in die Gemeinde! was! in keiner Weise! Man sammelt die Freunde um sich, mit denen man auf gleichem Fuße steht, natürlich!

Förster: Ja aber Pastor Sahlertz meinte auch, daß wir aufhören sollten.

Pastor (bedenklich): So—o, meinte Sahlertz das? — Ja—a ...

Förster: Und da hörten wir auf.

Pastor: Ja ... Ja—a ... das war vielleicht auch das richtigste! Ich kenne ja nicht die Verhältnisse .... Apropos: Wie steht es mit dem Versammlungshaus, das im Kirchspiel aufgeführt werden sollte? Ich las etwas in der Freundezeitung.

Förster (traurig): Ja, es ist noch nicht fertig. Wir haben kein Geld. Es wollte niemand etwas zeichnen. Und jetzt erheben sich Stimmen, die der Meinung sind, daß wir das Grundstück an den Konsumverein verkaufen sollten. Aber ich finde wirklich, es sähe zu merkwürdig aus, in dem einen Jahr zu sagen, der Herr will ein Bethaus und im andern, der Herr will keins!

Pastor: Ja, das geht nicht!

Förster: Jetzt wollen wir eine Anleihe beim Vorschußverein aufnehmen.

Pastor: Ach ja; es ist bedenklich viel Gleichgültigkeit dabei!

(Pause.)

Förster (stotternd und zögernd): Könnten Sie nicht, Pastor Krarup ...

Pastor (auf dem Posten): Was meinen Sie?

Förster (verwirrt): Ich meine ... Der Pastor sprach früher davon ... Und da dachte ich ...

Pastor (ahnend, worauf er es abzielt): Ich verstehe Sie wirklich nicht! Sprechen Sie nur offen heraus!

Förster (noch verdutzter): Ich meine ... ich dachte ... ich wollte mir nur erlauben zu fragen, ob ... ob Sie nicht ... ob nicht der Herr Pastor ... Sie sprachen früher davon, daß Sie etwas Geld geerbt hätten nach ...

Pastor (freundlich nachsichtig): Geld? Ich? ... Ach, mein Lieber, das war eine ganze Kleinigkeit! ... Und außerdem stehe ich ja meiner eigenen Gemeinde am nächsten!

Förster: Ah, dort soll auch gebaut werden?

Pastor: Das will ich nicht sagen; a—aber ...

Förster (plötzlich in Ekstase): Es müßte herrlich sein, ein solches kleines Heim für die Auserwählten Gottes zu erbauen!

Pastor: Das müßte es sein, das müßte es sein, wenn der Herr die Mittel dazu gäbe! (Wendet sich gegen Westen): Sehen Sie, da haben wir schon die Turmspitze von Aarhus! (Nimmt das Glas vor die Augen): Reisen Sie direkt nach Viborg?

Förster (schwitzend nach der Gemütserregung): Ja ... ja, das heißt: nein! Ich bleibe diese Nacht bei meinem Bruder in Langaa. Er soll den Hund bekommen.

Pastor: Ich komme auch erst morgen hin. Ich übernachte in Aarhus bei dem Bischof, meinem Universitätsfreunde. (Liebkost den Braungefleckten): Wie heißt das Tier?

Förster: Tispe.

Pastor: Er verdient seinen Namen! Ein niedlicher Kopf, gut behängt! ... Sie glauben also nicht, daß sie trächtig ist? ... Na nicht. Aber Sie sollten Ihrem Bruder sagen, daß er etwas aufpaßt, wenn sie läufisch wird! Ich bekam einmal einen sehr schönen irischen Setter, aber ganz verdorben durch einen gewöhnlichen Bauernhund. Sie wissen natürlich selbst: wenn auch das Tier später zu einem Racehund gebracht wird, mit größter Wahrscheinlichkeit ist der Wurf doch zerstört! ... Sie gehen wohl auch mal auf die Jagd, Herr Köhl?

Förster: Ich werde ja dazu gezwungen . . .

Pastor (verwundert): Interessiert es Sie nicht?

Förster: Ja—a, natürlich, aber . . .

Pastor: Es ist eine edle Beschäftigung, eine männliche! Ich trieb sie viel in meinen guten Jahren. Jetzt ist man leider zu alt!

Förster: Ja, ich finde auch . . . aber zuweilen kann es über mich kommen, daß es gewiß eine sündige Freude ist.

Pastor: Aber Lieber!

Förster: Steht nicht geschrieben: du sollst nicht töten?

Pastor (schüttelt lächelnd den Kopf): Sie sind etwas hysterisch, mein guter Förster! — entschuldigen! . . . Ernährten sich nicht des Herrn eigne Jünger von der Jagd? Freilich auf die Tiere des Meeres, aber doch ist es eine Art Jagd!

Förster: Ja—a . . .

Pastor: Hüten Sie sich vor den Klippen der Übertreibung, mein lieber Köhl; daran gerade sind Gottes Kinder am öftesten gestrandet!

(Pause.)

(Des Missionärs Apostelkopf und die übrigen heiligen Gestalten steigen langsam die Treppe herauf, die vom dritten zum ersten Platz führt. Psalmengesänge sitzen ihnen noch in den Mundwinkeln.)

Pastor: Da haben wir ja unsern . . . Jerusalemer Schuhmacher, hätte ich beinahe gesagt! Warum fährt er eigentlich dieses kurze Stück ersten Platz?

Förster (bittend): Lieber Herr Pastor . . . Er gehört ja doch zu den Freunden . . .

Pastor: Ja . . . so sagt man! Aber dieser Mensch steckt mir wie Senf in der Nase! . . . Ein Wort im Vertrauen, Herr Köhl: Hüten Sie sich vor dieser quasi Beredsamkeit jener Menschen! Sie sind zu naiv, Sie verstehen nicht die Schale von dem Kern zu trennen! (Mit einer sehr liebenswürdigen Handbewegung zum Missionär, der wie auf Gummirädern näher gerutscht ist): Na, kleiner Klemmesen, Sie haben also den Gesang geleitet! Wir hörten es bis hier nach oben. Es tönte schön unter Gottes klarem Himmel!

Miss.: Der Vogel singt, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, Herr Pastor!

Pastor (mild): Ja, ja, so ist es, ja! Ich . . .

Miss. (abbrechend): Sperlingsgezwitscher und Lerchentriller sind gleich angenehm dem Herrn in gleicher Weise, wenn in ihnen das Herze mitklingt, Pastor Krarup!

Pastor (beherrscht sich): Gewiß, gewiß.

(Pause mit scheinbarem Interesse am Meeresanblick. Plötzlich steckt der Pastor die Hand in die Brusttasche und zieht eine Cigarre hervor, die er dem Missionär dicht unter die Nase hält, und sagt):

Pastor: Will er nicht eine Havannah rauchen, Klemmesen?

Miss. (tritt einen Schritt zurück und antwortet mit einem Blick, wie der eines apokalyptischen Tigers): Danke, ich rauche nicht — Krarup!

(Der Pastor dreht sich rasch um und geht mit schnellen knirschenden Schritten fort über das Deck.

Der Schuster-Missionär sieht instinktmäßig auf seine Füße, um zu sehen, ob er Zug- oder Schnürschuhe trägt oder Stiefel.

Schreckliche Pause.

Der Förster sieht aus als hätte er Schmerzen. Der Missionär erinnert an Luther auf der Wartburg, da er das Tintenfaß nach dem Kopf des Satan geworfen hatte. Das Rad knirscht, die Maschine stöhnt. Der Moesgaard-, Marselisberg- und Riswald zeichnet sich blau-schwarz vom Horizonte ab, und der braungefleckte Hund flöht sich bedenklich hinter den Ohren.

Endlich erdreistet sich der Förster, das Schweigen abzubrechen und leise zu sagen):

Förster: Es ist wundervolles Wetter heute, Her—r Missionär.

Miss. (mit erhobenem Zeigefinger, auf dem Spuren von Schusterpech sich zeigen): Herr, stelle eine Wache vor meine Zunge, bewahre die Thür meiner Lippen! (Nimmt seinen Schlapphut ab und trocknet sein Antlitz mit einem rotbunten Schweißtuch, das des Gekreuzigten Bild trägt. Darauf erhebt er zwei Finger und spricht folgendermaßen): Die Männer der schwarzen Schule sind voll von Hochmut! . . . Oh, wollten sie sich doch erinnern an die Worte des Herrn und Heilands vom getünchten Grabe! Oh, wollten sie doch niedersteigen zu uns, zu der Gemeinde, und lernen Demut und Dankbarkeit für Gottes Gnadengaben, die in unserem Herzen sitzen, wenn wir beten und singen und lobpreisen den Herrn, weil er unsere Augen und Ohren geöffnet hat zu hören und zu sehen, was er von uns armen elenden Menschenkindern fordert, daß wir können schauen seine Herrlichkeit von Angesicht zu Angesicht, gleichgültig, ob wir das wissenschaftliche Examen gemacht haben oder die Quelle seiner Weisheit in anderer Weise empfangen haben!

Förster (will seiner Zustimmung Ausdruck geben, wird aber in seinem schönen Vorhaben durch den Missionär gehindert, der wieder losfährt, aber diesmal mit fünf ausgestreckten Fingern):

Miss.: Oh, wahrhaftig! Es sei fern von mir, den ersten Stein auf den Pfarrer Krarup zu werfen, denn wer zwei Hemden hat, sehe wohl zu, daß er nicht falle! Aber er hat eine leichtsinnige Zunge! Und das will ich sagen, meine Brüder und Schwest . . . und das will ich sagen offen vor meiner himmlischen und irdischen Obrigkeit, daß der Herr barmherzig und gut gegen Slagelse und Umgebung gewesen ist, von der gnädigen Stunde an, da der Pastor Krarup nach Tutiput und Bragsted versetzt ist; denn wie der Hirt, so die Schafe! Und ich will zu Euch allen sagen, so viele die ihre Ohren öffnen wollen: Fraget die Freunde in der Stadt Slagelse, ob nicht Pastor Krarup, da seine arme, gepeinigte

Frau noch mit dem Tode kämpfte, der letzten großen Pforte, die geöffnet und geschlossen wird für uns alle! ob er da nicht gesehen worden ist, viele Abendstunden vorbeiwandern leichtfertig mit der Jungfrau Christine Erichsen, seiner damaligen und jetzigen Wirtschafterin! (Der Förster schlägt ein Kreuz für sich und der Missionär fährt fort): Oh, meine Freunde, es sei fern von mir, so fern wie die Berge des Libanon von Sarons Thale liegen, von Unzucht und Hurerei zu sprechen, denn jeder, der rein ist, sehe zu, daß er nicht falle! Aber das frage ich Euch: Hat nicht der gerechte Gott seine strafende Hand schwer gelegt auf des Pfarrers Krarup Schulter, da er ihn zu einem kinderlosen Greise machte durch ein unfruchtbares Weib? . . . Das frage ich Euch!

Förster (dem seine Zwillinge in den Sinn kommen, nicht heftig): Ja, ja, wahrhaftig, wahrhaftig!

Miss. (mit gefalteten Händen und Wasser auf der Mütze): Aber ich schließe ihn doch jeden Abend in mein Gebet! Denn, oh! wie es seliger ist zu geben als zu nehmen, so ist auch das Verzeihen lieblicher für die Freunde des Herrn!

Förster (schneuzt seine Nase vor Bewunderung): Sie sind ein edler . . . edler . . . edler Mensch, Missionär Klemmesen.

Miss. (mit bescheidenem Selbstgefühl): Ich strebe demütig die Pfade zu wandern, die uns der Herr und Heiland selbst gewiesen hat!

Förster: Und das ist ja alles, was ein Mensch vermag!

Miss.: Ja, das ist alles . . . aber es gelingt nur den Auserwählten!

(Heiliges Schweigen mit gebeugten gedankenschweren Köpfen. Selbst der Braungefleckte scheint über die Seligkeitsbedingungen seiner Seele nachzudenken . . .

Plötzlich stößt die „Hebe“ ein Gebrüll aus. Man ist im Hafen von Aarhus. Die Passagiere und Mannschaften strömen auf das Deck. Auch der Pastor. Die Taue werden klar gemacht, und der Kapitän besteigt die Kommandobrücke.

Auf der Schiffbrücke sieht man ein Gewimmel von Menschen, Kindern und Wagen.)

Miss. (ergreift schnell die Hand des Försters): Fahr wohl, Freund! Ich muß zu meinen Kleinen hernieder!

Förster: Leben Sie wohl und haben Sie Dank für all das Gute!

Miss. (schielt nach dem Pastor): Ein letztes Wort, mein Bruder! . . . Hüten Sie sich zu horchen auf die lockende Rede einer leichtfertigen Zunge! — Und damit Gott befohlen! (Ab.)

Pastor (kommt mit Überrock und Handkoffer): Na, au revoir, mein guter Köhl!

Förster (verwirrt): Fahren Sie wohl! Herr Pastor! Es war mir . . . Und leben Sie wohl!

Pastor (lächelnd): Ja, ja, wir sehen uns ja morgen!

Förster! Ja . . . ja . . . ja natürlich! . . . So Gott will!

Pastor (immer lächelnd): Das will er wohl! . . . Na, hatten Sie einen Gewinn von dem Gespräch mit dem . . . Schuhfabrikanten?

Förster (errötet).

Pastor (betrachtet ihn fast gerührt): Sie sind ein braver und naiver junger Mann! . . . Auf Wiedersehn, lieber Köhl, auf Wiedersehn!

(„Hebe" liegt jetzt am Bollwerk. Die Landungsbrücke wird ausgelegt, die Passagiere gehen von Bord und ziehen weiter, jeder mit der Gelegenheit und in der Form, die ihm der Herr beschickt hat):

Der Pastor im Landauer des Bischofs.

Der Förster und der Braungefleckte nehmen eine Droschke. Und

der Missionär zieht ab per pedos Apostolorum an der Spitze seiner Herde . . .

Kinder schreien, Hunde bellen, Hähne krähen, Schwalben zwitschern, Pferde wiehern, Kühe brüllen und Schweine grunzen . . .

Aber hoch über allem irdischen Lärm und Taumel ragt die Wettergans der Domspitze wie ein mahnendes memento coeli.

Deutsches Kunstleben.

VIII.

Berlin.

Es hat keinen Zweck, über die oberbayerische Bauerntruppe im Thalia-Theater und das plattdeutsche Hamburger Ensemble im Central-Theater zu berichten — auch an Ereignissen von litterarischer und künstlerischer Bedeutung war das Berliner Theaterleben in den Monaten April und Mai recht arm. Eine interessante litteraturgeschichtliche Lektion wurde uns am 2. April in einer Versuchsaufführung des Dramaturgischen Instituts im Belle-Alliance-Theater erteilt. Niccolo Machiavellis berühmte und berüchtigte Komödie: „Der Zaubertrank" (La Mandragola) ging über die Bühne und erzielte trotz der mittelmäßigen Darstellung einen Heiterkeitserfolg, wie wir ihn sonst nur bei Pariser Boulevardpossen zu erleben gewohnt sind.

Der heikle Inhalt des Schwankes ist bald erzählt. Der alte Doktor Nicias lebt mit seiner jungen Gattin Lucretia in kinderloser Ehe, und beide wünschen sich einen Sohn. Ein Verehrer der schönen und tugendhaften Doktorsgattin, der junge Lebemann Kallimachus, stellt sich dem Paare unter dem Titel eines berühmten Pariser Arztes vor und verspricht, ihren Herzenswunsch mittels eines Zaubertrankes zu erfüllen, den Frau Lucretia zu sich nehmen müsse. Allerdings habe die Kur den Nachteil, daß der erste, der Lucretia nach Genuß des Trankes umarme, dem Tode geweiht sei; doch ließe sich diesem Übelstande für die Person des Doktors dadurch abhelfen, daß man den ersten besten Pflastertreter von der Straße aufgreife und ihn mit verbundenen Augen in das Schlafzimmer der Frau Lucretia schaffe; das übrige werde sich dann schon von selbst erledigen. Doktor Nicias ist glückselig, und die moralischen Bedenken seiner Gattin werden durch den geistlichen Zuspruch eines frommen Beichtvaters beseitigt. Lucretia trinkt den Zaubertrank, und Kallimachus, der sich zur rechten Zeit verkleidet

vor dem Hause des Doktors zu schaffen macht, wird von dem freudig erregten Ehegatten selbst mit Gewalt in das Boudoir der Geliebten getrieben und darin eingeschlossen. Am nächsten Morgen ist die delikate Angelegenheit zu aller Zufriedenheit geordnet. Doktor Nicias, der stolze und glückliche Vater in spe, zahlt dem vermeintlichen Pariser Arzt und dem gefälligen Beichtvater für ihre Mühewaltung fürstliche Honorare, und alle Beteiligten vereinigen sich schließlich im Dome, um Gott für die bewiesene Gnade zu danken.

Man denke sich diese erbauliche Fabel gewürzt durch eine Fabel saftigster Eindeutigkeiten im Dialog und durch eine Anzahl mehr als gewagter Situationen, die sich zum Teil vor den Augen des Zuschauers abspielen, und man wird einen Begriff von der äußeren Form dieser echtesten Schöpfung des schönheitstrunkenen und genußfreudigen Cinquecento bekommen. Das ergötzliche Stück ist, wie alle Werke Machiavellis, heute von der katholischen Kirche verbannt und verflucht. Die lustigen Pfaffen des Cinquecento dachten jedoch anders darüber, und der „Zaubertrank" wurde seiner Zeit auf besonderen Wunsch des heiligen Vaters Leo X. am päpstlichen Hofe zu Rom vor hochwürdigen Kirchenfürsten und keuschen Damen oft und stets mit gewaltigem Beifall zur Darstellung gebracht. Heutzutage würde eine öffentliche Aufführung der frivolsten und graziösesten Schwankdichtung der italienischen Renaissance wohl durch das Veto der Polizei verhindert werden.

Im Deutschen Theater wurde am 15. April Hebbel's Tragödie „Gyges und sein Ring" aufgeführt. Das Drama gehörte unter der Direktion L'Arronge zu dem Repertoire des Theaters und ist jetzt von Dr. Brahm in neuer Einstudierung und neuer Besetzung nach langjähriger Pause wieder auf die Bühne gebracht worden.

Die Aufführung eines Hebbel'schen Dramas werden wir jederzeit mit Beifall begrüßen, doch müssen wir uns darüber klar sein, daß es sich dabei mehr um eine litterarhistorisch interessante Reminiscenz, als um einen wirklichen künstlerischen Genuß handelt. Mir scheint, die heute landesübliche Verehrung für Hebbel ist keine ganz ehrliche. Er ist, bei aller ursprünglichen Genialität, doch immer nur ein Zwitter geblieben. Die Philistrosität seiner Zeit hat ihn, so sehr er sich auch gegen sie aufbäumte, immer wieder in den Nacken geschlagen. Er war ein echter Künstler und ein ehrlicher Mann, der in der öden Zeit der klassizistischen Götzenanbetung allein neben Otto Ludwig die fast erloschene Flamme der reinen deutschen Kunst schürte: aber seine künstlerischen und menschlichen Ideale sind nicht mehr die unseren.

Die Aufführung am Deutschen Theater war sorgfältig vorbereitet, konnte aber im einzelnen den Anforderungen nicht genügen, die man an unsere erste deutsche Bühne zu stellen berechtigt ist. Joseph Kainz, der den König zum erstenmal spielte, überragte alle übrigen so sehr, daß seine Rolle mit Unrecht als der Mittelpunkt des Dramas erschien. Die hausbackene, etwas langweilige, provinziell korrekte Solidität des Frl. Luise Dumont konnte dem heroischen Charakter der vorweltlichen Königin nicht im Entferntesten gerecht werden. Gar zu tief unter dem Niveau der Bühne aber stand Herr Karl Wagner aus Hamburg, der in der Rolle des Gyges auf Engagement debütierte. Sollte dieser Herr wirklich dazu ausersehen sein, in Zukunft einen Teil des Kainzischen Erbes zu übernehmen, so wäre es um das Ensemble des Deutschen Theaters sehr übel bestellt. Auch die Jambendramatik verlangt heute einen Menschendarsteller im modernen Sinne — der Hamburger Mime aber ist nichts als ein Deklamator und Poseur urältesten Schlages.

Das Königliche Schauspielhaus hat seinem ohnehin nicht sehr reizvollen modernen Repertoire eine neue litterarische Harmlosigkeit hinzugefügt. Am 18. April

ging d · dreiaktige Schwank „Anno dazumal“ von Carlot Gottfried Reuling zum er tenmal in Scene.

.lte, billige, harmlose Scherze über die Soldatenspielerei in den seligen Bürgerwehre 1 bilden den Inhalt und die Tendenz des Stückes, bei dem es sich im wesentlichen um d : breite Ausmalung einer bekannten Anekdote aus der Biedermännerzeit handelt.

Der kindliche, oft kindische Humor des breit angelegten und sauber gearbeiteten Stüc es erregte das Wohlgefallen unseres Hoftheater-Publikums in hohem Grade. Reu ing aber, der einst mit anscheinend redlichem Bemühen nach litterarischen Ehren strebte, kann man zu diesem Erfolge nicht gratulieren. Der dankbare Stoff, der in geschickter, straffer Behandlung einen flotten Einakter hätte abgeben können, ist unter seinen Händen zu einer pedantischen Wasserkomödie auseinandergelaufen, die überdies in übertriebener, fader Karikierung der Personen und Zustände die Grenze des guten Ge schmacks oft genug überschritt. Die Anspruchslosigkeit unserer Schauspielhausbesucher und die treffliche Darstellung der Hauptrollen durch Vollmer (Winkelhuber sen.), F.l. Hausner (Gretel) und Anna Schramm (Jungfer Lisette, eine alte Haushälterin) wird dem Stück trotz alledem voraussichtlich eine längere Lebensdauer bescheeren.

Die Dramatische Gesellschaft brachte in einer Matinee im Residenztheater am 24. April Johannes Schlafs neues dreiaktiges Drama „Gertrud“ zur Aufführung. *)

Sie hinterließ bei der Mehrzahl der Zuschauer einen tiefen Eindruck. In den Hauptrollen waren beschäftigt: Marie Frauendorfer (Gertrud), Eduard v. Winterstein (Holm), Gustav Rickelt (Onkel Lorenz) und Herrmann Böttcher (Fritz). Die stärkste Bühnenwirkung hatte der dramatisch bewegte zweite Akt, während der dritte Akt und das elegische Ausklingen im Nachspiel die vom Dichter beabsichtigte Stimmung nicht herauszubringen schienen.

Johannes Schlaf, der zur Einstudierung seines Stückes in Berlin eingetroffen war, mußte unverrichteter Sache wieder heimkehren, da sein leidender Gemütszustand den Aufregungen und Anstrengungen, die seiner harrten, nicht gewachsen war. Er hat auch der Première seines Werkes nicht beiwohnen können.

Das im Centraltheater gastierende Fiala-Ensemble brachte am 7. Mai die Première einer Novität, die in München eine Zeit lang von sich reden gemacht hat, weil sie einen aktuellen Stoff behandelt und von der fürsorglichen Polizei verboten war. Das dreiaktige Volksstück „Der Dorflump“ hat zum Verfasser einen Dr. Hermann Haas, Redakteur des „Münchener Generalanzeigers“. Die Fabel des Stückes knüpft an den bekannten Fuchsmühler Prozeß an. Doch Recht und Tugend triumphieren, wie bekanntlich immer in dieser besten aller Welten.

Die großen technischen Mängel, das unmögliche Roman-Deutsch, die dilettantische Häufung der scenischen Effekte, die stillose Mischung von Posse und Rührstück rc., würden das Stück schon von jeder ernsthaften Bühne ausschließen. Aber auch abgesehen von diesen Äußerlichkeiten offenbart sich überall der theatralische Stümper. Ein ehemals stolzes, freies und selbstbewußtes Bauerntum, von der Übermacht des Kapitalismus zu Boden gerungen, und bis ins innerste Mark hinein verseucht und vergiftet — und über diesen faulenden Trümmern emporragend, in konservativ borniertem Trotz, die Gestalt des modernen Michael Kohlhaas! Wie hätte ein wirklicher Dramatiker diesen Stoff gestalten können! Und was hat der journalistische Verfasser daraus gemacht? Ein ordinäres bayerisches Dialektstück nach alter, schlechter Schablone, mit romanhaften

*) Siehe die Studie M. Kriele's in diesem Heft. D. Red.

Bauerntypen, mit albernen Possenwitzen und verlogener Sentimentalität! Der Dorflump erscheint als ein vollkommener Trottel, und die Bauern sind durchweg als so nichtswürdige Schurken gezeichnet, daß man ihretwegen nicht einen Gemeindediener durchprügeln möchte, geschweige denn zum Bettler und Zuchthäusler werden.

Die Darstellung war recht schwach. Der bekannte Münchener Hofschauspieler Hans Neuert, der in der Titelrolle gastierte, wußte mit dem widerspruchsvollen und uninteressanten Dorflumpen nichts anzufangen, und die Herrschaften des Fiala-Ensembles standen unter dem Niveau einer mittelmäßigen Provinzbühne.

Das Residenz-Theater brachte am 12. Mai als letzte Première dieser Saison eine dreiaktige Komödie „Moment-Aufnahmen" von Joseph Jarno, dem Autor des lustigen „Rabenvater".

Das Stück hat keine eigentliche Handlung. Es bietet eben Momentaufnahmen aus einem fröhlichen Junggesellenleben, eine Reihe mehr oder weniger pikanter Abenteuer, deren Held der junge Schriftsteller Georg Gerhardt ist, die soeben mit seinem „unanständigen" Stück einen glänzenden Bühnenerfolg davongetragen hat. Er ist der Mann des Tages, seine bisher recht leere Kasse füllt sich von Tantiemen, Mäcene umschwärmen ihn, gute Freunde pumpen ihn an, und gute Freundinnen, die nichts mehr von ihm wissen wollten, kehren liebenden Herzens in seine Arme zurück. Aber er, der Glückliche, erkennt plötzlich die Hohlheit all dieser Freuden, ihm ekelt vor der Kneipenatmosphäre seiner Junggesellenbude, und er beschließt, ein neues Leben anzufangen. Seine bisherige Zimmerwirtin und deren holdseliges Töchterlein, das ihn in seine Netze zu ziehen suchte, sehen ihn bedauernd scheiden.

Es wäre weise von Herrn Jarno gewesen, wenn er sich, wie bei seinen früheren dramatischen Arbeiten, mit den bescheideneren Lorbeeren des Possendichters begnügt hätte, denn sein Können reicht nicht weiter. Aber der Ehrgeiz strebte diesmal höher, er wollte „litterarische" Ehren erwerben. Wirkliche lebende Menschen wollte er schildern, mit ihren Schwächen und Vorzügen. „Alle müßten sie 'rauf auf die Platte, die ich 'rauf haben will; jeder Einzelne müßte scharf heraustreten, so daß man sagen könnte: der lebt ja förmlich!" — so läßt er durch den Helden des Stückes das Ziel bezeichnen, das ihm selbst vorgeschwebt hat. Aber er hat es nicht erreicht.

Dem Dreiakter voraus ging eine Plauderei „Nach Hause"! von Paul Linsemann, ein fades, witz- und geistloses Gewäsch, das nur dazu diente, dem Publikum die Stimmung zu verderben.

Die Aufführung der „Moment-Aufnahmen" war im allgemeinen gelungen. Hermann Böttcher als Schriftsteller Gerhardt, der treffliche Komiker Seldeneck als Kunstfreund Fuchs und Gustav Rickelt als naßsauernder Litterat Schindler genügten den Anforderungen des Stückes vollkommen.

Die Freie Bühne hat nach einjährigem Schweigen wieder einmal etwas von sich hören lassen. Am 15. Mai veranstaltete sie im Deutschen Theater eine Matinee, in der sie ihrem Publikum die Bekanntschaft mit zwei jungen Autoren vermittelte, von denen man in Berlin bisher wenig wußte.

Der Verfasser der dramatisierten Ballade „Madonna Dianora", Hugo v. Hofmannsthal, ist das weitaus stärkste Talent des jungen Österreich und einer der wenigen wahrhaft großen Dichter, die unsere Zeit hervorgebracht hat. Vorwiegend Lyriker, hat er auch ein paar Dichtungen in dramatischer Form veröffentlicht, „Der weiße Fächer," „Der Thor und der Tod" u. a., bis jetzt nur von einem kleinen litterarischen Kreise gekannt und verehrt. Der Versuch, eines dieser Werke dem Berliner Publikum vorzuführen, war an sich löblich, doch glaube ich nicht, daß irgend jemand,

der den Dichter noch nicht kannte, nach der Bühnendarstellung der „Madonna Dianora" Verständnis und Sympathie für ihn gewonnen haben kann. So schwere und tiefe Dichtungen bleiben auf der Bühne ohne Eindruck, wenn nicht eine vorangegangene Lektüre das Verständnis erleichtert hat. Mindestens wäre ein einleitender Vortrag über die Eigenart des Dichters und seines Werkes vonnöten gewesen.

Die „Madonna Dianora" besteht fast ausschließlich aus einem Monolog, den die junge Frau des kranken Messer Braccio in stiller Nachtzeit auf dem Balkon ihres Zimmers hält, während sie den Besuch des Geliebten erwartet. Der Gatte kommt schließlich dazu und erdrosselt die Treulose. Die Scene war dekorativ herrlich ausgestattet und man hatte sich auch sonst wohl alle Mühe mit der Darstellung gegeben. Nur war es ein arger Mißgriff, daß man die Hauptrolle Fräulein Luise Dumont gegeben hatte, die mit ihrer nüchternen Vortragsweise und ihrem scharfen Organ die wundervolle Stimmung der Scene grausam zerstörte.

Dem Werke Hofmannsthals folgte ein dreiaktiges Drama „Tote Zeit" von Ernst Hardt. Ein unklarer Grübler und Träumer, der mit seinen Gedanken nur in der Vergangenheit lebt, vernachlässigt sich und seine zarte Ehehälfte. Der Weltklugheit einer jungen Dame, die den Träumer einst geliebt hat, gelingt es, wenigstens den Schein einer glücklichen Ehe aufrecht zu erhalten, bis ein junger Mann, der die Frau des Träumers einst geliebt hat, in den Kreis der Familie tritt und die Beteiligten davon überzeugt, daß die Jahre ihrer Ehe eine „tote Zeit" gewesen seien, worauf sich der Träumer das Leben nimmt.

Das Stück ist eine durchaus unreife Arbeit, ein an unfreiwilliger Komik überreiches Anfängerwerk eines möglicherweise talentvollen Jünglings. Aus mancherlei Lektüre, nicht aus der Beobachtung der lebendigen Natur sind diese kuriosen Geschöpfe entstanden, die der Verfasser uns als handelnde und leidende Menschen vorführt. Nirgends eine Spur von eigener Beobachtung und individueller Darstellung — überall blöde, kindliche Nachahmung, die zum Teil wie eine groteske Parodie auf die benutzten Muster wirkt. Und wenn der junge Herr, natürlich in symbolistisch dunkler Weise, uns überreife Lebensweisheit offenbaren will, so müssen wir schlechterdings lächeln.

Die Darstellung, so sorgfältig sie vorbereitet war, verschlimmerte zum Teil noch die Fehler des Stückes. Vorzüglich waren Louise Dumont als Freundin Dora und Rudolf Rittner als Freund Alexander, durchaus unzulänglich dagegen Lotti Sarrow, eine Schülerin des Regisseurs Lessing, als leidende Gattin, und geradezu unerträglich Oskar Sauer, der sich, wie es schien, über seine Rolle lustig machte.

* * *

Wir schließen für diese Saison unsere Wanderungen durch den Berliner Premièrenmarkt.

Es ist jetzt ziemlich genau ein Jahrzehnt verflossen, seit sich die letzte große Krisis im Berliner Theaterleben vollzog. Heute stehen wir wiederum, wenn nicht alles täuscht, vor dem Beginn einer neuen Ära. Wichtige Umwälzungen und Neugestaltungen bereiten sich an unsern Bühnen vor und mit einiger Spannung sieht man dem Beginn der nächsten Spielzeit entgegen. Frau Nuscha Butze tritt die Direktion des Neuen Theaters an, Sigmund Lautenburg, der schon beinahe obdachlos geworden wäre, kehrt ans Residenz-Theater zurück und das Lessing-Theater übernimmt, an Stelle von Oskar Blumenthal, Herr Otto Neumann-Hofer. Der letztgenannte Direktionswechsel kann für das Berliner Theaterleben wichtig werden. Das neue Lessing-Theater soll sich, wie es scheint, zu einem großen modernen Schauspielhause

umgestalten, das in mancher Hinsicht die Konkurrenz mit dem Deutschen Theater aufnehmen kann. Unter den Autoren, von denen neue Stücke teils angenommen, teils zugesagt sind, befinden sich Max Halbe, Otto Erich Hartleben, Philipp Langmann, Max Dreyer und Ernst v. Wolzogen; daneben auch H. Sudermann und O. Blumenthal-Kadelburg. Das neue Ensemble vereinigt eine stattliche Reihe glänzender Namen. Neben Ferdinand Bonn, Adolf Klein, Richard Alexander, Hans Pagay, Hermann Müller, Franz Schönfeld und Franz Guthery treffen wir Hedwig Niemann-Raabe, Else Lehmann, Rosa Bertens und Marie Meyer. An der Spitze des Ensembles steht der bisherige artistische Direktor des Hamburger Thalia-Theaters, Adolf Steinert, als Oberregisseur. Der neue Direktor ist aus seiner langjährigen schriftstellerischen und redaktionellen Thätigkeit dem Berliner Publikum bekannt. Als Theaterleiter wird er weniger den Parteimann, als den Geschäftsmann hervorkehren. Wir wollen hoffen, daß dabei auch die künstlerische Entwicklung des Berliner Theaterlebens gefördert wird. Sie hat es nötig.

Charlottenburg. John Schikowski.

IX.

Leipzig.

Die Sommersaison hat mit dem Königsjubiläum begonnen. Man wollte ja all den Lärm und den Anblick des künstlich angefachten Begeisterungstaumels noch als unvermeidlich hinnehmen, wenn derartige Gelegenheiten wenigstens zur Äußerung und damit wiederum zur Pflege des ästhetischen Gefühls, sei es auch nur des Farbengeschmackes, wahrgenommen würden. Statt dessen konnte man sich in diesen Tagen immer nur die undekorierten Steinmauern wieder herbeiwünschen, denn was man sich an Banalitäten in Ausschmückung, Beleuchtung und Feuerwerk geleistet hat, übersteigt alles, was ich in dieser Art je erlebt habe. Der verwünschte Jahrmarkt, der als völlig äußeres Anhängsel der Messen jährlich für ein paar Monate Leipzigs schönste Plätze dem Besucher verekelt, erfüllte eigentlich am Abend des 23. April eine segensreiche Aufgabe: er verhinderte den Zuschauer, von dem kläglichen Illuminationsfiasko einen Totaleindruck zu gewinnen; und damit wäre dann wenigstens eine Verschlechterung des Kunstsinnes verhütet worden, wenn man eine solche überhaupt in Leipzig für denkbar halten könnte.

Das Theater — horribile dictu: das Neue Stadttheater! — schwang sich gleichzeitig zu etwas Unerhörtem auf: es brachte, ein wenig spät, aber doch, Halbes „Mutter Erde". Es war auch danach. Ich kann mir nicht helfen: selbst dem unfähigsten Bühnenleiter traue ich es nicht zu, eine solche Rollenbesetzung, wie sie uns hier geboten wurde, aus reiner Unfähigkeit vorzunehmen; sondern es hat sich bloß von neuem gezeigt, mit welch unglaublicher Rücksichtslosigkeit man hier mit den schauspielerischen Kräften herumwirtschaftet. Frl. Rudolfi, unsere beste Künstlerin, fand sich mit der ihr aufgedrungenen Hella so gut wie möglich immerhin noch ab; aber Herr Müller war in der Maske des Laskowski einfach unmöglich, denn man mag einem Polen viel zutrauen, niedersächsischen Accent wird man kaum in polnisch Westpreußen zu hören bekommen. Die Akustik unseres Theaters ist bekanntlich so tadellos, daß von dem ganzen Ensemble immer der Souffleur am deutlichsten zu verstehen ist; sie zwang auch diesmal, bei den Gesprächen vor dem Gastmahl (Akt 3) die Spieler, einen so schreienden Ton anzuschlagen, daß das Ganze fast lächerlich wurde. Über das Stück

selbst sind ja, nach Herrn Maukes neulicher Behauptung, die Akten geschlossen — wahrhaftig, auch für mich. Was sich darüber sagen läßt, hat Lily Braun seinerzeit deutlich und lückenlos gesagt. Freilich ist es recht schmerzlich, sich sagen zu müssen, daß ein hervorragendes Talent sich in erbarmungslos absteigender Linie bewegt: von dem düstern Bilde der Zersetzung einer alten Zeit, wie es uns der „Eisgang" entrollte, bis zur Quintessenz des spießbürgerlichen Anschauungskreises: „Sie sollen uns nichts vorzuwerfen haben" — das ist ein beklagenswerter Entwicklungsgang. Aber konnten wir es nicht voraussehen, daß es so kommen würde, damals schon, als in der maßlos verherrlichten „Jugend" der rächende Schuß knallte — —?

Immerhin danken wir der Direktion, daß sie sich überhaupt einmal an eine moderne Aufgabe gewagt hat; daß die Leipziger in diesem Punkte freilich indifferent sind, wußten wir schon lange, auch wenn es uns nicht diesmal wieder die leeren Bänke vernehmlich entgegengegähnt hätten. Herrn Stägemann mag dabei um die Gunst seines Publikums bange geworden sein, und so ersann er einen großen Coup: er brachte am 2. Mai Sudermanns „Johannes".

Eine Besprechung des Dramas kann ich mir füglich ersparen. Die „Gesellschaft" hat eine eingehende Analyse gebracht, und in einem seiner glänzendsten Essays hat M. Harden in der „Zukunft" den biblisch-historischen Hintergrund der Johannesepisode entrollt. Unsere Regie hatte mit feinem Instinkte das Stück aufgefaßt. Raffiniert prächtige Dekorationen und Kostüme, eine Salome-Darstellerin, die am Ende des Tanzes möglichst wenig „an" hat — darin angelt ja alles. Frl. Roeeo ist, das will ich nicht leugnen, ein hoffnungsreiches Talent; nur die unangenehme Backfischklangfarbe ihres Organs wird sie sich abzugewöhnen haben, dann werden wir ihr Engagement hierher wenigstens nicht gerade beklagen können. Jedenfalls mutet sie mehr an, als der verhätschelte Liebling des Publikums, Frl. Laue, an der ich nichts weiter als die — Stereotypie ihrer Gesten bewundere. Als Johannes mußten wir Herrn Tanger ertragen. Ein Schauspieler kann beim besten Willen nicht alles spielen; aber ein wenig mehr hätte uns unser begabtester Mime wohl doch bieten können, als diesen Johannes. Zuerst dröhnte er mit unerträglichem Pathos los, und später schwebte ich unaufhörlich in Angst, er würde noch ins Parkett hinunterspringen. Die übrigen Darsteller fanden sich mit ihren Aufgaben schlecht und recht ab; nur Frl. Rudolfi gab uns in ihrer Mirjam ein wunderbares Kabinettsstück tiefer und vornehmer Kunst. Das Publikum war dort kühl, wo man ihm den Beifall verziehen hätte, und klatschte, wo das Stück unangenehm wird. Der Tanz und das Palmenschwingen entschieden schließlich den Erfolg. Der Souffleur arbeitete mit wie immer athletischen Stimmmitteln.

Das Ergötzlichste aber war das Nachspiel, das uns Herr Geh. Hofrat von Gottschall mit seiner Rezension im „Leipziger Tageblatt" bereitete. Es ist hier vielleicht nicht unangebracht, einmal kurz die Leipziger Kritik zu streifen, die ja doch einen integrierenden Bestandteil des Kunstlebens bildet. Seitdem der geistvolle, auch den Lesern der „Gesellschaft" bekannte Edgar Steiger nicht mehr seine rücksichtslose und doch nie ungerechte Feder in der „Volkszeitung" führt, beherrscht — da alle sonst bedeutenden Kräfte sich auf die Musikkritik konzentrieren — das Feld der litterarischen Rezension wieder einmal Rudolf v. Gottschall. Ein Künstler in der Produktion war er nie; von den Herren des Feuilletonismus sicher der ehrlichsten, aber auch der kleinsten einer, hatte er doch in der Kritik oft originelle und beachtenswerte Ideen. Die scheinen ihm während der Entwicklung der „Jüngstdeutschen" (sein Lieblingswort!) abhanden gekommen zu sein. Bühnenfähigkeit deckt sich heute für ihn mit gewöhnlichstem Coulisseneffekt. Wer in der widerlichen letzten Scene des „Johannes" weltgeschichtliche Per-

spektiven finden kann, hat eben damit seinen Nachweis kritischer Impotenz erbracht. Sudermann kann stolz darauf sein, den gleichen Beifall bei der „Gartenlaube" und bei Gottschall gefunden zu haben. Die ganze Rezension war gespickt mit jenen fürchterlich banalen Antithesen und Wortspielereien, die genau so schon vor jetzt 50 Jahren in Gottschalls „Litteraturgeschichte" standen.

Nach alledem war der Boden gut bereitet für die Aufnahme der Nachricht, daß Dr. **Heines** Ibsen-Ensemble uns eine Aufführung der „**Gespenster**" bescheren werde. Durch Ermete Zaccouis neuropathische Kunststücke war ja dieses Stück eine Zeitlang geradezu zum Schlagwort geworden; neuerdings hat Edgar Steiger in seinem ästhetischen Werke ihm unter den modernen Dramen die erste Stelle angewiesen. Ich gehöre selbst zu denen, die in den „Gespenstern" ein ganz außerordentliches Werk bewundern. Mit größerer Kraft ist der herrlich erbarmungslose Ausleseprozeß, den hoffentlich keine medizinische Entdeckung sobald stören soll, wohl kaum je geschildert worden — außer in Zolas Rougon-Macquarts, wo im „Germinal" die Herztöne der weltgeschichtlichen Evolution uns vernehmbar werden. Darum stimmt uns dies Drama Ibsens trotz seiner Furchtbarkeit doch freudig, während uns z. B. in den „Webern" jene brutale Form der Auslese, die man jetzt die „kontraselektorische" zu nennen pflegt, verwundet. — Die Darstellung litt an etlichen Mängeln. Frau **Riechers** sollte ihr Talent nicht an den falschen Platz stellen; erschütternder Kunst ist sie nun einmal nicht fähig. Zudem fiel mir etwas Manieriertes in ihrem Accent recht bedauerlich auf. Herrn **Waldemars** Oswald — ja, wir wollen ja keinen Zacconi in neuer Auflage, aber etwas anders benehmen sich auch die beginnenden Paralytiker doch; sonst wird der Eintritt der Geistesumnachtung allzu unglaubwürdig. Die Regine befriedigte mich gar nicht; in der Abschiedsscene versagte sie ganz. Und doch zeigte der brausende Beifall, der Herrn Heine mehrmals rief, wie selbst ein so kunterbunt zusammengewürfeltes Publikum solcher Kunst gegenüber vor allem das Gefühl der Dankbarkeit gegen die Geber hat. Ob Herrn Stägemann in dieser Stunde nicht beide Ohren geklungen haben? Als Herr Heine im März mit seinem Ensemble hinauszog, habe ich ihm Triumphe prophezeit; er hat sie reichlich geerntet, und den Herren Direktoren der Stadttheater mag wohl vor diesem unheimlichen „Konkurrenten" doch allmählich etwas bange werden. Es wäre ja auch gar nicht zu denken: gesetzt, wir bekämen wirklich ein **Theater** unter Heines Direktion — dann hätten wir ja doch so etwas wie Kunst in Leipzig!

Auch mit der bildenden Kunst ist es in der Stadt, die einen der Größten von Gottes Gnaden, **Klinger**, beherbergt, recht schlecht bestellt. Ich gebe die redlichen Bemühungen des Kunstvereins zu; aber wir bekommen da einen zu kleinen Ausschnitt der künstlerischen Produktion zu sehen! In del Vecchias Ausstellung hatte sich mit großer Reklame ein Napoleon-Cyklus von Rex angekündet. Wenn man einen Napoleon-Cyklus malen will, so gehört dazu mindestens, daß man überhaupt malen, daß man auch den Napoleon selber malen, und daß man ein wenig von dem Geiste des Zeitalters hineinlegen kann. Herr Rex kann gleich das erste, das Malen überhaupt, nicht, geschweige denn die beiden andern Dinge. Solche bunte Deckel sind geradezu eine Verhöhnung der Kunst. Gegen Rex ist Anton von Werner ein gottbegnadeter Künstler; und damit ist wohl genug gesagt. Der Gesamteindruck, den man von Napoleon erhält, ist geradezu der einer lächerlichen Figur. Und wenn wir auch in der Schule gelernt haben, daß der Korse unser Erdfeind war — so protestieren wir doch dagegen, daß die Kunst als Mittel benutzt wird, das Große herabzuziehen! —

Auf dem Gebiete der „Bedarfskunst", dieses erst jüngst wieder zu Ehren gekommenen Kindes früherer Jahrhunderte, bietet uns Leipzig augenblicklich eine Aus-

stellung illustrierter Postkarten. Man erschrecke nicht allzu sehr! Die Ansichtspostkarte ist nun einmal da, und wenn sich auch der Sport damit überlebt haben wird, verschwinden wird sie selbst sicher nicht; also ist es unsere Sache, sie wenigstens in den Dienst künstlerischer Zwecke zu stellen. Das ist neuerdings mehrfach mit recht gutem Erfolge geschehen. Aber auf eins muß doch aufmerksam gemacht werden: es genügt nicht, daß man ein paar Farbentöne nach künstlerischen Gesichtspunkten zusammenstellt, sondern die Grundlage der illustrierten Postkarte muß unbedingt die treue Wiedergabe des Lokalkolorits, der örtlichen Stimmung sein. Gerade darin läßt das, was ich hier sah, noch viel zu wünschen übrig, wenn ich auch gern zugebe, daß geradezu kleine Kunstwerke von Karten zu sehen sind. Sehr schön ist eine Serie, die die Stadt Leipzig behandelt: hier findet sich Ortsstimmung und feinsinnige Farbenverwendung trefflich vereinigt. So bietet der Rundgang durch diese Ausstellung vielfache Anregung zu allerhand Betrachtungen. Man glaube nur nicht, daß so kleine Dinge, wie Postkarten, etwas Bedeutungsloses sind. Wenn wir eine künstlerische Erziehung des ganzen Volkes einleiten wollen — und sollten wir's nicht können, wo wir doch einen Lichtwark haben! — so müssen wir bei den kleinen Bedarfsartikeln des Alltagslebens anfangen.

Ernst Gystrow.

Kritik.

Aus dem Kreise der „Gesellschaft“.

* Neue Werke erscheinen von Hans Benzmann („Sommersonnengluten“, Gedichte mit Buchschmuck von E. Orlik, bei Schuster u. Löffler in Berlin), von Adolf Donath („Tage und Nächte“, Gedichte. Ebenda. Mit Einleitung von Georg Brandes), von Anna Ritter (Gedichte. Leipzig, A. G. Liebeskind), von Ludwig Jacobowski („Loki. Roman eines Gottes.“ Ca. 300 S., mit Buchschmuck von Hermann Hendrichs. J. C. C. Bruns, Minden i. W.), von Christian Morgenstern („Ich und die Welt“. Gedichte. Schuster u. Löffler in Berlin).

* Adolf Donath hat im Allg. Bildungs- und Diskussionsklub zu Wien am 16. Mai einen Vortragsabend veranstaltet, in dem er norddeutsche Dichter charakterisiert hat.

„Donath verstand es,“ so berichtet das „Wiener Abendblatt“ vom 23. Mai, „in seiner stark aus der Art schlagenden Vortragsweise ein ebenso interessantes, als ins Wesen des Themas tief eindringendes Bild zu entwerfen. Er schilderte die hervorstechendsten dichterischen Eigentümlichkeiten Liliencrons, Dehmels, Falkes, Benzmanns, O. J. Bierbaums, Christian Morgensterns, Karl Busses, Jacobowskis und anderer norddeutscher Interpreten der „Moderne“, wobei er Liliencron als den eigentlichen Bahnbrecher und Wegebner der Jung-Berliner Dichterschule bezeichnete. Und gleichsam, als wollte er die volle Glaubwürdigkeit seiner ekstatischen, in der Stimmung der von ihm beleuchteten Dichter gehaltenen Ausführungen handgreiflich dokumentieren, streute er einzelne, die Eigenart derselben wesentlich kennzeichnende Dichtungen in seinen Vortrag ein, welche denn auch, in scharf pointierter und doch diskreter Weise recitiert, ihre Wirkung nicht verfehlten. Alles in allem genommen ein Abend, an dem wieder einmal ad demonstrandum bewiesen wurde, daß die sprichwörtlich gewordene — Abneigung der Deutschen gegenüber zeitgenössischen Lyrikern dennoch nicht imstande ist, den trotzig-kühnen Adlerflug echter Poeten zu hemmen.“

Jung-Prag-Liliencron-Abend. Liliencron hat am 11. Mai in Prag eine Reihe seiner Dichtungen vorgelesen. Mit starkem Erfolge. Dann kam Jung-

Prag heran. Neben Fr. Adler, H. Salus und R. M. Rilke die junge Prager Dichterschule der Alfred Guth, Oscar Wiener, Paul Porges, Walter Schulhof, Eugen Trager, Richard Wurmheid und Margarethe Beutler. Die Dichtungen dieser den Lesern der „Gesellschaft" zumeist bekannten Poeten trug Dr. Jungk mit feinstem Verständnis vor. Es war in jeder Hinsicht ein Triumphtag für die junge Generation Prags. Ein Berliner Dichterabend folgt demnächst. R. G.

Deutsche Litteratur im Auslande.

Contemporary Review (Mai). Professor Sesch ergeht sich über Nietzsches Weltanschauung im Anschluß an Dr. A. Tilles Übersetzung der Werke Friedrich des Größten. Ihn einfach als den Propheten des Bösen hinzustellen, ist durchaus einseitig.

Revue Internationale de Musique (15. Mai). Henry Gauthier-Villars giebt eine kenntnisreiche Übersicht über die Wagner-Litteratur in Deutschland.

Maurice Kufferath hat soeben ein Buch über die Geschichte der „Maitres Chanteurs de Nuremberg" Wagners veröffentlicht, worin er die Aufnahme und die Verbreitung dieser Oper historisch verfolgt.

Gerhart Hauptmanns „Weber" ist jetzt endlich auch in Paris freigegeben und in der Übersetzung von Thorel auf dem Theater Antoines gegeben worden. Am 3. Mai feierte im deutschfeindlichen „Eclair" Mad. Séverine das Stück als eine Dichtung der Menschlichkeit, des Erbarmens, der Schönheit. Frau Severine lobt in ihrem Artikel aber nicht nur das Drama Hauptmanns, sondern auch uns Deutsche, oder vielmehr Deutschland überhaupt. Das Lob ist unverdient. Der Artikel kritisiert nämlich die von der Polizei herbeigeführte Verzögerung der Aufführung und konstatiert mit Genugthuung, daß die „heroischen Zeiten" vorbei sind. In der großen Oper gebe man jetzt „Lohengrin" und „Die Meistersinger", ohne daß ein Hahn danach krähe. Deshalb wäre es für Frankreich erniedrigend gewesen, den Bestrebungen der Konkurrenz und einiger im Dunkeln arbeitenden frommen Seelen nachzugeben und die „Weber" zu verbieten. „Denn in Deutschland, unter der Herrschaft des Szepters und des Säbels, in dem monarchischen Bundesstaat wird Hauptmanns Werk frei gespielt, es wird sogar auf der kaiserlichen Hofbühne aufgeführt." Wenn das wahr wäre! Aber bekanntlich hat unser Kaiser gegen Hauptmann starke Antipathien und seine Loge im Deutschen Theater zu Berlin aufgegeben, als die „Weber" dort zum erstenmal aufgeführt wurden.

Hermann Sudermanns Roman „Der Katzensteg" erschien soeben in englischer Übersetzung unter dem Titel: „Regina oder Die Sünden der Väter". Die Übersetzung rührt von der englischen Schriftstellerin Beatrice Marshal her.

Revue de Paris (1. Mai). Leo Tolstoi läßt jetzt seinen ganzen lebensfeindlichen Groll über R. Wagner aus. Der Wagner-Enthusiasmus sei nur eine Art Hypnose. Eine falsche, grobe und absurde Kunst, die keine Kunst ist, die den Geschmack der oberen Klassen verdirbt und ihr Gefühl für das Schöne, so resümiert der greise Tolstoi sein Urteil. Man sollte Tolstoi raten: „Graf, bleiben Sie bei Ihren Bauern." Dr. H. Tr.

Romane und Novellen.

Max Klinger. Menschheitsphantasieen von Fritz Stern. Berlin, Schuster u. Löffler.

Wenn wir in der Kritik nicht mehr mit großem, freiem Sinn urteilen und der Scheinkunst nicht mehr ebenso resolut die Thüre weisen wie wir der echten Kunst unsere Huldigung darbringen dürfen: dann werf' ich die Rezensentenfeder weg. Aber ob wir dürfen oder nicht: ich thu' eben was ich nicht lassen kann. Und wird mir

ein neues Werk vor die Augen gerückt, so find' ich immer die Zeit zu einem prüfenden Blick. Und dann arbeitet's in mir, und ich muß mich aussprechen — so oder so, ohne viel Umstände. Dieser Fritz Stern hat mir eine böse Stunde gemacht. Ich möchte wissen, ob er vor dem Druck seine Handschrift dem Max Klinger vorgelegt und dessen Genehmigung erhalten hat, den berühmten Künstlernamen als Firma aufs Titelblatt dieser angeblichen „Menschheitsphantasieen" zu schreiben, als Firma, das heißt als Aushängeschild. Einen Künstlernamen vor ein Künstlerwerk zu setzen, warum nicht? Glattweg! Sobald das Werk wirkliche Kunst und nicht Scheinkunst! Das entscheidende Moment liegt darin, ob echt oder unecht, ob geschaffen oder nachgemacht, ob durchgelebt oder nachempfunden, mit einem Wort: ob der Urheber eine schöpferische künstlerische Persönlichkeit oder nur ein Verfertiger von künstlichen Sachen. Und ich mochte diesen „Max Klinger" — Verzeihung, nein, ich gehe nicht auf diesen Leim! — ich mochte diese „Menschheitsphantasieen" — nein, nochmals und tausendmal nein, die Menschheit und diese Phantasieen von Fritz Stern haben nicht das allergeringste Ernsthafte miteinander zu schaffen! — ich mochte diese in Gedichtform bedruckten Seiten aufschlagen und prüfen wo ich wollte, nirgends fand ich die Sprache aus dem eigenen Herzen und Hirn einer schöpferischen Künstlerpersönlichkeit, sondern nur die armselige moderne Phraseologie, die widerliche moderne Empfindungslüge, die ganze äußerliche moderne Mache eines flinken Nachahmers aus der neuromantischen Schule. Wahrhaftig, dieser Fritz Stern hat mir eine böse Stunde gemacht.

M. G. Conrad.

Marcel Prevost, Eine unglückliche Ehe. München, Albert Langen, 3,50 Mk.

Gestehen wir's uns nur ruhig ein. Den ganzen Prevost hat nur die niedliche Freude am Erotischen berühmt gemacht. Wenn er nicht Frauen erzählen läßt, wie sie sich an- und ausgezogen haben, ist der gute Knabe trivial und langweilig. Jene eine Note beherrscht er aber so amüsant, wie kein zweiter vor ihm. Man wird gekitzelt, da, wo man am menschlichsten ist — das riecht nach Sterblichkeit, sagt Lear — Was hat die Kunst damit zu thun? Man wird einräumen müssen, daß Prevost ein Stilkünstler ist, aber nicht bahnbrechend wie Flaubert, nicht wuchtig-gigantisch wie Zola, nicht geschmeidig-glänzend wie Maupassant, nicht lyrisch wie Loti, wohl aber gefällig, wässrig, glatt, ein noch polierterer Bourget. Und sein Stoff? Du lieber Gott, die junge Frau war nahe daran. Schon war ihr Kleid sehr zerknittert, da — Prevost stößt es hier moralisch auf, und das Weibchen kehrt zum angetrauten Männchen zurück. Na, wenn das nicht moralisch ist! L. J.

Königsbrun-Schaup, Hundstagszauber. Roman. Dresden. E. Pierson. (Mit einer aparten Titelzeichnung von Hermann R. C. Hirzel.)

Nach harmlosen Märchen und Novellen, nach unbedeutenden Gedichten hat Königsbrun-Schaup mit seinem Roman „Die Bogumilen" plötzlich die Aufmerksamkeit der Kritik auf sich gelenkt. Eine runde, reiche, vollgültige Schöpfung eines Dichters. Sein neuer Roman beweist, daß dieser jetzt 42jährige Mann die Grenzen seiner Kunst erkannt hat und sich im Aufstieg befindet. Sein neuer Roman hat nicht den ethnographisch originellen Hintergrund, wie die „Bogumilen" Serajewos; nicht seltsam kontrastierende Völkerschaften haben hier ihre Vertreter, sondern schlecht und schlicht ist's eine Liebesgeschichte in Dresden, die Königsbrun hier erzählt. Solche Liebesgeschichten werden interessant gemacht, sei es durch absonderliche Erlebnisse — hier schwelgt die Phantasie der Halbpoeten —, sei es durch individuelle Behandlung des Alltäglichen. Als Poet hat Königsbrun diesen Weg gewählt. Die paar Spazlergänge in Dres-

dens Parkanlagen sind gewöhnlicher Art. Aber wie intim und besonders abgetönt ist hier seine Kunst! Mit verblüffender Stilpracht weiß er die Schwüle der Hundstagswochen über das Liebesleid seiner armen Prinzeß zu legen, die der Baron ohne Geld so überaus freudvoll und leidvoll liebt. Da ist eine Pracht der Schilderung, ein sonniger Glanz in dem Buche, der förmlich berauscht. Wohl sind beide Menschen zu weich, wohl muß sich der Dichter vor Unmännlichkeit hüten, wohl hat die gesunde Begabung dieses Buches eine Neigung zum Kränklichen, aber die Seligkeit der Liebe jauchzt über alles hinweg und reißt den Leser mit in den Strom leidenschaftlichen Glückes. Feine Ohren werden das unterirdische Pathos des Selbsterlebens heraushören, das durchzittert ist von dem Klang echter Poesie.

Dresden hat in Königsbrun-Schaup einen Dichter, der den weitgerühmten Ompteda an Talent stark überragt.

Ludwig Jacobowski.

H. Rider Haggard: Kleopatra. Hist. Erz. a. d. Jahrh. vor Chr. Geburt. Übers. von Dr. Arth. Schilbach. 2. Auflage. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. 1898. 8°.)

Bei allen antiquarischen Romanen geht es ohne ein bißchen Hokuspokus nicht ab, zumal wenn sie uns in ganz entlegene Jahrhunderte zurückführen, zu deren Erkenntnis nur der sorgsame Forscher vordringt, freilich auch er nur, um an einem mehr oder weniger nahen Punkte zu bekennen, daß er von dem Bilde der alten Zeit nur einige Schleier heben, nie das Ganze schauen kann. Dieses Fehlende, und wir fürchten, es ist zumeist das Wesentliche, zu ergänzen, bemüht sich nun die Phantasie der Dichter, die es für eine Aufgabe der Poesie halten, alte Zeiten in Jugendfrische vor unseren Augen aufstehen zu lassen. Zumeist fesselt natürlich in solchen Werken nicht der Geist der Zeiten, sondern der Rassen eigener Geist, d. h. wenn sie welchen besitzen Immer aber ist er mehr oder weniger fromme Täuschung der Dichter und derer, die ihnen glauben. Für gar gläubige Gemüter hat nun H. Rider Haggard in seiner von A. Schilbach gewandt übertragenen Erzählung: „Kleopatra" ein hübsches Mittel gefunden. Er entdeckt in einem abgelegenen Thale des öden libyschen Gebirges ein Grab und in ihm bei einer Mumie eine Reihe wohlerhaltener Papyrusrollen. Was auf diesen aufgezeichnet ist, das ist nun sein Roman. S. Rider Haggard begnügt sich mit der Rolle des Entzifferers und des Übersetzers. Dabei folgt er seiner 2000 Jahre alten Vorlage so getreu, daß er jede Lücke im Original verzeichnet. Das Werk schließt mit dem verstümmelten Worte: Naittiga —. „Hier endigt," so heißt es in der Anmerkung, „plötzlich die Schrift auf der dritten Papyrusrolle; es will fast scheinen, als ob der Schreiber in diesem Augenblick gewaltsam unterbrochen wurde von denen, die kamen, um ihn zum Tode zu führen." Wem bei diesem Spuk aus dem uralten Grabe nicht ein kaltes Grauen über den Rücken läuft, der verdient wahrlich nicht, in die Geheimnisse der Papyrusrollen eingeweiht zu werden. Harmachis heißt ihr Schreiber, der letzte der Pharaonen, der seine Mission, die macedonische Königin, die Verspotterin des alten Irisglaubens, Kleopatra, zu entthronen und die Altäre der Götter des Landes Charmi wieder in altem Glanze aufzurichten, schändlich verrät, sich zum Geliebten der Thronräuberin erniedrigt und schließlich zu Gunsten des Antonius schändlich abgedankt und nur Dank einer List der ihm treu ergebenen Charmien gerettet wird. Die Rache des Harmachis an Kleopatra bildet den Schluß der Aufzeichnungen. Harmachis ist es, der Kleopatra in der Schlacht von Aktium durch zauberische Mittel aus der Ferne den Gedanken einflüstert, zu fliehen, Harmachis ist es, der schließlich alle ihre Pläne vereitelt und ihr den Gifttrank mischt, an dem sie stirbt. Die Geheimnisse des Iriskultus mit allen Mysterien, deren nur

der Eingeweihte Zeuge werden darf, der Glanz und der unerhörte Luxus der Hofhaltung der Kleopatra, die Schauer des Grabes des Mentawra, das seiner Schätze beraubt wird, alles das wird dem Leser der Papyrusrollen lebendig. Man darf wohl sagen, die Fälschung ist nicht ungeschickt gemacht, auch der breite, feierliche Ton der Selbstbekenntnisse eines Mannes, der seine Lebensaufgabe und sein Lebensglück verfehlt hat, im Stile der Zeit gut getroffen. Schließlich aber bleibt doch das Ganze eine, wenn auch ernst gemeinte, so doch eine Spielerei und gerade das Mittel, das Rider Haggard ergreift, um uns am stärksten zu packen, die Vorspiegelung eines Dokumentes aus der Zeit der Kleopatra, wird zum Verhängnis für den Ernst des Eindruckes. Leonhard Lier.

Erich Schlaitjer. Der Schönheitswanderer. Novellen u. Skizzen, illustr. v. R. Neubauer. Berlin-Leipzig (Kundt). 1898. Pr. 1,50 Mk.

Der Verfasser, einem engeren Publikum bereits durch einige ästhetische Aufsätze in verschiedenen Zeitschriften und durch seine gehaltvollen Rezensionen und Kritiken in der — inzwischen leider eingegangenen — nationalsozialen Zeitung Naumanns „Die Zeit“ bekannt geworden, tritt hier zum erstenmal als selbstschaffender Künstler vor die Kritik. Das Büchlein ist eine Sammlung kleiner Essays von ziemlich verschiedenartigem und verschiedenwertigem Charakter. Neben der von Hartleben'schem echten Humor diktierten Burleske: „Als ich enthaltsam war“, finden sich düstere Phantasien voll nordischen Nebels, wie „Schatten des Todes“, neben einer glänzenden Probe seiner Rezensionskunst („Drei Abende im Theater“) eine seltsame, etwas unklare Dichtung: „Der Herbst im Schloß.“ Bei dem Mangel an einheitlichem Charakter ist es schwer, ein Gesamturteil über das Buch zu fällen; doch ist wohl sicher, daß wir es mit einer durchaus eigenartigen Persönlichkeit zu thun haben, von dem wir eine Bereicherung unserer Litteratur erhoffen dürfen. Namentlich die schwermütig-resignierte, hoffnungslos-traurige Stimmung, die über der Mehrzahl der Skizzen waltet, und der schwere, etwas überladene Stil, verleihen dem Buch eine litterarische Eigentümlichkeit, für die wir nicht leicht eine Parallele in der neueren Kunst zu nennen wüßten. Heinz Starkenburg.

Vermischtes.

R. Penzig: Ernste Antworten auf Kinderfragen. Berlin, Dümmler, 1897. 248 S. 2,80 Mk.

Eine der auffallendsten und unerklärlichsten Erscheinungen im kindlichen Leben ist für den Nichtkundigen der nie versiegende Born von Fragen, der aus dem Munde der Kinder hervorsprudelt. Daß dieser innere Fragedrang eine der wertvollsten und wichtigsten Naturmitgaben des jungen Erdenbürgers ist, welcher Eltern und Erzieher die sorgfältigste und liebevollste Pflege angedeihen zu lassen verpflichtet sind, wissen nur die wenigsten unter ihnen. Diese Unkundigen eines Besseren zu belehren ist das prächtige Penzig'sche Buch in ganz ausgezeichneter Weise geeignet, weil es große Erfahrung, tiefe Einsicht, heiligen Ernst und innige Liebe widerspiegelt wie kein zweites derartiges Buch. Man lese z. B. im zweiten Kapitel nur die Auseinandersetzungen über das „Geboren werden“ nach, die so klar, so verständig, so wahr und überzeugend sind, daß man kaum begreifen kann, warum die Storchfabel und die Engellegende nicht schon längst außer Übung gesetzt worden sind. Denn nirgends hat es sich noch stets furchtbarer gerächt, Kindern auf die schwerwiegendsten Fragen mit wissentlichen Lügen zu antworten, als gerade auf dem Gebiete des Sexuallebens mit seinen verschiedenen Schattierungen. Oder man nehme das Gegenstück: „Wo ist jetzt das verstorbene Schwesterchen?“ wie die Spezialfrage der allgemeineren lautet. Was Penzig darüber sagt, ist ebenso einleuchtend, natür-

lich, zartempfunden und dem kindlichen Verstande angepaßt, wie wenn er die vielen Fragen behandelt, welche sich aus der Stellung des Kindes zu seinen Eltern, Geschwistern oder den Dienstboten, zur Natur, zur Gesellschaft, zur Schule, zur Gottheit oder anderem ergeben. Dabei ist Penzigs Buch so verständlich, so keusch, so warmherzig geschrieben, daß die einfachste, wie die empfindlichste Mutter seinen Gedanken folgen können wird. Kurzum, es ist ein Buch, das in keiner Familie und auf keinem Hochzeitstische fehlen sollte, den Eltern zur Erleichterung, den Kindern zum Wohle! A. v. A.

Büchertisch.

Vom 25. Mai bis 10. Juni liefen bei der Redaktion nachstehende Bücher ein (Besprechung bleibt vorbehalten):

Bang, Hermann, Am Wege. Roman. Berlin, S. Fischer. 8. 228 S. 3 Mk.

Bauer, Martin, Die Rechte, Roman. Breslau. S. Schottlaender. 361 u. 394 S. 8. 10 Mk.

Bergemann, Dr. Paul, Die werdende Frau in der neuen Dichtung. Lpz., Hermann Haacke. 8. 51 S. 0,80 Mk.

Brandes, Georg, Polen. München, Albert Langen. 8. 390 S. 10 Mk.

Cotta, Johannes, Gefilde der Seligen. Lpz., R. Friese. 284 S. 8.

Derselbe, Der Stiefel. Schwank in 1 A. Ebenda. 64 S. 8.

Duboc, Dr. Julius, Die Emanzipation der Kunst. 3 Briefe. Lpz., O. Weigand. 98 S. 8. Mk. 1,50.

Eckhorst, B., Hermannswacht. Gedanken ü. relig., nat. u. pers. Einheit deutschen Geistes. Lpz., Wilh. Friedrich. 8. 68 S. 1 Mk.

Fuchs, Dr. Carl, Künstler und Kritiker oder Tonkunst u. Kritik. Breslau, S. Schottlaender. 8. 286 S.

Ganser, Dr., Deutscher Dichterhain. Biographische Übersichten. Lpz., A. Lesimple. 64 S. 8. 0,60 Mk.

Goldbeck, Eduard, Zolas Beichte. 2. Aufl. Berlin, Fußinger. 36 S. 8. 0,50 Mk.

Gräf, Hans Gerhard, Lyrische Studien. Weimar, Hans Lüstenöder. 98 S. 8. 0,90 Mk.

Hermann, H., Trutz-Bathseba, Roman. Breslau, S. Schottlaender. 295 S. 8.

Key, Ellen, Mißbrauchte Frauenkraft. A. d. Schwed. München, Albert Langen. 8. 74 S. 2 Mk.

Kurnig, Das Sexualleben u. d. Pessimismus. 2. Heft. Lpz., Max Spohr. 8. 44 S.

Legouvé, Ernst, Hector Berlioz. Erinnerungen. Deutsch von Suzanne Braeutigam. Lpz., Breitkopf & Härtel. 8. 40 S.

Petzold, Max, Die Einzige. Schsp. in 3 A. Halle, Otto Hendel. 8. 52 S. 0,25 Mk.

Samarow, Gregor, Eine goldene Feder, Roman. Breslau, S. Schottlaender. 8. 290 S.

Schneidt, Karl, Unsichtbare Mächte. Berlin, John Schwerin. 90 S.

Steiger, Edgar, Das Werden des neuen Dramas. I. Henrik Ibsen und die dramatische Gesellschaftskritik. II. Von Hauptmann bis Maeterlinck. Berlin, F. Fontane & Co. 8. 318 u. 355 S.

Stolzenberg, Georg, Neues Leben. Berlin, Joh. Sassenbach. 1898. 16. 60 S.

Zobeltitz, Fedor v., Der gemordete Wald. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 8. Geb. 5 Mk.

Wir bitten, sämtliche Manuskript-, Bücher- rc. Sendungen ausschließlich an

Dr. Ludwig Jacobowski, „Schriftleitung der Gesellschaft"

Berlin S.W. 48, Wilhelmstr. 141

zu senden. Unverlangten Manuskript-Sendungen ist stets Rückporto beizufügen.

Leipzig, Querstraße 23.

Verlag der „Gesellschaft". **Hermann Haacke.**

Verantwortlicher Leiter: Dr. Ludwig Jacobowski in Berlin.
Verlag der „Gesellschaft" Hermann Haacke in Leipzig. — Druck von Carl Otto in Meerane.